D. II. 6.
18921.
72

FRIEDRICH'S

VON SCHILLER

SÄMMTLICHE WERKE.

Diese Ausgabe der Schiller'schen Werke ist auch zu haben:

London, bei Black, Young et Young.
Paris, bei Baudry.
In Deutschland und Den Niederlanden, in den vorzüglichsten Buchhandlungen.

DRUCK VON A. WAHLEN, ZU BRÜSSEL.



A. Schule sc.

FRIEDRICH VON SCHILLER.

FRIEDRICH'S

VON SCHILLER

SÄMMTLICHE WERKE.

VOLLSTÄNDIGE AUSGABE IN EINEM BANDE.



BIBLIOTHEK
COBURG

Haag,

IN DER VERLAGSHANDLUNG

DER GEBRÜDER HARTMANN.

1830.

NACHRICHTEN

VON

SCHILLER'S LEBEN *.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewand und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem Bayrischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlasste ihn, bey dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluss des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bey dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bey dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Würtembergischen Hülfs-Corps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schiller's Vater erhielt sich durch Mässigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bey dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1759 stand er bey einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Musse, um durch eignes Studium, ohne fremde Beyhülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabey für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlasste den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine grössere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

« Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach
» der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, dass du
» demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was
» ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen
» konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gü-
» tigstes Wesen, dass du auf die Bitten der Sterbli-
» chen achtest! — »

Schiller's Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchslose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Aeltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10 November 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man sich aus seinen frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem Würtembergischen Grenzdorfe, wo Schiller's Aeltern von 1765 an drey Jahre lang sich aufhielten. Der Sohn dieses Geistlichen, ein nachheriger Prediger, war Schiller's erster Jugendfreund, und dies erweckte bey ihm wahrscheinlicher Weise die nachherige Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort sahe der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich alle seine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen grössern Schule zu Ludwigsburg, und aus dieser Zeit erinnert sich ein damaliger Mitschüler seiner Munterkeit, seiner oft muthwilligen

* Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden, als ihr Verfasser. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schiller's vertrautesten Freunden, und wurde von mehrern Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren, durch schätzbare Beyträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schiller's eigene Aeusserungen, oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet.

Laune und Keckheit, aber auch seiner edlen Denkart und seines Fleisses. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit grossem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Officiere Zöglinge dafür aussuchte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Carls-Schule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schiller's Vater allerdings bedenklich seyn musste. Gleichwol eröffnete dieser dem Herzoge freymüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bey der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war gross in Schiller's Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern, aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakter-Schilderung aufsetzen musste, wagte Schiller das Geständniss:

« Dass er sich weit glücklicher schätzen würde,
» wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen
» könnte. »

Auch ergriff er im Jahre 1775 eine Gelegenheit, wenigstens das juristische Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bey dem Institute eine neue Lehr-Anstalt für künftige Aerzte errichtet worden; der Herzog liess jedem Zöglinge die Wahl, von dieser Anstalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Carls-Schule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Producte aus damaligen äussern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines solchen Geistes bestimmte, blieb natürlicher Weise vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umstände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen gab es auf der Carls-Schule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichts-Anstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem grossen Theil der vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopstock, Utz, Lessing, Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnass begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äussern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bey seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluss, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beyspiele einer solchen Denkart mussten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerstenberg's Ugolino. Später wurde er auf Shakespear aufmerksam gemacht, und dies geschah durch seinen damaligen Lehrer, den jetzigen Prälaten Abel in Schönthal, der überhaupt sich um ihn mehrere Verdienste erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als dass er ihn einmal auf der Festung Hohenasperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale, besuchte.

Ein episches Gedicht, *Moses*, gehört zu Schiller's frühesten Versuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: *Cosmus von Medicis*, im Stoffe ähnlich mit Leisewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieses Stücks sind später in die Räuber aufgenommen worden; aber ausserdem hat sich von Schiller's Producten aus dem Zeitraume vor 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damals aus eigenem Antriebe nicht blos mit Lesung der Dichter. Auch Plutarch's Biographien, Herder's und Garvens Schriften waren für ihn besonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, dass er vorzüglich in Luther's Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte.

Medicin trieb er mit Ernst, und um ihr zwey Jahre ausschliessend zu widmen, entsagte er während dieser Zeit allen poetischen Arbeiten. Er schrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: *Philosophie der Physiologie.* Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm ausgearbeitet, und seinen Vorgesetzten im Manuscripte vorgelegt, erschien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Cursus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeschrift: *Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.* Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als Regiments-Medicus bey dem Regimente Augé, und seine Zeitgenossen behaupteten, dass er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein strenges Gelübde von der Poesie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die *Räuber* und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebst den Producten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und musste den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Desto erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon im Jahre 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freyherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiederte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Puncten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beyderseitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bey dieser und der zweyten Aufführung im Mai eben dieses Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reise nach Mannheim hatte heimlich geschehen müssen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe.

Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich

die Graubündtner beleidigt fanden, veranlasste eine Beschwerde, und der Herzog verbot Schillern, ausser dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dies war für ihn eine desto drückendere Beschränkung, je günstigere Aussichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauerspiels eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem jetzigen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: *Würtembergisches Repertorium der Literatur* herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: *über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine grossmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte*, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen; wozu aber Schiller sich nicht entschliessen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, dass es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst, und hätte gern gesehen, dass auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carls-Schule hervorgegangen wäre. Aber in Schiller's Producten fand er häufige Verstosse gegen den bessern Geschmack. Gleichwol gab er ihn nicht auf, liess ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobey Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte blos, dass er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dies einzugehen war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, dass bey dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strengen Massregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheiligen Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Aeltern wagen, ohne dass diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Iffland's Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reiz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwol wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniss des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniss hoffte er durch den Freyherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs, er entschloss sich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feyerlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Grossfürsten Paul veranlasst wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beynahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: *die Verschwörung des Fiesco*, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk — *Kabale und Liebe* und die ersten Ideen zum *Don Carlos*. Im September 1783 verliess er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schiller's Charakter, bey jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem Würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: *Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken?* In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine grössere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: *Rheinische Thalia*, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

« Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelös't.
» Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium,
» mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre
» ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribu-
» nal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich
» und verehr' ich. Etwas Grosses wandelt mich an bey
» der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als
» den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron
» mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. —
» Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht
» mehr war, als seine Werke — und gern gestehe
» ich, dass bey Herausgabe dieser Thalia meine vor-
» zügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und
» mir ein Band der *Freundschaft* zu knüpfen. »

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweyter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bey ihm die Idee: Shakespear's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber *Don Carlos* war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, dass Schiller dem dabey gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, musste Schillern zur grossen Aufmunterung gereichen, und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem

fröhlichen Zirkel. Das *Lied an die Freude* wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schiller's Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier nicht blos geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: *der Menschenfeind*, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit ausserhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte, und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den *Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweyten.* Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloss er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum *Geisterseher.* Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabey zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, dass er blos die Neugierde des Publikums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äusserst anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schiller's Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

« Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt. »

Ein solches genaueres Verhältniss gab Anlass, dass Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller liess es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte *die Götter Griechenlands, die Künstler,* ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten, und zugleich durch Beyträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meinungen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

« Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden geniesse. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowol, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoss, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. — »

Die Gegend bey Rudolstadt hatte Schillern so sehr angezogen, dass er sich entschloss, den Sommer des Jahrs 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksstädt, nicht weit von Rudolstadt, um das Landleben zu geniessen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

« Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet. »

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf sich's, dass Schiller zum erstenmale Goethen sah. Seine Erwartung war auf's höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethe's Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er eben zurückgekommen war; aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewusstseyn eines rastlosen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber sass, damals etwas Unbehagliches.

« Im Ganzen genommen, » schrieb er über diese Zusammenkunft, « ist meine in der That grosse Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bey ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schliesst sich aus Einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren. »

Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monaten, dass Goethe wenigstens keine Gelegenheit versäumte, sich für Schillern, den er zu schätzen wusste, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damals Jena verliess, war eben Schiller's Werk über den Abfall der Niederlande erschienen, und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der jetzige Geheim-Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dies aller-

dings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

« Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem » neuen Fache bin. Ahnung grosser unbebauter Felder » hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte » gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter » mit ihrer Welt. »

Eine spätere Aeusserung über den historischen Stil war folgende:

« Das Interesse, welches die Geschichte des pelo- » ponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muss » man jeder neuern Geschichte, die man für die » Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die » Aufgabe, dass man seine Materialien so wählt und » stellt, dass sie des Schmucks nicht brauchen, um » zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in » unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer » gekannt hat, und dem das *vaterländische* Interesse » bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt » nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend » der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede » merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vor- » ging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist » ein armseliges kleinliches Ideal, für *eine* Nation » zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese » Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bey einer » so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen » Form der Menschheit, bey einem Fragmente (und » was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille » stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, » als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegeben- » heit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung » wichtig ist. »

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form, als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den *Göttern Griechenlands* und in den *Künstlern*. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wieland's Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bey dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweyten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schiller's Briefen folgende Stellen:

« Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merk- » würdigen Action Friedrich's des Zweyten zu ma- » chen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie » für mich 6 bis 8 Jahre zu früh. Alle Schwierig- » keiten, die von der so nahen Modernität dieses Sü- » jets entstehen, und die anscheinende Unverträglich- » keit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Ge- » genstande, würden mich so sehr nicht schrecken. — » Ein episches Gedicht im achtzehnsten Jahrhundert » musst ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der » Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an » diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft » unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häus- » lichkeit, Künste, kurz Alles muss auf eine unge- » zwungene Art darin *niedergelegt* werden, und in » einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie » in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur » u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht » abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, » denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an » den epischen Dichter von Seiten der Form macht, » haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bey » einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen » Zeitalter, die grösste Schwierigkeit zu haben scheint, » kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, » wenn sie eben diesem modernen Geiste angepasst » wird. Es rollen allerley Ideen darüber in meinem » Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch » etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum » ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich » — Kein anderes, als *ottave rime*. Alle andere, das » jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwi- » der, und wie angenehm müsste der Ernst, das Er- » habene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der » epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner » Reime gewinnen! *Singen* muss man es können, wie » die griechischen Bauern die Iliade; wie die *Gondo-* » *lieri* in Venedig die Stanzen aus dem befreyten Je- » rusalem. Auch über die Epoche aus Friedrich's » Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. » Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche » seinen Geist unendlich poetischer entwickeln lässt. » Die Haupt-Handlung müsste, wo möglich, sehr ein- » fach und wenig verwickelt seyn, dass das Ganze » immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die » Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde » darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhun- » dert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besse- » res Muster, als die Iliade. »

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern sehr anziehend. Von Rudolstadt aus schrieb er:

« Ich lese jetzt fast nichts, als Homer; die Alten » geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer » im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack » zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künst- » lichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simpli- » cität zu entfernen anfing. »

In dieser Zeit übersetzte er auch die Iphigenia in Aulis und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Æschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Uebersetzungen aus Virgil's Æneis entstanden später, und wurden grossentheils durch Schiller's damalige Vorliebe für die Stanzen veranlasst. Bürger war im Jahre 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beyde wollten dasselbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmasse, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

« Mein nächstes Stück », schreibt er, « das schwer- » lich in den nächsten 2 Jahren erscheinen dürfte, » muss meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich » traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, » und ich weiss, worauf sich diese Zuversicht grün- » det. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein » blinder Zufall wählen liess, auf's Aeusserste embaras- » siirt, weil die Komposition zu weitläufig und zu » kühn war. Lass mich einmal einen simpeln Plan » behandeln und darüber brüten. »

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

« Ich fühle, » schreibt er darüber, « während mei- » ner Arbeiten nur zu sehr, dass er Recht hat, aber » ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies

» lässt mich hoffen, dass ich mich sehr darin verbes- » sern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug » zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und » meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle » des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, » eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich » hinsetzt, sie auf's Papier zu werfen, und leichter » Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Ei- » genschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst » dahin bringe, dass ich jene drey Erfordernisse be- » sitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden.»

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

« Ich bin überzeugt, dass jedes Kunstwerk nur sich » selbst, das heisst, seiner eignen Schönheitsregel » Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forde- » rung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch » festiglich, dass es gerade auf diesem Wege auch alle » übrigen Forderungen *mittelbar* befriedigen muss, » weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine » Wahrheit auflösen lässt. Der Dichter, der sich *nur* » Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, » wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu » vernachlässigen schien, ohne dass er es will oder » weiss, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da » im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und » Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, » oder um beyde buhlt, leicht es mit jeder verdirbt. »

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeusserung:

« Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst » nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augen- » blicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der sich » bey allen eignen Schöpfern findet, und dessen län- » gere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler » von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen » über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft, » und zu strenge sondert. »

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schiller's Briefen hervorging, wurde in den beyden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreyten, und als der Besitz einer geliebten Gattin einen längst gewünschten Lebensgenuss ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia, sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabey noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beyträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreissigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefordert, und ein *deutscher Plutarch* war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit grosser Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beygetragen worden, um Schillern ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der kürzlich verstorbene Fürst Primas und Grossherzog von Frankfurt behandelte (*), eröffnete Schillern die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

« Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer » lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im » Sommer. Jetzt erst geniesse ich die schöne Natur » ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich » herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's » wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Le- » ben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste » um mich her, und mein Herz findet eine immer- » währende sanfte Befriedigung ausser sich, mein Geist » eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn » ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht » leidenschaftlich gespannt aber ruhig und hell gehen » mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schick- » sale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da » ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, » wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen » ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich » besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. » Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und » ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, » ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend » zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie » zurück. »

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Eine heftige Brust-Krankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle liessen das Schlimmste fürchten, er bedurfte der grössten Schonung, öffentliche Vorlesungen wären ihm äusserst schädlich gewesen, und alle andere anstrengende Arbeiten mussten ausgesetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreye Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und blos zu seiner Wiederherstellung angeboten, und dies geschah mit einer Feinheit und Delikatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bey Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke der äussern Verhältnisse frey fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergass er, wenn ihn eine begeisternde Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreyt. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoss sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der ge-

(*) Eben dieser Fürst erfreute Schillern in der Folge durch fortgesetzte schriftliche Beweise des wärmsten Antheils an seinen Schicksalen.

nauesten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, dass er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und dass sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung *über Anmuth und Würde*, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den Briefen über *die ästhetische Erziehung des Menschen* bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schirftliche Aeusserung :

« Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeyzukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äussern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muss dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiss, was er will; es fliesst aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beynahe ausschliessend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, dass er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buch absolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die grosse Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen. »

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und blos die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

« Auf diese Theodicee », schreibt er, « freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen grössern Character. »

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, die er für Göschen's historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist :

« Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreyssigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bey Leipzig bis zur Schlacht bey Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre. »

Aus eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum *Wallenstein*. Als schon im Jahre 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes :

» Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muss ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muss mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich *sehe* mich *jetzt erschaffen* und *bilden*, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungs-Kraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiss. Bin ich aber erst so weit, dass mir *Kunstmässigkeit* zur *Natur* wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freyheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freywillige Schranken. »

Aber es sollten noch 7 Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beynahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle :

« Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bang, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, dass ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und dass höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drey bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. »

Nicht lange vor diesen Aeusserungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine frühern Produkte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, dass überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bey ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, dass er eben in dieser Zeit für begeistrende Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuss nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schiksal Ludwig's des XVI entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund :

« Weisst du mir Niemand, der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck ge-

» neigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht » seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, dass » die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes » Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Ausserdem » ist gerade *dieser* Stoff sehr geschickt dazu, eine sol- » che Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die » keinem Missbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, » der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf » bey dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahr- » heiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch » schon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthst du mir » an, zu schweigen, aber ich glaube, dass man bey » solchen Anlässen nicht indolent und unthätig blei- » ben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, » so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung » geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich spre- » chen muss, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und » eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn. » In der Mitte des Jahrs 1793 schrieb Schiller: « Die » Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir ge- » worden. »

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute sich des Wiedersehens seiner Aeltern, Schwestern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäussert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies bestimmte Schiller, seine Reise fortzusetzen, und er fand in der Folge, dass er nichts dabey gewagt hatte. Auch betrauerte er eben diesen Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lange entworfnen, aber nun reif gewordnen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die alles übertreffen sollte, *was jemals von dieser Gattung* existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der *Horen* wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladung zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm von Humbold, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beyde den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schiller's Briefen:

« Bey meiner Zurückkunft (von einer damaligen » kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief » von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. » Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunst- » theorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns » die Haupt-Ideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz » verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen » diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie » wirklich aus der grössten Verschiedenheit der Ge- » sichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern » etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür emp- » fangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten » Ideen bey Goethe Wurzel gefasst, und er fühlt jetzt » ein Bedürfniss sich an mich anzuschliessen, und den » Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung » betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr » auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. —

» Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach » Weimar reisen, und bey Goethe wohnen. Er hat » mir so sehr zugeredet, dass ich mich nicht weigern » konnte, da ich alle mögliche Freyheit und Bequem- » lichkeit bey ihm finden soll. Unsere nähere Berüh- » rung wird für uns Beyde entscheidende Folgen haben, » und ich freue mich innig darauf. —

» Wir haben eine Korrespondenz mit einander über » gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von » Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, » meint Goethe, bekäme der Fleiss eine bestimmte » Richtung, und ohne zu merken, dass man arbeitet, » bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wich- » tigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschie- » dene Individualitäten sind, so kann diese Korrespon- » denz wirklich interessant werden. »

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bey Schillern eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. *Das Reich der Schatten* oder das Ideal und das Leben, die *Elegie*, oder der Spaziergang, und die *Ideale* waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

» Mir däucht », schrieb er darüber, « das sicherste » empirische Kriterium von der wahren poetischen » Güte meines Produkts dieses zu seyn, dass es die » Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, son- » dern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage ge- » fällt. Und dies ist mir noch mit keinem meiner Stücke » begegnet, als mit diesem. »

Ueber die *Ideale* findet sich folgende Aeusserung von ihm:

« Dies Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder » es nennen würde, und als eine Stimme des Schmer- » zens, die kunstlos und vergleichungsweise auch » formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, » um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu kön- » nen; denn das Individuum befriedigt dabey ein Bedürf- » niss, es erleichtert sich von einer Last, anstatt dass » es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueber- » flusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. » Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es » auch mit, und auf mehr macht es, seinem Ge- » schlechte nach, nicht Anspruch. »

« Das *Reich der Schatten* », schreibt er ferner, « ist, mit der Elegie verglichen, blos ein Lehrge- » dicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt wor- » den, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in » gewissem Sinne ein *Maximum* gewesen. — Und » das will ich versuchen, so bald ich Musse bekomme. » Ich will eine *Idylle* schreiben, wie ich hier eine » Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte span- » nen sich zu dieser Energie an — das Ideal der » Schönheit objectiv zu individualisiren um daraus » eine Idylle in *meinem* Sinne zu bilden. Ich theile » nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und » die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unter- » arten, (in Rücksicht auf die Empfindungsweise » nämlich) die sentimentalische hat ihrer drei: Sa- » tyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dicht- » kunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist » die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste

» Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beyhülfe » des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen » Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten » enthält dazu nur die Regel; ihre Befolgung in ei- » nem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich » rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da » fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. » Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde » der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff » hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn » *dieser* darf die menschliche Natur nicht verlassen, » und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den » Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren » wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann » ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine » *Bewegung* in das Gemählde bringen. Gelänge mir » dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der » sentimentalischen Poesie über die naive selbst trium- » phirt zu haben. »

« Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegen- » stück der hohen Komödie seyn, und sie auf einer » Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie » auf der andern und im Stoff das direkte Gegentheil » davon wäre. Die Komödie schliesst nämlich gleich- » falls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die *Wirklich- » keit*: der Stoff dieser Idylle ist das *Ideal*. Die Ko- » mödie ist dasjenige in der Satyre, was das Produkt » *Quæstionis* in der *Idylle* (diese als ein eigenes » sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. » Zeigte es sich, dass eine solche Behandlung der Idylle » unausführbar wäre — dass sich das Ideal nicht in- » dividualisiren liesse — so würde die Komödie das » höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie » immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Mög- » lichkeit einer solchen Idylle zu glauben. »

« Denken Sie sich aber den Genuss, in einer poe- » tischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lau- » ter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen — » keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem » Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich » an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer » Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, » wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von allem » Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich » nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen aethe- » rischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusam- » men, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte » aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach » nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder » davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein » langes Studiren und Streben muss mich erst leh- » ren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden » kann. »

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobey er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — *den Rittern von Maltha* — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals blos aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den *Wallenstein* entschied.

« Ich sehe mich », schrieb er damals, « auf einem » sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um » etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel, » und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem » Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte » ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzel- » nen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, » und ich werde mich bemühen, denselben Reich- » thum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande » von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, » ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen » zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so er- » laubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wal- » lenstein ist ein Charakter, der — als ächt reali- » stisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen » interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er er- » scheint in keinem einzelnen Lebensakte gross, er » hat wenig Würde und dergl. — Ich hoffe aber nichts- » destoweniger auf rein realistischem Wege einen » dramatisch-grossen Charakter in ihm aufzustellen, » der ein ächtes Lebens-Princip hat. Vordem habe ich, » wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit » durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im » Wallenstein will ich es probiren, und durch die » blosse Wahrheit für die fehlende Idealität (die sen- » timentalische nämlich) entschädigen. »

« Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch » interessanter, dass der eigentliche Realism den Er- » folg nöthig hat, den der idealische Charakter ent- » behren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallen- » stein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung » ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. » Er ist im Einzelnen nie gross, und im Ganzen » kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, » wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich » über die Materie erheben, sondern er will die Ma- » terie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. »

« Dass Sie mich auf diesem neuen und mir nach » allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege » mit einiger Besorgniss werden wandeln sehen, will » ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. » Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die » zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der » anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium » der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe ken- » nen lernen, bey mir nach und nach entwickelt hat. » Dass ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, » in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit Ihm werde » messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausge- » macht, dass ich hierin neben Ihm verlieren werde. » Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was *mein* » ist, und Er nie erreichen kann, so wird sein Vor- » zug mir und meinem Produkte keinen Schaden thun, » und ich hoffe, dass die Rechnung sich ziemlich he- » ben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muth- » vollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden » specificiren, aber unsere Arten einander nicht un- » terordnen, sondern unter einem höhern idealischen » Gattungsbegriff einander coordiniren. »

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

« Noch immer liegt das unglückselige Werk form- » los und endlos vor mir da. Keines meiner alten » Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wal- » lenstein jetzt schon hat, aber ich weiss jetzt zu ge- » nau, was ich will, und was ich soll, als dass ich » mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es » ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem » Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen » könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu er- » warten; alles muss durch eine glückliche Form be- » werkstelligt werden. — »

« Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, dass » mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, » wenn ich dabey wider meine Neigung beharre, dass » ich meine Zeit dabey verlieren werde. Sey aber un- » besorgt, meine Lust ist nicht im geringsten ge- » schwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines

» trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff musste es
» seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben
» eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite
» eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das
» Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch
» die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit,
» Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen
» kann, muss die entscheidende Krise mit meinem
» poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon
» stark im Anzuge, denn ich traktire mein Geschäft
» ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und
» Gegenstand ist so sehr ausser mir, dass ich ihm
» kaum eine Neigung abgewinnen kann: er lässt
» mich beynahe kalt und gleichgültig, und doch bin
» ich für die Arbeit begeistert. Zwey Figuren ausgenommen,
» an die mich Neigung fesselt, behandle
» ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Charakter,
» blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und
» ich verspreche Dir, dass sie dadurch um nichts
» schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objektiven
» Verfahren war und ist mir das weitläufige
» und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich,
» denn ich musste die Handlung, wie die Charaktere,
» aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem
» ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen,
» welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn
» ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und
» Unternehmungen aus dieser Klasse hätte bekannt
» machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen
» eine *Begrenzung*, um meine Ideen
» durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen
» und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher,
» dass mich das Historische nicht herabziehen oder
» lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren
» und meine Handlung blos *beleben*; *beseelen* muss
» sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe
» zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein
» Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich
» gewesen wäre. »

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwey Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber immittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die *Xenien*. Die Geschichte dieses Produkts kann vielleicht etwas beytragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Hass gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bey ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

« Die Einheit kann bey einem solchen Produkt blos
» in einer gewissen Grenzenlosigkeit, und alle Messung
» überschreitenden Fülle gesucht werden, und
» damit die Heterogeneität der beyden Urheber in dem
» Einzelnen nicht zu erkennen sey, muss das Einzelne
» ein *Minimum* seyn. Kurz, die Sache besteht in einem
» gewissen Ganzen von Epigrammen, deren
» jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde
» Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische
» Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen
» und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es
» werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden,
» aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind
» wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird
» der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit,
» sortirt, überarbeitet, um einerley Ton zu erhalten,
» und jeder wird dann von seiner Manier
» etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern
» mehr anzunähern. »

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

« Nachdem ich die Redaktion der Xenien gemacht
» hatte, fand sich, dass noch eine erstaunliche Menge
» neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung
» auch nur einigermassen den Eindruck eines
» Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert
» neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände,
» einem nicht so leicht zu Gebote stehen,
» auch die Vollendung des « Meisters » Goethen eine
» starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen,
» die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern
» zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften,
» philosophischen und poetischen werden
» daraus vereinzelt, und bald in grössern, bald in
» kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die
» satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach.»

Es mag seyn, dass bey diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bey einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Produkte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freymüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beystand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine grosse Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wol in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethe veranlasste im Jahr 1797 Schiller's erste Balladen. Beyde Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Goethe's Propyläen indessen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beyträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bey Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bey dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bey jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehalts, auf den Fall, dass er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre

1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Ausser Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andre erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die *vier Weltalter* und das *Lied an die Freunde* entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuss, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

« Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir » die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer grös» sern Entfernung und Entgegensetzung denke, als » ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen » bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt » der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie » wenig der Poet durch *allgemeine reine* Begriffe bey » der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser » Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, » was ich selbst und andere von der Elementar-Aest» hetik wissen, für einen einzigen empirischen Vor» theil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzuge» ben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden » Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie » einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch » auf das *Beurtheilen* aus, und möchte behaupten, » dass es kein Gefäss gibt, die Werke der Einbil» dungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungs» kraft selbst. — »

« Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, » als etwas, das immer *wird* und nie *ist*, also immer » dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, » atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes » Produkt gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt » zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, » dass ihnen alles gleich fest wird, und dass sie die » unendliche Kunst, so wie sie es bey der Reforma» tion mit der Theologie gemacht, gleich in ein Sym» bolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen » ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil » sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und » der strebende Künstler immer darauf zurückgewie» sen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, » heisst Ketzerey, da doch die Kunst über allen Wer» ken ist. Es gibt freylich in der Kunst ein *Maximum*, » aber nicht in der modernen, die nur in einem ewi» gen Fortschritte ihr Heil finden kann. — »

« Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder » gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie an» ziehend und erquickend mir diese Lektüre war. » Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; » man wird aus sich heraus in's volle Leben, und doch » wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; » man schwimmt in einem reichen unendlichen Ele» mente, und wird seines ewigen identischen *Ichs* los, » und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich » selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Uep» pigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan » in dem Gedicht, welches man mehr *empfindet* als » erkennt, und an der *Stetigkeit* und sich selbst er» haltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zu» standes, wahrnimmt. Freylich darf man hier keine » *Tiefe* suchen und keinen *Ernst*; aber wir brauchen » wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe, » und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schick» sal genug, dass die Phantasie sich nicht damit zu » bemengen braucht. — »

« Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben » keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seiten» schritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, » den materiellen Forderungen der Welt und der » Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des » dramatischen Dichters werden schneller als alle an» dere von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, » wider Willen, mit der grossen Masse in eine viel» seitige Berührung, bey der man nicht immer rein » bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu ma» chen über die Gemüther, aber welchem Herrscher » begegnet es nicht, dass er auch wieder der Diener » seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaup» ten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, » dass ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem » Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deut» schen Bühnen etwas angenommen habe. »

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bey ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. *Wallenstein* erschien 1799. *Maria Stuart* 1800. Die *Jungfrau von Orleans* 1801. Die *Braut von Messina* 1803 und *Wilhelm Tell* 1804. Im eben diesem Jahre feyerte er die Ankunft der Russischen Grossfürstin, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählte, durch die *Huldigung der Künste*. Alle diese Werke liessen ihm noch Zeit übrig, Shakespear's *Macbeth* und Gozzi's *Türandot* für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's *Phädra* und zwey französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

« Zwar glaube ich mich », schrieb er einem Freunde, « derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine » komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als » auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, » gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst ge» stimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht » lange anziehen. »

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Russland der Stoff war. Bey diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am neunsten Mai 1805.

Er hinterliess eine Wittwe, zwey Söhne und zwey Töchter. Von seinen drey Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Meinungen als Gattin des dasigen Hofraths Reinwald, und die zweyte ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Meckmühl, im Königreiche Würtemberg, verheirathet.

Schiller's Gesichtszüge sind am treusten und geistvollsten in einer kolossalen Büste vom Professor Dannecker in Stuttgart dargestellt worden. Eine früher verfertige Büste in Lebensgrösse, wozu Schiller, während seines letzten Aufenthalts in Schwaben, gesessen hatte, lag dabey zum Grunde, und dieses Werk in einem grössern Stile, mit aller Anstrengung seiner

Kräfte, auszuführen, beschloss der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schillern mögen diesen Aufsatz beschliessen:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöh'ter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein gross Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feyert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

GEDICHTE

DER

ERSTEN PERIODE.

HEKTOR'S ABSCHIED.

ANDROMACHE.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

HEKTOR.

Theures Weib! gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluss.

ANDROMACHE.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müssig liegt dein Eisen in der Halle,
Priam's grosser Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

HEKTOR.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, lass das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

AMALIA.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Mayensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — Paradiesisch Fühlen!
Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürtzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach, vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

EINE LEICHENFANTASIE.

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Zieht im schwarzen Todtenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke
Wer mit düsterm rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Geschicke,
Schwankt dem stumm getrag'nen Sarge nach?
Floss es « *Vater!* » von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

Aufgerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenschmerz!
Vater floss es von des Jünglings Munde,
Sohn gelispelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum so golden einst, so süss!
Süss und golden Vater dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies! —

Mild, wie umweht von Elisiumslüften,
Wie aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmlisch umgürtet mit rosigen Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Fluth,
Wollustflammen entsprühten den Küssen,
Jagten die Mädchen in liebende Gluth.

Muthig sprang er im Gewühle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in schweifenden Wünschen,
Hoch wie die Adler in wolkiger Höh;

Stolz, wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter wie Frühling schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einsten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater, des herrlichen Jungen,
Wenn einst die schlafenden Keime gereift!

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauset,
Und die ehr'nen Angel klirren auf —
Wie's hinein in's Grabgewölbe grauset! —
Nein doch! lass den Thränen ihren Lauf! —
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne
Gramentbundner, in Walhallas Ruh! —

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwanke,
Wimmernd schnurrt das Todtenseil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
Lippen schwiegen, und das Auge sprach —
Haltet! haltet! da wir boshaft grollten —
Aber Thränen stürzten wärmer nach — —

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft. —
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig schollert's über'm Sarg zum Hügel,
O um Erdballs Schätze nur noch *einen* Blick!
Starr und ewig schliesst des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer schollert's über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

FANTASIE AN LAURA.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reisst,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürstinn ziehn.

Durstig trinkt den gold'nen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd aus einander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten;
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttinn aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preis't kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geusst,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reisst?

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über stürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung;
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den gold'nen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Grösse Adlerflügel windet
Sich verräth'risch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen,
Off'nen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen:
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wir Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch uns'rer Liebe sich,
Die so lang als jene Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

LAURA AM CLAVIER.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, jetzt zur Statue entgeistert,
Jetzt entkörpert steh' ich da.

Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; —

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen.
Hingeschmiedet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugebor'ne Seraphim
Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln, —
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauchende schäumende Giessbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde.

Schwerer und melankolisch düster,
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Thränenwellen der Cocytus schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
Die man in Elysen spricht?

DIE ENTZÜCKUNG AN LAURA.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn'ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leyerklang aus Paradieses-Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheissen Munde
Silbertöne ungern fliehn —

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunk'nen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Rascher um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt —

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n.

Träume werden um mich her zu Wesen.
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

DAS GEHEIMNISS
DER REMINISCENZ.
AN LAURA.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! Warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister,
Oder finden die getrennten Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bey dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, dass die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir warens! — Innig mir verbunden
Warst du in Aeonen, die verschwunden;
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig festverbundnem Wesen
Also hab' ichs staunend dort gelesen,
Waren wir ein *Gott*, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frey die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen;
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlor'ne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Glutverlangen
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister;
Ihre Heimath suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Floh'n wir nicht, als wären wir verwandter
Freudig, wie zur Heimath ein Verbannter,
Glühend an einander?

MELANCHOLIE AN LAURA.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen springt purpurisch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Wem der schöne Tropfe thaut,
Wer darin Vergöttrung schaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen sind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhelle,
Mayet noch den trüben Herbst um dich;
Wüsten öd' und schauerlich
Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
Düstrer Zukunft Nebelferne
Goldet sich in deinem Sterne;
Lächelst du der Reizeharmonie?
Und ich weine über sie.—

Untergrub denn nicht der Erde Veste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unsre stolz aufthürmenden Palläste,
Unsrer Städte majestätsche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen;
Deine Nelken saugen süssen Duft
Aus Verwesung; deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft.

Blick' empor — die schwimmenden Planeten,
Lass dir, Laura, seine Welten reden!
Unter ihrem Zirkel flohn
Tausend bunte Lenze schon,
Thürmten tausend Throne sich,
Heulten tausend Schlachten fürchterlich.
In den eisernen Fluren,
Suche ihre Spuren!
Früher später reif zum Grab
Laufen ach die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreymal — und der Sonnen Pracht
Löscht im Meer der Todtennacht!
Frage mich, von wannen *Deine* Strahlen lodern!
Prahlst du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen frischem Purpurblut?
Aufgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd fürs gelieh'ne Roth,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinsen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
Eine schön're Wangenröthe
Ist doch nur des Todes schön'rer Thron;
Hinter dieser blumigen Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon —
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge winkt;
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer;
Meine Pulse, prahlest Du,
Hüpfen noch so jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tückisch der Verwesung zu.

Aus einander bläst der Tod geschwind
Dieses Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbiges Geschäume.
Ewig fruchtlos suchst du seine Spur;
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh ich deine Rosen liegen,
Bleich erstorben deinen süssen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterstürme pflügen,
Düstrer Jahre Nebelschein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig seyn.

Mädchen—stark wie Eiche stehet noch ein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felsenkraft
Niederfällt des Todtenspeeres Schaft;
Meine Blicke, brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geist,
Denn die Lichter seines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen thürmt und niederreisst;
Kühn durch's Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Glühst du, Laura? Schwillt die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Trank der Lust,
Dieser Kelch, woraus die Gottheit düftet —
Laura — ist vergiftet!
Unglückselig! Unglückselig! die es wagen,
Götterfunken aus dem *Staub* zu schlagen.
Ach! die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherstrahl *Genie*
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Wächter schon!
Ach! schon schwören sich missbraucht zu frechen [Flammen
Meine Geister wider mich zusammen!
Lass — ich fühl's — lass, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strahle lösch' ich aus. — —
Weinst du, Laura? — Thräne sey verneinet,
Die des Alters Straf-Loos mir erweinet!
Weg! Versiege, Thräne, Sünderin!
Laura will, dass meine Kraft entweiche,
Dass ich zitternd unter diese Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn? —
Dass des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Dass die Augen meines Geists verblinden,
Dass ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein! versiege, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch, o Jüngling mit der Trauermiene!

Meine Fackel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene, [das Haus.-
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht

DIE KINDESMÖRDERIN.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm, o Welt! noch hin.
Deine Gifte — o sie schmeckten süsse! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit der Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht;
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Fantasie'n!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid;
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut,
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmückt noch itzt das weissliche Gewand,
Aber ach! der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Liljen blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll mein Richtschwert seyn!
Weh! vom Arm des falschen Mann's umwunden
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach! vielleicht umflattert eine And're,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Ueberfliesst, wenn ich zum Grabe wand're,
An dem Putztisch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuss, den sie entgegenbringt,
Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräther! Nicht Luisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der *Seine* Strande
Winselt er ein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schosse
Lag es da in süsser gold'ner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu;
Tödtlichlieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes theures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umsonst wirst Waise du ihn suchen,
Der vielleicht schon and're Kinder herzt,
Wirst der Stunde uns'res Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastart schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle!
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt,
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
Und des Todes bitt're Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von *seinen* Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donn're dich aus Wonneträumen wach;
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick!
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geissle dich vom Paradies zurück!

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füssen —
Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah' ich seines Blutes Ströme fliessen,
Und mein Leben floss mit ihm dahin; —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen.
Schlage, Flamme, durch den Holzstoss hin! —
Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide frisst ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker! kannst du keine Lilje knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

DIE GROSSE DER WELT.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes [Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — « Halt an! Waller, was suchst du [hier?»
» » Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht! » »

» Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit! »
» » Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter [mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Fantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie. » »

ELEGIE

AUF DEN TOD EINES JÜNGLINGS *.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Münsters Thurme;
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke
Mit der Flamme, die im Auge zückt;
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Mensch heisst, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr hoch veraltet
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenber- [gen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen:
Wer ist Thor zu wähnen, dass er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern — wenn der Jüngling stirbt?

Lieblich hüpfen, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide
Und die Welt, die Welt war ihm so süss —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riss,
Erd' und Himmel seinem Blick entsanken
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süss!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach, in ewig tiefer Pause
Feyern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn uns're Thränen stromweis rollten, —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — Köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spein,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apostel-Masken schielen
Und die Bastarttochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
Und so fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komischtragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleissigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
Schloss dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr' denn wohl, du Trauter uns'rer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
Schlumm're ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgeriss'nen Todesriegeln [schwingt —
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung
Bis befruchtet von Jehovahs Hauche
Gräber kreisen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiss.
Dass es wahr sey, was den Pilger freute?
Dass noch jenseits ein Gedanke sey?

* Der Name des Jünglings war Johann Christian *Weckherlin.*

Dass die Tugend über's Grab geleite?
Dass es mehr denn eitle Fantasey?
Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des grossen Vaters Kelche fleusst —

Zieht denn hin, ihr schwarzen stummen Träger!
Tischt auch den dem grossen Würger auf!
Höret auf, geheulergoss'ne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Mensch, der Gottes Rathschluss prüfte?
Da das Aug', den Abgrund durchzuschaun?
Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

DIE SCHLACHT.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando,
Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dorther vom Gebürge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig, hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braus't es fort im schönen wilden Takt!
Und braus't durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braus't von Heer zu Heer,
Lass brausen in Gottes Namen fort,
Freyer schon athmet die Brust!

Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigen Pulverdampf;
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich,
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nich mehr auf,
Lücken reisst die streifende Kartetsche,
Auf Vormanns Rumpf springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiss brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuss
Strauchelt über den Leichnamen —
» Und auch du, Franz? » — » » Grüsse mein Lottchen,
Wilder immer wüthet der Streit, [Freund!««
» Grüssen will ich « — Gott! Kameraden! seht,
Hinter uns wie die Kartetsche springt!
» Grüssen will ich dein Lottchen, Freund!
» Schlumm're sanft! wo die Kugelsaat
» Regnet, stürz'ich Verlass'ner hinein.

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finst'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbey?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reisst die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang,
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

ROUSSEAU.

Monument von uns'rer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutter Lande,
Rousseau's Grab, gegrüsset seyst du mir!
Fried' und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens:
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster und die Weisen starben;
Nun ist's lichter und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt!

DIE FREUNDSCHAFT.

(Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.)

Freund! genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet *Eines* Rades Schwung zum Ziele;
Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es Sklaven *eines* Zaumes
Um das Herz des grossen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —

Geister in umarmenden Systemen
Nach der *grossen Geistersonne* strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an *deinem* Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur grossen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! *Dich* hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen *Dich* umwunden,
Und aus Millionen *mein* bist *Du* —
Lass das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehen sich uns're Herzen zu.

Muss ich nicht aus *Deinen* Flammenaugen
Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen?
Nur in *Dir* bestaun' ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freund's Geberde,
Reizender der Himmel sich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süsser von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freund's beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab? —

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küsst' ich sie —
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süssen Sympathie.

Todte Gruppen sind wir — wenn wir hassen;
Götter — wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süssen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Mass und Zeit —

Freundlos war der grosse Weltenmeister,
Fühlte *Mangel* — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel *seiner* Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt *ihm* — die Unendlichkeit.

GRUPPE AUS DEM TARTARUS.

Horch, — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres
Qualerpresstes Ach!
Schmerz verzerret
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang' nach des Kozytus Brücke,
Folgen thränend seinem Trauerlauf,

Fragen sich einander ängstlich leise:
Ob noch nicht Vollendung sey? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwey.

ELISIUM.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elisiums Freudengelage
Ersäufen jegliches Ach! —
Elisiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reisst hier den Schleyer entzwey.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz!
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide;
Sanfter Entzücken nur heisset hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin; —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter,
Träumt er geschnittene Halmen zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,
Berge bebten unter dessen Donnergang,
Schläft hier linde bey des Baches Rieseln;
Der wie Silber spielet über Kieseln;
Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen samt'nen Matten,
Liebgekost vom Balsam-West;
Ihre Krone findet hier die Liebe;
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feyert sie ein ewig Hochzeitfest.

DER FLÜCHTLING.

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch düst'rer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch;
In gold'nen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüssen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

Sey, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguss regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen in perlendem Thau!

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre kosen,
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen;
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler, und Falken und Habichte schweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth! und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säus'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt!
Morgen — ach! du röthest
Eine Todtenflur;
Ach! und du, o Abendroth! umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

DIE BLUMEN.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der gesmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne
Ja, euch liebte die Natur!
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget,
Seele hat sie euch versaget
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooss.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süsser Schmerzen,
Goss euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schliesst in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

AN DEN FRÜHLING.

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinen Blumenkörbchen
Wilkommen auf der Flur!

Ey! Ey! Da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Ey, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Für's Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — Du giebst es mir?

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

AN MINNA.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme seichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geschenk,
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sey gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach! die Brust, die mir gelogen;
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern
Geh! vergiss auf ewig mich!
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich!
Geh! Dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz, das edel schlug,
Gross genug, den Schmerz zu tragen,
Dass es einer Thörin schlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtchen! — Schäme dich! —
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich.

Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordwind weht.
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlassen gehn,
Weinend in die Blumenscene
Deines Mais zurückesehn.
Die mit heissem Liebesgeize
Deinem Kuss entgegenflohn,
Zischen dem erlosch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtchen! — Schäme dich! —
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Rose blättert sich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen! —
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

DER TRIUMPH DER LIEBE.

EINE HYMNE.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elisium.

Ungegrüsset stieg Aurora
Aus dem Schooss des Meers,
Ungegrüsset sank die Sonne
In den Schooss des Meers.

Wild umirrten sie die Haine,
Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

* * *

Und sieh! der blauen Flut entquillt,
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge *Werde*
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düst'rer Wälder Mitternacht;
Balsamische Narzissen
Blüh'n unter ihren Füssen.

Schon flötete die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Pygmalion!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Unter gold'nem Nektarschaum,
Ein wollüst'ger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Flieh'n der Götter Tage.

Thronend auf erhab'nem Sitz
Schwingt Chronion seinen Blitz;
Der Olympus schwankt erschrocken,
Wallen zürnend seine Locken —

Göttern lässt er seine Throne,
Niedert sich zum Erdensohne,
Seufzt arkadisch durch den Hain,
Zahme Donner untern Füssen,
Schläft, gewiegt von Ledas Küssen,
Schläft der Riesentödter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Föbos gold'ner Zaum;
Völker stürzt sein rasselndes Geschosse.
Seine weissen Sonnenrosse,
Seine rasselnden Geschosse,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergass er sie!

Vor der Gattin des Chroniden
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüstet sich das Pfauenpaar;
Mit der gold'nen Herrscherkrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

Schöne Fürstin! ach, die Liebe
Zittert, mit dem süssen Triebe
Deiner Majestät zu nah'n;
Und von ihren stolzen Höhen
Muss die Götterköniginn
Um des Reizes Gürtel flehen,
Bei der Herzenfesslerin.

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Liebe sonnt das Reich der Nacht,
Amors süsser Zaubermacht
Ist der Orkus unterthänig,
Freundlich blickt der schwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht.
Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Gesichte,
Mildete die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küssten sich die wilden Schlangen,
Keine Geissel klatschte mehr,
Aufgejagt von Orfeus Leyer
Flog von Tityon der Geyer;
Leiser hin am Ufer rauschten
Lethe und Kozytus, lauschten,
Deinen Liedern, Thrazier!
Liebe sangst du, Thrazier!

* * *

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

* * *

Durch die ewige Natur
Düftet ihre Blumenspur,
Weht ihr gold'ner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Afroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttinn zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht,
Regten mir die Seele nicht.
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur,
Wie aus einen Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn sanfter wallen,
Seele haucht sie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe, Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Grosse Göttinn, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es jetzt der Liebe!

Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriss das Heiligthum,
Zeigte dir Elisium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte *sie* uns nicht hinein,
Möchten wir *unsterblich* seyn?

Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

DAS GLÜCK UND DIE WEISHEIT.

Entzweyt mit einem Favoriten
Flog einst das *Glück* der Weisheit zu:
« Ich will dir meine Schätze bieten,
Sey meine Freundin du!

Mit meinen reichsten schönsten Gaben
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schwester, lass uns Freundschaft schliessen,
Du marterst dich an deinem Pflug;
In deinen Schooss will ich sie giessen,
Hier ist für dich und mich genug. »

Sophia lächelt diesen Worten,
Und wischt den Schweiss vom Angesicht:
« Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
Versöhnet euch! Dich brauch' ich nicht. »

AN EINEN MORALISTEN.

Was zürnst du uns'rer frohen Jugendweise,
Und lehr'st, dass Lieben Tändeln sey?
Du starrest in des Winters Eise,
Und schmälest auf den gold'nen Mai.

Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
Ein Held des Karnevals, den deutschen Wirbel flogst,
Ein Himmelreich in beyden Armen wiegtest,
Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst!

Ha, Seladon! Wenn damals aus den Achsen
Gewichen wär' der Erde schwerer Ball,

Im Liebesknäul mit Julien verwachsen
Du hättest überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Rosentagen
Und lerne : die Philosophie
Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bischen munt'rer springt!
Lass den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwingt doch der irdische Gefährte
Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, dass ich Engel werde;
Ich will ihm folgen, Mensch zu seyn.

GRAF EBERHARD DER GREINER

VON WÜRTEMBERG.

KRIEGSLIED.

Ihr — Ihr dort aussen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und stark im Feld
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Ulerich,
War gern, wo 's eisern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fussbreit rückwärts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft' —

Er griff sie an — und siegte nicht,
Und kam gepantscht nach Haus.
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Das wurmt ihm — Ha! Ihr Schurken, wart!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bey des Vaters Bart!
Auswetzen wollt'er diese Schart'
An manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Ross und Mann
Bey Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurrah! heiss ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
War die verlor'ne Schlacht:
Das riss uns wie die Windsbraut fort,
Und schmiss uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwung seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank schwer auf sein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb,
Umsonst! umsonst! Erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an :
Mein Sohn ist wie ein and'rer Mann!
Marsch! Kinder! in den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all,
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beym Walzer und beym Becherklang
Lustfeyern unser Glück.

Doch unser Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner ras't in seinen Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum ihr dort aussen in der Welt,
Die Nasen eingespannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

SEMELE,

IN ZWEY SCENEN.

PERSONEN.

JUNO.	JUPITER.
SEMELE, Prinzessin von Theben.	MERKUR.

Die Handlung ist im Pallaste des Kadmus zu Theben.

ERSTE SCENE.

JUNO, SEMELE.

JUNO steigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben.

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Junos, erwartet mein
Auf Cythärons wolkigem Gipfel.

(Wagen und Wolke verschwinden.)

Ha, sey gegrüsst, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüsst, feindselig Dach,
Verhasstes Pflaster! — Hier also die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angesicht des keuschen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib sich, eine Sterbliche,
Erfrecht, ein sta[illegible] gebildetes Geschöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu schmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einsam
Stehst du, stehst verlassen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen dir Altäre,
Und dir beugt sich jedes Knie.
Was ist ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne sie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Musste Venus aus dem Schaume steigen.
Götter bethörte
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Musst' Hermione gebähren,
Und vernichtet ist dein Glück!

Bin ich nicht Fürstinn der Götter?
Nicht Schwester des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrschenden Zeus?
Aechzen nicht die Axen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauscht nicht mein Haupt die olympische Krone?
Ha, ich fühle mich!
Kronos Blut in den unsterblichen Adern,
Königlich schwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll sie mich ungestraft schmähen?
Ungestraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmlischen Saal?
Eitle! Vergessene!
Stirb und lern' am stygischen Strom
Göttliches unterscheiden von irdischem Staub!
Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken.
Nieder dich schmettern
Deine Göttersucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olympus herab.
Süsse, verstrickende
Schmeichelnde Reden
Hab' ich ersonnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewissen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand!

(sie geht ab.)

SEMELE ruft in die Scene.

Die Sonne neigt sich schon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit süssen Ambradüften,
Streut Rosen und Narzissen rings umher,
Vergesst auch nicht das goldgewebte Polster —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt sich schon —

JUNO in Gestalt einer Alten hereinstürzend.

Gelobet seyen die Götter! Meine Tochter!

SEMELE.

Ha! Wach' ich? Träum' ich? Götter! Beroe!

JUNO.

Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergessen haben?

SEMELE.

Beroe! Beym Zevs!
Lass an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebst! Was führt von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebst du? Du bist doch
Noch immer meine Mutter?

JUNO.

Deine Mutter!
Eh' nanntest du mich so.

SEMELE.

Du bist es noch,
Wirst's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin.

JUNO.

Bald wird wohl Beroe
Vergessenheit aus Lethes Wellen trinken;
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

SEMELE.

Wie, meine Gute? Räthselhaft war sonst
Nie deine Rede, nie geheimnissvoll;
Der Geist der grauen Haare spricht aus dir;
Ich werde, sagst du, Lethes Trank nicht kosten.

JUNO.

So sagt' ich, ja! Was aber spottest du
Der grauen Haare — Freylich haben sie
Noch keinen Gott bestricket, wie die blonden!

SEMELE.

Verzeih der Unbesonnenen! Wie wollt' ich
Der grauen Haare spotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fliessen?
Was aber war's, das zwischen deinen Zähnen
Du murmeltest? — Ein Gott?

JUNO.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuflehn steht schwachen Menschen schön.
Die Götter sind, wo *du* bist — Semele!
Was fragst du mich?

SEMELE.

Boshaftes Herz! Doch sprich!
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, dass gern die Götter wohnen
Um Semele?

JUNO.

Beym Jupiter, nur das!
Welch' Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das *Jupiter* aussprach? — Nichts anders
Als jenes, meine Tochter — Schrecklich ras't
Die Pest zu Epidaurus, tödtend Gift
Ist jeder Hauch, und jeder Athem würget,
Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzstösse machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen rastlos in die Luft,
Unüberschwenglich ist das Weh! — Entrüstet
Blickt Zevs auf unser armes Volk herab;
Vergebens strömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare seine Knie
Der Priester, taub ist unserm Flehn sein Ohr —
Drum sandt' zu Kadmus Königstochter mich
Mein wehbelastet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, seinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,
Gilt viel, gedachten sie, bey Semele—bey Zevs
Gilt Semele so viel — mehr weiss ich nicht,
Versteh noch weniger, was sie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zevs so viel.

SEMELE heftig, und vergessen.

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk!
Zevs liebt mich! sag's! heut muss die Pest noch weichen!

JUNO auffahrend, mit Staunen.

Ha! ist es wahr, was tausendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüsst dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn bestaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er sinkt? —
Lasst, Götter, lasst die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — satt hab' ich gelebt —
In seiner Götterpracht steigt Kronos grosser Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einst an dieser Brust
Getrunken hat — zu ihr —

SEMELE.

O Beroe! Er kam
Ein schöner Jüngling, reizender als keiner
Auroras Schooss entflossen, paradiesisch reiner
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Voll Ernst sein Gang, und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederschwirren, wie
Vom Ozean sich heben Silberwogen,
Auf Maienlüften hinten nach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus fliessenden Krystallen —
Entzückender als Orpheus Saiten schallen —

JUNO.

Ha! meine Tochter! — Die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum helikon'schen Schwung!
Wie muss das Hören seyn! wie himmelvoll das Blicken!
Wenn schon die sterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delfischem Entzücken? —
Wie aber? Schweigst du mir
Das Kostbarste, Kronions höchste Zier,
Die Majestät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerriss'ne Wolken eilen,
Willst du mir geizig schweigen? — Liebereiz
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zevs!
Die Donner, die zu deinen Füssen
Er niederwarf, die Donner sind es nur,
Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

SEMELE.

Wie, was sagst du? Hier ist von keinem Donnern
Die Rede. —

JUNO lächelnd.

Auch Scherzen steht dir schön!

SEMELE.

So himmlisch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiss ich nichts!

JUNO.

Ey! Eifersucht!

SEMELE.

Nein, Beroe! beym Zevs!

JUNO.

Du schwörst?

SEMELE.

Beym Zevs! Bey meinem Zevs!

JUNO schreiend.

Du schwörst?
Unglückliche!

SEMELE ängstlich.

Wie wird dir? Beroe!

JUNO.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendesten
Auf Tellus ganzem grossen Rund dich macht! —
Verlorene! das war nicht Zevs!

SEMELE.

Nicht Zevs?
Abscheuliche!

JUNO.

Ein listiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Schaam und Unschuld wegbetrog!

(Semele sinkt um.)

Ja, stürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Lass ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, lass
Um dein Gehör sich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier ein Felsenzacken kleben!
O Schande! Schande! die den keuschen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung schleudert!
So, Götter! Götter! so muss Beroe
Nach sechszehn schwer durchlebten Trennungsjahren

Die Tochter Kadmus wiedersehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her; mit Schaam
Muss ich zurück nach Epidaurus kehren! —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Pest mag ruhig bis zur zweyten Ueberschwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und Alles!

SEMELE richtet sich zitternd auf, und strekt einen Arm nach ihr aus.

O meine Beroe!

JUNO.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht ist's Zevs! Wahrscheinlich doch wol nicht!
Vielleicht ist's dennoch Zevs! Itzt müssen wir's erfahren!
Itzt muss er sich enthüllen oder du
Fliehst ewig seine Spur, gibst den Abscheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preis. —
Schau, theure Tochter, auf— schau deiner Beroe
Ins Angesicht, das sympathetisch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Versuchen, Semele?

SEMELE.

Nein, bey den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

JUNO.

Würdest du
Wol minder elend seyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortschmachtetest — und wenn er's dennoch wäre?

SEMELE verbirgt das Haupt in Juno's Schooss.

Ach! er ist's nicht!

JUNO.

Und sich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je gesehn,
Dir sichtbar stellte? —Semele! wie nun?
Dann sollte dich's gereuen, ihn versucht
Zu haben.

SEMELE auffahrend.

Ha! Enthüllen muss er sich!

JUNO schnell.

Eh' darf er nicht in deine Arme sinken —
Enthüllen muss er sich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir itzt zugelispelt, Liebe
Vollbringen wird — sprich, wird er bald erscheinen?

SEMELE.

Eh' noch Hyperion in Thetis Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen —

JUNO vergessen, heftig.

Wirklich? Ha!
Versprach er? heut schon wieder? (fasst sich) Lass ihn [kommen,
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander schlingt nach dir,
So trittst du — Merk dir's — wie vom Blitz
Gerührt zurück. Ha! wie er staunen wird!
Nicht lange lässest du, mein Kind, ihn staunen;
Du fährst so fort, mit frost'gen Eisesblicken
Ihn wegzustossen — wilder, feuriger
Bestürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Ist nur ein Damm, der einen Regenstrom
Zurückepresst, und ungestümer prallen
Die Fluten an — Itzt hebst du an zu weinen —
Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig niederschaun,
Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Ossa uud Olymp nach seinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zevs —
Du lächelst? — Gelt! die Schülerinn
Ist weiser hier als ihre Meisterinn?
Nun bittest du den Gott, dir eine kleine kleine
Unschuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir seine Lieb' und Gottheit siegeln sollte —
Er schwört's beym Styx! — Der Styx hat ihn gebannt
Entschlüpfen darf er nimmermehr! Du sprichst:
« Eh' sollst du diesen Leib nicht kosten, bis
» In aller Kraft, worin dich Kronos Tochter
» Umarmt, du zu der Tochter Kadmus steigest!»
Lass dich's nicht schrecken, Semele, wenn er
Die Grauen seiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, dir die Donner, die
Den kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufstellen wird, den Wunsch dir zu entleiden;
Das sind nur leere Schrecken, Semele,
Die Götter thun mit dieser herrlichsten
Der Herrlichkeiten gegen Menschen karg —
Beharre du nur starr auf deiner Bitte,
Und Juno selbst wird neidisch auf dich schielen.

SEMELE.

Die Hässliche mit ihren Ochsenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie sie mit ihrer schwarzen Galle
Ihn martere —

JUNO ergrimmt, verlegen bey Seite.

Ha! Wurm! den Tod für diesen Hohn!

SEMELE.

Wie? meine Beroe! — Was hast du da gemurmelt?

JUNO verlegen.

Nichts — meine Semele! Die schwarze Galle quält
Auch mich — Ein scharfer strafender Blick
Muss oft bey Buhlenden für schwarze Galle gelten —
Und Ochsenaugen sind so wüste Augen nicht.

SEMELE.

O pfui doch! Beroe! die garstigsten,
Die je in einen Kopfe stecken können!
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides sichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, dass ihn die Keiferinn
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verschont und ihren eifersücht'gen Grillen,
Das muss Ixions Rad im Himmel seyn.

JUNO in der äussersten Verwirrung und Wuth auf und ab rasend.

Nichts mehr davon!

SEMELE.

Wie? Beroe! so bitter?
Hab' ich wohl mehr gesagt, als wahr ist, mehr
Als klug ist? —

JUNO.

Mehr hast du gesagt,
Als wahr ist, mehr als klug ist, junges Weib!
Preis' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts so sehr, als höhnisch Nasenrümpfen.

SEMELE.

Sie wandle hier, und sey des Hohnes Zeuginn!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beschützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno leiden?
Doch lass uns davon schweigen, Beroe!
Zevs muss mir heute noch in seiner Pracht erscheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden sollte —

JUNO beyseit.

Diesen Pfad
Wird eine Andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trifft! — (zu Semele)
Ja, Semele, sie mag vor Neid zerbersten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus steigt! —

SEMELE leichtfertig, lächelnd.

Meinst du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

JUNO.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem Andern höret! Semele!
Götter, Götter, werden sich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Riesentödters Braut sich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

SEMELE frisch aufhüpfend ihr um den Hals fallend.

Beroe!

JUNO.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wirds' ein weisser Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen schönste
Die den Donnerschleuderer
Vom Olymp zu ihren Küssen
In den Staub herunterzwang.
Und auf Fama's tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen, und brausen von Hügeln—

SEMELE ausser sich.

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erschiene!

JUNO.

Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren —

SEMELE begeistert.

Und erhören will ich sie!
Seinen Grimm mit Bitten söhnen,
Löschen seinen Blitz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

JUNO vor sich.

Armes Ding! das wirst du nie. —
(Nachdenkend.)

Bald zerschmilzt — — — doch —garstig mich zu heis-
Nein! Das Mitleid in den Tartarus! (Zu Semele.) [sen!—
Flieh' nur! Flieh' nur! meine Liebe,
Dass dich Zevs nicht merke! Lass ihn lange
Deiner harren, dass er feuriger
Nach dir schmachte —

SEMELE.

Beroe, der Himmel
Hat erkoren dich zu seiner Stimme!
Ich Glücksel'ge! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Lass nur — lass — ich muss von hinnen fliehn!

(Eilig ab.)

JUNO siegjauchzend ihr nachblickend.

Schwaches! stolzes! leichtbetrogenes Weib!
Fressendes Feuer seine schmachtenden Blicke,
Seine Küsse Zermalmung, Gewittersturm
Seine Umarmung dir! — Menschliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Dess', der die Donner wirft! — Ha! (in rasender Entzük-
Wenn nun ihr wächserner sterblicher Leib [kung)
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flockiger Schnee — der Meineidige,
Statt der sanften, weicharmigen Braut, [dann
Seine eignen Schrecken umhals't, — wie frohlockend
Will ich herüber vom Cythäron weiden mein Auge!
Rufen herüber, dass in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht so unsanft, Saturnius!

(Sie eilt davon.)

(Symphonie.)

ZWEYTE SCENE.

(Der vorige Saal).

(Plötzliche Klarheit).

ZEVS in Jünglingsgestalt. MERKUR in Entfernung.

ZEVS.

Sohn Maja's!

MERKUR knieend mit gesenktem Haupt.

Zevs!

ZEVS.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer!
Dort weint am Grabe seiner Schäferinn
Ein Schäfer — Niemand soll weinen,
Wenn Saturnus liebet —
Ruf' die Todte in's Leben zurück.

MERKUR aufstehend.

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Huy dahin, zurück
In einem Huy —

ZEVS.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergötzte mich,
Dass mich das Volk so ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — so spricht Zevs:
Zehntausendfach soll sie auf fünfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

MERKUR.

Mit zitternder Eile
Vollstreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wollust ist's
Den Göttern, Menschen zu beglücken; zu verderben
Die Menschen, ist den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo soll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Göttersitz?

ZEVS.

Nieden im Göttersitz! — Im Pallaste
Meiner Semele! Fleuch! (Merkur geht ab).
— — — — — — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
Wie sonst, an ihre wollustschwellende Brust
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen?—Oedes—todtes—grausenvolles Schweigen
Herrscht ringsumher im einsamen Pallast,
Der sonst so wild und so bachantisch lermte —
Kein Lüftchen regt sich — auf Cythärons Gipfel
Stand siegfrohlockend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —

(Pause, er fährt auf.)

Ha! sollte wol die Frevlerinn gewagt
In meiner Liebe Heiligthum sich haben? —
Saturnia — Cythäron — ihr Triumph —

Entsetzen, Ahnung! — Semele — — Getrost! —
Getrost! Ich bin dein Zevs! Der weggehauchte Himmel
Soll's lernen: Semele! ich bin dein Zevs!
Wo ist die Luft, die sich erfrechen wollte,
Rauh anzuwehn, die Zevs die Seine nennt? —
Der Ränke spott' ich — Semele, wo bist du?
Lang' schmachtet' ich, mein weltbelastet Haupt
An deinem Busen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuss der Seligkeit vergangen!
O Wonnerausch! Selbst Göttern süsser Taumel!
Glücksel'ge Trunkenheit! — Was ist Uranos Blut,
Was Nektar und Ambrosia, was ist
Der Thron Olymps, des Himmels gold'nes Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unsterblichkeit, ein Gott,
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an seines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattin Brust vergisst,
Beneidete mir meine Keile nicht.
Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke,
Weib! — Anzubeten ist der Künstler, der
Dich schuf — — Ich schuf dich — bet' mich an.
Zevs betet an vor Zevs, der dich erschuf!
Ha! wer im ganzen Wesenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verschwinden meine Welten, meine strahlenquillenden
Gestirne, meine tanzenden Systeme,
Mein ganzes grosses Saitenspiel, wie es
Die Weisen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!

SEMELE kommt näher ohne aufzuschauen.

ZEVS.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!

(fliegt ihr entgegen, sie will fliehen.)

Du fliehst?—Du schweigst?—Ha! Semele! du fliehst?

SEMELE ihn wegstossend.

Hinweg!

ZEVS nach einer Pause des Erstaunens.

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde stürzen? — So spricht Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gierig streckt mein Arm
Nach dir sich aus — so pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, so
Schlug's nie an Leda's Brust, so brannten meine Lippen
Nach Danae's verschlossnen Küssen nie
Als jetzo —

SEMELE.

Schweig, Verräther!

ZEVS unwillig zärtlich.

Semele!

SEMELE.

Fleuch'!

ZEVS mit Majestät sie ansehend.

Ich bin Zevs!

SEMELE.

Du Zevs?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den gestohl'nen Schmuck,
Den du gelästert hast — Du bist nicht Zevs!

ZEVS gross.

Der Weltbau dreht im Wirbel sich um mich
Und nennt mich so —

SEMELE.

Ha! Gotteslästerung!

ZEVS sanfter.

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieser Ton?
Wer ist der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

SEMELE.

Mein Herz war dem geweiht, dess' Aff' du bist —
Oft kommen Menschen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du bist nicht Zevs!

ZEVS.

Du zweifelst? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

SEMELE wehmüthig.

Wärst du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerseyns soll diesen Mund berühren.
Zevs ist dies Herz geweiht — — — O wärst du Zevs!

ZEVS.

Du weinest? Zevs ist da, und Semele soll weinen?

(Niederfallend.)

Sprich, fordre und die knechtische Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukasus und Cynthus
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfesselt, küssen Thal und Triften
Und tanzen Flocken gleich in den verfinsterten Lüften.
Gebeut, und Nord- und Ost- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Posidaons Throne,
Empöret steigt das Meer, Gestad' und Damm zu Hohne,
Der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel [krachen,
Der Donner brüllt aus tausendfachem Rachen,
Der Ocean lauft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —.

SEMELE.

Ich bin ein Weib, ein sterblich Weib,
Wie kann vor seinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künstler knien vor seiner Statue?

ZEVS.

Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke —
Zevs betet an vor seiner Semele!

SEMELE heftiger weinend.

Steh' auf — Steh' auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben.
Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

ZEVS.

Zevs, der zu deinen Füssen liegt —

SEMELE.

Steh auf!
Zevs thronet über höhern Donnerkeilen,
Und spottet eines Wurms in Juno's Armen.

ZEVS mit Heftigkeit.

Ha! Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

SEMELE.

O unaussprechlich glücklich wäre
Die Tochter Kadmus — wärst du Zevs — O weh!
Du bist nicht Zevs!

ZEVS steht auf.

Ich bin's!

(reckt die Hand aus, ein Regenbogen steht im Saal. Die Musik begleitet die Erscheinung.)

Kennst du mich nun?

SEMELE.

Stark ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter stützen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

ZEVS.

Noch! Noch zweifelst du
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget,
Nicht gottgeboren sey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menschen oft wohlthätige Kräfte
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben ist der Gottheit Siegel,
Tödtend enthüllt sich Jupiter dir!

(Er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Musik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

SEMELE.

Zieh' deine Hand zurück! — O Gnade! Gnade
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

ZEVS.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zevs dem Starrsinn eines Weibes wol
Planeten dreh'n, und Sonnen stillsteh'n heissen?
Zevs wird es thun! — Oft hat ein Göttersohn
Den feuerschwangern Bauch der Felsen aufgeritzt,
Doch seine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zevs!

(Er reckt die Hand aus, die Sonne verschwindet, es wird plötzlich Nacht.)

SEMELE stürzt vor ihm nieder.

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könntest!

(Es wird wiederum Tag.)

ZEVS.

Ha! die Tochter Kadmus fragt
Kronion, ob Kronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft seine Gottheit ab,
Wird Fleisch und Blut, und stirbt und wird geliebt.

SEMELE.

Das thäte Zevs?

ZEVS.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo selbst gestand, es sey Entzücken,
Mensch unter Menschen seyn — Ein Wink von dir! Ich [bin's!

SEMELE fällt ihm um den Hals.

O Jupiter, die Weiber Epidaurus schelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

ZEVS heftig.

Erröthen sollen
Die Weiber Epidaurus! — Bitte! Bitte nur!
Und bey dem Styx, dess' schrankenlose Macht
Selbst Götter sklavisch beugt — Wenn Zevs dir zaudert,
So soll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

SEMELE froh aufspringend.

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du schwurst mir — und der Styx hat es gehört!
So lass mich denn nie anders dich umarmen
Als wie —

ZEVS erschrocken schreyend.

Unglückliche! halt ein!

SEMELE.

Saturnia —

ZEVS will ihr den Mund zuhalten.

Verstumme!

SEMELE.

Dich umarmt!

ZEVS bleich, von ihr weggewandt.

Zu spät! Der Laut entrann! Der Styx! Du hast den Tod
Erbeten, Semele! —

SEMELE.

Ha! So liebt Jupiter?

ZEVS.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (mit kaltem Entsetzen sie anstarrend.) Du bist ver-[loren —

SEMELE.

Jupiter!

ZEVS grimmig vor sich hinstarrend.

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünschte Eifersucht! — O diese Rose stirbt!
Zu schön — O weh! — zu kostbar für den Acheron!

SEMELE.

Du geizest nur mit deiner Herrlichkeit!

ZEVS.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Grösse,
Die dich zerschmetterte! Fluch! Fluch über mich,
Dass ich mein Glück auf morschen Staub gebaut!

SEMELE.

Das sind nur leere Schrecken, Zevs, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

ZEVS.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das letzte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

SEMELE.

Neidischer! Der Styx!
Du wirst mir nicht entschlüpfen.

(Sie geht ab.)

ZEVS.

Nein, triumphiren soll sie nicht — Erzittern
Soll sie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den schroffsten Felsen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge schmieden,
Auch diesen Schwur —

(Merkur erscheint in Entfernung.)

Was will dein rascher Flug?

MERKUR.

Feurigen geflügelten weinenden Dank
Der Glücklichen —

ZEVS.

Verderbe sie wieder!

MERKUR erstaunt.

Zevs!

ZEVS.

Glücklich soll niemand seyn!
Sie stirbt —

(Der Vorhang fällt.)

GEDICHTE

DER

ZWEYTEN PERIODE.

AN DIE FREUDE.

Freude, schöner Götterfunken,
 Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken
 Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
 Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder, *
 Wo dein sanfter Flügel weilt.

CHOR.

Seyd umschlungen, Millionen!
 Diesen Kuss der ganzen Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
Muss ein lieber Vater wohnen.

Wem der grosse Wurf gelungen,
 Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
 Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur *Eine* Seele
 Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
 Weinend sich aus diesem Bund!

CHOR.

Was den grossen Ring bewohnet,
 Huldige der Sympathie!
 Zu den Sternen leitet sie,
Wo der *Unbekannte* thronet.

Freude trinken alle Wesen
 An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
 Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie *uns* und *Reben*,
 Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
 Und der Cherub steht vor Gott.

CHOR.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
 Ahnest du den Schöpfer, Welt?
 Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muss er wohnen.

Freude heisst die starke Feder
 In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
 In der grossen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
 Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
 Die des Sehers Rohr nicht kennt.

CHOR.

Froh, wie seine Sonnen fliegen,
 Durch des Himmels prächt'gen Plan,
 Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
 Lächelt *sie* den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
 Leitet *sie* des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
 Sieht man *ihre* Fahnen wehn.
Durch den Riss gesprengter Särge
 Sie im Chor der Engel stehn.

CHOR.

Duldet muthig, Millionen!
 Duldet für die bess're Welt!
 Droben überm Sternenzelt
Wird ein grosser Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
 Schön ist's, ihnen gleich zu seyn.
Gram und Armuth soll sich melden,
 Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sey vergessen,
 Unserm Todfeind sey verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
 Keine Reue nage ihn.

CHOR.

Unser Schuldbuch sey vernichtet!
 Ausgesöhnt die ganze Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
 In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen:
 Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
 Wenn der volle Römer kreis't!
Lasst den Schaum zum Himmel spritzen:
 Dieses Glas dem guten Geist!

CHOR.

Den der Sterne Wirbel loben,
 Den des Seraphs Hymne preis't,
 Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schwerem Leiden,

* Erste Lesart: Bettler werden Fürstenbrüder.

Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Köningsthronen, —
Brüder, galt' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

CHOR.

Schliesst den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bey diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört es bey dem Sternenrichter! *

DIE UNÜBERWINDLICHE FLOTTE.

NACH EINEM ÄLTERN DICHTER.

Sie kommt — sie kommt, des Mittags stolze Flotte
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern, naht sie dir —
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ocean sah ihresgleichen nie)
Unüberwindlich nennt man sie,
Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Schrecken, den sie um sich speit.
Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun!
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherinn der Meere!
Dir drohen diese Gallionenheere,
Grossherzige Britannia!
Weh deinem freygebor'nen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwang're Wolke.
Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstinn dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
Das *grosse Blatt*, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?

Wem dankst du sie — Erröthet, Völker dieser Erde —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?
Unglückliche — blick hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
Blick' hin und ahne deines Ruhmes Fall!
Bang' schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freyen Männer Herzen schlagen,
Und alle gute schöne Seelen klagen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen!
Sah drohend offen dein gewisses Grab —
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm
Zusammenstürzen, die *Tyrannenwehre*
Vernichtet seyn von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freyheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwey letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen liess. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht; mit der bescheidenen Inschrift: *Afflavit Deus et dissipati sunt.*

* In der Thalia, wo dieses Gedicht zuerst erschien, endigt es mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Grossmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn.

CHOR.

Eine heitre Abschiedstunde!
Süssen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

DER KAMPF.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht!

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und lass mich sündigen!

Zerrissen sey, was wir bedungen haben.
Sie liebt mich — deine Krone sey verscherzt.
Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert still mein heldenmüthiges Entsagen
Und grossmuthsvoll beschliesst sie meinen Lohn.

Misstraue, schöne Seele, dieser Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermesslichem Gebiete
Gibt's einen andern schönern Lohn als *dich?*

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte? —
Tyrannisches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

RESIGNATION.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!
Ich weiss nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterinn!
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterinn.

Hier — spricht man — warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblössen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimath dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir *Wahrheit* nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

« Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als diese Weisung geben. »
Ich nahm die Weisung auf das and're Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

« Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen. » —
Ich riss sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

« Die Schuldverschreibung lautet an die Todten, »
Hohnlächelte die Welt,
« Die Lügnerinn, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten;
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt. »

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
» Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht? »

« Was heisst die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten uns'rer eig'nen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst. »

« Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit? »

« Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du *gewisse* Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterinn? » —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur *deine* Güter hab' ich gross geachtet;
Vergelterinn; ich fordre meinen Lohn.

« Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder, »
Rief unsichtbar ein Genius.
« Zwey Blumen, » rief er — « hört es, Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heissen *Hoffnung* und *Genuss*. »

« Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die and're Schwester nicht.
Geniesse, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

» Du hast *gehofft*, dein Lohn ist abgetragen,
Dein *Glaube* war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück. »

DIE GÖTTER GRIECHENLANDS.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floss da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie uns're Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorber wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Läto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund;

Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. *

Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne seelenvolle Tänze
Kreis'ten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den grossen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein grässliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuss
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn,
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Grosser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n;
Einen zu bereichern unter allen
Musste diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen;
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewusst der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müssig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muss im Leben untergehn.

* In der ersten Ausgabe finden sich hier folgende Strophen:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterinn,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floss,
Niederströmte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias sich goss.
Bess're Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen *hier* ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur;
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Hymerens rosigem Gewand;
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

DIE KÜNSTLER.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frey durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth gross, und reich durch Schätze,

Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlass'nen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniss der erhab'nen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen liess,
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiss kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bey dem Saitenklang der Musen
Mit süssem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die altrende Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Grossen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hiess uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew' gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, dass Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hiess,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloss sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Grossmüthig in die Sterblichkeit sich ein.

Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freyheit süsses Recht, zurück.

Glückselige, die sie aus — Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhab'ne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmass in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermess'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Wink's verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eig'nes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müssig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriss ward sein Daseyn aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süsse Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch ich euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund, in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floss aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauss gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträusse schon in einen Kranz gewunden,
Und eine zweyte höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muss, dem Gleichmass unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schliessen,
Der Held im Heldenheer zerfliessen.
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riss sie des Sängers Leyer nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, so lang' der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal geniesst der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reisst,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freye schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoss.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange!
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Dass von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe bess'rer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floss die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem grossen Wesen gleich zu seyn.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr liesset ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem grossen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefasstes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Lös't eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den grossen Weltenlauf
Ward euer Ebenmass zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh' es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürzten Lichte
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene:
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muss in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiss,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heissen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.

Der fortgeschritt'ne Mensch trägt auf erhob'nen Schwin- [gen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Misst sie mit Massen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muss sie an seinem Aug' vorüber ziehn.
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Harmonie,
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmass an.
Der Schönheit gold'ner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihn voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen,
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriss in einander schwinden,
Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfliesst,
Und der hinschmelzende Gedanke schliesst
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoss, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Busen,
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Dass der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit ehr'nem Scepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Dass um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heisst,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem grossen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigen Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweymal verjüngte sich die Zeit,
Zweymal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sprossten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes grosse Göttinn ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfülle
Geniesst ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkers freygegeb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt;
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schliesst die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestie- [gen,
Die schöpferische Kunst, umschliesst mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,

Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt seyn —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das mahlerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchfliegét,
In einem schwelgenden Genuss umkreis't;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschliesset,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fliesset,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je grösser seine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania;
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr gefloh'n!
So süss, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der grossen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstossen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freysten Mutter freye Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoss der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muss trefflich und vollkommen seyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm're schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weisse Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weisse Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fliesst in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück!

DIE BERÜHMTE FRAU.

EPISTEL

EINES EHEMANNS AN EINEN ANDERN.

Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bitt'rer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne *Deine* leichter tragen.

Dich schmerzt, dass sich in deine Rechte
Ein Zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten,
Muss sie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen,
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muss sie der Brille des Philisters steh'n,
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heissen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger geh'n.
Ein Leipziger — dass Gott ihn strafen wollte!
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch *allein* nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen!
Weiss deiner *Gattinn* Titel doch zu schätzen.
Sie weiss *warum?* und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als *Ninons* Mann.
Du klagst, dass im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau'n und gelben Röcken
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: an die *berühmte* Frau.
Sie schläft so süss! — Doch *darf* ich sie nicht schonen.
« Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin! »
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferinn,
Ihr erster Blick fällt — auf Recensionen.
Das schöne blaue Auge — *Mir*
Nicht einen Blick! durchirrt ein elendes Papier,

(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg, und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon;
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrock'nen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Miethlakeyen springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Grossing und Compagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bey der *Berühmten* zu erbitten.
Ein Ding, das demuthsvoll sich in die Ecke drückt,
Und Ehmann heisst, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird *Dein* Hausfreund so viel wagen?
Der dümmste *Fat*, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewund're, sagen
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh' dabey, und, will ich artig heissen,
Muss ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bey Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die *mir* der Arzt verbot,
Muss ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige vermaledeyte
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod.
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst du, sey mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen;
Errathst du's nicht? O ich versteh's genau!
Dass den Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin;
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerinn der süssesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge uns'rer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht *gelesen*,
Die Lilien *bewundern* nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert *sie* — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum *Reisen*.
Wie drängend voll mags jetzt in Pyrmont seyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo *Griechen* untermischt mit Weisen,
Celebritäten *aller* Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
An *Einem* Tisch zusammen speisen;
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerriss'ne *Tugenden* von ihren Wunden heilen,
Noch and're — sie mit Würde zu bestehn,
Um die *Versuchung* lüstern flehn —
Dort Freund — o lerne dein Verhängniss preisen!
Dort wandelt meine Frau, und lässt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen,
So sah ich sie, die Herzenfesslerinn,
Gleich einem Maytag, mir zur Seite spielen;
Das süsse Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt' ich sie zum Traualtare;
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an,
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die schönste *sie*,
Die Glücklichste von allen *sie*,
Und *mein*, durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein *grosser* Mann — ein *schöner* Geist.
Der grosse Mann thut eine That! — und reisst
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich *nun?* — Beneidenswerther Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein *starker* Geist in einem *zarten* Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem *stärkern* nachzukriechen,
Dem *schöneren* Geschlecht entfloh'n,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas *gold'nem* Buch *) gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

EINER JUNGEN FREUNDINN
IN'S STAMMBUCH.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so, Freudinn, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süssen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge!
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füssen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

* *Gold'nes* Buch; so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniss genannt, in welchem die adelichen Familien eingeschrieben stehen.

METRISCHE UEBERSETZUNGEN.

VORERINNERUNG

DES VERFASSERS.

Einige Freunde des Verfassers, die der lateinischen Sprache nicht kundig, aber fähig sind, jede Schönheit der alten Klassiker zu empfinden, wünschten durch ihn mit der Æneis des grossen römischen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, seines Wissens, noch keine nur irgend lesbare Uebersetzung sich findet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm bey Ausführung seines Vorhabens aufstiess, war die Wahl einer Versart, bey welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüsst würde, und welche dasjenige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen musste, von einer andern Seite einigermassen ersetzen könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, dass dieses Sylbenmass, selbst nicht unter Klopstock'schen und Voss'schen Händen, diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Uebersetzer zur ersten Pflicht macht. Durch dieses Medium also glaubte er es schlechterdings aufgeben zu müssen, mit der Schönheit des Virgil'schen Verses zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magische Gewalt, wodurch der Virgil'sche Vers uns hinreisst, in der seltnen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Grösse, Majestät und Anmuth zu finden, wobey der römische Dichter von seiner Sprache unstreitig weit mehr unterstützt wurde, als der Deutsche von der seinigen hoffen kann. Musste von diesen beyden so verschiedenen Eigenschaften des Ausdrucks eine der andern in der Uebersetzung nachgesetzt werden, so glaubte er bey derjenigen Versart, welche der Kraft, Majestät und Würde zwar einigen Abbruch thut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang desto günstiger ist, am allerwenigsten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde sind weit weniger abhängig von der Form, und bedürfen weit weniger von dem Ausdruck unterstützt zu werden, als die letztern Eigenschaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muss in jeder Art von Darstellung die Probe halten, welches bey den andern Eigenschaften der Fall nicht ist, denen man also durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muss. Es liesse sich vielleicht sogar mit triftigen Gründen behaupten, dass für einen ernsthaften, gewichtigen, pathetischen Inhalt die reizende leichte Form, so wie in einer bekannten Gattung des Komischen für den geringfügigen Inhalt die feyerliche Form, vorzuziehen sey. Die harten Schläge, welche der Verfasser der Æneis so oft auf das Herz seines Lesers führt, der grossentheils kriegerische Inhalt seines Gedichts, die ganze Gravität seines Ganges, werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmuth in der Einkleidung söhnt vielleicht nicht selten mit der anstrengenden, oft gar empörenden, Schilderung aus. Diese Rücksicht vorzüglich bewog den Verfasser, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutschen Versarten, wobey unsre Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergisst, und durch ihren männlichen Charakter doch noch hinlänglich verhindert wird, in's Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfasser konnte diese Wahl um so mehr bey sich rechtfertigen, da es seit Erscheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden ist, dass die achtzeiligen Stanzen, besonders mit einiger Freyheit behandelt, für das Grosse, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte selbst einen Ausdruck haben — freylich nur unter den Händen eines Meisters, aber wer pflegt auch im ersten Feuer eines Entschlusses und von Begeisterung hingerissen, eine so strenge Abrechnung mit seinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leistet, von dem, was er selbst dazu mitbringen muss, sorgfältig abzusondern? Der Leser wird entscheiden, ob sich der Verfasser auf das Instrument, das er wählte, verstanden hat; genug, wenn ihm nicht bewiesen werden kann, dass schon in der Wahl der Versart gefehlt worden sey.

Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, die sich einem Uebersetzer der Æneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg stellen, wird eher im Fall seyn, zu wenig, als zu viel zu erwarten. Nicht die geringste darunter war, eine glückliche Eintheilung zu treffen, wobey der lateinische Dichter seinem Uebersetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, sondern sehr oft entgegen gearbeitet hat. Das lateinische Original bewegt sich in einem stetigen Strome fort, und Virgil hat sich in vollem Maasse der Freyheit bedient, welche diese Form ihm gewährte. Dieser fortströmende Gang des Gedichts musste nun in der Uebersetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen und ein einziges zusammenhängendes Ganze in mehrere kleine, sich leicht an einanderschmiegende, Ganze aufgelös't werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen scheinen, und das sklavische Gepräge einer Uebersetzung verwischt werden sollte. Hier konnte es freylich nicht fehlen, dass nicht öfters vier oder fünf lateinische Hexameter in eine Stanze ausgesponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verse des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepresst wurden. Bey einem Dichter, der sich so wenig nehmen lässt, als Virgil, war die letztere Operation unstreitig die bedenklichste, doch glaubt der Verfasser, die seinem Originale gebührende Achtung selten oder nie dabey übertreten zu haben. Es kam ihm zu Statten, dass selbst der gedrängte wortsparende Virgil, dem Wohllaut oder der unerbittlichen Versform zu gefallen, nicht selten entbehrliche Wiederholungen und selbst Flickwörter sich erlaubte, welche die Schonung des Uebersetzers weniger verdienten.

Sehr gern unterwirft er sich einer jeden kaltblütigen kritischen Prüfung, was die Gewissenhaftigkeit und Treue seiner Uebersetzung betrifft, verbittet sich aber hiemit auf's feyerlichste jede Vergleichung seiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römischen Dichters, welche unausbleiblich, und ohne seine Schuld, zu seinem Nachtheil ausfallen muss; denn er fordert alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwanken-

den, unbiegsamen, breiten, gothischen, rauhklingenden Sprache, als unsre liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluss der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Uebersetzung der ganzen Æneis wagen zu wollen, verspricht er, in der Folge noch einige Bruchstücke aus dem vierten nnd sechsten Buch; wäre es auch nur, um den römischen Dichter bey unserm unlateinischen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu setzen, welche er ohne seine Schuld scheint verscherzt zu haben, seitdem es der Blumauerischen Muse gefallen hat, ihn dem einreissenden Geist der Frivolität zum Opfer zu bringen.

DIE ZERSTÖRUNG VON TROJA.

FREYE UEBERSETZUNG

DES ZWEYTEN BUCHS DER ÆNEIDE.

Still war's, und jedes Ohr hing an Æneens Munde,
Der also anhub vom erhab'nen Pfühl:
O Königinn, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Von Troja's kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangsal alle soll ich offenbaren,
Die ich gesehn und meistens selbst erfahren.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoss
Des grausamen Ulyss erzählte thränenlos!
Und schon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich so gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geschick zu hören,
Sey's denn! Wie sehr auch die Erinnrung mir
Die Seele schaudernd mag empören!

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Ross aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und Waffen sind sein Eingeweide *

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, so lange Troja stand,
Jetzt ein verrätherischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlassnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
Und mit des Windes Hauch Myceuen zugeflogen.

Alsbald spannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier sich los;
Heraus stürzt alles Volk in frohem Jubelschwarme,
Das Lager zu besehn, aus dem sein Leiden floss.
Dort, heisst es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschoss,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

* Erste Lesart:

Und eisern ist sein Eingeweide.

Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Rosses.
Thimöt, sey's böser Wille, sey's Geschick,
Wünscht es im innern Raum des Schlosses.
Doch bang' vor dem versteckten Feind
Räth Capys an, und wer es redlich meint,
Den schlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erst sein Inn'res zu beschauen.

Die Stimmen schwankten noch in ungewissem Streite,
Als ihn der Priester des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhitzt herunter kam,
Ras't ihr, Dardanier? ruft er voll banger Sorgen.
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde seyn geflohn?
Ein griechisches Geschenk und kein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Rosse nicht versteckte Feinde lauern,
So droht es sonst Verderben unsern Mauern,
So ist es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So sollen sich die Mauern bücken
Vor seinem stürzenden Gewicht,
So ist's ein anderer von ihren tausend Ränken,
Der hier sich birgt. Trojaner, trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn sie schenken.

Dies sagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit starken Kräften in des Rosses Lende,
Es schüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgestopften Wände,
Und hätte nicht das Schicksal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt seine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug sein Eisen aufgestört,
Noch stünde Ilium, und Pergams feste Zinne.

Indessen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeschnürt,
Mit lärmendem Geschrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling spielte den Verirrten,
Und bot freiwillig sich den Banden dar,
Durch falsche Bothschaft Troja zu verderben,
Mit dreister Stirn, gefasst auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos blosgestellt so vieler Feinde Grimm
Fliegt er mit ängstlichscheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königinn, vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

Weh! ruft er aus, wo öffnet sich ein Port,
Wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Hass nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgestimmt von diesem Wort
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn fortzufahren.

Wess Stamm's er sey? Was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung liess, selbst in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angst verschwanden.
Was es auch sey, ruft er, dir, König, sey's gestanden.
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängniss gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner soll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des grossen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg missrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Dem sie im Grabe schmerzlich jetzt beklagen?
Mit diesem hat, er ist mir anverwandt,
Seit dieses Krieges ersten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Asien gesandt.

So lange Palamed der Herrschaft sich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mit sass,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyssens Hass,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben.
Da floss in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhalt'nen Rache Schmerz
Zernagte still mein wundes Herz.

Weh mir, dass ich sie nicht verschwieg,
Zu laut zu seinem Rächer mich erklärte,
Wenn einst ein Gott aus diesem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt' ich schweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulysses nicht, und wusste rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu schrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas—doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche schon in Ilium,
Wohlan, so würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkomm'ne Bothschaft seyn,
Das wird die Söhne Atreus hoch erfreun,
Und herrlich werden sie's euch lohnen.

Ohn' Ahnung des Betrugs, der aus dem Griechen spricht,
Steigt unsre Neugier, ihm den Aufschluss abzufragen,
Und er, mit schlau verstelltem Zagen,
Vollendet so den täuschenden Bericht:
Oft, spricht er, war der Wunsch lebendig bey dem [Heere,
Der langen Kriegesnoth sich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O dass es doch geschehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Ross von Fichtenholz stand längst schon aufge- [thürmet,
Als, vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet.
Verlegen sendet man zuletzt Euripylus,
Zu fragen an des Schicksals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit diesem traur'gen Schluss:

Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden;
Ein Grieche bringe sich zum Todesopfer dar.
Eiskalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wol der Zorn der Gottheit meine?

Jetzt riss Ulyss mit lärmendem Geschrey
Den Seher Calchas in des Heeres Mitte,
Und dringt in ihn mit ungestümer Bitte,
Zu sagen, wessen Haupt zum Tod bezeichnet sey?
Schon liessen viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben [schauen.
Zehn Tage schliesst der Priester schlau sich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als könnt' er dem beredten Flehn
Ulyssens nicht mehr widerstehn,
Lässt er geschickt den Namen sich entreissen,
Und zeichnet *mich* dem Mördereisen.
Man stimmt ihm bey, und froh sieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag ist da, die Binde schmückt mein Haar,
Man streut das Mehl, das Opfer ist bereitet.

Ja, da entriss ich mich dem Tod, zerbrach die Bande,
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn sie zum Vaterlande
Vielleicht sich eingeschifft, vom Ufer sich verlor.
Nie werd'ich, ach! die Heimath mehr begrüssen,
Nie Vater, Kinder mehr in diese Arme schliessen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wuth
Der Danaer an diesem theuren Blut.

Und nun bey allen himmlischen Dämonen,
Die in des Herzens tiefste Falten sehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Lass so viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verschuldete, erfuhr! —
Wir sehen jammernd seine Thränen rollen;
Es siegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich lässt Priamus der Hände Band ihm lösen,
Und spricht ihm Trost mit mildern Worten ein.
Du bist, spricht er, ein Danaer *gewesen;*
Wer du auch seyst, hinfort wirst du der Unsre seyn.
Und jetzt lass Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Ross?
Wer gab es an? Warum so riesengross?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?

Er sprach's, und jener Bösewicht, gewandt
In jeder List, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebund'ne Hand.
Dich ruft er, ew'ges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte,
Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet,
Für Sinon gibt's hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre List verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürst,
Und schone, Troja, den, der Rettung dir geschenket,
Ist's anders wahr, was du jetzt hören wirst,
Und werth, dass man es überdenket.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche;
Doch seit Ulyss, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttinn Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reissen sich erkühnt, die Hüther zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne selbst mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, schwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunst entwichen,
Bald zeigte sich in fürchterlichen
Erscheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum steht das Bild im Lager still, so blitzen
Die offnen Augen und die Glieder schwitzen,
Und dreimal scheint (entsetzliches Gesicht!)

Die Göttin sich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben. *

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf schneller Flucht die Heimath zu gewinnen;
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So spricht das Schicksal, Pergams feste Zinnen,
Sie hätten denn auf's neu der Heimath Strand berührt,
In wiederholter Fey'r die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
Das sie auf krummen Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar sind sie nach Argos heimgefahren,
Doch führt sie Kalchas bald mit neuen Kriegerschaaren
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Ross
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu versöhnen,
Und nicht umsonst seht ihr's so riesengross.
Es sollte der Koloss das enge Thor verhöhnen,
Nie sollt' euch der Besitz des Wunderbild's erfreun,
Nie sollt' es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevlerhänden zu versehren,
So traf der Göttin Fluch ganz Ilium,
(Möcht' ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Ross in eure Stadt gezogen,
So wälzte Asien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

Von dieser Lügen schlau gewebten Banden
Ward unser redlich Herz umstrickt;
Der Zweifel wird in jeder Brust erstickt;
Die dem Tydiden männlich widerstanden,
Die der thessalische Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslasten,
Nicht das Gewühl von tausend Masten,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
Ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar.
Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)
Von Tenedos ein grässlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Wassern steigt der Kämme blutg'e Gluth,
Und nachgeschleift in ungeheurem Rade
Netzt sich der lange Rücken in der Fluth,
Lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewetzt am Rachen zischen ihre Zungen;
So kommen sie an's Land gesprungen.

Der blosse Anblick bleicht schon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentseelte Schaar;
Der pfeilgerade Schuss der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwin-
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut; [den,
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Dahin von ihres Bisses Wuth.

* Erste Lesart:

Und dreimal steigt, entsetzliches Gesicht!
Mit Schild und Speer und wüthender Geberde
Die Göttinn selbst aus der zerriss'nen Erde.

Zum Beystand schwingt der Vater sein Geschoss,
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwey Ringe sieht man sie um seinen Hals, und noch
Zwey andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken. *

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreissen, strengt
Der Arme Kraft sich an; des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schooss mit berstendem Geheule;
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuss
Zum Heiligthum der furchtbar'n Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Göttinn Fuss,
Beschirmt vom weiten Umkreis der Ægide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Büssung heisst Laokoons Geschick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttin Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt ist aufgethan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königssitz.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt, so reich an Siegeskronen!
O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Viermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal klang das Erz in seines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, setzen wir die unglückschwangre Bürde
Beym Tempel ab. Apolls Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde,
Es spricht von Trojas letzter Stunde;
Wir glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muss jeder Tempel wehen,
Und — morgen ist's um uns geschehen!

Indessen wandelt sich des Himmels Bogen
Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen;
Mit breitem Schatten hüllt sie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an zu schweigen,
Der Schlummer spannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum stillen Zeugen,
Der Griechen Flotte sich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,

* Erste Lesart:

Zwey Ringe haben sich um seinen Hals gestrickt,
Zweymal den Schuppenleib geschnürt um Brust und Hüf-
Und ihres Helses schwanke Säule nickt [ten,
Hoch über seinem Scheitel in den Lüften.

Dringt sie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beschützt,
Eröffnet Sinon still den Bauch der Fichte,
Gehorsam giebt das aufgethane Ross
Die Krieger von sich, die sein Leib verschloss,
Und hoch erfreut entspringen sie zum Lichte.

Herab am Seile gleiten schnell die Fürsten,
Thessandrus, Stenelus, Machaon, Acamas;
Ihm folgt mit Blicken, die nach Beute dürsten,
Ulyss, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epéus, der das Ross gefügt;
Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf besiegt,
Die Wachen würgt ihr Stahl, indess schon die Genossen,
Durch's Thor eindringend, zu den Fürsten stossen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des ersten Schlummers Wohlthat sich hernieder,
Und schloss mit süssem Zauberband
Die kummerschweren Augenlieder.
Da sah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergossen in ein lautes Weinen. *

So wie ihn einst durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweygespann gerissen,
Von blut'gem Staub geschwärzt und mit durchbohrten [Füssen
Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heissen Thränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang:

» O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O sey willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mussten wir bestehen,
Von so viel Noth und Herzensangst ermatten,
So viel geliebte Leichname bestatten,
Eh' dich die Freunde wieder sehn!

O sprich, und welcher Frevel durft' es wagen,
Der Augen sonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmähler sagen? »
Doch keinen Laut verlor der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein schweres Ach der Zunge Band durchreisst.

« Fort, Göttinsohn! Fort, fort aus diesem Brand!
Die Mauern sind in Feindes Hand,
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geschehen!

* Erste Lesart:

Den Blick in tiefen Gram gehüllt,
Der Stimme Ton erstickt von lautem Weinen.

Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt' es dieser Arm vollendet. *

Die Heiligthümer sind dir übergeben;
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ilium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ocean. »
Er spricht's, und holt in schneller Eile
Mir vom Altar mit eig'ner Hand
Der mächt'gen Vesta heil'ge Säule,
Den Priesterschmuck, den ew'gen Feuerbrand.

Und draussen hört man schon ein tausendstimmig Heulen
Mit wachsendem Getön die bangen Lüfte theilen;
Es dringt der Waffen eisernes Gebrause
Bis zu Anchisens, meines Vaters, Hause,
Das hinter Bäumen einsam sich verlor;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor;
Den höchsten Standort wähl' ich mir im Hause.
Und stehe da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen in's Getreide,
Gejagt vom Wind, so stürzt der Wetterbach
Sich rauschend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, so weit er Bahn sich brach,
Der Schweiss der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriss'ne Wälder stürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwissend wo es dröne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

Jetzt lag es kund und aufgethan,
Wie Danaer auf Treu und Glauben halten! [falten;
Das Truggeweb' sieht man jetzt schrecklich sich ent-
Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulkan,
Deiphobus erhab'ne Burg im Staube,
Schon wird Ucalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des sigäischen Sundes Fluth
Scheint wieder von des Feuers Gluth. **

Von lautem Kriegsgeschrey erzittern jetzt die Zinnen
Und schrecklich schmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet was beginnen?
Ein Heer zu sammeln schnell treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schaar die Veste zu gewinnen.
Verzweiflung selbst ist des Entschlusses Sporn.
Will, ruf' ich aus, das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen.

Indem seh' ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Priester des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwund'nen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
Halt, rief ich, o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beschliesst das zürnende Geschick?
Welch festes Schloss wird uns noch Schutz gewähren?
Da giebt er seufzend mir zurück:

Der Tage letzter ist vorhanden,
Gekommen ist die unabwendbar böse Zeit;
Einst gab es Teukrer, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab Alles dem Argeier,

* Erste Lesart:

War Pergamus durch eines Kriegers Eisen
Dem letzten Schicksal zu entreissen,
Glaub' mir, so war's durch Hektors Hand.

** Erste Lesart:

Vom flammenrothen Wiederscheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament.

Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergiesst das Ungeheuer,
Und Sinon schürt die Gluth, frohlockend seiner That.

Und durch die zweyfach offnen Thore wogen
Schon Tausende und Tausende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen;
Es stehen andre mit gestrecktem Speer,
Mordlustig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eisens Blitz starrt jeder Brust entgegen;
Kaum thun die ersten Wachen Widerstand
Und wagen das Gefecht mit ungewisser Hand.

Von diesen Reden feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner stürzender Paläste kracht,
Wo vom Geschrey und vom Geklirr der Eisen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reissen;
Der günst'ge Mond giebt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis beseelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Chorœbus, folgt dem Zug,
Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnissvoll zu Trojas Ende trug!
Dem Vater seiner Braut bracht' er hülfreiche Scharen
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeseelten Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umsonst voll Heldentugend!
Gewichen sind, ihr seht's, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja schützen.
Treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehen,
Kommt, der entflammten Troja beyzustehen,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Besiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

Entflammet durch dies Wort ist ihres Eifers Gluth,
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel spürend
Herausgestachelt von des Hungers Wuth, [schleichen,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut, [Leichen.
Geht's zum gewissen Tod durch Schwerter und durch
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Strassen; unser kühner Muth
Verschmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgtest, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, sie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, seit grauem Alterthum
Gewohnt zu herrschen und zu siegen.
Auf Strassen, Schwellen, selbst im Heiligthum
Der Götter sieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, dass nur trojanisch Blut
Der Nächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erstorb'ner Muth
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,
Und dann fliesst auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen spalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

Von Feinden warf zuerst mit einer grossen Schar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irrthum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf Brüder, eilt! ruft er. Woher so spät, ihr Trägen?
Die andern tragen schon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen?
Kaum endigt er, so sagt ihm ein verdächtig Wort,
Dass Feindeshaufen ihn umschliessen.

Sein Fuss erstarrt, und auf den Lippen stirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief versteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fusstritt weckt;
Ihr blauer Hals schwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirscht sie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bey geschärftem Blick
Androgeos erschrocken um. Wir dringen
In seine dichte Schar, es mischen sich die Klingen.

In Troja fremd und halb von Furcht entseelt, erliegen
Sie unserm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhitzt von diesen ersten Siegen,
Chorœbus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geschick
In diesem Zufall selbst den Weg zum Leben. [Haupt!
Vertauscht den Schild! Den griech'schen Helm auf's
List oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er spricht's, und schleunig weht auf seinem Haupt
Des fremden Helmes Busch, Androgeos geraubt.
Er eilt des Schildes Zierde zu vertauschen, [schen.
Und lässt ein griechisch Schwert von seinen Hüften rau-
Ihm folgt die ganze Jugend, und umhängt
Sich schnell die frisch gemachte Beute.
So stürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unsern Gott! zum Streite.

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heisse Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unsern Streichen.
Schon fliehn sie scharenweis, dem drohenden Geschick
Am sichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Rosses Bauch scheucht sie die Furcht zurück,
Ach, Niemand schmeichle sich, im Dünkel grosser Thaten
Der Götter Gnade zu entrathen!

Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
Erkühnt man sich, Kassandra zu ergreifen;
Wir sehn mit aufgelös'tem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen;
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angesicht,
Denn, ach! die Fessel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Chorœbus Wahnsinn trägt es nicht,
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm stürzt in dichtgeschloss'nen Gliedern
Die ganze Schar der Freunde nach;
Doch ach! von unsern eig'nen Brüdern
Kommt hier vom höchsten Tempeldach
Ein mördrisch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbusches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechselt, hatte sie betrogen.

Die Priesterinn uns abzuringen
(Verrathen hat uns längst der Sterbenden Geschrey)
Umstürmt uns der Dolopen Schar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden selbst herbey.
So wenn im Sturme sich die Winde heulend schlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der muth'ge Ost, auf Titans raschem Wagen,
Es rauscht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

Jetzt sehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die uns'rer Waffen glücklicher Betrug

Vor Kurzem noch im finstern Dunkel schlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr schneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes List, der Schilde falsche Zeichen.
Jetzt muss der Augen Wahn dem Klang der Stimmen [weichen,
Jetzt siegt des Feindes Uebermacht.

Es fällt zuerst, von Penelus durchstochen,
Choröbus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Gesetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichste, den Ilium gebar.
Die Götter richteten nicht so! Von Freundesstreichen
Liegt Hypias, liegt Dymas hingestreckt; [deckt,
Und kann der Priesterschmuck, der dich, o Panthus,
Kann selbst dein schuldlos Herz die Himmlischen er- [weichen?
Bezeugt mir's, Trojas heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verschlang,
Dass ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Dass ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt, mir folgt vor Alter lass
Jphyt und schwer von Wunden Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautster Hall;
Als ras'te nirgends sonst der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand.
Den Feind seh' ich die hohen Dächer stürmen,
Und mit der Schilde dichtgeschloss'nem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ich sehe Leitern an die Mauern legen,
Entschlossen klimmt der trotz'ge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die Rechte an das Dach.
Beschäftigt ist mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn Alles, Alles fehlgeschlagen!

Herabgestürzt seh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit blossem Schwert wird jeder Weg nach innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein frischer Muth lebt auf in unsern Seelen,
Der schwerbedrängten Burg des Königs beyzustehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen,
Und der Besiegten Muth mitstreitend zu erhöhn.

Noch führten zum Pallast, der Menge unbekannt,
Geheime abgeleg'ne Thüren.
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander sich verlieren.
Oft hatte, frey von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas schönen Tagen
Auf diesem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich bracht'er jetzt zum höchsten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit segenleeren Händen
Verlor'ne Pfeile niedersenden.
Zum jähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf,
Der über's Dach empor zum Sternenhimmel schreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze schiffbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreissen wir voll Muth
Der Decke schon gewich'ne Fugen,
Und schleudern sie auf der Achiver Fluth
Mit sammt den Pfeilern, die sie trugen.
Herunter stürzen sie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die sich darunter stellten!
Doch frische Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen
Pflanzt Pyrrhus sich im Glanz der Rüstung vor das Thor,
Der Schlange gleich, genährt von bösen Halmen,
Die giftgeschwollen schlief im eisbedeckten Moor,
Und neuverjüngt jetzt von sich streift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zusammenringt,
Sich mit erhab'ner Brust aufbäumt zum Sonnenstrahle,
Und dreyer Zungen Blitz im Munde schwingt.

Dicht an ihm steht der hohe Periphas,
Nächst dem Avtomedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt sich Skyros Jugend an den Pass,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er selbst das erzbeschlag'ne Thor,
Und alle Bänder stürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das seinen Schirm [verlor,
Und weit geöffnet klafft des Thores Wunde.
Des innern Hauses weiter Hof, die Schar
Der Trojer, die den Eingang hüthen,
Der alten Könige geheimste Säle bieten
Dem überraschten Blick sich dar,
Und aus den innersten Gemächern dringet
Der Männer Schrey, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken wiederklinget.

Man sieht der Mütter Heer die weite Burg durchschwei- [fen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen,
Und küssen den empfindungslosen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus schon herein.
Ihn hält kein Schloss, die Thüre liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod ist der erste Gruss, so fluthen sie heran,
Von Waffen rauscht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeschwoll'ne Bach,
Der schäumend seinen Damm durchbrach,
Der Felsen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen,
Er stürzt in's Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Herden Schar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich selbs sah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang stehn, und bey ihm die Atreiden.

Ich sah auch Hekuba, sah ihre hundert Töchter,
Sah Priam selbst an den Altar gestreckt,
Den Vater blühender Geschlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer frisch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von funfzig Ehen,
Der Enkel schöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule stürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers [Raub,

Mitleidig, Fürstinn, wirst du fragen,
Wie König Priam seine Tage schloss?
So wisse denn: Kaum hört er Trojens Stunde schlagen,
Und sah den Feind, der durch die Pforten sich ergoss,
So eilt' er sich den Panzer anzuschnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längst der Scheide nicht [entflog,
Und stürzt zur Schlacht, als Fürst zu fallen.

Es stieg in des Pallastes mittler'm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich scheuen Tauben, die das donnerschwüle Wetter
Zusammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da,
Und schloss in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jetzt sah sie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen sich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft sie ihm bang entgegen;
Was für ein Wahnsinn reichte dir den Speer?
Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanze uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieses Heiligthum schützt Alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

Sie sprach's, und zog ihn zu sich hin, und liess
Im Priesterstuhl den Greis sich niedersetzen;
Da kam, von Pyrrhus mörderischem Spiess
Durchbohrt, sein Sohn Polyt, bluttriefend, voll Entsez-
Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang [zen,
Dahergerannt. Sein Blick sucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den schon gewissen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegier'gem Speere.

Schon hascht ihn sein furchtbarer Arm,
Und über ihm sieht schon den Stahl der Vater schweben;
Noch flieht er bis zu Priams Fuss, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.
Nicht länger schweigt das Vaterherz;
Obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerstimme,
Und heult in diese Worte seinen Schmerz:

Für diese Frevelthat, für diesen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie solche Thaten ihn verdienen,
Dich, Ungeheu'r, ein grausenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenstücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

So wahrlich hielt's mit seinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Es ehrte mit erröthendem Gesicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Todten Feyer würdig zu begehen,
Und liess mich Troja wiedersehen.

Mit diesen Worten schleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der schwachen Hand enteilet,
Und aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh denn, erwiedert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag' dem Achill, wie sehr ihn meine Thaten schänden!
Verklage dort den tiefgesunk'nen Sohn!
Jetzt aber stirb von meinen Händen!...

Er reisst den Zitternden, dies sagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Fasst mit der linken Hand die silbergrauen Haare,
Indess die Rechte tief sich in den Busen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug' sah Troja brennen,
Die über Asien den Scepter ausgestreckt, [deckt;
Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand ent-
Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum erstenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blassen
Weckt mir des eig'nen theuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlinn, Kind
Ich spähe ringsum, wer mir folgen kann. [verlassen;
Ach, matt vom Streit sind alle längst verschwunden:
Hier hatten sie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig Uebrige von Allen,
Als meinen Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Vesta's Tempelhallen
Die Tochter Tyndars sprachlos sitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang durch des Gatten strenges Strafgericht,
Bang durch der Teukrier gerechte Wuth zu sterben,
Barg sie im Heilligthum ihr bleiches Angesicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reisst mich hin, sie zu durch-
Zu rächen mein zerstörtes Vaterland. [bohren,
Was? Troja setzte sie in Brand,
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Teukrer hinter sich in sklavischem Gewand?
Sie sähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfest begehen?
Nein! das wird nimmermehr geschehen!

Mag's seyn, dass des gestraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger schän-
Genug, ich sättige der Rache heisse Gluth, [det,
Der Frevel wird gestraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugesendet.
So sprach aus mir des eitlen Grimmes Wuth,
Als plötzlich, schön, wie sie sich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgestalt sich zu mir neiget.

Ganz Göttinn, ganz umflossen von dem Lichte,
Worin sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? ertönt's von ihrem Rosenmunde,
Indem ihr Arm zu stehen mir gebeut.
Wohin mit diesen wüthenden Geberden?
Was soll aus deiner Mutter werden?

Du willst nicht lieber sehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haar verlassen,
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreusa schwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfassen,
Längst, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die spartan'sche Helena lass büssen,
Nicht Paris klage an! Da! Zürne Himmelwärts!
Die Götter sind's, die Troja's Fall beschliessen!

Blick auf! Der Nebel sey zerstreut,
Der noch mit Finsterniss dein sterblich Aug' umhüllet;
Doch werde streng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut. [steiget,
Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluthen
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das ist Neptun, der Troja's Veste schleift,
Und mit dem Dreyzack ihre Mauern beuget.

Am Skäerthor siehst du Saturnia,
Die Unbarmherzige in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Schiffen sie stets neue Feinde winken.
Auf Pergams Thurm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schreckniss blitzen,
Du siehst — o fliehe, fliehe, theurer Sohn!
Des Himmels König selbst auf Idas düsterm Thron
Den Feinden Kräfte leih'n, die Himmlischen erhitzen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O säume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirst du dein Haus gewinnen, [her,
Ich bin mit dir. — Sie sprach's und Nacht war um mich
Und mir erschienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Gestalten;
Verwüstung, Einsturz, Grausen um und um,
In Asche sank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderische Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Esche zückt,
Sie murrt erzürnt herab, die schwanke Krone nickt,
Erschüttert rauscht der dichtbelaubte Wipfel; —
Bis von der Wunden Macht besiegt,
Sie ächzend sich herunter wiegt,
Und sich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeschlagen,
Mit dem verehrten Vater fang' ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen;
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

Ihr Andern, ruft er aus, in deren festen Brüsten
Der Jugend üppige Gesundheit glüht,
Spaart euch für bess're Tage — Flieht!
War's mir von Zevs bestimmt, des Lebens Rest zu fristen,
So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleih'n. Genug, dass Einmal schon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, dass es ihn Einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt Kinder, nehmt
Den letzten Abschied von Anchisen!
Den Weg zum Tode find' ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mitleidig zu vergiessen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich. Wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Thaten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!

Er sprach's und unbeweglich blieb er stehn,
Ihn beugt nicht unser heisses Dringen,
Nicht seines Enkels, nicht Kreusens Händeringen,
Nicht unsrer Thränen Bund, die strömend zu ihm flehn,
Durch solchen Trotz doch nicht den Tod herbeyzurufen,
Nicht uns, uns Alle, mit in seinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf seinem Nein, und weicht nicht von den Stu-
Auf's neu muss ich dem Tod entgegen fliehn. [fen;

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich, Vater, liess ich fliehend hinter mir?
Solch grausames Begehren kam von dir?
Ist's Jovis Schluss, soll nichts die Heimath überleben?
Beharrest du darauf, dass uns derselbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunsch ist zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führtest du durch Schwert und Feuer,
Erhab'ne Mutter, deinen Sohn? Ich soll den Feind
Auch hier noch wüthen sehn, soll Alles, was mir theuer
Und heilig ist, in einem Fall vereint,
An seinem Speere sich verbluten sehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
Lasst uns auf's neu' dem Feinde stehen!
Nicht ungerochen stirbt, wer männlich fechten kann!

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muss sich die Linke fügen.
So geht's zum Thor. Ach, hier seh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gehst du, ruft sie, so nimm auch uns mit fort!
Doch hoffst du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib, und schütze diesen Ort!
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen sich erbarmen?

So ruft sie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraschten Blick ein Wunder sich enthüllt.
Sieh! Von des Knaben Scheitel quillt
Helleuchtend eine Feuerflocke;
Sie wächst, indem sie niederfällt, und mild
Durchkräuselt sie die unversehrte Locke,

Schnell schütteln wir sie weg, und eilen, für Askan
Besorgt, die heil'ge Glut mit Wasser zu ersticken;
Anchises aber streckt die Hände himmelan,
Und dankt hinauf mit freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, grosser Zevs! sind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und sind wir's werth,
Verleih uns Schutz, bekräft'ge diesen Segen!

Er spricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerschlag. In schönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Gestirn geflogen;
In unserm Zenith stieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieser Zeichen Macht besiegt,
Rafft sich Anchises auf, und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort! die Zeit ist kostbar, fliegt!
Führt mich von dannen, sey's auch noch so ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns gesandt,
Vertrau' ich dieses Kind, vertrau' ich diese Beyden;
In eurer Obhut steht das Vaterland!
Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man schon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater, ruf' ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen;
Leicht drückt des Vaters theure Last den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreusa still.
Ihr Knechte, merkt, was ich verkünden will.

Gleich vor der Stadt seht ihr an einem Felsenhange,
Den ein verlass'ner Ceres-Tempel schmückt,
Daneben ein Cypressenbaum, seit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns, in verschied'nen Scharen!
Du, Vater, wirst die Heiligthümer wahren!
Wie dürfte sie, noch nicht genetzt von frischer Fluth,
Berühren diese Hand voll Blut!

Sogleich ward ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Last des Vaters zu empfangen;
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unserm Rücken weilet,
Zu hintergeh'n den laurenden Verdacht,
Kreusens Schritt — So flieh'n wir durch die Nacht.

Wie oft auch sonst im wildesten Gemenge
Der Schlacht mein Busen unerschüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarstes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir schauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Besorgt für des Begleiters Leben,
Bang' für die Bürde, die ich trug.

Schon seh'n wir uns in raschen Schritten
Unfern dem Thore, frey von feindlicher Gewalt,
Als ein Geräusch von Menschentritten
In die erschrock'nen Ohren schallt,
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln,
Und blank geschliff'ne Helme glüh'n,
Sie sind's, ruft er, o lass uns eilends fliehn!

Noch heute weiss ich nicht, welch' feindliches Geschick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In diesem unglücksvollen Augenblick.
In unwegsame Gegenden verirrte
Mein Fuss. Ach, hielt ein Gott Kreusen mir zurück?
Verlor sie sich auf unbekannten Pfaden?
Blieb sie ermattet stehn? Ich hab' es nie errathen;
Verschwunden war sie ewig meinem Blick!

Und erst, als am bezeichneten Altar
Versammelt waren alle Seelen,
Ward ich den schrecklichsten Verlust gewahr,
Sah ich von allen sie allein uns fehlen.
Wen im Olymp schalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem [Runde!
Was war mir gegen diesen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
Verlass' ich Julus und Anchisen
Und unsrer Götter heil'ges Pfand;
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewiesen.
Ich selber wende mit dem blanken Stahl [spähen,
Zur Stadt zurück. Gält's auch, ganz Troja zu durch-
Mein Schluss steht fest, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von Neuem zu bestehen.

Erst eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muss mir den Rückweg zeigen,
Mir graut bey jedem Schritt, es schreckt mich selbst das [Schweigen.
Vielleicht dass sie zur Wohnung umgekehrt;
Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrscht bereits der Feind, von Wind gegeisselt wehn
Die Flammen schon bis an des Giebels Höh'n,
Zum Himmel schlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt auf's Neu von mir besucht.
Hier hüten Phönix und Ulyss, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen,
Wo Junos Freyheit ist, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier seh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel gold'ne Zier.
In langen Reih'n gelagert seh ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entsetzen.

Kühn liess ich durch die todtenstille Nacht,
Verlor'ne Müh'! der Stimme Klang erschallen,
Liess durch ganz Ilium den theuren Namen hallen,
In eitlem Suchen hab' ich Stunden hingebracht,
Als ein Gesicht, der ähnlich, die ich misse,
Nur grösser von Gestalt, als sie im Leben war,
Daher tritt durch die Finsternisse,
Mir graus't, der Athem stockt, zu Berge steigt mein Haar.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebtester Gemahl,
Des langen Forschens undankbare Qual?
Kreusens Schicksal hat ein Gott entschieden.
Nie, nie wirst du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattinn dich begleitet sehen.
Dagegen setzt sich Jovis Rath,
Der droben herrscht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling wirst du lang' den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduld'ger Muth Hesperien erringt,
Durch dessen segenvolle Auen
Der lyd'sche Tiberstrom die stillen Fluthen schlingt.
Dir winkt an seinen lachenden Gestaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand.
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerriss'ne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte steigen,
Nicht jubeln sehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenknie beugen,
Ich, Dardans Enkelinn, der Venus anverwandt!
Es hält bey Priams umgestürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb' wohl! Dich grüsst mein letzter Blick!
Leb' wohl und liebe mich in unserm theuren Sohne!

Auf meiner Zunge schwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen saugen;
In dünne Lüfte war sie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreymal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreymal entschlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde rasch entführen.

Schnell wend' ich jetzt (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues grosses Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elend's Kinder! gleichgesinnt mit mir,
Auf fremdem Strand sich anzubauen.
Entschlossen strömten sie mit Hab' und Gut herbey,
Bereit, durch welche Fluthen es auch sey,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

Der Stern des Morgens stieg empor
Auf Idas hoher Wolkenspitze,
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Gesperrt hielt der Achaier jedes Thor,
Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Fluth.
Ich weiche dem Geschick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Last; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu besteigen.

DIDO.

FREYE UEBERSETZUNG DES VIERTEN BUCHS DER ÆNEIDE.

1.

Doch lange schon im stillen Busen nährt
Die Königinn die schwere Liebeswunde;
Ergriffen tief hat sie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und seines Ruhmes Kunde;
An seinen Blicken hängt sie, seinem Munde,

Und leise schleichend an dem Herzen zehrt
Ein stilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der gold'ne Schlaf von ihrem Augenliede.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Busens Fülle
In's gleichgestimmte Herz der Schwester überwallt.
Ach, welche Zweifel sind's, die schlaflos mich durchboh- [ren!
Geliebte, welcher Gast zog ein zu unsern Thoren!
Wie edel! Welche männliche Gestalt!
Wie gross sein Muth! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiss, er stammt von göttlichem Geschlechte.

3.

Durch welche Prüfung liess das Schicksal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen;
Du hörtest, welche Schlachten er geschlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieser Brust erstehn,
Seit mein Sichäus in das Grab gestiegen,
Und wäre mein Entschluss, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden — Soll ich dir's gestehn?
Der Einz'ge könnte schwach mich sehn.

4.

Ja, *Anna*, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschliessen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erste Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sag' ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Neu ist die Glut erwacht, die einst mich selig machte.

5.

Doch eher schlinge Tellus mich hinab,
Mich schleud're Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Eh' dass ich deine heiligen Gesetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerst geweiht;
Sein bleibt's in alle Ewigkeit.

6.

Sie spricht's, und ihren Schoos bethauen milde Zähren.
O! über alles mir Geliebte! gibt
Die Schwester ihr zurück. Allein und ungeliebt
Willst du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus süsse Freuden dir versagen?
Nach solchen Opfern, meinst du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und sey's! Hat denn der vielen Freyer einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegerischen Fürsten keiner,
Die Afrika in seinem Schoos gezeugt.
Selbst der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längst gehasst, selbst Jarbas konnt' es nicht;
Und einer Neigung willst du widerstreben,
Für die dein Herz so mächtig spricht?

8.

Vergassest du, wo du dich eingewohnet,
Dass ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwung'ne Getuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir versagt,
Hier unwirthbare Wüsten dich umgrausen,
Dort der Barzäer wilde Völker hausen,
Der Bruder selbst, dess Habsucht du entfloh'n,
Und Tyrus Waffen dich von Osten her bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina selber war's, die an Karthago's Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Welch' eine Stadt seh' ich durch dieses Eheband,
Welch' einen Thron, o Schwester, sich erheben!
Zu welchen strahlenvollen Höh'n
Wird der Karthager Name schweben,
Wenn solche Helden uns zur Seite stehn!

10.

Versöhne du nur erst der Götter Zorngericht
Durch frischer Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Lass königlich des Gastrechts Fülle walten,
An Gründen, sie zu fesseln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiffe! Seht wie Nebel rauchen,
Die See noch stürmt, Orion Regen zieht!
So wusste die zur Glut den Funken aufzuhauchen,
Die Hoffnung naht und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt sie das Geschick an blutigen Altären.
Dir Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, städtegründende Demeter, quillt
Zweyjähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren,
Vor allen *Juno* dir, der Ehen Schützerinn.
Vor dem Altar sieht man die schönste aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthago's Königinn,
Des weissen Rindes Haupt mit heil'ger Fluth bethauen.

12.

Bald geht sie vor der Götter Angesicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beschenkt die schon Beschenkten wieder,
Und forscht, was rauchend noch das Eingeweide spricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreyen
Gebet und Opfer wol das schwerbefang'ne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und spottet eurer Träumereyen.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt sie, Karthago's Stadt im Wahnsinn zu durcheilen.
So flieht die Hindinn, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeschoss'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleisch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Bethaut sie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finstre Wälder.

14.

Jetzt führt sie durch Karthago ihren Gast,
Zeigt prahlend ihm der Mauern stolze Last
Und lässt vor seinem Blick die Grösse Sidons prangen.
Ein flüchtiges Gespräch wird schüchtern angefangen,
Schnell reisst die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winkt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall auf's Neu von ihm Bericht,
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlass'nes Polster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Züge,

Herzt in Askan des theuren Vaters Bild,
Ob sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Lasten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend fleiss'ge Hände rasten.
Der Jugend müss'ger Arm entwöhnt sich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken küsste.

17.

Als Zevs Gemahlinn sie von Liebesflammen brennen,
Und selbst des Rufes Stimme trotzen sah,
Begann sie so zur schönen Cypria:
Glorwürdiges — man muss bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überlisten!
Werth, dass zwey Götter sich mit ihrer Allmacht rüsten!

18.

So scheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu nicht sonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Lass Friede seyn, und Dido werde Braut!
Du hast's erreicht, sie liebt, sie ras't von Liebesflammen.
Sey's denn! Sie werde dieses Phrygers Magd,
Dir sey der Tyrer Volk zur Mitgift zugesagt,
Wir beyde schützen es zusammen.

19.

Idalia durchdrang der Rede list'gen Sinn,
Das Reich Hesperiens, den Teukriern entrissen,
In Libyens Grenzen einzuschliessen,
Und schlau erwiedert ihr der Schönheit Königinn:
Wer wäre Thor genug, mit deiner Macht zu streiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verschmäh'n?
Nur müsste, was durch uns geschehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich selbst mit dem Geschick vertraut;
Doch wird es Jupiter gestatten,
Dass der Trojaner an den Tyrer baut,
Dass beyde Stämme sich in Eins zusammen gatten,
Zu Einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du! seine Gattinn, magst dich bittend an ihn wenden,
Neig' ihn durch deinen hochberedten Mund;
Ich will das übrige vollenden.

21.

Darüber lass Saturnien gewähren!
Gibt ihr des Himmels Königinn zurück.
Doch, wie dies dringende Geschäft mit Glück
Zu enden sey, lass mich vor Allem dich belehren.
Sobald der erste Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt bescheinen,
Führt in den nächstgeleg'nen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geschwader nun auf flügelschnellen Rossen
Dahinschwebt, mit dem Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit schwarzen Schlossen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel scheint
Im Wolkenbruch herabgeflossen,
Durch die zerriss'nen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürstenpaar die fliehenden Genossen.

23.

In Einer Grotte wird alsdann die Königinn
Mit dem Trojaner sich zusammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig seyn, und, bin
Ich deiner nur gewiss, auf ewig sie verbinden.
Dort Kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt die Andre zu mit hochzufried'nen Blicken;
Ein Lächeln schimmert um der Göttinn Mund,
Dass ihr's geglückt, die Feindinn zu berücken.

24.

Indess war Eos leuchtendes Gespann
Aus blauer Wogen Schoos gestiegen.
Beym ersten Gruss der Göttinn fliegen
Karthago's Pforten auf, es fluthen Ross und Mann
In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdspiess in der Hand,
Kommt der Massylier im Flug daher gerannt;
Es schnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Palastes harrt
Der Königinn, die noch an Putztisch säumet,
Der Puner Fürstenschaar, und an den Stufen scharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das stolze Ross der edeln Jägerinn,
Und knirscht voll Ungeduld in die beschäumten Zügel,
Auf thun sich endlich des Palastes Flügel;
Umringt von Volk, erscheint Karthago's Königinn.

26.

Ein tyrisch Oberkleid, geschmückt
Mit buntem Saum, umfliesst die schönen Glieder;
Durch ihre Locken ist ein goldnes Netz gestrickt,
Vom Rücken schwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schar; mit kind'schem Jubel hüpft
Askan voraus, und Alle zu verdunkeln
Sieht man Æneen selbst im mittlern Reihen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heim'schen Herd
Von seinem Wintersitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Gesang und Tanz! die festlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrsen bunte Schar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er selbst, den zarten Zweig des Lorbers in dem Haar,
Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höh'n, und ihn umrauscht der Bogen.

28.

So majestätisch zog Æneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höh'n erstiegen,
Kaum aufgescheucht das Wild auf unwegsamer Bahn,
So werfen Gemsen sich und wilde Ziegen
Im Sprung vom steilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirsche scheue Heerden, von den Wogen
Des aufgeführten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raschen Renner taumelt ab und auf
Askan im tiefen Thal, mit kindischem Vergnügen,
Bemüht, in vogelschnellem Lauf
Jetzt diesen, jenen dann wetteifernd zu besiegen.

Wie feurig lechzt sein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wuth,
Und einmal doch in diesem schnellen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indessen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerschlägen;
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborst'ner Wolken Fluth, des Hagels finstern Regen.
Erschrocken fliehen auf zerstreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften sich, in Höhlen einzuschliessen,
Indem von Bergen schon sich Wetterbäche giessen.

31.

In einer Felsenkluft, Elisa, findest du
Mit dem Trojaner Fürsten dich zusammen;
Dem Bräutigam führt Juno selbst dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglücksel'gen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend stimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felsenspitze.

32.

Der Fürstinn Glück entfloh mit diesem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel sie erwecken;
Nicht das verklagende Gericht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Rasende zu schrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in scheuer Heimlichkeit
Des Herzens Gluth der Neugier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenschaft zu schmücken.

33.

Alsbald macht das *Gerücht* sich auf,
Die grosse Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht, die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigstes, die schnellste aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht kriecht sie aus des Erfinders Schoos,
Ein Wink — und sie ist riesengross;
Berührt den Staub mit ihrer Sole,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebar einst Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngste Schwester der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Gross, scheusslich, fürchterlich! So viel es Federn trägt
Mit so viel Ohren kann es um sich lauschen,
Durch so viel Augen sieht's, so viele Rachen reckt
Es auf, mit so viel Zungen kann es rauschen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brausend zwischen Erd' und Himmel;
Kein Schlummer schliesst sein Auge zu.
Am Tage sucht's der Städte rauschendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend sich auf hoher Thürme Thron,
Und schreckt die Welt mit seinem Donnerton,
So eifrig, Lästerung und Lügen fest zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es schadenfroh, die mannigfachsten Sagen,
Wahr oder falsch, gleichviel! durch Libyen zu streun.
Ein trojischer Æneas soll gekommen seyn,
Der schönen *Dido* Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfliessen soll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem schwelgerischen Paar,
Vergessen sie, sein Reich zu schirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier seinen Lauf,
Weckt in des Königs Brust die alten Liebesflammen,
Und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt sich dieser Fürst, von Ammon abzustammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebahr:
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in seinem Reich unzähl'ge Tempel steigen,
Und hundertfach erhebt sich Zevs Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feu'r, von Priestern angefacht;
Stets ist des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Last,
Der Fürst sich niederwarf vor Ammons Angesichte,
Und flehend so zum Himmel ras't:

39.

Das duldest du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmächt'ger Zevs, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Polstersitzen
Beym frohen Mahl der Traube Blut verspritzen?
So ist's ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umsonst vor deinem Donnerkeile?
So ist's ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unser bebend Ohr dort oben rauschen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erscheint in meinem Reich. Auf halb geschenktem Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb' ich ihr zum Ackerland,
Schenk' ihr grossmüthig alle Fürstenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu freyn —
Umsonst! Ein Flüchtling kommt aus trojischem Geschlechte
Den nimmt sie auf, dess Sklavinn will sie seyn.

41.

Und dieser Weiberheld mit seiner Knabenschar,
Herausgeschmückt mit seiner lyd'schen Mütze,
Unwiderstehlich durch sein salbentriefend Haar,
Geniesst nun seines Raub's in seinem Fürstensitze.
Und *wir*, die mit verschwenderischer Hand
Das Fleisch der Rinder dir geschlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungestraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angesicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo reich durch ihre Herzen
Der Schmähsucht Pfeil die Liebenden verschmerzen,
Winkt dann vor seinen Thron Cyllenius und spricht:
Wohlan, mein Sohn! Lass dich die Winde niederschwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago säumt,
Und den verheiss'nen Thron im Arm der Lust verträumt,
Und eile, mein Gebot zu seinem Ohr zu bringen!

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überrascht, verhiess
Ihn seine Mutter mir, die Göttinn von Cythere;
Nicht, dass er schwelgen sollt' in Tyrus Stadt, entriss
Sie zweymal ihn der Myrmidonen Speere.

Das kriegerische Land, der Reiche künft'ges Grab,
Italien sollt'er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Ursprung gab,
Und die bezwung'ne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann solcher Grösse Glanz sein Herz nicht mehr beleben,
Will er für *eignen* Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum missgönnt er seinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was ist *sein* Zweck? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein *verjährter* Hass den Untergang ihm droht?
Er *segle* fort! Er segle, will ich haben,
Das *ist* mein ernstliches Gebot.

45.

Er spricht's, und was der grosse Vater ihm befohlen,
Lässt jener schleunig in Erfüllung gehn.
Erst knüpft er an den Fuss die gold'nen Flügelsohlen,
Die reissend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Fasst dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verstorb'nen führt zu Lethes stillem Strand,
Zurückbringt, und das Aug' mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit diesem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchschwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme
[Wagen.
Jetzt langt er bey der Stirn des rauhen Atlas an,
Und sieht im Fluge schon die schweren Schultern ragen,
Die hoch und steil den Himmel tragen.
In der Gewölke schwarzem Kissen ruht
Sein fichtenstarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitscht, jetzt von der Winde Grimm geschlagen.

47.

Die Achseln deckt ein ew'ger Schnee. Es starrt,
Von tausendjähr'gem Eis umfangen,
Des Greisen schauervoller Bart,
Und Wetterbäche waschen seine Wangen.
Hier hält Merkur zuerst die raschen Flügel an,
Und ruht in sanftem Fall auf dem beeis'ten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib sich in den Ocean.

48.

So schwebt in tief gesenktem Bogen
Um fischbewohnter Klippen Rand
Die Möwe längs dem Meeresstrand,
Und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen,
Und brach mit schnellem Flug der Winde Widerstand.

49.

Kaum weilt sein Flügelfuss in Tyrus nächsten Gauen,
So stellt Æneas sich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneu'n und Thürme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaspis reich bezogen, glüht
An seinem Gurt, hell flammt um seine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geschenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überrascht man dich! Du bau'st Karthago's Veste,
Du gründest zierliche Palläste,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geschlecht,
Weg sind sie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbar'n Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achse kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberseilen
Lässt sich dein müss'ger Fuss in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbervolle Bahn
Nicht mehr, willst du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum soll dein aufblühender Askan
Der Grösse, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entrissen sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Janikuls Höh'n?

52.

Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit schweigendem Entsetzen blickt
Æneas nach, ihm schauert's durch den Rücken,
Die Locken stehn bergan, im Munde stirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
Beschliesst er schnelle Flucht, und mit entschloss'ner
Entsagt er seiner theuern Braut. [Seele

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredsamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieser Bothschaft finden?
Nach allen Mitteln wird gespäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe schwanken
Die stürmischwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entschluss bey diesem stille steht.

54.

Still soll Kloanth versammeln alle Scharen,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüstung offenbaren.
Indessen sie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, dass solche Bande können reissen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu gestehn,
Der Augenblicke günstigsten erspähn! —
Mit Lust vollstrecken die, was sie der Fürst geheissen.

55.

Doch bald errieth — Wer täuscht der Liebe Seherblick?
Ihr ahnungsvoller Geist das drohende Geschick.
Den Schlag, der später erst sie treffen soll, beschleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schoos der Ruhe selbst gepei-
Derselbe Mund, der so geschäftig war, [nigt.
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, dass der Trojer Schar
Sich fertig macht, die Anker schnell zu lichten.

56.

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erschallt,
Die Maenas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die *nahe* Gottheit braus't, und von Cythärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern wiederhallt.
So schweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnsinn ihrer Qual, bis sie erschöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenschaft
Mit diesen Worten den Trojaner straft:

57.

Verräther! ruft sie aus, du hoffst noch zu verhehlen,
Was deine Brust doch zu beschliessen fähig war?
Du willst dich heimlich aus Karthago stehlen?

Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einst geschworen?
Die Unschuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgtest, nicht zurück?

58.

Im Winter selbst willst du die Segel spannen,
Willst dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, dir noch unbekannt!
Ja! Wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wär's noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durch's wilde Meer entgegen ziehst!
Unmensch! Und ich bin's, die du fliehst!

59.

Bey dieser Thränenfluth! Bey deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch Alles schon verloren,
Bey unsrer Liebe frisch geflocht'nem Band,
Bey Hymens jungen Freuden sey beschworen!
Empfingst du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen,
Lass dich erbitten, bleib! O, hab' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlor'nen Land!

60.

Um deinetwillen hasst mich der Numide,
Um deinetwillen sind die Tyrier mir gram;
Um deinetwillen floh der Unschuld stolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham;
Mein Ruf ist mir geraubt! die schönste meiner Kronen,
Der meinen Namen schon an die Gestirne schrieb.
Mein Gast reis't ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gast! das ist Alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch fristen?
Bis Jarbas mich in seine Ketten zwingt?
Bis sich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüsten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüsten!
Säh'ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem theuren Julus mich umspielen, [fühlen!
Getröstet würd' ich seyn, nicht ganz getäuscht mich

62.

Sie schweigt, und Zevs Gebot getreu, bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen still die Heldenseele ringt.
Nie, rief er jetzt! werd' ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Elisens Bild aus meiner Seele schwinden,
So lange Lebensgluth durch meine Adern dringt,
Der Geist noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub' das nicht, wollt' ich aus deinem Reich mich stehlen.
Wann masst' ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
War's Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär' mir's vergönnt, mein Schicksal mir zu *wählen*,
Was von der Heimath mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja sucht' ich auf, die Reste meiner Theuern,
Mit frischer Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heisst Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort ist mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerinn, Karthagos Strand verweilen,
Den du erst kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wird's Teukriern verdacht,
Sich in Ausonien nach Hütten umzuschauen?
Auch uns steht's frey, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die stille Welt
Die Nacht ihr thauiges Gewand, nie sticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Dass nicht Anchisens Geist, Entrüstung in den Blicken,
Im Traumgesicht sich mahnend vor mich stellt.
Mich straft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Dass ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der *sein* ist durch die Gunst der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nämliche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet.
Bey meinem Leben, Fürstinn, schwör' ich's dir,
Bey meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblen-
Ich selbst sah' ihn — bey hellem Sonnenlicht — [det.
In diese Mauern ziehn. Ich hörte seine Stimme.
Drum quäl' uns beyde nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freye Wahl entfernt mich, sondern Pflicht.

67.

Längst hatte sie, indem er sprach, den Rücken
Ihm zugekehrt, und schaute wild um sich.
Dann misst sie schweigend ihn mit grossen Blicken;
Jetzt reisst der Zorn sie fort. Verräther! ruft sie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttin sanfter Lüste,
Dich Dardanus gezeugt? — In grausenvoller Wüste
Schuf Kaukasus aus rauhen Felsen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüste.

68.

Denn was verberg' ich mir's? Braucht's mehr Beweis?
Hat Einen Seufzer nur mein Jammer ihm entrissen?
Mein Schmerz nur Einmal aufgethaut das Eis
In seinem Blick? Erschüttert sein Gewissen?
Floss Eine Thräne nur, sein Leid mir zu gestehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Diese Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelassen sehn!

69.

Trau' Einer Menschen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er scheiterte;
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer — O, mich bringt's von Sinnen!
Nun kommt ein Götterspruch! Nun spricht Apoll!
Nun schickt Chronion selbst von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, grässlich, schauervoll!

70.

O freylich! das bekümmert die dort oben!
Das stört sie auf in ihrer gold'nen Ruh!
Doch sey's wie's sey! Ich schenke dir die Proben,
Geh immer, steure frisch dem Tiberstrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen,
Auf sie vertraut mein Herz. Geh, überlasse dich
Den Wellen nur. Ich weiss, du denkst an mich,
Wenn zwischen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abwesend eil' ich dir in schwarzen Flammen nach,
Und schrecklich soll, wenn dieses Leibes Bande
Des Todes kalte Nacht zerbrach,

Mein Geist dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen sollst du mir, entsetzlich, fürchterlich!
Ich hör' es noch, wenn man mich längst begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieser Freudenbothschaft laben.

72.

Hier bricht sie ab, entreisst in schneller Flucht,
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen säumt, und fruchtlos Worte sucht,
Des Kummers Grösse auszudrücken.
Besiegt von ihrem schweren Harm
Sinkt sie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett sie niederlegen,
Und den erschöpften Leib auf weichen Kissen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menschliche sich sehnt,
Durch sanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbusen dehnt,
Der Wink des Himmels heisst ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiss.
Er fliegt zum Strand, wo der geschäft'ge Fleiss
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen;
Schon tanzen auf der Fluth die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen sie den Baum,
(So ernstlich gilt's) noch grün die Ruder hergetragen;
Es lebt von Menschen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwischenraum.
So, wenn geschäftiger Ameisen Scharen,
Dem kargen Winter Nahrung aufzusparen,
Den Weizenberg zu plündern glühn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der schwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf schmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die schweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
Dem Dritten ist die Aufsicht anvertraut,
Der spornt das Heer und straft die Trägen,
Lebendig ist's auf allen Wegen.

76.

Wie war bey diesem Anblick dir zu Muth,
Elisa? welche Seufzer schicktest
Du zum Olymp, als du des Eifers Gluth
Von deiner hohen Burg am Meeresstrand erblicktest?
Vor deinem Angesicht die ganze Wasserwelt
Erzittern sahst von rauhen Schifferkehlen?
Grausame Leidenschaft! Auf welche Proben stellt
Dein Eigensinn der Menschen Seelen!

77.

Auf's Neue wird der Thränen Macht
Erprobt, auf's Neu' das stolze Herz den Siegen
Der Leidenschaft zum Opfer dargebracht.
Wie sollte sie, eh' alle Mittel trügen,
Hinuntereilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft sie aus, wie sie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! die Schiffe
Bekränzt, die Segel rufen schon dem Wind! [sind

78.

Hätt' ich zu diesem Schlage mich versehen,
So hätte, ihn zu überstehen,
Mir auch gewiss die Fassung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir schenkt er sein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfst in seine Seele schauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weisst des Herzens weiche Seiten auszuspähen,
Drum geh', den stolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag' ihm, nie hab' ich mich an Aulis Strand
Verschworen mit dem Feind, sein Ilium zu schleifen,
Nie Schiffe mitgesandt, die Veste anzugreifen,
Des Vaters Asche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum schliesst er sein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte.
Dies sey der letzte Dienst, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriss, nicht hinderlich ihm seyn,
Nach seinem theuern Latium zu steuern,
Um Aufschub bitt' ich ihn allein,
Um etwas Frist, den Sturm des Busens zu bezähmen,
Gelass'ner zu verschmerzen diesen Schlag!
Noch *diesen* Dienst lass in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maas an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schwester heisse Zähren
Bringt Anna vor sein Ohr. Umsonst, die Götter wehren,
Sein fühlend Herz verschliesst des Schicksals Macht.
So wenn, den hundertjähr'gen Eichstamm umzureissen,
Die Alpenstürme wüthend sich befleissen,
Und brausend ihn umwehn — bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, sie fassen heulend seine Glieder,
Und von den Zweigen rauscht ein grüner Regen nieder.

82.

Er selbst hängt zwischen Klippen fest; so weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt seine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem
Zerrissen jetzt des Helden Herz, [Schmerz
Doch der Entschluss behauptet seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muss, wie das Geschick entscheidet.

83.

Verhasst ist ihr fortan des Himmels Bogen;
Von grässlichen Erscheinungen bedroht,
Vom Schicksal selbst zum Abgrund hingezogen,
Beschliesst die Unglückselige den Tod.
Einst, als sie den Altar beschenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt jählings sich des heil'gen Weines Fluth,
Entsetzliches Gesicht! in Blut,
Und dies Geheimniss ward mit ihr begraben.

84.

Auch stand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hause eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit, [Felle.
Geschmückt mit manchem Laub und glänzendweissem
Von hier aus hörte sie, wenn alles ringsum schlief,
Des Gatten Ton, der sie mit Namen rief,
Und einsam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todtweissagendes Geheule.

85.

Auch manch' Orakel wird in ihrem Busen wach,
Æneens Schatten selbst scheucht sie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängstigten in Träumen drohend nach,

Und einsam stets bleibt sie zurücke.
Ihr däucht, sie wandle hin auf menschenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und suche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlassenen Gestade.

86.

So siehet Pentheus Fieberwahn
Die Schar der Furien ihm nahn,
Zwey Theben um sich her, zwey Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunst Orestens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheschwestern Chor,
Gespien aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angraus't an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt, ein Raub der schwarzen Eumeniden,
Elisa sich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden,
Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit,
Lässt im verstellten Aug' der Hoffnung Strahlen blitzen,
Tief scheint der lange Sturm des Busens jetzt zu ruhn:
Geliebte, freue dich, ein Mittel weiss ich nun,
Ihn zu vergessen oder zu besitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluthen neigt,
Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterinn aus der Massyler Stamme.
Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heil'gen Zweige,
Besänftigte mit süssem Honigteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt sich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen;
Auf Andre drückt sie selbst den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme, still zu stehen,
Die Sterne kann sie rückwärts drehen,
Und Nachtgespenster ruft sie aus dem Grab,
Zerreisst der Erde brüllend Eingeweide,
Und zieht den Eichbaum von des Berges Haide.

90.

Dass es bis dahin mit mir kommen muss!
Bey deinem theuren Haupt! Bey Zevs Olympius!
Es fällt mir schwer! Doch jetzt kann Zauber nur mich [retten.
Drum, Liebe, richte still mir einen Holzstoss auf
Im innern Hof des Hauses! Lege drauf [Betten,
Das Schwert, jedweden Rest des Schändlichen, die
Wo meine Unschuld starb! Die Priesterinn gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir sein Bild erneut.

91.

Sie spricht's und Todesblässe deckt
Ihr Angesicht. Doch dass in diesem Schleyer
Der Schwester eig'ne Leichenfeyer
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn versteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Besorgt sie Schlimm'res nichts, als was Elisens Gram
Beym Tod des ersten Gatten unternahm;
Drum säumt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

92.

Bald steht durch ihrer Hände Fleiss
Ein grosser Holzstoss aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeschichtet.
Ihn schmückt die Königinn, wol wissend was sie thut,
Mit einem Kranz und der Cypresse traur'gen Aesten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Ueberresten.

93.

Auf jeder Seite zeigt sich ein Altar,
Und in der Mitte steht mit aufgelös'tem Haar
Die Priesterinn in heil'ge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert selbst die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beschworen,
Persephoneiens dreyfache Gewalt,
Dianens dreymal wechselnde Gestalt.

94.

Die Fluthen des Avernus vorzustellen,
Besprengt sie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird gespäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beym Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Fohle jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

95.

Sie selbst, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit blossem Fuss, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entschlossen, steht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschwören,
Und schützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschöpft im süssen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verstummt, die Flur, die Herden,
Was sich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergisst der Arbeit und Beschwerden,
Gefesselt von des Schlummers Macht.

97.

Nur *deines* Busens immer wachen Kummer,
Unglückliche Elisa! schmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Auf's Neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entschied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft sie, was soll nunmehr geschehn?
Gehst du, von Neuem dich den Freyern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeschlagen,
Und der Nomaden Hand fussfällig zu erflehn?
Gehst du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit;
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfang'ne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen sie dir wol der Schiffe stolzen Schoos,
Sey's auch, du könntest diese Schmach verschmerzen?
So wenig weisst du, wie gewissenlos

Laomedontier mit Treu und Glauben scherzen!
Folgst du den stolzen Ruderern allein?
Holst du mit deinen Tyriern sie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltsam fortgezogen,
Vertraust du sie auf's Neu' dem Spiel von Wind und Wo-
[gen?

100.

Nein, stirb, wie du verdient! Das Schwert befreye dich.
Dir, Schwester, dank' ich meinen Fall. Du gabest mich
Dem Feinde Preis, von meinem Flehn bestochen!
Konnt' ich nicht schuldlos, von Begierden rein,
Nicht frey von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab' ich, Sichäus, dir gebrochen;
Geschworen deinem heiligen Gebein,
Erzürnter Geist, du wirst gerochen!

101.

So quälte jene sich, indess auf hohem Schiff,
Entschlossen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Æneas schlief. Ihm zeigte sich in Träumen
Dasselbe Bild, das jüngst mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denselben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Dasselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Ist's möglich, ruft er, Göttinnsohn!
An des Verderbens Rand kannst du des Schlummers pfle-
[gen?
Siehst die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörst die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört sinnt jene, dich mit List,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umschlingen,
Du eilst nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verstattet ist?

103.

Grüsst dich Aurora noch in diesem Land,
So siehst du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresstrand
Von mordbegier'gen Fackeln sich erhellen.
Flieh' ohne Aufschub! Flieh'! Veränderlich
Ist Frauensinn und nimmer gleicht er sich —
Er spricht's und fliesst in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener aus dem Schlaf, und eilt sein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf! Geschwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel hergesandt,
Treibt mich auf's Neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Srtänge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch seyst, erhab'ne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben,
Verleih uns Schutz! O sey uns hold und nah!
Lass über unserm Haupt geneigte Sterne schweben!

105.

Er spricht's und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft alles fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell ist die ganze Küste leer,
Verschwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die
[Wogen,
Zahllose Furchen sind durch's blaue Feld gezogen.

106.

Und jetzo windet sich aus Tithons gold'nem Schoos
Des Morgens junge Göttin los,
Und überströmt die Welt mit neugebohr'nen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit silberfarbem Grau
Die Königinn den Horizont sich malen,
Sieht durch der Wasser fernes Blau
Die Flotte schon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küste leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da schlägt sie mit ergrimmter Hand
Die schöne Brust, zerrauft die gelben Locken:
Allmächt'ger Zevs, ruft sie erschrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich straflos zu verspotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiss?
Auf! auf! Reisst aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert frisch! Gebt alle Segel Preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnsinn reisst mich
[fort?
Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich ereilet,
Unglückliche! Da galt's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das also ist der Held voll Treu, voll Edelmuth,
Der seines Vaters Last auf fromme Schultern lud,
Der mit sich führen soll auf allen seinen Bahnen
Die Heiligthümer seiner Ahnen!

109.

Konnt' ich in Stücken ihn nicht reissen, nicht zerstreun
Im Meer, ihn und sein Volk? Nicht seinen Sohn erwürgen?
Auftischen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen
Dass *er* nicht siegte? Mocht' es immer seyn!
Was fürchtet, wer entschlossen ist zu sterben?
Sein Lager steckt' ich an, mit einer Löwinn Wuth,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor dessen Strahlenangesicht
Kein Menschenwerk sich birgt, erhab'nes Licht!
Du Gattinn Zevs, die meine Leiden kennet!
Du Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finstern Scheidewegen heulend nennet!
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende sich weiht! Vernehmt von euern Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muss der Verworf'ne doch zum Ufer sich noch ringen,
Ist dem Verhängniss nichts mehr abzudingen,
Ist's Jovis unabänderliches Wort,
O so erduld' er alle Kriegesplagen,
Von einem tapfern Volk aus seinem Reich geschlagen,
Gerissen aus des Sohnes Armen,
Such' er bey Fremdlingen Erbarmen,
Und sehe schaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er sich entehrenden Verträgen,
So mög' er nimmer sich des Throns noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dies sey mein letzter Segen;
Mit diesem Wunsch geh' ich dem Styx entgegen,
Im Sande liege unbeerdigt sein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ew'gen Kriegeslasten
Den ganzen Samen des Verhassten!
Dies soll mein Todesopfer seyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag soll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erstehn,
In ihren Pflanzungen mit Feu'r und Schwert erscheinen,
Früh oder spät! wie sich die Kräfte tüchtig sehn.
Feindselig drohe Küste gegen Küste,
Rachgierig thürme Fluth sich gegen Fluth,
Schwert blitze gegen Schwert, der späten Enkel Brüste
Entflamme unversöhnte Wuth!

114.

Sie sprach's und sann voll Ungeduld, die Bande
Des traur'gen Lebens zu zerreissen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne schlief
Den langen Schlummer schon im mütterlichen Lande.)
Lass, spricht sie, theure Barce, schnell
Die Schwester sich mit frischem Quell
Benetzen! Sag' ihr an, dass sie die Thiere
Und die bewussten Opfer zu mir führe!

115.

Du selbst, Geliebte, säume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
Ich will des angefang'nen Opfers Pflicht
Dem unterird'schen Zevs erfüllen,
Und meinen Gram auf ewig stillen.
Sogleich flammt mit dem Bösewicht
Der Holzstoss in die Luft! — Sie spricht's und sonder
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile. [Weile

116.

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom grässlichen Entschluss, der ihren Busen schwellt,
Mit bluterhitztem Aug', gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden
Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geschick [Wangen,
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste.

117.

Reisst aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu *diesem* Endzweck ihr geschenket!
Doch, als ihr Blick sich auf Æneens Kleider senket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie schnell in sich, verweilt bey diesem theuern Orte,
Lässt noch einmal den Thränen freyen Lauf,
Schwingt dann auf's Bette sich hinauf,
Und scheidet von der Welt durch diese letzten Worte:

118.

Geliebte Reste! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Glück, den Himmlischen, gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden!
Empfangt mein fliessend Blut! Auf euch will ich ver-
Ich bin an meines Lebens Ziel. [scheiden;
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beschie-
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel [den;
Mein grosser Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab' ich eine weit berühmte Stadt,
Und *meine* Mauern sah ich ragen;
Bestraft hab' ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach, hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glücksel'ger, als ich!

120.

Sie spricht's und drückt in's Kissen ihr Gesicht:
Und ohne Rache, ruft sie, soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerächet oder nicht!
So ziemt's, in's Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Ozean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn.

121.

Eh' diese Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spitz'gen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angstgeschrey schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg; sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tausendstimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geschrey, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer drönen,
Des Æthers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt' es tönen,
Wenn in Karthagos Stadt die Fluth der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich fressend wälzten durch der Menschen Sitze
Und durch der Götter heil'ges Dach.

123.

Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge,
Durchschauert von dem grässlichen Gerücht,
Stürzt Anna, halb entseelt, sich durch's Gedränge,
Zerfleischt mit grimm'gen Nägeln das Gesicht,
Die Brust mit mörderischen Schlägen.
Das also war's! ruft sie der Sterbenden entgegen;
Mit Arglist fingst du mich! *Dazu* der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert!

124.

Weh mir Verlass'nen! Wen soll ich zuerst beweinen?
Unzärtliche! Warum verschmähtest du im Tod
Die Schwester zur Begleiterin? Vereinen
Sollt' uns derselbe Stahl, von beider Blute roth!
Fleht' ich *darum* die Götter an? erbaute,
Dass ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüste? Weh! Mich ziehst du mit in's Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Gebt Wasser, gebt! dass ich die Wunde wasche,
Mit meinen Lippen ihn erhasche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr schwebt!
Sie ruft's und steht schon oben auf den Stufen.
Stürzt weinend an der Schwester Hals, bestrebt,
An ihrer warmen Brust in's Leben sie zu rufen,
Die schon der Frost des Todes überflogen;
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes schwarze Wogen.

126.

Umsonst versucht, — aus weitgespalt'nem Munde
Pfeift unter ihrer Brust die Wunde, —
Umsonst, die Sterbende, den schwerbelad'nen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal sich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt sie zurück,
Durchirrt, das süsse Licht der Sonne zu erspähen,
Des Æthers weiten Plan, und seufzt, da sie's gesehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris, fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele schweren Streit.
Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief *vor* der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'schen Bächen
Das abgschnitt'ne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt also kam, in tausendfarbem Bogen
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Goldbeschwingte durch der Lüfte Grau
Herab auf's Haupt der Sterbenden geflogen.
Dies weih' ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt,
Ruft sie; vom Leibe frei mag sich dein Geist erheben!
Sie sagt's und lös't die Locke, schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

GEDICHTE

DER

DRITTEN PERIODE.

DIE BEGEGNUNG.

Noch seh' ich sie, umringt von ihren Frauen.
Die Herrlichste von allen stand sie da :
Wie eine Sonne war sie anzuschauen ;
Ich stand von Fern und wagte mich nicht nah.
Es fasste mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah ;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach.
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach.
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah' ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise süsse Wort vernahm —
O droben nur in seel'ger Geister Chören
Werd ich des Tones Wohllaut wieder hören!

« Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt,
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
Ich kenne den ihm selbst verborg'nen Werth ;
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen sey das schönste Loos beschert,
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann. »

AN EMMA.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergang'ne Glück,
Nur an einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besässe doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süss Verlangen,
Emma, kann's vergänglich seyn?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe seyn?
Ihrer Flamme Himmelsglut
Stirbt sie, wie ein irdisch Gut?

DAS GEHEIMNISS.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis' komm' ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt.

Von ferne mit verworr'nem Sausen
Arbeitet der geschäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schoosse
Der Götter fällt das Glück herab.

Dass ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden musst du's oder rauben,
Eh dich die Missgunst überrascht.

Leis' auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit schnellen Füssen ist's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!

DIE ERWARTUNG.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen.
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und, all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuss zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnissvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen!
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vertrauter seyn.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluss,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuss,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuss,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heissen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süssem Tod und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig grosse Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelös't,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblösst.

Seh' ich nichts Weisses dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süssen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Lass ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum! —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis' wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

DER ABEND.

NACH EINEM GEMÄHLDE.

Senke, strahlender Gott, die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet,
Matter ziehen die Rosse —
Senke den Wagen hinab!
Siehe, wer aus des Meers krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Thetis, die göttliche, winkt.
Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Kupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Fluth.
An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süsse
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

DES MÄDCHENS KLAGE.

Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet.

» Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet! »

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süssen Liebe entschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

Lass rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süsseste Glück für die traurende Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

DER JÜNGLING AM BACHE.

An der Quelle sass der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen
Treiben in der Wellen Tanz.

Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlass dein stolzes Schloss!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoos.
Horch, der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

SEHNSUCHT.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblik' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süsser Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Gold'ne Früchte seh' ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie schön muss sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen
O wie labend muss sie seyn!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braus't;
Seine Wellen sind gehoben,
Dass die Seele mir ergraus't.

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du musst glauben, du musst wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland!

DER PILGRIM.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Liess ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer gold'nen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich seyn.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuss,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluss.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floss;
Froh vertrauend seinem Faden,
Warf ich mich in seinen Schoos.

Hin zu einem grossen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier.

DIE IDEALE.

So willst du treulos vor mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens gold'ne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt, *

* Im Musenalmanach vom Jahr 1796, wo dieses Gedicht zuerst erschien, findet sich nach diesen Worten folgende Stelle:

Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt.

Er ist dahin der süsse Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloss,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoss,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuss der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie gross war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg. *

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Æthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süssen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüssig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer,
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
Umlagert den gebund'nen Geist,
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken;
Der Dichtung schöner Flor zerreisst.

* Hier folgt in der ersten Ausgabe die Strophe:

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt,
Es werfen Steine, Felsenlasten,
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean;
So sprang u. s. w.

DIE GUNST DES AUGENBLICKS.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten seyn.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor Allen lasst uns singen,
Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, dass mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Dass den Purpursaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muss es fallen,
Aus der Götter Schoos das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,

Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden seyn.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt;

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schliesst die Nacht sie wieder ein.

BERGLIED.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben,
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Strasse der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen,
Der Strom braus't unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges *Thor,*
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige *Thal.*

Vier *Ströme* brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fliessen nach allen vier Strassen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei *Zinken* ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königinn hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Darauf schiesst die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Anmerkung. *Löwin*, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.

DER ALPENJÄGER.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft.
« Mutter, Mutter, lass mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen! »

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
« Mutter, Mutter, lass mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen! »

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draussen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
« Lass die Blümlein, lass sie blühen!
Mutter, Mutter, lass mich ziehen! »

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reisst ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riss geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf dem schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grath,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte,

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
« Musst du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde? »

DITHYRAMBE *.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum dass ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,

* Die frühere Ueberschrift dieses Gedichts (im Musenalmanach von 1797) war: *Der Besuch.*

Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Dass er den Styx, den verhassten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu seyn.
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle;
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

DIE VIER WELTALTER.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste,
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Necktarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er sass in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben,
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn,
Und lässt sie am *fünften* vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es Heute wie Morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr;
Die Erde gab Alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt war der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff *denkend* in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch, war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen:
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe, in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

PUNSCHLIED.

Vier Elemente
Innig gesellt
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Presst der Citrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Giesset des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
Giesset hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es schnell!
Nur, wenn er glühet,
Labet der Quell.

AN DIE FREUNDE.

Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoos der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir *leben!* Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde! Es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereis'te Wandrer spricht.
Aber hat *Natur* uns viel entzogen,
War die *Kunst* uns freundlich doch gewogen;
Unser Herz erwarmt an *ihrem* Licht.
Will der Lorber hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von grösserm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an, und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches eb'ner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als *wir* in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Gröss'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Grosse *aller* Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

PUNSCHLIED.

IM NORDEN ZU SINGEN.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den gold'nen Wein.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die grosse Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Giesst er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf uns're Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und, was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Fluth;
Auch die *Kunst* ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Gluth.

Ihrem Wirken frei gegeben
Ist der Kräfte grosses Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes—Flammen
Nach dem hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

NADOWESSISCHE TODTENKLAGE.

Seht! da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum grossen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur

Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur.

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht! das Leben ist entflogen!
Seht! sie hängen schlaff!

Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mays die Felder prangen,
Der von selber spriesst;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speis't er droben,
Liess uns hier allein,
Dass wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben!
Stimmt die Todtenklag'!
Alles sey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule!
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf;

Farben auch, den Leib zu mahlen,
Steckt ihm in die Hand,
Dass er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

DAS SIEGESFEST.

Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Sassen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder,

Und in langen Reihen, klagend,
Sass der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich mit aufgelös'tem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süssen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ægis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die grosse Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet seyn.
Mancher fiel durch Freundes — Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprachs Ulyss mit Warnungs-Blicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Göttinn Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue!

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muss untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!
Böses muss mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!

Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil;
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem grossen,
Giesst Neoptolem des Weins;
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich dein's.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der grosse Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich seyn im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Weil des Leidens Stimmen schweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will *ich* für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel —
Krönt den Sieger grössre Ehre,
Ehret *ihn* das schönre Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba;
Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiss den grossen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam für's zerriss'ne Herz.
Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiss den grossen Schmerz!
Balsam für's zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl;
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimathhin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrössen,
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Ross des Ritters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum lasst uns heute leben!

KLAGE DER CERES.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder weben Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang ist's, dass ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote seyn?
Ewig stösst der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thräne bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur, was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,

Träte mit dem leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluss des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süss erinnernd Pfand,
Dass die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniss aufgethan?
Nein! Nicht ganz ist sie entflohen!
Nein! wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Dass es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoos,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach sie sind mir theure Boten,
Süsse Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Dass auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so lasst euch froh begrüssen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfliessen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

DAS ELEUSISCHE FEST *.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade liess die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspiess, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüsste,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne Küste.
Ach, da grünte keine Flur!
Dass sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, dass man Götter ehrt.

Keine Frucht der süssen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf grässlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreis'te,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem grossen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoos,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimathlos?

* Dieses Gedicht war zuerst überschrieben: *Das Bürgerlied.* S. Musenalmanach von 1799.

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Dass der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt.
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schauernd mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Dass dies Opfer dir gefalle,
Lass ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Dass es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füssen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfliessen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königinn.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen
Und mit dem gerechten Stab
Misst sie Jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefässe,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Lässt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fusses Tritte
Heftet sich der Gränzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schliesst sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspiess,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floss zur Stelle
Auf der Göttinn Machtgebot,
Und die leicht geschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes Stoss
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maas der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus.
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig seyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süsse Heimath gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

DER RING DES POLYKRATES.

BALLADE.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Ægyptens König,
Gestehe, dass ich glücklich bin.

Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
Lass, Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beyden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
»Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,»
Versetzt er mit besorgtem Blick.
»Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.»

Und eh'er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
»Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.»

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg.

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen!
»Fürwahr, ich muss dich glücklich schätzen,
Doch, spricht er, zittr' ich für dein Heil:
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.»

Auch mir ist Alles wohlgerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

»Drum willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Dass sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen

Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer! »

Und Jener spricht, von Furcht beweget:
» Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen. »
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
« Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Gränzen ist dein Glück! »

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
« So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben. »
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

DIE KRANICHE DES IBYCUS.

BALLADE.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süssen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommen Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

Seyd mir gegrüsst, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sey uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muss er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
« So muss ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint! »

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder.
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
« Von euch, ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sey meines Mordes Klag' erhoben! »
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Corinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
« Und muss ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz! »

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Geniesst er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,

Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des *Chores* grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'sche Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaas der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fliesst kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreissend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

« Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuss,
Dass er zu Boden fallen muss.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei. »

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemessnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:

« Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus! » —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

« Des Ibycus! » — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
« Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug? » —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen. « Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen;
Und ihn, an den's gerichtet war. »

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewussten kund.
Man reisst und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

HERO UND LEANDER.

BALLADE.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riss sie von Europen;
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Hero's und *Leander's* Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süsse Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Sass die Jungfrau, einsam grauend,
Nach *Abydos* Küste schauend,
Wo der Heissgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,

Und kein Fahrzeug stösst vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sichrem Faden;
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt in's Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprüh'nden Stiere
An den diamant'nen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fliesset,
Schliesst die Wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterm Haus.

Auch durch des Gewässers Fluthen
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluthen
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Fluth,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoos der Liebe schreckt.

Und so flohen dreissig Sonnen
Schnell, im Raub verstohl'ner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süsse Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still' und eben,
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Lustige Delphinenschaaren
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlich grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Thetis buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund;
Aber ihnen schloss auf ewig
Hekate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
» Schöner Gott! du solltest trügen?
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz;
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz. »

« In den öden Felsenmauern
Müsst' ich freudlos einsam trauern,
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Fluth;
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth. »

« Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächt'ger Bogen,
Als des gold'nen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz besieget
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund. »

« Eine Göttinn mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte,
Lebt sie jetzt unsterblich fort;
Hülfreich der verfolgten Liebe
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn! »

Und schon dunkelten die Fluthen,
Und sie liess der Fackel Gluthen
Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer sehn.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schoos;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,

Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund.
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet sich des Meeres Grund.

« Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd; grosser Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim, in eil'ger Flucht;
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht. »

« Ach gewiss, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reisst ihn die empörte Fluth. »

« Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle.
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloss,
Lässest du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los! »

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuss der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Afrodite,
Dass sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit gold'nem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh,
Fleht sie, lindernd Oel zu giessen
In die sturmbewegte See.

» Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige *Leucothea!*
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnissvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt! »

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh,
Friedlich an dem alten Bette
Fliesst das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blick's erkennt sie ihn.
Keine Klage lässt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angesicht.

» Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin;
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, grosse Königin! »

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab;
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und giesst
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fliesst.

KASSANDRA.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorberreisern,
Festlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpferbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur Eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollo's Lorberhain.

In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

« Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muss einsam trauern,
Denn mich flieht der süsse Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn. »

« Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten;
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreisst. »

« Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muss ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott! »

« Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muss geschehen,
Das Gefürchtete muss nahn. »

« Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniss droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir von Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäss zu seyn. »

« Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich *deine* Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück! »

« Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz. »

« Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt. »

« Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn!
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfah'n.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne fasst sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum. »

« Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Gluth beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn. »

« Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wand're, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich seyn. »

« Und den Mordstahl seh' ich blinken,
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniss flieh'n;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muss ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land. » —

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! Da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tod lag Thetis grosser Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

DIE BÜRGSCHAFT.

BALLADE.

Zu *Dionys*, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
« Die Stadt vom Tyrannen befreien! »
Das sollst du am Kreuze bereuen.

« Ich bin, spricht jener, zum sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,

Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen. »

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muss er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: « Der König gebeut,
Dass ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande. »

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da giesst unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reisset die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stösset kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
« O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muss der Freund mir erbleichen. »

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angst, da fasst er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

» Was wollt ihr, ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muss ich dem Könige geben! »
Und entreisst die Keule dem Nächsten gleich:
« Um des Freundes willen erbarmet euch! »
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee;
« O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben. »

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Strasse ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuss,
Ihn jagen der Sorgen Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigne Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

« Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Dess rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue! »

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet,
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
« Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget! »

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Lässt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

DER TAUCHER.

BALLADE.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor.
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoose.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weissen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reissend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnissvoll über dem kühnen Schwimmer
Schliesst sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefasst,
Schoss gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoose.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schoos
Da hebet sich's schwanenweiss,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird blos
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiss,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüsste das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füssen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riss mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht,
Wildfluthend entgegen ein reissender Quell;
Mich packte des Doppelstrom's wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfasst' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen!
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniss da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheusslichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewusst,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein *in* der grässlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich fasst mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riss mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Lass, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

RITTER TOGGENBURG.

BALLADE.

» Ritter, treue Schwesterliebe
» Widmet euch dies Herz.
» Fordert keine andre Liebe!
» Denn es macht mir Schmerz;
» Ruhig mag ich euch erscheinen,
» Ruhig gehen sehn.
» Eurer Augen stilles Weinen
» Kann ich nicht verstehn. »

Und er hört's mit stummem Harme,
Reisst sich blutend los,
Presst sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Grosse Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verlässt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
» Die ihr suchet, trägt den Schleier,
» Ist des Himmels Braut.
» Gestern war des Tages Feier,
» Der sie Gott getraut. »

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloss,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte
Sass er da allein,

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt'er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,

Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so sass er viele Tage,
Sass viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so sass er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

DER KAMPF MIT DEM DRACHEN.

ROMANZE.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Ross,
Gewahr' ich aus dem Menschentross,
Und hinter ihm, welch' Abentheuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauss,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe in's Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret,
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und Alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edelm Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevelm Muth gewaget! —
Herr, richte, wenn du Alles weisst,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da fasste mich ein wilder Gram,
Und ich beschloss, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und liessen sich das Blut nich dauren.

Ist nur der Sarazen es werth,
Dass ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muss sein starker Arm,
Doch seinen Muth muss Weisheit leiten
Und List muss mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flösste mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus, ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und sprach das Wort:
« Mich zieht es nach der Heimath fort. »
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heimschen Strand,
Gleich liess ich durch des Künstlers Hand
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füssen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfasst
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und grässlich, wie ein Höllenthor,

Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Dass es um Mann und Ross sich schlänge.

Und Alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheusslich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vliess
Den scharfen Bissen Blösse liess,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoss,
Besteige mein arabisch Ross,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoss,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Ross sich grauend bäumt,
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie Jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Dass mir's gelungen hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das grosse Werk bestanden.

Denn heiss erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschliesse rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schliesst es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreissig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuss des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstrasse,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Frasse.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauss begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spiess die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Tross;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Ross
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Ross zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheussliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Ross und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Ross,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloss,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, dass es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blösse,
Und stosse tief ihm in's Gekröse,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Dass schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache. »

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Dass man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreisst,
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn, wo der Herr in seiner Grösse
Gewandelt hat in Knechtes-Blösse,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küsst des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

DER GANG

NACH DEM EISENHAMMER.

BALLADE.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertross
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floss
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll,
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

« Wie seyd ihr glücklich, edler Graf,
Hub' er voll Arglist an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib;
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken. »

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
Was redst du mir Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich, wie die Well?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.

Der Andre spricht: « So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit » —
Was? fällt ihm Jener ein und bebet,
Redst du von einem, der da lebet?

« Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?

Doch, weil ihr's denn mit Fleiss verhüllt,
So unterdrück' ich's gern » —
Du bist des Todes, Bube, sprich!
Ruft jener streng und fürchterlich.
Wer hebt das Haupt zu Kunigonden?
« Nun ja, ich spreche von dem Blonden. »

« Er ist nicht hässlich von Gestalt, »
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiss und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
« Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefesselt schmachtet? »

« Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Glut gesteht » —
Gesteht! — » Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, dass mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren? »

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand,
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält es Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muss selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
» Habt ihr befolgt des Herren Wort? »
Den werft mir in die Hölle dort,
Dass er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe.

Dess freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust:
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich, mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf, Gesell und säume nicht!
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Musst gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?

Und Jener spricht: « es soll geschehn; »
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
« Ob sie mir nichts gebeut? »
Und vor die Gräfin stellt er sich:
« Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten. »

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So lass auch mich die Gnade finden.

Und, froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

« Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg! » —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's, und heiss
Im Felde glüht der Schnitter Fleiss.
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.
Die *Stola* und das *Cingulum*
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefässe,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiss gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Messbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des *Sanktus* Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er Jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluss,
Bis beim *Vobiscum Dominus*

Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich :
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er : Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?
Und grinzend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund :
« Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben. »

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick :
Unglücklicher! wo kommst du her?
« Vom Eisenhammer. » — Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?
« Herr, nur so lang, bis ich gebetet. »

« Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!
« Herr, dunkel war der Rede Sinn
Zum Ofen wies man lachend hin :
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben. »

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt;
Sollt' er dir nicht begegnet seyn?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.
« Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur » —
Nun, ruft der Graf und steht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattinn, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Lasst's eurer Huld empfohlen seyn!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.

DER GRAF VON HABSBURG *.

BALLADE.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Sass König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken :
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süssem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiss,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
« Süsser Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste? »

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des grösseren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde :
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiss nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

* ANMERKUNG. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, dass der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Churfürsten von Mainz geworden, und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das grosse Interregnum erfolgte, die Gedanken des Churfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, dass ich recht gut weiss, dass Böhmen sein Erzamt bei Rudolphs Kaiserkrönung nicht ausübte.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen :
« Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoss,
Und als er auf seinem stattlichen Ross
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Messner geschritten. »

« Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblösset,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Giessbachs reissenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füssen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte. »

« Was schaffst du? » redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
So hat ihn der strömende Giessbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum dass dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füssen.

« Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Dass er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
Bescheiden am Zügel geführet. »

« Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, dass zum Streiten und Jagen
Das Ross ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben. »

« So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter! »

Und mit sinnendem Haupt sass der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

DER HANDSCHUH.

ERZÄHLUNG.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Sass König Franz,
Und um ihn die Grossen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tiegerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still',
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiss,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund':
« Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiss,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf! »

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger

Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheisst ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht: *
« Den Dank, Dame, begehr' ich nicht, »
Und verlässt sie zur selben Stunde.

* Statt dieser Zeile steht im Musenalmanach von 1798 folgende:

Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:

DAS VERSCHLEIERTE BILD

ZU SAIS.

Ein Jüngling, den des Wissens heisser Durst
Nach Sais in Ægypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riss ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. « Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe, sprach der Jüngling,
Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man grösser, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farb' aus dem Regenbogen,
Und Alles was dir bleibt ist Nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben. »

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengrösse
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?
« Die Wahrheit, » ist die Antwort — Wie? ruft jener;
Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

« Das mache mit der Gottheit aus, versetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter schuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit — Nun? « Der *sieht* die Wahrheit. »
Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?
« Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht. » — Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —
» Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein,
Gewichtiger mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen. »

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die leblose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren;
Da zuckt es heiss und kühl durch sein Gebein,
Und stösst ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Sey hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er ruft's mit lauter Stimm': Ich will sie schauen.

Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
« Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier? »
Ich weiss es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fussgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riss ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
« Weh dem, » dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen;
« Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
» Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn. »

DIE THEILUNG DER ERDE.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer seyn.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Strassen,
Und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.

Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So liess er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

DAS MÄDCHEN AUS DER FREMDE.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem neuen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wusste nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, *jenem* Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

DAS IDEAL UND DAS LEBEN *.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fliesst das zephyrleichte Leben
Im Olymp der Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.

* In den Horen vom Jahr 1795 erschien dies Gedicht unter der Ueberschrift: *Das Reich der Schatten.*

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. *

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die *Gestalt.*
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich! **

Jugendlich, von allen Erdenmahlen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.

* In der frühern Ausgabe folgt hier die Strophe:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muss der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muss die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sonne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

** Hier finden sich in der ersten Ausgabe noch folgende Strophen:

Und von jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewusst;
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reisst das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös' die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluss
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelös't in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleisses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element,
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meissels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blösse
Steht vor des Gesetzes Grösse,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale,
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fliesst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

PARABELN UND RÄTHSEL.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.

So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das grösste aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer grossen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiss;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der alleräIt'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer *Hund* hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer *Widder* geht voran.
Die *Herde*, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein gross geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es misst's und geht's kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drinn weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein,
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muss sich der and're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund
Hängt jener in dem tiefsten Grund;
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde:
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein;
Doch alle Grösse, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist *Eine,*
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in *Einem* Grimme
Den Reiter und sein Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloss, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sey.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!

9.

Wir stammen, unsrer sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von *ihr* die Milde, von *ihm* den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten,
Und führen seinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten:
Denn um uns her muss Leben seyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und lässt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heisst das Ding, das Wenige schätzen,
Doch ziert's des grössten Kaisers Hand;
Es ist gemacht um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergiesst's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die grössten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen;
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh.
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein *Vogel* ist es und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein *Fisch* ist's und zertheilt die Welle,
Die noch kein gröss'res Unthier trug;
Ein *Elephant* ist's, welcher Thürme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der *Spinnen* kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füsse regt,
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füssen
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

DER SPATZIERGANG *.

Sey mir gegrüsst, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sey mir, Sonne, gegrüsst, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüss' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgiesst
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniss
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniss entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreisst der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergiesst sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.

* *Elegie* war die Ueberschrift dieses Gedichts in den Horen vom Jahr 1795.

Tief an des Berges Fuss, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fliessender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiss rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschen erhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Strasse;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flösse dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagwerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende *Stadt*.
In die Wildniss hinaus sind des Waldes Faunen verstossen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Grosses wirket ihr Streit, Grösseres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Ross führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
« Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
» Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl. »
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es ersäuft die Dryade.
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiss,
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braus't in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äusserste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen;
Und vom Meissel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schliesset ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Suchtden ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reissen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn fasst mächtig der fluthende Strom,
In's Unendliche reisst er ihn hin, die Küste verschwindet
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur,
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniss
Drängt sich der Sykophant, reisst von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biss tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemasst, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt;
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr'er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Giesbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün

Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

DAS LIED VON DER GLOCKE.

VIVOS VOCO. MORTUOS PLANGO. FULGURA FRANGO.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muss die Glocke werden!
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand.
Von der Stirne heiss
Rinnen muss der Schweiss,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fliesst die Arbeit munter fort.
So lasst uns jetzt mit Fleiss betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muss man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Das er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken lasst es seyn,
Dass die eingepresste Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Dass die zähe Glockenspeise
Fliesse nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniss bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weisse Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluss,
Lasst's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guss.
Auch von Schaume rein
Muss die Mischung seyn,
Dass vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüsst sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoosse
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reisst sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmisst die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da fasst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruss beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süsses Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! dass sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglas't erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig seyn.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reisst der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muss bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muss treiben;
Der Mann muss hinaus
In's feindliche Leben,
Muss wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muss wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,

Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleissigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guss beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stosst den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schiesst's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Strassen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Strasse lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengross!
Hoffnunglos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süsser Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Dass es Fleiss und Kunst vergilt?
Wenn der Guss misslang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoos der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, dass sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir traurend in der Erde Schoos,
Und hoffen, dass er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattinn ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten

Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelös't auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Lasst die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muss sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Strasse werden stiller;
Um des Licht's gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schliesst sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen grässlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiss'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret *uns* der Hände Fleiss.

Holder Friede,
Süsse Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Dass sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muss die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoos der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreissend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, dass sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Strassen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreissen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's, wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schliesst den Reih'n,
Dass wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name seyn.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, dass nichts bestehet,
Dass alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Dass sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

DIE MACHT DES GESANGES.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiss er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnissvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengrösse
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege,
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jener eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muss schweigen,
Und kein Verhängniss fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

WÜRDE DER FRAUEN.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und, in der Grazie züchtigem Schleier,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.

Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiss,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.*

** Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die æolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen; es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweis't der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht. ***

* Im Musenalmanach vom Jahr 1796 folgt hier die Strophe:

Seines Willens Herrschersiegel
Drückt der Mann auf die Natur;
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er seinen Schatten nur.
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie;
Nur das Bild auf seinem Netze,
Nur das *Nahe* kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiss wanken,
Dort auf der Fluth der bewegten Gedanken,
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sich der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.

** Anstatt der vier ersten Zeilen dieser Strophe stehen in der ersten Ausgabe folgende:

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer
Nicht den süss getheilten Schmerz.

*** Nach dieser Strophe enthält die erste Ausgabe noch folgende:

Seiner Menschlichkeit vergessen
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königin die Pflicht;
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit.
Nur der ew'ge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüte,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unschuld Schoos gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle
Biegt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege,
Herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.

HOFFNUNG.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschliesst er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

DIE DEUTSCHE MUSE.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem grössten deutschen Sohne,
Von des grossen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eig'ner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

DER SÄMANN.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät still für die Ewigkeit blühn?

DER KAUFMANN.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

ODYSSEUS.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scilla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aidäs Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

KARTHAGO.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber Jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

DIE JOHANNITER.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber, ein schönerer Schmuck, umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige * Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

DEUTSCHE TREUE.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feind's, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muss er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe da stellt er auf's Neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhals't ihn der Feind, sie wechseln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Hass grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muss Ludwig ziehen. Zum Wächter
Baierns lässt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
« Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so. Man hat mir's geschrieben. »
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

* Im Musenalmanach von 1796 steht: *ruhmlose Pflicht.*

KOLUMBUS.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muss die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiss.

POMPEJI UND HERKULANUM.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was sendet dein Schoos uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch! Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's Neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, den Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuss hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehölten Crystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

ILIAS.

Immer zerreisset den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur.

ZEVS ZU HERKULES.

Nicht aus meinem Nektar hast du die Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

DIE ANTIKE

AN DEN NORDISCHEN WANDERER.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindliche Steg.
Mich in der Nähe zu schau'n und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt,

Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heil'ge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir? *

DIE SÄNGER DER VORWELT.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüsste jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von aussen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt. **

DIE ANTIKEN ZU PARIS.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der *Seine* Strand,
Und in prangenden Museen
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen,
In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

THEKLA.

EINE GEISTERSTIMME.

Wo ich sey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, dass ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

DAS MÄDCHEN VON ORLEANS.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen;
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben:
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

NÄNIE.

Auch das Schöne muss sterben, das Menschen und Götter bezwinget!
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.

* In den Horen von 1795 folgen hierauf noch die Verse:

Hinter dir liegt zwar dein neblichter Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl,
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne;
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

** Die erste Ausgabe in den Horen von 1795 enthält hier noch folgende Stelle:

Weh ihm, wenn er von aussen es jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse;
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergisst.

Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Afrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Dass das Schöne vergeht, dass das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

DER SPIELENDE KNABE.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoos! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das fluthende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hag're und ernste
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

DIE GESCHLECHTER.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise lös't sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben;
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reisst ihn der brausende Muth.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn *Du* nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon; aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet und leis sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehrt kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

MACHT DES WEIBES.

Mächtig seyd ihr, ihr seyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er!
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.

DER TANZ.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuss.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fliesst,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuss auf des Takts melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreissen die Kette des Tanzes,
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet;
Wie durch magische Hand öffnet und schliesst sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, dass rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt;
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maas.

DAS GLÜCK.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen;
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Gross zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parce bezwingt,
Aber nicht erzwingt er das Glück und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben:
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt;
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;
In das bescheidne Gefäss schliessen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da, und täuschen die stolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höh'n.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand,
Jetzt den Lorber und jetzt die herrschaftgebende Binde;
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füssen legt sich der Leu, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Zürne dem Glücklichen nicht, dass den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, dass aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der grosse Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, dass ihn die Götter geliebt,
Dass sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, dass sie schön ist, dass sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk,
Lass sie die Glückliche seyn, du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, dass die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Dass der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt;
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige seyn.
Auf dem geschäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen;
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.

Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden:
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

DER GENIUS *.

« Glaub' ich, sprichst du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
» Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
» Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
» Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
» Muss ich dem Trieb misstraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
» Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
» Bis auf die ewige Schrift die *Schul'* ihr Siegel gedrücket,
» Und der Formel Gefäss bindet den flüchtigen Geist?
» Sage du mir's! du bist in diese Tiefe gestiegen;
» Aus dem modrigem Grab kamst du erhalten zurück.
» Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahret,
» Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
» Muss ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
» Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht. » —
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das grosse Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?—
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bey Todten gesucht.
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloss.
Aber die Glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.

* Die Ueberschrift dieses Gedichts in den Horen von 1795 war: *Natur* und *Schule*.

Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinab steigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weisst du's gewiss, schweigen auf ewig, wie heut;
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz * —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

DER PHILOSOPHISCHF EGOIST.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewusst noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewusstseyns Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süssen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die grosse Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfniss besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund?

* In der ersten Ausgabe folgten hier noch die Verse:

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt bestricken,
Niemals, weisst du's gewiss, wanken das ewige Steu'r.—

Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

DIE WORTE DES GLAUBENS.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von aussen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Missbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von aussen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

DIE WORTE DES WAHNS.

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldne Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, dass das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, dass dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiss dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

SPRÜCHE DES CONFUCIUS.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifel zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maas.
Rastlos fort ohn' Unterlass
Strebt die *Länge* fort in's Weite;
Endlos giesset sich die *Breite;*
Grundlos senkt die *Tiefe* sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben,
Rastlos vorwärts musst du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn,
Musst in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten,
In die Tiefe musst du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel;
Nur die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

LICHT UND WÄRME.

Der be'ssre Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch ausser sich zu schauen,
Und weiht, von edelm Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch Alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,

Da sucht er in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz in kalter stolzer Ruh
Schliesst endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

BREITE UND TIEFE.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still',
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Grosses geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

DIE FÜHRER DES LEBENS *.

Zweierlei Genien sind's, die dich durch's Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der And're,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem erstern
Deine *Würde* nich an, nimmer dem andern dein *Glück!*

ARCHIMEDES UND DER SCHÜLER.

Zu Archimedes kam ein wissbegieriger Jüngling,
Weihe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca ** beschützt!
« Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's, versetzte der Weise,
Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib. »

* In den Horen von 1795 war dieses Gedicht überschrieben: *Schön und Erhaben.*

** *Anmerkung des Verf. bei der ersten Ausgabe.* Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.

MENSCHLICHES WISSEN.

Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die grosse Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Dass in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
An einander im Schwan, und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

DIE ZWEI TUGENDWEGE.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend empor strebt;
Schliesst sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

WÜRDEN.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Strasse
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn.
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen;
Nicht Er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

ZENITH UND NADIR.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That!

AUSGANG AUS DEM LEBEN.

Aus dem Leben heraus sind der Wege *zwei* dir geöffnet:
Zum Ideale führt einer, der and're zum Tod.
Siehe, wie du bei Zeiten noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

DAS KIND IN DER WIEGE.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

DAS UNWANDELBARE.

« Unaufhaltsam enteilet die Zeit. » — Sie sucht das Beständ'ge.
Sey getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

THEOPHANIE.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels;
Aber sie steh'n vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

DAS HÖCHSTE.

Suchst du das Höchste, das Grösste? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sey du es wollend — das ist's!

UNSTERBLICHKEIT.

Vor dem Tod erschrickst du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

VOTIVTAFELN.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

DIE VERSCHIEDENE BESTIMMUNG.

Millionen beschäftigen sich, dass die Gattung bestehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

DAS BELEBENDE.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

ZWEIERLEI WIRKUNGSARTEN.

Wirke Gutes; du *nährst* der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust *Keime* der göttlichen aus.

UNTERSCHIED DER STÄNDE.

Adel ist auch in der sinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie *thun*, edle mit dem, was sie *sind*.

DAS WERTHE UND WÜRDIGE.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

DIE MORALISCHE KRAFT.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

MITTHEILUNG.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäss den Gehalt.

AN *.

Theile mir mit, was du weisst; ich werd' es dankbar empfangen.
Aber du gibst mir dich selbst: damit verschone mich Freund.

AN **.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will *Dich* durch die Sache nur sehn.

AN ***.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

JETZIGE GENERATION.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

AN DIE MUSE.

Was ich ohne dich wäre, ich weiss es nicht—aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne *Dich* Hundert' und Tausende sind.

DER GELEHRTE ARBEITER.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet;
Nur der Geschmack geniesst, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

PFLICHT FÜR JEDEN.

Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schliess' an ein Ganzes dich an!

AUFGABE.

Keiner sey gleich dem andern, doch gleich sey Jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sey Jeder vollendet in *sich*.

DAS EIGENE IDEAL.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur was du fühlest.
Soll er dein Eigenthum seyn, fühle den Gott, den du denkst.

AN DIE MYSTIKER.

Das ist eben das wahre Geheimniss, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehn.

DER SCHLÜSSEL.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz.

DER AUFPASSER.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets, wie — mein Gewissen geliebt —

WEISHEIT UND KLUGHEIT.

Willst du, Freund, die erhabensten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, dass dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

DIE UEBEREINSTIMMUNG.

Wahrheit suchen wir Beide, du aussen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiss.
Ist das Auge gesund, so begegnet es aussen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiss spiegelt es innen die Welt.

POLITISCHE LEHRE.

Alles sey recht, was du thust; doch dabei lass es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles, was recht ist, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, dass das Vorhandne *vollkommen*
Sey; der Falsche will stets, dass das Vollkommene *sey*.

MAJESTAS POPULI.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

AN EINEN WELTVERBESSERER.

« Alles opfert' ich hin, sprichst du, der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Hass und Verfolgung der Lohn. » —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie gross genug denken;
Wie du im Busen sie trägst; prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und für's Wohl der Menschengeschlechter
Lass du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut.

MEINE ANTIPATHIE.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es soviel schwatzen von Tugend gemacht.

« Wie? du hassest die Tugend? » — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

AN DIE ASTRONOMEN.

Schwatzet mir nicht soviel von Nebelflecken und Sonnen,
Ist die Natur nur gross, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

ASTRONOMISCHE SCHRIFTEN.

So unermesslich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

DER BESTE STAAT.

« Woran erkenn' ich den besten Staat? » Woran du die beste
Frau kennst! daran, mein Freund, dass man von Beiden nicht spricht.

MEIN GLAUBE.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine? Aus Religion.

INNERES UND AEUSSERES.

« Gott nur siehet das Herz » — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, dass *wir* doch auch etwas Erträgliches sehn.

FREUND UND FEIND.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

LICHT UND FARBE.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

SCHÖNE INDIVIDUALITÄT.

Einig sollst du zwar seyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

DIE MANNIGFALTIGKEIT.

Viele sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor,
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

DIE DREI ALTER DER NATUR.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben auf's Neu gibt die Vernunft ihr zurück.

DER GENIUS.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, mehrst *in* der Natur die Natur.

DER NACHAHMER.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

GENIALITÄT.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermesslicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

DIE FORSCHER.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von aussen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

DIE SCHWERE VERBINDUNG.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

KORREKTHEIT.

Frei von Tadel zu seyn ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Grösse dazu.

DER NATURGESETZ.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben; die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

WAHL.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach'es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist schlimm.

TONKUNST.

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

SPRACHE.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die *Seele* nicht mehr.

AN DEN DICHTER.

Lass die Sprache dir seyn, was der Körper den Lieben-den. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

DER MEISTER.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls.

DER GÜRTEL.

In dem Gürtel bewahrt Afrodite der Reize Geheimniss;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

DILETTANT.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?

DIE KUNSTSCHWÄTZER.

Gutes in Künsten verlangt ihr! Seyd ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

DIE PHILOSOPHIEEN.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiss nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

DIE GUNST DER MUSEN.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoos.

DER HOMERUSKOPF ALS SIEGEL.

Treuer alter Homer! Dir vertrau' ich das zarte Geheimniss;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

DIE BESTE STAATSVERFASSUNG.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, dass er so denke, bedarf.

AN DIE GESETZGEBER.

Setzet immer voraus, dass der Mensch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

DAS EHRWÜRDIGE.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten,
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

FALSCHER STUDIERTRIEB.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

QUELLE DER VERJÜNGUNG.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

DER NATURKREIS.

Alles, du ruhige, schliesst sich in deinem Reiche; so kehret
Auch zum Kinde der Greis kindisch und kindlich zurück.

DER GENIUS

MIT DER UMGEKEHRTEN FACKEL.

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fakkel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

TUGEND DES WEIBES.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf,
Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

DIE SCHÖNSTE ERSCHEINUNG.

Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehn.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehn.

FORUM DES WEIBES.

Frauen, richtet nur nie des Mannes einzelne Thaten!
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

WEIBLICHES URTHEIL.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

DAS WEIBLICHE IDEAL.

AN AMANDA.

Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur macht sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du *bist* es, denn ewig nothwendig
Weisst du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines,
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

ERWARTUNG UND ERFÜLLUNG.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

DAS GEMEINSAME SCHICKSAL.

Siehe, wir hoffen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indess dir sich die Locke, wie mir.

MENSCHLICHES WIRKEN.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

DER VATER.

Wirke so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

LIEBE UND BEGIERDE.

Recht gesagt, Schlosser! Man *liebt*, was man hat; man *begehrt*, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

GÜTE UND GRÖSSE.

Nur zwei Tugenden gibts, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch gross, immer die Grösse auch gut!

DIE TRIEBFEDERN.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe!
Freude, führe du mich immer an rosigem Band!

NATURFORSCHER
UND TRANSSCENDENTAL-PHILOSOPHEN.

Feindschaft sey zwischen euch! Noch kommt das Bündniss zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

DEUTSCHER GENIUS.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

KLEINIGKEITEN.

DER EPISCHE HEXAMETER.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen;
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

DAS DISTICHON.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

DIE ACHTZEILIGE STANZE.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

DER OBELISK.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

DER TRIUMPHBOGEN.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

DIE SCHÖNE BRÜCKE.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

DAS THOR.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze!
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

DIE PETERSKIRCHE.

Suchst du das Unermessliche hier, du hast dich geirret;
Meine Grösse ist die, grösser zu machen dich selbst.

AN DIE PROSELYTENMACHER.

Nur ein weniges Erde beding ich mir ausser der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, ausser mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige seyn.

DAS VERBINDUNGSMITTEL.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

DER ZEITPUNKT.

Eine grosse Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der grosse Moment findet ein kleines Geschlecht.

DEUTSCHES LUSTSPIEL.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

BUCHHÄNDLER-ANZEIGE.

Nichts is der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen courant wird sie bei mir jetzt verkauft.

GEFÄHRLICHE NACHFOLGE.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu sagen; sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

GRIECHHEIT.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maas und Klarheit! drum dächt' ich
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande
Bitt' ich, dass sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

DIE SONNTAGSKINDER.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren.
Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

DIE PHILOSOPHEN.

LEHRLING.

Gut, dass ich euch, ihr Herrn, in pleno beisammen hier finde:
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

ARISTOTELES.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und sind längst schon von Allem belehrt.

LEHRLING.

Desto besser! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halse,
Einen allgültigen Satz und der auch allgemein gilt.

ERSTER.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das Eine nur wahr, ist es das And're gewiss.

LEHRLING.

Denk' ich, so bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

ZWEITER.

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge:
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir so sind.

DRITTER.

Just das Gegentheil sprech' ich. Es gibt kein Ding, als mich selber;
Alles And're, in mir steigt es als Blase nur auf.

VIERTER.

Zweierlei Dinge lass' ich passiren, die Welt und die Seele;
Keins weiss vom andern, und doch deuten sie beide auf Eins.

FÜNFTER.

Von dem Ding weiss ich nichts und weiss auch nichts von der Seele.
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

SECHSTER.

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber,
Als *nicht* gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht—Ich gesetzt.

SIEBENTER.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch; macht mit der Vorstellung *drei*.

LEHRLING.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen!
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

ACHTER.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

LEHRLING.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

DAVID HUME.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat sie alle verwirret,
Mich frag'! ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

RECHTSFRAGE.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

PUFENDORF.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

GEWISSENSSCRUPEL.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, dass ich nicht tugendhaft bin.

ENTSCHEIDUNG.

Da ist kein anderer Rath, du musst suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

DIE HOMERIDEN.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von *Heynen* ein Pack Göttinger Würste für ihn —
« Mir her! ich sang der Könige Zwist »! — « Ich die Schlacht bei den Schiffen! »
« « Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah! » » —
Friede! Zerreisst mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen!
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn!

DER MORALISCHE DICHTER.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiss — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

DIE DANAIDEN.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

DER KUNSTGRIFF.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wollust, — nur mahlet den Teufel dazu!

JEREMIADE.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durch's Leben nicht mehr.
Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und geniren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite.
Siegmund du süsser Amant, Maskarill, spasshafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuetschritt unsers geborgten Kothurns!
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.
Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

WISSENSCHAFT.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttinn, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

KANT UND SEINE AUSLEGER.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

SHAKESPEARS SCHATTEN.

PARODIE.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakläs,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
« Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen, in's Grab! »
Wegen Tiresias musst' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
« Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf. » —
O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, dass man jegliche Rippe ihr zählt.
« Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht? » —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Breter hinweg.
« Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt. » —
Ja, ein derber und trockener Spass; nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur nass ist, gefällt.
« Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht? » —
Keines von Beiden! Uns kann nur das Christlichmoralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
« Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr? »
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Husarenmajors.
« Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Grosses begegnen, was kann Grosses denn durch sie geschehn? » —
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
« Woher nehmt ihr denn aber das grosse gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt? » —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
« Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht? » —

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
« Also *eure* Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die grosse nur nicht, nicht die unendliche an? » —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

DIE FLÜSSE.

RHEIN.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Gränze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

RHEIN UND MOSEL.

Schon so lang umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn uns're Verbindung beglückt.

DONAU IN **.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spiess.

MAYN.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

SAALE.

Kurz ist mein Lauf, und begrüsst der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

ILM.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

PLEISSE.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

ELBE.

All ihr Andern, *ihr* sprecht nur ein Kauderwelsch — Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur Ich, und auch in Meissen nur, deutsch.

SPREE.

Sprache gab mir einst Rammler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

WESER.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

GESUNDBRUNNEN ZU **.

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

PEGNITZ.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fliesse nur fort, weil es so hergebracht ist.

DIE **CHEN FLÜSSE.

Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern, ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.

SALZACH.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

DER ANONYME FLUSS.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goss der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

DER METAPHYSIKER.

« Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die *Höchste* unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt! »
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine grosse Mann,
Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
Sag an, du kleiner grosser Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — *worauf* ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf, — und seine kahlen Höh'n,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

DIE WELTWEISEN.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zevs den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben ging,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen grossen Geist,
Der mir ergründet, wie er heisst,
Wenn ich ihm nicht drauf helfe —
Er heisst: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füssen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Metaphysik studirt,
Der weiss, dass, wer verbrennt, nicht friert,
Weiss, dass das Nasse feuchtet
Und dass das Helle leuchtet.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl' es nicht,
Eh' noch Weltweise waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was *Lock'* und *Des Cartes* nie gedacht;
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
So geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.

Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

« Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem grossen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer.
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band. »
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und sorgt, dass nie die Kette bricht,
Und dass der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

PEGASUS IM JOCHE.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Ross, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb Jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Dass seinen schlanken Wuchs ein hässlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und Keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich fasste Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. « Ein Mann, ein Wort, »
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt,
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verlässt es bald der Räder sich're Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken,
Der gleiche Taumel fasst das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Lass sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden,
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Ross muss sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm;
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Strasse hergezogen.
Die Zitter klingt in seiner Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n?
Gib Acht, du sollst dein Wunder schau'n.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sich're Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schiesst brausend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

DAS SPIEL DES LEBENS.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich soll sie euren Aug' erscheinen,
Nur müsst ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müsst sie bei der Liebe Kerzen,
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann und Alles will er wagen.

Ein Jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen,
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie Alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

EINEM JUNGEN FREUNDE

ALS ER SICH DER WELTWEISHEIT WIDMETE.

Schwere Prüfungen musste der griechische Jüngling bestehen,
Eh' das Eleusische Haus nun den Bewährten empfing.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weisst du schon, was deiner dort harrt? Wie theuer du kaufest?
Dass du ein ungewiss Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug' der dich als Wahres gesucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

POESIE DES LEBENS.

AN ***.

« Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügrischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblösst muss ich die Wahrheit sehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhab'ne Flug
In's gränzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden;
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth,
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit? » —

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte,
Verwerfend hin auf Alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Busen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leier,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuss und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

AN GOETHE,

ALS ER DEN MAHOMET VON VOLTAIRE AUF DIE BÜHNE BRACHTE.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorber zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergrösse bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten;
Von keinem *Ludwig* wird es ausgesät,
Aus eig'ner Fülle muss es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit:
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn:
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muss die Kunst entweichen.

Denn auf dem breternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sey hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiss durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die *Bühne* will sie, wie die *Welt*, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie:
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden;
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht *der* Sinn, der nur das Wahre preis't;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

ABSCHIED VOM LESER*.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, dass er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schiesst frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schiesst in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

* Mit diesem Gedicht wurde der Musenalmanach vom Jahr 1796 beschlossen.

AN DEMOISELLE SLEVOIGT,

BEI IHRER VERHEIRATHUNG MIT HERRN D. STURM VON EINER MÜTTERLICHEN UND FÜNF SCHWESTERLICHEN FREUNDINNEN.

Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, du hast's gefunden;
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süssen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir,
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und willst du das Geheimniss wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüte,
Die mit der holden Scham sich paart,
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In alle Herzen Wonne lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

DER GRIECHISCHE GENIUS AN MAYER IN ITALIEN.

Tausend Andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen;
Dir, den Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

EINEM FREUNDE IN'S STAMMBUCH

HERRN VON MECHELN AUS BASEL.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich, wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! für Beide bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loos.

IN DAS FOLIO-STAMMBUCH

EINES KUNSTFREUNDES.

Die Weisheit wohnte sonst auf grossen Foliobogen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Wissenschaft in's Kleine sich gezogen,
Und leicht, wie Kork, in Almanachen schwimmt,
Hast du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie fürchtest du denn nicht, ich muss dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

DAS GESCHENK.

Ring und Stab, o seyd mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heisst mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewonn mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

WILHELM TELL*.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker lös't, an dem die Staaten hängen,
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Grosse ist dein eigen.

* Mit diesen Stanzen begleitete der Verf. das Exemplar seines Schauspiels: *Wilhelm Tell*, das er dem damaligen Churfürsten Erzkanzler übersendete.

DEM ERBPRINZEN VON WEIMAR,

ALS ER NACH PARIS REIS'TE.

IN EINEM FREUNDSCHAFTLICHEN ZIRKEL GESUNGEN.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

Er reisst sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länder gross.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben;
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüsst der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüssen,
Der deines grossen Ahns
Gedenken wird, so lang sein Strom wird fliessen
In's Bett' des Oceans.

Dort huldige des Helden grossen Manen
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Gränzenhüter der Germanen,
Von seinem eig'nen Wein;

Dass dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu' vergeht.

DER ANTRITT DEN NEUEN

JAHRHUNDERTS.

AN ***.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muss ihnen jede Landschaft wägen
Und, wie *Brennus* in der rohen Zeit,

Legt der Franke seinen ehrnen Degen
 In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
 Gierig, wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
 Will er schliessen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umsonst auf allen Ländercharten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
 Und die Schiffahrt selbst ermisst sie kaum;
Doch auf ihrem unermessnen Rücken
 Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
 Musst du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang.

DIE RÄUBER.

EIN SCHAUSPIEL.

Quæ medicamenta non sanant, *ferrum* sanat, quæ ferrum non sanat, *ignis* sanat.

HIPPOCRATES.

PERSONEN.

MAXIMILIAN, regierender Graf von Moor.
KARL, FRANZ, } seine Söhne.
AMALIA von Edelreich.
SPIEGELBERG, SCHWEIZER, GRIMM, RAZMANN, SCHUFTERLE, } Libertiner, nachher Banditen.
ROLLER, KOSINSKY, SCHWARZ. } Libertiner, nachher Banditen.
HERRMANN, Bastard von einem Edelmann.
DANIEL, Hausknecht des Grafen von Moor.
PASTOR MOSER.
EIN PATER.
RÄUBERBANDE.
NEBENPERSONEN.

(*Der Ort der Geschichte ist Deutschland, die Zeit ohngefähr zwei Jahre.*)

VORREDE.

Man nehme dieses Schauspiel für nichts anderes, als eine dramatische Geschichte, welche die Vortheile der dramatischen Methode, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen, benutzt, ohne sich übrigens in die Schranken eines Theaterstücks einzuzäunen, oder nach dem so zweifelhaften Gewinne bei theatralischer Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, dass es eine widersinnige Zumuthung ist, binnen drei Stunden drei ausserordentliche Menschen zu erschöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tausend Räderchen abhängt, so wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet seyn, dass sich drei ausserordentliche Menschen auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vier und zwanzig Stunden entblössen. Hier war Fülle in einander gedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun ist es aber nicht sowol die Masse meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, der es von der Bühne verbannt. Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, dass mancher Charakter auftreten musste, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. Jeder Menschenmaler ist in diese Nothwendigkeit gesetzt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen will geliefert haben. Es ist einmal so die Mode in der Welt, dass die Guten durch die Bösen schattirt werden, und die Tugend, im Kontraste mit dem Laster, das lebendigste Kolorit erhält. Wer sich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muss das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen, und in seiner kolossalischen Grösse vor das Auge der Menschheit stellen — er selbst muss augenblicklich seine nächtlichen Labyrinthe durchwandern, — er muss sich in Empfindungen hineinzuzwingen wissen, unter deren Widernatürlichkeit sich seine Seele sträubt.

Das Laster wird hier mit samt seinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es lös't in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewissens in ohnmächtige Abstraktionen auf, skeletisirt die richtende Empfindung, und scherzt die ernsthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal so weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden), seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr — dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts — beide Welten sind nichts in seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Missmenschen dieser Art ein treffendes lebendiges Konterfey hinzuwerfen, die vollständige Mechanik seines Lastersystems auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte sich demnach im Verfolg dieser Geschichte, wie weit ihr's gelungen hat. — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächst an diesem stehet ein Anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit setzen möchte. Ein Geist, den das äusserste Laster nur reizet um der *Grösse* willen, die ihm anhänget, um der *Kraft* willen, die es erheischet, um der *Gefahren*

willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung die diese bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweite, und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluss, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mussten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dürfen, dass ich dieses Gemälde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geisselt.

Auch ist jetzt der *grosse* Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, dass man beinahe für kein Genie mehr passirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln lässt. Die edle Einfalt der *Schrift* muss sich in alltäglichen Assembleen von den sogenannten witzigen Köpfen misshandeln, und in's Lächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, dass ich der *Religion* und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Diese unmoralischen Charaktere, von denen vorhin gesprochen wurde, mussten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben. Jedem, auch dem Lasterhaftesten, ist gewissermassen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der grosse Bösewicht keinen so weiten Weg zum grossen Rechtschaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung.

Klopstock's Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abscheu schmilzt. Milton's Satan folgen wir mit schauderndem Erstaunen durch das unwegsame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Greueln noch ein grosses staunenswürdiges Weib, und Shakespear's Richard hat so gewiss am Leser einen Bewunderer, als er auch ihn hassen würde, wenn er ihm vor der Sonne stünde. Wenn es mir darum zu thun ist, *ganze* Menschen hinzustellen, so muss ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Bösesten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, so darf ich seine schöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermisse. Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst, und äussert eine zurückstossende Kraft, statt dass er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt so wenig anhaltende moralische Dissonanzen, als das Ohr das Gekritzel eines Messers auf Glas.

Aber eben darum will ich selbst missrathen haben, dieses mein Schauspiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderseits, beim Dichter und seinem Leser, schon ein gewisser Gehalt von Geisteskraft dazu: bei jenem, dass er das Laster nicht *ziere*, bei diesem, dass er sich nicht von einer schönen Seite bestechen lasse, auch den hässlichen Grund zu schätzen. *Meinerseits* entscheide ein Dritter — aber von meinen Lesern bin ich es *nicht* ganz gesichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, der Pöbel wurzelt, (unter uns gesagt) weit um, und gibt zum Unglück — den Ton an. Zu kurzsichtig, mein *Ganzes* auszureichen, zu kleingeistisch, mein *Grosses* zu begreifen, zu boshaft, mein *Gutes* wissen zu wollen, wird er, fürcht' ich, fast meine Absicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Lasters, das ich stürze, darin zu finden meinen, und seine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles, nur nicht Gerechtigkeit, wiederfahren lässt.

Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit, und unsre guten Hippokrate müssten ganze Plantagen Niesswurz erschöpfen, wenn sie dem Unwesen durch ein heilsames Dekokt abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu seyn, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich, den Schwachherzigen zu frommen, der Natur minder getreu seyn sollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Mist aus den Perlen stört, wenn man Exempel hat, dass Feuer verbrannt, und Wasser ersäuft habe, soll darum Perle — Feuer — und Wasser konfiscirt werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe, mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend davon. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, dass er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze.

Geschrieben in der Ostermesse.
1781.

Der Herausgeber.

ERSTER AKT.

ERSTE SCENE.

FRANKEN.

Saal im Moorischen Schloss.

FRANZ. DER ALTE MOOR.

FRANZ.

Aber ist euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blass.

DER ALTE MOOR.

Ganz wohl, mein Sohn — was hattest du mir zu sagen?

FRANZ.

Die Post ist angekommen — ein Brief von unserm Korrespondenten in Leipzig —

DER ALTE MOOR. Begierig.

Nachrichten von meinem Sohne Karl?

FRANZ.

Hm! Hm! — So ist es. Aber ich fürchte — ich weiss nicht — ob ich — eurer Gesundheit? — Ist euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. A. MOOR.

Wie dem Fisch im Wasser! Von meinem Sohne schreibt er? — wie kommst du zu dieser Besorgniss? du hast mich zweimal gefragt.

FRANZ.

Wenn ihr krank seyd — nur die leiseste Ahnung habt, es zu werden, so lasst mich — ich will zu gelegnerer Zeit zu euch reden (*halb vor sich*). Diese Zeitung ist nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. A. MOOR.

Gott! Gott! was werd' ich hören?

FRANZ.

Lasst mich vorerst auf die Seite gehen, und eine Thräne des Mitleids vergiessen um meinen verlornen Bruder — ich sollte schweigen auf ewig — denn er ist euer Sohn: Ich sollte seine Schande verhüllen auf ewig — denn er ist mein Bruder. — Aber euch gehorchen ist meine erste traurige Pflicht — darum vergebt mir.

D. A. MOOR.

O Karl! Karl! wüsstest du, wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! Wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehn Jahre zusetzen würde — mich zum Jüngling machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher an's Grab rückt!

FRANZ.

Ist es das, alter Mann, so lebt wohl — wir Alle würden noch heute die Haare ausraufen über euerm Sarge.

D. A. MOOR.

Bleib! — Es ist noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — lass ihm seinen Willen! (*indem er sich niedersetzt.*) Die Sünden seiner Väter werden heimgesucht im dritten und vierten Glied — lass ihn's vollenden.

FRANZ nimmt den Brief aus der Tasche.

Ihr kennt unsern Korrespondenten! Seht! Den Finger meiner rechten Hand wollt' ich drum geben, dürft' ich sagen, er ist ein Lügner, ein schwarzer giftiger Lügner — — Fasst euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht selbst lesen lasse — Noch dürft ihr nicht Alles hören.

D. A. MOOR.

Alles, alles — mein Sohn, du ersparst mir die Krücke.

FRANZ lies't.

« Leipzig, vom 1sten Mai. — Verbände mich nicht eine unverbrüchliche Zusage, dir auch nicht das Geringste zu verhehlen, was ich von den Schicksalen deines Bruders auffangen kann, liebster Freund, nimmermehr würde meine unschuldige Feder an dir zur Tyranninn geworden seyn. Ich kann es aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieser Art dein brüderliches Herz durchbohren müssen; mir ist's, als säh' ich dich schon um den Nichtswürdigen, den Abscheulichen » — — (*Der alte Moor verbirgt sein Gesicht.*) Seht, Vater, ich lese euch nur das Glimpflichste — « den Abscheulichen in tausend Thränen ergossen;» Ach, sie flossen — stürzten stromweis von dieser mitleidigen Wange — « mir ist's, als säh' ich schon deinen alten, frommen Vater todtenbleich » — Jesus Maria! ihr seyd's, eh' ihr noch das Mindeste wisset?

D. A. MOOR.

Weiter! Weiter!

FRANZ.

« Todtenbleich in seinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen, an dem ihm zum erstenmal *Vater* entgegengestammelt ward. Man hat mir nicht alles entdecken mögen, und von dem Wenigen, das ich weiss, erfährst du nur Weniges. Dein Bruder scheint nun das Maas seiner Schande gefüllt zu haben: ich wenigstens kenne nichts über dem, was er wirklich erreicht hat, wenn nicht sein Genie das meinige hierin übersteigt. Gestern um Mitternacht hatte er den grossen Entschluss, nach vierzig tausend Dukaten Schulden — ein hübsches Taschengeld, Vater — nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entehrt, und ihren Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet, mit sieben andern, die er mit in sein Lasterleben gezogen, dem Arm der Justiz zu entlaufen » — Vater! Um Gotteswillen, Vater! wie wird euch?

D. A. MOOR.

Es ist genug. Lass ab, mein Sohn!

FRANZ.

Ich schone eurer — « man hat ihm Steckbriefe nachgeschickt, die Beleidigten schreien laut um Genugthuung, ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt — der Name Moor » — Nein! Meine armen Lippen sollen nimmermehr einen Vater ermorden! (*zerreisst den Brief.*) Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Sylbe!

D. A. MOOR weint bitterlich.

Mein Name! Mein ehrlicher Name!

FRANZ fällt ihm um den Hals.

Schändlicher dreimal schändlicher Karl! Ahnete mir's nicht, da er noch ein Knabe den Mädels so nachschlenderte, mit Gassenjungen und elendem Gesindel auf Wiesen und Bergen sich herumhetzte, den Anblick der Kirche, wie ein Missethäter das Gefängniss, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte, dem ersten dem besten Bettler in den Hut warf, währed dass wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? — Ahnete mir's nicht, da er die Abentheuer des Julius Cäsar und Alexander Magnus und anderer stockfinsterer Heiden lieber las, als die Geschichte des bussfertigen Tobias? — Hundertmal hab' ich's euch geweissagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht — der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande stürzen! — O dass er Moor's Namen nicht trüge! dass mein Herz nicht so warm für ihn schlüge! Die gottlose Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterstuhl anklagen.

D. A. MOOR.

O — meine Aussichten! Meine goldnen Träume!

FRANZ.

Das weiss ich wohl. Das ist es ja, was ich eben sagte. Der feurige Geist, der in dem Buben lodert, sagtet ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Grösse und Schönheit so empfindlich macht, diese Offenheit, die seine Seele auf dem Auge spiegelt, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt, dieser männliche Muth, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibet, und über Gräben und Pallisaden und reissende Flüsse jagt, dieser kindische Ehrgeiz, dieser unüberwindliche Starrsinn und alle diese schönen glänzenden Tugenden, die im Vatersöhnchen keimten, werden ihn dereinst zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem *grossen, grossen* Manne machen — Seht ihr's nun, Vater! — der feurige Geist hat sich entwickelt, aus-

gebreitet, herrliche Früchte hat er getragen. Seht diese Offenheit, wie hübsch sie sich zur Frechheit herumgedreht hat! seht diese Weichheit, wie zärtlich sie für Koketten girret, wie so empfindsam für die Reize einer Phryne! Seht dieses feurige Genie, wie es das Oel seines Lebens in sechs Jährchen so rein weggebrannt hat, dass er bei lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die Leute, und sind so unverschämt und sagen: *c'est l'amour qui a fait ça!* Ah! seht doch diesen kühnen unternehmenden Kopf, wie er Plane schmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Kartouche und Howard verschwinden! — Und wenn erst diese prächtigen Keime zur vollen Reife erwachsen — was lässt sich auch von einem so zarten Alter Vollkommenes erwarten? — Vielleicht, Vater, erlebt ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblikken, das in der heiligen Stille der Wälder residirt, und dem müden Wanderer seine Reise um die Hälfte der Bürde erleichtert — vielleicht könnt ihr noch, eh' ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt nach seinem Monumente thun, das er sich zwischen Himmel und Erde errichtet — vielleicht, o Vater, Vater, Vater — seht euch nach einem andern Namen um, sonst deuten Krämer und Gassenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz im Portrait gesehen haben.

D. A. MOOR.

Und auch du, mein Franz, auch du? O meine Kinder! Wie sie nach meinem Herzen zielen!

FRANZ.

Ihr seht, ich kann auch witzig seyn, aber mein Witz ist Skorpionstich. — Und dann der trockne Alltagsmensch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelchen alle heissen mögen, die euch der Kontrast zwischen ihm und mir mochte eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schoosse sass, oder in die Bakken zwickte — der wird einmal zwischen seinen Grenzsteinen sterben, und modern, und vergessen werden, wenn der Ruhm dieses Universalkopfs von einem Pole zum andern fliegt — Ha! mit gefaltnen Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, trockne, hölzerne Franz — dass er nicht ist, wie dieser!

D. A. MOOR.

Vergib mir, mein Kind! zürne nicht auf einen Vater, der sich in seinen Planen betrogen findet. Der Gott, der mir durch Karln Thränen zusendet, wird sie durch dich, mein Franz, aus meinen Augen wischen.

FRANZ.

Ja, Vater, aus euren Augen soll er sie wischen. Euer Franz wird sein Leben dran setzen, das eurige zu verlängern. Euer Leben ist das Orakel, das ich vor allen zu Rathe ziehe, über dem, was ich thun will; der Spiegel, durch den ich alles betrachte — keine Pflicht ist mir so heilig, die ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer kostbares Leben zu thun ist. — Ihr glaubt mir das?

D. A. MOOR.

Du hast noch grosse Pflichten auf dir, mein Sohn — Gott segne dich für das, was du mir warst und seyn wirst!

FRANZ.

Nun sagt mir einmal — wenn ihr diesen Sohn nicht den euren nennen müsstet, ihr wär't ein glücklicher Mann?

D. A. MOOR.

Stille, o stille! da ihn die Wehmutter mir brachte, hub ich ihn gen Himmel, und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

FRANZ.

Das sagtet ihr. Nun, habt ihr's gefunden? Ihr beneidet den schlechtesten eurer Bauern, dass er nich Vater ist zu diesem — Ihr habt Kummer, so lang ihr diesen Sohn habt. Dieser Kummer wird wachsen mit Karln. Dieser Kummer wird euer Leben untergraben.

D. A. MOOR.

O! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

FRANZ.

Nun also — wenn ihr dieses Sohnes euch entäussertet?

D. A. MOOR auffahrend.

Franz! Franz! was sagst du?

FRANZ.

Ist es nicht die Liebe zu ihm, die euch all den Gram macht? Ohne diese Liebe ist er für euch nicht da. Ohne diese strafbare, diese verdammliche Liebe ist er euch gestorben — ist er euch nie geboren. Nicht Fleisch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, so ist diese Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär' er aus euerm Fleische geschnitten. Er ist euer Augapfel gewesen bisher; nun aber, ärgert dich dein Auge, sagt die Schrift, so reiss es aus. Es ist besser, einaugig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Es ist besser, kinderlos gen Himmel, als wenn beide, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So spricht die Gottheit!

D. A. MOOR.

Du willst, ich soll meinen Sohn verfluchen?

FRANZ.

Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn sollt ihr nicht verfluchen. Was heisst ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er sich auch alle ersinnliche Mühe gibt, das eurige zu verkürzen?

D. A. MOOR.

O das ist allzuwahr! das ist ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihm geheissen!

FRANZ.

Seht ihr's, wie kindlich euer Busenkind an euch handelt. Durch eure väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz selbst bestochen, euch den Garaus zu machen. Seyd ihr einmal nicht mehr, so ist er Herr eurer Güter, König seiner Triebe. Der Damm ist weg und der Strom seiner Lüste kann jetzt freier dahinbrausen. Denkt euch einmal an seine Stelle! Wie oft muss er den Vater unter die Erde wünschen — wie oft den Bruder — die ihm im Laufe seiner Excesse so unbarmherzig im Wege stehen. Ist das aber Liebe gegen Liebe? Ist das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde? Wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm seiner Väter, der sich schon sieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in einer wollüstigen Minute auf's Spiel setzt? Heisst ihr das euren Sohn? Antwortet! heisst ihr das einen Sohn?

D. A. MOOR.

Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

FRANZ.

Ein allerliebstes, köstliches Kind, dessen ewiges Studium ist, keinen Vater zu haben — O dass ihr's begreifen lerntet! dass euch die Schuppen fielen vom Auge! aber eure Nachsicht muss ihn in seinen Liederlichkeiten befestigen, euer Vorschub ihnen Rechtmässigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von seinem Haupte laden, auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniss fallen.

D. A. MOOR.

Gerecht! sehr gerecht! Mein, mein ist alle Schuld!

FRANZ.

Wie viele Tausende, die voll sich gesoffen haben vom Becher der Wollust, sind durch Leiden gebessert worden! Und ist nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaas begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens? Sollte ihn der Mensch durch seine grausame Zärtlichkeit verkehren? Soll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grunde richten?— Bedenkt, Vater, wenn ihr ihn seinem Elend auf einige Zeit preisgeben werdet, wird er nicht entweder umkehren müssen und sich bessern? oder er wird auch in der grossen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathschlüsse einer höhern Weisheit durch Verzärtelung zernichtet! — Nun, Vater?

D. A. MOOR.

Ich will ihm schreiben, dass ich meine Hand von ihm wende.

FRANZ.

Da thut ihr recht und klug daran.

D. A. MOOR.

Dass er nimmer vor meine Augen komme.

FRANZ.

Das wird eine heilsame Wirkung thun.

D. A. MOOR zärtlich.

Bis er anders worden!

FRANZ.

Schon recht, schon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung sich erschmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit spottet im Arm seiner Huren?— Nein, Vater! Er wird freiwillig wiederkehren, wenn ihn sein Gewissen reingesprochen hat.

D. A. MOOR.

So will ich ihm das auf der Stelle schreiben.

FRANZ.

Halt, noch ein Wort, Vater! Eure Entrüstung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerspalten würden — und dann — glaubt ihr nicht, dass er das schon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's besser seyn, ihr überlasst das Schreiben mir.

D. A. MOOR.

Thu' das, mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib ihm — —

FRANZ schnell.

Dabei bleibt's also?

D. A. MOOR.

Schreib ihm, dass ich tausend blutige Thränen, tausend schlaflose Nächte — Aber bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

FRANZ.

Wollt ihr euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff euch hart an.

D. A. MOOR.

Schreib ihm, dass die väterliche Brust — Ich sage dir, bring meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

(Geht traurig ab.)

FRANZ mit Lachen ihm nachsehend.

Tröste dich, Alter, du wirst ihn nimmer an diese Brust drücken, der Weg dazu ist ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen gerissen, ehe du wusstest, dass du es wollen könntest — da müsst' ich ein erbärmlicher Stümper seyn, wenn ich's nicht einmal so weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters los zu lösen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich hab' einen magischen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überspringen soll — Glück zu, Franz! Weg ist das Schooskind — Der Wald ist heller. Ich muss diese Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte jemand meine Handschrift kennen? (*er lies't die zerrissenen Briefstücke zusammen.*) — Und Gram wird auch den Alten bald fortschaffen, — und ihr muss ich diesen Karl aus dem Herzen reissen, wenn auch ihr halbes Leben daran hängen bleiben sollte.

Ich habe grosse Rechte, über die Natur ungehalten zu seyn, und bei meiner Ehre! ich will sie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erste aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum musste sie mir diese Bürde von Hässlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob sie bei meiner Geburt einen Rest gesetz hätte? Warum gerade mir die Lappländersnase? Gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen? Wirklich, ich glaube, sie hat von allen Menschensorten das Scheussliche auf einen Haufen geworfen, und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieses zu verleihen, und mir vorzuenthalten? Konnte ihr jemand darum hofiren, eh' er entstund? Oder sie beleidigen, eh' er selbst wurde? Warum ging sie so parteylich zu Werke?

Nein! Nein! Ich thu' ihr Unrecht. Gab sie uns doch Erfindungsgeist mit, setzte uns nackt und armseelig an's Ufer dieses grossen Ozeans, *Welt* —Schwimme, wer schwimmen kann, und wer plump ist, geht unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das ist nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Grössten und Kleinsten, Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb, und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnet beim Ueberwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze.

Wohl giebt es gewisse gemeinschaftlich Pakta, die man geschlossen hat, die Pulse des Weltcirkels zu treiben. Ehrlicher Name! — Wahrhaftig eine reichhaltige Münze, mit der sich meisterlich schachern lässt, wer's versteht, sie gut auszugeben. Gewissen, — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirschbäumen wegzuschrecken! — auch das ein gut geschriebener Wechselbrief, mit dem auch der Bankerotirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That sehr lobenswürdige Anstalten, die Narren im Respekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gescheidten es desto bequemer haben. Ohne Anstand, recht schnackische Anstalten! Kommen mir vor, wie die Hecken, die meine Bauern gar schlau um ihre Felder herumführen, dass ja kein Hase darübersetzt, ja beileibe kein Hase! — Aber der gnädige Herr gibt seinem Rappen den Sporn, und galoppirt weich über der weiland Aernte.

Armer Hase! Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Hase seyn müssen auf dieser Welt — Aber der gnädige Herr braucht Hasen!

Also frisch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig, als der, den alles fürchtet. Es ist jetzt die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man sie nach Belieben weiter und enger schnürt. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neuesten Façon anmessen lassen, um es hübsch weiter aufzuschnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer sogenannten *Blutliebe* schwatzen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiss machen könnte — Das ist dein Bruder! — das ist verdollmetscht: Er ist aus eben dem Ofen geschossen worden, aus dem du geschossen bist — also sey er dir heilig! — Merkt doch einmal diese verzwickte Consequenz, diesen possierli-

chen Schluss von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister; von eben derselben Heimath zu eben derselben Empfindung; von einerlei Kost zu einerlei Neigung. Aber weiter — es ist dein Vater! Er hat dir das Leben gegeben, du bist sein Fleisch, sein Blut — also sey er dir heilig! Wiederum eine schlaue Consequenz! Ich möchte doch fragen, *warum* hat er mich gemacht? doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir! der erst ein *Ich* werden sollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? Oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? Oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? Wusste er, was ich werden würde, das wollt' ich ihm nicht rathen, sonst möcht' ich ihn dafür strafen, dass er mich doch gemacht hat! Kann ich's ihm Dank wissen, dass ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die sich nicht auf Achtung gegen mein *Selbst* gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbst vorhanden seyn, das erst dadurch entstehen sollte, davon es die Voraussetzung seyn muss? Wo steckt denn nun das Heilige? Etwa im Aktus selber, durch den ich entstund? Als wenn dieser etwas mehr wäre, als viehischer Process zur Stillung viehischer Begierden? Oder steckt es vielleicht im Resultat dieses Aktus, der doch nichts ist, als eiserne Nothwendigkeit, die man so gern wegwünschte, wenn's nicht auf Unkosten von Fleisch und Blut geschehen müsste. Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, dass er mich liebt? das ist eine Eitelkeit von ihm, die Schoossünde aller Künstler, die sich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch so hässlich. — Sehet also, das ist die ganze Hexerei, die ihr in einen heiligen Nebel verschleiert, unsre Furchtsamkeit zu missbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen, wie einen Knaben?

Frisch also! muthig an's Werk! — Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt, dass ich nicht *Herr* bin. Herr muss ich seyn, dass ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht.

(Ab.)

ZWEITE SCENE.

Schenke an den Gränzen von Sachsen.

KARL VON MOOR (*in ein Buch vertieft*). SPIEGELBERG (*trinkend am Tisch*).

KARL V. MOOR legt das Buch weg.

Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Seculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von grossen Menschen.

SPIEGELBERG stellt ihm ein Glas hin, und trinkt.

Den Josephus musst du lesen.

MOOR.

Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man jetzt die Flamme von Bärlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Taback anzündet. Da krabbeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules. Ein französischer Abbé docirt, Alexander sey ein Hasenfuss gewesen; ein schwindsüchtiger Professor hält sich bei jedem Wort ein Fläschchen Salmiakgeist vor die Nase, und lies't ein Collegium über die *Kraft*. Kerle, die in Ohnmachten fallen, wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fischen Phrasen aus der Schlacht bei Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müssen.

SPIEGELBERG.

Das ist ja recht Alexandrinisch geflennt.

MOOR.

Schöner Preis für euren Schweiss in der Feldschlacht, dass ihr jetzt in Gymnasien lebet, und eure Unsterblichkeit in einem Bücherriemen mühsam fortgeschleppt wird. Kostbarer Ersatz eures verprassten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt— oder, wenn's glücklich geht, von einem französischen Tragödienschreiber auf Stelzen geschraubt, und mit Drathfäden gezogen zu werden. Hahaha!

SPIEGELBERG trinkt.

Lies den Josephus, ich bitte dich drum.

MOOR.

Pfui! Pfui über das schlappe Kastraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen. Die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen, und nun muss Bierhefe den Menschen fortpflanzen helfen.

SPIEGELBERG.

Thee, Bruder, Thee!

MOOR.

Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — belecken den Schuhputzer, dass er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufstreich überboten wird — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleissig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perrücke frisirt ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht — — so warm ich ihnen die Hand drückte — « nur noch einen Tag » — Umsonst! — In's Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Thränen! (*auf den Boden stampfend.*) Hölle und Teufel!

SPIEGELBERG.

Und um so ein paar tausend lausige Dukaten —

MOOR.

Nein, ich mag nicht daran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen grossen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. — Ah! dass der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seyn sollen.

(Er wirft den Degen auf den Tisch, und steht auf.)

SPIEGELBERG aufspringend.

Bravo! Bravissimo! du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was in's Ohr sagen, Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu — sauf, Bruder, sauf! — wie wär's, wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder auf's Tapet brächten?

Aber sag, ist das nicht ein schlauer und herzhafter Plan? Wir lassen ein Manifest ausgehen in alle vier Enden der Welt, und citiren nach Palästina, was kein Schweinefleisch iss't. Da beweis' ich nun durch triftige

Dokumente, Herodes, der Vierfürst, sey mein Grossahnherr gewesen, und so ferner. Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn sie wieder in's Trockene kommen, und Jerusalem wieder aufbauen dürfen. Jetzt frisch mit den Türken aus Asien, weil's Eisen noch warm ist, und Cedern gehauen aus dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geschachert mit alten Borten und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile —

MOOR nimmt ihn lächelnd bey der Hand.

Kamerad! Mit den Narrenstreichen ist's nun am Ende.

SPIEGELBERG stutzig.

Pfui, du wirst doch nicht gar den verlornen Sohn spielen wollen? Ein Kerl, wie du, der mit dem Degen mehr auf die Gesichter gekritzelt hat, als drei Substituten in einem Schaltjahr in's Befehlbuch schreiben! Soll ich dir von der grossen Hundsleiche vorerzählen? ha! ich muss dir nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blasen, wenn dich sonst nichts mehr begeistert. Weisst du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Dogge das Bein hatten abschiessen lassen, und du zur Revange liessest ein Fasten ausschreiben in der ganzen Stadt. Man schmollte über dein Rescript. Aber du nicht faul, lässest alles Fleisch aufkaufen in ganz L.., dass in acht Stunden kein Knochen mehr zu nagen ist in der ganzen Rundung, und die Fische anfangen im Preise zu steigen. Magistrat und Bürgerschaft düsselten Rache. Wir Pursche frisch heraus zu siebzehnhundert, und du an der Spitze, und Metzger und Schneider und Krämer hinterher, und Wirth' und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu laufen wider die Stadt, wenn man den Purschen ein Haar krümmen wollte. Da ging's aus, wie's Schiessen zu Hornberg, und mussten abziehen mit langer Nase. Du lässest Doktores kommen ein ganzes Concilium, und botst drei Dukaten, wer dem Hunde ein Recept schreiben würde. Wir sorgten, die Herren werden zu viel Ehre im Leibe haben und *Nein* sagen, und hatten's schon verabredet, sie zu forciren. Aber das war unnöthig, die Herren schlugen sich um die drei Dukaten, und kam's im Abstreich herab auf drei Batzen, in einer Stunde sind zwölf Recepte geschrieben, dass das Thier auch bald darauf verreckte.

MOOR.

Schändliche Kerle!

SPIEGELBERG.

Der Leichenpomp ward veranstaltet in aller Pracht, Carmina gab's die schwere Meng' um den Hund, und zogen wir aus des Nachts gegen Tausend, eine Laterne in der einen Hand, unsere Raufdegen in der andern, und so fort durch die Stadt mit Glockenspiel und Geklimper, bis der Hund beigesetzt war. Drauf gab's ein Fressen, das währte bis an den lichten Morgen, da bedanktest du dich bei den Herren für das herzliche Beileid, und liessest das Fleisch verkaufen um's halbe Geld. *Mort de ma vie*, da hatten wir dir Respekt, wie eine Garnison in einer eroberten Festung —

MOOR.

Und du schämst dich nicht, damit gross zu prahlen? Hast nicht einmal soviel Scham, dich dieser Streiche zu schämen?

SPIEGELBERG.

Geh, geh. Du bist nicht mehr Moor. Weisst du noch, wie tausendmal du, die Flasche in der Hand, den alten Filzen hast aufgezogen, und gesagt: Er soll nur drauf los schaben und scharren, du wollest dir dafür die Gurgel absaufen. — Weisst du auch noch? he? weisst du noch? O du heilloser, erbärmlicher Prahlhans! das war noch männlich gesprochen, und edelmännisch, aber —

MOOR.

Verflucht seyst du, dass du mich daran errinnerst! Verflucht ich, dass ich es sagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.

SPIEGELBERG schüttelt den Kopf.

Nein! nein! nein! dass kann nicht seyn. Unmöglich, Bruder, dass kann dein Ernst nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth, die dich so stimmt? Komm, lass dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt' ich neben meinem Haus einen Graben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten, hinüber zu springen. Aber das war umsonst. Pflumpf! lagst du, und ward ein Gezisch und Gelächter über dir, und wurdest mit Schneeballen geschmissen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so bissige Bestie, die dir die Mädels wie der Blitz am Rockzipfel hatte, wenn sie sich's versahn, und zu nah' dran vorbei strichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken, wo ich nur konnte, und wollt' halb krepiren vor Lachen, wenn mich dann das Thier so giftig anstierte, und so gern auf mich losgerannt wäre, wenn's nur gekonnt hätte. — Was geschieht? Ein andermal mach' ich's ihm auch wieder so, und werf' ihn mit einem Stein so derb an die Rippen, dass er vor Wuth von der Kette reisst, und auf mich dar, und ich, wie alle Donnerwetter, reiss' aus, und davon — Tausend Schwernoth! Da ist dir just der vermaledeyte Graben dazwischen. Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fersen und wüthend, also kurz resolvirt — einen Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt' ich Leib und Leben zu danken; die Bestie hätte mich zu Schanden gerissen.

MOOR.

Aber wozu jetzt das?

SPIEGELBERG.

Dazu — dass du sehen sollst, wie die Kräfte wachsen in der Noth. Darum lass ich mir's auch nicht bange seyn, wenn's auf's Aeusserste kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; die Kraft erhebt sich im Drang. Das Schicksal muss einen grossen Mann aus mir haben wollen, weil's mir so queer durch den Weg streicht.

MOOR ärgerlich.

Ich wüsste nicht, wozu wir den Muth noch haben sollten, und noch nicht gehabt hätten.

SPIEGELBERG.

So? — Und du willst also deine Gaben in dir verwittern lassen? Dein Pfund vergraben? Meinst du, deine Stinkereien in Leipzig machen die Gränzen des menschlichen Witzes aus? Da lass uns erst in die grosse Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüsst. Da ist es auch ein Seelenjubilo, wenn man das Handwerk in's Grosse praktiçirt. — Du wirst gaffen! Du wirst Augen machen! Wart, und wie man Handschriften nachmacht, Würfel verdreht, Schlösser aufbricht, und den Koffern das Eingeweide ausschüttet — das sollst du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille soll man an den nächsten besten Galgen knüpfen, die bei *geraden* Fingern verhungern will.

MOOR zerstreut.

Wie? du hast es wol gar noch weiter gebracht?

SPIEGELBERG.

Ich glaube gar, du setzest ein Misstrauen in mich. Wart, lass mich erst warm werden; du sollst Wunder sehen, dein Gehirnchen soll sich im Schädel umdrehen,

wenn mein kreisender Witz in die Wochen kommt. — (*steht auf, hitzig.*) Wie es sich aufhellt in mir! Grosse Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesenplane gähren in meinem schöpfrischen Schädel. Verfluchte Schlafsucht, (*sich vor'n Kopf schlagend*) die bisher meine Kräfte in Ketten schlug, meine Aussichten sperrte und spannte! Ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muss!

MOOR.

Du bist ein Narr. Der Wein bramarbasirt aus deinem Gehirne.

SPIEGELBERG hitziger.

Spiegelberg, wird es heissen, kannst du hexen, Spiegelberg? Es ist Schade, dass du kein General worden bist, Spiegelberg, wird der König sagen, du hättest die Oestreicher durch ein Knopfloch gejagt. Ja, hör' ich die Doktors jammern, es ist unverantwortlich, dass der Mann nicht die Medizin studirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und dass er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sully's in ihren Kabinetten seufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ore hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heissen in Osten und Westen, und in den Koth mit euch, ihr Memmen, ihr Kröten, indess Spiegelberg mit ausgespreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms empor fliegt.

MOOR.

Glück auf den Weg! Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab' ich meinem Vater um Vergebung geschrieben, hab' ihm nicht den kleinsten Umstand verschwiegen, und wo Aufrichtigkeit ist, ist auch Mitleid und Hilfe. Lass uns Abschied nehmen, Moritz. Wir sehen uns heute und nie mehr. Die Post ist angelangt. Die Verzeihung meines Vaters ist schon innerhalb dieser Stadtmauern.

SCHWEIZER, GRIMM, ROLLER, SCHUFTERLE, RAZMANN treten auf.

ROLLER.

Wisst ihr auch, dass man uns auskundschaftet?

GRIMM.

Dass wir keinen Augenblick sicher sind, aufgehoben zu werden?

MOOR.

Mich wundert's nicht. Es gehe, wie es will! Sah't ihr den Schwarz nicht? sagte er von keinem Briefe, den er an mich hätte?

ROLLER.

Schon lange sucht er dich, ich vermuthe so etwas.

MOOR.

Wo ist er, wo, wo? (*will eilig fort.*)

ROLLER.

Bleib! wir haben ihn hieher beschieden. Du zitterst? —

MOOR.

Ich zittre nicht. Warum sollt' ich auch zittern? Kameraden! Dieser Brief — Freut euch mit mir! Ich bin der Glücklichste unter der Sonne, warum sollt' ich zittern? (*Schwarz trit auf. Moor fliegt ihm entgegen.*) Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!

SCHWARZ giebt ihm den Brief, den er hastig aufbricht.

Was ist dir? wirst du nicht wie die Wand?

MOOR.

Meines Bruders Hand!

SCHWARZ.

Was treibt denn der Spiegelberg?

GRIMM.

Der Kerl ist unsinnig. Er macht Gestus, wie beim Sankt Veits-Tanz.

SCHUFTERLE.

Sein Verstand geht im Ring herum. Ich glaub', er macht Verse.

RAZMANN.

Spiegelberg! He, Spiegelberg! — Die Bestie hört nicht.

GRIMM schüttelt ihn.

Kerl! träumst du, oder? —

SPIEGELBERG, der sich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, springt wild auf.

La bourse ou la vie!

Und packt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelassen an die Wand wirft.—Moor lässt den Brief fallen, und rennt hinaus. Alle fahren auf.

ROLLER ihm nach.

Moor! wonaus, Moor? was beginnst du?

GRIMM.

Was hat er, was that er? Er ist bleich, wie die Leiche.

SCHWEIZER.

Das müssen schöne Neuigkeiten seyn! Lass doch sehen!

ROLLER nimmt den Brief von der Erde, und lies't.

«Unglücklicher Bruder!» der Anfang klinkt lustig. «Nur kürzlich muss ich dir melden, dass deine Hoffnung vereitelt ist, — du sollst hingehen, lässt dir der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Auch, sagt er, werdest du dir keine Hoffnung machen, jemals Gnade zu seinen Füssen zu erwimmern, wenn du nicht gewärtig seyn wollest, im untersten Gewölbe seiner Thürme mit Wasser und Brot so lange traktirt zu werden, bis deine Haare wachsen, wie Adler-Federn und deine Nägel wie Vogelklauen werden. Das sind seine eigenen Worte. Er befiehlt mir, den Brief zu schliessen. Lebe wohl auf ewig! Ich bedaure dich — FRANZ VON MOOR.»

SCHWEIZER.

Ein zuckersüsses Brüderchen! In der That! — Franz heisst die Kanaille?

SPIEGELBERG sachte herbei schleichend.

Von Wasser und Brot ist die Rede? Ein schönes Leben! Da hab' ich anders für euch gesorgt! Sagt' ich's nicht, ich müsst' am Ende für euch Alle denken?

SCHWEIZER.

Was sagt der Schafskopf? Der Esel will für uns Alle denken?

SPIEGELBERG.

Hasen, Krüppel, lahme Hunde seyd ihr Alle, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Grosses zu wagen!

ROLLER.

Nun, das wären wir freilich, du hast Recht — aber wird es uns auch aus dieser vermaledeyten Lage reissen, was du wagen wirst? wird es? —

SPIEGELBERG mit einem stolzen Gelächter.

Armer Tropf! aus dieser Lage reissen? hahaha! — aus dieser Lage reissen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müsste ein elender Kerl seyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden, sag' ich dir, zu Freiherrn, zu Fürsten, zu Göttern wird's euch machen!

RAZMANN.

Das ist viel auf einen Hieb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit seyn, den Kopf wird's wenigstens kosten.

SPIEGELBERG.

Es will nichts als Muth, denn was den Witz be-

trifft, den nehm' ich ganz über mich. Muth, sag ich, Schweizer! Muth! Roller, Grimm, Razmann, Schufterle! Muth! —

SCHWEIZER.

Muth? Wenn's nur das ist — Muth hab' ich genug, um barfuss mitten durch die Hölle zu gehn.

SCHUFTERLE.

Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

SPIEGELBERG.

So gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret' einer auf, und sag': Er habe noch Etwas zu verlieren, und nicht Alles zu gewinnen! —

SCHWARZ.

Wahrhaftig, da gäb's Manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

RAZMANN.

Ja, zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

SCHUFTERLE.

Wenn ich das verlieren müsste, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, so hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

SPIEGELBERG.

Also denn! (*Er stellt sich mitten unter sie mit beschwörendem Ton.*) Wenn noch ein Tropfen deutschen Heldenbluts in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmischen Wäldern niederlassen, dort eine Räuberbande zusammen ziehen, und — Was gafft ihr mich an? — ist euer bischen Muth schon verdampft?

ROLLER.

Du bist wohl nicht der erste Gauner, der über den hohen Galgen weggesehen hat — und doch — Was hätten wir sonst noch für eine Wahl übrig?

SPIEGELBERG.

Wahl? Was? Nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr im Schuldthurme stecken, und zusammenschnurren, bis man zum jüngsten Tag posaunt? Wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Bissen trokken Brot abquälen? Wollt ihr an der Leute Fenster mit einem Bänkelsänger-Lied ein mageres Almosen erpressen? oder wollt ihr zum Kalbsfell schwören — und da ist erst noch die Frage, ob man euern Gesichtern traut — und dort unter der milzsüchtigen Laune eines gebieterischen Korporals das Fegfeuer zum voraus abverdienen? oder bei klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel spazieren gehen, oder im Gallioten-Paradies das ganze Eisen-Magazin Vulkans hinterherschleifen? Seht, das habt ihr zu wählen, da ist es beisammen, was ihr wählen könnt!

ROLLER.

So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab' auch meine Plane schon zusammen gemacht, aber sie treffen endlich auf eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn ihr euch hinsetztet, und ein Taschenbuch oder einen Almanach, oder so was Aehnliches zusammensudeltet, und um den lieben Groschen recensirtet, wie's wirklich Mode ist?

SCHUFTERLE.

Zum Henker! ihr rathet nah zu meinen Projekten. Ich dachte bei mir selbst, wie wenn du ein Pietist würdest, und wöchentlich deine Erbauungsstunden hieltest?

GRIMM.

Getroffen! und wenn das nicht geht, ein Atheist! Wir könnten die vier Evangelisten auf's Maul schlagen, liessen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so ging's reissend ab.

RAZMANN.

Oder zögen wir wider die Franzosen zu Felde — ich kenne einen Doktor, der sich ein Haus von purem Quecksilber gebaut hat, wie das Epigramm auf der Hausthür lautet.

SCHWEIZER steht auf, und gibt Spiegelberg die Hand.

Moritz, du bist ein grosser Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

SCHWARZ.

Vortreffliche Plane! honette Gewerbe! Wie doch die grossen Geister sympathisiren! Jetzt fehlte nur noch, dass wir Weiber und Kupplerinnen würden.

SPIEGELBERG.

Possen! Possen! Und was hinderts, dass ihr nicht das Meiste in einer Person seyn könnt? Mein Plan wird euch immer am höchsten poussiren, und da habt ihr noch Ruhm und Unsterblichkeit! Seht, arme Schlukker! Auch so weit muss man hinausdenken! Auch auf den Nachruhm, das süsse Gefühl von Unvergesslichkeit —

ROLLER.

Und oben an in der Liste der ehrlichen Leute! Du bist ein Meister-Redner, Spiegelberg, wenn's darauf ankommt, aus einem ehrlichen Manne einen Halunken zu machen — Aber sag' doch einer, wo der Moor bleibt? —

SPIEGELBERG.

Ehrlich sagst du? Meinst du, du seyst nachher weniger ehrlich, als du jetzt bist? Was heissest du ehrlich? Reichen Filzen ein Drittheil ihrer Sorgen vom Halse schaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verscheuchen, das stockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herstellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem lästigen Kostgänger helfen, ihm Krieg, Pestilenz, theure Zeit und *Doktors* ersparen — siehst du, das heiss' ich ehrlich seyn, das heiss' ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung abgeben, — und so bei jedem Braten, den man iss't, den schmeichelhaften Gedanken zu haben: den haben dir deine Finten, dein Löwenmuth, deine Nachtwachen erworben — von Gross und Klein respektirt zu werden —

ROLLER.

Und endlich gar bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und trotz Sturm und Wind, trotz dem gefrässigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn' und Mond und allen Fixsternen schweben, wo selbst die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeigelockt, ihr himmlisches Koncert musiciren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? Nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verzehrt werden, die Ehre haben zu dürfen, von Jupiters königlichem Vogel Visiten anzunehmen? — Moritz, Moritz, Moritz! nimm dich in Acht vor dem dreibeinigten Thiere!

SPIEGELBERG.

Und das schreckt dich, Hasenherz? ist doch schon manches Universal-Genie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schind-Anger verfault, und spricht man nicht von so Einem Jahrhunderte, Jahrtausende lang, da mancher König und Kurfürst in der Geschichte überhüpft würde, wenn sein Geschichtschreiber die Lücke in der Successions-Leiter nicht scheute, und sein Buch dadurch nicht um ein paar Oktavseiten gewönne, die ihm der Verleger mit baarem Gelde bezahlt — Und wenn dich der Wanderer so hin

und her fliegen sieht im Wind — der muss auch kein Wasser im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart, und seufzt über die elenden Zeiten.

SCHWEIZER klopft ihn auf die Achsel.

Meisterlich, Spiegelberg! Meisterlich! Was, zum Teufel, steht ihr da, und zaudert?

SCHWARZ.

Und lass es auch *Prostitution* heissen — Was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pülverchen mit sich führen, das einen so im Stillen übern Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht! Nein, Bruder Moritz! dein Vorschlag ist gut. So lautet auch mein Katechismus.

SCHUFTERLE.

Blitz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du hast mich geworben!

RAZMANN.

Du hast, wie ein anderer Orpheus, die heulende Bestie, mein Gewissen, in den Schlaf gesungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin!

GRIMM.

Si omnes consentiunt ego non dissentio. Wohlgemerkt ohne Komma. Es ist ein Aufstreich in meinem Kopf; Pietisten — Quacksalber — Rezensenten und Gauner. Wer am meisten bietet, der hat mich. Nimm diese Hand, Moritz!

ROLLER.

Und auch du, Schweizer? (*gibt Spiegelberg die rechte Hand.*) Also verpfänd' ich meine Seele dem Teufel.

SPIEGELBERG.

Und deinen Namen den Sternen! was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaaren vorausgesprengter Kuriere unsere Niederfahrt melden, dass sich die Satane festtäglich herausputzen, sich den tausendjährigen Russ aus den Wimpern stäuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel-Kamine hervorwachsen, unsern Einzug zu sehen! Kameraden! (*aufgesprungen*) frisch auf! Kameraden! was in der Welt wiegt diesen Rausch des Entzückens auf! Kommt, Kameraden!

ROLLER.

Sachte nur! Sachte! wohin? das Thier muss auch seinen Kopf haben, Kinder!

SPIEGELBERG giftig.

Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf schon, eh' noch ein Glied sich regte? Folgt, Kameraden!

ROLLER.

Gemach, sag' ich. Auch die Freiheit muss ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde.

SPIEGELBERG geschmeidig.

Ja — haltet — Roller sagt recht. Und das muss ein erleuchteter Kopf seyn. Versteht ihr? Ein feiner politischer Kopf muss das seyn. Ja! wenn ich mir's denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr jetzt seyd, — durch Einen glücklichen Gedanken seyd — Ja freilich, freilich müsst ihr einen Chef haben — Und wer diesen Gedanken entsponnen, sagt, muss das nicht ein erleuchteter politischer Kopf seyn?

ROLLER.

Wenn sich's hoffen liesse — träumen liesse — Aber ich fürchte, er wird es nicht thun.

SPIEGELBERG.

Warum nicht? Sag's keck heraus, Freund! — So schwer es ist, das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, so schwer sie auch drückt, die Last der Kronen — Sag's unverzagt, Roller! — Vielleicht wird er's doch thun.

ROLLER.

Und leck ist das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor sind wir Leib ohne Seele.

SPIEGELBERG unwillig von ihm weg.

Stockfisch!

(Moor tritt herein in wilder Bewegung, und läuft heftig im Zimmer auf und nieder, mit sich selber.)

MOOR.

Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tischen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird; o so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmüthiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!

ROLLER.

Höre, Moor! Was denkst du davon? Ein Räuberleben ist doch auch besser, als bei Wasser und Brot im untersten Gewölbe der Thürme?

MOOR.

Warum ist dieser Geist nicht in einen Tiger gefahren, der sein wüthendes Gebiss in Menschenfleisch haut? Ist das Vatertreue? Ist das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär seyn, und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhetzen — Reue, und keine Gnade! — Oh, ich möchte den Ocean vergiften, dass sie den Tod aus allen Quellen saufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuversicht, und kein Erbarmen!

ROLLER.

So höre doch, Moor, was ich dir sage!

MOOR.

Es ist unglaublich, es ist ein Traum, eine Täuschung — So eine rührende Bitte, so eine lebendige Schilderung des Elends und der zerfliessenden Reue — die wilde Bestie wär' in Mitleid zerschmolzen! Steine hätten Thränen vergossen, und doch — man würde es für ein boshaftes Pasquill auf's Menschengeschlecht halten, wenn ich's aussagen wollte — und doch, doch — oh, dass ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänen-Gezücht in's Treffen zu führen!

GRIMM.

Höre doch, höre! vor Rasen hörst du ja nicht.

MOOR.

Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen, du mit dem Menschengesicht! — Ich hab' ihn so unaussprechlich geliebt! so liebte kein Sohn, ich hätte tausend Leben für ihn — (*schäumend auf die Erde stampfend*) Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieser Otternbrut eine brennende Wunde zu versetzen! wer mir sagte: wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

ROLLER.

Eben diese Freunde wollen ja wir seyn, lass dich doch weisen!

SCHWARZ.

Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln, und du —

(Moor stiert ihn an).

SCHWEIZER.

Du sollst unser Hauptmann seyn! du musst unser Hauptmann seyn!

SPIEGELBERG wirft sich wild in einen Sessel.

Sklaven und Memmen!

MOOR.

Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! (*indem er Rollern hart ergreift*) das hast du nicht aus deiner Menschenseele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bei dem tausendarmigen Tod! das wollen wir! das müssen wir! der Gedanke verdient Vergötterung — *Räuber* und *Mörder!* — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann.

ALLE mit lärmendem Geschrei.

Es lebe der Hauptmann!

SPIEGELBERG aufspringend, vor sich.

Bis ich ihm hinhelfe!

MOOR.

Siehe, da fällt's wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, dass ich in's Käficht zurück wollte! — Mein Geist dürstet nach Thaten, mein Athem nach Freiheit, — *Mörder, Räuber!* — Mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füsse gerollt. — Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellirte; weg dann von mir, Sympathie und menschliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod soll mich vergessen lehren, dass mir jemals etwas theuer war! — Kommt, kommt! — Oh, ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen — es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann! und Glück zu dem Meister unter euch, der am wildesten sengt, am grässlichsten mordet, denn ich sage euch, er soll königlich belohnt werden — Tretet her um mich ein Jeder, und schwört mir Treue und Gehorsam zu bis in den Tod! — Schwört mir das bei dieser männlichen Rechte.

ALLE geben ihm die Hand.

Wir schwören dir Treue und Gehorsam bis in den Tod!

MOOR.

Nun, und bei dieser männlichen Rechte! schwör' ich euch hier, treu und standhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den soll dieser Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt, oder zurücktritt! Ein Gleiches widerfahre mir von Jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verletze! Seyd ihr's zufrieden?

(Spiegelberg läuft wüthend auf und nieder.)

ALLE mit aufgeworfenen Hüthen.

Wir sind's zufrieden.

MOOR.

Nun denn, so lasst uns gehn! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugsames Fatum! Jeden ereilet endlich sein Tag, es sey auf dem weichen Kissen von Pflaum, oder im rauhen Gewühle des Gefechtes, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon ist unser Schicksal!

(Sie gehen ab.)

SPIEGELBERG ihnen nachsehend, nach einer Pause.

Dein Register hat ein Loch. Du hast das Gift weggelassen.

(Ab.)

DRITTE SCENE.

Im Moorischen Schloss, Amaliens Zimmer.

FRANZ. AMALIA.

FRANZ.

Du siehst weg, Amalia? Verdien' ich weniger, als der, den der Vater verflucht hat?

AMALIA.

Weg! Ha des liebevollen barmherzigen Vaters, der seinen Sohn Wölfen und Ungeheuern preis gibt! Daheim labt er sich mit süssem köstlichen Wein, und pflegt seiner morschen Glieder in Kissen von Eider, während sein grosser herrlicher Sohn darbt — Schämt euch, ihr Unmenschen! schämt euch, ihr Drachenseelen, ihr Schande der Menschheit! — seinen einzigen Sohn!

FRANZ.

Ich dächte, er hätte ihrer zwei.

AMALIA.

Ja, er verdient solche Söhne zu haben, wie *du* bist. Auf seinem Todbette wird er umsonst die welken Hände ausstrecken nach seinem Karl, und schaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand seines Franzen fasst — Oh, es ist süss, es ist köstlich süss, von deinem Vater verflucht zu werden! Sprich, Franz, liebe brüderliche Seele! was muss man thun, wenn man von ihm verflucht seyn will?

FRANZ.

Du schwärmst, meine Liebe, du bist zu bedauern.

AMALIA.

O ich bitte dich — Bedauerst du deinen Bruder? — Nein, Unmensch, du hassest ihn! du hassest mich doch auch?

FRANZ.

Ich liebe dich, wie mich selbst, Amalia!

AMALIA.

Wenn du mich liebst, kannst du mir wol eine Bitte abschlagen?

FRANZ.

Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist, als mein Leben.

AMALIA.

O, wenn das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gern erfüllen wirst (*stolz*) — Hasse mich! Ich müsste feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karln denke, und mir eben einfiele, dass du mich nicht hassest. Du versprichst mir's doch? Jetzt geh, und lass mich, ich bin so gern allein!

FRANZ.

Allerliebste Träumerinn! wie sehr bewundere ich dein sanftes liebevolles Herz. (*Ihr auf die Brust klopfend.*) Hier, hier herrschte Karl, wie ein Gott in seinem Tempel, Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung schien dir nur in den Einzigen zu zerfliessen, den Einzigen wiederzustralen, den Einzigen dir entgegen zu tönen.

AMALIA bewegt.

Ja wahrhaftig; ich gesteh' es. Euch Barbaren zum Trotz will ich's vor aller Welt gestehen — ich liebe ihn!

FRANZ.

Unmenschlich, grausam! Diese Liebe so zu belohnen! Die zu vergessen —

AMALIA auffahrend.

Was, mich vergessen?

FRANZ.

Hattest du ihm nicht einen Ring an den Finger gesteckt? einen Diamantring zum Unterpfand deiner Treue! — Freilich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reizen einer Metze Widerstand thun? Wer wird's ihm auch verdenken, da ihm sonst nichts mehr übrig war wegzugeben, — und bezahlte sie ihn nicht mit Wucher dafür mit ihren Liebkosungen, ihren Umarmungen?

AMALIA aufgebracht.

Meinen Ring einer Metze?

FRANZ.

Pfui, pfui! das ist schändlich. Wohl aber, wenn's

nur das wäre! Ein Ring, so kostbar er auch ist, ist im Grunde bei jedem Juden wieder zu haben — Vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen schönern dafür eingehandelt.

AMALIA heftig.

Aber meinen Ring — ich sage *meinen* Ring?

FRANZ.

Keinen andern, Amalia — Ha! solch ein Kleinod, und an meinem Finger — und von Amalia! — Von hier sollt' ihn der Tod nicht gerissen haben — nicht wahr, Amalia? Nicht die Kostbarkeit des Diamants, nicht die Kunst des Gepräges — die Liebe macht seinen Werth aus — Liebstes Kind, du weinest? Wehe über den, der diese köstlichen Tropfen aus so himmlischen Augen presst — ach, und wenn du erst Alles wüsstest, ihn selbst sähest, ihn unter der Gestalt sähest? —

AMALIA.

Ungeheuer! wie, unter welcher Gestalt?

FRANZ.

Stille, stille, gute Seele, frage mich nicht aus! (*wie vor sich, aber laut.*) Wenn es doch wenigstens nur einen Schleier hätte, das garstige Laster, sich dem Auge der Welt zu entstehlen! aber da blickt's schrecklich durch den gelben bleifarbenen Augenring; — da verräth sich's im todtenblassen eingefallenen Gesicht, und dreht die Knochen hässlich hervor — da stammelt's in der halben verstümmelten Stimme — da predigt's fürchterlich laut vom zitternden hinschwankenden Gerippe — da durchwühlt es der Knochen innerstes Mark, und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — pfui, pfui! mir ekelt. Nasen, Augen, Ohren schütteln sich — du hast jenen Elenden gesehen, Amalia, der in unserm Siechenhause seinen Geist auskeuchte, die Scham schien ihr scheues Auge vor ihm zuzublinzen — du ruftest Wehe über ihn aus. Rufe dies Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl steht vor dir! — Seine Küsse sind Pest, seine Lippen vergiften die deinen!

AMALIA schlägt ihn.

Schamloser Lästerer!

FRANZ.

Graut dir vor diesem Karl? Ekelt dir schon vor dem matten Gemälde? Geh, gaff ihn selbst an, deinen schönen, englischen, göttlichen Karl! Geh', sauge seinen balsamischen Athem ein, und lass dich von den Ambrosia-Düften begraben, die aus seinem Rachen dampfen! Der blosse Hauch seines Mundes wird dich in jenen schwarzen todtähnlichen Schwindel hauchen, der den Geruch eines berstenden Aases und den Anblick eines leichenvollen Wahlplatzes begleitet.

AMALIA wendet ihr Gesicht ab.

FRANZ.

Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wollust in der Umarmung — aber ist es nicht ungerecht, einen Menschen um seiner siechen Aussenseite willen zu verdammen? Auch im elendesten Æsopischen Krüppel kann eine grosse liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamme, glänzen, (*boshaft lächelnd*). Auch aus blattrigen Lippen kann ja die Liebe —

Freilich, wenn das Laster auch die Festen des Karakters erschüttert, wenn mit der Keuschheit auch die Tugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Rose verdampft — wenn mit dem Körper auch der Geist zum Krüppel verdirbt —

AMALIA froh aufspringend.

Ha! Karl! Nun erkenn' ich dich wieder! Du bist doch ganz! ganz! Alles war Lüge! — Weisst du nicht, Bösewicht, dass Karl unmöglich das werden kann? (*Franz steht einige Zeit tiefsinnig, dann dreht er sich plötzlich, um zu gehn.*) Wohin so eilig, fliehst du vor deiner eigenen Schande?

FRANZ mit verhülltem Gesicht.

Lass mich, lass mich! — meinen Thränen den Lauf lassen — tyrannischer Vater! den besten deiner Söhne so hinzugeben dem Elend — der ringsumgebenden Schande — lass mich, Amalia! ich will ihm zu Füssen fallen, auf den Knien will ich ihn beschwören, den ausgesprochenen Fluch auf mich, auf mich zu laden — mich zu enterben — mich — mein Blut — mein Leben — Alles —

AMALIA fällt ihm um den Hals.

Bruder meines Karls, bester, liebster Franz!

FRANZ.

O Amalia! wie lieb' ich dich um dieser unerschütterten Treue gegen meinen Bruder — Verzeih, dass ich es wagte, deine Liebe auf diese harte Probe zu setzen! — Wie schön hast du meine Wünsche gerechtfertigt! — Mit diesen Thränen, diesen Seufzern, diesem himmlischen Unwillen — auch für mich, für mich — unsere Seelen stimmten so zusammen.

AMALIA.

O nein, das thaten sie nie!

FRANZ.

Ach, sie stimmten so harmonisch zusammen, ich meinte immer, wir müssten Zwillinge seyn! und wäre der leidige Unterschied von aussen nicht, wobei leider freilich Karl verlieren muss, wir würden zehnmal verwechselt. Du bist, sagt' ich oft zu mir selbst, ja du bist der ganze Karl, sein Echo, sein Ebenbild!

AMALIA schüttelt den Kopf.

Nein, nein, bei jenem keuschen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von seinem Gefühle —

FRANZ.

So ganz gleich in unsern Neigungen — die Rose war seine liebste Blume — welche Blume war mir über die Rose? Er liebte die Musik unaussprechlich, und ihr seyd Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich so oft in der Todtenstille der Nacht beim Klavier belauscht, wenn alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannst du noch zweifeln, Amalia, wenn unsere Liebe in einer *Vollkommenheit* zusammenstraf, und wenn die Liebe die nämliche ist, wie könnten ihre Kinder entarten?

AMALIA sieht ihn verwundernd an.

FRANZ.

Es war ein stiller heiterer Abend, der letzte, eh' er nach Leipzig abreis'te, da er mich mit sich in jene Laube nahm, wo ihr so oft zusammensasset in Träumen der Liebe — stumm blieben wir lang — zuletzt ergriff er meine Hand und sprach leise mit Thränen: ich verlasse Amalia, ich weiss nicht — mir ahnet's, als hiess' es auf ewig — verlass sie nicht, Bruder! — sey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wiederkehrt — (*Er stürzt vor ihr nieder und küsst ihr die Hand mit Heftigkeit.*) Nimmer, nimmer, nimmer wird er wiederkehren, und ich hab's ihm zugesagt mit einem heiligen Eide!

AMALIA zurückspringend.

Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieser Laube beschwur er mich, keiner andern Liebe — wenn er sterben sollte — Siehst du, wie gottlos, wie abscheulich du — Geh aus meinen Augen.

FRANZ.

Du kennst mich nicht, Amalia, du kennst mich gar nicht!

AMALIA.

O ich kenne dich, von jetzt an kenn' ich dich —

und du wolltest ihm gleich seyn? Vor dir sollt' er um mich geweint haben? Vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Pranger geschrieben! Geh den Augenblick!

FRANZ.

Du beleidigst mich!

AMALIA.

Geh, sag' ich. Du hast mir eine kostbare Stunde gestohlen, sie werde dir an deinem Leben abgezogen!

FRANZ.

Du hassest mich.

AMALIA.

Ich verachte dich, geh!

FRANZ mit den Füssen stampfend.

Wart! so sollst du vor mir zittern! Mich einem Bettler aufopfern?

(Zornig ab.)

AMALIA.

Geh, Lotterbube — Jetzt bin ich wieder bei Karln — Bettler, sagt er? so hat die Welt sich umgedreht, Bettler sind Könige, und Könige sind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Gesalbten vertauschen — Der Blick, mit dem er bettelt, das muss ein grosser, ein königlicher Blick seyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Grossen und Reichen zernichtet! In den Staub mit dir, du prangendes Geschmeide! (*Sie reisst sich die Perlen vom Hals.*) Seyd verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Grossen und Reichen! Seyd verdammt, an üppigen Malen zu zechen! Verdammt, euren Gliedern wohl zu thun auf weichen Polstern der Wollust! Karl! Karl! so bin ich dein werth —

(Ab).

ZWEITER AKT.

ERSTE SCENE.

FRANZ VON MOOR *nachdenkend in seinem Zimmer.*

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er sey im Umkehren — das Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit! — Und nun wäre freie, ebene Bahn bis auf diesen ärgerlichen zähen Klumpen Fleisch, der mir, gleich dem unterirrdischen Zauberhund in den Geistermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müssen denn aber meine Entwürfe sich unter das eiserne Joch des Mechanismus beugen? — Soll sich mein hochfliegender Geist an den Schneckengang der *Materie* ketten lassen? — Ein Licht ausgeblasen, das ohnehin nur mit den letzten Oeltropfen noch wuchert — mehr ist's nicht — Und doch möchte ich das nicht gern selbst gethan haben, um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der gescheidte Arzt, nur umgekehrt. — Nicht der Natur durch einen Querstrich den Weg verrannt, sondern sie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum sollten wir sie nicht auch verkürzen können?

Philosophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammen lauten. Gichtrische Empfindungen werden jederzeit von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet — Leidenschaften *misshandeln* die Lebenskraft — der überladene Geist drückt sein Gehäuse zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verstünde, dem Tod diesen ungebahnten Weg in das Schloss des Lebens zu ebnen? — den Körper vom Geist aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zu Stande brächte? — Ein Werk ohne gleichen! — Sinne nach, Moor! — Das wär' eine Kunst, die's verdiente, dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Giftmischerei beinahe in den Rang einer ordentlichen Wissenschaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, dass man nunmehr des Herzens Schläge Jahre lang vorausrechnet, und zu dem Pulse spricht: bis hieher und nicht weiter! * — Wer sollte nicht auch hier seine Flügel versuchen?

Und wie ich nun werde zu Werke gehen müssen, diese süsse friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu stören? Welche Gattung von Empfindnissen ich werde wählen müssen? Welche wol den Flor des Lebens am grimmigsten anfeinden? *Zorn* — dieser heisshungrige Wolf frisst sich zu schnell satt — *Sorge?* — dieser Wurm nagt mir zu langsam — *Gram?* — diese Natter schleicht mir zu träge — *Furcht?* — die Hoffnung lässt sie nicht umgreifen — Was? Sind das all die Henker des Menschen? — Ist das Arsenal des Todes so bald erschöpft? — (*tiefsinnend.*) Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! (*auffahrend.*) *Schreck!* — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieses Giganten eiskalte Umarmung? — Und doch? — Wenn er auch diesem Sturm stünde? — Wenn er? — O so komm' du mir zu Hülfe, *Jammer,* und du, *Reue*, höllische Eumenide, grabende Schlange, die ihren Frass wiederkäut, und ihren eigenen Koth wiederfrisst, ewige Zerstörerinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes! und du, heulende *Selbstverklagung*, die du dein eigen Haus verwüstest, und deine eigene Mutter verwundest — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlthätige Grazien selbst, sanftlächelnde *Vergangenheit*, und du mit dem überquellenden Füllhorn, blühende *Zukunft,* haltet ihm in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer fliehender Fuss seinen geizigen Armen entgleitet — So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieses zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt schliesst — die *Verzweiflung!* Triumph! Triumph! — Der Plan ist fertig — Schwer und kunstvoll wie keiner — zuverlässig — sicher — denn (*spöttisch*) des Zergliederers Messer findet ja keine Spuren von Wunde oder korrosivischem Gift.

(*Entschlossen*). Wohlan denn (*Herrmann tritt auf.*) Ha! *Deus ex machina!* Herrmann!

HERRMANN.

Zu euren Diensten, gnädiger Junker!

FRANZ gibt ihm die Hand.

Die du keinem Undankbaren erweisest.

HERRMANN.

Ich hab' Proben davon.

FRANZ.

Du sollst mehr haben mit Nächstem — mit Nächstem, Herrmann! — Ich habe dir etwas zu sagen, Herrmann.

HERRMANN.

Ich höre mit tausend Ohren.

FRANZ.

Ich kenne dich, du bist ein entschlossner Kerl — Soldatenherz — Haare auf der Zunge! — Mein Vater hat dich sehr beleidigt, Herrmann!

* Eine Frau in Paris soll es durch ordentlich angestellte Versuche mit Giftpulvern so weit gebracht haben, dass sie den entfernten Todestag mit ziemlicher Zuverlässigkeit voraus bestimmen konnte. Pfui über unsere Aerzte, welche diese Frau im Prognostiziren beschämt!

HERRMANN.

Der Teufel hole mich, wenn ich's vergesse!

FRANZ.

Das ist der Ton eines Mannes! Rache geziemt einer männlichen Brust. Du gefällst mir, Herrmann. Nimm diesen Beutel, Herrmann. Er sollte schwerer seyn, wenn ich erst Herr wäre.

HERRMANN.

Das ist ja mein ewiger Wunsch, gnädiger Junker, ich danke euch.

FRANZ.

Wirklich, Herrmann? wünschest du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

HERRMANN.

Ich wollt', ihr wär't der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines schwindsüchtigen Mädchens.

FRANZ.

Ha! wie dich der ältere Sohn dann belohnen wollte! wie er dich aus diesem unedlen Staube, der sich so wenig mit deinem Geist und Adel verträgt, an's Licht emporheben wollte! — Dann solltest du, ganz wie du da bist, mit Gold überzogen werden, und mit vier Pferden durch die Strassen dahinrasseln, wahrhaftig, das solltest du! — aber ich vergesse, wovon ich dir sagen wollte — hast du das Fräulein von Edelreich schon vergessen, Herrmann?

HERRMANN.

Wetter Element! was erinnert ihr mich an das?

FRANZ.

Mein Bruder hat sie dir weggefischt.

HERRMANN.

Er soll dafür büssen!

FRANZ.

Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppe hinunter.

HERRMANN.

Ich will ihn dafür in die Hölle stossen.

FRANZ.

Er sagte: man raune sich einander in's Ohr, dein Vater habe dich nie ansehen können, ohne an die Brust zu schlagen und zu seufzen: Gott sey mir Sünder gnädig!

HERRMANN wild.

Blitz, Donner und Hagel, seyd still!

FRANZ.

Er rieth dir, deinen Adelbrief im Aufstreich zu verkaufen, und deine Strümpfe damit flicken zu lassen.

HERRMANN.

Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen.

FRANZ.

Was? du wirst böse? was kannst du böse auf ihn seyn? Was kannst du ihm Böses thun? was kann so eine Ratze gegen einen Löwen? Dein Zorn versüsst ihm seinen Triumph nur. Du kannst nichts thun, als deine Zähne zusammenschlagen, und deine Wuth an trocknem Brote auslassen.

HERRMANN stampft auf den Boden.

Ich will ihn zu Staub zerreiben.

FRANZ klopft ihn auf die Achsel.

Pfui, Herrmann! du bist ein Kavalier. Du musst den Schimpf nicht auf dir sitzen lassen. Da musst das Fräulein nicht fahren lassen, nein, das musst du um alle Welt nicht thun, Herrmann! Hagel und Wetter! ich würde das Aeusserste versuchen, wenn ich an deiner Stelle wäre.

HERRMANN.

Ich ruhe nicht, bis ich *Ihn* und *Ihn* unter'm Boden habe.

FRANZ.

Nicht so stürmisch, Herrmann! Komm näher — du sollst Amalia haben!

HERRMANN.

Das muss ich, trotz dem Teufel! das muss ich!

FRANZ.

Du sollst sie haben, sag' ich dir, und das von meiner Hand. Komm näher, sag' ich — du weisst vielleicht nicht, dass Karl so gut als enterbt ist?

HERRMANN näher kommend.

Unbegreiflich, das erste Wort, das ich höre.

FRANZ.

Sey ruhig, und höre weiter! du sollst ein Andermal mehr davon hören — ja, ich sage dir, seit eilf Monaten so gut als verbannt. Aber schon bereut der Alte den voreiligen Schritt, den er doch, (*lachend*) will ich hoffen, nicht selbst gethan hat. Auch liegt ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber kurz oder lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt aufsuchen lassen, und gute Nacht, Herrmann! wenn er ihn findet. Du kannst ihm ganz demüthig die Kutsche halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

HERRMANN.

Ich will ihn am Krucifix erwürgen!

FRANZ.

Der Vater wird ihm bald die Herrschaft abtreten, und in Ruhe auf seinen Schlössern leben. Jetzt hat der stolze Strudelkopf den Zügel in Händen, jetzt lacht er seiner Hasser und Neider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen grossen Manne machen wollte, ich selbst, Herrmann, werde tiefgebückt vor seiner Thürschwelle —

HERRMANN in Hitze.

Nein, so wahr ich Herrmann heisse, das sollt ihr nicht! wenn noch ein Fünkchen Verstand in diesem Gehirne glostet! das sollt ihr nicht!

FRANZ.

Wirst du es hindern? auch dich, mein lieber Herrmann, wird er seine Geissel fühlen lassen, wird dir in's Angesicht speien, wenn du ihm auf der Strasse begegnest, und wehe dir dann, wenn du die Achsel zuckst oder das Maul krümmst — siehe, so steht's mit deiner Anwerbung um's Fräulein, mit deinen Aussichten, mit deinen Entwürfen.

HERRMANN.

Sagt mir! was soll ich thun?

FRANZ.

Höre denn, Herrmann! dass du siehst, wie ich mir dein Schicksal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — kleide dich um — mach' dich ganz unkenntlich, lass dich beim Alten melden, gib vor, du kämest geraden Wegs aus Böhmen, hättest mit meinem Bruder dem Treffen bei Prag beigewohnt — hättest ihn auf der Wahlstatt den Geist aufgeben sehen —

HERRMANN.

Wird man mir glauben?

FRANZ.

Hoho! dafür lass mich sorgen! Nimm dieses Paket. Hier findest du deine Kommission ausführlich. Und Dokumente dazu, die den Zweifel selbst glaubig machen sollen. — Mach jetzt nur, dass du fortkommst, und ungesehen! Spring durch die Hinterthür in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Katastrophe dieser Tragi-Komödie überlass mir!

HERRMANN.

Und die wird seyn : Vivat der neue Herr, Franciskus von Moor!

FRANZ streichelt ihm die Backen.

Wie schlau du bist? — denn siehst du, auf diese Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte misst sich den Tod seines Sohnes bei, und — er kränkelt — ein schwankendes Gebäude braucht des Erdbebens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich sein einziger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren, und ist ein Spiel meines Willens, da kannst du leicht denken — kurz, alles geht nach Wunsch — aber du musst dein Wort nicht zurücknehmen.

HERRMANN.

Was sagt ihr? (*frohlockend*). Eh soll die Kugel in ihren Lauf zurückkehren, und in dem Eingeweide ihres Schützen wüthen — rechnet auf mich! Lasst nur mich machen — Adieu!

FRANZ ihm nachrufend.

Die Ernte ist dein, lieber Herrmann! — (*allein*) Wenn der Ochse den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, so muss er mit Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd und keine Amalia!

(Geht ab.)

ZWEITE SCENE.

Des alten Moor Schlafzimmer.

DER ALTE MOOR *schlafend in einem Lehnsessel.* AMALIA.

AMALIA sachte herbeischleichend.

Leise, leise! er schlummert. (*Sie stellt sich vor den Schlafenden*). Wie schön, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht zürnen! Weisslockiges Haupt, dir kann ich nicht zürnen! Schlumm're sanft, wache froh auf, ich allein will hingehn und leiden.

D. A. MOOR träumend.

Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

AMALIA ergreift seine Hand.

Horch, horch! sein Sohn ist in seinen Träumen.

D. A. MOOR.

Bist du da? bist du wirklich? ach! wie siehst du so elend? Sieh mich nicht an mit diesem kummervollen Blick! ich bin elend genug!

AMALIA weckt ihn schnell.

Seht auf, lieber Greis! ihr träumtet nur. Fasst euch!

D. A. MOOR halb wach.

Er war nicht da? drückt' ich nicht seine Hände? Garstiger Franz! willst du ihn auch meinen Träumen entreissen?

AMALIA.

Merkst du's, Amalia?

D. A. MOOR ermuntert sich.

Wo ist er? wo? wo bin ich? Du da, Amalia?

AMALIA.

Wie ist euch? Ihr schlieft einen erquickenden Schlummer.

D. A. MOOR.

Mir träumte von meinem Sohne. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus seinem Munde.

AMALIA.

Engel grollen nicht — er verzeiht euch. (*Fasst seine Hand mit Wehmuth.*) Vater meines Karls! ich verzeih' euch.

D. A. MOOR.

Nein, meine Tochter! diese Todten-Farbe deines Angesichts verdammt den Vater. Armes Mächen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o fluche mir nicht!

AMALIA küsst seine Hand mit Zärtlichkeit.

Euch?

D. A. MOOR.

Kennst du dieses Bild, meine Tochter?

AMALIA.

Karls! —

D. A. MOOR.

So sah er, als er in's sechszehnte Jahr ging. Jetzt ist er anders — Oh! es wüthet in meinem Innern — diese Milde ist Unwillen, dieses Lächeln Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an seinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn maltest? — Oh meine Tochter! Eure Liebe machte mich so glücklich.

AMALIA immer das Auge auf das Bild geheftet.

Nein, nein! er ist's nicht. Bei Gott! das ist Karl nicht — Hier, hier (*auf Herz und Stirne zeigend*) so ganz, so anders. Die träge Farbe reicht nicht, den himmlischen Geist nachzuspiegeln, der in seinem feurigen Auge herrschte. Weg damit! Dies ist so menschlich! Ich war eine Stümperinn.

D. A. MOOR.

Dieser huldreiche, erwärmende Blick — wär' er vor meinem Bette gestanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie, wär' ich gestorben!

AMALIA.

Nie, nie wär't ihr gestorben? Es wär' ein Sprung gewesen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und schönern hüpft — dieser Blick hätt' euch über's Grab hinüber geleuchtet. Dieser Blick hätt' euch über die Sterne getragen!

D. A. MOOR.

Es ist schwer, es ist traurig! Ich sterbe, und mein Sohn Karl ist nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — Wie süss ist's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes — das ist Wiegengesang.

AMALIA schwärmend.

Ja süss, himmlisch süss ist's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gesang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger, unendlicher Traum von Karln, bis man die Glocke der Auferstehung läutet — (*aufspringend, entzückt*) und von jetzt an in seinen Armen auf ewig.

(Pause. Sie geht an's Klavier, und spielt).

Willst dich, Hektor, ewig mir entreissen,
Wo des Æaciden mordend Eisen
Den Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

D. A. MOOR.

Ein schönes Lied, meine Tochter. Das musst du mir vorspielen, eh ich sterbe.

AMALIA.

Es ist der Abschied Andromaches und Hektors — Karl und ich haben's oft zusammen zu der Laute gesungen.

(Spielt fort.)

Theures Weib, geh, hol' die Todeslanze,
Lass mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Ueber Astyanax, uns're Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter,
Und wir seh'n uns wieder in Elysium.

(Daniel tritt auf.)

DANIEL.

Es wartet draussen ein Mann auf euch. Er bittet, vorgelassen zu werden, er hab' euch eine wichtige Zeitung.

D. A. MOOR.

Mir ist auf der Welt nur etwas wichtig, du weisst's, Amalia — Ist's ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er soll nicht mit Seufzen von hinnen gehn.

AMALIA.

Ist's ein Bettler, er soll eilig herauf kommen.

(Daniel ab.)

D. A. MOOR.

Amalia, Amalia! schone meiner!

AMALIA spielt fort.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle,
Priams grosser Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingeh'n wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluss ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde ras't schon an den Mauern—
Gürte mir das Schwert um, lass das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!

(Franz. Herrmann verkappt. Daniel.)

FRANZ.

Hier ist der Mann. Schreckliche Botschaften, sagt er, warten auf euch. Könnt ihr sie hören?

D. A. MOOR.

Ich kenne nur eine. Tritt her, mein Freund, und schone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein!

HERRMANN mit veränderter Stimme.

Gnädiger Herr! lasst es einen armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen euer Herz durchbohrt. Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, aber euch kenn' ich sehr gut, ihr seyd der Vater Karls von Moor.

D. A. MOOR.

Woher weisst du das?

HERRMANN.

Ich kannte euren Sohn —

AMALIA auffahrend.

Er lebt? lebt? Du kennst ihn? wo ist er, wo?

(will hinwegrennen.)

D. A. MOOR.

Du weisst von meinem Sohne?

HERRMANN.

Er studirte in Leipzig. Von da zog er, ich weiss nicht wie weit, herum. Er durchschwärmte Deutschland in die Runde, und, wie er mir sagte, mit unbedecktem Haupt, barfuss, und erbettelte sein Brot vor den Thüren. Fünf Monate drauf brach der leidige Krieg zwischen Preussen und Oestreich wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friedrichs siegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, sagte er zum grossen Schwerin, dass ich den Tod sterbe auf dem Bette der Helden, ich habe keinen Vater mehr! —

D. A. MOOR.

Sieh mich nicht an, Amalia!

HERRMANN.

Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preussischen Siegesflug mit. Wir kamen zusammen unter ein Zelt zu liegen. Er sprach viel von seinem alten Vater und von bessern, vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns standen die Thränen in den Augen.

D. A. MOOR verhüllt sein Gesicht in das Kissen.

Stille, o stille!

HERRMANN.

Acht Tage darauf war das heisse Treffen bei Prag— ich darf euch sagen, euer Sohn hat sich gehalten, wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mussten neben ihm wechseln, er stand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn stand. Eine Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die linke, und stand —

AMALIA in Entzückung.

Hektor, Hektor! hört ihr's? er stand —

HERRMANN.

Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergesunken unter Kugel-Gepfeife, mit der linken hielt er das stürzende Blut, die rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General sey vor einer Stunde gefallen — « Er ist gefallen, sagt' ich, und du? » — Nun, wer ein braver Soldat ist, rief er, und liess die linke Hand los, der folge seinem General, wie ich! Bald darauf hauchte er seine grosse Seele dem Helden zu.

FRANZ wild auf Herrmann losgehend.

Dass der Tod deine verfluchte Zunge versiegle! Bist du hieher kommen, unserm Vater den Todesstoss zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

HERRMANN.

Es war der letzte Wille meines sterbenden Kameraden. Nimm dies Schwert, röchelte er, du wirst's meinem alten Vater überliefern; das Blut seines Sohnes klebt daran, er ist gerochen, er mag sich weiden. Sag' ihm, sein Fluch hätte mich gejagt in Kampf und Tod, ich sey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

AMALIA wie aus einem Todesschlummer aufgejagt.

Sein letzter Seufzer — Amalia!

D. A. MOOR grässlich schreiend, sich die Haare ausraufend.

Mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung.

FRANZ umherirrend im Zimmer.

Oh! Was habt ihr gemacht, Vater? mein Karl, mein Bruder!

HERRMANN.

Hier ist das Schwert, und hier ist auch ein Porträt, das er zu gleicher Zeit aus dem Busen zog! Es gleicht diesem Fräulein auf ein Haar. Dies soll meinem Bruder Franz, sagte er, — ich weiss nicht, was er damit sagen wollte.

FRANZ wie erstaunt.

Mir? Amalia's Porträt? Mir, Karl, Amalia? Mir?

AMALIA heftig auf Herrmann losgehend.

Feiler, bestochener Betrüger!

(Fasst ihn hart an.)

HERRMANN.

Das bin ich nicht, gnädiges Fräulein. Sehet selbst, ob's nicht euer Bild ist — ihr mögt's ihm wohl selbst gegeben haben.

FRANZ.

Bei Gott! Amalia, das deine! Es ist wahrlich das deine!

AMALIA giebt ihm das Bild zurück.

Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. A. MOOR schreiend, sein Gesicht zerfleischend.

Wehe, Wehe! mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

FRANZ.

Und er gedachte meiner in der letzten schweren Stunde des Scheidens, meiner! Englische Seele — da

schon das schwarze Panier des Todes über ihm rauschte — meiner! —

D. A. MOOR lallend.

Mein Fluch ihn gejagt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung! —

HERRMANN.

Den Jammer steh' ich nicht aus. Lebt wohl, alter Herr! (*leise zu Franz*). Warum habt ihr auch das gemacht, Junker?

(Geht schnell ab).

AMALIA aufspringend ihm nach.

Bleib, bleib! Was waren seine letzten Worte?

HERRMAN zurückrufend.

Sein letzter Seufzer war Amalia.

(Ab.)

AMALIA.

Sein letzter Seufzer war Amalia! — Nein, du bist kein Betrüger! So ist es wahr — wahr — er ist todt! — todt! — (*hin und her taumelnd, bis sie umsinkt*) todt — Karl ist todt —

FRANZ.

Was seh' ich? Was steht da auf dem Schwert? geschrieben mit Blut — Amalia!

AMALIA.

Von ihm?

FRANZ.

Seh' ich recht, oder träum' ich? Siehe da mit blutiger Schrift:

Franz, verlass meine Amalia nicht! Sieh doch, sieh doch! und auf der andern Seite: *Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige* Tod. — Siehst du nun, siehst du nun? Er schrieb's mit erstarrender Hand, schrieb's mit dem warmen Blut seines Herzens, schrieb's an der Ewigkeit feierlichem Rande! Sein fliehender Geist verzog, Franz und Amalia noch zusammen zu knüpfen.

AMALIA.

Heiliger Gott! es ist seine Hand.—Er hat mich nie geliebt!

(Schnell ab.)

FRANZ auf den Boden stampfend.

Verzweifelt! meine ganze Kunst erliegt an dem Starrkopf.

D. A. MOOR.

Wehe, wehe! Verlass mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

FRANZ.

Wer war's, der ihm den Fluch gab? Wer war's, der seinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verzweiflung? — Oh! er war ein Engel! ein Kleinod des Himmels. Fluch über seine Henker! Fluch, Fluch über euch selber! —

D. A. MOOR schlägt mit geballter Faust wider Brust und Stirn.

Er war ein Engel, war ein Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich selber! Ich bin der Vater, der seinen grossen Sohn erschlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer!

(Wüthet wider sich selber).

FRANZ.

Er ist dahin, was helfen späte Klagen? (*höhnisch lachend.*) Es ist leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus seinem Grabe zurückholen.

D. A. MOOR.

Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! — Und du hast mir den Fluch aus dem Herzen geschwatzt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

FRANZ.

Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlass euch im Tode! —

D. A. MOOR.

Scheusal! Scheusal! Schaff mir meinen Sohn wieder!

(Fährt aus dem Sessel, will Franzen an der Gurgel fassen, der ihn zurückschleudert.)

FRANZ.

Kraftlose Knochen! ihr wagt es—Stirb! Verzweifle!

(Ab).

D. A. MOOR.

Tausend Flüche donnern dir nach! du hast mir meinen Sohn aus den Armen gestohlen (*voll Verzweiflung hin und her geworfen im Sessel*). Wehe, Wehe! Verzweifeln, aber nicht sterben! — Sie fliehen, verlassen mich im Tode — meine guten Engel fliehen von mir, weichen alle die Heiligen vom eisgrauen Mörder — Wehe! Wehe! Will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! — Menschen nur — will keiner? — Allein — verlassen — Wehe! Wehe! — Verzweifeln, aber nicht sterben! Amalia (*mit verweinten Augen*). Amalia! Bote des Himmels! Kommst du, meine Seele zu lösen?

AMALIA mit sanfterm Ton.

Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. A. MOOR.

Ermordet, willst du sagen. Mit diesem Zeugniss belastet tret' ich vor den Richterstuhl Gottes.

AMALIA.

Nicht also, jammervoller Greis! der himmlische Vater rückt' ihn zu sich. Wir wären zu glücklich gewesen auf dieser Welt. — Droben, droben über den Sonnen — Wir seh'n ihn wieder.

D. A. MOOR.

Wiedersehen, wiedersehen! Oh es wird mir durch die Seele schneiden ein Schwert — wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — Mitten im Himmel werden durch mich schauern Schauer der Hölle! Im Anschauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich habe meinen Sohn ermordet!

AMALIA.

Oh, er wird euch die Schmerz-Erinnerung aus der Seele lächeln! Seyd doch heiter, lieber Vater! ich bin's so ganz. Hat er nicht schon den himmlischen Hörern den Namen Amalia vorgesungen auf der seraphischen Harfe, und die himmlischen Hörer lispelten leise ihn nach? Sein letzter Seufzer war ja Amalia! wird nicht sein erster Jubel Amalia! seyn?

D. A. MOOR.

Himmlischer Trost quillt von deinen Lippen! Er wird mir lächeln, sagst du? Vergeben? Du musst bei mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich sterbe.

AMALIA.

Sterben ist Flug in seine Arme. Wohl euch! Ihr seyd zu beneiden. Warum sind diese Gebeine nicht mürb? Warum sind diese Haare nicht grau? Wehe über die Kräfte der Jugend! Willkommen, du markloses Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

(Franz tritt auf.)

D. A. MOOR.

Tritt her, mein Sohn! Vergib mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war! ich vergebe dir Alles. Ich möchte so gern im Frieden den Geist aufgeben.

FRANZ.

Habt ihr genug um euren Sohn geweint? So viel ich sehe, habt ihr nur einen.

D. A. MOOR.

Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um seinen Joseph hat er blutige Thränen geweint.

FRANZ.

Hum!

D. A. MOOR.

Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geschichte Jakobs und Josephs! Sie hat mich immer so gerührt, und damals bin ich noch nicht Jakob gewesen.

AMALIA.

Welches soll ich euch lesen?

(Nimmt die Bibel und blättert).

D. A. MOOR.

Lies mir den Jammer des Verlassenen, als er ihn nimmer unter seinen Kindern fand — und vergebens sein harrte im Kreise seiner eilfe — und sein Klagelied, als er vernahm, sein Joseph sey ihm genommen auf ewig —

AMALIA lies't.

« Da nahmen sie Josephs Rock, und schlachteten » einen Ziegenbock, und tauchten den Rock in das » Blut' und schickten den bunten Rock hin, und liessen » ihn ihrem Vater bringen, und sagen: Diesen haben » wir funden, siehe, ob's deines Sohnes Rock sey, » oder nicht? (*Franz geht plötzlich hinweg*). Er » erkannte ihn aber und sprach: Es ist meines Sohnes » Rock, ein böses Thier hat ihn gefressen, ein reissend » Thier hat Joseph zerrissen. » —

D. A. MOOR fällt auf's Kissen zurück.

Ein reissend Thier hat Joseph zerrissen!

AMALIA lies't weiter.

« Und Jakob zerriss seine Kleider, und legte einen » Sack um seine Lenden, und trug Leid um seinen » Sohn lange Zeit, und all seine Söhne und Töchter » traten auf, dass sie ihn trösteten, aber er wollte sich » nicht trösten lassen und sprach: Ich werde mit Leid » hinunterfahren » —

D. A. MOOR.

Hör' auf, hör' auf! Mir wird sehr übel.

AMALIA hinzuspringend, lässt das Buch fallen.

Hilf Himmel! Was ist das?

D. A. MOOR.

Das ist der Tod! — Schwarz — schwimmt — vor meinen — Augen — ich bitte dich — rufe dem Pastor — dass er mir — das Abendmal reiche — Wo ist — mein Sohn Franz?

AMALIA.

Er ist geflohen! Gott erbarme sich unser!

D. A. MOOR.

Geflohen — geflohen von des Sterbenden Bett? — — Und das all — all — von zwei Kindern voll Hoffnung — du hast sie — gegeben — hast sie — genommen — dein Name sey — —

AMALIA mit einem plötzlichen Schrei.

Todt! alles todt!

(Ab in Verzweiflung).

FRANZ hüpft frohlockend herein.

Todt, schreien sie, *todt!* Jetzt bin ich *Herr*. Im ganzen Schlosse zettert es, *todt!* — Wie aber, *schläft* er vielleicht nur? — Freilich, ach freilich! das ist nun freilich ein Schlaf, wo es ewig niemals: Guten Morgen, heisst — Schlaf und Tod sind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechseln! Wackerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heissen! (*Er drückt ihm die Augen zu*). Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angesicht zu sagen: du bist ein *Schurke?* Weg denn mit dieser lästigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun sollt ihr den nackten Franz sehen, und euch entsetzen! Mein Vater überzuckerte seine Forderungen, schuf sein Gebiet zu einem Familienzirkel um, sass liebreich lächelnd am Thor, und grüsste sie Brüder und Kinder. — Meine Augenbraunen sollen über euch herhangen wie Gewitter-Wolken, mein herrischer Name schweben, wie ein drohender Komet über diesen Gebürgen, meine Stirne soll euer Wetterglas seyn! Er streichelte und kos'te den Nacken, der gegen ihn störrig zurück schlug. Streicheln und Kosen ist meine Sache nicht. Ich will euch die zackigen Sporne in's Fleisch hauen, und die scharfe Geissel versuchen. — In meinem Gebiet soll's so weit kommen, dass Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Festtage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! Blässe der Armuth und sklavische Furcht sind meine Leibfarbe; in diese Liverey will ich euch kleiden!

(Er geht ab.)

DRITTE SCENE.

Die böhmischen Wälder.

SPIEGELBERG. RAZMANN. RÄUBERHAUFEN.

RAZMANN.

Bist da? bist's wirklich? So lass dich doch zu Brei zusammendrücken, lieber Herzensbruder Moriz! Willkommen in den böhmischen Wäldern! Bist ja gross worden und stark. Stern-Kreuz-Bataillon! Bringst ja Rekruten mit einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!

SPIEGELBERG.

Gelt, Bruder? Gelt? Und das ganze Kerle dazu! — du glaubst nicht, Gottes sichtbarer Segen ist bei mir: war dir ein armer hungriger Tropf, hatte nichts, als diesen Stab, da ich über den Jordan ging, und jetzt sind unserer acht und siebenzig, meistens ruinirte Krämer, rejicirte Magister und Schreiber aus den schwäbischen Provinzen, das ist dir ein Korps Kerle, Bruder, deliciöse Bursche, sag' ich dir, wo einer dem andern die Knöpfe von den Hosen stiehlt, und mit geladener Flinte neben ihm sicher ist — und haben vollauf und stehen dir in einem Renommee vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen ist. Da ist dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Schlaukopf Spiegelberg wirst getroffen haben, ich halte sie mir auch pur desswegen — vom Kopf bis zu'n Füssen haben sie mich dir hingestellt, du meinst, du sähest mich, — sogar meine Rockknöpfe haben sie nicht vergessen. Aber wir führen sie erbärmlich am Narrenseil herum. Ich geh' letzthin in die Druckerei, geb' vor, ich hätte den berüchtigten Spiegelberg gesehen, und diktir' einem Skrizler, der dort sass, das leibhafte Bild von einem dortigen Wurmdoktor in die Feder, das Ding kommt um, der Kerl wird eingezogen, par Force inquirirt, und in der Angst und in der Dummheit gesteht er dir, hol' mich der Teufel! gesteht dir, *er sey der Spiegelberg* — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beim Magistrat anzugeben, dass die Kanaille mir meinen Namen so verhunzen soll — wie ich sage, drei Monate d'rauf hängt er. Ich musste nachher eine derbe Priese Toback in die Nase reiben, als ich am Galgen vorbeispazierte, und den Pseudo-Spiegelberg in seiner Glorie da paradiren sah — und unterdessen, dass Spiegelberg hängt, schleicht sich Spiegelberg ganz sachte aus den Schlingen, und deutet der superklugen Gerechtigkeit hinterrücks Eselsohren, dass es zum Erbarmen ist.

RAZMANN lacht.

Du bist eben noch immer der Alte.

SPIEGELBERG.

Das bin ich, wie du siehst, an Leib und Seele. Narr!

einen Spass muss ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloster angerichtet habe. Ich treffe das Kloster auf meiner Wanderschaft so gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verschossen hatte, du weisst, ich hasse das *diem perdidi* auf den Tod, so musste die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und soll's dem Teufel um ein Ohr gelten! Wir halten uns ruhig bis in die späte Nacht. Es wird mausstill. Die Lichter gehen aus. Wir denken, die Nonnen können jetzt in den Federn seyn. Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heisse die andern warten vor'm Thor, bis sie mein Pfeifchen hören würden, — versichere mich des Klosterwächters, nehm' ihm die Schlüssel ab, schleiche mich hinein, wo die Mägde schliefen, praktizir' ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehn weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schwester nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtissinn. — Jetzt pfeif' ich, und meine Kerle draussen fangen an zu stürmen und zu hasseliren, als käme der jüngste Tag, und hinein mit bestialischem Gepolter in die Zellen der Schwestern! — hahaha! — da hättest du die Hatz sehen sollen, wie die armen Thierchen in der Finsterniss nach ihren Röcken tappten, und sich jämmerlich geberdeten, wie sie zum Teufel waren, und wir indess wie alle Donnerwetter zugesetzt, und wie sie sich vor Schreck und Bestürzung in Bettlacken wickelten, oder unter den Ofen zusammenkrochen wie Katzen, und das erbärmliche Gezetter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre, die Aebtissinn, — du weisst, Bruder, dass mir auf diesem weiten Erdenrund kein Geschöpf so zuwider ist, als eine *Spinne* und ein *altes Weib*, und nun denk' dir einmal die schwarzbraune, runzliche Vettel vor mir herumtanzen, mich bei ihrer jungfräulichen Sittsamkeit beschwören — alle Teufel! ich hatte schon den Ellenbogen angesetzt, ihr die übriggebliebenen *wenigen edlen* vollends in den Mastdarm zu stossen — kurz resolvirt! entweder heraus mit dem Silbergeschirr, mit dem Klosterschatz und allen den blanken Thälerchen, oder — meine Kerle verstanden mich schon — ich sage dir, ich hab' aus dem Kloster mehr denn tausend Thaler Werths geschleift, und den Spass obendrein, und meine Kerle haben ihnen ein Andenken hinterlassen, sie werden ihre neun Monate dran zu schleppen haben.

RAZMANN auf den Boden stampfend.

Dass mich der Donner da weg hatte!

SPIEGELBERG.

Siehst du? Sag' du mehr, ob das kein Leben ist? und dabei bleibt man frisch und stark, und das Korpus ist noch beisammen, und schwillt dir stündlich wie ein Prälaten-Bauch — ich weiss nicht, ich muss was Magnetisches an mir haben, das dir alles Lumpengesindel auf Gottes Erdboden anzieht, wie Stahl und Eisen.

RAZMANN.

Schöner Magnet du! Aber so möcht' ich Henkers doch wissen, was für Hexereien du brauscht —

SPIEGELBERG.

Hexereien? Braucht keiner Hexereien — Kopf musst du haben! Ein gewisses praktisches Judicium, das man freilich nicht in der Gerste frisst — denn siehst du, ich pfleg' immer zu sagen: einen honnetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes National-Genie, ein gewisses, dass ich so sage, *Spitzbuben-Klima*.

RAZMANN.

Bruder! man hat mir Italien gerühmt.

SPIEGELBERG.

Ja ja! man muss Niemand sein Recht vorenthalten, Italien weis't auch seine Männer auf, und wenn Deutschland so fortmacht, wie es bereits auf dem Wege ist, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glänzendsten Aspekten hat, so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen, — überhaupt aber, muss ich dir sagen, macht das Klima nicht, sonderlich viel, das Genie kommt überall fort und das übrige, Bruder — ein Holzapfel, weisst du wohl, wird im Paradies-Gärtlein selbst ewig keine Ananas — aber dass ich dir weiter sage, — wo bin ich stehen geblieben?

RAZMANN.

Bei den Kunstgriffen!

SPIEGELBERG.

Ja recht, bei den Kunstgriffen. So ist dein Erstes, wenn du in die Stadt kommst, du ziehst bei den Bettelvögten, Stadt-Patroullanten und Zuchtknechten Kundschaft ein, wer so am fleissigsten bei ihnen einspreche, die Ehre gebe, und diese Kunden suchst du auf — ferner nistest du dich in die Kaffeehäuser, Bordelle, Wirthshäuser ein, spähst, sondirst, wer am meisten über die wohlfeile Zeit, die fünf pro Cent, über die einreissende Pest der Polizeiverbesserungen schreit, wer am meisten über die Regierung schimpft, oder wider die Physiognomik eifert und dergleichen, Bruder! das ist die rechte Höhe! Die Ehrlichkeit wakkelt wie ein hohler Zahn, du darfst nur den Pelikan ansetzen, — oder besser und kürzer: du gehst und wirfst einen vollen Beutel auf die offene Strasse, versteckst dich irgendwo, und merkst dir wohl, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagst du hinterher, suchst, schreist, und fragst nur so im Vorbeigehen: Haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er ja, — nun so hat's der Teufel gesehen; leugnet er's aber? der Herr verzeihen — ich wüsste mich nicht zu entsinnen, — ich bedaure, (*aufspringend*). Bruder! Triumph, Bruder! Lösch deine Laterne aus, schlauer Diognes! — du hast deinen Mann gefunden.

RAZMANN.

Du bist ein ausgelernter Prakticus.

SPIEGELBERG.

Mein Gott! als ob ich noch jemals daran gezweifelt hätte — Nun du deinen Mann in dem Hamen hast, musst du's auch fein schlau angreifen, dass du ihn hebst! — Siehst du, mein Sohn? das hab' ich so gemacht: — Sobald ich einmal die Färthe hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, soff Brüderschaft mit ihm, und Notabene! zechfrei musst du ihn halten! da geht freilich ein Schönes drauf, aber das achtest du nicht — — du gehst weiter, du führst ihn in Spiel-Kompagnien und bei liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereien und schelmische Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewissen, und gutem Namen bankerott wird, denn incidenter muss ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst — Glaube mir, Bruder! das hab' ich aus meiner starken Praxi wohl funfzigmal abstrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Nest gejagt ist, so ist der Teufel Meister — Der Schritt ist dann so leicht — o so leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Betschwester. — Horch doch! was für ein Knall war das?

RAZMANN.

Es war gedonnert, nur fortgemacht!

SPIEGELBERG.

Noch ein kürzerer besserer Weg ist der, du plünderst deinem Manne Haus und Hof ab, bis ihm kein

Hemd mehr am Leibe hebt, alsdann kommt er dir von selbst — lehre mich die Pfiffe nicht, Bruder — frag' einmal das Kupfergesicht dort — Schwere Noth! den hab' ich schön in's Garn gekriegt — ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die sollt' er haben, wenn er mir seines Herrn Schlüssel in Wachs drücken wollte — denk' einmal! die dumme Bestie thut's, bringt mir, hol' mich der Teufel! die Schlüssel, und will jetzt das Geld haben — Monsieur, sagt' ich, weiss er auch, dass ich jetzt die Schlüssel gerades Wegs zum Polizei-Lieutenant trage, und ihm ein Logis am lichten Galgen miethe? — Tausend Sakerment! da hättest du den Kerl sehen sollen die Augen aufreissen, und anfangen zu zappeln wie ein nasser Pudel — — « Um's Himmels willen, hab' der Herr doch Einsicht! ich will — will — » was will er? will er jetzt gleich den Zopf hinaufschlagen und mit mir zum Teufel geh'n? — « o von Herzen gern, mit Freuden » — Hahaha! guter Schlucker, mit Speck fängt man Mäuse — lach' ihn doch aus, Razmann! hahaha!

RAZMANN.

Ja, ja, ich muss gestehen, ich will mir diese Lektion mit goldnen Ziffern auf meine Hirntafel schreiben. Der Satan mag seine Leute kennen, dass er dich zu seinem Mäkler gemacht hat.

SPIEGELBERG.

Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm Zehen stelle, lässt er mich frei ausgehen — Gibt ja jeder Verleger seinem Sammler das zehnte Exemplar gratis, warum soll der Teufel so jüdisch zu Werke gehn? — Razmann! ich rieche Pulver —

RAZMANN.

Sapperment! ich riech's auch schon lange. — Gib Acht, es wird in der Nähe was gesetzt haben! — Ja ja! wie ich dir sage, Moriz — du wirst dem Hauptmann mit deinen Rekruten willkommen seyn — er hat auch schon brave Kerle angelockt.

SPIEGELBERG.

Aber die meinen! die meinen — Pah —

RAZMANN.

Nun ja! sie mögen hübsche Fingerchen haben — aber ich sage dir, der Ruf unsers Hauptmanns hat auch schon ehrliche Kerle in Versuchung geführt.

SPIEGELBERG.

Ich will nicht hoffen.

RAZMANN.

Sans Spass! und sie schämen sich nicht, unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen wie wir — nach dem Geld schien er nicht mehr zu fragen, sobald er's vollauf haben konnte, und selbst sein Drittheil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verschenkt er an Waisenkinder, oder lässt damit arme Jungen von Hoffnung studiren. Aber soll er dir einen Landjunker schröpfen, der seine Bauern wie das Vieh abschindet, oder einen Schurken mit goldnen Borten unter den Hammer kriegen, der die Gesetze falschmünzt, und das Auge der Gerechtigkeit übersilbert, oder sonst ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da ist er dir in seinem Element, und haus't teufelmässig, als wenn jede Faser an ihm eine Furie wäre.

SPIEGELBERG.

Hum! hum!

RAZMANN.

Neulich erfuhren wir im Wirthshause, dass ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Prozess von einer Million durch die Pfiffe seines Advokaten durchgesetzt hätte; er sass eben am Tisch und brettelte, — wie viel sind unser? fragte er mich, indem er hastig aufstand; ich sah ihn die Unterlippe zwischen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am grimmigsten ist — nicht mehr als fünf! sagt' ich — Es ist genug! sagt' er, warf der Wirthin das Geld auf den Tisch, liess den Wein, den er sich hatte reichen lassen, unberührt stehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit über sprach er kein Wort, lief abseitwärts und allein, nur dass er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befahl, das Ohr an die Erde zu legen. Endlich so kommt der Graf hergefahren, der Wagen schwer bepackt, der Advokat sass bei ihm drin, voraus ein Reiter, nebenher ritten zwei Knechte — da hättest du den Mann sehen sollen, wie er, zwei Terzerole in der Hand, vor uns her auf den Wagen zusprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der Kutscher, der nicht Halt machen wollte, musste vom Bock herabtanzen, der Graf schoss aus dem Wagen in den Wind, die Reuter flohen — dein Geld, Kanaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Beil — und bist du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? Der Advokat zitterte, dass ihm die Zähne klapperten, — der Dolch stak in seinem Bauch, wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das meine gethan! rief er, und wandte sich stolz von uns weg; das Plündern ist eure Sache. Und somit verschwand er in den Wald —

SPIEGELBERG.

Hum, hum! Bruder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er braucht's nicht zu wissen. Verstehst du?

RAZMANN.

Recht, recht! ich verstehe.

SPIEGELBERG.

Du kennst ihn ja! Er hat so seine Grillen. Du verstehst mich.

RAZMANN.

Ich versteh', ich verstehe.

SCHWARZ *in vollem Lauf.*

RAZMANN.

Wer da? was gibt's da? Passagiers im Wald?

SCHWARZ.

Hurtig, hurtig! wo sind die Andern? — Tausendsakerment! ihr steht da, und plaudert! Wisst ihr denn nicht — wisst ihr denn gar nicht? — und Roller —

RAZMANN.

Was denn, was denn?

SCHWARZ.

Roller ist gehangen, noch vier andere mit —

RAZMANN.

Roller? Schwere Noth! seit wann — woher weisst du's?

SCHWARZ.

Schon über drei Wochen sitzt er, und wir erfahren nichts; schon drei Rechtstage sind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts, man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann sey? — Der wackere Bursche hat nichts bekannt, gestern ist ihm der Prozess gemacht worden, diesen Morgen ist er dem Teufel extra Post zugefahren.

RAZMANN.

Vermaledeit! weiss es der Hauptmann?

SCHWARZ.

Erst gestern erfährt er's. Er schäumt wie ein Eber. Du weisst's, er hat immer am meisten gehalten auf Roller, und nun die *Tortur erst* — Strick und Leiter sind schon an den Thurm gebracht worden, es half nichts; er selbst hat sich schon in Kapuziners-Kutte zu ihm geschlichen, und die Person mit ihm wechseln wollen; Roller schlug's hartnäckig ab; jetzt hat er

einen Eid geschworen, dass es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Mir ist bang' für die Stadt. Er hat schon lang eine Pique auf sie, weil sie so schändlich bigott ist, und du weisst, wenn er sagt: ich will's thun! so ist's so viel, als wenn's unser einer gethan hat.

RAZMANN.

Das ist wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel sein Wort darauf gegeben hätte, in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn auch er mit einem halben Vater Unser selig werden könnte! — Aber ach! der arme Roller! — der arme Roller! —

SPIEGELBERG.

Memento mori! Aber das regt mich nicht an.

(Trillert ein Liedchen.)

Geh ich, vorbei am Rabensteine,
So blinz' ich nur das rechte Auge zu,
Und denk, du hängst mir wohl alleine,
Wer ist ein Narr, ich oder du?

RAZMANN aufspringend.

Horch! ein Schuss.

(Schiessen und Lärmen).

SPIEGELBERG.

Noch einer!

RAZMANN.

Wieder einer! der Hauptmann!

(Hinter der Scene gesungen).

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn vor. *Da Capo.*

SCHWEIZER. ROLLER. Hinter der Scene.

Holla ho! Holla ho!

RAZMANN.

Roller! Roller! Holen mich zehn Teufel!

SCHWEIZER. ROLLER. Hinter der Scene.

Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

RAZMANN.

Roller! Schweizer! Blitz, Donner, Hagel und Wetter!

(Fliegen ihm entgegen).

(Räuber Moor zu Pferde. Schweizer. Roller. Grimm. Schufterle. Räubertrupp mit Koth und Staub bedeckt, treten auf).

RÄUBER MOOR vom Pferd springend.

Freiheit! Freiheit! — — Du bist im Trocknen, Roller! — Führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und wasch' ihn mit Wein. *Wirft sich auf die Erde.* Das hat gegolten!

RAZMANN zu Roller.

Nun bei der Feueresse des Pluto! bist du vom Rad auferstanden?

SCHWARZ.

Bist du sein Geist? oder bin ich ein Narr? oder bist du's wirklich?

ROLLER in Athem.

Ich bin's. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubst du, dass ich herkomme?

SCHWARZ.

Da frag' die Hexe! Der Stab war schon über dich gebrochen.

ROLLER.

Das war er freilich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Lass mich nur erst zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Gebt mir ein Glas Branntwein! — Du auch wieder da, Moriz? Ich dachte, dich wo anders wieder zu sehen — gebt mir doch ein Glas Branntwein! meine Knochen fallen auseinander — o mein Hauptmann! wo ist mein Hauptmann!

SCHWARZ.

Gleich, gleich! — so sag' doch, so schwatz' doch! wie bist du davon gekommen? wie haben wir dich wieder? Der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, sagst du?

ROLLER stürzt eine Flasche Branntwein hinunter.

Ah, das schmeckt, das brennt ein! gerades Wegs vom Galgen her! sag' ich. Ihr steht da, und gafft, und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drei Schritte von der Sakerments-Leiter, auf der ich in den Schoos Abrahams steigen sollte — so nah', so nah' — war dir schon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hättest mein Leben um'n Priese Schnupftaback haben können. Dem Hauptmann dank' ich Luft, Freiheit und Leben.

SCHWEIZER.

Es war ein Spass, der sich hören lässt. Wir hatten den Tag vorher durch unsre Spione Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz, und wenn der Himmel nicht bei Zeit noch einfallen wollte, so werde er morgen am Tag — das war als heut — den Weg alles Fleisches gehen müssen — Auf! sagte der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht? — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, so wollen wir ihm wenigstens doch eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem Könige geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir schicken einen Expressen an ihn, der's ihm in einem Zettelchen beibrachte, das er ihm in die Suppe warf.

ROLLER.

Ich verzweifelte an dem Erfolg.

SCHWEIZER.

Wir passten die Zeit ab, bis die Passagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spektakel nach, Reiter und Fussgänger durch einander und Wagen, der Lerm und der Galgen-Psalm jolten weit. Jetzt, sagt der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerle flogen wie Pfeile, steckten die Stadt an drei und dreissig Ecken zumal in Brand, werfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Scheunen — Morbleu! es war keine Viertelstunde vergangen, der Nord-Ost-Wind, der auch seinen Zahn auf die Stadt haben muss, kam uns trefflich zu Statten, und half die Flamme bis hinauf in die obersten Gibel jagen. Wir indess Gasse auf Gasse nieder, wie Furien — Feuerjo! Feuerjo! durch die ganze Stadt — Geheul — Geschrei — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär' die Erde mitten entzwei geborsten, und der Himmel zerplatzt, und die Hölle zehntausend Klafter tief versunken.

ROLLER.

Und jetzt sah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebürge brüllen den infernalischen Schwank in die Runde herum nach, ein panischer Schreck schmeisst Alle zu Boden — jetzt nutz' ich den Zeitpunkt, und risch, wie der Wind! — ich war losgebunden, so nah war's dabei — da meine Begleiter versteinert wie Loths Weib zurückschaun, Reissaus! zerrissen die Haufen! Davon! Sechzig Schritte weg werf' ich die Kleider ab, stürze mich in den Fluss, schwimm' unterm Wasser fort, bis ich glaubte, ihnen aus dem Gesichte zu seyn. Mein Hauptmann schon parat mit Pferden und Kleidern — so bin ich entkommen. Moor! Moor! möchtest du bald auch in den Pfeffer gerathen, dass ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!

RAZMANN.

Ein bestialischer Wunsch, für den man dich hängen sollte — aber es war ein Streich zum Zerplatzen.

ROLLER.

Es war Hülfe in der Noth, ihr könnt's nicht schätzen. Ihr hättet sollen — den Strick um den Hals — mit lebendigem Leibe zu Grabe marschiren wie ich, und die sakermentalischen Anstalten und Schinders-Ceremonien, und mit jedem Schritt, den der scheue Fuss vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maschine, wo ich einlogirt werden sollte, im Glanz der schrecklichen Morgensonne steigend, und die laurenden Schinders-Knechte, und die grässliche Musik — noch raunt sie in meinen Ohren — und das Gekrächze hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Antezessor zu dreissigen hingen, und das Alles, Alles—und obendrein noch der Vorschmack der Seligkeit, die mir blühte!—Bruder, Bruder! und auf einmal die Losung zur Freiheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelfass ein Reif gesprungen wäre — Hört, Kanaillen! ich sag' euch, wenn man aus dem glühenden Ofen in's Eiswasser springt, kann man den Abfall nicht so stark fühlen, als ich, da ich am andern Ufer war.

SPIEGELBERG lacht.

Armer Schlucker! Nun ist's ja verschwitzt. (*Trinkt ihm zu*). Zur glücklichen Wiedergeburt!

ROLLER wirft sein Glas weg.

Nein, bei allen Schätzen des Mammons! ich möchte das nicht zum Zweitenmal erleben. Sterben ist etwas mehr als Harlekins-Sprung, und Todes-Angst ist ärger als Sterben.

SPIEGELBERG.

Und der hüpfende Pulverthurm — Merkst du's jetzt, Razmann? — drum stank auch die Luft so nach Schwefel stundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — es war ein Meisterstreich, Hauptmann! ich beneide dich drum.

SCHWEIZER.

Macht sich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verhetztes Schwein abthun zu sehen, was, zum Henker! sollen wir uns ein Gewissen daraus machen, unserm Kameraden zulieb die Stadt drauf gehen zu lassen? Und nebenher hatten unsere Kerle noch das gefundene Fressen, über den alten Kaiser zu plündern. — Sagt einmal! Was habt ihr weggekapert?

EINER VON DER BANDE.

Ich hab' mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geschlichen und die Borten vom Altar-Tuche getrennt; der liebe Gott da, sagt' ich, ist ein reicher Mann, und kann ja Goldfäden aus einem Batzenstrick machen.

SCHWEIZER.

Du hast wohl gethan — was soll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lacht, und seine Geschöpfe dürfen verhungern. — Und du, Spangeler — wo hast du dein Netz ausgeworfen?

EIN ZWEITER.

Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert, und bringen Zeug für unser funfzig mit.

EIN DRITTER.

Zwei goldene Sackuhren habe ich weggepixt, und ein Dutzend silberne Löffel dazu.

SCHWEIZER.

Gut, gut. Und wir haben ihnen ein's angerichtet, d'ran sie vierzehn Tage werden zu löschen haben. Wenn sie dem Feuer wehren wollen, so müssen sie die Stadt durch Wasser ruiniren — Weisst du nicht, Schufterle, wie viel es Todte gesetzt hat?

SCHUFTERLE.

Drei und achtzig sagt man. Der Thurm allein hat ihrer sechszig zu Staub zerschmettert.

RÄUBER MOOR sehr ernst.

Roller, du bist theuer bezahlt.

SCHUFTERLE.

Pah! pah! was heisst aber das? — ja, wenn's Männer gewesen wären — aber da waren's Wickelkinder, die ihre Lacken vergolden, eingeschnurrte Mütterchen, die ihnen die Mücken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thür mehr finden konnten — Patienten, die nach dem Doktor winselten, der in seinem gravitätischen Trab der Hatz nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Komödie nach, und nur der Bodensatz der Stadt blieb zurück, die Häuser zu hüten.

MOOR.

Oh der armen Gewürme! Kranke, sagst du, Greise und Kinder? —

SCHUFTERLE.

Ja zum Teufel! und Kindbetterinnen darzu, und hochschwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren; junge Frauen, die besorgten, sich an den Schinders-Stückchen zu versehen, und ihrem Kinde im Mutterleibe den Galgen auf den Buckel zu brennen — Arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil sie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgesindel mehr ist; es lohnt sich der Mühe nicht, dass man davon redet. Wie ich von ohngefähr so an einer Baracke vorbeigehe, hör' ich drinnen ein Gezetter, ich gucke hinein, und wie ich's beim Licht besehe, was war's? Ein Kind war's, noch frisch und gesund, das lag auf dem Boden unterm Tisch, und der Tisch wollte eben angehen — Armes Thierchen! sagt' ich, du verfrierst ja hier, und warf's in die Flamme —

MOOR.

Wirklich, Schufterle? Und diese Flamme brenne in deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird! — Fort, Ungeheuer! Lass dich nicht mehr unter meiner Bande sehen! Murrt ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wenn ich befehle? — Fort mit ihm, sag' ich — Es sind noch mehr unter euch, die meinem Grimme reif sind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächstens unter euch treten, und fürchterlich Musterung halten. (*Sie gehen zitternd ab. — Moor allein, heftig auf-und abgehend.*) Höre sie nicht, Rächer im Himmel! — was kann ich dafür? Was kannst du dafür, wenn deine Pestilenz, deine Theurung, deine Wasserfluthen, den Gerechten mit dem Bösewicht auffressen? Wer kann der Flamme befehlen, dass sie nicht auch durch die gesegneten Saaten wüthe, wenn sie das Genist der Hornissel zerstören soll? — O pfui über den Kindermord! den Weibermord! — den Krankenmord! Wie beugt mich diese That! Sie hat meine schönsten Werke vergiftet — Da steht der Knabe, schamroth und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der sich anmasste, mit Jupiters Keule zu spielen, und Pygmeen niederwarf, da er Titanen zerschmettern sollte — geh, geh! du bist der Mann nicht, das Rachschwert des obern Tribunals zu regieren, du erlagst bei dem ersten Griff — Hier entsag' ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt.

(Er will fliehen.)

RÄUBER eilig.

Sieh dich vor, Hauptmann! Es spukt! Ganze Haufen böhmischer Reiter schwadroniren im Holz herum — der höllische Blaustrumpf muss ihnen verträtscht haben —

NEUE RÄUBER.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tausend einen Kordon um den mittlern Wald.

NEUE RÄUBER.

Weh, weh, weh! Wir sind gefangen, gerädert, wir sind geviertheilt! Viele tausend Husaren, Dragoner und Jäger sprengen um die Anhöhe, und halten die Luftlöcher besetzt.

(Moor geht ab).

(Schweizer, Grimm. Roller. Schwarz. Schufterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.)

SCHWEIZER.

Haben wir sie aus den Federn geschüttelt? Freu' dich doch, Roller! Das hab' ich mir lange gewünscht, mich mit so Kommis-Brot-Rittern herumzuhauen — Wo ist der Hauptmann? Ist die ganze Bande beisammen? Wir haben doch Pulver genug?

RAZMANN.

Pulver die schwere Menge. Aber unser sind achtzig in Allem, und so immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

SCHWEIZER.

Desto besser! und lass es funfzig gegen meinen grossen Nagel seyn — Haben sie so lange gewartet, bis wir ihnen die Streu unterm Steiss angezündet haben — Brüder, Brüder! so hat's keine Noth. Sie setzen ihr Leben an zehn Kreuzer, fechten wir nicht für Hals und Freiheit? — Wir wollen über sie her, wie die Sündfluth, und auf ihre Köpfe herabfeuern wie Wetterleuchten — Wo, zum Teufel! ist denn der Hauptmann?

SPIEGELBERG.

Er verlässt uns in dieser Noth. Können wir denn nicht mehr entwischen?

SCHWEIZER.

Entwischen?

SPIEGELBERG.

Oh! Warum bin ich nicht geblieben in Jerusalem.

SCHWEIZER.

So wollt' ich doch, dass du im Kloak ersticktest, Dreckseele du! Bei nackten Nonnen hast du ein grosses Maul; aber wenn du zwei Fäuste siehst, Memme! — Zeige dich jetzt, oder man soll dich in eine Sauhaut nähen, und durch Hunde verhetzen lassen.

RAZMANN.

Der Hauptmann, der Haupmann!

MOOR langsam vor sich.

Ich habe sie vollends ganz einschliessen lassen, jetzt müssen sie fechten wie Verzweifelte. (*Laut.*) Kinder! Nun gilt's! Wir sind verloren, oder wir müssen fechten wie angeschossene Eber.

SCHWEIZER.

Ha! ich will ihnen mit meinen Fangern den Bauch schlitzen, dass ihnen die Kutteln schuhlang herausplatzen! — Führ' uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

MOOR.

Ladet alle Gewehre! Es fehlt doch an Pulver nicht?

SCHWEIZER springt auf.

Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu sprengen!

RAZMANN.

Jeder hat fünf Paar Pistolen geladen, jeder noch drei Kugelbüchsen dazu.

MOOR.

Gut, gut! Und nun muss ein Theil auf die Bäume klettern, oder sich in's Dickicht verstecken, und Feuer auf sie geben im Hinterhalt —

SCHWEIZER.

Da gehörst du hin, Spiegelberg!

MOOR.

Wir andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

SCHWEIZER.

Darunter bin ich, ich!

MOOR.

Zugleich muss jeder sein Pfeifchen hören lassen, im Walde herumjagen, dass unsere Anzahl schrecklicher werde: auch müssen alle Hunde los, und in ihre Glieder gehetzt werden, dass sie sich trennen, zerstreuen, und euch in den Schuss rennen. Wir drei, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge.

SCHWEIZER.

Meisterlich, vortrefflich! — Wir wollen sie zusammenwettern, dass sie nicht wissen, wo sie die Ohrfeigen herkriegen. Ich habe wohl ehe eine Kirsche vom Maule weggeschossen. Lass sie nur anlaufen.

(Schufterle zupft Schweizern, dieser nimmt den Hauptmann beiseite, und spricht leise mit ihm.)

MOOR.

Schweig!

SCHWEIZER.

Ich bitte dich —

MOOR.

Weg! Er dank' es seiner Schande, sie hat ihn gerettet. Er soll nicht sterben, wenn ich und mein Schweizer sterben, und mein Roller. Lass ihn die Kleider ausziehen, so will ich sagen, er sey ein Reisender, und ich habe ihn bestohlen — Sey ruhig, Schweizer! Ich schwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

(Pater tritt auf.)

PATER vor sich, stutzt.

Ist das das Drachen-Nest? — Mit eurer Erlaubniss, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draussen stehen Siebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen.

SCHWEIZER.

Bravo! bravo! das war wohlgesprochen, sich den Magen warm zu halten.

MOOR.

Schweig, Kamerad! — Sagen Sie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

PATER.

Mich sendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod spricht. — Ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelme — giftige Otterbrut, die im Finstern schleicht, und im Verborgenen sticht — Aussatz der Menschheit — Höllenbrut, — köstliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Kolonie für Galgen und Rad —

SCHWEIZER.

Hund! hör' auf zu schimpfen, oder —

(Er drückt ihm den Kolben vor's Gesicht).

MOOR.

Pfui doch, Schweizer! du verdirbst ihm ja das Koncept — er hat seine Predigt so brav auswendig gelernt — nur weiter, mein Herr! — « für Galgen und Rad »?

PATER.

Und du, feiner Hauptmann! Herzog der Beutelschneider! Gauner-König! Gross-Mogol aller Schelme unter der Sonne! — ganz ähnlich jenem ersten abscheulichen Rädelsführer, der tausend Legionen schuldloser Engel in rebellisches Feuer fachte, und mit sich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammniss zog — das Zettergeschrei verlassener Mütter heult deinen Fersen nach, Blut saufst du wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolch keine Luftblase auf. —

MOOR.

Sehr wahr, sehr wahr! Nur weiter!

PATER.

Was? sehr wahr? sehr wahr? ist das auch eine Antwort?

MOOR.

Wie, mein Herr? darauf haben Sie sich wohl nicht gefasst gemacht? Weiter; nur weiter! Was wollten Sie weiter sagen?

PATER im Eifer.

Entsetzlicher Mensch! hebe dich weg von mir! Picht nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern? Hast du nicht das Heiligthum des Herrn mit diebischen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmgriff die geweihten Gefässe des Nachtmahls entwandt? Wie? hast du nicht Feuerbrände in unsere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die Häupter guter Christen herabgestürzt? (*Mit zusammengeschlagenen Händen*). Greuliche, greuliche Frevel, die bis zum Himmel hinaufstinken, das jüngste Gericht waffnen, dass es reissend daher bricht! reif zur Vergeltung, zeitig zur letzten Posaune!

MOOR.

Meisterlich gerathen bis hierher! aber zur Sache! Was lässt mir der hochlöbliche Magistrat durch Sie kund machen?

PATER.

Was du nie werth bist, zu empfangen — Schau um dich, Mordbrenner! Was nur dein Auge absehen kann, bist du eingeschlossen von unsern Reitern — hier ist kein Raum zum Entrinnen mehr — so gewiss Kirschen auf diesen Eichen wachsen, und diese Tannen Pfirsiche tragen, so gewiss werdet ihr unversehrt diesen Eichen und diesen Tannen den Rücken kehren.

MOOR.

Hörst du's wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

PATER.

Höre dann, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Bösewicht verfährt. Wirst du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, siehe, so wird dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter seyn — sie drückt das Auge bei der Hälfte deiner Verbrechen zu, und lässt es — denk doch! — und lässt es bei *dem Rade bewenden.*

SCHWEIZER.

Hast du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingeh'n, und diesem abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zusammenschnüren, dass ihm der rothe Saft aus allen Schweisslöchern sprudelt? —

ROLLER.

Hauptmann! — Sturm! Wetter und Hölle! — Hauptmann, — wie er die Unterlippe zwischen die Zähne klemmt! Soll ich diesem Kerl das oberst zu unterst unter's Firmament wie einen Kegel aufsetzen?

SCHWEIZER.

Mir! Mir! Lass mich knien, vor dir niederfallen! Mir lass die Wollust, ihn zu Brei zusammen zu reiben!

(Pater schreit).

MOOR.

Weg von ihm! Wag' es Keiner, ihn anzurühren! — (*Zum Pater, indem er seinen Degen zieht.*) Sehen Sie, Herr Pater! hier stehen neun und siebenzig, deren Hauptmann ich bin, und weiss Keiner auf Wink und Kommando zu fliegen, oder nach Kanonen-Musik zu tanzen, und draussen steh'n siebenzehnhundert, unter Mousqueten ergraut — aber hören Sie nun! so redet Moor, der Mordbrenner-Hauptmann: Wahr ist's, ich habe den Reichsgrafen erschlagen, die Dominikus-Kirche angezündet und geplündert, habe Feuerbrände in eure bigotte Stadt geworfen, und den Pulverthurm über die Häupter guter Christen herabgestürzt — aber es ist noch nicht alles. Ich habe noch mehr gethan. (*Er streckt seine rechte Hand aus.*) Bemerken Sie die vier kostbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage — Gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herrn des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie sehen und hören werden —Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füssen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu einem ersten Günstling empor geschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel — Thränen der Waisen huben ihn auf. Diesen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den traurenden Patrioten von seiner Thür stiess. — Diesen Achat trage ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, dass die Inquisition so in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geschichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht schon die Paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verschwendet habe —

PATER.

O Pharao! Pharao!

MOOR.

Hört ihr's wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achselzucken, verdammt mit einem christlichen *Ach!* — Kann der Mensch denn so blind seyn? Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an seinem Bruder zu spähen, kann er so gar blind gegen sich selbst seyn? — Da donnern sie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menschen-Opfer, wie einem feuerarmigen Moloch—predigen Liebe des Nächsten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — stürmen wider den Geiz und haben Peru um gold'ner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt. — Sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch möglich gewesen wäre, dass die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Grossen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, dass sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen!

PATER.

Dass ein Bösewicht noch so stolz seyn kann!

MOOR.

Nicht genug — Jetzt will ich stolz reden. Geh hin, und sage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — Ich bin kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört, und auf der Leiter gross und herrisch thut — Was ich gethan habe, werd' ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels lesen: aber mit seinen erbärmlichen Verwesern will

ich kein Wort mehr verlieren. Sag' ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung — Rache ist mein Gewerbe.

(Er kehrt ihm den Rücken zu.)

PATER.

Du willst also nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. (*Wendet sich zu der Bande.*) So höret dann ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wissen thut! — Werdet ihr jetzt gleich diesen verurtheilten Missethäter gebunden überliefern, seht, so soll euch die Strafe eurer Greuel bis auf das letzte Andenken erlassen seyn — die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterschooss aufnehmen, und Jedem unter euch soll der Weg zu einem Ehren-Amt offen stehn. (*Mit triumphirendem Lächeln.*) Nun, nun? Wie schmeckt das, Euer Majestät? — Frisch also! Bindet ihn, und seyd frey!

MOOR.

Hört ihr's auch? Hört ihr? Was stutzt ihr? Was steht ihr verlegen da? Sie bietet euch Freiheit, und ihr seyd wirklich schon ihre Gefangene. — Sie schenkt euch das Leben, und das ist keine Prahlerei, denn ihr seyd wahrhaftig gerichtet. — Sie verheisst euch Ehren und Aemter, und was kann euer Loos anders seyn, wenn ihr auch obsiegtet, als Schmach und Fluch und Verfolgung. — Sie kündigt euch Versöhnung vom Himmel an, und ihr seyd wirklich verdammt. Es ist kein Haar an Keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Ist es so schwer, zwischen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch, Herr Pater!

PATER vor sich.

Ist der Kerl unsinnig? — (*laut.*) Sorgt ihr etwa, dass dies eine Falle sey, euch lebendig zu fangen? — Leset selbst, hier ist der General-Pardon unterschrieben. (*Er gibt Schweizern ein Papier.*) Könnt ihr noch zweifeln?

MOOR.

Seht doch, seht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterschrieben mit eigener Hand — Es ist Gnade über alle Grenzen — oder fürchtet ihr wohl, sie werden ihr Wort brechen, weil ihr einmal gehört habt, dass man Verräthern nicht Wort hält? — O seyd ausser Furcht! Schon die Politik könnte sie zwingen, Wort zu halten, wenn sie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beimessen? Wie würden sie je einen zweiten Gebrauch davon machen können? — Ich wollte darauf schwören, sie meinen's aufrichtig. Sie wissen, dass ich es bin, der euch empört und erbittert hat; euch halten sie für unschuldig. Eure Verbrechen legen sie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen sie haben, ich allein verdiene zu büssen. Ist es nicht so, Herr Pater?

PATER.

Wie heisst der Teufel, der aus ihm spricht? — Ja freilich, freilich ist es so — der Kerl macht mich wirbeln.

MOOR.

Wie, noch keine Antwort? Denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureissen? Schaut doch um euch, schaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken, das wäre jetzt kindische Zuversicht — Oder schmeichelt ihr euch wohl gar, als Helden zu fallen, weil ihr saht, dass ich mich auf's Getümmel freute? — Oh glaubt das nicht! Ihr seyd nicht *Moor!* — Ihr seyd heillose Diebe! Elende Werkzeuge meiner grössern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben ist den Dieben Gewinn, dann kommt was Schreckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! wie? noch unschlüssig? seyd ihr toll? seyd ihr wahnwitzig? — Es ist unverzeihlich! Ich dank' euch mein Leben nicht, ich schäme mich eures Opfers!

PATER äusserst erstaunt.

Ich werde unsinnig, ich laufe davon! Hat man je von so was gehört?

MOOR.

Oder fürchtet ihr wohl, ich werde mich selbst erstechen, und durch einen Selbstmord den Vertrag zernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Nein, Kinder! das ist eine unnütze Furcht. Hier werf' ich meinen Dolch weg, und meine Pistolen und dies Fläschchen mit Gift, das mir noch wohlbekommen sollte — ich bin so elend, dass ich auch die Herrschaft über mein Leben verloren habe — Was, noch unschlüssig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehr setzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier bind' ich meine rechte Hand an diesen Eichenast, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer ist der erste, der seinen Hauptmann in der Noth verlässt?

ROLLER in wilder Bewegung.

Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte! (*schwenkt seinen Degen*). Wer kein Hund ist, rette den Hauptmann!

SCHWEIZER zerreisst den Pardon, und wirft die Stücke dem Pater in's Gesicht.

In unsern Kugeln Pardon! Fort, Kanaille, sag' dem Senat, der dich gesandt hat, du träfst unter Moor's Bande keinen einzigen Verräther an — Rettet, rettet den Hauptmann!

ALLE lärmen.

Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

MOOR sich losreissend, freudig.

Jetzt sind wir frei — Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Faust — Tod oder Freiheit! Wenigstens sollen sie keinen lebendig haben!

(Man bläs't zum Angriff. Lärm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen.)

DRITTER AKT.

ERSTE SCENE.

AMALIA *im Garten, spielt auf der Laute.*

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Maien-Sonne
Rückgestrahlt vom blauen Spiegel-Meer.

Sein Umarmen — wüthendes Entzücken! —
Mächtig feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefesselt — Nacht vor unsern Blicken —
Und der Geist gewirbelt himmelwärts.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen! —
Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie.

Stürzten, flogen, ras'ten Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen,
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er ist hin — Vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er ist hin — und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

FRANZ tritt auf.

Schon wieder hier, eigensinnige Schwärmerin? Du

hast dich vom frohen Mahle hinweggestohlen, und den Gästen die Freude verdorben.

AMALIA.

Schade für diese unschuldige Freude! das Todtenlied muss noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe hallte —

FRANZ.

Willst du denn ewig klagen? Lass die Todten schlafen, und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme—

AMALIA.

Und wann gehst du wieder?

FRANZ.

O weh! Kein so finsteres stolzes Gesicht! du betrübst mich, Amalia. Ich komme dir zu sagen —

AMALIA.

Ich muss wohl hören, Franz von Moor ist ja gnädiger Herr worden.

FRANZ.

Ja recht, das war's, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian ist schlafen gegangen in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz seyn, Amalia. — Du weisst, was du unserm Hause warst, du wardst gehalten wie Moors Tochter, selbst den Tod überlebte seine Liebe zu dir, das wirst du wohl niemals vergessen? —

AMALIA.

Niemals, niemals. Wer das auch so leichtsinnig beim frohen Mahle hinwegzechen könnte!

FRANZ.

Die Liebe meines Vaters musst du in seinen Söhnen belohnen, und Karl ist todt — Staunst du? schwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke ist auch so schmeichelnd erhaben, dass er selbst den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hoffnungen der edelsten Fräulein mit Füssen, Franz kommt und bietet einer armen ohne ihn hülflosen Waise sein Herz, seine Hand, und mit ihr all sein Gold an und alle seine Schlösser und Wälder. — Franz, der Beneidete, der Gefürchtete, erklärt sich freiwillig für Amalia's Sclaven —

AMALIA.

Warum spaltet der Blitz die ruchlose Zunge nicht, die das Frevelwort ausspricht! Du hast meinen Geliebten ermordet, und Amalia soll dich Gemahl nennen! Du—

FRANZ.

Nicht so ungestüm, allergnädigste Prinzessin! — Freilich krümmt Franz sich nicht wie ein girrender Seladon vor dir — freilich hat er nicht gelernt, gleich dem schmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felsen seine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz spricht, und wenn man nicht antwortet, so wird er — *befehlen.*

AMALIA.

Wurm du, befehlen? mir befehlen? — und wenn man den Befehl mit Hohnlachen zurückschickt?

FRANZ.

Das wirst du nicht. Noch weiss ich Mittel, die den Stolz eines einbildischen Starrkopfs so hübsch niederbeugen können — Kloster und Mauern!

AMALIA.

Bravo! herrlich! und in Kloster und Mauern mit deinem Basilisken-Anblick auf ewig verschont, und Musse genug, an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloster! auf, auf mit deinen Mauern!

FRANZ.

Haha! ist es das? — Gib Acht! Jetzt hast du mich die Kunst gelehrt, wie ich dich quälen soll — Diese ewige Grille von Karl soll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geisseln, das Schreckbild *Franz* soll hinter dem Bilde deines Lieblings im Hinterhalt lauern, gleich dem verzauberten Hund, der auf unterirdischen Goldkästen liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle schleifen, den Degen in der Hand, dir den ehelichen Schwur aus der Seele pressen, dein jungfräuliches Bette mit Sturm ersteigen, und deine stolze Scham mit noch grösserm Stolze besiegen.

AMALIA gibt ihm eine Maulschelle.

Nimm erst das zur Aussteuer hin!

FRANZ aufgebracht.

Ha! wie das zehnfach, und wieder zehnfach geahndet werden soll! — Nicht meine Gemahlinn — die Ehre sollst du nicht haben — meine Maitresse sollst du werden, dass die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagst und über die Gasse gehst. Knirsche nur mit den Zähnen — speie Feuer und Mord aus den Augen — mich ergötzt der Grimm eines Weibes, macht dich nur schöner, begehrenswerther. Komm — dieses Sträuben wird meinen Triumph zieren, und mir die Wollust in erzwungenen Umarmungen würzen — Komm mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnsucht — jetzt gleich sollst du mit mir gehn. (*Will sie fortreissen.*)

AMALIA fällt ihm um den Hals.

Verzeih mir, Franz! (*Wie er sie umarmen will, reisst sie ihm den Degen von der Seite und tritt hastig zurück.*) Siehst du Bösewicht, was ich jetzt aus dir machen kann? — Ich bin ein Weib, aber ein rasendes Weib — Wag' es einmal — dieser Stahl soll deine geile Brust mitten durchrennen, und der *Geist* meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fleuch auf der Stelle! (*Sie jagt ihn davon.*) Ah! wie mir wohl ist — Jetzt kann ich frei athmen — ich fühlte mich stark, wie das funkensprühende Ross, grimmig, wie die Tigerin dem siegbrüllenden Räuber ihrer Jungen nach— In ein Kloster, sagt er — Dank dir für diese glückliche Entdeckung! — Jetzt hat die betrogene Liebe ihre Freistatt gefunden — das Kloster — das Kreuz des Erlösers ist die Freistatt der betrogenen Liebe.

(Sie will gehn. Herrmann tritt schüchtern herein.)

HERRMANN.

Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

AMALIA.

Unglücklicher! Was störest du mich?

HERRMANN.

Dieser Zentner muss von meiner Seele, eh' er sie zur Hölle drückt. (*Wirft sich vor ihr nieder.*) Vergebung! Vergebung! Ich hab' euch sehr beleidigt, Fräulein Amalia!

AMALIA.

Steh auf! Geh! Ich will nichts wissen.

(Will fort.)

HERRMANN der sie zurückhält.

Nein! Bleibt! Bei Gott! Bei dem ewigen Gott! Ihr sollt Alles wissen!

AMALIA.

Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim im Frieden.

(Will hinnwegeilen.)

HERRMANN.

So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all' eure Ruhe wiedergeben.

AMALIA kommt zurück und blickt ihn verwundernd an.

Wie, Freund? — Wer im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

HERRMANN.

Das kann von meinen Lippen ein einziges Wort — Höret mich an!

AMALIA *mit Mitleiden seine Hand ergreifend.*

Guter Mensch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreissen?

HERRMANN *steht auf.*

Karl lebt noch!

AMALIA *schreiend.*

Unglücklicher!

HERRMANN.

Nicht anders — Nun noch ein Wort — Euer Oheim —

AMALIA *gegen ihn herstürzend.*

Du lügst —

HERRMANN.

Euer Oheim —

AMALIA.

Karl lebt noch!

HERRMANN.

Und euer Oheim —

AMALIA.

Karl lebt noch?

HERRMANN.

Auch euer Oheim — Verrathet mich nicht.

(*Eilt hinaus.*)

AMALIA *steht lange wie versteinert. Dann fährt sie wild auf, und eilt ihm nach.*

Karl lebt noch!

ZWEITE SCENE.

Gegend an der Donau.

DIE RÄUBER *gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter.*

MOOR.

Hier muss ich liegen bleiben (*wirft sich auf die Erde*). Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (*Schweizer verliert sich unbemerkt.*) Ich wollt' euch bitten, mir eine Handvoll Wassers aus diesem Strome zu holen, aber ihr seyd alle matt bis in den Tod.

SCHWARZ.

Auch ist der Wein all' in unsern Schläuchen.

MOOR.

Seht doch, wie schön das Getreide steht! — Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung.

GRIMM.

Es gibt ein fruchtbares Jahr.

MOOR.

Meinst du? Und so würde doch *Ein* Schweiss in der Welt bezahlt. *Einer?* — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

SCHWARZ.

Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vor'm Schneiden.

MOOR.

Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Menschen das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehlschlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

SCHWARZ.

Ich kenne sie nicht.

MOOR.

Du hast gut gesagt, und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen, und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäfte, das wunderseltsame Wettrennen nach Glückseligkeit — Dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein Anderer der Nase seines Esels — ein Dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld, und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

SCHWARZ.

Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

MOOR *in den Anblick versenkt.*

So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

GRIMM.

Du scheinst tief gerührt.

MOOR.

Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblings-Gedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (*Mit verbissnem Schmerz.*) Es war ein Bubengedanke!

GRIMM.

Dass will ich hoffen.

MOOR *drückt den Hut über's Gesicht.*

Es war eine Zeit — Lasst mich allein, Kameraden!

SCHWARZ.

Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert!

GRIMM.

Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

MOOR.

Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

GRIMM.

Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen?

MOOR *legt sein Haupt auf Grimms Brust.*

Bruder! Bruder!

GRIMM.

Wie? sey doch kein Kind — ich bitte dich —

MOOR.

Wär' ich's — wär' ich's wieder!

GRIMM.

Pfui! Pfui!

SCHWARZ.

Heitre dich auf. Siehe diese mahlerische Landschaft — den lieblichen Abend.

MOOR.

Ja, Freunde, diese Welt ist so schön.

SCHWARZ.

Nun, das war wohl gesprochen.

MOOR.

Diese Erde so herrlich.

GRIMM.

Recht — Recht — so hör' ich's gern.

MOOR *zurückgesunken.*

Und ich so hässlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

GRIMM.

O weh! o weh!

MOOR.

Meine Unschuld! Meine Unschuld! — Seht! es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Dass alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens alles so verschwistert! — Die ganze Welt *Eine* Familie und ein Vater dort oben — *Mein* Vater nicht — Ich allein der Verstossene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der süsse Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung (*wild zurückfahrend*). Umlagert von Mördern — von Nat-

tern umzischt—angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden— hinausschwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona!

SCHWARZ zu den Uebrigen.

Unbegreiflich! Ich hab' ihn nie so gesehen.

MOOR mit Wehmuth.

Dass ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Dass ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — dass ich werden dürfte wie dieser Tagelöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, dass mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

GRIMM zu den Andern.

Nur Geduld, der Paroxismus ist schon im Fallen.

MOOR.

Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloss meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all' ihr Elysiums-Scenen meiner Kindheit! Werdet ihr nimmer zurückkehren—nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer mit Wasser im Hut.

SCHWEIZER.

Sauf zu, Hauptmann — hier ist Wasser genug, und frisch wie Eis.

SCHWARZ.

Du blutest ja — was hast du gemacht?

SCHWEIZER.

Narr, einen Spass, der mir bald zwei Bein und einen Hals gekostet hätte. Wie ich so auf dem Sandhügel am Fluss hintrolle, glitsch, so rutscht der Plunder unter mir ab, und ich zehn rheinländische Schuh lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht setze, treff' ich dir das klarste Wasser im Kies. Genug diesmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wird's wohl schmecken.

MOOR gibt ihm den Hut zurück, und wischt ihm sein Gesicht ab.

Sonst sieht man ja die Narben nicht, die die böhmischen Reiter in deine Stirn gezeichnet haben — dein Wasser war gut, Schweizer — diese Narben stehen dir schön.

SCHWEIZER.

Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreissig.

MOOR.

Ja, Kinder — es war ein heisser Nachmittag — und nur *Einen* Mann verloren — mein Roller starb einen schönen Tod. Man würde einen Marmor auf seine Gebeine setzen, wenn er nicht mir gestorben wäre. Nehmt vorlieb mit diesem (*er wischt sich die Augen*). Wie viel waren's doch von den Feinden, die auf dem Platze blieben?

SCHWEIZER.

Hunderd und sechszig Husaren — drei und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreihundert in Allem.

MOOR.

Dreihundert für Einen! — Jeder von Euch hat Anspruch an diesen Scheitel! (*Er entblösst sich das Haupt*). Hier heb' ich meinen Dolch auf! So wahr meine Seele lebt! *Ich will euch niemals verlassen.*

SCHWEIZER.

Schwöre nicht! Du weisst nicht, ob du nicht noch glücklich werden, und bereuen wirst.

MOOR.

Bei den Gebeinen meines Rollers! Ich will euch niemals verlassen.

(Kosinsky kommt.)

KOSINSKY vor sich.

In diesem Revier herum, sagen sie, werd' ich ihn antreffen — he holla! was sind das für Gesichter? — Sollten's —wie wenn's diese — sie sind's, sind's! — ich will sie anreden.

SCHWARZ.

Gebt Acht! wer kommt da?

KOSINSKY.

Meine Herren! verzeihen Sie! Ich weiss nicht, geh' ich recht, oder unrecht?

MOOR.

Und wer müssen wir seyn, wenn Sie recht gehn?

KOSINSKY.

Männer!

SCHWEIZER.

Ob wir das auch gezeigt haben, Hauptmann?

KOSINSKY.

Männer such' ich, die dem Tode in's Gesicht sehen, und die Gefahr wie eine zahme Schlange um sich spielen lassen, die Freiheit höher schätzen, als Ehre und Leben, deren blosser Name, wilkommen dem Armen und Unterdrückten, die Beherztesten feig und Tyrannen bleich macht.

SCHWEIZER zum Hauptmann.

Der Bursche gefällt mir. — Höre, guter Freund! Du hast deine Leute gefunden.

KOSINSKY.

Das denk' ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — So könnt ihr mich denn zu meinem rechten Manne weisen, denn ich suche euern Hauptmann, den grossen Grafen von Moor.

SCHWEIZER gibt ihm die Hand mit Wärme.

Lieber Junge! wir dutzen einander.

MOOR näher kommend.

Kennen Sie auch den Hauptmann?

KOSINSKY.

Du bist's — in dieser Miene — wer sollte dich anseh'n, und einen Andern suchen? (*starrt ihn lange an*). Ich habe mir immer gewünscht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu sehen, wie er sass auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünsch' ich es nicht mehr.

SCHWEIZER.

Blitzbub'!

MOOR.

Und was führt Sie zu mir?

KOSINSKY.

O Hauptmann! mein mehr als grausames Schicksal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungestümen See dieser Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab' ich müssen sehen in den Grund sinken, und blieb mir nichts übrig, als die marternde Erinnerung ihres Verlustes, die mich wahnsinnig machen würde, wenn ich sie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu ersticken suchte.

MOOR.

Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit! — Nur weiter.

KOSINSKY.

Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Fahrt nach Ostindien mit, mein Schiff scheiterte an Klippen — nichts als fehlgeschla-

gene Plane! Ich höre endlich weit und breit erzählen von deinen Thaten, *Mordbrennereien,* wie sie sie nannten, und bin hieher gereis't dreissig Meilen weit, mit dem festen Entschluss, unter dir zu dienen, wenn du meine Dienste annehmen willst — Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, schlage mir's nicht ab!

SCHWEIZER mit einem Sprung.

Heysa! Heysa! So ist ja unser Roller zehnhundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für uns're Bande!

MOOR.

Wie ist dein Name?

KOSINSKY.

Kosinsky.

MOOR.

Wie? Kosinsky! weisst du auch, dass du ein leichtsinniger Knabe bist, und über den grossen Schritt deines Lebens weggaukelst, wie ein unbesonnenes Mädchen — Hier wirst du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln schieben, wie du dir einbildest.

KOSINSKY.

Ich weiss, was du sagen willst — ich bin vier und zwanzig Jahre alt, aber ich habe Degen blinken gesehen, und Kugeln um mich surren gehört.

MOOR.

So, junger Herr? — Und hast du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reisende um einen Reichsthaler niederzustossen, oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu stechen? Geh, geh! du bist deiner Amme entlaufen, weil sie dir mit der Ruthe gedroht hat.

SCHWEIZER.

Was zum Henker, Hauptmann! was denkst du? willst du diesen Herkules fortschicken? Sieht er nicht gerade so drein, als wollt' er den Marschall von Sachsen mit einem Rührlöffel über den Ganges jagen?

MOOR.

Weil dir deine Lappereien missglücken, kommst du, und willst ein Schelm, ein Meuchelmörder werden? — Mord, Knabe, verstehst du das Wort auch? du magst ruhig schlafen gegangen seyn, wenn du Mohnköpfe abgeschlagen hast, aber einen Mord auf der Seele zu tragen. —

KOSINSKY.

Jeden Mord, den du mich begehen heisst, will ich verantworten.

MOOR.

Was? bist du so klug? Willst du dich anmassen, einen Mann mit Schmeicheleien zu fangen? Woher weisst du, dass ich nicht böse Traüme habe, oder auf dem Todbette nicht werde blass werden? wie viel hast du schon gethan, wobei du an Verantwortung gedacht hast?

KOSINSKY.

Wahrlich! noch sehr wenig, aber doch diese Reise zu dir, edler Graf!

MOOR.

Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt? — Man sollte dergleichen unvorsichtige Kanaillen auf die Galeere schmieden, — die deine kindische Phantasie erhitzte, und dich mit der tollen Sucht zum grossen Manne ansteckte. Kitzelt dich nach Namen und Ehre? willst du Unsterblichkeit mit Mordbrennereien erkaufen? Merk' dir's, ehrgeiziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Lorber! Auf Banditen-Siege ist kein Triumph gesetzt — aber Fluch, Gefahr, Tod und Schande — Siehst du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

SPIEGELBERG unwillig auf- und abgehend.

Ey wie dumm! wie abscheulich, wie unverzeihlich dumm! Das ist die Manier nicht! ich hab's anders gemacht.

KOSINSKY.

Wass soll der fürchten, der den Tod nicht füchtet?

MOOR.

Brav! Unvergleichlich! Du hast dich wacker in den Schulen gehalten, du hast deinen Seneka meisterlich auswendig gelernt — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirst du die leidende Natur nicht beschwatzen, damit wirst du die Pfeile des Schmerzens nimmermehr stumpf machen — Besinne dich recht, mein Sohn! (*Er nimmt seine Hand.*) Denk', ich rathe dir als ein Vater — lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinspringst! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaschen weisst — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachst — und dann — möchte es zu spät seyn. Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit — entweder musst du ein höherer Mensch seyn, oder du bist ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hoffnung irgend anderswo glimmt, so verlass diesen schrecklichen Bund, den nur Verzweiflung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit gestiftet hat — Man kann sich täuschen — glaube mir, man kann das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist — Glaube *mir, mir!* und mache dich eilig hinweg.

KOSINSKY.

Nein! ich fliehe jetzt nicht mehr. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, so höre die Geschichte meines Unglücks. — Du wirst mir dann selbst den Dolch in die Hände zwingen, du wirst — Lagert euch hier auf dem Boden, und hört mir aufmerksam zu!

MOOR.

Ich will sie hören.

KOSINSKY.

Wisset also, ich bin ein böhmischer Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines ansehnlichen Ritterguts. Die Gegend war paradiesisch — denn sie enthielt einen Engel — ein Mädchen, geschmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend, und keusch wie das Licht des Himmels. Doch, wem sag' ich das? Es schallt an euren Ohren vorüber — ihr habt niemals geliebt, seyd niemals geliebt worden —

SCHWEIZER.

Sachte, sachte! unser Hauptmann wird feuerroth.

MOOR.

Hör' auf! ich will's ein andermal hören — morgen, nächstens, oder — wenn ich Blut gesehen habe.

KOSINSKY.

Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, sag' ich dir, wird deine ganze Seele füllen. — Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutsche — aber ihr Anblick schmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der schüchternsten Bescheidenheit nahm sie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen sollte ich meine *Amalia* vor den Altar führen.

MOOR steht schnell auf.

KOSINSKY.

Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüstungen zur Vermählung — werd' ich durch einen Expressen nach Hofe citirt. Ich stellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geschrieben haben sollte, voll verrätherischen Inhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich in's Gefängniss, alle meine Sinnen waren hinweg.

SCHWEIZER.

Und unterdessen — nur weiter! ich rieche den Braten schon.

KOSINSKY.

Hier lag ich einen Monat lang, und wusste nicht, wie mir geschah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schicksals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erscheint der erste Minister des Hofes, wünscht mir zur Entdeckung meiner Unschuld Glück mit zuckersüssen Worten, lies't mir den Brief der Freiheit vor, und gibt mir meinen Degen wieder. Jetzt im Triumphe nach meinem Schloss, in die Arme meiner Amalia zu fliegen, — sie war verschwunden. In der Mitternacht sey sie weggebracht worden, wüsste Niemand, wohin? und seitdem mit keinem Auge mehr gesehen. Hui! schoss mir's auf, wie der Blitz, ich fliege nach der Stadt, sondire am Hof — alle Augen wurzelten auf mir, Niemand wollte Bescheid geben — endlich entdecke ich sie durch ein verborgenes Gitter im Pallast — sie warf mir ein Billetchen zu.

SCHWEIZER.

Hab' ich's nicht gesagt?

KOSINSKY.

Hölle, Tod und Teufel! da stand's! man hatte ihr die Wahl gelassen, ob sie mich lieber sterben sehen, oder die Maitresse des Fürsten werden wollte. Im Kampf zwischen Ehre und Liebe entschied sie für das Zweite, und (*lachend*) ich war gerettet.

SCHWEIZER.

Was thatst du da?

KOSINSKY.

Da stand ich, wie von tausend Donnern getroffen! — Blut! war mein erster Gedanke, Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, renn' ich nach Hause, wähle mir einen dreispitzigen Degen, und damit in aller Hast in des Ministers Haus, denn nur er — er nur war der höllische Kuppler gewesen. Man muss mich von der Gasse bemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer verschlossen. Ich suche, ich frage: Er sey zum Fürsten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geradenwegs dahin, man wollte nichts von ihm wissen. Ich gehe zurück, sprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da sprangen fünf bis sechs Bediente aus dem Hinterhalte, und entwanden mir den Degen.

SCHWEIZER stampft auf den Boden.

Und er kriegte nichts, und du zogst leer ab?

KOSINSKY.

Ich ward ergriffen, angeklagt, peinlich prozessirt, infam — merkt's euch! — aus *besonderer* Gnade infam aus den Grenzen gejagt, meine Güter fielen als Präsent dem Minister zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tigers, verseufzt und vestrauert ihr Leben, während dass meine Rache fasten, und sich unter das Joch des Despotismus krümmen muss.

SCHWEIZER aufstehend und seinen Degen wetzend.

Das ist Wasser auf unsere Mühle, Hauptmann! Da gibt's was anzuzünden!

MOOR der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, springt rasch auf, zu den Räubern.

Ich muss sie sehen — Auf! rafft zusammen — du bleibst, Kosinsky — packt eilig zusammen!

DIE RÄUBER.

Wohin? was?

MOOR.

Wohin? wer fragt wohin? (*heftig zu Schweizern*) Verräther, du willst mich zurückhalten? Aber bei der Hoffnung des Himmels! —

SCHWEIZER.

Verräther ich? — Geh' in die Hölle, ich folge dir!

MOOR fällt ihm um den Hals.

Bruderherz! du folgst mir — Sie weint, sie weint, sie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! alle! nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort seyn.

(Sie gehen ab.)

VIERTER AKT.

ERSTE SCENE.

Ländliche Gegend um das Moorische Schloss.

RÄUBER MOOR. KOSINSKY, *in der Ferne.*

MOOR.

Geh voran, und melde mich. Du weisst doch noch Alles, was du sprechen musst?

KOSINSKY.

Ihr seyd der Graf von Brand, kommt aus Meklenburg, ich euer Reitknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle schon spielen, lebt wohl!

(Ab.)

MOOR.

Sey mir gegrüsst, Vaterlands-Erde! (*Er küsst die Erde.*) Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüsst! — wie so köstlich wehet die Luft von meinen Heimath-Gebirgen! wie strömt balsamische Wonne aus euch, dem armen Flüchtling entgegen! — Elysium! dichterische Welt! Halt ein, Moor! dein Fuss wandelt in einem heiligen Tempel. (*Er kommt näher*). Sieh da, auch die Schwalbennester im Schlosshof — auch das Gartenthürchen! — und diese Ecke am Zaun, wo du so oft den Fanger belauschtest und necktest — und dort unten das Wiesenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier in's Treffen bei Arbela führtest, und neben dran der grasige Hügel, von welchem du den persischen Satrapen niederwarfst — und deine siegende Fahne flatterte hoch! (*Er lächelt.*) Die goldnen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warst du so glücklich, warst so ganz, so wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier solltest du wandeln dereinst, ein grosser, stattlicher, gepriesener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum Zweitenmale leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böse Feind schmollte dazu! (*Er fährt auf.*) Warum bin ich hieher gekommen? dass mir's ginge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eisenring aus Träumen der Freiheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Licht vergessen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihm, wie ein Blitz in die Nacht, der sie finsterer zurücklässt. — Lebt wohl, ihr Vaterlandsthäler! einst saht ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt saht ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. (*Er dreht sich schnell nach dem äussersten Ende der Gegend, wo er plötzlich stille steht und nach dem Schloss mit Wehmuth herüberblickt.*) Sie nicht sehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer gewesen zwischen mir und Amalia — Nein! sehen muss ich sie — muss ich ihn — es soll mich zermalmen! (*Er kehrt um.*) Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, schwarzes, rauchendes Blut! weg, hohler, grasser, zuckender Todesblick! Nur diese

Stunde lass mir frei — Amalia! Vater! dein Karl naht! (*Er geht schnell auf das Schloss zu.*) — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, lass nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in schrecklichen Träumen! nur vergifte mir diese einzige Wollust nicht! (*Er steht an der Pforte.*) Wie wird mir? was ist das, Moor? Sey ein Man! — — Todesschauer — — Schrecken-Ahnung — —

(Er geht hinein.)

ZWEITE SCENE.

Gallerie im Schloss.

RÄUBER MOOR. AMALIA *treten auf.*

AMALIA.

Und getrauten Sie sich wohl, sein Bildniss unter diesen Gemälden zu erkennen?

MOOR.

O ganz gewiss. Sein Bild war immer lebendig in mir. (*An den Gemählden herumgehend.*) *Dieser* ist's nicht.

AMALIA.

Errathen! — Er war der Stammvater des gräflichen Hauses, und erhielt den Adel vom Barbarossa, dem er wider die Seeräuber diente.

MOOR immer an den Gemählden.

Dieser ist's auch nicht — auch *der* nicht — auch nicht *jener* dort — er ist nicht unter ihnen.

AMALIA.

Wie, sehen Sie doch besser! ich dachte, Sie kennten ihn —

MOOR.

Ich kenne meinen Vater nicht besser! Ihm fehlt der sanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus Tausenden kenntlich machte — er ist's nicht.

AMALIA.

Ich erstaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geseh'n, und noch —

MOOR schnell mit einer fliegenden Röthe.

Dieser ist's!

(Er steht wie vom Blitz gerührt.)

AMALIA.

Ein vortrefflicher Mann!

MOOR in seinem Anblick versunken.

Vater, Vater! vergib mir! — Ja, ein vortrefflicher Mann! — (*Er wischt sich die Augen.*) Ein göttlicher Mann!

AMALIA.

Sie scheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

MOOR.

O ein vortrefflicher Mann — und er sollte dahin seyn?

AMALIA.

Dahin! wie unsere besten Freuden dahin geh'n — (*sanft seine Hand ergreifend*). Lieber Herr Graf, es reift keine Seligkeit unter dem Monde.

MOOR.

Sehr wahr, sehr wahr — und sollten *Sie* schon diese traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drei und zwanzig Jahre alt seyn.

AMALIA.

Und habe sie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu sterben. Wir interessiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, dass wir wieder mit Schmerzen verlieren.

MOOR.

Sie verloren schon etwas?

AMALIA.

Nichts. Alles. Nichts. — Wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

MOOR.

So eilig? wess ist dies Bild rechter Hand dort? mich dünkt, es ist eine unglückliche Physiognomie.

AMALIA.

Dies Bild linker Hand ist der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — Kommen Sie, kommen Sie!

MOOR.

Aber dies Bild rechter Hand?

AMALIA.

Sie wollen nicht in den Garten geh'n?

MOOR.

Aber dies Bild rechter Hand? — Du weinst, Amalia? (*Amalia schnell ab*). Sie liebt mich, sie liebt mich! — Ihr ganzes Wesen fing an, sich zu empören, verrätherisch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdientest du um sie! Steh' ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödtlichen Block? Ist das der Sopha, wo ich an ihrem Halse in Wonne schwamm? Sind das die väterlichen Säle? (*Ergriffen vom Anblick seines Vaters.*) Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schrecknisse Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet!

(Er rennt davon.)

FRANZ VON MOOR in tiefen Gedanken.

Weg mit diesem Bild! weg, feige Memme! Was zagst du, und vor wem? Ist mir's nicht die wenigen Stunden, die der Graf in diesen Mauern wandelt, als schlich immer ein Spion der Hölle meinen Fersen nach — Ich sollt' ihn kennen! Es ist so was Grosses und Oftgesehenes in seinem wilden sonnverbrannten Gesicht, das mich beben macht — Auch Amalia ist nicht gleichgültig gegen ihn! Lässt sie nicht so gierig schmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen sie doch gegen alle Welt sonst so geizig thut? — Sah' ich's nicht, wie sie ein paar diebische Thränen in den Wein fallen liess, den er hinter meinem Rücken so hastig in sich schlürfte, als wenn er das Glas mit hineinziehen wollte. Ja, das sah' ich, durch den Spiegel sah' ich's mit diesen meinen Augen. Holla, Franz! sieh dich vor! dahinter steckt irgend ein verderbenschwangeres Ungeheuer! (*Er steht forschend dem Porträt Karls gegenüber.*) Sein langer Gänsehals — seine schwarzen feuerwerfenden Augen, hm! hm! — sein finsteres überhangendes buschiges Augenbraun. (*Plötzlich zusammenfahrend.*) — Schadenfrohe Hölle! jagst du mir diese Ahnung ein? Es ist *Karl!* ja, jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er ist's! trotz seiner Larve! — Er ist's — trotz seiner Larve! — Er ist's — Tod und Verdammniss! (*Auf und ab mit heftigen Schritten.*) Hab' ich darum meine Nächte verprasst, — darum Felsen hinweggeräumt, und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch worden, dass mir zuletzt dieser unstete Landstreicher durch meine künstlichsten Wirbel tölple — Sachte! Nur sachte! Es ist nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin schon bis an die Ohren in Todsünden gewatet, dass es Unsinn wäre, zurückzuschwimmen, wenn das Ufer schon so weit hinten liegt — An's Umkehren ist doch nicht mehr zu gedenken — die *Gnade* selbst würde an den Bettelstab gebracht, und die *unendliche Erbarmung* bankerott werden, wenn sie für meine Schulden all' gut sagen wollte — Also vorwärts wie ein Mann — (*Er schellt.*) — Er versammle sich zu dem Geiste seines Vaters und komme! der Todten spott' ich. — Daniel! he, Daniel! — Was gilt's, den haben sie auch schon gegen mich aufgewiegelt! Er sieht so geheimnissvoll.

(Daniel kommt.)

DANIEL.

Was steht zu Befehl, mein Gebieter?

FRANZ.

Nichts. Fort, fülle diesen Becher Wein, aber hurtig! (*Daniel ab.*) Wart, Alter! dich will ich fangen, in's Auge will ich dich fassen, so starr, dass dein getroffenes Gewissen durch die Larve erblassen soll! Er soll sterben! — Der ist ein Stümper, der sein Werk nur auf die Hälfte bringt, und dann weg geht, und müssig zugafft, wie es weiter damit werden wird. (*Daniel mit Wein.*) Stell' ihn hieher! Sieh' mir fest in's Auge! Wie deine Knie schlottern! Wie du zitterst! Gesteh', Alter! Was hast du gethan?

DANIEL.

Nichts, gnädiger Herr, so wahr Gott lebt, und meine arme Seele!

FRANZ.

Trink' diesen Wein aus! — Was? Du zauderst? — Heraus, schnell! Was hast du in den Wein geworfen?

DANIEL.

Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

FRANZ.

Gift hast du in den Wein geworfen! Bist du nicht bleich wie Schnee? Gesteh, gesteh! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr! der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

DANIEL.

Der Graf? Jesus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben.

FRANZ greift ihn hart an.

Ich will dich würgen, dass du blau wirst, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was stecktet ihr denn so beisammen? Er und du und Amalia? Und was flüstertet ihr immer zusammen? Heraus damit! Was für Geheimnisse, was für Geheimnisse hat er dir anvertraut?

DANIEL.

Das weiss der allwissende Gott: er hat mir keine Geheimnisse anvertraut.

FRANZ.

Willst du es läugnen? Was für Kabalen habt ihr angezettelt, mich aus dem Wege zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdrosseln? Mir beim Bartscheren die Gurgel abzuschneiden? Mich im Wein oder in Chocolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! ich weiss Alles.

DANIEL.

So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich euch jetzt nichts anders sage, als die reine lautere Wahrheit!

FRANZ.

Diesmal will ich dir verzeihen. Aber gelt, er steckte dir gewiss Geld in deinen Beutel? Er drückte dir die Hand stärker, als der Brauch ist? so ohngefähr, wie man sie seinen alten Bekannten zu drücken pflegt?

DANIEL.

Niemals, mein Gebieter.

FRANZ.

Er sagte dir, zum Exempel, dass er dich etwa schon kenne? — dass du ihn fast kennen solltest? dass dir einmal die Decke von den Augen fallen würde — dass — was? Davon sollt' er dir niemals gesagt haben?

DANIEL.

Nicht das Mindeste.

FRANZ.

Dass gewisse Umstände ihn abhielten — dass man oft Masken nehmen müsse, um seinen Feinden zuzukönnen — dass er sich rächen wolle, auf's Grimmigste rächen wolle?

DANIEL.

Nicht einen Laut von diesem Allen.

FRANZ.

Was? gar nichts? Besinne dich recht. — Dass er den alten Herrn sehr genau — besonders genau gekannt — dass er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

DANIEL.

Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

FRANZ blass.

Hat er, hat er wirklich? Wie, so lass mich doch hören! Er sagte, er sey mein Bruder?

DANIEL betroffen.

Was, mein Gebieter? — Nein, das sagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich putzte eben den Staub von den Rahmen der Gemählde ab, stand er bei dem Porträt des seligen Herrn plötzlich stille, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin, und sagte: ein vortrefflicher Mann! Ja, ein vortrefflicher Mann, gab er zur Antwort, indem er sich die Augen wischte.

FRANZ.

Höre, Daniel! Du weisst, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich gewesen, ich habe dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein schwaches Alter in allen Geschäften geschont —

DANIEL.

Dafür lohn' euch der liebe Herr Gott! und ich hab' euch immer redlich gedient.

FRANZ.

Das wollt' ich eben sagen. Du hast mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weisst gar zu wohl, dass du mir Gehorsam schuldig bist in Allem, was ich dich heisse.

DANIEL.

In Allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewissen geht.

FRANZ.

Possen, Possen! Schämst du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weihnacht-Mährchen zu glauben! Geh, Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewissen strafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewissen gibt.

DANIEL schlägt die Hände zusammen.

Barmherziger Himmel!

FRANZ.

Bei deinem Gehorsam! Verstehst du das Wort auch? Bei deinem Gehorsam befehl' ich dir, morgen darf der Graf nicht mehr unter den Lebendigen wandeln.

DANIEL.

Hilf, heiliger Gott! Wesswegen?

FRANZ.

Bei deinem *blinden* Gehorsam! — und an dich werd' ich mich halten.

DANIEL.

An mich! Hilf, selige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann denn Böses gethan?

FRANZ.

Hier ist nicht lange Besinnzeit, dein Schicksal steht in meiner Hand. Willst du dein Leben im tiefsten meiner Thürme vollends ausschmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durst, dein eigenes Wasser wieder zu saufen? — Oder willst du lieber dein

Brot essen im Frieden, und Ruhe haben in deinem Alter?

DANIEL.

Was Herr? Fried' und Ruhe im Alter? und ein Todtschläger?

FRANZ.

Antwort auf meine Frage!

DANIEL.

Meine grauen Haare! meine grauen Haare!

FRANZ.

Ja oder Nein!

DANIEL.

Nein! — Gott erbarme sich meiner!

FRANZ *im Begriff zu gehen.*

Gut, du sollst's nöthig haben.

(*Daniel hält ihn auf und fällt vor ihm nieder.*)

DANIEL.

Erbarmen, Herr! Erbarmen!

FRANZ.

Ja oder Nein?

DANIEL.

Gnädiger Herr! ich bin heute ein und siebenzig Jahre alt! und hab' Vater und Mutter geehrt, und Niemand meines Wissens um des Hellers Werth im Leben vervortheilt, und hab' an meinem Glauben gehalten, treu und redlich, und hab' in eurem Hause gedient vier und vierzig Jahre, und erwarte jetzt ein ruhig seliges Ende, ach Herr, Herr! (*umfasst seine Knie heftig*) und ihr wollt mir den letzten Trost rauben im Sterben, dass der Wurm des Gewissens mich um mein letztes Gebet bringe, dass ich ein Greuel vor Gott und Menschen schlafen gehen soll. Nein, nein, mein liebster, bester, liebster gnädiger Herr! das woll't ihr nicht, das könn't ihr nicht wollen von einem ein und siebenzigjährigen Manne.

FRANZ.

Ja oder Nein! was soll das Geplapper?

DANIEL.

Ich will euch von nun an noch eifriger dienen, will meine dürren Sehnen in eurem Dienst wie ein Taglöhner abarbeiten, will früher aufstehen, will später mich niederlegen — ach, und will euch einschliessen in mein Abend- und Morgen-Gebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

FRANZ.

Gehorsam ist besser, denn Opfer. Hast du je gehört, dass sich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollstrecken sollte?

DANIEL.

Ach ja wohl! aber eine Unschuld erwürgen — einen —

FRANZ.

Bin ich dir etwa Rechenschaft schuldig? darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht dorthin? — Aber sieh, wie langmüthig ich bin — — ich biete dir eine Belohnung für das, was du mir huldigtest.

DANIEL.

Aber ich hoffte, ein Christ bleiben zu dürfen, da ich euch huldigte.

FRANZ.

Keine Widerrede! Sieh, ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — hörst du, verstehst du? das höchste Glück, und das äusserste Unglück! Ich will Wunder thun im Peinigen.

DANIEL *nach einigem Nachdenken.*

Ich will's thun, morgen will ich's thun. (*Ab.*)

FRANZ.

Die Versuchung ist stark, und der war wohl nicht zum Märtyrer seines Glaubens geboren — Wohl bekomm's denn, Herr Graf! Allem Ansehen nach werden Sie morgen Abend ihr Henker-Mahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der ist ein Narr, der wider seine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille Wein weiter getrunken hat, kommt der Kitzel an — und daraus wird ein Mensch, und der Mensch war gewiss das Letzte, woran bei der ganzen Herkules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kitzel an — und daran krepirt ein Mensch, und gewiss ist hier mehr Verstand und Absicht, als dort bei seinem Entstehen war. — Ist die Geburt des Menschen das Werk einer viehischen Anwandlung, eines Ohngefährs, wer sollte wegen der *Verneinung seiner Geburt* sich einkommen lassen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verflucht sey die Thorheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Mährchen verderben, und grässliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, dass unwillkührliche Schauder die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren, unsere erwachende Vernunft an Ketten abergläubischer Finsterniss legen — *Mord!* wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergass, einen Mann mehr zu machen — die Nabelschnur ist nicht unterbunden worden — und die ganze Schattenspielerei ist verschwunden. Es war etwas und wird nichts — Heisst es nicht eben so viel, als: es war nichts und wird nichts, und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt — der Mensch entsteht aus Morast, und watet eine Weile im Morast, und macht Morast, und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unflätig anklebt. Das ist das Ende vom Lied — der morastige Zirkel der menschlichen Bestimmung, und somit — glückliche Reise, Herr Bruder! Der milzsüchtige podagrische Moralist von einem Gewissen mag runzliche Weiber aus Bordellen jagen, und alte Wucherer auf dem Todesbette foltern — bei mir wird er nimmermehr Audienz bekommen. (*Er geht ab*).

DRITTE SCENE.

Anderes Zimmer im Schloss.

RÄUBER MOOR *von der einen Seite.* DANIEL *von der andern Seite.*

MOOR *hastig.*

Wo ist das Fräulein?

DANIEL.

Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Manne, euch um etwas zu bitten.

MOOR.

Es ist dir gewährt, wass willst du?

DANIEL.

Nicht viel, und Alles, so wenig und doch so viel — lasst mich eure Hand küssen!

MOOR.

Das sollst du nicht, guter Alter! (*umarmt ihn*) den ich Vater nennen möchte.

DANIEL.

Eure Hand, eure Hand! ich bitte euch.

MOOR.

Du sollst nicht.

DANIEL.

Ich muss! (*Er greift sie, betrachtet sie schnell und fällt vor ihm nieder.*) Lieber, bester Karl!

MOOR erschrickt, fasst sich, fremd.

Freund, was sagst du? Ich versteh' dich nicht.

DANIEL.

Ja, läugnet es nur, verstellt euch! Schön, schön! Ihr seyd immer mein bester köstlicher Junker — Lieber Gott! dass ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, dass ich euch nicht gleich — ey du himmlischer Vater! So seyd ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr ist unterm Boden, und da seyd ihr ja wieder — was für ein blinder Esel ich doch war (*sich vor den Kopf schlagend*), dass ich euch nicht im ersten Hui — Ey du mein! Wer hätte sich das träumen lassen! — Um was ich mit Thränen betete, — Jesus Christus! Da steht er ja leibhaftig wieder in der alten Stube!

MOOR.

Was ist das für eine Sprache? Seyd ihr vom hitzigen Fieber aufgesprungen, oder wollt ihr eine Komödienrolle an mir probiren?

DANIEL.

Ey pfui doch, pfui doch! Das ist nicht fein, einen alten Knecht so zum Besten haben — Diese Narbe! He, wisst ihr noch? — Grosser Gott! Was ihr mir da für eine Angst einjagtet — ich hab' euch immer so lieb gehabt, und was ihr mir da für Herzeleid hättet anrichten können — ihr sasset mir im Schoos, — wisst ihr noch? — Dort in der runden Stube — gelt, Vogel? Das habt ihr freilich vergessen — auch den Kukuk, den ihr so gern hörtet? — denkt doch! der Kukuk ist zerschlagen, in Grundsboden geschlagen — die alte Susel hat ihn verwettert, wie sie die Stube fegte — ja freilich, und da sasset ihr mir im Schoos, und rieft hotto! und ich lief fort, euch den Hotto-Gaul zu holen — Jesus Gott! warum musst' ich alter Esel auch fortlaufen? — und wie mir's siedigheiss über den Buckel lief — wie ich das Zettergeschrei höre draussen im Oehrn, spring' herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden, und hattet — heilige Mutter Gottes! War mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Wasser übern Nacken spritzte — aber so geht's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Grosser Gott, wenn's in's Auge gegangen wäre — War's dazu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, sagt' ich, soll mir kein Kind mehr ein Messer oder eine Schere oder so was Spitziges, sagt' ich, in die Hände kriegen, sagt' ich, — war zum Glück noch Herr und Frau verreis't — ja, ja, das soll mir mein Tag des Lebens eine Warnung seyn, sagt' ich — Jemini, jemini! ich hätte vom Dienst kommen können, ich hätte, Gott der Herr verzeih's euch, gottloses Kind — aber gottlob! es heilte glücklich, bis auf die wüste Narbe.

MOOR.

Ich begreife kein Wort von Allem, was du sagst.

DANIEL.

Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrot, oder Biskuit, oder Makrone ich euch hab' zugeschoben, hab' euch immer am gernsten gehabt, und wisst ihr noch, was ihr mir drunten sagtet im Stall, wie ich euch auf des alten Herrn seinen Schweissfuchs setzte, und euch auf der grossen Wiese liess herumjagen? Daniel! sagtet ihr, lass mich nur einen grossen Mann werden, Daniel, so sollst du mein Verwalter seyn, und mit mir in der Kutsche fahren. —Ja sagt' ich, und lachte, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, und ihr euch eines alten Mannes nicht schämen werdet, sagt' ich, so will ich euch bitten, mir das Häuschen drunten im Dorfe zu räumen, das schon eine gute Weil' leer steht, und da wollt' ich mir ein zwanzig Eimer Wein einlegen, und wirthschaften in meinen alten Tagen. — Ja, lacht nur, lacht nur! Gelt, junger Herr, das habt ihr rein ausgeschwitzt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man so fremd, so vornehm — o ihr seyd doch mein goldiger Junker — freilich halt ein Bischen locker gewesen — nehmt mir's nicht übel! — Wie's eben das junge Fleisch meistens ist — am Ende kann noch Alles gut werden.

MOOR fällt ihm um den Hals.

Ja! Daniel, ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein Karl, dein verlorner Karl! Was macht meine Amalia?

DANIEL fängt an zu weinen.

Dass ich alter Sünder noch die Freude haben soll, — und der Herr selig weinte umsonst! — Ab, ab, weisser Schedel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meister lebt, ihn haben meine Augen gesehen!

MOOR.

Und will halten, was er versprochen hat, — nimm das, ehrlicher Graukopf, für den Schweissfuchs im Stalle, (*dringt ihm einen schweren Beutel auf*) nicht vergessen hab' ich den alten Mann.

DANIEL.

Wie, was treibt ihr? Zuviel! Ihr habt euch vergriffen.

MOOR.

Nicht vergriffen, Daniel! (*Daniel will niederfallen.*) Steh auf, sage mir, was macht meine Amalia?

DANIEL.

Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ey Herr Jerem! — Eure Amalia, oh die wird's nicht überleben, die wird sterben vor Freude!

MOOR heftig.

Sie vergass mich nicht?

DANIEL.

Vergessen? Wie schwatzt ihr wieder? Euch vergessen? — da hättet ihr sollen dabei seyn, hättet's sollen mit ansehen, wie sie sich geberdete, als die Zeitung kam, ihr wär't gestorben, die der gnädige Herr ausstreuen liess —

MOOR.

Was sagst du? mein Bruder —

DANIEL.

Ja, euer Bruder, der gnädige Herr, euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu ist — und wie sauber sie ihn abkappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott schickt, seinen Antrag machte, und sie zur gnädigen Frau machen wollte. O ich muss hin, muss hin, ihr sagen, ihr die Botschaft bringen.

(Will fort.)

MOOR.

Halt, halt! sie darf's nicht wissen, darf's Niemand wissen, auch mein Bruder nicht —

DANIEL.

Euer Bruder? Nein, beileibe nicht, er darf's nicht wissen! Er gar nicht! — Wenn er nicht schon mehr weiss, als er wissen darf — Oh, ich sage euch, es gibt garstige Menschen, garstige Brüder, garstige Herren — aber ich möchte um alles Gold meines Herrn willen kein garstiger Knecht seyn — der gnädige Herr hielt euch todt.

MOOR.

Hum! Was brummst du da?

DANIEL leiser.

Und wenn man freilich so ungebeten aufersteht — euer Bruder war des Herrn selig einziger Erbe —

MOOR.

Alter! — Was murmelst du da zwischen den Zähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimniss auf

deiner Zunge schwebte, das nicht heraus wollte, und doch heraus sollte? Rede deutlicher!

DANIEL.

Aber ich will lieber meine alten Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durst mein eigenes Wasser saufen, als Wohlleben die Fülle verdienen mit einem Todschag.

(Schnell ab.)

MOOR auffahrend aus schrecklicher Pause.

Betrogen, betrogen! da fährt es über meine Seele wie der Blitz! — *Spitzbübische Künste!* Himmel und Hölle! Nicht du, Vater! *Spitzbübische Künste! Mörder, Räuber* durch spitzbübische Künste! Angeschwärzt von ihm! verfälscht, unterdrückt meine Briefe — voll Liebe sein Herz — oh ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe sein Vater-Herz — oh Schelmerei, Schelmerei! Es hätte mir einen Fussfall gekostet, es hätte mir eine Thräne gekostet — oh ich blöder, blöder, blöder Thor! — (*Wider die Wand rennend.*) Ich hätte glücklich seyn können — oh Büberei, Büberei! das Glück meines Lebens bübisch, bübisch hinwegbetrogen. (*Er läuft wüthend auf und nieder.*) Mörder, Räuber durch spitzbübische Künste! — Er grollte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Fluch in seinem Herzen — Oh Bösewicht! unbegreiflicher, schleichender, abscheulicher Bösewicht!

(Kosinsky kommt.)

KOSINSKY.

Nun, Hauptmann, wo steckst du? Was ist's? Du willst noch länger hier bleiben, merk' ich?

MOOR.

Auf! Sattle die Pferde! Wir müssen vor Sonnen-Untergang noch über den Grenzen seyn!

KOSINSKY.

Du spassest.

MOOR befehlend.

Hurtig, hurtig! Zaudre nicht lange, lass alles da! und dass kein Auge dich gewahr wird.

(Kosinsky ab.)

MOOR.

Ich fliehe aus diesen Mauern. Der geringste Verzug könnte mich wüthend machen, und er ist meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! Du hast mich zum Elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Ernte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart soll dir den Genuss nicht länger vergällen — aber gewiss, es war nicht brüderlich gehandelt. Finsterniss verlösche sie auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf!

KOSINSKY kommt.

Die Pferde steh'n gesattelt, ihr könnt aufsitzen, wann ihr wollt.

MOOR.

Presser, Presser! Warum so eilig? Soll ich sie nicht mehr sehn?

KOSINSKY.

Ich zäume gleich wieder ab, wenn ihr's haben wollt, ihr hiesst mich ja über Hals und Kopf eilen.

MOOR.

Noch einmal! ein Lebewohl noch! ich muss den Gifttrank dieser Seligkeit vollends ausschlürfen, und dann — halt Kosinsky! Zehn Minuten noch — hinten am Schlosshof, — und wir springen davon!

VIERTE SCENE.

Im Garten.

AMALIA.

Du weinst, Amalia? — und das sprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir war's, als ob die Natur sich verjüngte — die genossenen Lenze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall schlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag wonneberauscht an seinem Hals. — Ha, falsches, treuloses Herz! Wie du deinen Meineid beschönigen willst! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Frevel-Bild! — ich habe meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätherischen gottlosen Wünsche! im Herzen, wo Karl herrscht, darf kein Erdensohn nisten — Aber warum, meine Seele, so immer, so wider Willen nach diesem Fremdling? Hängt er sich nicht so hart an das Bild meines Einzigen? Ist er nicht der ewige Begleiter meines Einzigen? *Du weinst, Amalia?* — Ha, ich will ihn fliehen! — fliehen! — Nimmer sehen soll mein Auge diesen Fremdling!

(Räuber Moor öffnet die Gartenthür.)

AMALIA fährt zusammen.

Horch! horch! Rauschte die Thür nicht? (*Sie wird Karln gewahr und springt auf.*) Er? — wohin? — was? — da hat mich's angewurzelt, dass ich nicht fliehen kann — Verlass mich nicht, Gott im Himmel! — Nein, du sollst mir meinen Karl nicht entreissen! Meine Seele hat nicht Raum für zwei Gottheiten, und ich bin ein sterbliches Mädchen! (*Sie nimmt Karls Bild heraus.*) Du, mein Karl, sey mein Genius wider diesen Fremdling, den Liebestörer! dich, dich ansehen, unverwandt, — und weg alle gottlosen Blicke nach diesem.

(Sie sitzt stumm — das Auge starr auf das Bild geheftet.)

MOOR.

Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? und eine Thräne auf diesem Gemählde? — (*Amalia gibt ihm keine Antwort.*) — Und wer ist der Glückliche, um den sich das Auge eines Engels versilbert? darf auch ich diesen Verherrlichten —

(Er will das Gemählde betrachten.)

AMALIA.

Nein, ja, nein!

MOOR zurückfahrend.

Ha! — und verdient er diese Vergötterung? verdient er? —

AMALIA.

Wenn Sie ihn gekannt hätten!

MOOR.

Ich würde ihn beneidet haben.

AMALIA.

Angebetet, wollen Sie sagen.

MOOR.

Ha!

AMALIA.

Oh, Sie hätten ihn so lieb gehabt — es war so viel, so viel in seinem Angesicht — in seinen Augen — im Ton seiner Stimme, das Ihnen so gleich kommt — das ich so liebe —

(Moor sieht zur Erde.)

AMALIA.

Hier, wo Sie stehen, stand er tausendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergass — hier durchirrte sein Auge die um ihn prangende Gegend — sie schien den grossen belohnenden Blick zu empfinden, und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterbilds zu verschönern — hier hielt er mit himmlischer Musik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an diesem Busch pflückte er Rosen, und pflückte die Rosen für mich, — hier, hier lag er an meinem Halse, brannte sein Mund auf dem meinen, und die Blumen starben gern unter der Liebenden Fusstritt —

MOOR.

Er ist nicht mehr?

AMALIA.

Er segelt auf ungestümen Meeren — Amalia's Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte sandige Wüsten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen, und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag sengt sein entblösstes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Sohlen zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — aber die Seelen versetzen sich aus dem staubigen Kerker, und treffen sich im Paradiese der Liebe — Sie scheinen traurig, Herr Graf?

MOOR.

Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

AMALIA blass.

Was? Sie lieben eine Andre? — Weh mir, was hab' ich gesagt?

MOOR.

Sie glaubte mich todt, und blieb treu dem Todtgeglaubten — sie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiss mich in Wüsten irren, und im Elend herumschwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüsten und Elend mir nach. Auch heisst sie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

AMALIA.

Wie beneid' ich Ihre Amalia!

MOOR.

O sie ist ein unglückliches Mädchen, ihre Liebe ist für einen, der verloren ist, und wird — ewig niemals belohnt.

AMALIA.

Nein, sie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine bessere Welt, wo die Traurigen sich freuen, und die Liebenden sich wieder erkennen?

MOOR.

Ja, eine Welt, wo die Schleier hinwegfallen, und die Liebe sich schrecklich wiederfindet — *Ewigkeit* heisst ihr Name — meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

AMALIA.

Unglücklich, und Sie lieben?

MOOR.

Unglücklich, weil sie mich liebt! wie, wenn ich ein Todtschläger wäre? wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuss einen Mord aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

AMALIA froh aufhüpfend.

Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger ist Nachstrahl der Gottheit, und die Gottheit ist Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnt' er leiden sehn — Seine Seele ist so fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht ist.

(Moor kehrt sich schnell ab, in ein Gebüsch, blickt starr in die Gegend.)

AMALIA singt und spielt auf der Laute.

Willst dich, Hektor, ewig mir entreissen,
Wo des Æaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren,
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

MOOR nimmt die Laute stillschweigend und spielt.

Theures Weib, geh, hol' die Todeslanze! —
Lass — mich fort — zum wilden Kriegestanze —

(Er wirft die Laute weg, und flieht davon.)

FÜNFTE SCENE.

Nahgelegener Wald. Nacht. Ein altes verfallenes Schloss in der Mitte.

DIE RÄUBERBANDE *gelagert auf den Erde.*

DIE RÄUBER *singen.*

Stehlen, morden, huren, balgen,
Heisst bei uns nur Zeit zerstreu'n.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum lasst uns heute lustig seyn.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind hantieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne,
Merkurius ist unser Mann,
Der's Praktiziren treflich kann.

Heut' laden wir bei Pfaffen uns ein,
Bei masten Pächtern morgen,
Was drüber ist, da lassen wir fein
Den lieben Herrgott sorgen.

Und haben wir im Traubensaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul' geschlagner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winseln der verlassnen Braut
Ist Schmaus für uns're Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Beile so zücken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mücken,
Das kitzelt unsern Augenstern,
Das schmeichelt unsern Ohren gern.

Wenn unser Stündlein kommet nun,
Der Henker soll es holen,
So haben wir halt unsern Lohn,
Und schmieren unsre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heissen Traubensohn
Und hura rax dax! gehts, als flögen wir davon!

SCHWEIZER.

Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

RAZMANN.

Und versprach doch, Schlag acht Uhr wieder bei uns einzutreffen.

SCHWEIZER.

Wenn ihm Leides geschehen wäre — Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

SPIEGELBERG nimmt Razmann beiseite.

Auf ein Wort, Razmann.

SCHWARZ zu Grimm.

Wollen wir nicht Spione ausstellen?

GRIMM.

Lass du ihn! Er wird einen Fang thun, dass wir uns schämen müssen.

SCHWEIZER.

Da brennst du dich, beim Henker! Er ging nicht von uns, wie einer, der einen Schelmenstreich im Schilde führt. Hast du vergessen, was er gesagt hat, als er uns über die Haide führte? — « Wer nur eine Rübe vom Acker stiehlt, dass ich's erfahre, lässt seinen Kopf hier, so wahr ich *Moor* heisse. » — Wir dürfen nicht rauben.

RAZMANN leise zu Spiegelberg.

Wo will das hinaus — rede deutscher!

SPIEGELBERG.

Pst! Pst! — Ich weiss nicht, was du oder ich für Begriffe von Freiheit haben, dass wir an einem Karrn ziehen, wie Stiere, und dabei wundervielvon Independenz deklamiren — Es gefällt mir nicht.

SCHWEIZER zu Grimm.

Was wohl dieser Windkopf hier an der Kunkel hat?

RAZMANN leise zu Spiegelberg.

Du sprichst vom Hauptmann? —

SPIEGELBERG.

Pst doch! Pst! — Er hat so seine Ohren unter uns herumlaufen — *Hauptmann*, sagst du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns gesetzt, oder hat er nicht diesen Titel usurpirt, der von Rechtswegen mein ist? Wie? legen wir darum unser Leben auf Würfel — baden darum alle Milzsuchten des Schicksals aus, dass wir am Ende noch von Glück sagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu seyn? — Leibeigene, da wir Fürsten seyn könnten? — Bei Gott! Razmann — das hat mir niemals gefallen.

SCHWEIZER zu den Andern.

Ja — du bist mir der rechte Held, Frösche mit Steinen breit zu schmeissen — Schon der Klang seiner Nase, wenn er sich schneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

SPIEGELBERG zu Razmann.

Ja: — Und Jahre schon dicht' ich darauf. Es soll anders werden. Razmann — wenn du bist, wofür ich dich immer hielt — Razmann! Man vermisst ihn — gibt ihn halb verloren — Razmann, mich dünkt, seine schwarze Stunde schlägt — wie? Nicht einmal röther wirst du, da dir die Glocke zur Freiheit läutet? Hast nicht einmal so viel Muth, einen kühnen Wink zu verstehen?

RAZMANN.

Ha, Satan! worin verstrickst du meine Seele?

SPIEGELBERG.

Hat's gefangen? — Gut! so folge! Ich habe mir's gemerkt, wo er hinschlisch — Komm! Zwei Pistolen fehlen selten, und dann — so sind wir die ersten, die den Säugling erdrosseln.

(Er will ihn fortreisen.)

SCHWEIZER zieht wüthend sein Messer.

Ha Bestie! Eben recht erinnerst du mich an die böhmischen Wälder! — Warst du nicht die Memme, die anhub zu schnattern, als sie riefen: *Der Feind kommt?* Ich habe damals bei meiner Seele geflucht — Fahr' hin, Meuchelmörder!

(Er sticht ihn todt.)

RÄUBER in Bewegung.

Mordjo! — Mordjo! — Schweizer — Spiegelberg — Reisst sie aus einander! —

SCHWEIZER wirft das Messer über ihn.

Da! — Und so krepir' du — Ruhig, Kameraden — Lasst euch den Bettel nicht unterbrechen — Die Bestie ist dem Hauptmann immer giftig gewesen, und hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut — Noch einmal, gebt euch zufrieden — ha! über den Racker — Von hinten her will er Männer zu Schanden schmeissen? Männer von hinten her! — Ist uns darum der helle Schweiss über die Backen gelaufen, dass wir aus der Welt schleichen, wie elende Kerle? Bestie du! Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gebettet, dass wir zulezt wie Ratten verrecken?

GRIMM.

Aber zum Teufel — Kamerad — was hattet ihr mit einander? — der Hauptmann wird rasend werden.

SCHWEIZER.

Dafür lass mich sorgen — Und du, Heilloser (*zu Razmann*), du warst sein Helfershelfer, du! — Pack dich aus meinen Augen — der Schufterle hat's auch so gemacht, aber dafür hängt er jetzt auch in der Schweiz, wie's ihm mein Hauptmann prophezeit hat.

(Man schiesst.)

SCHWARZ aufspringend.

Horch! ein Pistolenschuss! (*Man schiesst wieder.*) Noch einer! Holla! Der Hauptmann!

GRIMM.

Nur Geduld! Er muss zum drittenmale schiessen.

(Man hört noch einen Schuss.)

SCHWARZ.

Er ist's! — Ist's — Salvier dich, Schweizer — lass uns ihm antworten!

(Sie schiessen.)

Moor, Kosinsky treten auf.

SCHWEIZER ihnen entgegen.

Sey wilkommen, mein Hauptmann — Ich bin ein Bischen vorlaut gewesen, seit du weg bist. (*Er führt ihn an die Leiche.*) Sey du Richter zwischen mir und diesem — *von hinten* hat er dich ermorden wollen.

RÄUBER mit Bestürzung.

Was? Den Hauptmann?

MOOR in den Anblick versunken, bricht heftig aus.

O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemesis! — War's nicht dieser, der mir das Sirenenlied trillerte? — Weihe dies Messer der dunklen Vergelterinn! — Das hast *Du* nicht gethan, Schweizer.

SCHWEIZER.

Bei Gott! ich hab's wahrlich gethan, und es ist beim Teufel nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben gethan habe.

(Geht unwillig ab.)

MOOR nachdenkend.

Ich verstehe — Lenker im Himmel — ich verstehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbst ist kommen — Schafft mir diesen aus den Augen!

(Spiegelbergs Leiche wird hinweggetragen.)

GRIMM.

Gib uns Ordre, Hauptmann — was sollen wir weiter thun?

MOOR.

Bald — bald ist Alles erfüllt — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich selbst verloren, seit ich dort war — Meine Laute, sag' ich — Ich muss mich zurücklullen in meine Kraft — Verlasst mich!

RÄUBER.

Es ist Mitternacht, Hauptmann.

MOOR.

Doch waren's nur die Thränen im Schauspielhause — den Römergesang muss ich hören, das mein schlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht, sagt ihr?

SCHWARZ.

Wohl bald vorüber. Wie Blei liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

MOOR.

Sinkt denn der balsamische Schlaf auch auf die Augen der Schelme? Warum flieht er mich? Ich bin nie ein Feiger gewesen, oder ein schlechter Kerl — Legt euch schlafen — Morgen am Tage gehen wir weiter.

RÄUBER.

Gute Nacht, Hauptmann.

(Sie lagern sich auf der Erde und schlafen ein. Tiefe Stille.)

MOOR nimmt die Laute und spielt.

BRUTUS.

Sei willkommen, friedliches Gefilde!
Nimm den Letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Kassius, wo bist du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!

Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

CÄSAR.

Wer, mit Schritten eines Niebesiegten,
Wandert dort vom Felsenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
Das ist eines Römers Gang. —
Tibersohn — von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waise,
Dass sie nimmer einen Cäsar hat.

BRUTUS.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! Triumphire nicht!
Auf Philippi's eisernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut!

CÄSAR.

O ein Todesstoss von Brutus Schwerte!
Auch du — Brutus du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!
Geh — du bist der grösste Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang,
Geh — und heul' es bis zu jenen Pforten:
Brutus ist der grösste Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang.
Geh — du weisst nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, stoss vom Lande!

BRUTUS.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem grossen Cäsar gleiche:
Diesen Einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäsar stehn,
Wo ein Brutus lebt, muss Cäsar sterben;
Geh du linkwärts, lass mich rechtwärts gehn.

(Er legt die Laute hin, geht tiefdenkend auf und nieder.)

Wer mir Bürge wäre? — — Es ist alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenn's *aus* wäre mit diesem letzten Odemzug — *Aus*, wie ein schaales Marionettenspiel — Aber wofür der heisse *Hunger* nach *Glückseligkeit?* Wofür das Ideal einer *unerreichten* Vollkommenheit? Das *Hinausschieben* unvollendeter Plane? — wenn der armselige Druck dieses armseligen Dings (*die Pistole vor's Gesicht haltend*) den Weisen dem Thoren — den Feigen dem Tapfern — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Missklang in der vernünftigen seyn? — Nein! Nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich gewesen.

Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (*Heftig zitternd.*) — Euer banges Sterbegewinsel — euer schwarzgewürgtes Gesicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (*Vom Schauer geschüttelt.*) Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, dass die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet? (*Er setzt die Pistole an.*) *Zeit und Ewigkeit* — gekettet an einander durch einen einzigen Moment! — Grauser Schlüssel, der das Gefängniss des Lebens hinter mir schliesst, und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — sage mir — o sage mir — *wohin* — *wohin* wirst du mich führen? — Fremdes, nie umsegeltes Land! — Siehe! die Menschheit erschlafft unter *diesem* Bilde, die Spannkraft des Endlichen lässt nach, und die Phantasie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unserer Leichtgläubigkeit selsame Schatten vor — Nein! Nein! Ein Mann muss nicht straucheln — Sey wie du willst, *namenloses Jenseits* — bleibt mir nur dieses mein *Selbst* getreu — Sey wie du willst, wenn ich nur mich *selbst* mit hinübernehme — Aussendinge sind nur der Anstrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis *allein* liessest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Musse, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willst du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenseits gewoben sind, so leicht zerreissen, wie diesen? — Du kannst mich zu nichts machen — Diese Freiheit kannst du mir nicht nehmen. (*Er ladet die Pistole. Plötzlich hält er inne.*) Und soll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens sterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein! ich will's dulden. (*Er wirft die Pistole weg.*) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden.

(Es wird immer finsterer.)

HERRMANN der durch den Wald kommt.

Horch! horch! grausig heult der Kauz — zwölf schlägt's drüben im Dorf — Wohl, wohl — das Bubenstück schläft — in dieser Wilde kein Lauscher. (*Tritt an das Schloss und pocht.*) Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit ist bereitet.

MOOR sachte zurücktretend.

Was soll das bedeuten?

EINE STIMME aus dem Schloss.

Wer pocht da? He? Bist du's, Herrmann, mein Rabe?

HERRMANN.

Bin's, Herrmann, dein Rabe. Steig' herauf an's Gitter und iss. (*Eulen schreien.*) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — Dir schmeckt?

DIE STIMME.

Hungerte mich sehr. Habe Dank, Rabensender, für's Brot in der Wüste! — Und wie geht's meinem lieben Kinde, Herrmann?

HERRMANN.

Stille — Horch — Geräusch wie von Schnarchenden! Hörst *du* nicht was?

STIMME.

Wie? Hörst du etwas?

HERRMANN.

Den seufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — Eine Nachtmusik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer ist mir, als hört' ich ein Schnarchen. — Du hast Gesellschaft, Alter — Hu! hu! hu!

STIMME.

Siehst du etwas?

HERRMANN.

Leb' wohl — leb' wohl — Grausig ist diese Stätte — Steig' ab in's Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — Verfluchter Sohn! —

(Will fliehen.)

MOOR mit Entsetzen hervortretend.

Steh!

HERRMANN schreiend.

Oh weh mir!

MOOR.

Steh, sag' ich!

HERRMANN.

Weh! Weh! Weh! Nun ist Alles verrathen!

MOOR.

Steh! Rede! Wer bist du? Was hast du hier zu thun? Rede!

HERRMANN.

Erbarmen, o Erbarmen, gestrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' ihr mich umbringt.

MOOR indem er den Degen zieht.

Was werd' ich hören?

HERRMANN.

Wohl habt ihr mir's beim Leben verboten — Ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte sein — Stecht mich nieder!

MOOR.

Hier steckt ein Geheimniss — Heraus! Sprich! Ich will Alles wissen.

DIE STIMME aus dem Schloss.

Weh! Weh! Bist du's, Herrmann, der da redet? Mit wem redest du, Herrmann?

MOOR.

Drunten noch Jemand — Was geht hier vor? (*Läuft dem Thurme zu.*) Ist's ein Gefangener, den die Menschen abschüttelten? — Ich will seine Ketten lösen. — Stimme! noch einmal! wo ist die Thür?

HERRMANN.

O habt Barmherzigkeit, Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber!

(Verrennt ihm den Weg.)

MOOR.

Vierfach geschlossen! Weg da — Es muss heraus — Jetzt *zum erstenmal* komm' mir zu Hülfe, *Dieberei!*

(Er nimmt Brechinstrumente, und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde steigt ein *Alter*, ausgemergelt wie ein Gerippe.)

DER ALTE.

Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

MOOR springt erschrocken zurück.

Das ist *meines Vaters* Stimme!

D. A. MOOR.

Habe Dank, o Gott! Erschienen ist die Stunde der Erlösung.

MOOR.

Geist des alten Moors! Was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Hast du eine Sünde in jene Welt geschleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieses verrammelt? Ich will Messen lesen lassen, den irrenden Geist in seine Heimath zu senden. Hast du das Gold der Wittwen und Waisen unter die Erde vergraben, das dich zu dieser mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt? ich will den unterirdischen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reissen, und wenn er tausend rothe Flammen auf mich speit, und seine spitzen Zähne gegen meinen Degen blöckt, oder kommst du, auf meine Fragen die Räthsel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. A. MOOR.

Ich bin kein Geist. Taste mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

MOOR.

Was? Du bist nicht begraben worden?

D. A. MOOR.

Ich bin begraben worden — das heisst: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde schmacht' ich schon in diesem finstern unterirdischen Gewölbe, von keinem Strahle beschienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde besucht, wo wilde Raben krächzen und mitternächtliche Uhu's heulen. —

MOOR.

Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. A. MOOR.

Verfluch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

MOOR.

Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. A. MOOR.

Wenn du ein Mensch bist, und ein menschliches Herz hast, Erlöser, den ich nicht kenne, o so höre den Jammer eines Vaters, den ihm seine Söhne bereitet haben. — Drei Monde schon hab' ich's tauben Felsenwänden zugewinselt, aber ein hohler Wiederhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Mensch bist, und ein menschliches Herz hast —

MOOR.

Diese Aufforderung könnte die wilden Bestien aus ihren Löchern hervorrufen!

D. A. MOOR.

Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen, aus einer schweren Krankheit etwas Kräfte zu sammeln, so führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erstgeborner sey gestorben in der Schlacht, und mit sich brachte ein Schwert, gefärbt mit seinem Blut, und sein letztes Lebewohl, und dass ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

MOOR heftig von ihm abgewandt.

Es ist offenbar!

D. A. MOOR.

Höre weiter! ich ward ohnmächtig bei der Botschaft. Man muss mich für todt gehalten haben; denn als ich wieder zu mir selber kam, lag ich schon in der Bahre, und in's Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich kratzte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finstere Nacht, mein Sohn Franz stand vor mir. — Was? rief er mit entsetzlicher Stimme, willst du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieser Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich stand am Eingange dieses Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karln gebracht hatte — zehnmal umfasst' ich seine Knie, und bat und flehte, und umfasste sie und beschwur — das Flehen seines Vaters reichte nicht an sein Herz — Hinab mit dem Balg! donnerte es von seinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich gestossen ohne Erbarmen, und mein Sohn Franz schloss hinter mir zu.

MOOR.

Es ist nicht möglich, nicht möglich. Ihr müsst euch geirrt haben.

D. A. MOOR.

Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Mensch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menschen Fusstritt je diese Einöde betreten; denn die allgemeine Sage geht, dass die Gespenster meiner Väter in diesen Ruinen rasselnde Ketten schleifen, und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hörte ich die Thür wieder aufgehen; dieser Mann brachte mir Brot und Wasser, und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt gewesen, und wie er sein Leben in Gefahr setze, wenn es herauskäme, dass er mich speise. So ward ich kümmerlich erhalten diese lange Zeit, aber der unaufhörliche Frost — die faule Luft meines Unraths — der grenzenlose Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib schwand;

tausendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Mass meiner Strafe muss noch nicht gefüllt seyn — oder muss noch irgend eine Freude meiner warten, dass ich so wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht—mein Karl! mein Karl! —Und er hatte noch keine graue Haare.

MOOR.

Es ist genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! Ihr trägen fühllosen Schläfer! Auf! will keiner erwachen?

(Er thut einen Pistolenschuss über die schlafenden Räuber.)

DIE RÄUBER aufgejagt.

He, holla! holla! was gibt's da?

MOOR.

Hat euch die Geschichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach worden seyn! Schaut her, schaut her! die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen.

DIE RÄUBER.

Was sagt der Hauptmann?

MOOR.

Nein, nicht erschlagen! das Wort ist Beschönigung! — der Sohn hat den Vater tausendmal gerädert, gespiesst, gefoltert, geschunden! Die Worte sind mir zu menschlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale schaudert, worauf seit Aeonen kein Teufel gekommen ist. — Der Sohn hat seinen eigenen Vater — o seht her, seht her! er ist in Ohnmacht gesunken, — in dieses Gewölbe hat der Sohn seinen Vater — Frost, — Blösse, — Hunger, — Durst — o seht doch, seht doch! — es ist mein eigner Vater, ich will's nur gestehn.

DIE RÄUBER springen herbei und umringen den Alten.

Dein Vater? dein Vater?

SCHWEIZER tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder.

Vater meines Hauptmanns! Ich küsse dir die Füsse! du hast über meinen Dolch zu befehlen.

MOOR.

Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiss' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (*Er zerreisst sein Kleid von oben an bis unten.*) So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel, der du auf die Schandthat herunterblicktest! Höre mich, dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier schwör' ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüssen, bis des Vater-Mörders Blut, vor diesem Steine verschüttet, gegen die Sonne dampft.

(Er steht auf.)

DIE RÄUBER.

Es ist ein Belials-Streich! Sag' einer, wir seyen Schelme! Nein, bei allen Drachen! So bunt haben wir's nie gemacht!

MOOR.

Ja! und bei allen schrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche starben, derer, die meine Flamme frass, und mein fallender Thurm zermalmte, eh' soll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Brust, bis euer aller Kleider von des Verruchten Blute scharlachroth gezeichnet sind — Das hat euch wohl niemals geträumt, dass ihr der Arm höherer Majestäten seyd? Der verworrene Knäuel unsers Schicksals ist aufgelös't! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos gesprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die schrecklichen Engel seines finstern Gerichts zu seyn! Entblösset eure Häupter! Kniet hin in den Staub, und stehet geheiligt auf!

(Sie knien.)

SCHWEIZER.

Gebeut, Hauptmann! was sollen wir thun?

MOOR.

Steh auf, Schweizer! Und rühre diese heilige Lokken an! (*Er führt ihn zu seinem Vater, und gibt ihm eine Locke in die Hand.*) Du weisst noch, wie du einsmals jenem böhmischen Reiter den Kopf spaltetest, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erschöpft von der Arbeit in die Knie gesunken war? dazumal verhiess ich dir eine Belohnung, die königlich wäre, ich konnte diese Schuld bisher niemals bezahlen —

SCHWEIZER.

Das schwurst du mir, es ist wahr, aber lass mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

MOOR.

Nein, jetzt will ich bezahlen. Schweizer, so ist noch kein Sterblicher geehrt worden wie du! —Räche meinen Vater!

(Schweizer steht auf.)

SCHWEIZER.

Grosser Hauptmann! heute hast du mich zum Erstenmal stolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann soll ich ihn schlagen?

MOOR.

Die Minuten sind geweiht, du musst eilends gehn— Lies dir die Würdigsten aus der Bande, und führe sie gerade nach des Edelmanns Schloss! Zerr' ihn aus dem Bette, wenn er schläft, oder in den Armen der Wollust liegt, schlepp' ihn vom Mahle weg, wenn er besoffen ist, reiss' ihn vom Kruzifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt! Aber ich sage dir, ich schärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! Dessen Fleisch will ich in Stücke reissen, und hungrigen Geiern zur Speise geben, der ihm nur die Haut ritzt, oder ein Haar krümmt! Ganz muss ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringst, so sollst du eine Million zur Belohnung haben, ich will sie einem Könige mit Gefahr meines Lebens stehlen, und du sollst frei ausgehen wie die weite Luft — Hast du mich verstanden, so eile davon!

SCHWEIZER.

Genug, Hauptmann — hier hast du meine Hand darauf: Entweder, du siehst zwei zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel, kommt!

(Ab mit einem Geschwader.)

MOOR.

Ihr Uebrigen zerstreut euch im Walde — Ich bleibe.

FÜNFTER AKT.

ERSTE SCENE.

Aussicht von vielen Zimmern. Finstre Nacht.

DANIEL kommt mit einer Laterne und einem Reisebündel.

Lebe wohl, theures Mutterhaus — Hab' so manch' Gut's und Lieb's in dir genossen, da der Herr seliger

noch lebte — Thränen auf deine Gebeine, du lange Verfaulter! das verlangt er von einem alten Knecht— es war das Obdach der Waisen, und der Port der Verlassenen, und dieser Sohn hat's gemacht zur Mördergrube — Lebe wohl, du guter Boden! wie oft hat der alte Daniel dich abgefegt — Lebe wohl, du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt schweren Abschied von dir — es war dir Alles so vertraut worden — wird dir weh thun, alter Elieser — Aber Gott bewahre mich in Gnaden vor Trug und List des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh' ich wieder hin — aber meine Seele ist gerettet.

(Wie er gehen will, kommt.)

FRANZ im Schlafrock hereingestürzt.

DANIEL.

Gott steh' mir bei! mein Herr!

(Löscht die Laterne aus.)

FRANZ.

Verrathen! Verrathen! Geister ausgespien aus Gräbern — Losgerüttelt das Todtenreich aus dem ewigen Schlaf brüllt wider mich: *Mörder! Mörder!* — Wer regt sich da?

DANIEL ängstlich.

Hilf, heilige Mutter Gottes! seyd ihr's, gestrenger Herr, der so grässlich durch die Gewölbe schreit, dass alle Schläfer auffahren?

FRANZ.

Schläfer? Wer heisst euch schlafen? Fort, zünde Licht an! (*Daniel ab, es kommt ein anderer Bedienter.*) Es soll Niemand schlafen in dieser Stunde. Hörst du? Alles soll auf seyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahst du sie dort den Bogengang hinschweben?

BEDIENTER.

Wen, gnädiger Herr?

FRANZ.

Wen, Dummkopf, wen? So kalt, so leer fragst du, wen? hat mich's doch angepackt, wie der Schwindel! Wen, Eselskopf! wen? Geister und Teufel! wie weit ist's in der Nacht?

BEDIENTER.

Eben jetzt ruft der Nachtwächter zwei an.

FRANZ.

Was? will diese Nacht währen bis an den jüngsten Tag? hörtest du keinen Tumult in der Nähe? Kein Siegesgeschrei? Kein Geräusch galoppirender Pferde? Wo ist Kar — der Graf, will ich sagen?

BEDIENTER.

Ich weiss nicht, mein Gebieter!

FRANZ.

Du weisst's nicht? Du bist auch unter der Rotte? Ich will dir das Herz aus den Rippen stampfen! mit deinem verfluchten: ich weiss nicht! Fort, hole den Pastor!

BEDIENTER.

Gnädiger Herr!

FRANZ.

Murrst du? zögerst du? (*Erster Bedienter eilend ab.*) Was? auch Bettler wider mich verschworen? Himmel, Hölle! Alles wider mich verschworen?

DANIEL kommt mit dem Licht.

Mein Gebieter —

FRANZ.

Nein! ich zittre nicht! Es war ledig ein Traum. Die Todten stehen noch nicht auf — wer sagt, dass ich zittre oder bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

DANIEL.

Ihr seyd todtenbleich, eure Stimme ist bang' und lallet.

FRANZ.

Ich habe das Fieber. Sag du nur, wenn der Pastor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen, sage dem Pastor.

DANIEL.

Befehlt ihr, dass ich euch Lebensbalsam auf Zucker tröpfle?

FRANZ.

Tröpfle mir auf Zucker! der Pastor wird nicht sogleich da seyn. Meine Stimme ist bang' und lallet, gib Lebensbalsam auf Zucker!

DANIEL.

Gebt mir erst die Schlüssel, ich will drunten holen im Schrank —

FRANZ.

Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du siehst, ich kann nicht allein seyn! wie leicht könnt' ich, du siehst ja — ohnmächtig — wenn ich allein bin. Lass nur, lass nur! Es wird vorübergehen, du bleibst.

DANIEL.

O ihr seyd *ernstlich* krank.

FRANZ.

Ja freilich, freilich! das ist's alles. — Und Krankheit verstöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus. — Träume bedeuten nichts — Nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauche, und Träume bedeuten nichts — ich hatte so eben einen lustigen Traum.

(Er sinkt ohnmächtig nieder.)

DANIEL.

Jesus Christus! was ist das? Georg! Conrad! Bastian! Martin! so gebt doch nur eine Urkund von euch! (*Rüttelt ihn.*) Maria, Magdalena und Joseph! so nehmt doch nur Vernunft an! So wird's heissen, ich habe ihn todt gemacht! Gott erbarme sich meiner!

FRANZ verwirrt.

Weg — weg! was rüttelst du mich so, scheussliches Todtengerippe? — die Todten stehen noch nicht auf —

DANIEL.

O du ewige Güte! Er hat den Verstand verloren.

FRANZ richtet sich matt auf.

Wo bin ich? — du Daniel? was hab' ich gesagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge gesagt, es sey, was es wolle — komm! hilf mir auf! — es ist nur ein Anstoss von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeschlafen habe.

DANIEL.

Wäre nur der Johann da! Ich will Hülfe rufen, ich will nach Aerzten rufen.

FRANZ.

Bleib! setz' dich neben mich auf diesen Sopha! — So — du bist ein gescheiter Mann, ein guter Mann. Lass dir erzählen!

DANIEL.

Jetzt nicht, ein andermal! ich will euch zu Bette bringen, Ruhe ist euch besser.

FRANZ.

Nein, ich bitte dich, lass dir erzählen, und lache mich derb aus! — Siehe, mir däuchte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wäre guter Dinge, und ich läge berauscht im Rasen des Schlossgartens, und plötzlich — es war zur Stunde des Mittags — plötzlich, aber ich sage dir, lache mich derb aus! —

DANIEL.

Plötzlich?

FRANZ.

Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein schlum-

merndes Ohr, ich taumelte bebend auf, und siehe, da war mir's, als säh' ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerschmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde — da erscholl's wie aus ehernen Posaunen: Erde, gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! und das nackte Gefilde begann zu kreisen, und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die sich zusammenzogen in menschliche Leiber, und daherströmten unübersehlich, ein lebendiger Sturm. Damals sah ich aufwärts, und siehe, ich stand am Fuss des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei rauchenden Stühlen drei Männer, vor deren Blick floh die Kreatur —

DANIEL.

Das ist ja das leibhafte Konterfei vom jüngsten Tage.

FRANZ.

Nicht wahr? das ist tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzusehen wie die Sternennacht, der hatte in seiner Hand einen eisernen Siegelring, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: Ewig, heilig, gerecht, unverfälschbar! Es ist nur *Eine* Wahrheit, es ist nur *Eine* Tugend! Wehe, wehe, wehe dem zweifelnden Wurme! — Da trat hervor ein Zweiter, der hatte in seiner Hand einen blitzenden Spiegel, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: Dieser Spiegel ist Wahrheit; Heuchelei und Larven bestehen nicht — da erschrack ich und alles Volk, denn wir sahen Schlangen-und Tiger-und Leoparden-Gesichter zurückgeworfen aus dem entsetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in seiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwischen Aufgang und Niedergang, und sprach: Tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schale meines Zornes! und die Werke mit dem Gewichte meines Grimms! —

DANIEL.

Gott erbarme sich meiner!

FRANZ.

Schneebleich standen Alle, ängstlich klopfte die Erwartung in jeglicher Brust. Da war mir's, als hört' ich meinen Namen zuerst genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerstes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Wage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schale, und eine nach der andern warf eine *Todsünde* hinein —

DANIEL.

O, Gott vergeb' euch!

FRANZ.

Das that er nicht! — Die Schale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere, voll vom Blute der Versöhnung, hielt sie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, schwer gebeugt von Gram, angebissen den Arm von wüthendem Hunger, aller Augen wandten sich scheu vor dem Manne, ich kannte den Mann, er schnitt eine Locke von seinem silbernen Hauptbaar, warf sie hinein in die Schale der Sünden, und siehe, sie sank, sank plötzlich zum Abgrund, und die Schale der Versöhnung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsen: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein bist verworfen! — (*Tiefe Pause.*) Nun, warum lachst du nicht?

DANIEL.

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? Träume kommen von Gott.

FRANZ.

Pfui doch, pfui doch! Sage das nicht! Heiss' mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeschmackten Narren! Thu' das, lieber Daniel, ich bitte dich darum, spotte mich tüchtig aus!

DANIEL.

Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.

FRANZ.

Du lügst, sag' ich — geh' den Augenblick, lauf', spring', sieh, wo der Pastor bleibt, heiss' ihn eilen, eilen, aber ich sage dir, du lügst.

DANIEL im Abgehen.

Gott sey euch gnädig!

FRANZ.

Pöbel-Weisheit, Pöbel-Furcht! — Es ist ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen ist, oder ein Auge findet über den Sternen — Hum, hum! wer raunte mir das ein? Rächet denn droben über den Sternen einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich zischelt's um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen diese Nacht noch! Nein! sag' ich. — Elender Schlupfwinkel, hinter den sich deine Feigheit verstecken will — öd', einsam, taub ist's droben über den Sternen — Wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es ist nicht! Ich befehle, es ist nicht! Wenn's aber doch so wäre? Wehe dir, wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde diese Nacht noch! — Warum schaudert mir so durch die Knochen? — *Sterben!* Warum packt mich das Wort so? Rechenschaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht ist, Waisen und Wittwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht ist? — warum haben sie gelitten, warum hast du über sie triumphirt? —

(Pastor Moser tritt auf.)

MOSER.

Ihr liesst mich holen, gnädiger Herr! Ich erstaune. Das Erstemal in meinem Leben! Habt ihr im Sinne, über die Religion zu spotten, oder fangt ihr an, vor ihr zu zittern?

FRANZ.

Spotten oder zittern, je nachdem du mir antwortest. — Höre, Moser, ich will dir zeigen, dass du ein Narr bist, oder die Welt für'n Narren halten willst, und du sollst mir antworten, hörst du? Auf dein Leben sollst du mir antworten.

MOSER.

Ihr fordert einen Höhern vor euren Richterstuhl. Der Höhere wird euch dermaleinst antworten.

FRANZ.

Jetzt will ich's wissen, jetzt, diesen Augenblick, damit ich nicht die schändliche Thorheit begehe, und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe. Ich hab's dir oft mit Hohnlachen bei Burgunder zugesoffen: Es ist kein Gott! — Jetzt red' ich im Ernste mit dir, ich sage dir: es ist keiner! Du sollst mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt hast, aber ich blase sie weg mit dem Hauch meines Mundes.

MOSER.

Wenn du auch eben so leicht den Donner wegblasen könntest, der mit zehntausend fachem Centner-Gewicht auf deine stolze Seele fallen wird! Dieser allwissende Gott, den du Thor und Bösewicht mitten aus seiner Schöpfung zernichtest, braucht sich nicht durch

den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er ist eben so gross in deinen Tyranneien, als irgend in einem Lächeln der siegenden Tugend.

FRANZ.

Ungemein gut, Pfaffe! So gefällst du mir.

MOSER.

Ich stehe hier in den Angelegenheiten eines grössern Herrn, und rede mit einem, der Wurm ist wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freilich müsst' ich Wunder thun können, wenn ich deiner halstarrigen Bosheit das Geständniss abzwingen könnte; — aber wenn deine Ueberzeugung so fest ist, warum liessest du mich rufen? Sage mir doch, warum liessest du mich in der Mitternacht rufen?

FRANZ.

Weil ich lange Weile habe, und eben am Schachbrett keinen Geschmack finde. Ich will mir einen Spass machen, mich mit Pfaffen herumzubeissen. Mit dem leeren Schrecken wirst du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiss wohl, das derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen ist : aber er wird garstig betrogen. Ich hab's immer gelesen, dass unser Wesen nichts ist, als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geist und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bei seiner Zerstörung? nicht bei seiner Fäulung verdampfen? Lass einen Wassertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plötzliche Pause, die zunächst an das Nichtseyn grenzt, und ihre Fortdauer ist der Tod. Empfindung ist Schwingung einiger Saiten, und das zerschlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine sieben Schlösser schleifen lasse, wenn ich diese Venus zerschlage, so ist's Symmetrie und Schönheit *gewesen*. Siehe da! das ist eure unsterbliche Seele!

MOSER.

Das ist die Philosophie eurer Verzweiflung. Aber euer eignes Herz, das bei diesen Beweisen ängstlich bebend wider eure Rippen schlägt, straft euch Lügen. Diese Spinnweben von Systemen zerreisst das einzige Wort : du musst sterben! — Ich fordere euch auf, das soll die Probe seyn, wenn ihr im Tode annoch fest steht, wenn euch eure Grundsätze auch da nicht im Stiche lassen, so sollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeste Schauer anwandelt, wehe euch dann! ihr habt euch betrogen.

FRANZ *verwirrt.*

Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

MOSER.

Ich habe wohl mehr solche Elende gesehen, die bis hieher der Wahrheit Riesentrotz boten, aber im Tode selbst flattert die Täuschung dahin. Ich will an eurem Bette stehn, wenn ihr sterbet — ich möchte so gar gern einen Tyrannen sehen dahinfahren — ich will dabei stehn, und euch starr in's Auge fassen, wenn der Arzt eure kalte nasse Hand ergreift, und den verloren schleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufschaut, und mit jenem schrecklichen Achselzucken zu euch spricht : menschliche Hülfe ist umsonst! Hütet euch dann, o hütet euch ja, dass ihr da ausseht, wie Richard und Nero!

FRANZ.

Nein, nein!

MOSER.

Auch dieses Nein wird dann zu einem heulenden Ja — Ein inneres Tribunal, das ihr nimmermehr durch skeptische Grübeleien bestechen könnt, wird jetzt erwachen, und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen seyn, wie des Lebendigbegrabenen im Bauche des Kirchhofs; es wird ein Unwille seyn, wie des Selbstmörders, wenn er den tödtlichen Streich schon gethan hat und bereut; es wird ein Blitz seyn, der die Mitternacht eures Lebens zumal überflammt; es wird *Ein* Blick seyn, und wenn ihr da noch fest steht, so sollt ihr gewonnen haben!

FRANZ *unruhig im Zimmer auf- und abgehend.*

Pfaffengewäsche, Pfaffengewäsche!

MOSER.

Jetzt zum erstenmal werden die Schwerter einer Ewigkeit durch eure Seele schneiden, und jetzt zum erstenmal zu spät. — Der Gedanke *Gott* weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, sein Name heisst *Richter.* Sehet, Moor, ihr habt das Leben von Tausenden an der Spitze eures Fingers, und von diesen Tausenden habt ihr neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römische Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun, glaubt ihr wohl, Gott werde es zugeben, dass ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wüthrich hause, und das Oberste zu unterst kehre? Glaubt ihr wohl, diese neunhundert und neun und neunzig seyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures satanischen Spieles da? O glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen getödtet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen versperrt habt, von euch fordern dereinst, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, so sollt ihr gewonnen haben.

FRANZ.

Nichts mehr, kein Wort mehr! Willst du, dass ich deinen schwarzlebrigen Grillen zu Gebote stehe?

MOSER.

Sehet zu, das Schicksal der Menschen steht unter sich in fürchterlich schönem Gleichgewicht. Die Wagschale dieses Lebens sinkend wird hochsteigen in jenem, steigend in diesem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

FRANZ *wild auf ihn losgehend.*

Dass dich der Donner stumm mache, Lügengeist du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reissen!

MOSER.

Fühlt ihr die Last der Wahrheit so früh? Ich habe ja noch nichts von Beweisen gesagt. Lasst mich nur erst zu den Beweisen —

FRANZ.

Schweig, geh' in die Hölle mit deinen Beweisen! Zernichtet wird die Seele, sag' ich dir, und sollst mir nicht darauf antworten!

MOSER.

Darum winseln auch die Geister des Abgrunds, aber der im Himmel schüttelt das Haupt. Meint ihr dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, so ist er da! und bettetet ihr euch in die Hölle, so ist er wieder da! und sprächet ihr zu der Nacht : verhülle mich! und zu der Finsterniss : birg' mich! so muss die Finsterniss leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unsterblicher Geist sträubt sich unter dem Wort, und siegt über den blinden Gedanken.

FRANZ.

Ich will aber nicht unsterblich seyn — sey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, dass er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, dass er mich in der Wuth zernichte. Sage mir, was ist die grösste Sünde, und die ihn am grimmigsten aufbringt?

MOSER.

Ich kenne nur zwei. Aber sie werden nicht von

Menschen begangen, auch ahnen sie *Menschen* nicht.

FRANZ.

Diese zwei! —

MOSER sehr bedeutend.

Vatermord heisst die eine, *Brudermord* die andere— Was macht euch auf einmal so bleich?

FRANZ.

Was, Alter? Stehst du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniss? Wer hat dir das gesagt?

MOSER.

Wehe dem, der sie beide auf dem Herzen hat! Ihm wäre besser, dass er nie geboren wäre! Aber seyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

FRANZ.

Ha! — was, du kennst keine drüber? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniss schwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

MOSER.

Keine einzige drüber.

FRANZ fällt in einen Stuhl.

Zernichtung! Zernichtung!

MOSER.

Freut euch, freut euch doch! preis't euch doch glücklich! — Bei allen euern Greueln seyd ihr doch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Fluch, der euch trifft, ist gegen den, der auf diesen lauert, ein Gesang der Liebe — die Vergeltung —

FRANZ aufgesprungen.

Geh in tausend Grüfte, du Eule, wer hiess dich hieher kommen? Geh, sag' ich, oder ich stosse dich durch und durch!

MOSER.

Kann das Pfaffengewäsche so einen Philosophen in Harnisch jagen? Blas't es doch weg mit dem Hauch eures Mundes!

(Geht ab.)

(Franz wirft sich in seinem Sessel herum in schrecklichen Bewegungen, tiefe Pause.)

(Ein Bedienter eilig.)

BEDIENTER.

Amalia ist entsprungen, der Graf ist plötzlich verschwunden.

(Daniel kommt ängstlich.)

DANIEL.

Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reiter die Steig' herab, schreien Mordjo, Mordjo — das ganze Dorf in Allarm.

FRANZ.

Geh, lass alle Glocken zusammenläuten, Alles soll in die Kirche — auf die Knie fallen Alles — beten für mich — alle Gefangene sollen los seyn und ledig, ich will den Armen Alles doppelt und dreifach wiedergeben, ich will — so geh doch — so ruf' doch den Beichtvater, dass er mir meine Sünden hinwegsegne — Bist du noch nicht fort?

(Das Getümmel wird hörbarer.)

DANIEL.

Gott verzeih' mir meine schwere Sünde! Wie soll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuser hinausgeworfen, habt mir so manche Postill' und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn ihr mich ob dem Beten ertapptet —

FRANZ.

Nichts mehr davon — *Sterben!* siehst du? *Sterben!* — Es wird zu spät (*man hört Schweizern toben*). Bete doch! Bete!

DANIEL.

Ich sagt's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet so — aber gebt Acht, gebt Acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Wasser an die Seele geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein christliches Seufzerlein geben — Seht ihr's? Ihr verschimpftet mich! Da habt ihr's nun! Seht ihr's?

FRANZ umarmt ihn ungestüm.

Verzeih', lieber, goldner Perlen-Daniel, verzeih' — ich will dich kleiden von Fusse auf — so bete doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will — so bete doch — ich beschwöre dich — auf den Knien beschwör' ich dich — In's T—ls Namen! so bet' doch.

(Tumult auf den Strassen, Geschrei — Gepolter —)

SCHWEIZER auf der Gasse.

Stürmt! Schlagt todt! Brecht ein! Ich sehe Licht! Dort muss er seyn.

FRANZ auf den Knien.

Höre mich beten, Gott im Himmel! — Es ist das erstemal — soll auch gewiss nimmer geschehen — Erhöre mich, Gott im Himmel!

DANIEL.

Mein doch! Was treibt ihr! Das ist ja gottlos gebetet.

(Volksauflauf.)

VOLK.

Diebe! Mörder! wer lärmt so grässlich in dieser Mitternachtsstunde!

SCHWEIZER immer auf der Gasse.

Schlag' sie zurück, Kamerad — der Teufel ist's, und will euern Herrn holen — Wo ist der Schwarz mit seinem Haufen? — Postir' dich um's Schloss, Grimm — Lauf Sturm wider die Ringmauer!

GRIMM.

Holt ihr, Feuerbrände — wir hinauf oder er herunter — Ich will Feuer in seine Säle schmeissen.

FRANZ betet.

Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen — mein Herrgott — hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott —

DANIEL.

Gott sey uns gnädig! Auch seine Gebete werden zu Sünden.

(Es fliegen Steine und Feuerbrände. Die Scheiben fallen. Das Schloss brennt.)

FRANZ.

Ich kann nicht beten — hier, hier! (*Auf Brust und Stirn schlagend.*) Alles so öde — so verdorrt (*steht auf*). Nein, ich will auch nicht beten — diesen Sieg soll der Himmel nicht haben, diesen Spott mir nicht anthun die Hölle! —

DANIEL.

Jesus Maria! helft — rettet — das ganze Schloss steht in Flammen!

FRANZ.

Hier, nimm diesen Degen. Hurtig. Jag' mir ihn hinterrücks in den Bauch, dass nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir.

(Das Feuer nimmt überhand.)

DANIEL.

Bewahre! Bewahre! ich mag Niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh.

(Er entrinnt).

FRANZ ihm grass nachstierend, nach einer Pause.

In die Hölle, wolltest du sagen — Wirklich! ich wittere so etwas — (*wahnsinnig*). Sind das ihre hellen Triller? hör' ich euch zischen, ihr Nattern des Abgrundes? — Sie dringen herauf — belagern die Thür — warum zag' ich so vor dieser bohrenden Spitze? — die Thür kracht — stürzt — unentrinnbar — Ha! so erbarme du dich meiner!

(Er reisst seine goldene Hutschnur ab, und erdrosselt sich.)

(Schweizer mit seinen Leuten.)

SCHWEIZER.

Mordkanaille, wo bist du? — Saht ihr, wie sie flohen? — hat er so wenig Freunde? — Wohin hat sich die Bestie verkrochen?

GRIMM stösst an die Leiche.

Halt! was liegt hier im Wege? Zündet hieher —

SCHWARZ.

Er hat das Prävenire gespielt. Steckt eure Schwerter ein, hier liegt er wie eine Katze verreckt.

SCHWEIZER.

Todt! was? todt? ohne mich todt? — Erlogen, sag' ich — Gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine springt. (*rüttelt ihn*) Heh du! Es gibt einen Vater zu morden.

GRIMM.

Gib dir keine Mühe. Er ist maustodt.

SCHWEIZER tritt von ihm weg.

Ja! Er freut sich nicht — Er ist maustodt — Geht zurück, und sagt meinem Hauptmann: Er is maustodt — mich sieht er nicht wieder.

(Schiesst sich vor die Stirne.)

ZWEITE SCENE.

(Der Schauplatz wie in der letzten Scene des vorigen Akts.)

DER ALTE MOOR *auf einem Stein sitzend.* RÄUBER MOOR *gegenüber.* RÄUBER *hin und her im Walde.*

R. MOOR.

Er kommt nicht!

(Schlägt mit dem Dolch auf einen Stein, dass es Funken gibt.)

D. A. MOOR.

Verzeihung sey seine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. MOOR.

Nein, bei meiner grimmigen Seele! das soll nicht seyn. Ich will's nicht haben. Die grosse Schandthat soll er mit sich in die Ewigkeit hinüber schleppen! — Wofür hab' ich ihn denn umgebracht?

D. A. MOOR in Thränen ausbrechend.

O mein Kind!

R. MOOR.

Was? — du weinst um ihn — an diesem Thurme?

D. A. MOOR.

Erbarmung! o Erbarmung! (*Heftig die Hände ringend*). Jetzt — jetzt wird mein Kind gerichtet! —

R. MOOR erschrocken.

Welches?

D. A. MOOR.

Ha! was ist das für eine Frage?

R. MOOR.

Nichts! Nichts!

D. A. MOOR.

Bist du kommen, Hohngelächter anzustimmen über meinen Jammer?

R. MOOR.

Verräthrisches Gewissen! — Merket nicht auf meine Rede!

D. A. MOOR.

Ja, ich habe einen Sohn gequält, und ein Sohn musste mich wieder quälen, das ist Gottes Finger. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich schwebst, im Gewand des Friedens! Vergib mir! O vergib mir!

R. MOOR schnell.

Er vergibt euch. (*Betroffen.*) Wenn er's werth ist, euer Sohn zu heissen — Er muss euch vergeben.

D. A. MOOR.

Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen schlaflosen Nächten, meinen quälenden Träumen, seine Knie will ich umfassen — rufen — laut rufen: Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, dass du mich Vater nennst.

R. MOOR sehr gerührt.

Er war euch lieb, euer anderer Sohn?

D. A. MOOR.

Du weisst es, o Himmel! Warum liess ich mich doch durch die Ränke eines bösen Sohnes bethören? Ein gepriesener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menschen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückseligen Stunde! — der böse Geist fuhr in das Herz meines zweiten, ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beide.

(Verhüllt sich das Gesicht.)

R. MOOR geht weit von ihm weg.

Ewig verloren!

D. A. MOOR.

O, ich fühle es tief, was mir Amalia sagte, der Geist der Rache sprach aus ihrem Munde. Vergebens ausstrecken deine sterbenden Hände wirst du nach einem Sohn, vergebens wähnen zu umfassen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette steht — (*R. Moor reicht ihm die Hand mit abgewandtem Gesicht.*) Wär'st du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hause, schläft schon den eisernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — Weh mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken könnte —

R. MOOR in der heftigsten Bewegung.

Jetzt muss es seyn — jetzt — Verlasst mich (*zu den Räubern.*) Und doch — kann ich ihm denn seinen Sohn wieder schenken? — Ich kann ihm seinen Sohn doch nicht mehr schenken! — Nein! Ich will's nicht thun.

D. A. MOOR.

Wie, Freund? Was hast du da gemurmelt?

R. MOOR.

Dein Sohn — ja, alter Mann — (*stammelnd*) dein Sohn — ist — ewig verloren.

D. A. MOOR.

Ewig?

R. MOOR in der fürchterlichsten Beklemmung gen Himmel sehend.

O nur diesmal — Lass meine Seele nicht matt werden — nur diesmal halte mich aufrecht!

D. A. MOOR.

Ewig, sagst du?

R. MOOR.

Frage nichts weiter! Ewig, sagt' ich.

D. A. MOOR.

Fremdling! Fremdling! Warum zogst du mich aus dem Thurme?

R. MOOR.

Und wie? — Wenn ich jetzt seinen Segen weghaschte — haschte, wie ein Dieb, und mich davon schliche mit der göttlichen Beute? — Vatersegen, sagt man, gehe niemals verloren.

D. A. MOOR.

Auch mein Franz verloren? —

R. MOOR stürzt vor ihm nieder.

Ich zerbrach die Riegel deines Thurms — Gib mir deinen Segen!

D. A. MOOR mit Schmerz.

Dass du den Sohn vertilgen musstest, Retter des Va-

ters! — Siehe, die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armseligen Würmer gehen schlafen mit unserm Groll (*legt seine Hand auf des Räubers Haupt.*) Sey so glücklich, als du dich erbarmest!

R. MOOR weichmüthig aufstehend.

O — wo ist meine Mannheit? Meine Sehnen werden schlapp, der Dolch sinkt aus meinen Händen.

D. A. MOOR.

Wie köstlich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern' diese Wollust verdienen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden sich sonnen in deiner Glorie. Deine Weisheit sey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz sey das Herz der unschuldigen Kindheit.

R. MOOR.

O einen Vorschmack dieser Wollust! Küsse mich, göttlicher Greis!

D. A. MOOR küsst ihn.

Denk', es sey Vaterskuss, so will ich denken, ich küsse meinen Sohn — du kannst auch weinen?

R. MOOR.

Ich dachte, es sey Vaterskuss! — Wehe mir, wenn sie ihn jetzt brächten! (*Schweizers Gefährten treten auf im stummen Trauerzug mit gesenkten Häuptern, und verhüllten Gesichtern.*) Himmel!

(Tritt scheu zurück, und sucht sich zu verbergen. Sie ziehen an ihm vorüber. Er sieht weg von ihnen. Tiefe Pause. Sie halten.)

GRIMM mit gesenktem Ton.

Mein Hauptmann!

(Räuber Moor antwortet nicht, und tritt weiter zurück.)

SCHWARZ.

Theurer Hauptmann!

(Räuber Moor weicht weiter zurück.)

GRIMM.

Wir sind unschuldig, mein Hauptmann!

R. MOOR ohne nach ihnen hinzuschau'n.

Wer seyd ihr?

GRIMM.

Du blickst uns nicht an? Deine Getreuen.

R. MOOR.

Wehe euch, wenn ihr mir getreu war't!

GRIMM.

Das letzte Lebewohl von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder, dein Knecht Schweizer.

R. MOOR aufspringend.

So habt ihr ihn nicht gefunden?

SCHWARZ.

Todt gefunden.

R. MOOR froh empor hüpfend.

Habe Dank, Lenker der Dinge! — Umarmt mich, meine Kinder! — Erbarmung sey von nun an die Losung — Nun wär' auch das überstanden — Alles überstanden.

(Neue Räuber. Amalia.)

RÄUBER.

Heisa, Heisa! Ein Fang, ein superber Fang!

AMALIA mit fliegenden Haaren.

Die Todten, schreien sie, seyen erstanden auf seine Stimme — mein Oheim lebendig — in diesem Walde — Wo ist er? Karl? Oheim! — Ha!

(Stürzt auf den Alten zu.)

D. A. MOOR.

Amalia! Meine Tochter! Amalia!

(Hält sie in seinen Armen gepresst.)

R. MOOR zurückspringend.

Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

AMALIA entspringt dem Alten, springt auf den Räuber zu, und umschlingt ihn entzückt.

Ich hab' ihn, o ihr Sterne! Ich hab' ihn! —

R. MOOR sich losreissend, zu den Räubern.

Brecht auf, ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

AMALIA.

Bräutigam, Bräutigam, du rasest! Ha! vor Entzükkung! Warum bin ich auch so fühllos, mitten im Wonnewirbel so kalt?

D. A. MOOR sich aufraffend.

Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

AMALIA.

Ewig sein! Ewig, ewig, ewig mein! — Oh ihr Mächte des Himmels! Entlastet mich dieser tödtlichen Wollust, dass ich nicht unter der Bürde vergehe!

R. MOOR.

Reisst sie von meinem Halse! Tödtet sie! Tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' zu Grunde!

(Er will davon.)

AMALIA.

Wohin? was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit, und du fliehst?

R. MOOR.

Weg, weg! — Unglückseligste der Bräute! — Schau selbst, frage selbst, höre! — Unglückseligster der Väter! Lass mich immer ewig davon rennen!

AMALIA.

Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — Es wird mir so Nacht vor den Augen — Er flieht!

R. MOOR.

Zu spät! Vergebens! Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? (*Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgehend.*) Wer von euch hat mich hiehergelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? So vergeh' denn, Amalia! — Stirb, Vater! Stirb durch mich zum Drittenmal! — Diese, deine Retter, sind Räuber und Mörder! Dein Karl ist ihr Hauptmann!

(Der alte Moor gibt seinen Geist auf.)

(Amalia steht stumm und starr wie eine Bildsäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pause.)

R. MOOR wider eine Eiche rennend.

Die Seelen derer, die ich erdrosselte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerschmetterte im heiligen Schlaf, derer, — hahaha! Hört ihr den Pulverthurm knallen über den kreisenden Stühlen? Seht ihr die Flammen schlagen an die Wiegen der Säuglinge? Das ist Brautfackel, das ist Hochzeitmusik — oh, er vergisst nicht, er weiss zu knüpfen — darum von mir die Wonne der Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das ist Vergeltung!

AMALIA.

Es ist wahr! Herrscher im Himmel! Es ist wahr! — Was hab' ich gethan, ich unschuldiges Lamm? Ich habe diesen geliebt!

R. MOOR.

Das ist mehr, als ein Mann erduldet. Hab' ich doch den Tod aus mehr denn tausend Röhren auf mich zupfeifen gehört, und bin ihm keinen Fussbreit gewichen, soll ich jetzt erst lernen beben wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erschüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es ist nur ein Anstoss vom Weibe — Blut muss ich saufen, es wird vorübergehen.

(Er will davon fliehn.)

AMALIA fällt ihm in die Arme.

Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht lassen.

R. MOOR schleudert sie von sich.

Fort, falsche Schlange! du willst einen Rasenden höhnen, aber ich poche dem Tyrannen-Verhängniss — was, du weinst? Oh ihr losen, boshaften Gestirne! Sie thut, als ob sie weine, als ob um mich eine Seele weine! (*Amalia fällt ihm um den Hals.*) Ha, was ist das? Sie speit mich nicht an, stösst mich nicht von sich — Amalia! Hast du vergessen? Weisst du auch, wen du umarmest, Amalia?

AMALIA.

Einziger, Unzertrennlicher!

R. MOOR aufblühend in ekstatischer Wonne.

Sie vergibt mir, sie liebt mich! Rein bin ich, wie der Aether des Himmels, sie liebt mich! — Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! (*Er fällt auf die Knie und weint heftig.*) Der Friede meiner Seele ist wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle ist nicht mehr — Sieh, o sieh, die Kinder des Lichts weinen am Halse der weinenden Teufel — (*aufstehend zu den Räubern*). So weinet doch auch! Weinet, weinet, ihr seyd ja so glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia!

(Er hängt an ihrem Munde, sie bleiben in stummer Umarmung.)

EIN RÄUBER grimmig hervortretend.

Halt ein, Verräther! — Gleich lass diesen Arm fahren — oder ich will dir ein Wort sagen, dass dir die Ohren gellen, und deine Zähne vor Entsetzen klappern!

(Streckt das Schwert zwischen Beide.)

EIN ALTER RÄUBER.

Denk' an die böhmischen Wälder? Hörst du, zagst du? — An die böhmischen Wälder sollst du denken! Treuloser, wo sind deine Schwüre? Vergisst man Wunden so bald? da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze schlugen für dich? Da wir dir standen wie Mauern, auffingen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, hubst du da nicht deine Hand zum eisernen Eid auf, schwurst, *uns nie zu verlassen*, wie wir dich nicht verlassen haben? — Ehrloser! Treuvergessner! Und du willst abfallen, wenn eine Metze greint?

EIN DRITTER RÄUBER.

Pfui über den Meineid! Der Geist des geopferten *Rollers*, den du zum Zeugen aus dem Todtenreich zwangst, wird erröthen über deine Feigheit, und gewaffnet aus seinem Grabe steigen, dich zu züchtigen.

DIE RÄUBER durcheinander, reissen ihre Kleider auf.

Schau her, schau! Kennst du diese Narben? du bist unser! Mit unserm Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft; unser bist du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch in's Handgemenge kommen sollte! — Marsch mit uns, *Opfer um Opfer! Amalia für die Bande!*

R. MOOR lässt ihre Hand fahren.

Es ist aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel sprach: es soll nicht seyn. (*Kalt.*) Blöder Thor ich, warum wollt' ich es auch? Kann denn ein grosser Sünder noch umkehren? Ein grosser Sünder kann nimmermehr umkehren, das hätt' ich längst wissen können — Sey ruhig, ich bitte dich, sey ruhig! so ist's ja auch recht — Ich habe nicht gewollt, da Er mich suchte; jetzt, da ich Ihn suche, will *Er* nicht; was ist billiger? — Rolle doch deine Augen nicht so — Er bedarf ja meiner nicht. Hat Er nicht Geschöpfe in Fülle! Einen kann Er so leicht missen, und dieser Eine bin nun ich. — Kommt, Kameraden!

AMALIA reisst ihn zurück.

Halt, halt! Einen Stoss! einen Todesstoss! Neu verlassen! Zieh' dein Schwert, und erbarme dich!

R. MOOR.

Das Erbarmen ist zu Bären geflohen, — ich tödte dich nicht!

AMALIA seine Knie umfassend.

Oh, um Gotteswillen, um aller Erbarmungen willen! Ich will ja nicht Liebe mehr, weiss ja wohl, dass droben unsre Sterne feindlich von einander fliehen, — Tod ist meine Bitte nur. — Verlassen, verlassen? Nimm es ganz in seiner entsetzlichen Fülle, verlassen! Ich kann's nicht überdulden. Du siehst ja, das kann kein Weib überdulden. Tod ist meine Bitte nur! Siehe meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht, zu stossen. Mir bangt vor der blitzenden Schneide — dir ist's ja so leicht, so leicht; bist ja Meister im Morden! zieh' dein Schwert, und ich bin glücklich!

R. MOOR.

Willst du allein glücklich seyn? Fort, ich tödte kein Weib!

AMALIA.

Ha, Würger! du kannst nur die Glücklichen tödten; die Lebenssatten gehst du vorüber! (*Kriecht zu den Räubern.*) So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! — Es ist ein so blutdürstiges Mitleid in euern Blicken, das dem Elenden Trost ist — euer Meister ist ein eitler feigherziger Prahler.

R. MOOR.

Weib, was sagst du?

(Die Räuber wenden sich ab.)

AMALIA.

Kein Freund? Auch unter diesen nicht ein Freund? (*Sie steht auf.*) Nun denn, so lehre mich Dido sterben!

(Sie will gehen, ein Räuber zielt.)

R. MOOR.

Halt! Wag' es — Moors Geliebte soll nur durch Moor sterben!

(Er ermordet sie.)

DIE RÄUBER.

Hauptmann, Hauptmann! Was machst du? Bist du wahnsinnig worden?

R. MOOR auf den Leichnam mit starrem Blick.

Sie ist getroffen! Dies Zucken noch, und dann wird's vorbei seyn — Nun, seht doch! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geschlachtet. Wie, seht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

GRIMM.

Du hast deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du hast gethan, was kein Mann würde für seine *Ehre* thun. Komm jetzt weiter!

R. MOOR.

Sagst du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Schelme, es ist ungleicher Tausch? — O, ich sage euch, wenn Jeder unter euch auf's Blutgerüste ginge, und sich ein Stück Fleisch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken liesse, dass die Marter eilf Sommertage dauerte, es wiegte diese Thränen nicht auf. (*Mit bitterm Gelächter*). Die Narben, die böhmischen Wälder! Ja, ja! Dies musste freilich bezahlt werden.

SCHWARZ.

Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Anblick ist nicht für dich. Führe uns weiter!

R. MOOR.

Halt — Noch ein Wort, eh' wir weiter gehn. — Merket auf, ihr schadenfrohen Schergen meines barbarischen Winks — Ich höre von diesem *Nun* an auf, euer Hauptmann zu seyn — Mit Scham und Grauen leg' ich hier diesen blutigen Stab nieder, worunter zu

freveln ihr euch berechtigt wähntet, und mit Werken der Finsterniss dies himmlische Licht zu besudeln — Gehet hin zur Rechten und Linken —Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

RÄUBER.

Ha, Muthloser! Wo sind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblasen gewesen, die beim Hauch eines Weibes zerplatzen?

R. MOOR.

O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern, und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich mass'te mir an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen— aber — o eitle Kinderei — da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, dass *zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden.* Gnade — Gnade dem Knaben, der *Dir* vorgreifen wollte — *Dein* eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Freilich steht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verdorben, was verdorben ist — Was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Gesetze versöhnen, und die misshandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muss für sie des Todes sterben.

RÄUBER.

Nehmt ihm den Degen weg—Er will sich umbringen.

R. MOOR.

Thoren ihr! Zu ewiger Blindheit verdammt! Meint ihr wohl gar, eine Todsünde werde das Æquivalent gegen Todsünden seyn? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch diesen gottlosen Misslaut gewinnen? (*Wirft ihnen seine Waffen verächtlich vor die Füsse*). Er soll mich lebendig haben. Ich gehe, mich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

RÄUBER.

Legt ihn an Ketten! Er ist rasend worden.

R. MOOR.

Nicht, als ob ich zweifelte, sie werde mich zeitig genug finden, wenn die obern Mächte es so wollen. Aber sie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einzige Verdienst entwischt, dass ich mit Willen für sie gestorben bin. Was soll ich, gleich einem Diebe, ein Leben länger verheimlichen, das mir schon lange im Rathe der himmlischen Wächter genommen ist?

RÄUBER.

Lasst ihn hinfahren! Es ist die Gross-Mann-Sucht. Er will sein Leben an eitle Bewunderung setzen.

R. MOOR.

Man könnte mich darum bewundern. (*Nach einigem Nachsinnen.*) Ich erinnere mich, einen armen Schelm gesprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Tagelohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat — Man hat tausend Louisd'ore geboten, wer den grossen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden.

(Er geht ab.)

DIE VERSCHWÖRUNG

DES

FIESKO ZU GENUA.

EIN REPUBLIKANISCHES TRAUERSPIEL.

Die Geschichte dieser Verschwörung habe ich vorzüglich aus des Kardinals von Retz *Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque*, der *Histoire des Conjurations*, der *Histoire de Gênes* und Robertsons Geschichte Karls *V.*—dem 3ten Theile — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasieen als *facta* verdorben haben. Die wahre Katastrophe des Complots, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, musste durchaus verändert werden; denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Faktum, sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Kabale. Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, dass nur Empfindung Empfindung weckt, so müsste, däucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintansetzen muss, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen, und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfindrischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen — das stand bei mir. Mein Verhältniss mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Kabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden.

PERSONEN.

ANDREAS DORIA. Doge von Genua. — Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren, Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und strenge befehlende Kürze.

GIANETTINO DORIA. Neffe des Vorigen. Prätendent. — Mann von 26 Jahren. Rauh und anstössig in Sprache, Gang und Manieren. Bäurisch stolz. Die Bildung zerrissen.

(Beide Doria tragen Scharlach.)

FIESKO, Graf von Lavagna. Haupt der Verschwörung. — Junger, schlanker, blühendschöner Mann von 23 Jahren, stolz mit Anstand, freundlich mit Majestät, höfischgeschmeidig, und eben so tückisch.

(Alle Nobili gehen schwarz. Die Tracht ist durchaus altdeutsch.)

VERRINA. Verschworner Republicaner. — Mann von 60 Jahren. Schwer, ernst und düster. Tiefe Züge.

BOURGOGNINO. Verschworner. — Jüngling von 20 Jahren. Edel und angenehm. Stolz, rasch und natürlich.

KALKAGNO. Veschworner. — Hagrer Wollüstling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

SACCO. Verschworner. — Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Mensch.

LOMELLINO. Gianettino's Vertrauter. — Ein ausgetrockneter Hofmann.

ZENTURIONE.
ZIBO.
ASSERATO. } Missvergnügte.

ROMANO. Mahler. — Frei, einfach und stolz.

MULEY HASSAN. Mohr von Tunis. — Ein confiszirter Mohrenkopf. Die Physiognomie eine originelle Mischung von Spitzbüberey und Laune.

DEUTSCHER DER HERZOGLICHEN LEIBWACHE. — Ehrliche Einfalt. Handfeste Tapferkeit.

Drei aufrürische Bürger.

LEONORE, Fiesko's Gemahlinn. — Dame von 18 Jahren. Blass und schmächtig. Fein und empfindsam. Sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Gesicht schwärmerische Melancholie. Schwarze Kleidung.

JULIA. Gräfin, Wittwe Imperiali. Doria's Schwester. — Dame von 25 Jahren. Gross und voll. Stolze Kokette. Schönheit verdorben durch Bizarrerie. Blendend und nicht gefallend. Im Gesicht ein böser moquanter Charakter. Schwarze Kleidung.

BERTHA, Verrina's Tochter. — Unschuldiges Mädchen.

ROSA, ARABELLA. Leonorens Kammermädchen.

Mehrere Nobili, Bürger, Deutsche, Soldaten, Bediente, Diebe.

Der Schauplatz Genua. Die Zeit 1547.

ERSTER AUFZUG.

Saal bei *Fiesko*. Man hört in der Ferne eine Tanzmusik und den Tumult eines Balls.

ERSTER AUFTRITT.

LEONORE *maskirt*. ROSA, ARABELLA *fliehen zerstört auf die Bühne*.

LEONORE reisst die Maske ab.

Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es ist am Tag. (*Sie wirft sich in einen Sessel.*) Das wirft mich nieder.

ARABELLA.

Gnädige Frau —

LEONORE aufstehend.

Vor meinen Augen! eine stadtkundige Kokette! im Angesicht des ganzen Adels von Genua! (*wehmüthig*) Rosa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

ROSA.

Nehmen Sie die Sache für das, was sie wirklich war — eine Galanterie —

LEONORE.

Galanterie? — und das emsige Wechselspiel ihrer Augen? Das ängstliche Lauren auf ihre Spuren? Der lange verweilende Kuss auf ihren entblössten Arm, dass noch die Spur seiner Zähne im flammenrothen Fleck zurückblieb? Ha! und die starre tiefe Betäubung, worein er, gleich dem *gemahlten Entzücken*, versunken sass, als wäre um ihn her die Welt weggeblasen, und er *allein mit dieser* Julia im ewigen Leeren? Galanterie? — gutes Ding, das noch nie geliebt hat, streite mir nicht über Galanterie und Liebe!

ROSA.

Desto besser, Madonna! Einen Gemahl verlieren, heisst zehn Cicisbeo Profit machen.

LEONORE.

Verlieren? — ein kleiner aussetzender Puls der Empfindung und Fiesko verloren? Geh, giftige Schwäzzerin — komm mir nie wieder vor die Augen! — eine unschuldige Neckerei — vielleicht eine Galanterie? Ist es nicht so, meine empfindende Bella?

ARABELLA.

O ja! ganz zuverlässig so!

LEONORE in Tiefsinn versunken.

Dass sie darum in seinem *Herzen* sich wüsste? — dass hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anspräche in jeder Fusstapfe der Natur? — Was ist das? Wo gerath' ich hin? Dass ihm die schöne majestätische Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr *Bild* — nur ihr *Bild* gestochen ist? — dass er sie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich, Bella! (*Pause. Die Musik lässt sich von Neuem hören. Leonore aufgefahren*). Horch! War das nicht die Stimme Fiesko's, die aus dem Lärmen hervordrang? Kann er lachen, wenn seine Leonore im Einsamen weinet? Nicht doch, mein Kind! Es war Gianettino Doria's bäurische Stimme.

ARABELLA.

Sie war's, Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

LEONORE.

Du entfärbst dich! Bella! du lügst — Ich lese in euren Augen — in den Gesichtern der Genueser ein Etwas — ein Etwas (*sich verhüllend.*) O gewiss! diese Genueser wissen mehr, als für das Ohr einer Gattinn tauglich.

ROSA.

O der alles vergrössernden Eifersucht!

LEONORE schwermüthig schwärmend.

Da er noch Fiesko war — dahertrat im Pomeranzenhayn, wo wir Mädchen lustwandeln gingen; ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das *Durchlauchtige Genua* auf seinen jungen Schultern sich wiegte; unsere Augen schlichen diebisch ihm nach, und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blick sie traf. Ach Bella! Wie verschlangen wir seine Blicke! Wie partheyisch zählte sie der ängstliche Neid der Nachbarinn zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, sanfte Busen pochten stürmischer, Eifersucht hatte unsere Eintracht zerrissen.

ARABELLA.

Ich besinne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um diese schöne Eroberung.

LEONORE begeistert.

Und nun *Mein* ihn zu nennen! Verwegenes, entsetzliches Glück! *Mein* Genua's grössten Mann, (*mit Anmuth*) der vollendet sprang aus dem Meisel der unerschöpflichen Künstlerinn, alle Grössen seines Geschlechts im lieblichsten Schmelze verband — Höret, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verschweigen! Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, (*geheimnissvoll*) einen Gedanken — als ich am Altar stand neben Fiesko — seine Hand in meine Hand gelegt — hatte ich den Gedanken, *den* zu denken dem *Weibe verboten* ist: — dieser Fiesko, dessen Hand jetzt in der deinigen liegt — dein Fiesko — aber still! dass kein Mann uns belausche, wie hoch wir uns mit dem Abfall seiner Vortrefflichkeit brüsten — dieser dein Fiesko — weh euch! Wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — *Genua von seinen Tyrannen erlösen!*

ARABELLA erstaunt.

Und diese Vorstellung kam einem Frauenzimmer am Brauttag?

LEONORE.

Erstaune, Rosa! Der Braut in der Wonne des Brauttags! (*lebhafter*) Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, dass dieses Haus *Doria* über unsre Ahnen hinauswachsen will. Jener sanftmüthige Andreas — es ist eine Wollust, ihm gut zu seyn — mag immer Herzog von Genua heissen, — aber Gianettino ist sein Neffe — sein Erbe — und Gianettino hat ein freches hochmüthiges Herz. Genua zittert vor ihm und Fiesko (*in Wehmuth hinabgefallen*) Fiesko — weinet um mich — liebt seine Schwester.

ARABELLA.

Arme, unglückliche Frau —

LEONORE.

Gehet jetzt, und sehet diesen Halbgott der Genueser im schamlosen Kreis der Schwelger und Buhldirnen sitzen, ihre Ohren mit unartigem Witze kitzeln, ihnen Mährchen von verwünschten Prinzessinnen erzählen — — Das ist Fiesko! — Ach Mädchen! nicht Genua allein verlor seinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

ROSA.

Reden Sie leiser. Man kommt durch die Gallerie.

LEONORE zusammenschreckend.

Fiesko kommt. Flieht! Flieht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen.

(Sie entspringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach.)

ZWEITER AUFTRITT.

GIANETTINO DORIA, *maskirt im grünen Mantel.* EIN MOHR. *Beide im Gespräch.*

GIANETTINO.

Du hast mich verstanden?

MOHR.

Wohl.

GIANETTINO.

Die weisse Maske.

MOHR.

Wohl.

GIANETTINO.

Ich sage — die weisse Maske!

MOHR.

Wohl! Wohl! Wohl!

GIANETTINO.

Hörst du? Du kannst sie nur (*auf seine Brust deutend*) *hieher* verfehlen.

MOHR.

Seyd unbekümmert.

GIANETTINO.

Und einen tüchtigen Stoss!

MOHR.

Er soll zufrieden seyn.

GIANETTINO hämisch.

Das der arme Graf nicht lange leide.

MOHR.

Um Vergebung — Wie schwer möchte ohngefähr sein Kopf in's Gewicht fallen?

GIANETTINO.

Hundert Zechinen schwer.

MOHR bläs't durch die Finger.

Puh! Federleicht.

GIANETTINO.

Was brummst du da?

MOHR.

Ich sag' — es ist eine leichte Arbeit.

GIANETTINO.

Das ist deine Sorge. Dieser Mensch ist ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen seine Pole. Höre Kerl! fasse ihn ja recht.

MOHR.

Aber Herr — ich muss flugs auf die That nach Venedig.

GIANETTINO.

So nimm deinen Dank voraus (*wirft ihm einen Wechsel zu.*) In höchtens drei Tagen muss er kalt seyn.

(Ab.)

MOHR indem er die Wechsel vom Boden nimmt.

Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Gaunerparole ohne Handschrift.

(Ab.)

DRITTER AUFTRITT.

KALKAGNO, *hinter ihm.* SACCO. *Beide in schwarzen Mänteln.*

KALKAGNO.

Ich werde gewahr, dass du alle meine Schritte belauerst.

SACCO.

Und ich beobachte, dass du mir alle verbirgst. Höre, Kalkagno, seit einigem Wochen arbeitet etwas auf deinem Gesichte, das nicht geradezu bloss dem Vaterlande gilt — Ich dächte, Bruder, wir Beide könnten schon Geheimniss gegen Geheimniss tauschen, und am Ende hätte Keiner beim Schleichhandel verloren — Willst du aufrichtig seyn?

KALKAGNO.

So sehr, dass, wenn deine Ohren nicht Lust haben, in meine Brust hinunterzusteigen, mein Herz dir halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen soll — Ich liebe die Gräfin Fiesko.

SACCO tritt verwundernd zurück.

Wenigstens das hätte ich nicht entziffert, hätte ich alle Möglichkeiten Revüe passiren lassen—Deine Wahl spannt meinen Witz auf die Folter, aber es ist um ihn geschehen, wenn sie glückt.

KALKAGNO.

Man sagt, sie sey ein Beispiel der strengsten Tugend.

SACCO.

Man lügt. Sie ist das ganze Buch über den abgeschmackten Text. Eins von Beiden, Kalkagno. Gieb dein Gewerb oder dein Herz auf. —

KALKAGNO.

Der Graf ist ihr ungetreu. Eifersucht ist die abgefeimteste Kupplerinn. Ein Anschlag auf die Doria muss den Grafen in Athem halten, und mir im Pallaste zu schaffen geben. Während er nun den Wolf aus der Hürde scheucht, soll der Marder in seinen Hühnerstall fallen.

SACCO.

Unverbesserlich, Bruder. Habe Dank. Auch mich hast du plötzlich des Rothwerdens überhoben. Was ich mich zu denken geschämt habe, kann ich jetzt laut vor dir sagen. Ich bin ein Bettler, wenn die jetzige Verfassung nicht übern Haufen fällt.

KALKAGNO.

Sind deine Schulden so gross?

SACCO.

So ungeheuer, dass mein Lebensfaden, achtfach genommen, am ersten Zehentheil abschnellen muss. Eine Staatsveränderung soll mir Luft machen, hoff' ich. Wenn sie mir auch nicht zum *Bezahlen* hilft, soll sie doch meinen Gläubigern das *Fordern* entleiden.

KALKAGNO.

Ich verstehe — und am Ende, wenn Genua *bei der Gelegenheit* frei wird, lässt sich Sacco Vater des Vaterlandes taufen. Wärme mir einer das verdroschene Mährchen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerot eines Taugenichtses und die Brunst eines Wollüstlings das Glück eines Staats entscheiden. Bei Gott, Sacco! Ich bewundre in uns Beiden die feine Spekulation des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der Gliedmassen rettet. — Weiss Verrina um deinen Anschlag?

SACCO.

So weit der Patriot darum wissen darf. *Genua*, weisst du selbst, ist die Spindel, um welche sich alle seine Gedanken mit einer eisernen Treue drehen. An dem Fiesko hängt jetzt sein Falkenauge. Auch dich hofft er halbwegs zu einem kühnen Komplot.

KALKAGNO.

Er hat eine treffliche Nase. Komm, lass uns ihn aufsuchen, und seinen Freiheitssinn mit dem unsrigen schüren.

(Gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

JULIA, *erhitzt.* FIESKO *der einen weissen Mantel trägt, eilt ihr nach.*

JULIA.

Lakayen! Läufer!

FIESKO.

Gräfinn, wohin? Was beschliessen Sie?

JULIA.

Nichts, im Mindesten nichts. (*Bediente.*) Mein Wagen soll vorfahren.

FIESKO.

Sie erlauben — er soll nicht. Hier ist eine Beleidigung.

JULIA.

Pah! Doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnierung in Stücken — Beleidigung? Wer ist hier, der beleidigen kann? So gehen Sie doch.

FIESKO auf einem Knie.

Nicht, bis Sie mir den Verwegenen sagen.

JULIA steht still mit angestemmten Armen.

Ah schön! schön. Sehenswürdig! Riefe doch Jemand die Gräfinn von Lavagna zu diesem reizenden Schauspiel! — Wie, Graf? Wo bleibt der Gemahl? Diese Stellung taugte ausnehmend in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn sie im Kalender Ihrer Liebkosungen blättert, und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Damen, wo Sie wohlfeiler markten. So stehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abbüssen?

FIESKO springt auf.

Impertinenzen? Ihnen?

JULIA.

Aufzubrechen — den Sessel zurückzustossen — der Tafel den Rücken zu kehren — der Tafel, Graf! an der ich sitze.

FIESKO.

Es ist nicht zu entschuldigen.

JULIA.

Und *mehr* ist es nicht?—Ueber die Fratze! und ist es denn meine Schuld, (*sich belächelnd*) dass der Graf seine Augen hat?

FIESKO.

Das Verbrechen Ihrer Schönheit, Madonna, dass er sie nicht überall hat?

JULIA.

Keine Delikatesse, Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fordre Genugthuung. Finde ich sie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

FIESKO.

In den Armen der Liebe, die Ihnen den Misstritt der Eifersucht abbittet.

JULIA.

Eifersucht! Eifersucht! Was will denn das Köpfchen? (*vor einem Spiegel gestikulirend.*) Ob sie wohl eine bessere Fürsprache für ihren Geschmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (*stolz*) Doria und Fiesko? — ob sich die Gräfinn von Lavagna nicht geehrt fühlen muss, wenn die Nichte des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet? (*freundlich, indem sie dem Grafen ihre Hand zum Küssen reicht.*) Ich setze den Fall, Graf, dass ich sie so fände.

FIESKO lebhaft.

Grausamste, und mich dennoch zu quälen! — Ich weiss es, göttliche Julia, dass ich nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen sollte. Meine Vernunft heisst mich das Knie des Unterthans vor dem Blute Doria beugen, aber mein Herz betet die schöne Julia an. Eine Verbrecherinn ist meine Liebe, aber eine Heldinn zugleich, die kühn genug ist, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen, und gegen die verzehrende Sonne der Majestät anzufliegen.

JULIA.

Eine grosse gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, sein Herz hüpft unter dem Schattenriss einer Andern.

FIESKO.

Oder besser, Signora, es schlägt unwillig dagegen, und will ihn hinwegdrücken. *Indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt, und sie der Julia überliefert.*) Stellen Sie *Ihr* Bild an diesem Altare auf, so können Sie diesen Götzen zerstören.

JULIA steckt das Bild hastig zu sich, vergnügt.

Ein grosses Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient, (*sie hängt ihm die ihrige um*). So, Sklave! trage die Farbe deines Herrn.

(Sie geht ab.)

FIESKO mit Feuer.

Julia liebt mich! Julia! Ich beneide keinen Gott (*frohlockend im Saal*). Diese Nacht sey eine Festnacht der Götter, die Freude soll ihr Meisterstück machen. Holla! Holla! (*Menge Bediente.*) Der Boden meiner Zimmer lecke zyprischen Nektar, Musik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf, tausend brennende Lampen spotten die Morgensonne hinweg — Allgemein sey die Lust; der bacchantische Tanz stampfe das Todtenreich in polternde Trümmer!

(Er eilt ab. Rauschendes Allegro, unter welchem der Mittelvorhang aufgezogen wird und einen grossen illuminirten Saal eröffnet, worin viele Masken tanzen. Zur Seite Schenk- und Spieltische von Gästen besetzt.)

FÜNFTER AUFTRITT.

GIANETTINO *halb betrunken.* LOMELLINO. ZIBO. ZENTURIONE. VERRINA. SACCO. KALKAGNO. *Alle maskirt. Mehrere Damen und Nobili.*

GIANETTINO lärmend.

Bravo! Bravo! Diese Weine glitschen herrlich, unsre Tänzerinnen springen *à merveille.* Geh einer von euch, streu' es in Genua aus, ich sey heitern Humors, man könne sich gütlich thun — Bei meiner Geburt! Sie werden den Tag roth im Kalender zeichnen, und drunter schreiben: heute war der Prinz Doria lustig.

GÄSTE setzen die Gläser an.

Die Republik!

(Trompetenstoss.)

GIANETTINO wirft das Glas mit Macht auf die Erde.

Hier liegen die Scherben.

(Drei schwarze Masken fahren auf, versammeln sich um Gianettino.)

LOMELLINO führt den Prinzen vor.

Gnädiger Herr, Sie sagten mir neulich von einem Frauenzimmer, das Ihnen in der Lorenzokirche begegnete?

GIANETTINO.

Das hab' ich auch, Bursche, und muss ihre Bekanntschaft haben.

LOMELLINO.

Die kann ich Euer Gnaden verschaffen.

GIANETTINO rasch.

Kannst du! Kannst du! Lomellino, du hast dich neulich zur Prokuratorwürde gemeldet. Du sollst sie erhalten.

LOMELLINO.

Gnädiger Prinz, es ist die zweite im Staat; mehr denn sechszig Edelleute bewerben sich darum, alle reicher und angesehener, als Euer Gnaden unterthäniger Diener.

GIANETTINO schnaubt ihn trotzig an.

Donner und Doria! Du sollst Prokurator werden. (*Die drei Masken kommen vorwärts.*) Adel in Genua? Lasst sie all' ihre Ahnen und Wappen zumal in die Waagschale schmeissen, was braucht es mehr, als ein Haar aus dem weissen Bart meines Onkels, Genua's ganze Adelschaft in alle Lüfte zu schnellen? Ich *will*, du *sollst* Prokurator seyn, das ist so viel, als alle Stimmen der Signoria.

LOMELLINO leiser.

Das Mädchen ist die einzige Tochter eines gewissen Verrina.

GIANETTINO.

Das Mädchen ist hübsch! und trotz allen Teufeln! muss ich sie brauchen.

LOMELLINO.

Gnädiger Herr! das einzige Kind des starrköpfigsten Republikaners!

GIANETTINO.

Geh' in die Hölle mit deinem Republikaner! Der Zorn eines Vasallen, und meine Leidenschaft! Das heisst, der Leuchtthurm muss einstürzen, wenn Buben mit Muscheln darnach werfen (*die drei schwarzen Masken treten mit grossen Bewegungen näher*). Hat darum Herzog Andreas seine Narben geholt in den Schlachten dieser Lumpen-Republikaner, dass sein Neffe die Gunst ihrer Kinder und Bräute erbetteln soll? Donner und Doria! Diesen Gelust müssen sie niederschlucken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genuesische Freiheit sich zu todt zappeln soll.

(Die drei Masken treten zurück.)

LOMELLINO.

Das Mädchen ist eben jetzt *allein*. Ihr Vater ist hier, und eine von den drei Masken.

GIANETTINO.

Erwünscht, Lomellino. Gleich bringe mich zu ihr.

LOMELLINO.

Aber sie werden eine Buhlerinn suchen, und eine *Empfindlerinn* finden.

GIANETTINO.

Gewalt ist die beste Beredsamkeit. Führe mich alsobald hin; den republikanischen Hund will ich sehen, der am Bären Doria hinaufspringt. (*Fiesko begegnet ihm an der Thüre.*) Wo ist die Gräfinn?

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE. FIESKO.

FIESKO.

Ich habe sie in den Wagen gehoben. (*Er fasst Gianettino's Hand, und hält sie gegen seine Brust.*) Prinz, ich bin jetzt doppelt in Ihren Banden. Gianettino herrscht über meinen Kopf und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schwester.

LOMELLINO.

Fiesko ist ganz Epikuräer worden. Die grosse Welt hat viel an Ihnen verloren.

FIESKO.

Aber Fiesko nichts an der grossen Welt. *Leben* heisst *träumen; Weise seyn*, Lomellino, heisst *angenehm träumen*. Kann man das besser unter den Donnern des Throns, wo die Räder der Regierung ewig in's gellende Ohr krachen, als am Busen eines schmachtenden Weibes? Gianettino Doria mag über Genua herrschen. Fiesko wird lieben.

GIANETTINO.

Brich auf, Lomellino. Es wird Mitternacht. Die Zeit rückt heran. Lavagna, wir danken für deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

FIESKO.

Das ist Alles, was ich wünschen kann, Prinz.

GIANETTINO.

Also gute Nacht. Morgen ist Spiel bei Doria, und Fiesko ist eingeladen. Komm, Prokurator.

FIESKO.

Musik! Lichter!

GIANETTINO trotzig durch die drei Masken.

Platz dem Namen des Herzogs.

EINE VON DEN DREI MASKEN murmelt unwillig.

In der Hölle! Niemals in Genua!

GÄSTE in Bewegung.

Der Prinz bricht auf. Gute Nacht, Lavagna!

(Taumeln hinaus.)

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE DREI SCHWARZEN MASKEN. FIESKO.

(Pause.)

FIESKO.

Ich werde hier Gäste gewahr, die die Freuden meines Festes nicht theilen.

MASKEN murmeln verdrüsslich durcheinander.

Nicht einer!

FIESKO verbindlich.

Sollte mein guter Wille einen Genueser missvergnügt weglassen? Hurtig, Lakayen! man soll den Ball erneuern, und die grossen Pokale füllen. Ich wollte nicht, dass Jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Künste meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzimmer Zerstreuung? Oder wollen wir uns zum Pharao setzen, und die Zeit mit Spielen betrügen?

EINE MASKE.

Wir sind gewohnt, sie mit *Thaten zu bezahlen!*

FIESKO.

Eine männliche Antwort, und — das ist Verrina!

VERRINA nimmt die Maske ab.

Fiesko findet seine Freunde geschwinder in ihren Masken, als sie ihn in der seinigen.

FIESKO.

Ich verstehe das nicht. Aber was soll der Trauerflor an deinem Arm! Sollte Verrina Jemand begraben haben, und Fiesko nichts darum wissen?

VERRINA.

Trauerpost taugt nicht für Fiesko's lustige Feste.

FIESKO.

Doch, wenn ein Freund ihn auffordert. (*Drückt seine Hand mit Wärme.*) Freund meiner Seele! Wer ist *uns Beiden* gestorben?

VERRINA.

Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht alle Söhne trauern um ihre Mutter.

FIESKO.

Deine Mutter ist lange vermodert.

VERRINA bedeutend.

Ich besinne mich, dass Fiesko mich Bruder nannte, weil ich der Sohn seines Vaterlands war.

FIESKO scherzhaft.

Ach! ist es das? Also auf einen Spass war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es ist wahr, Genua liegt wirklich in den letzten Zügen. Der Gedanke ist einzig und neu. Unser Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

KALKAGNO.

Er hat es ernsthaft gesagt, Fiesko!

FIESKO.

Freilich! Freilich! Das war's eben. So trocken weg und so weinerlich. Der Spass verliert Alles, wenn der Spassmacher selber lacht. Mit einer wahren Leichenbittersmiene! Hätt' ich's je gedacht, dass der finstre Verrina in seinen alten Tagen noch ein so lustiger Vogel würde!

SACCO.

Verrina, komm! Er ist nimmermehr unser!

FIESKO.

Aber lustig weg, Landsmann. Lass uns aussehen, wie listige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen, und desto lauter in's Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Stiefmutter kriegen. Sey's drum, wir lassen sie keifen, und schmausen.

VERRINA heftig bewegt.

Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo bist du hingekommen, Fiesko? Wo soll ich den grossen Tyrannenhasser erfragen? Ich weiss eine Zeit, wo du beim Anblick einer Krone Gichten bekommen hättest. — Gesunkener Sohn der Republik! Du wirst's verantworten, dass ich keinen Heller um meine Unsterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geister abnützen kann.

FIESKO.

Du bist der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Tasche stecken, und an einen Kaper von Tunis verschachern, was kümmert's uns? Wir trinken Zyprier, und küssen schöne Mädchen.

VERRINA blickt ihn ernst an.

Ist das deine wahre ernstliche Meinung?

FIESKO.

Warum nicht, Freund? Ist es denn eine Wollust, der Fuss des trägen vielbeinigten Thiers *Republik* zu seyn? Dank es dem, der ihm Flügel giebt, und die Füsse ihrer Aemter ersetzt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeschäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

VERRINA.

Fiesko? — Ist das deine wahre ernstliche Meinung?

FIESKO.

Andreas erklärt seinen Neffen zum Sohn und Erben seiner Güter, wer will der Thor seyn, ihm das Erbe seiner Macht abzustreiten?

VERRINA mit äusserstem Unmuth.

So kommt Genueser!

(Er verlässt den Fiesko schnell, die Andern folgen.)

FIESKO.

Verrina! — Verrina! Dieser Republikaner ist hart wie Stahl! —

ACHTER AUFTRITT.

FIESKO. EINE UNBEKANNTE MASKE.

MASKE.

Haben Sie eine Minute übrig, Lavagna?

FIESKO zuvorkommend.

Für Sie eine Stunde!

MASKE.

So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

FIESKO.

Es ist fünfzig Minuten auf Mitternacht.

MASKE.

Sie haben die Gnade, Graf!

FIESKO.

Ich werde anspannen lassen.

MASKE.

Das ist nicht nöthig. Ich schicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht; denn ich hoffe, es soll nur Einer zurückkommen.

FIESKO betreten.

Und?

MASKE.

Man wird Ihnen auf eine gewisse Thräne eine blutige Antwort abfordern.

FIESKO.

Diese Thräne?

MASKE.

Einer gewissen Gräfinn von Lavagna. Ich kenne diese Dame sehr gut, und will wissen, womit sie verdient hat, das Opfer einer Närrinn zu werden?

FIESKO.

Jetzt verstehe ich Sie. Darf ich den Namen dieses seltsamen Ausforderers wissen?

MASKE.

Es ist der nämliche, der das Fräulein von Zibo einst anbetete, und vor dem Bräutigam Fiesko zurücktrat.

FIESKO.

Scipio Bourgognino!

BOURGOGNINO nimmt die Maske ab.

Und der jetzt da ist, seine Ehre zu lösen, die einem Nebenbuhler wich, der klein genug denkt, die Sanftmuth zu quälen.

FIESKO umarmt ihn mit Feuer.

Edler junger Mann! Gedankt sey's dem Leiden meiner Gemahlinn, dass mir eine so werthe Bekanntschaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens, aber ich schlage mich nicht.

BOURGOGNINO einen Schritt zurück.

Der Graf von Lavagna wäre zu feig, sich gegen die Erstlinge meines Schwerts zu wagen?

FIESKO.

Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre dieses liebe Feuer für einen lieberen Gegenstand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre kindisch.

BOURGOGNINO erregt.

Kindisch! Graf? Das Frauenzimmer kann über Misshandlung *nur weinen*. — Wofür ist der Mann da?

FIESKO.

Ungemein gut gesagt, aber ich schlage mich nicht.

BOURGOGNINO dreht ihm den Rücken, will gehen.

Ich werde Sie verachten.

FIESKO lebhaft.

Bei Gott, Jüngling! das wirst du nie, und wenn die Tugend im Preis fallen sollte. (*Fasst ihm bedächtlich bei der Hand.*) Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie soll ich sagen? — *Ehrfurcht* nennt?

BOURGOGNINO.

Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den ersten der Menschen erklärte?

FIESKO.

Also, mein Freund! Einen Mann, der einst meine Ehrfurcht verdiente, würd' ich — etwas langsam ver-

achten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meisters sollte künstlicher seyn, als dem flüchtigen Anfänger so gerade zu in die Augen zu springen — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen Sie sich Zeit, zu *überlegen*, warum Fiesko so und nicht anders handelt, (*Bourgognino geht stillschweigend ab*). Fahre hin, edler Jüngling! Wenn diese Flammen in's *Vaterland* schlagen, mögen die *Doria* feste stehen.

NEUNTER AUFTRITT.

FIESKO. DER MOHR *tritt schüchtern herein, und sieht sich überall sorgfältig um.*

FIESKO fasst ihn scharf und lang in's Auge.

Was willst du und wer bist du?

MOHR wie oben.

Ein Sklave der Republik.

FIESKO.

Sklaverei ist ein elendes Handwerk (*immer ein scharfes Aug' auf ihn*). Was suchst du?

MOHR.

Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

FIESKO.

Häng' immer diesen Schild vor dein Gesicht hinaus, das wird nicht überflüssig seyn — aber was suchst du?

MOHR sucht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus.

Herr, ich bin kein Spitzbube.

FIESKO.

Es ist gut, dass du das beifügst, und — doch wieder nicht gut (*ungeduldig*). Aber, was suchst du?

MOHR rückt wieder näher.

Seyd Ihr der Graf Lavagna?

FIESKO stolz.

Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt — Was soll dir der Graf?

MOHR.

Seyd auf Eurer Huth, Lavagna!

(Hart an ihm.)

FIESKO springt auf die andre Seite.

Das bin ich wirklich.

MOHR wie oben.

Man hat nichts Gutes gegen Euch vor, Lavagna!

FIESKO retirirt sich wieder.

Das seh' ich.

MOHR.

Hüthet Euch vor dem Doria.

FIESKO tritt ihm vertraut näher.

Freund! Sollt' ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Diesen Namen fürcht' ich wirklich.

MOHR.

So flieht vor dem Mann. Könnt' Ihr lesen?

FIESKO.

Eine kurzweilige Frage! Du bist bei manchem Kavalier herumgekommen. Hast du was Schriftliches?

MOHR.

Euren Namen bei armen Sündern.

(Er reicht ihm einen Zettel, und nistet sich hart an ihn. Fiesko tritt vor einen Spiegel und schielt über das Papier. Der Mohr geht lauernd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will stossen.)

FIESKO dreht sich geschickt, und fähr nach dem Arm des Mohren.

Sachte, Kanaille!

(Entreisst ihm den Dolch.)

MOHR stampft wild auf den Boden.

Teufel! — Bitt' um Vergebung!

(Will sich abführen.)

FIESKO packt ihn, mit starker Stimme.

Stephano! Drullo! Antonio! (*den Mohren an der Gurgel.*) Bleib, guter Freund! Höllische Büberei! (*Bediente.*) Bleib und antworte! Du hast schlechte Arbeit gemacht; an wen hast du deinen Taglohn zu fordern?

MOHR nach vielen vergeblichen Versuchen sich wegzustehlen, entschlossen.

Man kann mich nicht höher hängen, als der Galgen ist.

FIESKO.

Nein, tröste dich! Nicht an die Hörner des Monds, aber doch hoch genug, dass du den Galgen für einen Zahnstocher ansehen sollst. Doch deine Wahl war zu staatsklug, als dass ich sie *deinem* Mutterwitz zutrauen sollte. Sprich also, wer hat dich gedungen?

MOHR.

Herr, einen Schurken könnt Ihr mich schimpfen, aber einen Dummkopf verbitt' ich.

FIESKO.

Ist die Bestie stolz? Bestie, sprich, wer hat dich gedungen?

MOHR nachdenkend.

Hum! So wär' ich doch nicht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat? — und waren's doch nur 100 magre Zechinen! — Wer mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

FIESKO erbittert auf und nieder.

Hundert Zechinen und nicht mehr für des Fiesko Kopf! (*hämisch*) Schäme dich, Kronprinz von Genua! (*nach einer Schatoulle eilend.*) Hier, Bursche, sind 1000, und sag' deinem Herrn — er sey ein knickiger Mörder!

(Mohr betrachtet ihn vom Fuss bis zum Wirbel.)

FIESKO.

Du besinnst dich, Bursche? (*Mohr nimmt das Geld, setzt es nieder, nimmt es wieder, und besieht ihn mit immer steigendem Erstaunen.*) Was machst du, Bursche?

MOHR wirft das Geld entschlossen auf den Tisch.

Herr — das Geld hab' ich nicht verdient.

FIESKO.

Schafkopf von einem Gauner! Den Galgen hast du verdient. Der entrüstete Elephant zertritt Menschen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen lassen, wenn es mich nur so viel mehr, als zwei Worte kostete.

MOHR mit einer frohen Verbeugung.

Der Herr sind gar zu gütig.

FIESKO.

Behüte Gott! Nicht gegen *dich*. Es gefällt mir nun eben, dass meine Laune einen Schurken, wie du bist, zu etwas und nichts machen kann, und darum gehst du frei aus. Begreife mich recht. Dein Ungeschick ist mir ein Unterpfand des Himmels, dass ich zu etwas Grossem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig, und du gehst frei aus.

MOHR treuherzig.

Schlagt ein, Lavagna! Eine Ehre ist der andern werth. Wenn Jemand auf dieser Halbinsel eine Gurgel für Euch überzählig hat, befehlt! und ich schneide sie ab, *unentgeldlich*.

FIESKO.

Eine höfliche Bestie! Sie will sich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

MOHR.

Wir lassen uns nichts schenken, Herr! Unser eins hat auch Ehre im Leibe.

FIESKO.

Die Ehre der Gurgelschneider?

MOHR.

Ist wohl feuerfester' als eurer ehrlichen Leute: sie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten sie pünktlich dem Teufel.

FIESKO.

Du bist ein drolligter Gauner.

MOHR.

Freut mich, dass Ihr Geschmack an mir findet. Setzt mich erst auf die Probe, Ihr werdet einen Mann kennen lernen, der sein Exercitium aus dem Stegreif macht. Fordert mich auf. Ich kann Euch von jeder Spitzbubenzunft mein Testimonium aufweisen, von der untersten bis zur höchsten.

FIESKO.

Was ich nicht höre! (*indem er sich niedersetzt.*) Also auch Schelmen erkennen Gesetze und Rangordnung? Lass mich doch von der untersten hören!

MOHR.

Pfui, gnädiger Herr! das ist das verächtliche Heer der *langen Finger*. Ein elend' Gewerb, das keinen grossen Mann ausbrütet, arbeitet nur auf Karbatsche und Raspelhaus, und führt — höchstens zum Galgen.

FIESKO.

Ein reizendes Ziel! Ich bin auf die bess're begierig.

MOHR.

Das sind die *Spione* und *Maschinen*. Bedeutende Herren, denen die Grossen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeissen, das Gift aus dem Herzen schlürfen, und an die *Behörde* speien.

FIESKO.

Ich kenne das — fort!

MOHR.

Der Rang trifft nunmehr die *Meuter*, *Giftmischer*, und *Alle*, die ihren Mann lang hinhalten, und aus dem Hinterhalt fassen. Feige Memmen sind's oft, aber doch Kerle, die dem Teufel das Schulgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit schon etwas Uebriges, strickt ihre Knöchel auf's Rad, und pflanzt ihre Schlauköpfe auf Spiesse. Das ist die dritte Zunft.

FIESKO.

Aber, sprich doch, wann wird die deinige kommen?

MOHR.

Blitz, gnädiger Herr! Das ist eben der Pfiff. Ich bin durch diese alle gewandert. Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege. Gestern Abend macht' ich mein Meisterstück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

FIESKO.

Diese wäre also?

MOHR lebhaft.

Das sind Männer, (*in Hitze*) die ihren Mann zwischen vier Mauern aufsuchen, durch die Gefahr eine Bahn sich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem ersten Gruss ihm den Grossdank für den zweiten ersparen. Unter uns! Man nennt sie nur die Extrapost der Hölle. Wenn Mephistopheles einen Gelust bekommt, braucht's nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

FIESKO.

Du bist ein hartgesottener Sünder. Einen solchen vermisste ich längst. Gib mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

MOHR.

Ernst oder Spass?

FIESKO.

Mein völliger Ernst, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

MOHR.

Topp, Lavagna! Ich bin Euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich, wozu Ihr wollt. Zu Eurem Spürhund, zu Eurem Parforcehund, zu Eurem Fuchs, zu Eurer Schlange, zu Eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Kommissionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm' ich mich plump wie Holz.

FIESKO.

Sey unbesorgt! Wem ich ein *Lamm* schenken will, lass ich's durch keinen *Wolf* überliefern. Geh also gleich morgen durch Genua, und untersuche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundschaft, wie man von der Regierung denkt, und vom Haus Doria flüstert, sondire daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberschwemme ihr Gehirne mit Wein, bis ihre Herzensmeinungen überlaufen. Hier hast du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus.

MOHR sieht ihn bedenklich an.

Herr —

FIESKO.

Angst darf dir nicht werden. Es ist nichts Ehrliches — Geh! Rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören.

(Ergeht ab.)

MOHR ihm nach.

Verlasst euch auf mich. Jetzt ist's früh vier Uhr! Morgen um acht habt ihr so viel Neues erfahren, als in zweimal siebenzig Ohren geht.

(Ab.)

ZEHNTER AUFTRITT.

Zimmer bei Verrina.

BERTHA *rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen.* VERRINA *düster hereintretend.*

BERTHA erschrickt, springt auf.

Himmel! da ist er!

VERRINA steht still, besieht sie befremdet.

An ihrem Vater erschrickt meine Tochter!

BERTHA.

Fliehen Sie! Lassen Sie mich fliehen! Sie sind schrecklich, mein Vater!

VERRINA.

Meinem einzigen Kinde?

BERTHA mit einem schweren Blick auf ihn.

Nein! Sie müssen noch eine Tochter haben!

VERRINA.

Drückt dich meine Zärtlichkeit zu schwer?

BERTHA.

Zu Boden, Vater!

VERRINA.

Wie? Welcher Empfang, meine Tochter? Sonst, wenn ich nach Hause kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte sie weg. Komm, umarme mich, Tochter! An dieser glühenden Brust soll mein Herz wieder erwarmen, das am Todtenbett des Vaterlands einfriert. O, mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Natur, und (*äusserst schwer*) nur du bist mir geblieben.

BERTHA misst ihn mit einem langen Blick.

Unglücklicher Vater!

VERRINA umarmt sie beklemmt.

Bertha! mein einziges Kind! Bertha! meine letzte übrige Hoffnung — Genua's Freiheit ist dahin — Fiesko hin — (*indem er sie heftiger drückt, durch die Zähne*). Werde du eine Hure! —

BERTHA reisst sich aus seinen Armen.

Heiliger Gott! Sie wissen?

VERRINA steht bebend still.

Was?

BERTHA.

Meine jungfräuliche Ehre —

VERRINA wüthend.

Was?

BERTHA.

Diese Nacht —

VERRINA wie ein Rasender.

Was?

BERTHA.

Gewalt!

(Sinkt am Sopha nieder.)

VERRINA nach einer langen schreckhaften Pause, mit dumpfer Stimme.

Noch einen Athemzug, Tochter — den letzten! (*mit hohlem gebrochenen Ton*). Wer?

BERTHA.

Weh mir! nicht diesen todtenfarbnen Zorn! Helfe mir Gott! er stammelt und zittert!

VERRINA.

Ich wüsste doch nicht — Meine Tochter! Wer?

BERTHA.

Ruhig! Ruhig! mein bester, mein theurer Vater!

VERRINA.

Um Gotteswillen! Wer?

(Will vor ihr niederfallen).

BERTHA.

Eine Maske.

VERRINA tritt zurück, nach einem stürmischen Nachdenken.

Nein! das kann nicht seyn! *Den* Gedanken sendet mir Gott nicht (*lacht gross auf*). Alter Geck! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte spritzte? (*Zu Bertha, gefasster.*) Die Person, wie die meinige, oder kleiner?

BERTHA.

Grösser.

VERRINA rasch.

Die Haare, schwarz? kraus?

BERTHA.

Kohlschwarz und kraus.

VERRINA taumelnd von ihr hinweg.

Gott! mein Kopf! mein Kopf — die Stimme?

BERTHA.

Rauh, eine Bass-Stimme.

VERRINA heftig.

Von welcher Farbe? — Nein! ich will nicht mehr hören! — der Mantel — von welcher Farbe?

BERTHA.

Der Mantel grün, wie mich däuchte.

VERRINA hält beide Hände vor's Gesicht, und wankt in den Sopha.

Sey ruhig. Es ist nur ein Schwindel, meine Tochter!

(Lässt die Hände sinken; ein Todtengesicht.)

BERTHA die Hände ringend.

Barmherziger Himmel! das ist mein Vater nicht mehr.

VERRINA nach einer Pause, mit bitterm Gelächter.

Recht so! Recht so, Memme Verrina! — dass der Bube in das Heiligthum der Gesetze griff — diese Aufforderung war dir zu matt — der Bube musste noch in's Heiligthum deines Bluts greifen — (*Springt auf.*) Geschwind! rufe den Nikola — Blei und Pulver — oder halt! halt! ich besinne mich eben anders — besser — Hole mein Schwert herbei, bet' ein Vater unser. (*Die Hand vor die Stirne.*) Was will ich aber?

BERTHA.

Mir ist sehr bange, mein Vater!

VERRINA.

Komm, setze dich zu mir. (*Bedeutend.*) Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man seine Tochter auch so — wie nenn' ich's nun — *auch so artig fand*, seine Tochter? Höre, Bertha, was sagte Virginius zu seiner verstümmelten Tochter?

BERTHA mit Schaudern.

Ich weiss nicht, was er sagte.

VERRINA.

Närrisches Ding! — *Nichts* sagte er — (*plötzlich auf, fasst ein Schwert*). Nach einem Schlachtmesser griff er.

BERTHA stürzt ihm erschrocken in die Arme.

Grosser Gott! Was wollen Sie thun?

VERRINA wirft das Schwert in's Zimmer.

Nein! Noch ist Gerechtigkeit in Genua!

EILFTER AUFTRITT.

SACCO. KALKAGNO. VORIGE.

KALKAGNO.

Verrina, geschwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gassen wimmeln von Volk. — Der ganze Adel strömt nach dem Rathhaus. Du begleitest uns doch, (*spöttisch*) den Triumph unserer Freiheit zu sehen.

SACCO.

Ein Schwert liegt im Saal. Verrina schaut wild. Bertha hat rothe Augen.

KALKAGNO.

Bei Gott! das werd' ich nun auch gewahr — Sacco, hier ist ein Unglück geschehen.

VERRINA stellt zwei Sessel hin.

Setzt euch.

SACCO.

Freund, du erschreckst uns.

KALKAGNO.

So sah ich dich nie, Freund! Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, geht Genua unter?

VERRINA fürchterlich.

Unter! Sitzt nieder.

KALKAGNO erschrocken, indem sich beide setzen.

Mann! Ich beschwöre dich!

VERRINA.

Höret!

KALKAGNO.

Was ahnet mir, Sacco?

VERRINA.

Genueser — ihr Beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muster der Genueserinnen. *Ehre* war unser einziges Kapital und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiss es anders?

SACCO.

Niemand.

KALKAGNO.

So wahr Gott lebt, niemand.

VERRINA.

Ich bin der Letzte meines Geschlechts. Mein Weib liegt begraben. Diese Tochter ist ihr einziges Vermächtniss. Genueser, ihr seyd Zeugen, wie ich sie erzog. Wird Jemand auftreten, und Klage führen, dass ich meine Bertha verwahrlos'te?

KALKAGNO.

Deine Tochter ist ein Muster im Lande.

VERRINA.

Freunde! Ich bin ein alter Mann. Verliere ich diese, darf ich keine mehr hoffen. Mein Gedächtniss löscht aus. (*Mit einer schrecklichen Wendung.*) Ich habe sie verloren. Infam ist mein Stamm.

BEIDE in Bewegung.

Das wolle Gott verhüten!

(Bertha wälzt sich jammernd im Sopha.)

VERRINA.

Nein! verzweifle nicht, Tochter! Diese Männer sind tapfer und gut. Beweinen dich diese, wird's irgendwo bluten. Seht nicht so betroffen aus, Männer! (*Langsam mit Gewicht.*) Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

BEIDE fahren auf, werfen die Sessel zurück.

Gianettino Doria!

BERTHA mit einem Schrei.

Stürzt über mich, Mauern! Mein Scipio!

ZWÖLFTER AUFTRITT.

BOURGOGNINO. VORIGE.

BOURGOGNINO erhitzt.

Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpost! — Edler Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu setzen. Schon längst liebte ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falschen Brettern von Coromandel schwamm. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Rhede, und führt; wie sie sagen, unermessliche Schätze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Bertha, ich mache sie glücklich.

(Bertha verhüllt sich. Grosse Pause.)

VERRINA bedächtlich zu Bourgognino.

Haben Sie Lust, junger Mensch, Ihr Herz in eine Pfütze zu werfen?

BOURGOGNINO greift nach dem Schwert, zieht aber plötzlich die Hand zurück.

Das sprach der Vater —

VERRINA.

Das spricht jeder Schurke in Italien. Nehmen Sie mit dem Abtrag von anderer Leute Gastung vorlieb!

BOURGOGNINO.

Mach mich nicht wahnwitzig, Graukopf!

KALKAGNO.

Bourgognino! Wahr spricht der Graukopf!

BOURGOGNINO auffahrend, gegen Bertha stürzend.

Wahr spricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

KALKAGNO.

Bourgognino, nicht da hinaus. Das *Mädchen* ist engelrein.

BOURGOGNINO steht erstaunt still.

Nun! so wahr ich selig werden will. Rein und entehrt! Ich habe keinen Sinn für das. — Sie sehen sich an und sind stumm. Irgend ein Unhold von Missethat zuckt auf ihren bebenden Zungen. Ich beschwöre euch! Schiebt meine Vernunft nicht in Kurzweil herum. *Rein* wäre sie? Wer sagte *rein?*

VERRINA.

Mein Kind ist nicht schuldig.

BOURGOGNINO.

Also Gewalt! (*Fasst das Schwert von dem Boden.*) Genueser! bei allen Sünden unter dem Mond! Wo — Wo find' ich den Räuber?

VERRINA.

Eben dort, wo du den Dieb Genua's findest! —

(Bourgognino erstarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann steht er still.)

VERRINA.

Wenn ich deinen Wink verstehe, ewige Vorsicht, so willst du Genua durch meine Bertha erlösen! (*Er tritt zu ihr, indem er den Trauerflor langsam von seinem Arme wickelt, darauf feierlich.*) Eh' das Herzblut eines Doria diesen hässlichen Flecken aus deiner Ehre wäscht, soll kein Strahl des Tags auf diese Wangen fallen. Bis dahin — (*er wirft den Flor über sie*) verblinde.

(Pause. Die Uebrigen sehen ihn schweigend, betreten an.)

VERRINA feierlich, seine Hand auf Bertha's Haupt gelegt.

Verflucht sey die Luft, die dich fächelt! Verflucht der Schlaf, der dich erquickt! Verflucht jede menschliche Spur, die deinem Elend willkommen ist! Gehe hinab in das unterste Gewölb meines Hauses. Wins'le, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. (*Unterbrochen von Schauern fährt er fort.*) Dein Leben sey das gichterische Wälzen des sterbenden Wurms — der hartnäckige zermalmende Kampf zwischen Seyn und Vergehen! — Dieser Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat.— Wo nicht, so magst du ihn nachschleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfinding macht, wo die zwei Enden ihres Rings in einandergreifen.

(Grosses Schweigen. Auf allen Gesichtern Entsetzen. Verrina blickt jeden fest und durchdringend an.)

BOURGOGNINO.

Rabenvater! Was hast du gemacht? Diesen ungeheuren grässlichen Fluch deiner armen schuldlosen Tochter?

VERRINA.

Nicht wahr — das ist schrecklich, mein zärtlicher Bräutigam? — (*Höchst bedeutend.*) Wer von euch wird nun auftreten, und jetzt noch von kaltem Blut und Aufschub schwatzen? Genua's Loos ist auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns ist nun Memme genug, Genua's Erlösung zu verzögern, wenn er weiss, dass dieses schuldlose Lamm seine Feigheit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! das war nicht das Gewäsch eines Narren! — Ich hab' einen Eid gethan, und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und sollt' ich auf Martern raffiniren, wie ein Henkersknecht, und sollt, ich dieses unschuldige Lamm auf kannibalischer Folterbank zerknirschen — Sie zittern — blass wie Geister schwindeln sie mich an. — Noch einmal, Scipio! Ich verwahre sie zur Geissel deines Tyrannenmords. An diesem theuren Faden halt' ich deine, meine, eure Pflichten fest. Genua's Despot muss fallen, oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

BOURGOGNINO wirft sich der Bertha zu Füssen.

Und fallen soll er — fallen für Genua, wie ein Opferstier. So gewiss ich dies Schwert im Herzen Doria's umkehre, so gewiss will ich den Bräutigamskuss auf deine Lippen drücken.

(Steht auf.)

VERRINA.

Das erste Paar, dass die Furien einsegnen! Gebt euch die Hände! In Doria's Herzen wirst du dein Schwert umkehren? Nimm sie, sie ist dein!

KALKAGNO kniet nieder.

Hier kniet noch ein Genueser, und legt seinen furchtbaren Stahl zu den Füssen der Unschuld. So gewiss möge Kalkagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieses sein Schwert die Strasse zu Doria's Leben!

(Steht auf.)

SACCO.

Zuletzt, doch nicht minder entschlossen, kniet

Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eisen Bertha's Gefängniss nicht aufschliesst, so schliesse sich das Ohr des Erhörers meinem letzten Gebet zu!

(Steht auf.)

VERRINA erheitert.

Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Freue dich, des Vaterlandes grosses Opfer zu seyn.

BOURGOGNINO umarmt sie im Abgehen.

Geh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tag werden Bertha und Genua frey seyn!

(Bertha entfernt sich.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne Bertha.*

KALKAGNO.

Eh' wir weiter geh'n, noch ein Wort, Genueser!

VERRINA.

Ich errathe es.

KALKAGNO.

Werden vier Patrioten genug seyn, Tyrannei, die mächtige Hyder, zu stürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufrühren? nicht den Adel zu unserer Partei ziehen müssen?

VERRINA.

Ich verstehe! Hört also, ich habe längst einen Mahler im Solde, der seine ganze Kunst verschwendet, den Sturz des Appius Claudius zu mahlen. Fiesko ist ein Anbeter der Kunst, erhitzt sich gern an erhabenen Scenen. Wir werden die Mahlerei nach seinem Pallaste bringen, und zugegen seyn, wenn er sie betrachtet. Vielleicht, dass der Anblick seinen Genius wieder aufweckt — Vielleicht —

BOURGOGNINO.

Weg mit ihm. Verdopple die Gefahr, spricht der Held, nicht die Helfer. Ich habe schon längst ein Etwas in meiner Brust gefühlt, dass sich von nichts wollte ersättigen lassen. — *Was* es war, weiss ich jetzt plötzlich—(*indem er heroisch aufspringt*).Ich hab' einen Tyrannen!

(Der Vorhang fällt.)

ZWEITER AUFZUG.

Vorzimmer in Fiesko's Pallast.

ERSTER AUFTRITT.

LEONORE. ARABELLA.

ARABELLA.

Nein, sag' ich. Sie sahen falsch. Die Eifersucht lieh Ihnen die hässlichen Augen.

LEONORE.

Es war Julia lebendig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hing an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und geflammt. Mein Loos ist entschieden.

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. JULIA.

JULIA affektirt hereintretend.

Der Graf bot mir sein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu sehen. Die Zeit wird mir lang werden. Eh' die Chokolade gemacht ist, Madam, unterhalten Sie mich.

(Bella entfernt sich, kommt sogleich wieder.)

LEONORE.

Befehlen Sie, dass ich Gesellschaft hieher bitte?

JULIA.

Abgeschmackt. Als wenn ich sie hier suchen müsste? Sie werden mich zerstreuen, Madam! (*Auf und ab, sich den Hof machend.*) Wenn Sie das können, Madam! — denn ich habe nichts zu versäumen.

ARABELLA boshaft.

Desto mehr dieser kostbare Mohr, Signora! Wie grausam, bedenken Sie! die Perspektivchen der jungen Stutzer um diese schöne Prise zu bringen? Ach! Und das blitzende Spiel der Perlen, das einem die Augen bald wund brennt. Beim grossmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

JULIA vor einem Spiegel.

Das ist Ihr wohl eine Seltenheit, Mamsell? Aber höre Sie, Mamsell, hat Sie Ihrer Herrschaft auch die Zunge verdingt? Scharmant, Madam! Ihre Gäste durch Domestiken bekomplimentiren zu lassen.

LEONORE.

Es ist mein Unglück, Signora, dass meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart schmälert!

JULIA.

Eine hässliche Unart ist das, die Sie schwerfällig und albern macht. Rasch! lebhaft und witzig! *Das* ist der Weg nicht, Ihren Mann anzufesseln.

LEONORE.

Ich weiss nur *einen,* Gräfin! Lassen Sie den Ihrigen immer ein sympathetisches Mittel bleiben!

JULIA ohne darauf achten zu wollen.

Und, wie Sie sich tragen, Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunst Ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Firniss auf diese Wangen, worauf die die missfärbige Leidenschaft kränkelt. Armes Geschöpf! So wird Ihr Gesichtchen nie einen Käufer finden.

LEONORE munter zu Bella.

Wünsche mir Glück, Mädchen! Unmöglich hab' ich meinen Fiesko verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Man bringt Chokolade. Bella giesst ein.)

JULIA.

Von *Verlieren* murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! Wie kam Ihnen auch der tragische Einfall, den Fiesko zu nehmen? — Warum auf diese Höhe, mein Kind, wo sie nothwendig gesehen werden müssen? *verglichen* werden müssen? Auf Ehre, mein Schatz, das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte. (*Mitleidig ihre Hand ergreifend.*) Gutes Thierchen, der Mann, der in den Assembleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Parthie seyn.

(Sie nimmt eine Tasse.)

LEONORE lächelnd auf Arabellen.

Oder er würde in diesen Häusern des guten Tons nicht gelitten seyn wollen?

JULIA.

Der Graf hat Person—Welt—Geschmack. Der Graf war so glücklich, Connaissancen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reisst er sich warm aus dem delikatesten Zirkel. Er kommt nach Hause. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Werktagszärtlichkeit, löscht seine Glut in einem feuchten, frostigen Kuss, schneidet ihm ihre Karessen wirthschaftlich, wie einem Kostgänger, vor. Der arme Ehmann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier

ekelt ihn eine grämliche Empfindsamkeit an. Signora, um Gotteswillen! Wird er nicht den Verstand verlieren, oder was wird er wählen?

LEONORE bringt ihr eine Tasse.

Sie, Madam — wenn er ihn verloren hat.

JULIA.

Gut! Dieser Biss sey in dein eigenes Herz gegangen. *Zittre* um diesen Spott, aber ehe du zitterst, *erröthe!*

LEONORE.

Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es ist ja ein Toilettenpfiff.

JULIA.

Man sehe doch! Erzürnen muss man das Würmchen, will man ihm ein Fünkchen Mutterwitz abjagen. Gut für jetzt. Es war Scherz, Madam! Geben Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung.

LEONORE gibt ihr die Hand mit vielsagendem Blick.

Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

JULIA.

Grossmüthig, allerdings! Doch sollt' ich's nicht auch seyn können, Gräfin? (*Langsam und laurend.*) Wenn ich den Schatten einer Person bei mir führe, muss es nicht folgen, dass das Original mir werth ist? Oder was meinen Sie?

LEONORE roth und verwirrt.

Was sagen Sie? Ich hoffe, dieser Schluss ist zu rasch.

JULIA.

Das denk' ich selbst. Das *Herz* ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird sich nie hinter Schmuckwerk verschanzen.

LEONORE.

Grosser Gott! Wie kommen *Sie* zu dieser Wahrheit?

JULIA.

Mitleid, blosses Mitleid — Denn sehen Sie, so ist es auch umgekehrt wahr — und Sie haben ihren Fiesko noch.

(Sie gibt ihr die Silhouette, und lacht boshaft auf.)

LEONORE mit auffahrender Erbitterung.

Mein Schattenriss? Ihnen? (*Wirft sich schmerzvoll in einen Sessel.*) O der heillose Mann!

JULIA frolohckend.

Hab' ich vergolten? Hab' ich? Nun, Madam, keinen Nadelstich mehr in Bereitschaft? (*Laut in die Scene.*) Den Wagen vor! Mein Gewerb ist bestellt. (*Zu Leonoren, der sie das Kinn streichelt.*) Trösten Sie sich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Wahnwitz.

(Ab.)

DRITTER AUFTRITT.

KALKAGNO *kommt.*

KALKAGNO.

So erhitzt ging die Imperiali weg, und Sie in Wallung, Madonna?

LEONORE mit durchdringendem Schmerz.

Nein! das war nie erhört!

KALKAGNO.

Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

LEONORE.

Ein Freund vom Unmenschlichen — Mir aus den Augen!

KALKAGNO.

Welchem Unmenschlichen? Sie erschrecken mich.

LEONORE.

Von meinem Mann — nicht so! Von dem Fiesko.

KALKAGNO.

Was muss ich hören?

LEONORE.

O nur ein Bubenstück, das bei euch gangbar ist, Männer!

KALKAGNO fasst ihre Hand mit Heftigkeit.

Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

LEONORE ernst.

Sie sind ein Mann — es ist nicht für mich.

KALKAGNO.

Ganz für Sie — voll von Ihnen — dass Sie wüssten, wie sehr — wie unendlich sehr —

LEONORE.

Mann, du lügst — du versicherst, eh' du handelst.

KALKAGNO.

Ich schwöre Ihnen.

LEONORE.

Einen Meineid! Hör' auf! Ihr ermüdet den Griffel Gottes, der sie niederschreibt. Männer! Männer! Wenn eure Eide zu so viel Teufeln würden, sie könnten Sturm gegen den Himmel laufen, und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

KALKAGNO.

Sie schwärmen, Gräfinn! Ihre Erbitterung macht Sie ungerecht. Soll das Geschlecht für den Frevel des Einzelnen Rede stehen?

LEONORE sieht ihn gross an.

Mensch! Ich betete das Geschlecht in dem Einzelnen an; soll ich es nicht in ihm verabscheuen dürfen?

KALKAGNO.

Versuchen Sie, Gräfinn — Sie gaben Ihr Herz das Erstemal fehl — — Ich wüsste Ihnen den Ort, wo es aufgehoben seyn sollte.

LEONORE.

Ihr könntet den Schöpfer aus seiner Welt hinauslügen — Ich will nichts von dir hören.

KALKAGNO.

Diesen Verdammungsspruch sollten Sie heute noch in *meinen* Armen zurückrufen.

LEONORE aufmerksam.

Rede ganz aus. In *Deinen!*

KALKAGNO.

In meinen Armen, die sich öffnen, eine Verlassene aufzunehmen, und für verlorne Liebe zu entschädigen.

LEONORE sieht ihn fein an.

Liebe?

KALKAGNO vor ihr nieder mit Feuer.

Ja! es ist hingesagt. *Liebe*, Madonna! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn meine Leidenschaft Sünde ist, so mögen die Enden von Tugend und Laster in einander fliessen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniss gerinnen.

LEONORE tritt mit Unwillen und Hoheit zurück.

Da hinaus zielte deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Kniebeugung verräthst du Freundschaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug'! Abscheuliches Geschlecht! Bis jetzt glaubte ich, du betrügst nur Weiber; *das* habe ich nie gewusst, dass du auch an dir selbst zum Verräther wirst.

KALKAGNO steht betroffen auf.

Gnädige Frau —

LEONORE.

Nicht genug, dass er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieser Heuchler die Pest, und will meine Unschuld im Eidbrechen unterweisen.

KALKAGNO rasch.

Das Eidbrechen ist *nur* Ihr Fall nicht, Madonna!

LEONORE.

Ich verstehe, und meine Empfindlichkeit sollte dir meine Empfindung bestechen? *Das* wusstest du nicht, (*sehr gross*) dass schon allein das erhabene Unglück, *um den Fiesko zu brechen*, ein Weiberherz adelt. Geh, Fiesko's Schande macht keinen Kalkagno bei mir *steigen*, aber — die Menschheit sinken.

(Schnell ab.)

KALKAGNO sieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirne.

Dummkopf!

VIERTER AUFTRITT.

DER MOHR. FIESKO.

FIESKO.

Wer war's, der da wegging?

MOHR.

Marchese Kalkagno.

FIESKO.

Auf dem Sopha blieb dieses Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

MOHR.

Begegnete mir so eben in einer starken Erhitzung.

FIESKO.

Dieses Schnupftuch ist feucht. (*Steckt es zu sich.*) Kalkagno hier? Leonore in starker Erhitzung? (*Nach einigem Nachdenken zum Mohren.*) Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geschehen ist.

MOHR.

Mamsell Bella hört es gern, dass sie blond sey. Will es beantworten.

FIESKO.

Und nun sind dreissig Stunden vorbei. Hast du meinen Auftrag vollzogen?

MOHR.

Auf ein Jota, mein Gebieter!

FIESKO setzt sich.

Sag denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

MOHR.

O pfui, nach abscheulichen Weisen. Schon das Wort: *Doria*, schüttelt sie wie ein Fieberfrost. Gianettino ist gehasst bis in den Tod. Alles murrt. Die Franzosen, sagen sie, seyen Genua's Ratten gewesen, Kater Doria habe sie aufgefressen, und lasse sich nun die Mäuse belieben.

FIESKO.

Das könnte wahr seyn — und wussten sie keinen Hund für den Kater?

MOHR leichtfertig.

Die Stadt murmelte ein Langes und Breites von einem gewissen — einem gewissen — Holla! Hätt' ich denn gar den Namen vergessen?

FIESKO steht auf.

Dummkopf! Er ist so leicht zu behalten, als *schwer* er zu machen war. Hat Genua mehr als den Einzigen?

MOHR.

So wenig als zwei Grafen von Lavagna.

FIESKO setzt sich.

Das ist etwas! Und was flüstert man denn über mein lustiges Leben?

MOHR misst ihn mit grossen Augen.

Höret, Graf von Lavagna! Genua muss gross von Euch denken. Man kann's nicht verdauen, dass ein Kavalier vom ersten Hause — voll Talent und Kopf — in vollem Feuer und Einfluss — Herr vor vier Millionen Pfund — Fürstenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den ersten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

FIESKO wendet sich mit Verachtung ab.

Von einem Schurken das anzuhören! —

MOHR.

Dass Genua's grosser Mann Genua's grossen Fall verschlafe. Viele bedauern, sehr Viele verspotten, die Meisten verdammen Euch. Alle beklagen den Staat, der Euch verlor. *Ein Jesuit wollte gerochen haben, dass ein Fuchs im Schlafrocke stecke.*

FIESKO.

Ein Fuchs riecht den andern — Was spricht man zu meinem Roman mit der Gräfinn Imperiali?

MOHR.

Was ich zu wiederholen hübsch unterlassen werde.

FIESKO.

Frei heraus. Je frecher, desto willkommener. Was murmelt man?

MOHR.

Nichts *murmelt* man. Auf allen Kaffeehäusern, Billardtischen, Gasthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börse *schreit* man laut —

FIESKO.

Was? Ich befehle es dir!

MOHR sich zurückziehend.

Dass Ihr ein Narr seyd!

FIESKO.

Gut! Hier nimm die Zechine für diese Zeitung. Die Schellenkappe habe ich nun aufgesetzt, dass diese Genueser über mich zu rathen haben, bald will ich mir eine Glatze scheren, dass sie den Hanswurst von mir spielen. Wie nahmen sich die Seidenhändler bei meinen Geschenken?

MOHR drollig.

Narr, sie stellten sich wie die armen Sünder —

FIESKO.

Narr? Bist du toll, Bursche?

MOHR.

Verzeiht! Ich hätte Lust zu noch mehr Zechinen.

FIESKO lacht, gibt ihm eine.

Nun, wie die armen Sünder?

MOHR.

Die auf dem Block liegen, und jetzt Pardon über sich hören. Euer sind sie mit Seel' und Leib.

FIESKO.

Das freut mich! Sie geben den Ausschlag beim Pöbel von Genua.

MOHR.

Was das ein Auftritt war! — — Wenig fehlte, der Teufel hole mich, dass ich nicht Geschmack an der Grossmuth gefunden hätte. Sie wälzten sich mir wie unsinnig um den Hals, die Mädel schienen sich bald in meines Vaters Farbe vergafft zu haben, so hitzig fielen sie über meine Mondsfinsterniss her. Allmächtig ist doch das Gold, war da mein Gedanke. Auch Mohren kann's bleichen.

FIESKO.

Dein Gedanke war besser, als das Mistbeet, worin er wuchs. — Die *Worte*, die du mir überbracht hast, sind gut, lassen sich *Thaten* daraus schliessen?

MOHR.

Wie aus des Himmels Räuspern der ausbrechende Sturm. Man steckt die Köpfe zusammen, rottirt sich zu Hauf, ruft, Hum! spukt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrscht eine dumpfige Schwüle.

— Dieser Missmuth hängt wie ein schweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, so fallen Schlossen und Blitze.

FIESKO.

Still! horch! Was ist das für ein verworrenes Gesumse?

MOHR an's Fenster fliegend.

Es ist das Geschrei vieler Menschen, die vom Rathhaus herabkommen.

FIESKO.

Heute ist *Prokuratorwahl.* Lass meine Karriole vorfahren. Unmöglich kann die Sitzung schon aus seyn. Ich will hinauf. Unmöglich kann sie rechtmässig aus seyn. — Schwert und Mantel her. Wo ist mein Orden.

MOHR.

Herr, ich hab' ihn gestohlen und versetzt.

FIESKO.

Das freut mich.

MOHR.

Nun wie? Wird mein Präsent bald herausrücken?

FIESKO.

Weil du nicht auch den Mantel nahmst?

MOHR.

Weil ich den Dieb ausfindig machte.

FIESKO.

Der Tumult wälzt sich hieher. Horch! Das is nicht das Gejauchze des Beifalls. (*Rasch.*) Geschwind, riegle die Hofpforten auf. Ich habe eine Ahnung. Doria ist tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nadelspitze. Ich wette, auf der Signoria ist Lärm geworden.

MOHR am Fenster, schreit.

Was is das? Die Strasse Balbi herunter — Tross vieler Tausende — Hellebarden blitzen — Schwerter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

FIESKO.

Es ist ein Aufruhr! Spreng' unter sie. Nenn' meinen Namen. Sieh zu, dass sie hieher sich werfen. (*Mohr eilt hinunter.*) Was die Ameise-Vernunft mühsam zu Haufen schleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen.

FÜNFTER AUFTRITT.

FIESKO.— ZENTURIONE, ZIBO, ASSERATO *stürzen stürmisch in's Zimmer.*

ZIBO.

Graf, Sie verzeihen unserm Zorn, dass wir unangemeldet hereintreten.

ZENTURIONE.

Ich bin beschimpft, tödtlich beschimpft vom Neffen des Herzogs, im Angesichte der ganzen Signoria!

ASSERATO.

Doria hat das goldene Buch besudelt, davon jeder genuesische Edelmann ein Blatt ist.

ZENTURIONE.

Darum sind wir da. Der ganze Adel ist in mir aufgefordert. Der ganze Adel muss meine Rache theilen. *Meine Ehre* zu rächen, dazu würde ich schwerlich Gehülfen fordern.

ZIBO.

Der ganze Adel ist in ihm aufgereizt. Der ganze Adel muss Feuer und Flammen speien.

ASSERATO.

Die Rechte der Nation sind zertrümmert. Die republikanische Freiheit hat einen Todesstoss.

FIESKO.

Sie spannen meine ganze Erwartung.

ZIBO.

Er war der neun und zwanzigste unter den Wahlherren, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren gesammelt. Vierzehn sprachen für mich, eben so viel für Lomellino! Doria's und die seinige standen noch aus.

ZENTURIONE rasch in's Wort fallend.

Standen noch aus. Ich votire für Zibo: Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria —

ASSERATO fällt ihm wieder in's Wort.

So was erlebte man nicht, so lang Ocean um Genua fluthet. — —

ZENTURIONE hitziger fort.

Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verborgen gehalten, spiesste mein Votum daran, rief in die Versammlung:

ZIBO.

« Senatoren, es gilt nicht! Es ist durchlöchert! Lomellino ist Prokurator. »

ZENTURIONE.

« Lomellino ist Prokurator, » und warf sein Schwert auf die Tafel.

ASSERATO.

Und rief: « es gilt nicht! » und warf sein Schwert auf die Tafel.

FIESKO nach einigem Stillschweigen.

Wozu sind Sie entschlossen?

ZENTURIONE.

Die Republik ist in's Herz gestossen. Wozu wir entschlossen sind?

FIESKO.

Zenturione, Binsen mögen vom Athem knicken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beschliessen?

ZIBO.

Ich dächte, man fragte, was Genua beschliesse?

FIESKO.

Genua? Genua? Weg damit, es ist mürbe, bricht, wo Sie es anfassen. Sie rechnen auf die Patrizier? Vielleicht weil sie saure Gesichter schneiden, die Achsel zucken, wenn von Staatssachen Rede wird? Weg damit. Ihr Heldenfeuer klemmt sich in Ballen levantischer Waaren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte.

ZENTURIONE.

Lernen Sie unsre Patrizier besser schätzen. Kaum war Doria's trotzige That gethan, flohen ihrer einige Hundert mit zerrissenen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr auseinander.

FIESKO spöttisch.

Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag sich ein Geier wirft?

ZENTURIONE stürmisch.

Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

ZIBO.

Das Volk wüthet auch, was vermag nicht ein angeschossener Eber?

FIESKO lacht.

Der blinde unbeholfene Koloss, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niedres, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verschlingen droht, und zuletzt — über Zwirnfäden stolpert? Genueser, vergebens! Die Epoche der Meerbeherrscher ist vorbei. Genua ist unter seinen Namen gestürzt. Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Oktavius sprang. Genua kann nicht mehr frei seyn. Genua muss von einem Monarchen erwärmt werden. Genua

braucht einen Souverain, also huldigen Sie dem Schwindelkopf Gianettino.

ZENTURIONE aufbrausend.

Wenn sich die grollenden Elemente versöhnen, und der Nordpol dem Südpol nachspringt — Kommt, Kameraden!

FIESKO.

Bleiben Sie! Bleiben Sie! Worüber brüten Sie, Zibo?

ZIBO.

Ueber nichts oder einem Possenspiel, das das Erdbeben heissen soll.

FIESKO führt sie zu einer Statue.

Schauen Sie doch diese Figur an!

ZENTURIONE.

Es ist die Venus von Florenz. Was soll sie uns hier?

FIESKO.

Sie gefällt Ihnen aber?

ZIBO.

Ich sollte denken, oder wir wären schlechte Italiener. Wie Sie das jetzt fragen mögen?

FIESKO.

Nun, reisen Sie durch alle Welttheile, und suchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Models den glücklichsten aus, in welchem sich alle Reize dieser geträumten Venus umarmen.

ZIBO.

Und tragen dann für unsre Mühe davon?

FIESKO.

Dann werden Sie die Phantasie der Marktschreierei überwiesen haben —

ZENTURIONE ungeduldig.

Und was gewonnen haben?

FIESKO.

Gewonnen haben den verjährten Prozess der Natur mit den Künstlern.

ZENTURIONE hitzig.

Und dann?

FIESKO.

Dann? Dann? (*Fängt zu lachen an.*) Dann haben Sie vergessen zu sehen, dass Genua's Freiheit zu Trümmern geht!

SECHSTER AUFTRITT.

FIESKO.

(Getümmel um den Pallast nimmt zu.)

Glücklich! Glücklich! das Stroh der Republik ist in Flammen. Das Feuer hat schon Häuser und Thürme gefasst — Immerzu! Immerzu! Allgemein werde der Brand, der schadenfrohe Wind pfeife in die Verwüstung!

SIEBENTER AUFTRITT.

MOHR *in Eile*. FIESKO.

MOHR.

Haufen über Haufen!

FIESKO.

Mache die Thorflügel weit auf! Lass herein stürzen, was Füsse hat!

MOHR.

Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, keuchen, wie Lastochsen, unter ihrer aristokratischen Herrlichkeit.

FIESKO.

Narren, die glauben, Fiesko von Lavagna werde *fortführen*, was Fiesko von Lavagna nicht *anfing!* Die *Empörung* kommt wie gerufen. Aber die *Verschwörung* muss meine seyn. Sie stürmen die Treppe herauf.

MOHR hinaus.

Holla! Holla! Werden das Haus höflichst zur Thüre hereinbringen.

Das Volk stürmt herein. Die Thür in Trümmer.)

ACHTER AUFTRITT.

FIESKO. ZWÖLF HANDWERKER.

ALLE.

Rache an Doria! Rache an Gianettino!

FIESKO.

Hübsch *gemach*, meine Landsleute! Dass ihr mir alle eure Aufwartung so machtet, das zeugt von eurem guten Herzen. Aber meine Ohren sind delikater.

ALLE ungestümer.

Zu Boden mit den Doria! Zu Boden Oheim und Neffen!

FIESKO der sie lächelnd überzählt.

Zwölf sind ein vornehmes Heer —

EINIGE.

Diese Doria müssen weg! Der Staat muss eine andere Form haben!

ERSTER HANDWERKER.

Unsre Friedensrichter die Treppen hinab zu schmeissen — die Treppen die Friedensrichter!

ZWEITER.

Denkt doch, Lavagna, die Treppen hinab! als sie ihm bei der Wahl widersprachen.

ALLE.

Soll nicht geduldet werden! Darf nicht geduldet werden!

EIN DRITTER.

Ein Schwert in den Rath zu nehmen —

ERSTER.

Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs im Zimmer des Friedens!

ZWEITER.

Im Scharlach in den Senat zu kommen! Nicht schwarz, wie die übrigen Rathsherrn!

ERSTER.

Mit acht Hengsten durch unsere Hauptstadt zu fahren.

ALLE.

Ein Tyrann! Ein Verräther des Lands und der Regierung!

ZWEITER.

Zweihundert Deutsche zur Leibwache vom Kaiser zu kaufen —

ERSTER.

Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutsche gegen Italiener! Soldaten neben die Gesetze!

ALLE.

Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

ERSTER.

Das Wappen der Republik an der Kutsche zu führen —

ZWEITER.

Die Statue des Andreas mitten im Hofe der Signoria! —

ALLE.

In Stücke mit dem Andreas! In tausend Stücke den steinernen und den lebendigen!

FIESKO.

Genueser, warum mir das alles?

ERSTER.

Ihr sollt es nicht dulden! Ihr sollt ihm den Daumen auf's Aug' halten!

ZWEITER.

Ihr seyd ein kluger Mann, und sollt es nicht dulden, und sollt den Verstand für uns haben!

ERSTER.

Und seyd ein besserer Edelmann, und sollt ihm das einträuken, und sollt es nicht dulden!

FIESKO.

Euer Vertrauen schmeichelt mir sehr! Kann ich es durch Thaten verdienen?

ALLE lärmend.

Schlage! Stürze! Erlöse!

FIESKO.

Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

EINIGE.

Redet, Lavagna!

FIESKO der sich niedersetzt.

Genueser — Das Reich der Thiere kam einst in bürgerliche Gährung, Parteien schlugen mit Parteien, und ein *Fleischerhund* bemächtigte sich des Throns. Dieser, gewohnt, das Schlachtvieh an das Messer zu hetzen, haus'te hündisch im Reich, klaffte, biss, und nagte die Knochen seines Volks. Die Nation murrte, die Kühnsten traten zusammen, und erwürgten den fürstlichen Bullen. Jetzt ward ein Reichstag gehalten, die grosse Frage zu entscheiden, welche Regierung die glücklichste sey? Die Stimmen theilten sich dreifach. Genueser, für welche hättet ihr entschieden?

ERSTER BÜRGER.

Für's Volk! Alles für's Volk!

FIESKO.

Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. *Mehrheit* setzte durch. Wenig Wochen vergingen, so kündigte der Mensch dem neugebacknen Freystaat den Krieg an. Das Reich kam zusammen. Ross, Löwe, Tieger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf, und brüllten laut: zu den Waffen. Jetzt kam die Reihe an die übrigen. Lamm, Hase, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische ganzes menschenscheues Heer — alle traten dazwischen und wimmerten: Friede! Seht, Genueser! Der Feigen waren *mehr*, denn der Streitbar'n, der Dummen *mehr*, denn der Klugen — *Mehrheit* setzte durch. Das Thierreich streckte die Waffen, und der Mensch brandschatzte sein Gebiet. Dieses Staatssystem ward also verworfen! Genueser, wozu wäret ihr jetzt geneigt gewesen?

ERSTER und ZWEITER.

Zum Ausschuss! Freilich zum Ausschuss!

FIESKO.

Diese Meinung gefiel! Die Staatsgeschäfte theilten sich in mehrere Kammern. *Wölfe* besorgten die Finanzen, *Füchse* waren ihre Sekretäre. *Tauben* führten das Kriminalgericht, *Tieger* die gütigen Vergleiche, *Böcke* schlichteten Heirathsprozesse. Soldaten waren die *Hasen*; *Löwen* und *Elephanten* blieben bei der Bagage, der *Esel* war Gesandter des Reichs, und der *Maulwurf* Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter. Genueser! was hofft ihr von dieser weisen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriss, den prellte der Fuchs. Wer diesem entrann, den tölpelte der Esel nieder. Tieger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand sie der Maulwurf alle unsträflich verwaltet. Die Thiere empörten sich. Lasst uns einen *Monarchen* wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und *einem* Oberhaupt huldigten alle — *einem*, Genueser! — aber (*indem er mit Hoheit unter sie tritt*) es war der Löwe!

ALLE klatschen, werfen die Mützen in die Höhe.

Bravo! Bravo! das haben sie schlau gemacht!

ERSTER.

Und Genua soll's nachmachen, und Genua hat seinen Mann schon!

FIESKO.

Ich will ihn nicht wissen! Gehet heim! Denkt auf den Löwen! (*Die Bürger tumultuarisch hinaus.*) Es geht erwünscht. Volk und Senat wider Doria. Volk und Senat für Fiesko — Hassan! Hassan! — Ich muss diesen Hass verstärken! dieses Interesse anfrischen! — Heraus, Hassan! Hurensohn der Hölle! Hassan! Hassan!

NEUNTER AUFTRITT.

MOHR *kommt.* FIESKO.

MOHR wild.

Meine Sohlen brennen noch! Was gibt's schon wieder?

FIESKO.

Was ich befehle.

MOHR geschmeidig.

Wohin lauf' ich zuerst? Wohin zuletzt?

FIESKO.

Das Laufen sey dir diesmal geschenkt. Du wirst geschleift werden. Mache dich gleich gefasst; ich posaune jetzt deinen Meuchelmord aus, und übergebe dich gebunden der peinlichen Rota.

MOHR sechs Schritte zurück.

Herr! — das ist wider die Abrede.

FIESKO.

Sey ganz ruhig. Es ist nichts mehr, denn ein Possenspiel. In diesem Augenblick liegt Alles daran, dass *Gianettino's Anschlag auf mein Leben ruchtbar wird.* Man wird dich peinlich verhören.

MOHR.

Ich bekenne dann oder läugne?

FIESKO.

Läugnest. Man wird dich auf die Tortur schrauben. Den ersten Grad stehest du aus. Diese Witzigung kannst du auf Konto deines Meuchelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennst du.

MOHR schüttelt den Kopf bedenklich.

Ein Schelm ist der Teufel. Die Herren könnten mich beim Essen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

FIESKO.

Du kommst ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Bestrafung zur Genugthuung ausbitten, und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonniren.

MOHR.

Ich lasse mir's gefallen. Sie werden mir das Gelenk aus einander treiben. Das macht geläufiger.

FIESKO.

So ritze mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt' ich dich erst frisch auf der That ergriffen. Gut, (*mit grässlichem Geschrei*) Mörder! Mörder! Mörder! Besetzt die Wege! Riegelt die Pforten zu!

(Er schleppt den Mohren an der Gurgel hinaus. Bediente fliehen über den Schauplatz.)

ZEHNTER AUFTRITT.

LEONORE. ROSA *stürzen erschrocken herein.*

LEONORE.

Mord! schrieen sie, Mord! Von hier kam der Lärm.

ROSA.

Ganz gewiss nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

LEONORE.

Sie schrieen Mord, und das Volk murmelte deutlich Fiesko. Armselige Betrüger! Meine Augen wollen sie schonen, aber mein Herz überlistet sie. Geschwind, eile nach, sieh, sage mir, wo sie ihn hinschleppen.

ROSA.

Sammeln Sie sich. Bella ist nach.

LEONORE.

Bella wird seinen brechenden Blick noch auffassen! Die glückliche Bella! Weh' über mich, seine Mörderinn! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko sich in die Welt gestürzt, nie in die Dolche des Neids! — Bella kommt! Fort! Rede nicht, Bella!

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE. BELLA.

BELLA.

Der Graf lebt und ist ganz. Ich sah ihn durch die Stadt galoppiren. Nie sah ich unsern gnädigen Herrn so schön. Der Rappe prahlte unter ihm, und jagte mit hochmüthigem Huf das andrängende Volk von seinem fürstlichen Reiter. Er erblickte mich, als er vorüber flog, lächelte gnädig, winkte hieher, und warf drei Küsse zurück. (*Boshaft.*) Was mach' ich damit, Signora?

LEONORE in Entzückung.

Leichtfertige Schwätzerinn! Bring' sie ihm wieder.

ROSA.

Nun sehen Sie! Jetzt sind Sie wieder Scharlach über und über.

LEONORE.

Sein Herz wirft er der Dirne nach und ich jage nach einem Blick? — O, Weiber! Weiber!

(Gehen ab.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

Im Pallast des Andreas.

GIANETTINO. LOMELLINO *kommen hastig.*

GIANETTINO.

Lasst sie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwin um ein Junges. Ich bleibe dabei.

LOMELLINO.

Doch, gnädiger Herr —

GIANETTINO.

Zum Teufel mit eurem *Doch*, dreistundenlanger Prokurator! Ich weiche um keines Haares Breite. Lass Genua's Thürme die Köpfe schütteln, und die tobende See *Nein* darein brummen. Ich fürchte den Tross nicht!

LOMELLINO.

Der Pöbel ist freilich das brennende Holz, aber der Adel gibt seinen Wind dazu. Die ganze Republik ist in Wallung. Volk und Patrizier!

GIANETTINO.

So steh' ich wie Nero auf dem Berg, und sehe dem possierlichen Brande zu —

LOMELLINO.

Bis sich die ganze Masse des Aufruhrs einem Parteigänger zuwirft, der ehrgeizig genug ist, in der Verwüstung zu ernten.

GIANETTINO.

Possen! Possen! Ich kenne nur einen, der fürchterlich werden *könnte*, und für den ist gesorgt.

LOMELLINO.

Seine Durchlaucht.

(Andreas kommt. Beide verneigen sich tief.)

ANDREAS.

Signor Lomellino! Meine Nichte wünscht auszufahren.

LOMELLINO.

Ich werde die Gnade haben, sie zu begleiten.

(Ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

ANDREAS. GIANETTINO.

ANDREAS.

Höre, Neffe! Ich bin schlimm mit dir zufrieden!

GIANETTINO.

Gönnen Sie mir Gehör, Durchlauchtigster Oheim!

ANDREAS.

Dem zerlumptesten Bettler in Genua, wenn er es werth ist. Einem Buben niemals, und wär' er mein Neffe. Gnädig genug, dass ich dir den Oheim zeige; du verdienst den Herzog und seine Signoria zu hören!

GIANETTINO.

Nur ein Wort, gnädigster Herr —

ANDREAS.

Höre, was du gethan hast, und verantworte dich dann — — Du hast ein Gebäude umgerissen, das ich in einem halben Jahrhundert sorgsam zusammenfügte — das Mausoleum deines Oheims — seine einzige Pyramide — — die Liebe der Genueser. *Den* Leichtsinn verzeiht dir Andreas.

GIANETTINO.

Mein Oheim und Herzog —

ANDREAS.

Unterbrich mich nicht. Du hast das schönste Kunstwerk der Regierung verletzt, das *ich selbst* den Genuesern vom Himmel holte, das mich so viele Nächte gekostet, so viele Gefahren und Blut. Vor ganz Genua hast du meine fürstliche Ehre besudelt, weil du für *meine* Anstalt keine Achtung zeigtest. Wem wird sie heilig seyn, wenn *mein Blut* sie verachtet? — Diese *Dummheit* verzeiht dir der Oheim.

GIANETTINO beleidigt.

Gnädigster Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog erzogen.

ANDREAS.

Schweig — du bist ein Hochverräther des Staats, und hast das *Herz* seines Lebens verwundet. Merke dir's, Knabe! Es heisst — Unterwerfung! — Weil der Hirt am Abend seines Tagwerks zurücktrat, wähntest du die Herde verlassen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampeltest du wie ein Gassenjunge auf den Gesetzen?

GIANETTINO trotzig.

Gemach, Herzog! Auch in *meinen* Adern siedet das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzitterte.

ANDREAS.

Schweig! befehl' ich — Ich bin gewohnt, dass das Meer aufhorcht, wenn ich rede — Mitten in ihrem Tempel spieest du die majestätische Gerechtigkeit an. Weisst du, wie man das ahndet, Rebelle? — Jetzt antworte! (*Gianettino heftet den Blick sprachlos zu Boden.*)

Unglückseliger Andreas! In deinem eigenen Herzen hast du den *Wurm* deines Verdienstes ausgebrütet. — Ich baute den Genuesern ein Haus, das der Vergänglichkeit spotten sollte, und werfe den *ersten Feuerbrand* hinein! *diesen!* Dank es, Unbesonnener, diesem eisgrauen Kopf, der von Familienhänden zur Grube gebracht seyn will — Dank es meiner gottlosen Liebe, dass ich den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüste zuwerfe.

(Schnell ab.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

LOMELLINO *ausser Athem, erschrocken.* GIANETTINO *sieht dem Herzog glühend und sprachlos nach.*

LOMELLINO.

Was hab' ich gesehen? Was angehört? Jetzt! Jetzt! Fliehen Sie, Prinz! Jetzt ist Alles verloren.

GIANETTINO mit Ingrimm.

Was war zu verlieren?

LOMELLINO.

Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängt sich um einen Mohren, der an Stricken dahin geschleift wurde; der Graf von Lavagna, über die dreihundert Nobili ihm nach bis in's Richthaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der Mohr war über einem Meuchelmord ertappt worden, den er an dem Fiesko vollstrecken sollte.

GIANETTINO stampft mit dem Fuss.

Was? Sind heut alle Teufel los?

LOMELLINO.

Man inquirirte scharf, wer ihn bestochen. Der Mohr gestand nichts. Man brachte ihn auf die erste Folter. Er gestand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er sagte aus, sagte aus — Gnädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugenichts Preis gaben?

GIANETTINO schnaubt ihn wild an.

Frage mich nichts.

LOMELLINO.

Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgesprochen — lieber hätt' ich meinen Namen auf der Schreibtafel des Teufels gelesen, als hier den Ihrigen gehört — so zeigte sich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der befehlend flehet, den Wucherer mit den Herzen der Menge. Die ganze Versammlung ging ihm athemlos in starren schrecklichen Gruppen entgegen; er sprach wenig, aber streifte den blutenden Arm auf, das Volk schlug sich um die fallenden Tropfen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde seiner Willkühr übergeben, und Fiesko — ein Herzstoss für uns — Fiesko begnadigte ihn. Jetzt ras'te die Stille des Volks in einen brüllenden Laut aus, jeder Athem zernichtete einen Doria, Fiesko wurde auf tausendstimmigen Vivat nach Hause getragen.

GIANETTINO mit einem dumpfen Gelächter.

Der Aufruhr schwelle mir an die Gurgel! — Kaiser *Karl!* Mit dieser einzigen Sylbe will ich sie niederwerfen, dass in ganz Genua auch keine Glocke mehr summen soll.

LOMELLINO.

Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl sich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenschmause kommen.

GIANETTINO zieht einen Brief mit grossem Siegel hervor.

Glück genug also, dass er schon hier ist! — Verwundert sich Lomellino? Glaubt er mich tolldreisst genug, wüthige Republikaner zu reizen, wenn sie nicht schon verkauft und verrathen wären?

LOMELLINO betreten.

Ich weiss nicht, was ich denke.

GIANETTINO.

Ich denke etwas, das du nicht weisst. Der Schluss ist gefasst. Uebermorgen fallen zwölf Senatoren. Doria wird Monarch, und Kaiser Karl wird ihn schützen — Du trittst zurück?

LOMELLINO.

Zwölf Senatoren! Mein Herz ist nicht weit genug, eine Blutschuld zwölfmal zu fassen.

GIANETTINO.

Närrchen, am Thron wirft man sie nieder. Siehst du, ich überlegte mit Karls Minister, dass Frankreich in Genua noch starke Parteien hätte, die es ihm zum Zweitenmale in die Hände spielen könnten, wenn man sie nicht mir der Wurzel vertilgte. Das wurmte beim alten Karl. Er unterschrieb meinen Anschlag — und *Du* schreibst, was ich diktire.

LOMELLINO.

Noch weiss ich nicht —

GIANETTINO.

Setze dich. Schreib.

LOMELLINO.

Was schreib' ich aber?

(Setzt sich.)

GIANETTINO.

Die Namen der zwölf Kandidaten — Franz Zenturione.

LOMELLINO schreibt.

Zum Dank für sein Votum führt er den Leichenzug.

GIANETTINO.

Kornelio Kalva.

LOMELLINO.

Kalva.

GIANETTINO.

Michael Zibo.

LOMELLINO.

Eine Abkühlung auf die Prokuratur.

GIANETTINO.

Thomas Asserato mit drei Brüdern.

(Lomellino hält inne.)

GIANETTINO nachdrücklich.

Mit drei Brüdern.

LOMELLINO schreibt.

Weiter.

GIANETTINO.

Fiesko von Lavagna.

LOMELLINO.

Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über diesem *schwarzen Stein* noch den Hals brechen.

GIANETTINO.

Scipio Bourgognino.

LOMELLINO.

Der mag anderswo Hochzeit halten.

GIANETTINO.

Wo *ich* Brautführer bin — Raphael Sacco.

LOMELLINO.

Dem sollt' ich Pardon auswirken, bis er mir meine fünftausend Scudi bezahlt hat. (*Schreibt.*) Der Tod macht quitt.

GIANETTINO.

Vinzent Kalkagno.

LOMELLINO.

Kalkagno — den Zwölften schreib' ich auf *meine* Gefahr, oder unser Todfeind ist vergessen.

GIANETTINO.

Ende gut, Alles gut, Joseph Verrina.

LOMELLINO.

Das war der Kopf des Wurms. (*Steht auf, streut Sand, fliegt die Schrift durch, reicht sie dem Prinzen.*) Der Todt gibt übermorgen prächtige Galla, und hat zwölf genuesische Fürsten geladen.

GIANETTINO tritt zum Tisch, unterzeichnet.

Es ist geschehen — In zwei Tagen ist Dogewahl. Wenn die Signoria versammelt ist, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit *einem* plötzlichen Schuss gestreckt, wenn zugleich meine 200 Teutsche das Rathhaus mit Sturm besetzen. Ist das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal, und lässt sich huldigen.

(Klingelt.)

LOMELLINO.

Und Andreas?

GIANETTINO verächtlich.

Ist ein *alter* Mann. (*Ein Bedienter.*) Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Messe. (*Bedienter ab.*) Der Teufel, der in mir steckt, kann nur in Heiligen-Maske inkognito bleiben.

LOMELLINO.

Aber das Blatt, Prinz?

GIANETTINO.

Nimmst du, lässest es durch unsere Partei zirkuliren. Dieser Brief muss mit Extrapost nach Levante. Er unterrichtet den Spinola von allem, und heisst ihn früh 8 Uhr in der Hauptstadt hier eintreffen.

(Will fort.)

LOMELLINO.

Ein Loch im Fass, Prinz! Fiesko besucht keinen Senat mehr.

GIANETTINO zurückrufend.

Doch noch *einen* Meuter wird Genua haben? — Ich sorge dafür.

(Ab in ein Seitenzimmer. Lomellino fort durch ein anderes.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

Vorzimmer des Fiesko.

FIESKO *mit Briefen und Wechseln.* MOHR.

FIESKO.

Also vier Galeren sind eingelaufen?

MOHR.

Liegen glücklich in der Darsena vor Anker.

FIESKO.

Das kommt erwünscht. Woher die Expressen?

MOHR.

Von Rom, Piazenza und Frankreich.

FIESKO bricht die Briefe auf, fliegt sie durch.

Willkommen, willkommen, in Genua. (*Sehr aufgeräumt.*) Die Kouriere werden *fürstlich* bewirthet.

MOHR.

Hum!

(Will gehen.)

FIESKO.

Halt! Halt! Hier kommt Arbeit für dich die Fülle.

MOHR.

Was steht zu Befehl? Die Nase des Spürers, oder der Stachel des Skorpions?

FIESKO.

Für jetzt des Lockvogels Schlag. Morgen früh werden 2000 Mann verkappt zur Stadt hereinschleichen, Dienste bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Ordre, auf die eintretenden Passagiers ein wachsames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrimme kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, andere als Ordensbrüder, oder Savoyarden, oder Komödianten, wieder andere als Krämer, oder als ein Trupp Musikanten, die meisten als abgedankte Soldaten, die genuesisches Brot essen wollen. Jeder Fremde wird ausgefragt, wo er einstelle? antwortet er: *zur goldenen Schlange,* so muss man ihn freundlich grüssen, und meine Wohnung bedeuten. Höre, Kerl, aber ich baue auf deine Klugheit.

MOHR.

Herr! wie auf meine Bosheit. Entwischt mir eine Locke Haar, so sollt ihr meine zwei Augen in eine Windbüchse laden, und Sperlinge damit schiessen.

(Will fort.)

FIESKO.

Halt! noch eine Arbeit. Die Galeren werden der Nation scharf in die Augen stechen. Merke auf, was davon Rede wird. Fragt dich Jemand, so hast du *von weitem murmeln gehört,* dass dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verstehest du?

MOHR.

Verstehe. Die Bärte der Beschnittenen liegen oben drauf. Was im Korb ist, weiss der Teufel.

(Will fort.)

FIESKO.

Gemach. Noch eine Vorsicht. Gianettino hat neuen Grund, mich zu hassen, und mir Fallen zu stellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgend wo einen Meuchelmord witterst. Doria besucht die verdächtigen Häuser. Hänge dich an die Töchter der Freude. Die Geheimnisse des Kabinetts stecken sich gern in die Falten eines Weiberrocks. Versprich ihnen goldspeiende Kunden — versprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig seyn, dass du nicht in diesen Morast untertauchen sollst, bis du den festen Boden fühlst.

MOHR.

Halt! Holla! Ich habe den Eingang bei einer gewissen Diana Bononi, und bin gegen fünf Vierteljahre ihr Zuführer gewesen. Vorgestern sah ich den Prokurator Lomellino aus ihrem Hause kommen.

FIESKO.

Wie gerufen. Eben der Lomellino ist der Hauptschlüssel zu allen Tollheiten Doria's. Gleich morgen früh musst du hingehen. Vielleicht ist er heute Nacht dieser keuschen Luna Endymion.

MOHR.

Noch einen Umstand, gnädiger Herr! Wenn mich die Genueser fragen — und ich bin des Teufels! das werden sie — wenn sie mich jetzt fragen, was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet Ihr Eure Maske noch länger tragen, oder was soll ich antworten?

FIESKO.

Antworten? Wart! Die Frucht ist ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liegt auf dem Block, sollst du antworten, und dein Herr heisse Johann Ludwig Fiesko.

MOHR sich froh streckend.

Was ich anbringen will, dass sich's gewaschen haben soll, bei meiner hundsvöttischen Ehre! — Aber nun hell auf, Freund Hassan! In ein Weinhaus zuerst! Meine Füsse haben alle Hände voll zu thun — ich muss meinen Magen karessiren, dass er bei meinen Beinen das Wort redet. (*Eilt ab, kommt aber schnell zurück.*) *A propos!* Bald hätt' ich das verplaudert. Was zwischen Eurer Frau und Kalkagno vorging, habt Ihr gern wissen mögen? — Ein Korb ging vor, Herr, und das was Alles. (*Läuft davon.*)

SECHSZEHNTER AUFTRITT.

FIESKO *bei sich.*

Ich bedaure, Kalkagno — Meinen Sie etwa, ich würde den empfindlichen Artikel meines Ehebetts Preis geben, wenn mir *meines Weibes Tugend* und *mein eigner Werth* nicht Handschrift genug ausgestellt hätten? Doch willkommen mit dieser Schwägerschaft. Du bist ein guter Soldat. Das soll mir deinen Arm zu Doria's Untergang kuppeln! — — (*Mit starken Schritten auf und nieder.*) Jetzt, Doria, mit dir auf den Kampfplatz! Alle Maschinen des grossen Wagestücks sind im Gang. Zum schaudernden Konzert alle Instrumente gestimmt. Nichts fehlt, als die Larve herabzureissen, und Genua's Patrioten den Fiesko zu zeigen. (*Man hört kommen.*) Ein Besuch! Wer mag mich jetzt stören?

SIEBZEHNTER AUFTRITT.

VORIGER. VERRINA. ROMANO *mit einem Tableau.* SACCO. BOURGOGNINO. KALKAGNO.

(Alle verneigen sich.)

FIESKO ihnen entgegen, voll Heiterkeit.

Willkommen, meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie so vollzählig zu mir? — Du auch da, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleissiger um dich, als meine Augen. War's nicht seit dem letzten Ball, dass ich meinen Verrina entbehrte?

VERRINA.

Zähl' ihm nicht nach, Fiesko. Schwere Lasten haben indess sein graues Haupt gebeugt. Doch genug hievon.

FIESKO.

Nicht genug für die wissbegierige Liebe. Du wirst mir mehr sagen müssen, wenn wir allein sind. (*Zu Bourgognino.*) Willkommen, junger Held! Unsere Bekanntschaft ist noch *grün*, aber meine Freundschaft ist zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbessert?

BOURGOGNINO.

Ich bin auf dem Wege.

FIESKO.

Verrina, man sagt mir, dass dieser junge Kavalier dein Tochtermann werden soll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieser Wahl. Ich hab' ihn nur einmal gesprochen, und doch würd' ich stolz seyn, wenn er der meinige wäre.

VERRINA.

Dieses Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

FIESKO zu den Andern.

Sacco? Kalkagno? — Lauter selt'ne Erscheinungen in meinem Zimmer! Beinahe möchte ich mich meiner Dienstfertigkeit schämen, wenn Genua's edelste Zierden sie vorübergehen. — Und hier begrüsse ich einen fünften Gast, mir zwar fremd, doch empfohlen genug durch diesen würdigen Zirkel.

ROMANO.

Es ist ein Mahler schlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat, als seinen Pinsel, und nun gegenwärtig ist, (*mit einer tiefen Verbeugung*) die grosse Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

FIESKO.

Ihre Hand, Romano. Ihre Meisterin ist eine Verwandte meines Hauses. Ich liebe sie brüderlich. *Kunst ist* die *rechte Hand* der Natur. Diese hat *nur Geschöpfe*, jene hat *Menschen* gemacht. Was mahlen Sie aber, Romano?

ROMANO.

Scenen aus dem nervigen Alterthum. Zu Florenz steht *mein sterbender Herkules*, meine *Kleopatra* zu Venedig, der wüthende *Ajax* zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatikan wieder auferstehen.

FIESKO.

Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?

ROMANO.

Er ist weggeworfen, gnädiger Herr. Das *Licht des Genies* bekam weniger Fett, als das *Licht des Lebens*. Ueber einen gewissen Punkt hinaus brennt nur die *papierne Krone*. Hier ist meine letzte Arbeit.

FIESKO aufgeräumt.

Sie könnte nicht erwünschter gekommen seyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Wesen feiert eine gewisse heroische Ruhe, ganz offen für die schöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechtes Fest daraus bereiten. Tretet herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künstler schenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

VERRINA winkt den Andern.

Nun merket auf Genueser.

ROMANO stellt das Gemählde zurecht.

Das Licht muss von der Seite spielen. Ziehen Sie *jenen* Vorhang auf. *Diesen* lassen Sie fallen. Gut. (*Er tritt auf die Seite.*) Es ist die Geschichte der Virginia und des Appius Klaudius.

(Lange ausdrucksvolle Pause, worin alle die Mahlerei betrachten.)

VERRINA in Begeisterung.

Spritz zu, eisgrauer Vater! — Zuckst du, Tyrann? — Wie so bleich steht ihr Klötze, Römer — ihm nach, Römer — das Schlachtmesser blinkt — Mir nach, Klötze, Genueser — Nieder mit Doria! Nieder! Nieder!

(Er haut gegen das Gemählde.)

FIESKO lächelnd zum Mahler.

Fordern Sie mehr Beifall? Ihre Kunst macht diesen alten Mann zum bartlosen Träumer.

VERRINA erschöpft.

Wo bin ich? Wo sind sie hingekommen? Weg, wie Blasen? Du hier, Fiesko? Der Tyrann lebt noch, Fiesko?

FIESKO.

Siehst du? Ueber vielem Sehen hast du die Augen vergessen. Diesen Römerkopf findest du bewundernswerth? Weg mit ihm! Hier das Mädchen blick' an! Dieser Ausdruck, wie weich! wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den welkenden Lippen! Welche Wollust im verlöschenden Blick! Unnachahmlich! Göttlich, Romano! — Und noch die weisse blendende Brust, wie angenehm noch von des Athems letzten Wellen gehoben? Mehr solche Nymphen, Romano, so will ich vor Ihren Phantasien knien, und der Natur einen Scheidebrief schreiben.

BOURGOGNINO.

Verrina, ist das deine gehoffte herrliche Wirkung?

VERRINA.

Fasse Muth, Sohn. Gott verwarf den Arm des *Fiesko*, er muss auf den *unsrigen* rechnen.

FIESKO zum Mahler.

Ja, es ist Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihr Mark ist erschöpft. Sie rühren keinen Pinsel mehr an. Doch über des Künstlers Bewunderung vergess' ich, das Werk zu verschlingen. Ich könnte hier stehen, und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemählde weg. Sollt' ich Ihnen diesen Virginiakopf bezahlen,

müsst' ich Genua in Versatz geben. Nehmen Sie weg.

ROMANO.

Mit Ehre bezahlt sich der Künstler. Ich schenke es Ihnen.

(Er will hinaus.)

FIESKO.

Eine kleine Geduld, Romano. (*Er geht mit majestätischem Schritt im Zimmer, und scheint über etwas Grosses zu denken. Zuweilen betrachtet er die Andern fliegend und scharf, endlich nimmt er den Mahler bei der Hand, führt ihn vor das Gemählde.*) Tritt her, Mahler. (*Aeusserst stolz und mit Würde.*) So trotzig stehst du da, weil du *Leben* auf *todten* Tüchern heuchelst, und grosse Thaten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenhitze, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne Thaten erwärmende Kraft; stürzest Tyrannen auf Leinwand; — bist selbst ein elender Sklave! Machst Republiken mit einem Pinsel frei; — kannst deine eignen Ketten nicht brechen! (*Voll und befehlend.*) Geh! Deine Arbeit ist Gaukelwerk — der *Schein* weiche der *That* — (*mit Grösse, indem er das Tableau umwirft.*) *Ich habe gethan*, was du — nur mahltest.

(Alle erschüttert. Romano trägt sein Tableau mit Bestürzung fort.)

ACHTZEHNTER AUFTRITT.

FIESKO. VERRINA. BOURGOGNINO. SACCO. KALKAGNO.

FIESKO unterbricht eine Pause des Erstaunens.

Dachtet ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, dass ihr die einzigen wäret, die Genua's Ketten fühlten? Die einzigen, die sie zu zerreissen wünschten? Eh' ihr sie nur fern rasseln hörtet, hatte sie schon Fiesko zerbrochen. (*Er öffnet die Schattulle, nimmt ein Packet Briefe heraus, die er alle über die Tafel spreitet.*) *Hier* Soldaten von Parma — *hier* französisches Geld — — *hier* vier Galeren vom Papst. *Was* fehlte noch, einen Tyrannen in seinem Nest aufzujagen? *Was* wisst ihr noch zu erinnern? (*Da sie Alle erstarrt schweigen, tritt er von der Tafel, mit Selbstgefühl.*) Republikaner! Ihr seyd geschickter, Tyrannen zu verfluchen, als sie in die Luft zu sprengen.

(Alle, ausser Verrina, werfen sich sprachlos dem Fiesko zu Füssen.)

VERRINA.

Fiesko! — Mein Geist neigt sich vor dem deinigen — Mein Knie kann es nicht — Du bist ein grosser Mensch; — aber — steht auf, Genueser.

FIESKO.

Ganz Genua ärgert sich an dem Weichling Fiesko. Ganz Genua fluchte über den verbuhlten Schurken Fiesko. Genueser! Genueser! Meine Buhlerei hat den arglistigsten Despoten betrogen; meine *Tollheit* hat euerm Fürwitz meine gefährliche *Weisheit* verhüllt. In den Windeln der Ueppigkeit lag das erstaunliche Werk der Verschwörung gewickelt. Genug. Genua kennt mich in Euch. Mein ungeheuerster Wunst ist befriedigt.

BOURGOGNINO wirft sich unmuthig in einen Sessel.

Bin ich denn gar nichts mehr?

FIESKO.

Aber lasst uns schleunig von Gedanken zu Thaten gehn. Alle Maschinen sind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Wasser bestürmen. Rom, Frankreich und Parma bedecken mich. Der Adel ist schwürig. Des Pöbels Herzen sind mein. Die Tyrannen hab' ich in Schlummer gesungen. Die Republik ist zu einem Umgusse zeitig. Mit dem Glück sind wir fertig. Nichts fehlt — Aber Verrina ist nachdenkend?

BOURGOGNINO.

Geduld. Ich hab' ein Wörtchen, das ihn rascher aufschrecken soll, als des jüngsten Tages Posaunenruf. (*Er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.*) Vater, wach auf! Deine Bertha verzweifelt.

VERRINA.

Wer sprach das? — Zum Werk, Genueser!

FIESKO.

Ueberlegt den Entwurf zur Vollstreckung. Ueber dem ernsten Gespräch hat uns die Nacht überrascht. Genua liegt schlafen. Der Tyrann fällt erschöpft von den Sünden des Tages nieder. Wachet für Beide!

BOURGOGNINO.

Ehe wir scheiden, lasst uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beschwören. (*Sie schliessen mit verschränkten Armen einen Kreis.*) Hier wachsen Genua's fünf grösste Herzen zusammen, Genua's grösstes Loos zu entscheiden. (*Drücken sich inniger.*) Wenn der Weltenbau auseinander fällt, und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Bluts, auch der Liebe zerschneidet, bleibt dieses fünffache Heldenblatt ganz!

(Treten auseinander.)

VERRINA.

Wann versammeln wir uns wieder?

FIESKO.

Morgen Mittag will ich eure Meinungen sammeln.

VERRINA.

Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesko, Bourgognino, komm! Du wirst etwas Seltsames hören.

(Beide ab.)

FIESKO zu den Andern.

Geht ihr zu den Hinterthoren hinaus, dass Doria's Spione nichts merken.

(Alle entfernen sich.)

NEUNZEHNTER AUFTRITT.

FIESKO der nachdenkend auf und nieder geht.

Welch ein Aufruhr in meiner Brust! Welche heimliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen Brüdern, die auf eine schwarze That ausgehen, auf den Zehen schleichen, und ihr flammroth Gesicht furchtsam zu Boden schlagen, stehlen sich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei — Haltet! Haltet! Lasst mich euch in's Angesicht leuchten — — Ein guter Gedanke stählet des Mannes Herz, und zeigt sich heldenmässig dem Tage. — Ha! ich kenne euch! — das ist die Liverei des ewigen Lügners — Verschwindet! (*wieder Pause, darauf lebhafter.*) *Republikaner Fiesko? Herzog Fiesko?* — Gemach — Hier ist der gähe Hinuntersturz, wo die Mark der Tugend sich schliesst, sich scheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden gestrauchelt, und Helden sind gesunken, und die Welt belegt ihre Namen mit Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt, und Helden sind still gestanden, und Halbgötter geworden — (*Rascher.*) Das sie *mein* sind, die Herzen von Genua? Dass von *meinen* Händen dahin, dorthin sich gängeln lässt das furchtbare Genua? — o über die schlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel stellt — Unglückselige Schwungsucht! Uralte Buhlerey! Engel küssten an deinem Halse den Himmel hinweg, und der Tod sprang aus deinem kreisenden Bauche — (*sich schaudernd schüttelnd.*) Engel singst du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit ein — Menschen angelst du mit Gold, Weibern und Kronen! (*Nach einer nachdenkenden Pause, fest.*) Ein Diadem erkämpfen, ist

gross. Es wegwerfen, *ist göttlich.* (*Entschlossen.*) Geh unter, Tyrann! Sey frei, Genua, und ich (*sanftgeschmolzen*) dein *glücklichster* Bürger!

DRITTER AUFZUG.

Furchtbare Wildniss.

ERSTER AUFTRITT.

VERRINA. BOURGOGNINO *kommen durch die Nacht.*

BOURGOGNINO steht still.

Aber wohin führest du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abriefst, keucht noch immer aus deinem arbeitendem Odem. Unterbrich dieses grauenvolle Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

VERRINA.

Das ist der Ort.

BOURGOGNINO.

Der schrecklichste, den du auffinden konntest. Vater! wenn das, was du hier vornehmen wirst, dem Orte gleich sieht, Vater, so werden meine Haarspitzen aufwärts springen.

VERRINA.

Doch *blühet* das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verwesung Leichname morsch frisst, und der Tod eine schaudernde Tafel hält—dahin, wo das Gewinsel verlorner Seelen Teufel belustigt, und des Jammers undankbare Thränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen—dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Loosung ändert, und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — Dort will ich zu dir durch *Verzerrungen* sprechen, und mit Zähnklappern wirst du hören.

BOURGOGNINO.

Hören? Was? Ich beschwöre dich.

VERRINA.

Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut ist rosenroth — dein Fleisch ist mild geschmeidig; *dergleichen* Naturen fühlen menschlich weich; an dieser empfindenden Flamme schmilzt meine grausame Weisheit. Hätte der Frost des Alters, oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geister gelähmt — hätte schwarzes klumpiges Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen gesperrt, dann wärest du geschickt, die Sprache meines Grams zu verstehen, und meinen Entschluss anzustaunen.

BOURGOGNINO.

Ich werde ihn hören und *mein* machen.

VERRINA.

Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verschonen. O Scipio, schwere Lasten liegen auf dieser Brust— ein Gedanke, grauenvoll, wie die lichtscheue Nacht — ungeheuer genug, eine Mannsbrust zu sprengen — Siehst du? *Allein* will ich ihn *vollführen—allein tragen* kann ich ihn nicht. Wenn ich stolz wäre, Scipio, ich könnte sagen, es ist eine Qual, der *einzige grosse Mann* zu seyn — *Grösse* ist dem Schöpfer zur Last gefallen, und er hat Geister zu Vertrauten gemacht — Höre, Scipio!

BOURGOGNINO.

Meine Seele verschlingt die deinige.

VERRINA.

Höre, aber erwiedere nichts. Nichts, junger Mensch! Hörst du? Kein Wort sollst du darauf sagen — *Fiesko muss sterben!*

BOURGOGNINO mit Bestürzung.

Sterben! Fiesko!

VERRINA.

Sterben! — Ich danke dir, Gott! Es ist heraus — Fiesko sterben, Sohn, sterben durch mich! — Nun geh — Es gibt Thaten, die sich keinem Menschen-Urtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen — Das ist eine davon. Geh. Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weiss, was sie mich kostet, und damit gut. Doch höre — du könntest dich wohl gar wahnsinnig daran denken — Höre — Sahst du ihn gestern in unserer Bestürzung sich spiegeln? Der Mann, dessen Lächeln Italien irre führte, wird er seines Gleichen in Genua dulden? Geh. Den Tyrannen wird Fiesko stürzen, das ist gewiss! Fiesko wird Genua's gefährlichster Tyrann werden, das ist gewisser!

(Er geht schnell ab, Bourgognino blickt ihm staunend und sprachlos nach, dann folgt er ihm langsam.)

ZWEITER AUFTRITT.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrundes eine grosse Glasthür, die den Prospekt über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.

FIESKO *vorm Fenster.*

Was ist das? — Der Mond ist unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantasieen haben meinen Schlaf aufgeschwelgt — mein ganzes Wesen krampfig um eine Empfindung gewälzt. — Ich muss mich im Offenen dehnen. (*Er macht die Glasthür auf. Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt. Fiesko mit starken Schritten im Zimmer.*) Dass ich der grösste Mann bin im ganzen Genua! und die kleinern Seelen sollten sich nicht unter die grosse versammeln? — aber ich verletze die Tugend! (*Steht still.*) Tugend? — Der erhabene Kopf hat andre Versuchungen, als der gemeine — Sollt' er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Harnisch, der des Pygmäen schmächtigen Körper zwingt, sollte der einem Riesenleib anpassen müssen? (*Die Sonne gehet auf über Genua.*) Die majestätische Stadt! (*mit offenen Armen dagegen eilend.*) *Mein*! und darüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag — darüber zu brüten mit Monarchenkraft — alle die kochenden Begierden — all die nimmersatten Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen? — — Gewiss! Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos gross, eine Krone zu stehlen. Die Schande *nimmt ab* mit der *wachsenden* Sünde. (*Pause. Dann mit Ausdruk.*) *Gehorchen! Herrschen!* — ungeheure schwindlichte Kluft — Legt Alles hinein, was der Mensch Kostbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künstler, eure unsterblichen Werke — eure Wollüste, Epikureer — eure Meere und Inseln, ihr Weltumschiffer! *Gehorchen und Herrschen! Seyn und Nichtseyn!* Wer über den schwindlichten Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen setzt, wird auch diesen Sprung ausmessen. (*Mit erhabenem Spiel.*) Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe — niederzuschmollen in der Menschlichkeit reissenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerinn Schicksale schelmisch wälzt — den ersten Mund an dem Becher der Freude — tief unten den geharnischten Riesen *Gesetz* am Gängelbande zu len-

ken — schlagen zu sehen unvergoltene Wunden, wenn sein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majestät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich so viel stampfenden Rossen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporstrebenden Stolz der Vasallen mit *Einem* — Einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der schöpferische Fürstenstab auch die Träume des fürstlichen Fiebers in's Leben schwingt. Ha! welche Vorstellung, die den staunenden Geist über seine Linien wirbelt! — Ein Augenblick Fürsten! hat das Mark des ganzen Daseyns verschlungen. Nicht der *Tummelplatz* des Lebens — sein Gehalt bestimmt seinen Werth. Zerstücke den Donner in seine einfachen Sylben, und du wirst Kinder damit in den Schlummer singen; schmelze sie zusammen in *einen* plötzlichen Schall, und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entschlossen!

(Heroisch auf und nieder.)

DRITTER AUFTRITT.

VORIGER. LEONORE *tritt herein mit merklicher Angst.*

LEONORE.

Vergeben Sie, Graf. Ich fürchte, Ihre Morgenruhe zu st ören.

FIESKO tritt höchst betreten zurück.

Gewiss, gnädige Frau, Sie überraschen mich seltsam.

LEONORE.

Das begegnet nur den Liebenden nie.

FIESKO.

Schöne Gräfinn, Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch.

LEONORE.

Auch wüsst' ich nicht, warum ich den wenigen Rest für den *Gram* schonen sollte.

FIESKO.

Gram, meine Liebe! Stand ich bisher im Wahn, *Staaten nicht umwühlen wollen*, heisse Gemüthsruhe?

LEONORE.

Möglich — Doch fühl' ich, dass meine Weiberbrust unter dieser Gemüthsruhe bricht. Ich komme, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu belästigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen möchten. Seit sieben Monaten hatt' ich den seltsamen Traum, Gräfin von Lavagna zu seyn. Er ist verflogen. Der Kopf schmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genuss meiner unschuldigen Kindheit zurückrufen müssen, meine Geister von diesem lebhaften Phantome zu heilen. Erlauben Sie darum, dass ich in die Arme meiner guten Mutter zurück kehre!

FIESKO äusserst bestürzt.

Gräfin!

LEONORE.

Es ist ein schwaches verzärteltes Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müssen. Auch die geringsten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich stelle desswegen die letzten übergebliebenen Pfänder ihrem rechtmässigen Besitzer zurück. (*Sie legt einige Galanterieen auf ein Tischchen.*) Auch diesen Dolch, der mein Herz durchfuhr. (*Seinen Liebesbrief.*) Auch diesen — und (*indem sie sich lautweinend hinausstürzen will*) behalte nichts, als die Wunde!

FIESKO erschüttert, eilt ihr nach, hält sie auf.

Leonore! Welch ein Auftritt! Um Gotteswillen!

LEONORE fällt matt in seinen Arm.

Ihre Gemahlin zu seyn, hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlin hätte Achtung verdient — Wie sie jetzt zischen, die Lästerzungen! Wie sie auf mich herabschielen, Genua's Damen und Mädchen! « Seht, wie sie wegblüht, die Eitle, die den Fiesko heirathete! » — Grausame Ahndung meiner weiblichen Hoffart! Ich hatte mein ganzes Geschlecht verachtet, da mich Fiesko zum Brautaltar führte.

FIESKO.

Nein, wirklich, Madonna! dieser Auftritt ist sonderbar.

LEONORE für sich.

Ah, erwünscht. Er wird blass und roth. Jetzt bin ich muthig.

FIESKO.

Nur zwei Tage, Gräfin, und dann richten Sie mich.

LEONORE.

Aufgeopfert — Lass mich es nicht vor dir aussprechen, jungfräuliches Licht! Aufgeopfert einer Buhlerin! Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in knechtisches Zittern jagen, müssen sich jetzt vor den Thränen eines Weibes verkriechen. —

FIESKO äusserst verwirrt.

Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

LEONORE mit Wehmuth und etwas bitter.

Ein schwaches Weiberherz zu zerfleischen! O es ist des starken Geschlechts so würdig! — Ich warf mich in die Arme dieses Mannes. An diesen Starken schmiegten sich wollüstig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — der grossmüthige Mann verschenkt ihn an eine —

FIESKO stürzt ihr mit Heftigkeit in's Wort.

Meine Leonore, nein! —

LEONORE.

Meine Leonore? — Himmel, habe Dank! Das war wieder ächter Goldklang der Liebe. Hassen sollt' ich dich, Falscher, und werfe mich hungrig auf die Brosamen deiner Zärtlichkeit. — *Hassen?* Sagte ich *hassen, Fiesko?* O glaub' es nicht! *Sterben* lehrt mich dein Meineid, aber nicht hassen. Mein Herz ist betrogen.

(Man hört den Mohren.)

FIESKO.

Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine kindische Bitte.

LEONORE.

Alles, Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

FIESKO.

Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (*Bedeutend.*) Bis Genua um zwei Tage älter ist, fragen Sie nicht! Verdammen Sie nicht!

(Er führt sie mit Anstand in ein anderes Zimmer.)

VIERTE AUFTRITT.

MOHR *keuchend.* FIESKO.

FIESKO.

Woher so in Athem?

MOHR.

Geschwind, gnädiger Herr —

FIESKO.

Ist was in's Garn gelaufen?

MOHR.

Les't diesen Brief. Bin ich denn wirklich da? Ich glaube, Genua ist um zwölf Gassen kürzer geworden, oder meine Beine um so viel länger. Ihr verblasst? Ja, um Köpfe werden sie karten, und der Eure ist Tarock. Wie gefällt's Euch?

FIESKO wirft den Brief erschüttert auf den Tisch.

Krauskopf und zehen Teufel! wie kommst du zu diesem Brief?

MOHR.

Ohngefähr wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Expresser sollte damit nach Levanto fliegen. Ich wittre den Frass, laure dem Burschen in einem Hohlweg auf. Baf, liegt der Marder — Wir haben das Huhn.

FIESKO.

Sein Blut über dich! Der Brief ist nicht mit Gold zu bezahlen.

MOHR.

Doch dank' ich für Silber. (*Ernsthaft und wichtig.*) Graf von Lavagna! Ich habe neulich einen Gelust nach Eurem Kopf gehabt. (*Indem er auf den Brief deutet.*) *Hier wär' er wieder* — Jetzt, denk' ich, wären gnädiger Herr und Halunke quitt. Für's weitere könnt Ihr Euch beim guten Freunde bedanken. (*Reicht ihm einen zweiten Zettel.*) Numero 2.

FIESKO nimmt das Blatt mit Erstaunen.

Wirst du toll seyn?

MOHR.

Numero 2. (*Er stellt sich trotzig neben ihn, stemmt den Ellenbogen an.*) Der Löwe hat's doch so dumm nicht gemacht, dass er die Maus pardonnirte? (*Arglistig.*) Gelt! er hat's schlau gemacht, wer hätt' ihn auch sonst aus dem Garne genagt? — Nun? Wie behagt Euch *das?*

FIESKO.

Kerl, wie viel Teufel besoldest du?

MOHR.

Zu dienen—nur *einen*, und der steht in gräflichem Futter.

FIESKO.

Doria's eigene Unterschrift! — Wo bringst du das Blatt her?

MOHR.

Warm aus den Händen meiner Bononi. Ich machte mich noch die gestrige Nacht dahin, liess Eure schönen Worte und Eure noch schöneren Zechinen klingen. Die letzten drangen durch. Früh sechs sollt' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie Ihr sagtet, und bezahlte mit *Schwarz und Weiss* das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich.

FIESKO aufgebracht.

Ueber die feilen Weiberknechte! — Republiken wollen sie stürzen, können einer Metze nicht schweigen. Ich sehe aus diesen Papieren, dass Doria und sein Anhang Komplott gemacht haben, mich mit eilf Senatoren zu ermorden, und Gianettino zum souverainen Herzog zu machen.

MOHR.

Nicht anders, und das schon am Morgen der Dogewahl, dem dritten des Monats.

FIESKO rasch.

Unsere flinke Nacht soll diesen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geschwind, Hassan! — Meine Sachen sind reif — Rufe die Andern — Wir wollen ihnen einen blutigen Vorsprung machen — Tummle dich, Hassan!

MOHR.

Noch muss ich Euch meinen Schubsack von Zeitungen stürzen. Zweitausend Mann sind glücklich hereinpraktizirt. Ich habe sie bei den Kapuzinern untergebracht, wo auch kein vorlauter Sonnenstrahl sie ausspioniren soll. Sie brennen vor Neugier, ihren Herrn zu sehen, und es sind treffliche Kerle.

FIESKO.

Aus jedem Kopf blüht ein Skudi für dich — Was murmelt Genua zu meinen Galeren?

MOHR.

Das ist ein Hauptspass, gnädiger Herr! Ueber die vierhundert Abentheurer, die der Friede zwischen Frankreich und Spanien auf den Sand gesetzt hat, nisteten sich an meine Leute, und bestürmten sie, ein gutes Wort für sie bei Euch einzulegen, dass Ihr sie gegen die Ungläubigen schicken mögt. Ich habe sie auf den Abend zu Euch in den Schlosshof beschieden.

FIESKO froh.

Bald sollt' ich dir um den Hals fallen, Schurke! Ein Meisterstreich! Vierhundert sagst du? — Genua ist nicht mehr zu retten. Vierhundert Skudi sind dein.

MOHR treuherzig.

Gelt, Fiesko? Wir Zwei wollen Genua zusammenschmeissen, dass man die Gesetze mit dem Besen aufkehren kann — Das hab' ich Euch nie gesagt, dass ich unter der hiesigen Garnison meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Höllenfahrt. Nun hab' ich veranstaltet, dass wir auf jedem Thor wenigstens sechs Kreaturen unter der Wache haben, die genug sind, die Andern zu beschwatzen, und ihre fünf Sinne unter Wein zu setzen. Wenn Ihr also Lust habt, diese Nacht einen Streich zu wagen, so findet Ihr die Wachen besoffen.

FIESKO.

Rede nichts mehr! Bis jetzt habe ich den ungeheuern Quader ohne Menschenhülfe gewälzt; hart am Ziele soll mich der schlechteste Kerl in der Rundung beschämen? Deine Hand, Bursche! Was dir der Graf schuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen.

MOHR.

Ueberdiess noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie winkte mir von der Gasse hinauf, war sehr gnädig, fragte mich spöttelnd, ob die Gräfin von Lavagna keinen Anfall von Gelbsucht gehabt hätte? Euer Gnaden, sagt' ich, fragen nur *einem* Befinden nach, sagt' ich —

FIESKO hat das Billet gelesen und wirft es weg.

Sehr gut gesagt; sie antwortete?

MOHR.

Antwortete: Sie bedaure dennoch das Schicksal der armen Wittwe, erbiete sich auch, ihr Genugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterieen künftig zu verbitten.

FIESKO hämisch.

Welche sich wohl noch vor Welt-Untergang aufheben dürften — *Das* die ganze Erheblichkeit, Hassan?

MOHR boshaft.

Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen sind es zunächst nach den politischen —

FIESKO.

O ja freilich, und *diese* allerdings. Aber was willst du mit diesem Papierchen?

MOHR.

Eine Teufelei mit einer andern auskratzen — diese Pulver gab mir Signora, Eurer Frau täglich eins in die Schokolade zu rühren.

FIESKO tritt blass zurück.

Gab dir?

MOHR.

Donna Julia, Gräfin Imperiali.

FIESKO reisst ihm solche weg, heftig.

Lügst du, Kanaille, lass ich dich lebendig an den Wetterhahn vom Lorenzothurm schmieden, wo dich der Wind in *einem* Athemzug neunmal herumtreibt — die Pulver?

MOHR ungeduldig.

Soll ich Eurer Frau in der Schokolade zu saufen geben, verordneten Donna Julia Imperiali.

FIESKO ausser Fassung.

Ungeheuer! Ungeheuer! — dieses holdselige Geschöpf? — Hat so viel Hölle in einer Frauenseele Platz? — Doch, ich vergass, dir zu danken, himmlische Vorsicht, die du es nichtig machst — nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Wege sind sonderbar. (*Zum Mohren*). Du versprichst zu gehorchen, und schweigst.

MOHR.

Sehr wohl. Das Letzte kann ich, sie bezahlte mir's baar.

FIESKO.

Dieses Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen, Madam! Ich will sie beschwätzen, bis Sie hierher folgen. Gut. Du eilst nunmehr, was du eilen kannst, rufst die ganze Verschwörung zusammen.

MOHR.

Diesen Befehl hab' ich vorausgewittert, und darum jeden auf meine Faust Punkt zehn Uhr hierher bestellt.

FIESKO.

Ich höre Tritte. Sie sind's. Kerl, du verdientest deinen eigenen Galgen, wo noch kein Sohn Adams gezappelt hat. Geh' in's Vorzimmer, bis ich läute.

MOHR im Abgehen.

Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.

(Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

ALLE VERSCHWORNEN.

FIESKO ihnen entgegen.

Das Wetter ist im Anzug. Die Wolken laufen zusammen. Tretet leis' auf! Lasst beide Schlösser vorfallen!

VERRINA.

Acht Zimmer hinter uns hab' ich zugeriegelt; der Argwohn kann auf hundert Mannsschritte nicht beikommen.

BOURGOGNINO.

Hier ist kein Verräther, wenn's unsere Furcht nicht wird.

FIESKO.

Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen, wer noch der gestrige ist. Nehmt eure Plätze.

(Setzen sich.)

BOURGOGNINO spaziert im Zimmer.

Ich sitze ungern, wenn ich an's Umreissen denke.

FIESKO.

Genueser, das ist eine merkwürdige Stunde.

VERRINA.

Du hast uns aufgefordert, einem Plane zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir sind da, dir Rede zu geben.

FIESKO.

Zuerst also — eine Frage, die spät genug kommt, um seltsam zu klingen — *Wer* soll fallen?

(Alle schweigen.)

BOURGOGNINO, indem er sich über Fiesko's Sessel lehnt, bedeutend.

Die Tyrannen.

FIESKO.

Wohlgesprochen, die Tyrannen. Ich bitte euch, gebt genau Acht auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu stürzen Miene macht, oder Gewicht hat, wer ist *mehr* Tyrann?

VERRINA.

Ich hasse den Ersten, den Letzten fürchte ich. Andreas Doria falle!

KALKAGNO in Bewegung.

Andreas, der abgelebte Andreas, dessen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen ist?

SACCO.

Andreas, der sanftmüthige Alte?

FIESKO.

Furchtbar ist dieses alten Mannes Sanftmuth, mein Sacco! Gianettino's Tolltrotz *nur lächerlich*. Andreas Doria falle! Das sprach deine Weisheit, Verrina.

BOURGOGNINO.

Ketten von Stahl oder Seide — Es sind Ketten, und Andreas Doria falle!

FIESKO zum Tisch gehend.

Also den Stab gebrochen über Onkel und Neffe! Unterzeichnet! (*Alle unterschreiben.*) Das *Wer?* ist berichtigt. (*Setzen sich nieder.*) Nun zum gleich wichtigen *Wie?* — Reden Sie zuerst, Freund Kalkagno.

KALKAGNO.

Wir führen es aus wie *Soldaten* oder wie *Meuter*. *Jenes ist gefährlich*, weil es uns zwingt, viele Mitwisser zu haben, *gewagt*, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen sind — *diesem* sind fünf gute Dolche gewachsen. In drei Tagen ist hohe Messe in der Lorenzokirche. Beide Doria halten dort ihre Andacht. In der Nähe des Allerhöchsten entschläft auch Tyrannenangst. Ich sagte Alles.

FIESKO abgewandt.

Kalkagno — abscheulich ist Ihre vernünftige Meinung — Raphael Sacco?

SACCO.

Kalkagno's Gründe gefallen mir, seine Wahl empört. Besser, Fiesko lässt Oheim und Neffen zu einem Gastmale laden, wo sie dann, zwischen den ganzen Groll der Republik gepresst, die Wahl haben, den Tod entweder an unsern Dolchen zu essen, oder in gutem Zyprier Bescheid zu thun. Wenigstens bequem ist diese Methode.

FIESKO mit Entsetzen.

Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den ihre sterbende Zunge kostet, zum siedenden Pech wird, ein Vorgeschmack der Hölle — Wie *dann, Sacco?* — Weg mit diesem Rath! Sprich du, Verrina.

VERRINA.

Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt uns in jedes Banditen Brüderschaft. Das Schwert in der Hand deutet den Helden. Meine Meinung ist, wir geben laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genua's Patrioten stürmend zur Rache auf.

(Er fährt vom Sessel. Die Andern folgen. Bourgognino wirft sich ihm um den Hals.)

BOURGOGNINO.

Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glück eine Gunst ab? Das ist die Stimme der Ehre, und die meinige.

FIESKO.

Und die meinige. Pfui, Genueser! (*Zu Kalkagno und Sacco.*) Das Glück hat bereits schon zuviel für uns gethan, wir müssen uns selbst auch noch Arbeit geben — Also Aufruhr, und den *noch diese Nacht*, Genueser!

(Verrina, Bourgognino erstaunen. Die Andern erschrecken.)

KALKAGNO.

Was? noch diese Nacht? Noch sind die Tyrannen zu mächtig, noch unser Anhang zu dünne.

SACCO.

Diese Nacht noch, und es ist nichts gethan, und die Sonne geht schon bergunter?

FIESKO.

Eure Bedenklichkeiten sind sehr gegründet, aber leset diese Blätter. (*Er reicht ihnen die Handschriften Gianettino's und geht, indess sie neugierig lesen, hämisch auf und nieder.*) Jetzt fahre wohl, Doria,

schöner Stern! Stolz und vorlaut standest du da, als hättest du den Horizont von Genua verpachtet, und sahest doch, dass auch die Sonne den Himmel räumt, und das Zepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria, schöner Stern!

Auch Patroklus ist gestorben,
Und war mehr als du.

BOURGOGNINO nachdem sie die Blätter gelesen.

Das ist grässlich!

KALKAGNO.

Zwölf auf einen Schuss!

VERRINA.

Morgen in der Signoria!

BOURGOGNINO.

Gebt mir die Zettel. Ich reite spornstreichs durch Genua, halte sie *so*, so werden die Steine hinter mir springen, und die Hunde Zettermordio heulen.

ALLE.

Rache! Rache! Rache! Diese Nacht noch!

FIESKO.

Da seyd ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmsten Missvergnügten zu einer Lustbarkeit bitten; nämlich alle, die auf Gianettino's Mordliste stehen, und noch überdies die Sauli, die Gentili, die Vivaldi und Vesodimari, alle Todfeinde des Hauses Doria, die der Meuchelmörder zu fürchten vergass. Sie werden meinen Anschlag mit offenen Armen umfassen, daran zweifle ich nicht.

BOURGOGNINO.

Daran zweifl' ich nicht.

FIESKO.

Vor allem müssen wir uns des *Meers* versichern. Galeren und Schiffsvolk hab' ich. Die zwanzig Schiffe der Doria sind unbetakelt, unbemannt, leicht überrumpelt. Die Mündung der Darsena wird gestopft, alle Hoffnungen zur Flucht verriegelt. Haben wir den Hafen, so liegt Genua in Ketten.

VERRINA.

Unläugbar.

FIESKO.

Dann werden die festen Plätze der Stadt erobert und besetzt. Der wichtigste ist das Thomasthor, das zum Hafen führt, und unsre Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Pallästen überfallen, ermordet. In allen Gassen wird Lerm geschlagen; die Sturmglocken werden gezogen; die Bürger herausgerufen, unsere Parthei zu nehmen, und Genua's Freiheit zu verfechten. Begünstiget uns das Glück, so hört ihr in der Signoria das Weitere.

VERRINA.

Der Plan ist gut. Lass sehen, wie wir die Rollen vertheilen.

FIESKO bedeutend.

Genueser, ihr stelltet mich freiwillig an die Spitze des Komplots. Werdet ihr auch meinen weitern Befehlen gehorchen?

VERRINA.

So gewiss sie die besten sind.

FIESKO.

Verrina, weisst du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueser, sagt's ihm, es heisse *Subordination!* Wenn ich nicht diese Köpfe drehen kann, wie ich eben will — versteht mich ganz — wenn ich nicht der Souverain der Verschwörung bin, so hat sie auch ein Mitglied verloren.

VERRINA.

Ein freies Leben ist ein paar knechtischer Stunden werth — Wir gehorchen.

FIESKO.

So verlasst mich jetzt. Einer von euch wird die Stadt visitiren, und mir von der Stärke und Schwäche der festen Plätze Rapport machen. Ein Anderer erforscht die Parole. Ein Dritter bemannt die Galeren. Ein Vierter wird die zweitausend Mann nach meinem Schlosshof befördern. Ich selbst werde auf den Abend Alles berichtigt haben, und noch überdies, wenn das Glück will, die Bank im Pharao sprengen. Schlag neun Uhr ist Alles im Schloss, meine letzten Befehle zu hören.

(Klingelt.)

VERRINA.

Ich nehme den Hafen auf mich.

(Ab.)

BOURGOGNINO.

Ich die Soldaten.

(Auch ab.)

KALKAGNO.

Die Parole will ich ablauern.

(Ab.)

SACCO.

Ich die Runde durch Genua machen.

(Ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

FIESKO. Darauf der MOHR.

FIESKO hat sich an ein Pult gesetzt und schreibt.

Schlugen sie nicht um gegen das Wörtchen *Subordination*, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es ist zu spät, Republikaner!

MOHR kommt.

Gnädiger Herr —

FIESKO steht auf, giebt ihm einen Zettel.

Alle, deren Namen auf diesem Blatt stehen, ladest du zu einer *Komödie* auf die Nacht.

MOHR.

Mitzuspielen vermuthlich. Die Entree wird Gurgeln kosten.

FIESKO fremd und verächtlich.

Wenn das bestellt ist, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. (*Er geht, und lässt eine Geldbörse hinter sich fallen.*) Das sey deine letzte Arbeit.

(Geht ab.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MOHR *hebt den Beutel langsam von der Erde, indem er ihm stutzig nachblickt.*

Steh'n wir so mit einander? « *Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.* » Das heisst aus dem Christlichen in mein Heidenthum verdollmetscht: *Wenn ich Herzog bin, lass ich den guten Freund an einen genuesischen Galgen hängen.* Gut. Er besorgt, weil ich um seine Schliche weiss, werde ich seine Ehre über mein Maul springen lassen, wenn er Herzog ist. Sachte, Herr Graf! das Letzte wäre noch zu überlegen.

Jetzt, alter Doria, steht mir deine Haut zu Befehl. — *Hin* bist du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jetzt hingehe, und das Komplott angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts Geringeres, als ein Leben und ein Herzogthum; nichts Geringeres, als dieser Hut, von Gold gestrichen voll, kann sein Dank seyn. (*Er will fort, bleibt aber plötzlich still stehen.*) Aber sachte, Freund Hassan! Du bist etwa gar auf der Reise nach einem dummen Streich? — Wenn die ganze Todtschlägerei jetzt zurückginge, und daraus gar etwas

Gutes würde? — Pfui! Pfui! Was will mir mein Geiz für einen Teufelstreich spielen! — Was stiftet grösseres Unheil? Wenn ich diesen Fiesko prelle? — Wenn ich jenen Doria an das Messer liefre? — Das klügelt mir aus, meine Teufel! — Bringt der Fiesko es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! das kann nicht seyn. Schlüpft dieser Doria durch, bleibt Alles wie vor, und Genua hat Frieden. — Das wäre noch garstiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers fliegen? (*Auf die andere Seite.*) Aber das lustige Gemetzel dieser Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mohren erwürgen? Nein! aus diesem Wirrwarr helfe sich ein Christ, dem Heiden ist das Räthsel zu spitzig — — Ich will einen Gelehrten fragen.

(Ab.)

ACHTER AUFTRITT.

(Saal bei der Gräfin Imperiali.)

JULIA (*im Negligé.*) GIANETTINO (*tritt herein, zerstört.*)

GIANETTINO.

Guten Abend, Schwester!

JULIA steht auf.

Etwas Ausserordentliches mag es auch seyn, das den Kronprinzen von Genua zu seiner Schwester führt?

GIANETTINO.

Schwester, bist du doch stets von Schmetterlingen umschwärmt, und ich von Wespen. Wer kann abkommen? Setzen wir uns.

JULIA.

Du machst mich bald ungeduldig.

GIANETTINO.

Schwester, wann war's das Letztemal, dass dich Fiesko besuchte?

JULIA.

Seltsam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Nichtigkeiten beherbergte!

GIANETTINO.

Ich muss es durchaus wissen.

JULIA.

Nun — er war gestern da.

GIANETTINO.

Und zeigte sich *offen?*

JULIA.

Wie gewöhnlich.

GIANETTINO.

Auch noch der alte *Phantast?*

JULIA beleidigt.

Bruder!

GIANETTINO mit stärkerer Stimme.

Höre! Auch noch der alte Phantast?

JULIA steht aufgebracht auf.

Wofür halten Sie mich, Bruder?

GIANETTINO bleibt sitzen, hämisch.

Für ein Stück Weiberfleisch, in einen grossen — grossen Adelsbrief gewickelt. Unter uns, Schwester, weil doch Niemand auflauert.

JULIA hitzig.

Unter uns — Sie sind ein tolldreister Affe, der auf dem Kredit seines Onkels steckenreitet — weil doch Niemand auflauert.

GIANETTINO.

Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht böse — — bin nur lustig, weil Fiesko noch der alte Phantast ist. Das hab' ich wissen wollen. Empfehle mich.

(Will gehen.)

NEUNTER AUFTRITT.

VORIGE. LOMELLINO *kommt.*

LOMELLINO küsst der Julia die Hand.

Verzeihung für meine Dreistigkeit, gnädige Frau! (*Zum Gianettino gekehrt.*) Gewisse Dinge, die sich nicht aufschieben lassen —

GIANETTINO nimmt ihn bei Seite. Julia tritt zornig zu einem Flügel, und spielt ein Allegro.

Alles angeordnet auf morgen?

LOMELLINO.

Alles, Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Levanto flog, ist nicht wieder zurück. Auch Spinola ist nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ich bin in höchster Verlegenheit.

GIANETTINO.

Besorge nichts! Du hast doch die Liste bei der Hand?

LOMELLINO betreten.

Gnädiger Herr — die Liste — Ich weiss nicht — ich werde sie in meiner gestrigen Rocktasche liegen haben —

GIANETTINO.

Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesko wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ich hab' die Anstalten gemacht.

LOMELLINO.

Aber fürchterliches Aufsehen wird's machen.

GIANETTINO.

Das eben ist unsre Sicherheit, Bursche. Alltagsverbrechen bringen das Blut des Beleidigten in Wallung, und Alles kann der Mensch. Ausserordentliche Frevel machen es vor Schrecken gefrieren, und der Mensch ist nichts. Weisst du das Mährchen mit dem Medusakopf? Der Anblick macht *Steine* — Was ist nicht gethan, Bursche, bis Steine erwarmen!

LOMELLINO.

Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

GIANETTINO.

Pfui doch! die muss man des Fiesko wegen delikater behandeln. Doch, wenn sie erst die Früchte schmeckt, wird sie die Unkosten verschmerzen. Komm! Ich erwarte diesen Abend noch Truppen von Mailand, und muss an den Thoren die Ordre geben. (*Zur Julia.*) Nun, Schwester? hast du deinen Zorn bald verklimpert?

JULIA.

Gehen Sie! Sie sind ein wilder Gast.

(Gianettino will hinaus, und stösst an Fiesko.)

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. FIESKO *kommt.*

GIANETTINO zurückfahrend.

Ha!

FIESKO zuvorkommend, verbindlich.

Prinz, Sie überheben mich eines Besuches, den ich mir eben vorbehalten hatte —

GIANETTINO.

Auch mir, Graf, konnte nichts Erwünschteres, als Ihre Gesellschaft, begegnen.

FIESKO tritt zu Julien, küsst ihr respectvoll die Hand.

Man ist es bei ihnen gewohnt, Signora, immer seine Erwartungen übertroffen zu sehen.

JULIA.

Pfui doch, das würde bei einer Andern zweideutig

lauten — Aber ich erschrecke an meinem Negligé. Verzeihen Sie, Graf.

(Will in ihr Kabinet fliegen.)

FIESKO.

O bleiben Sie, schöne gnädige Frau! Das Frauenzimmer ist nie so schön, als im Schlafgewand; (*lächelnd*) es ist die Tracht seines Gewerbes. — Diese hinaufgezwungenen Haare — Erlauben Sie, dass ich sie ganz durcheinander werfe.

JULIA.

Dass ihr Männer so gern verwirret!

FIESKO unschuldig gegen Gianettino.

Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel? — Und auch dieses Band ist falsch angeheftet. — Setzen Sie sich, schöne Gräfin — Augen zu betrügen, versteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Lassen Sie mich Ihre Kammerfrau seyn.

(Sie setzt sich, er macht ihr den Anzug zurecht.)

GIANETTINO zupft den Lomellino.

Der arme sorglose Wicht!

FIESKO an Juliens Busen beschäftigt.

Sehen Sie—*dieses* verstecke ich weislich. Die Sinne müssen immer nur blinde Briefträger seyn, und nicht wissen, was Phantasie und Natur mit einander abzukarten haben.

JULIA.

Das ist leichtfertig.

FIESKO.

Ganz und gar nicht; denn, sehen Sie, die beste Neuigkeit verliert, sobald sie Stadtmährchen wird—Unsere Sinne sind nur die Grundsuppe unsrer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber erhebt sich über ihren platten Geschmack. (*Er hat sie fertig gemacht, und führt sie vor einen Spiegel.*) Nun bei meiner Ehre! dieser Anzug muss morgen Mode in Genua seyn. (*Fein.*) Darf ich Sie so durch die Stadt führen, Gräfin?

JULIA.

Ueber den verschlagenen Kopf! Wie künstlich er's anlegte, mich in seinen Willen hineinzulügen! Aber ich habe Kopfweh, und werde zu Hause bleiben.

FIESKO.

Verzeihen Sie, Gräfin — das können Sie, wie Sie wollen; aber Sie wollen es nicht — Diesen Mittag ist eine Gesellschaft florentinischer Schauspieler hier angekommen, und hat sich erboten, in meinem Pallaste zu spielen — Nun hab' ich nicht verhindern können, dass die meisten Edeldamen der Stadt Zuschauerinnen seyn werden, welches mich äusserst verlegen macht, wie ich die vornehmste Loge besetzen soll, ohne meinen empfindlichen Gästen eine Sottise zu machen. Noch ist nur *ein* Ausweg möglich. (*Mit einer tiefen Verbeugung.*) Wollen Sie so gnädig seyn, Signora?

JULIA wird roth, und geht schleunig in's Kabinet.

Laura!

GIANETTINO tritt zu Fiesko.

Graf, Sie erinnern sich einer unangenehmen Geschichte, die neulich zwischen uns Beiden vorfiel—

FIESKO.

Ich wünschte, Prinz, wir vergässen sie Beide — Wir Menschen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und wessen Schuld ist's als die, meinige, dass mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

GIANETTINO.

Wenigstens werd' ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun —

FIESKO.

Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben—

(Julia kommt etwas umgekleidet zurück.)

GIANETTINO.

Eben fällt es mir bei, Graf, Sie lassen ja gegen die Türken kreuzen?

FIESKO.

Diesen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Besorgniss, woraus mich die Gefälligkeit meines Freunds Doria reissen könnte.

GIANETTINO äusserst höflich.

Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluss!

FIESKO.

Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auflauf gegen den Hafen und meinen Pallast verursachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, missdeuten könnte— —

GIANETTINO treuherzig.

Lassen sie *mich* dafür sorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünsche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

FIESKO schmollt.

Ich bin Ihnen sehr verbunden.

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE. EIN DEUTSCHER der Leibwache.

GIANETTINO.

Was soll's?

DEUTSCHER.

Als ich das Thomasthor vorbeiging, sah ich gewaffnete Soldaten in grosser Anzahl der Darsena zueilen, und die Galeren des Grafen von Lavagna segelfertig machen —

GIANETTINO.

Nichts Wichtigeres? Es wird nicht weiter gemeldet.

DEUTSCHER.

Sehr wohl. Auch aus den Klöstern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Gesindel, und schleicht über den Markt; Gang und Ansehen lassen vermuthen, dass es Soldaten sind.

GIANETTINO zornig.

Ueber den Diensteifer eines Dummkopfs! (*Zu Lomellino zuversichtlich.*) Das sind meine Mailänder.

DEUTSCHER.

Befehlen Euer Gnaden, dass sie arretirt werden sollen?

GIANETTINO laut zu Lomellino.

Sehen Sie nach, Lomellino. (*Wild zum Deutschen.*) Nun fort, es ist gut. (*Zu Lomellino*) Bedeuten Sie dem deutschen Ochsen, dass er das Maul halten soll.

(Lomellino ab mit dem Deutschen.)

FIESKO der bisher mit Julien getändelt, und verstohlen herübergeschielt hatte.

Unser Freund ist verdrüsslich. Darf ich den Grund wissen?

GIANETTINO.

Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden!

(Schiesst hinaus.)

FIESKO.

Auch auf uns wartet das Schauspiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

JULIA.

Geduld! Ich muss erst die Enveloppe umwerfen. Doch kein Trauerspiel, Graf. Das kommt mir im Traum.

FIESKO tückisch.

O, es ist zum Todtlachen, Gräfin!

(Er führt sie ab. Vorhang fällt.)

VIERTER AUFZUG.

Es ist Nacht. Schlosshof bei Fiesko. Die Laternen werden angezündet, Waffen hereingetragen. Ein Schlossflügel ist erleuchtet.

ERSTER AUFTRITT.

BOURGOGNINO führt *Soldaten* auf.

BOURGOGNINO.

Halt! — An das grosse Hofthor kommen vier Posten. Zwei an jede Thür zum Schloss. (*Wachen nehmen ihre Posten.*) Wer will, wird hereingelassen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niedergestochen!

(Mit den Uebrigen in's Schloss. Schildwachen auf und nieder. Pause.)

ZWEITER AUFTRITT.

WACHEN AM HOFTHOR rufen an.

Wer da?

(Zenturione kommt.)

ZENTURIONE.

Freund von Lavagna.

(Geht quer über den Hof nach dem rechten Schlossthor.)

WACHEN dort.

Zurück!

(Zenturione stutzt und geht nach dem linken Thor.)

WACHEN am linken.

Zurück!

ZENTURIONE steht betreten still. Pause. Darauf zur linken Wache.

Freund, wo hinaus geht's zur Komödie?

WACHE.

Weiss nicht.

ZENTURIONE auf und ab mit steigender Befremdung, darauf zur rechten Wache.

Freund, wann geht die Komödie an?

WACHE.

Weiss nicht.

ZENTURIONE erstaunt auf und nieder. Wird die Waffen gewahr. Bestürzt.

Freund, was soll das?

WACHE.

Weiss nicht.

ZENTURIONE hüllt sich erschrocken in seinen Mantel.

Sonderbar.

WACHEN AM HOFTHOR rufen an.

Wer da?

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. ZIBO *kommt.*

ZIBO im Hereintreten.

Freund von Lavagna.

ZENTURIONE.

Zibo, wo sind wir?

ZIBO.

Was?

ZENTURIONE.

Schau um dich, Zibo!

ZIBO.

Wo? Was?

ZENTURIONE.

Alle Thüren besetzt.

ZIBO.

Hier liegen Waffen.

ZENTURIONE.

Niemand giebt Auskunft.

ZIBO.

Das ist seltsam.

ZENTURIONE.

Wie viel ist die Glocke?

ZIBO.

Acht Uhr vorüber.

ZENTURIONE.

Puh! es ist grimmkalt.

ZIBO.

Acht Uhr ist die bestellte Stunde.

ZENTURIONE den Kopf schüttelnd.

Hier ist's nicht richtig.

ZIBO.

Fiesko hat einen Spass vor.

ZENTURIONE.

Morgen ist Dogewahl—Zibo, hier ist's nicht richtig.

ZIBO.

Stille! Stille! Stille!

ZENTURIONE.

Der rechte Schlossflügel ist voll Lichter.

ZIBO.

Hörst du nichts? Hörst du nichts?

ZENTURIONE.

Hohles Gemurmel drin, und mitunter —

ZIBO.

Dumpfiges Rasseln, wie von Harnischen, die sich an einander reiben —

ZENTURIONE.

Schauervoll! Schauervoll!

ZIBO.

Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

WACHEN AM HOFTHOR rufen an.

Wer da?

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. VIER ASSERATO.

ASSERATO im Hereintreten.

Freund von Fiesko.

ZIBO.

Es sind die vier Asserato.

ZENTURIONE.

Guten Abend, Landsmann.

ASSERATO.

Wir gehen in die Komödie.

ZIBO.

Glück auf den Weg!

ASSERATO.

Geht Ihr nicht mit in die Komödie?

ZENTURIONE.

Spaziert nur voran. Wir wollen erst frische Luft schöpfen.

ASSERATO.

Es wird bald angehen. Kommt.

(Gehen weiter.)

WACHE.

Zurück!

ASSERATO.

Wo will das hinaus?

ZENTURIONE lacht.

Zum Schloss hinaus.

ASSERATO.

Hier ist ein Missverstand.

ZIBO.

Ein handgreiflicher.

(Musik auf dem rechten Flügel.)

ASSERATO.

Hört Ihr die Symphonie? Das Lustspiel wird vor sich gehen.

ZENTURIONE.

Mich deucht, es fing schon an, und wir spielten die Narren darin.

ZIBO.

Uebrige Hitze hab' ich nicht. Ich gehe.

ASSERATO.

Waffen hier?

ZIBO.

Pah! Komödienwaaren.

ZENTURIONE.

Sollen wir hier stehen, wie die Narren am Acheron? Kommt, zum Kaffeehaus!

(Alle sechs eilen gegen die Pforte.)

WACHEN schreien heftig.

Zurück!

ZENTURIONE.

Mord und Tod! Wir sind gefangen!

ZIBO.

Mein Schwert sagt: Nicht lange!

ASSERATO.

Steck ein! Steck ein! Der Graf ist ein Ehrenmann.

ZIBO.

Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Speck, hinter der Maus schlug die Thür zu.

ASSERATO.

Das wolle Gott nicht! Mich schaudert, wie sich das entwickeln soll.

FÜNFTER AUFTRITT.

SCHILDWACHEN.

Wer da?

(Verrina, Sacco kommen.)

VERRINA.

Freunde vom Hause.

(Sieben andere Nobili kommen.)

ZIBO.

Seine Vertraute! Nun klärt sich Alles auf.

SACCO im Gespräch mit Verrina.

Wie ich Ihnen sagte. Leskaro hat die Wache am Thomasthor. Doria's bester Offizier, und ihm blindlings ergeben.

VERRINA.

Das freut mich.

ZIBO zum Verrina.

Sie kommen erwünscht, Verrina, uns Allen aus dem Traume zu helfen.

VERRINA.

Wie so? wie so?

ZENTURIONE.

Wir sind zu einer Komödie geladen.

VERRINA.

So haben wir *einen* Weg.

ZENTURIONE ungeduldig.

Den Weg alles Fleisches. *Den* weiss ich. Sie sehen ja, dass die Thüren besetzt sind? Wofür hier Thüren besetzt?

ZIBO.

Wofür die Wachen?

ZENTURIONE.

Wir stehen da, wie unter dem Galgen.

VERRINA.

Der Graf wird selbst kommen.

ZENTURIONE.

Er kann sich betreiben. Meine Geduld reisst den Zaum ab.

(Alle Nobili gehen im Hintergrunde auf und nieder.)

BOURGOGNINO aus dem Schloss.

Wie steht's im Hafen, Verrina?

VERRINA.

Alles glücklich an Bord.

BOURGOGNINO.

Das Schloss ist auch gepropft voll Soldaten.

VERRINA.

Es geht stark auf neun Uhr.

BOURGOGNINO.

Der Graf macht sehr lange.

VERRINA.

Immer zu rasch für seine Hoffnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir Etwas denke.

BOURGOGNINO.

Vater, übereile dich nicht.

VERRINA.

Es lässt sich nicht *übereilen,* wo nicht *verzögert* werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den ersten niemals verantworten.

BOURGOGNINO.

Aber wann soll Fiesko sterben?

VERRINA.

Wann Genua frei ist, stirbt Fiesko!

SCHILDWACHE.

Wer da?

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE. FIESKO.

FIESKO im hereintreten.

Ein Freund! (*Alle verneigen sich. Schildwachen präsentiren.*) Willkommen, wertheste Gäste. Sie werden geschmählt haben, dass der Hausvater so lang auf sich warten liess. Verzeihen Sie. (*Leise zu Verrina.*) Fertig?

VERRINA ihm in's Ohr.

Nach Wunsch.

FIESKO leise zu Bourgognino.

Und?

BOURGOGNINO.

Alles richtig.

FIESKO zu Sacco.

Und?

SACCO.

Alles gut.

FIESKO.

Und Kalkagno?

BOURGOGNINO.

Fehlt noch.

FIESKO laut zu den Thorwachen.

Man soll schliessen! (*Er nimmt den Hut ab, und tritt mit freiem Anstand zur Versammlung.*) Meine Herren! Ich bin so frei gewesen, Sie zu einem Schauspiel bitten zu lassen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, sondern Ihnen Rollen darin aufzutragen.

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Doria's Trotz, und die Anmassungen des Andreas ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren seyn. Zu was Ende glauben Sie diese zwanzig Galeren, die den vaterländischen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, so diese Doria schlossen? Zu was Ende die fremden Waffen, die sie in's Herz Genua's zogen? — Jetzt ist es nicht mehr mit Murren und Verwünschen gethan. *Alles* zu retten, muss *Alles* gewagt werden. Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei. Sollte Einer in dieser Versammlung seyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur seines Gleichen ist? (*Gemurmel.*) — Hier ist keiner, dessen Ahnen nicht um Genua's Wiege standen. Was? bei Allem, was heilig ist! Was? Was haben denn diese zwei Bürger voraus, dass sie den frechen Fluch über unsere Häupter

nehmen? — (*Wildes Gemurre.*) — Jeder von Ihnen ist feierlich aufgefordert, Genua's Sache gegen seine Unterdrücker zu führen — keiner von Ihnen kann ein Haar breit von *seinen* Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen —(*Ungestüme Bewegungen unter den Zuhörenden unterbrechen ihn. Dann fährt er fort.*) Sie empfinden — jetzt ist Alles gewonnen. Schon habe ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit, Sie zu führen. Diese Anstalten, die Sie noch kaum mit Entsetzen beschauten, müssen Ihnen jetzt frischen Heldenmuth einhauchen. Diese Schauder der Bangigkeit müssen in einen rühmlichen Eifer erwarmen, mit diesen Patrioten und mir Eine Sache zu machen, und die Tyrannen von Grund aus zu stürzen. Der Erfolg wird das Wagstück begünstigen, denn meine Anstalten sind gut. Das Unternehmen ist gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unsterblich, denn er ist gefährlich und ungeheuer.

ZENTURIONE in stürmischer Aufwallung.

Genug! Genua wird frei! Mit diesem Feldgeschrei gegen die Hölle!

ZIBO.

Und wen das nicht aus seinem Schlummer jagt, der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Posaune des Weltgerichtes losschliesst.

FIESKO.

Das waren Worte eines Mannes. Nun erst verdienen Sie die Gefahr zu wissen, die über Ihnen und Genua hing. (*Er giebt ihnen die Zettel des Mohren.*) Leuchtet, Soldaten! (*Nobili drängen sich um eine Fackel und lesen.*) Es ging, wie ich wünschte, Freund.

VERRINA.

Doch rede noch nicht so laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Gesichter bleich werden, und Kniee schlottern gesehen.

ZENTURIONE in Wuth.

Zwölf Senatoren! Teufelisch! Fasst alle Schwerter auf!

(Alle stürzen sich auf die bereitliegenden Waffen, zwei ausgenommen.)

ZIBO.

Dein Name steht auch da, Bourgognino.

BOURGOGNINO.

Und noch heute, so Gott will, auf Doria's Gurgel.

ZENTURIONE.

Zwei Schwerter liegen noch.

ZIBO.

Was? Was?

ZENTURIONE.

Zwei nahmen kein Schwert.

ASSERATO.

Meine Brüder können kein Blut sehen. Verschont sie!

ZENTURIONE heftig.

Was? Was? Kein Tyrannenblut sehen? Zerreisst die Memmen! Werft sie zur Republik hinaus, diese Bastarde!

(Einige von der Gesellschaft werfen sich ergrimmt auf die Beiden.)

FIESKO reisst sie auseinander.

Haltet! Haltet! Soll Genua Sklaven seine Freiheit verdanken? Soll unser Gold durch dieses schlechte Metall seinen guten Klang verlieren? (*Er befreit sie.*) Sie, meine Herren, nehmen so lang mit einem Zimmer in meinem Schlosse vorlieb, bis unsre Sachen entschieden sind. (*Zur Wache.*) Zwei Arrestanten! Ihr haftet für sie! Zwei scharfe Posten an ihre Schwelle!

(Sie werden abgeführt.)

SCHILDWACHEN AM HOFTHOR.

Wer draussen?

(Man pocht.)

KALKAGNO ruft ängstlich.

Schliesst auf! Ein Freund! Schliesst um Gotteswillen auf!

BOURGOGNINO.

Es ist Kalkagno. Was soll das: um Gottes Willen?

FIESKO.

Macht ihm auf, Soldaten.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. KALKAGNO *ausser Athem, erschrocken.*

KALKAGNO.

Aus! Aus! Fliehe, wer fliehen kann! Alles aus!

BOURGOGNINO.

Was aus? Haben sie Fleisch von Erz, sind unsre Schwerter von Binsen?

FIESKO.

Ueberlegung, Kalkagno! Ein Missverstand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

KALKAGNO.

Verrathen sind wir. Eine höllische Wahrheit! Ihr Mohr, Lavagna, der Schelm! Ich komme vom Palast der Signoria. Er hatte Audienz beim Herzog.

(Alle Nobili erblassen. Fiesko selbst verändert die Farbe.)

VERRINA entschlossen gegen die Thorwache.

Soldaten! streckt mir die Hellebarden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers sterben.

Alle Nobili rennen bestürzt durch einander.)

FIESKO gefasster.

Wohin? Was macht ihr! — Geh in die Hölle, Kalkagno — Es war ein blinder Schrecken, ihr Herren — Weib! Das vor diesen Knaben zu sagen — Auch du, Verrina? — Bourgognino, du auch? Wohin du?

BOURGOGNINO heftig.

Heim, meine Bertha ermorden, und wieder hier seyn.

FIESKO schlägt ein Gelächter auf.

Bleibt! Haltet! Ist das der Muth der Tyrannenmörder? — Meisterlich spieltest du deine Rolle, Kalkagno! — Merktet ihr nicht, dass diese Zeitung *meine* Veranstaltung war? — Kalkagno, sprechen Sie, war's nicht *mein* Befehl, dass Sie diese Römer auf die Probe stellen sollten?

VERRINA.

Nun, wenn du lachen kannst? — Ich will's glauben, oder dich nimmer für einen Menschen halten.

FIESKO.

Schande über euch Männer! In dieser Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder — Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr diese Scharte verwetzen. (*Leise zum Kalkagno.*) Waren Sie selbst dort?

KALKAGNO.

Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäss, die Parole beim Herzog zu holen — wie ich zurückkehrte, bringt man den Mohren.

FIESKO laut.

Also der Alte ist zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. (*Leise.*) Sprach er lang mit dem Herzog?

KALKAGNO.

Mein erster Schreck und Eure nahe Gefahr liessen mich kaum zwei Minuten dort.

FIESKO laut und munter.

Sieh doch! wie unsere Landsleute noch zittern.

KALKAGNO.

Sie hätten auch nicht sobald herausplatzen sollen. (*Leise.*) Aber um Gotteswillen, Graf! Was wird diese Nothlüge fruchten?

FIESKO.

Zeit, Freund, und dann ist der erste Schreck jetzt vorüber. (*Laut.*) He! Man soll Wein bringen! (*Leise.*) Und sah'n Sie den Herzog erblassen? (*Laut.*) Frisch, Brüder! wir wollen noch ein's Bescheid thun auf den Tanz dieser Nacht! (*Leise.*) Und sah'n Sie den Herzog erblassen?

KALKAGNO.

Des Mohren erstes Wort muss: *Verschwörung!* gelautet haben; der Alte trat schneebleich zurück.

FIESKO verwirrt.

Hum! Hum! der Teufel ist schlau, Kalkagno. — Er verrieth nichts, bis das Messer an ihre Gurgel ging. Jetzt ist er freilich ihr Engel. Der Mohr ist schlau. (*Man bringt ihm einen Becher Wein; er hält ihn gegen die Versammlung, und trinkt.*) Unser gutes Glück, Kameraden!

(Man pocht.)

SCHILDWACHEN.

Wer draussen?

EINE STIMME.

Ordonanz des Herzogs. (*Die Nobili stürzen verzweifelnd im Hof herum.*)

FIESKO springt unter sie.

Nein, Kinder! Erschreckt nicht! Erschreckt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft diese Waffen weg. Seyd Männer! ich bitte euch. Dieser Besuch lässt mich hoffen, dass Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Fasst euch. Schliesst auf, Soldaten! (*Alle entfernen sich. Das Thor wird geöffnet.*)

ACHTER AUFTRITT.

FIESKO *als käm' er aus dem Schloss.* DREI DEUTSCHE, *die den Mohren gebunden bringen.*

FIESKO.

Wer rief mich in den Hof?

DEUTSCHER.

Führt uns zum Grafen!

FIESKO.

Der Graf ist hier. Wer begehrt mich?

DEUTSCHER macht die Honneur vor ihm.

Einen guten Abend vom Herzog. Diesen Mohren liefert er Euer Gnaden gebunden aus. Er habe schändlich herausgeplaudert. Das Weitre sagt der Zettel.

FIESKO nimmt ihn gleichgültig.

Und hab' ich dir nicht erst heute die Galeere verkündigt? (*Zum Deutschen.*) Es ist gut, Freund. Meinen Respekt an den Herzog.

MOHR ruft ihnen nach.

Und auch meinerseits einen, und sag' ihm — dem Herzog — wenn er keinen Esel geschickt hätte, so würd' er erfahren haben, dass im Schloss zweitausend Soldaten stecken.

(Deutsche gehen ab. Nobili kommen zurück.)

NEUNTER AUFTRITT.

FIESKO. VERSCHWORNE. MOHR *trotzig in der Mitte.*

VERSCHWORNE fahren bebend zurück, beim Anblick des Mohren.

Ha! was ist das?

FIESKO hat das Billet gelesen, mit verbissenem Zorn.

Genueser! die Gefahr ist vorbei — aber auch die Verschwörung.

VERRINA ruft erstaunt aus.

Was? Sind die Doria todt?

FIESKO in heftiger Bewegung.

Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf *das* war ich nicht gefasst. Der alte schwächliche Mann schlägt mit vier Zeilen dritthalbtausend Mann. (*Lässt kraftlos die Hände sinken.*) Doria schlägt den Fiesko.

BOURGOGNINO.

So sprechen Sie doch! Wir erstarren.

FIESKO lies't.

« Lavagna, Sie haben, deucht mich, Ein Schicksal
» mit mir — Wohlthaten werden Ihnen mit Undank
» belohnt. Dieser Mohr warnt mich vor einem Kom-
» plott. — Ich sende ihn hier gebunden zurück, und
» werde heute Nacht ohne *Leibwache* schlafen. »

(Er lässt das Papier fallen. Alle sehen sich an.)

VERRINA.

Nun, Fiesko?

FIESKO mit Adel.

Ein Doria soll mich an Grossmuth besiegt haben? *Eine* Tugend fehlte im Stamm der Fiesker? — Nein! So wahr ich selber bin! — Geht auseinander, Ihr! Ich werde hingehen — und Alles bekennen.

(Will hinausstürzen.)

VERRINA hält ihn auf.

Bist du wahnsinnig, Mensch? War es denn irgend ein Bubenstreich, den wir vorhatten? Halt! oder war's nicht Sache des Vaterlands! Halt! oder wolltest du nur dem *Andreas* zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! sag' ich — ich verhafte dich, als einen Verräther des Staats —

VERSCHWORNE.

Bindet ihn! Werft ihn zu Boden!

FIESKO reisst einem ein Schwert weg, und macht sich Bahn.

Sachte doch! Wer ist der Erste, der das Halfter über den Tiger wirft? — Seht, ihr Herrn — Frei bin ich — könnte durch, wo ich Lust hätte — Jetzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders besonnen.

BOURGOGNINO.

Auf Ihre Pflicht besonnen?

FIESKO aufgebracht, mit Stolz.

Ha, Knabe! Lernen Sie erst die Ihrige gegen mich auswendig, und mir nimmer das! — Ruhig, ihr Herren — Es bleibt Alles wie zuvor. — (*Zum Mohren, dessen Stricke er zerhaut.*) Du hast das Verdienst, eine *grosse That zu veranlassen* — Entfliehe!

KALKAGNO zornig.

Was? Was? Leben soll der Heide, leben und uns Alle verrathen haben?

FIESKO.

Leben und euch Allen — bang gemacht haben. Fort, Bursche! Sorge, dass du Genua auf den Rükken kriegst, man könnte seinen Muth an dir retten wollen.

MOHR.

Das heisst, der Teufel lässt keinen Schelm sitzen? — Gehorsamer Diener, ihr Herren! — Ich merke schon, in Italien wächst mein Strick nicht. Ich muss ihn anderswo suchen.

(Ab mit Gelächter.)

ZEHNTER AUFTRITT.

BEDIENTER *kommt.* VORIGE *ohne den Mohren.*

BEDIENTER.

Die Gräfin Imperiali fragen schon dreimal nach Euer Gnaden.

FIESKO.

Potz tausend! Die Komödie wird freilich wohl angehen müssen! Sag' ihr, ich bin unverzüglich dort — Bleib' — Meine Frau bittest du, in den Konzertsaal zu treten, und mich hinter den Tapeten zu erwarten. (*Bedienter ab.*) Ich habe hier euer Aller Rollen zu Papier gebracht; wenn Jeder die seinige erfüllt, so ist nichts mehr zu sagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen, *und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben*, wenn die Schiffe erobert sind — Ich gehe; mich ruft noch eine grosse Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören, und Alle miteinander in meinen Konzertsaal kommen — Indess geht hinein und lasst euch meinen Ziprier schmecken.

(Sie gehen auseinander.)

EILFTER AUFTRITT.

Konzertsaal.

LEONORE. ARABELLA. ROSA. *Alle beängstigt.*

LEONORE.

In den Konzertsaal versprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Eilf Uhr ist vorüber. Von Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Palast, und kommt kein Fiesko?

ROSA.

Sie sollen sich hinter die Tapeten verstecken — Was der gnädige Herr damit wollen mag?

LEONORE.

Er will's, Rosa; ich weiss also genug, um gehorsam zu seyn. Bella, genug, um ganz ausser Furcht zu seyn — Und doch! doch zittr' ich so, Bella, und mein Herz klopft so schrecklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! Gehe keines von meiner Seite.

BELLA.

Fürchten Sie nichts. Unsere Angst bewacht unsern Vorwitz.

LEONORE.

Worauf mein Auge stösst, begegnen mir fremde Gesichter, wie Gespenster *hohl* und *verzerrt*. Wen ich anrufe, zittert wie ein Ergriffener, und flüchtet sich in die dichteste Nacht, *diese grässliche Herberge des bösen Gewissens. Was* man antwortet, ist ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängstlich zweifelt, ob er noch kecklich entwischen darf. — Fieko? — Ich weiss nicht, was hier Grauenvolles geschmiedet wird — Nur meinen Fiesko (*mit Grazie ihre Hände faltend*) umflattert, ihr himmlischen Mächte!

ROSA zusammengeschreckt.

Jesus! Was rauscht in der Gallerie?

BELLA.

Es ist der Soldat, der dort Wache steht.

(Die Schildwache ruft aussen: « Wer da? » Man antwortet.)

LEONORE.

Leute kommen! Hinter die Tapete! Geschwind!

(Sie verstecken sich.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

JULIA. FIESKO *im Gespräch.*

JULIA sehr zerstört.

Hören Sie auf, Graf! Ihre Galanterien fallen nicht mehr in achtlose Ohren, aber in ein siedendes Blut — Wo bin ich? Hier ist Niemand, als die verführerische Nacht! Wohin haben Sie mein verwahrlos'tes Herz geplaudert?

FIESKO.

Wo die verzagte Leidenschaft kühner wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

JULIA.

Halt ein, Fiesko! Bei Allem, was heilig ist, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht so dicht, du würdest meine flammenrothen Wangen sehen und dich erbarmen.

FIESKO.

Weit gefehlt, Julia! Eben dann würde *meine* Empfindung die Feuerfahne der *deinigen* gewahr, und liefe desto muthiger über.

(Er küsst ihr heftig die Hand.)

JULIA.

Mensch, dein Gesicht brennt fieberisch, wie dein Gespräch! Weh, auch aus dem meinigen, ich fühl's, schlägt wildes, frevelndes Feuer. Lass uns das Licht suchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne könnten den gefährlichen Wink dieser Finsterniss merken. Geh! Diese gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verschämten Tags ihre gottlosen Künste treiben. Geh unter Menschen, ich beschwöre dich.

FIESKO zudringlicher.

Wie, ohne Noth besorgt, meine Liebe? Wird je die Gebieterin ihren Sklaven fürchten?

JULIA.

Ueber euch Männer und den ewigen Widerspruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichsten Sieger wäret, wenn ihr euch unsrer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir Alles gestehen, Fiesko? Dass nur mein Laster meine Tugend bewahrte? Nur mein Stolz deine Künste verlachte? Nur bis hieher meine Grundsätze Stand hielten? Du verzweifelst an deiner List, und nimmst deine Zuflucht zu Julia's Blut. Hier verlassen sie mich.

FIESKO leichtfertig dreist.

Und was verlorst du bei diesem Verluste?

JULIA aufgeregt und mit Hitze.

Wenn ich den Schlüssel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich vertändle, womit du mich schamroth machst, wenn du willst? Was hab' ich weniger zu verlieren, als Alles? Willst du mehr wissen, Spötter? Das Bekenntniss willst du noch haben, dass die ganze *geheime Weisheit* unsers Geschlechts nur eine armselige Vorkehrung ist, unsere tödtliche Seite zu *entsetzen*, die doch zuletzt allein von euren Schwüren *belagert* wird, die (ich gesteh' es erröthend ein) so gern *erobert* seyn möchte, so oft beim ersten Seitenblick der Tugend den Feind verrätherisch empfängt? — dass alle unsere weiblichen Künste einzig für dieses wehrlose Stichblatt fechten, wie auf dem *Schach* alle Offiziere den wehrlosen König bedecken? Ueberrumpelst du diesen — Matt! und wirf getrost das ganze Brett durch einander. (*Nach einer Pause, mit Ernst.*) Da hast du das Gemählde unsrer prahlerischen Armuth — Sey grossmüthig!

FIESKO.

Und doch, Julia — Wo besser, als in meiner

unendlichen Leidenschaft, kannst du diesen Schatz niederlegen?

JULIA.

Gewiss nirgends besser, und nirgends schlimmer — Höre, *Fiesko*, wie lang wird diese Unendlichkeit währen? — Ach! schon zu unglücklich hab' ich gespielt, dass ich nicht auch mein Letztes noch setzen sollte — Dich zu *fangen*, Fiesko, muthete ich dreisst meinen Reizen zu; aber ich misstraue ihnen die Allmacht, dich *festzuhalten* — Pfui doch! was red' ich da?

(Sie tritt zurück, und hält die Hände vor's Gesicht.)

FIESKO.

Zwei Sünden in *einem* Athem. Das Misstrauen in meinen Geschmack, oder das Majestätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit? — Was von beiden ist schwerer zu vergeben?

JULIA matt, unterliegend, mit beweglichem Tone.

Lügen sind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr, seine Julia zu fällen. (*Sie fällt erschöpft in einen Sopha; nach einer Pause, feierlich.*) Höre, lass dir noch ein Wörtchen sagen, Fiesko — Wir sind *Heldinnen*, wenn wir unsere Tugend *sicher* wissen; — wenn wir sie *vertheidigen*, *Kinder*; (*ihm starr und wild unter die Augen.*) *Furien*, wenn wir sie *rächen* — Höre. Wenn du mich kalt würgtest, Fiesko?

FIESKO nimmt einen aufgebrachten Ton an.

Kalt? Kalt? Nun, bei Gott! Was fordert denn die unersättliche Eitelkeit des Weibes, wenn es einen Mann vor sich kriechen sieht, und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle, (*den Ton in Kälte verändert.*) noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was war's, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinste Erniedrigung eines Manns ist gegen die höchste Gunst eines Weibes weggeworfen! (*Zu ihr mit tiefer frostiger Verbeugung.*) Fassen Sie Muth, Madam! Jetzt sind Sie sicher.

JULIA bestürzt.

Graf! welche Anwandlung?

FIESKO äussert gleichgültig.

Nein, Madam! Sie haben vollkommen recht, wir Beide haben die Ehre nur *einmal* auf dem Spiel. (*Mit einem höflichen Handkuss.*) Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Gesellschaft meinen Respekt zu bezeugen.

(Er will fort.)

JULIA ihm nach, reisst ihn zurück.

Bleib! Bist du rasend? Bleib! Muss ich es denn sagen — heraussagen, was das ganze Männervolk auf den Knieen — in Thränen — auf der Folterbank meinem Stolz nicht abdringen sollte? — Weh! auch dies dichte Dunkel ist zu Licht, diese Feuersbrunst zu bergen, die das Geständniss auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich bohre durch's Herz meines ganzen Geschlechts — mein ganzes Geschlecht wird mich ewig hassen — Ich bete dich an, Fiesko!

(Fällt vor ihm nieder.)

FIESKO weicht drei Schritte zurück, lässt sie liegen, und lacht triumphirend auf.

Das bedaur' ich, Signora! (*Er zieht die Glocke, hebt die Tapete auf, und führt Leonore hervor.*) Hier ist meine Gemahlin — ein göttliches Weib!

(Er fällt Leonoren in den Arm.)

JULIA springt schreiend vom Boden.

Ah! Unerhört betrogen!

DREIZEHNTER AUFTRITT.

DIE VERSCHWORNEN *welche zumal hereintreten.* DAMEN *von derandern Seite.* FIESKO. LEONORE *und* JULIA.

LEONORE.

Mein Gemahl, das war allzustreng.

FIESKO.

Ein schlechtes Herz verdient nicht weniger. *Deinen* Thränen war ich diese Genugthuung schuldig. (*Zur Versammlung.*) Nein, meine Herren und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlass in kindische Flammen aufzuprasseln. Die Thorheiten der Menschen belustigen mich lange, eh' sie mich reizen. *Diese* verdient meinen ganzen Zorn; denn sie hat diesem Engel dieses Pulver gemischt.

(Er zeigt das Gift der Versammlung, die mit Abscheu zurücktritt.)

JULIA ihre Wuth in sich beissend.

Gut! Gut! Sehr gut, mein Herr!

(Will fort.)

FIESKO führt sie am Arme zurück.

Sie werden Geduld haben, Madam — Noch sind wir nicht fertig — Diese Gesellschaft möchte gar gern wissen, warum ich meinen Verstand so verläugnen konnte, den tollen Roman mit Genua's grösster Närrin zu spielen —

JULIA aufspringend.

Es ist nicht auszuhalten! Doch zittre du! (*drohend.*) Doria donnert in Genua, und ich — bin seine Schwester.

FIESKO.

Schlimm genug, wenn das Ihre *letzte Galle* ist — Leider muss ich Ihnen die Botschaft bringen, dass Fiesko von Lavagna aus dem gestohlenen Diadem Ihres Durchlauchtigsten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dieb der Republik diese Nacht aufzuhängen gesonnen ist. (*Da sie sich entfärbt, lacht er hämisch auf.*) Pfui! das kam unerwartet — und sehen Sie! (*indem er beissender fortfährt*) *darum* fand ich für nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauses etwas zu schaffen zu geben; *darum* behängt' ich mich (*auf sie deutend*) mit dieser Harlekinsleidenschaft; *darum* (*auf Leonore zeigend*) liess ich diesen Edelstein fallen, und mein Wild rannte glücklich in den blanken Betrug. Ich danke für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gebe meinen Theaterschmuck ab.

(Er überliefert ihr ihren Schattenriss mit einer tiefen Verbeugung.)

LEONORE schmiegt sich bittend an den Fiesko.

Mein Ludoviko (sie *weint.*) Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

JULIA trotzig zu Leonoren.

Schweig, du Verhasste —

FIESKO zu einem Bedienten.

Sey er galant, Freund — biete er dieser Dame den Arm an; sie hat Lust, mein Staatsgefängniss zu sehen. Er steht mir davor, das Madonna von Niemand inkommodirt wird — draussen geht eine scharfe Luft — der Sturm, der heute Nacht den Stamm Doria spaltet, möchte ihr leicht — den Haarputz verderben.

JULIA schluchzend.

Die Pest über dich, schwarzer, heimtückischer Heuchler! (*Zu Leonoren grimmig.*) Freue dich deines Triumphes nicht, auch *dich* wird er verderben, und *sich selbst*, und — verzweifeln!

(Stürzt hinaus.)

FIESKO winkt den Gästen.

Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in

Genua! (*Zu den Verschwornen.*) Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt.

(Alle entfernen sich.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

LEONORE. FIESKO.

LEONORE tritt ihm ängstlich näher.

Fiesko! — Fiesko! — Ich verstehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

FIESKO wichtig.

Leonore — Ich sah Sie einst einer Genueserinn zur Linken gehen — Ich sah Sie in den Assembleen des Adels mit dem zweiten Handkuss der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — das that meinen Augen weh. Ich beschloss, es soll nicht mehr seyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegerische Getöse in meinem Schloss? Was Sie fürchten, ist wahr — Gehen Sie zu Bette, Gräfinn — morgen will ich — die *Herzoginn* wecken.

LEONORE schlägt beide Arme zusammen und wirft sich in einen Sessel.

Gott! meine Ahnung! Ich bin verloren!

FIESKO gesetzt, mit Würde.

Lassen Sie mich ausreden, Liebe! Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone, das Blut der Fiesker fliesst nur unter dem Purpur gesund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von sich werfen? (*Lebhafter.*) Was? Soll er sich für all seine Hoheit beim gaukelnden Zufall bedanken, der in einer erträglichen Laune aus modernden Verdiensten einen Johann Ludwig Fiesko zusammenflickte? Nein, Leonore! Ich bin zu stolz, mir etwas schenken zu lassen, was ich noch selbst zu erwerben weiss. Heute Nacht werf' ich meinen Ahnen den geborgten Schmuck in ihr Grab zurück — Die *Grafen* von Lavagna starben aus — *Fürsten* beginnen.

LEONORE schüttelt den Kopf, still phantasirend.

Ich sehe meinen Gemahl an tiefen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — (*Hohler.*) Ich sehe die stummen Träger den zerrissenen Leichnam meines Gemahls mir entgegen tragen. (*Erschrocken aufspringend.*) Die erste — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fiesko's.

FIESKO fasst sie liebevoll bei der Hand.

Ruhig, mein Kind! Das wird diese einzige Kugel nicht.

LEONORE blickt ihn ernsthaft an.

So zuversichtlich ruft Fiesko den Himmel heraus? Und wäre der tausendmaltausendste Fall nur der mögliche, so könnte der tausendmaltausendste wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — Denke, du spieltest um den Himmel, Fiesko! Wenn eine Billion Gewinnste für einen einzigen Fehler fiele, würdest du dreist genug seyn, die Würfel zu schütteln, und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! Wenn auf dem Brett *Alles* liegt, ist jeder Wurf Gotteslästerung.

FIESKO lächelnd.

Sey unbesorgt. Das Glück und ich stehen besser.

LEONORE.

Sagst du das — und standest bei jenem geisterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — sahest zu der Betrügerinn, wie sie ihren Günstling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufstand, die Bank forderte, — und ihn jetzt im Wurf der Verzweiflung verliess? — O mein Gemahl, du gehst nicht hin, dich den Genuesern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujagen, das Ross an seine Hufe zu mahnen, ist kein Spaziergang, Fiesko! Traue diesen Rebellen nicht. Die Klugen, die dich aufhetzten, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und wo ich hinsehe, ist Fiesko verloren.

FIESKO mit starken Schritten im Zimmer.

Kleinmuth is die höchste Gefahr. Grösse will auch ein Opfer haben.

LEONORE.

Grösse, Fiesko? — Dass dein Genie meinem Herzen so übel will! — Sieh! Ich vertraue deinem Glück, du siegst, will ich sagen — Weh dann mir Aermsten meines Geschlechts! Unglückselig, wenn es misslingt! wenn es glückt, unglückseliger! Hier ist keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verfehlt, ist Fiesko verloren. Mein Gemahl ist hin, wenn ich den Herzog umarme.

FIESKO.

Das verstehe ich nicht.

LEONORE.

Doch, mein Fiesko! In dieser stürmischen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menschen, und wär' auch selbst Fiesko der Mensch, ist zu enge für zwei allmächtige *Götter* — *Götter*, die sich so gram sind. *Liebe* hat *Thränen*, und kann Thränen *verstehen*; *Herrschsucht* hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt — *Liebe* hat nur *ein* Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; *Herrschsucht* hungert beim Raube der ganzen Natur — *Herrschsucht* zertrümmert die Welt in ein rasselndes Kettenhaus, *Liebe* träumt sich in jeder Wüste Elysium. — Wolltest du jetzt an meinem Busen dich wiegen, pochte ein störriger Vasall an dein Reich — Wollt' ich jetzt in deine Arme mich werfen, hörte deine Despotenangst einen Mörder aus den Tapeten hervorrauschen, und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja, der grossäugige Verdacht steckte zuletzt auch die häusliche Eintracht an — Wenn deine Leonore dir jetzt einen Labetrank brächte, würdest du den Kelch mit Verzuckungen wegstossen, und die Zärtlichkeit eine Giftmischerinn schelten.

FIESKO bleibt mit Entsetzen stehen.

Leonore, hör' auf! Das ist eine hässliche Vorstellung —

LEONORE.

Und doch ist das Gemählde nicht fertig. Ich würde sagen, opfre die *Liebe* der Grösse, opfre die *Ruhe* — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das ist Radstoss! — Selten steigen Engel auf den Thron, *seltner* herunter. Wer keinen Menschen zu fürchten braucht, wird er sich eines Menschen erbarmen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? (*Sie hält inne, dann tritt sie bescheiden zu ihm und fasst seine Hand; mit feinster Bitterkeit.*) *Fürsten, Fiesko! diese missrathenen Projekte* der wollenden und nicht könnenden Natur — sitzen so gern zwischen Menschheit und Gottheit *nieder;* — heillose Geschöpfe! schlechtere Schöpfer!

FIESKO stürzt sich beunruhigt durch's Zimmer.

Leonore, hör' auf! Die Brücke ist hinter mir abgehoben —

LEONORE blickt ihn schmachtend an.

Und warum, mein Gemahl? Nur Thaten sind nicht mehr zu tilgen. (*Schmelzend zärtlich und etwas schelmisch.*) Ich hörte dich wohl einst schwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe gestürzt — du hast falsch geschworen, du Heuchler, oder sie hat frühzeitig abgeblüht — Frage dein Herz, wer ist schuldig? (*Feuriger, indem sie ihn mit beiden Armen umfasst.*) Komm zurück! Ermanne dich! Entsage! Die Liebe soll dich

entschädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuern Hunger nicht stillen — o Fiesko! das *Diadem* wird noch ärmer seyn — (*Schmeichelnd.*) Komm! Ich will alle deine Wünsche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einen Kuss der Liebe zusammenschmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in diesen himmlischen Banden zu halten — dein Herz ist unendlich — auch die Liebe sey es, Fiesko. (*Schmelzend.*) Ein armes Geschöpf glücklich zu machen — ein Geschöpf, das seinen Himmel an deinem Busen lebt — Sollte das eine Lücke in deinem Herzen lassen?

FIESKO durch und durch erschüttert.

Leonore, was hast du gemacht? (*Er fällt ihr kraftlos um den Hals.*) Ich werde keinem Genueser mehr unter die Augen treten —

LEONORE freudig rasch.

Lass uns fliehen, Fiesko — lass in den Staub uns werfen all diese prahlenden Nichts, lass in romantischen Fluren ganz der Liebe uns leben! (*Sie drückt ihn an ihr Herz, mit schöner Entzückung.*) Unsre Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grams nicht mehr an — Unser Leben rinnt dann melodisch wie die flötende Quelle zum Schöpfer —

(Man hört den Kanonenschuss. Fiesko springt los. Alle Verschwornen treten in den Saal.)

FUNFZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. VERSCHWORNE.

VERSCHWORNE.

Die Zeit ist da!

FIESKO zu Leonoren, fest.

Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füssen.

(Will fortstürzen.)

BOURGOGNINO schreit.

Die Gräfin sinkt um.

(Leonore in Ohnmacht. Alle springen hin, sie zu halten. Fiesko vor ihr niedergeworfen.)

FIESKO mit schneidendem Ton.

Leonore! Rettet! um Gotteswillen! Rettet! (*Rosa, Bella kommen, sie zurecht zu bringen.*) Sie schlägt die Augen auf — (*Er springt entschlossen in die Höh'.*) Jetzt kommt — sie dem Doria zuzudrücken.

(Verschworne stürzen zum Saal hinaus. Vorhang fällt.)

FÜNFTER AUFZUG.

Nach Mitternacht — Grosse Strasse in Genua — Hier und da leuchten Lampen an einigen Häusern, die nach und nach auslöschen — Im Hintergrunde der Bühne sieht man das Thomasthor, das noch geschlossen ist. In perspektivischer Ferne die See — Einige Menschen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouillen — Alles ist ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungestümm. —

ERSTER AUFTRITT.

FIESKO *kommt gewaffnet, und bleibt vor dem Palast des Andreas Doria stehen. Darauf* ANDREAS.

FIESKO.

Der Alte hat Wort gehalten — im Palast alle Lichter aus. Die Wachen sind fort. Ich will läuten. (*Läutet.*) He! Holla! Wach auf, Doria! verrathener, verkaufter Doria, wach auf! Holla! Holla! Holla! Wach auf!

ANDREAS erscheint auf dem Altane.

Wer zog die Glocke?

FIESKO mit veränderter Stimme.

Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog, Genua steht auf wider dich! Nahe sind deine Henker, und du kannst schlafen, Andreas?

ANDREAS mit Ehre.

Ich besinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, dass der Kiel krachte, und der oberste Mast brach — und Andreas Doria schlief sanft. Wer schickt die Henker?

FIESKO.

Ein Mann, furchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

ANDREAS lacht.

Du bist bei Laune, Freund! Bring deine Schwänke bei Tag. Mitternacht ist eine ungewöhnliche Stunde.

FIESKO.

Du höhnst deinen Warner?

ANDREAS.

Ich dank' ihm, und gehe zu Bette. Fiesko hat sich schläfrig geschwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

FIESKO.

Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringen auf ihrem spiegelnden Rücken — du nahst — und gählings schnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachtest du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd steht gesattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

ANDREAS.

Fiesko denkt edel. Ich hab' ihn niemals beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

FIESKO.

Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von Beidem.

ANDREAS.

So steht eine *Leibwache* da, die kein Fiesko zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

FIESKO hämisch.

Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen.

ANDREAS gross.

Armer Spötter! Hast du nie gehört, *dass Andreas Doria achtzig alt ist, und Genua — glücklich?* —

(Er verlässt den Altan.)

FIESKO blickt ihm starr nach.

Musst' ich diesen Mann erst *stürzen*, eh' ich lerne, dass es schwerer ist, ihm zu gleichen? (*Er geht einige Schritte tiefsinnig auf und nieder.*) Nein! ich machte Grösse mit Grösse wett — wir sind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang!

(Er eilt in die hinterste Gasse — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird gesprengt, und öffnet die Aussicht in den Hafen, worin Schiffe liegen, mit Fackeln erleuchtet.)

ZWEITER AUFTRITT.

GIANETTINO DORIA *in einen Scharlachmantel geworfen.* LOMELLINO. BEDIENTE *voraus mit Fakkeln. Alle hastig.*

GIANETTINO steht still.

Wer befahl Lärmen zu schlagen?

LOMELLINO.

Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

GIANETTINO.

Die Sklaven werden ihre Ketten reissen.

(Schüsse am Thomasthor.)

LOMELLINO.

Feuer dort!

GIANETTINO.

Thor offen! Wachen in Aufruhr! (*Zu den Bedienten.*) Hurtig, Schurken! Leuchtet dem Hafen zu!

(Eilen gegen das Thor.)

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. BOURGOGNINO *mit* VERSCHWORNEN, *die vom Thomasthor kommen.*

BOURGOGNINO.

Sebastian Leskaro ist ein wackrer Soldat.

ZENTURIONE.

Wehrte sich wie ein Bär, bis er niederfiel.

GIANETTINO tritt bestürzt zurück.

Was hör' ich da? — Haltet!

BOURGOGNINO.

Wer dort mit dem Flambeau?

LOMELLINO.

Es sind Feinde, Prinz! schleichen Sie links weg.

BOURGOGNINO ruft hitzig an.

Wer da mit dem Flambeau?

ZENTURIONE.

Steht! Eure Loosung?

GIANETTINO zieht das Schwert trotzig.

Unterwerfung und Doria.

BOURGOGNINO schäumend, fürchterlich.

Räuber der Republik und meiner Braut! (*Zu den Verschwornen, indem er auf Gianettino stürzt.*) Ein Gang Prosit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn selbst aus.

(Er stösst ihn nieder.)

GIANETTINO fällt mit Gebrüll.

Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!

LOMELLINO. BEDIENTE fliehend.

Hülfe! Mörder! Mörder!

ZENTURIONE ruft mit starker Stimme.

Er ist getroffen. Haltet den Grafen auf!

(Lomellino wird gefangen.)

LOMELLINO knieend.

Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

BOURGOGNINO.

Lebt dieses *Unthier* noch? Die Memme mag fliehen.

(Lomellino entwischt.)

ZENTURIONE.

Thomasthor unser! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagt's dem Fiesko an!

GIANETTINO bäumt sich krämpfig in die Höhe.

Pest, Fiesko —

(Stirbt.)

BOURGOGNINO reisst den Stahl aus dem Leichnam.

Genua frei, und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione! Dies blutige bringst du meiner Braut. Ihr Kerker ist gesprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuss geben.

(Eilen ab zu verschiedenen Strassen.)

VIERTER AUFTRITT.

ANDREAS DORIA. DEUTSCHE.

DEUTSCHER.

Der Sturm zog sich dorthin. Werft Euch zu Pferd, Herzog!

ANDREAS.

Lasst mich noch einmal Genua's Thürme schauen und den Himmel! Nein, es ist kein Traum, und Andreas ist verrathen.

DEUTSCHER.

Feinde um und um! Fort! Fliehet über die Gränze!

ANDREAS wirft sich auf den Leichnam seines Neffen.

Hier will ich enden. Rede keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn ist aus.

(Kalkagno fern mit Verschwornen.)

DEUTSCHER.

Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürst!

ANDREAS da die Trommeln wieder anfangen.

Höret, Ausländer! Höret! Das sind die Genueser, deren Joch ich brach. (*Verhüllt sich.*) Vergilt man auch so in eurem Lande?

DEUTSCHER.

Fort! Fort! Fort! indess unsere deutsche Knochen Scharten in ihre Klingen schlagen.

(Kalkagno näher.)

ANDREAS.

Rettet euch! Lasst mich! Schreckt Nationen mit der Schauerpost: die Genueser erschlugen ihren Vater—

DEUTSCHER.

Fort! Zum Erschlagen hat's noch Weile — Kameraden, steht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (*Ziehen.*) Peitscht diesen welschen Hunden Respekt für einen Graukopf ein —

KALKAGNO ruft an.

Wer da? Was gibt's da?

DEUTSCHE hauen ein.

Deutsche Hiebe!

(Gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird hinweggebracht.)

FÜNFTER AUFTRITT.

LEONORE *in Mannskleidern.* ARABELLA *hinter ihr her. Beide schleichen ängstlich hervor.*

ARABELLA.

Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —

LEONORE.

Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch! war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! sie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herzen deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! Haltet! Es ist mein Gemahl!

(Wirft die Arme schwärmend in die Luft.)

ARABELLA.

Aber um Gotteswillen —

LEONORE immer wild phantasirend, nach allen Gegenden schreiend.

Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! — Sie weichen hinter ihm ab, seine Getreuen — Rebellentreue ist wankend. (*Heftig erschrocken.*) Rebellen führt mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?

ARABELLA.

Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

LEONORE aufmerksam.

Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? Den ersten Republikaner umarmte die feigste Republikanerinn? — Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. (*Man fängt wieder an zu trommeln.*) Ich werfe mich unter die Kämpfer.

ARABELLA schlägt die Hände zusammen.

Barmherziger Himmel!

LEONORE.

Sachte! Woran stösst sich mein Fuss! Hier ist ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (*Sie wägt es.*)

Ein schweres Schwert, meine Bella! doch schleppen kann ich's noch wohl, und das Schwert macht seinem Führer nicht Schande.

(Man läutet Sturm.)

ARABELLA.

Hören Sie? Hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! Wie fürchterlich!

LEONORE schwärmend.

Sprich, wie entzückend! In dieser Sturmglocke spricht mein Fiesko mit Genua. (*Man trommelt stärker.*) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten so süss — Auch diese Trommeln belebt mein Fiesko — Wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter seinem Namen, und sein Weib sollte zaghaft thun? (*Es stürmt auf drei andern Thürmen.*) Nein! Eine Heldin soll mein Held umarmen — Mein Brutus soll eine Römerinn umarmen. (*Sie setzt den Hut auf, und wirft den Scharlach um.*) Ich bin Porzia.

ARABELLA.

Gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie entsetzlich Sie schwärmen. Nein, das wissen Sie nicht.

(Sturmläuten und Trommeln.)

LEONORE.

Elende, die du das alles hörst und *nicht* schwärmst! *Weinen* möchten diese Quader, dass sie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuspringen — Diese Palläste zürnen über ihren Meister, der sie so fest in die Erde zwang, dass sie meinem Fiesko nicht zuspringen können — Die Ufer, könnten sie's, verliessen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis, und tanzten hinter seiner Trommel — Was den Tod aus seinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.

ARABELLA.

Grosser Gott! Sie werden doch diese Grille nicht wahr machen wollen?

LEONORE stolz und heroisch.

Das sollt ich meinen, du Alberne — (*Feurig.*) Wo am wildesten das Getümmel wüthet, wo in Person mein Fiesko kämpft — Ist das Lavagna? hör' ich sie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiserne Würfel schwingt, ist das Lavagna? — Genueser! Er ist's, werd' ich sagen, und dieser Mann ist mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde.

(Sacco mit Verschwornen.)

SACCO ruft an.

Wer da? Doria oder Fiesko?

LEONORE begeistert.

Fiesko und Freiheit!

(Sie wirft sich in eine Gasse. Auflauf. Bella wird weggedrängt.)

SECHSTER AUFTRITT.

SACCO *mit einem Haufen.* KALKAGNO *begegnet ihm mit einem andern.*

KALKAGNO.

Andreas Doria ist entflohen.

SACCO.

Deine schlechteste Empfehlung bei Fiesko.

KALKAGNO.

Bären, die Deutschen! pflanzten sich vor den Alten wie Felsen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Gesicht. Neun von den Unsrigen sind fertig. Ich selbst bin am linken Ohrlappen gestreift. Wenn sie *das* fremden *Tyrannen* thun, alle Teufel! wie müssen sie *ihre Fürsten* bewachen!

SACCO.

Wir haben schon starken Anhang, und alle Thore sind unser.

KALKAGNO.

Auf der Burg, hör' ich, fechten sie scharf.

SACCO.

Bourgognino ist unter ihnen. Was schafft Verrina?

KALKAGNO.

Liegt zwischen Genua und dem Meere, wie der höllische Kettenhund, dass kaum eine Anchove durch kann.

SACCO.

Ich lass' in der Vorstadt stürmen.

KALKAGNO.

Ich marschire über die Piazza Sarzana. Rühre dich Tambour!

(Ziehen unter Trommelschlag weiter.)

SIEBENTER AUFTRITT.

DER MOHR. EIN TRUPP DIEBE *mit Lunten.*

MOHR.

Dass ihr's wisst, Schurken! Ich war der Mann, der diese Suppe einbrockte — *Mir* gibt mann keinen Löffel. Gut. Die Hatz' ist mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben baxen sich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, dass die erfrornen Apostel sich wärmen.

(Werfen sich in die umliegenden Häuser.)

ACHTER AUFTRITT.

BOURGOGNINO. BERTHA *verkleidet.*

BOURGOGNINO.

Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du bist in Sicherheit. Blutest du?

BERTHA die Sprache verändert.

Nirgends.

BOURGOGNINO lebhafter.

Pfui, so steh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — schön, siehst du? wie diese.

(Er streift seinen Arm auf.)

BERTHA zurückfahrend.

O Himmel!

BOURGOGNINO.

Du erschrickst? Niedlicher Kleiner, zu früh eiltest du in den Mann — Wie alt bist du?

BERTHA.

Fünfzehn Jahr.

BOURGOGNINO.

Schlimm! für diese Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

BERTHA.

Der beste Bürger in Genua.

BOURGOGNINO.

Gemach, Knabe! Das ist nur *einer*, und seine Tochter ist meine verlobte Braut. Weisst du das Haus des Verrina?

BERTHA.

Ich dächte.

BOURGOGNINO rasch.

Und kennst seine göttliche Tochter?

BERTHA.

Bertha heisst seine Tochter.

BOURGOGNINO hitzig.

Gleich geh', und überliefre ihr diesen Ring. Es

gelte den Trauring, sagst du, und der blaue Busch halte sich brav. Jetzt fahre wohl! Ich muss dorthin. Die Gefahr ist noch nicht aus.

(Einige Häuser brennen.)

BERTHA ruft ihm nach mit sanfter Stimme.

Scipio!

BOURGOGNINO steht betroffen still.

Bei meinem Schwert! Ich kenne die Stimme.

BERTHA fällt ihm an den Hals.

Bei meinem Herzen! Ich bin hier sehr bekannt.

BOURGOGNINO schreit.

Bertha!

(Sturmläuten in der Vorstadt. Auflauf. Beide verlieren sich in einer Umarmung.)

Anstatt dieser Scene hat Schiller während seines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingerückt.

(Ein unterirdisches Gewölbe durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finster. Bertha allein, einen schwarzen Schleier über das Gesicht geworfen, sitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pause steht sie auf, und geht umher.)

Noch immer keinen Laut? Keine menschliche Spur? Kein Fusstritt meiner Erretter. — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnsucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrst du, Betrogene? Ein unverletzlicher Eidschwur hält dich in diesem Gewölbe gefangen. Gianettino Doria muss fallen, Genua frei werden, oder Bertha verschmachtet in diesem Thurme — so lautete der Schwur meines Vaters. Abscheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüssel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeschützten Tyrannen. (*Sieht sich im Gewölbe um.*) Wie grauenvoll ist diese Stille! schauerlich wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel giessen schreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöschen. (*Lebhafter herumgehend.*) O komm, komm, mein Geliebter, es ist fürchterlich, hier zu sterben. (*Pause, dann fährt sie auf und stürzt mit Händeringen durch's Gewölbe mit allen Zeichen des Schmerzens.*) Er hat mich verlassen! Er hat seinen Eid gebrochen, er hat seine Bertha vergessen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dies Gewölbe gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche. Hoffnung blüht nur, wohin Gott schaut. In diesen Kerker schaut Gott nicht.

(Neue Pause, sie wird ängstlicher.)

Oder sind meine Retter gefallen? Die kühne Verschwörung misslang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha, vielleicht wandeln in diesem Augenblicke ihre Gespenster durch das Gewölbe, und weinen über deine Hoffnung (*schrickt zusammen*). Gott! Gott! so bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn sie nicht mehr sind, ohne Rettung Preis gegeben dem entsetzlichen Tode (*stützt sich an die Felsenmauer. Nach einer Pause fährt sie mit Wehmuth fort.*) Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und sein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einsam findet und stumm, und der entseelte Leichnam seine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn seine glühenden Küsse das entflohene Leben vergeblich auf meinen Lippen suchen, seine Thränen fruchtlos über mich fliessen — wenn der Vater jammernd auf seine Tochter fällt, und das Geschrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieses Gefängnisses wiederhallt— — O dann, dann verschweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! Sag' ihnen, dass ich duldete, wie eine Heldin, und dass mein letzter Athem Verzeihung war (*sinkt erschöpft auf den Stein nieder — Pause — Man hört ein verworrenes Getöse von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Soffiten und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe*). Horch, was ist das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich schallen die Glocken zusammen. Das ist kein Ton, als wenn man zum Gottesdienst läutete. (*Das Getöse kommt näher und wird stärker; sie läuft erschrocken umher.*) Lauter, und immer lauter! Gott, das ist Sturm! Das ist Sturm! Ist der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes schreckliches Getöse, wie das Rennen von tausend Menschen! Was ist das? (*Es wird stark an die Thür geschlagen.*) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeschoben — (*mit Lebhaftigkeit gegen den Hintergrund zugehend.*) Menschen, Menschen! Freiheit! Rettung! Erlösung!

(Bourgognino stürzt mit blossem Schwert herein, einige Fackelträger folgen.)

BOURGOGNINO ruft laut.

Du bist frei, Bertha, der Tyrann ist todt. Dies Schwert hier hat ihn erschlagen.

BERTHA ihm in die Arme eilend.

Mein Erretter! Mein Engel!

BOURGOGNINO.

Hörst du die Sturmglocken? das Getöse der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua ist frei, der Fluch deines Vaters zernichtet.

BERTHA.

Gott! Gott! Also mir galt dieses schreckliche Getöse, dieses Glockengeläute?

BOURGOGNINO.

Dir, Bertha! es ist unser Brautgeläute. Verlass diesen abscheulichen Kerker, und folge mir zum Altar.

BERTHA.

Zum Altar, Bourgognino? Jetzt in dieser Mitternachtsstunde? In diesem entsetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Axen ginge?

(Verrina tritt ungesehen herein, und bleibt, ohne zu reden am Eingange stehen.)

BOURGOGNINO.

In dieser schönen herrlichen Nacht, wo ganz Genua seine Freiheit feiert, wie den Bund der Liebe. Dies Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, soll mein Hochzeitschmuck seyn. Diese Hand, noch warm von der Heldenthat, soll der Priester in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

(Verrina kommt näher, tritt zwischen Beide, und umarmt sie.)

VERRINA.

Gott segne euch, meine Kinder!

BERTHA und BOURGOGNINO zu seinen Füssen fallend.

O mein Vater!

VERRINA legt seine Hände auf Beide — Pause — darauf wendet er sich feierlich zu Bourgognino.

Vergiss nie, wie theuer du sie erwerben musstest! Vergiss nie, dass deine Ehe so alt ist, als Genua's Freiheit (*mit Ernst und Hoheit sich zu Bertha wendend*). Du bist des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erschlagen. (*Nach einigem Stillschweigen winkt er ihnen, aufzustehen, und sagt mit Beklemmung:*) Der Priester erwartet euch.

BERTHA und BOURGOGNINO zugleich.

Wie, mein Vater? *Sie* wollen uns nicht dahin folgen?

VERRINA sehr ernsthaft.

Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. (*Man hört Trompeten und Freudengeschrei von ferne.*) Kennst du dies Jauchzen?

BOURGOGNINO.

Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen. Der Pöbel vergöttert ihn, und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel sah mit Entsetzen zu, und konnte nicht Nein sagen.

VERRINA lacht mit Bitterkeit.

Also siehst du, mein Sohn, ich muss eilends fort, und der Erste seyn, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leistet.

BOURGOGNINO hält ihn erschrocken.

Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

BERTHA hängt sich ängstlich an Bourgognino.

Gott! was ist das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

VERRINA.

Mein Sohn, ich habe alle unsre Habseligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Braut, und steige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr segelt nach Marseille, und (*mit Rührung sie umarmend*), und Gott geleit' euch.

BOURGOGNINO entschlossen.

Verrina, ich bleibe; die Gefahr ist noch nicht aus.

VERRINA führt ihm Bertha zu.

Stolzer, Unersättlicher, tändle mit deiner Braut. *Deinen* Tyrannen hast du weggeschafft, überlass mir den meinigen.

(Gehen ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

FIESKO *tritt hitzig auf.* ZIBO. GEFOLGE.

FIESKO.

Wer warf das Feuer ein?

ZIBO.

Die Burg ist erobert.

FIESKO.

Wer warf das Feuer ein?

ZIBO winkt dem Gefolge.

Patrouillen nach dem Thäter!

(Einige gehen.)

FIESKO zornig.

Wollen sie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (*Gefolge ab.*) Aber Gianettino ist doch geliefert?

ZIBO.

So sagt man.

FIESKO wild.

Sagt man nur? Wer sagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, ist er entronnen?

ZIBO bedenklich.

Wenn ich meine Augen gegen die Aussage eines Edelmanns setzen kann, so lebt Gianettino.

FIESKO auffahrend.

Sie reden sich um den Hals, Zibo!

ZIBO.

Noch einmal — Ich sah ihn vor acht Minuten lebendig *in gelbem Busch und Scharlach* herumgehen.

FIESKO ausser Fassung.

Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino lass ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man soll alle Stadtthore sperren — Alle Felouquen soll man zusammenschiessen — so kann er nicht zu Wasser davon — diesen Demant, Zibo, den reichsten in Genua, Lucca, Venedig und Pisa, — wer mir die Zeitung bringt: *Gianettino ist todt* — er soll diesen Demant haben. (*Zibo eilt ab.*) Fliegen Sie, Zibo!

ZEHNTER AUFTRITT.

FIESKO. SACCO. DER MOHR. SOLDATEN.

SACCO.

Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jesuiterdom werfen.

FIESKO.

Deine Verrätherei ging dir hin, weil sie *mich* traf. Auf Mordbrennereien steht der Strick. Führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

MOHR.

Pfui! Pfui! Pfui! Das kommt mir ungeschickt — Lässt sich nichts davon wegplaudern?

FIESKO.

Nichts.

MOHR vertraulich.

Schickt mich einmal zur Probe auf die Galeere.

FIESKO winkt den Andern.

Zum Galgen.

MOHR trotzig.

So will ich ein Christ werden!

FIESKO.

Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heidenthums.

MOHR schmeichelnd.

Schickt mich wenigstens besoffen in die Ewigkeit!

FIESKO.

Nüchtern.

MOHR.

Aber hängt mich nur an keine christliche Kirche!

FIESKO.

Ein Ritter hält Wort. Ich versprach dir deinen eignen Galgen.

SACCO brummt.

Nicht viel Federlesens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

MOHR.

Doch—wenn halt allenfalls—der Strick bräche?—

FIESKO zum Sacco.

Man wird ihn doppelt nehmen.

MOHR resignirt.

So mag's seyn — und der Teufel kann sich auf den Extrafall rüsten.

(Ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhängen.)

EILFTER AUFTRITT.

FIESKO. LEONORE *erscheint hinten im Scharlachrocke Gianettino's.*

FIESKO wird sie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig.

Kenn' ich nicht diesen Busch und Mantel? (*Eilt näher, heftig.*) Ich kenne den Busch und Mantel! (*Wüthend; indem er auf sie losstürzt, und sie niederstösst.*) Wenn du drei Leben hast, so steh' *wieder* auf und wandle!

Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarsch. Trommeln, Hörner und Hoboen.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

FIESKO. KALKAGNO. SACCO. ZENTURIONE. ZIBO. SOLDATEN *mit Musik und Fahnen treten auf.*

FIESKO ihnen entgegen im Triumph.

Genueser — der Wurf ist geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die grässliche Kost meines Hasses. Hebt die Schwerter hoch! Gianettino!

KALKAGNO.

Und ich komme, Ihnen zu sagen, dass zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen, und zu den Fieskischen Fahnen schwören —

ZIBO.

Und durch mich schickt Ihnen Verrina vom Admiralschiff seinen Gruss, und die Herrschaft über Hafen und Meer —

ZENTURIONE.

Und durch mich der Gouverneur der Stadt seinen Kommandostab und die Schlüssel. —

SACCO.

Und in mir wirft sich (*indem er niederfällt*) der grosse und kleine Rath der Republik knieend vor seinen Herrn, und bittet fussfällig um Gnade und Schonung —

KALKAGNO.

Mich lasst den Ersten seyn, der den grossen Sieger in seinen Mauern willkommen heisst — Heil Ihnen! — Senket die Fahnen tief! — *Herzog von Genua!*

ALLE nehmen die Hüte ab.

Heil, Heil dem *Herzog von Genua!*

(Fahnenmarsch.)

(Fiesko stand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Brust gesunken, in einer denkenden Stellung.)

KALKAGNO.

Volk und Senat stehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürstenornat zu begrüssen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigster Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

FIESKO.

Erlaubt mir erst, dass ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich musste eine gewisse theure Person in banger Ahnung zurücklassen, eine Person, die die Glorie dieser Nacht mit mir theilen wird. (*Gerührt zur Gesellschaft.*) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen *Herzoginn!*

(Er will aufbrechen.)

KALKAGNO.

Soll der meuchelmörderische Bube hier liegen, und seine Schande in diesem Winkel verhehlen?

ZENTURIONE.

Steckt seinen Kopf auf eine Hellebarde!

ZIBO.

Lasst seinen zerrissenen Rumpf unser Pflaster kehren.

(Man leuchtet gegen den Leichnam.)

KALKAGNO erschrocken und etwas leise.

Schaut her, Genueser! Das ist bei Gott kein Gianettino Gesicht.

(Alle sehen starr auf die Leiche.)

FIESKO hält still, wirft von der Seite einen forschenden Blick darauf, den er starr und langsam unter Verzerrungen zurückzieht.

Nein, Teufel! — Nein, das ist kein Gianettino Gesicht, hämischer Teufel! (*Die Augen herumgerollt.*) Genua *mein*, sagt ihr? *Mein?* — (*Hinaus wüthend in einem grässlichen Schrei.*) Spiegelfechterei der Hölle! Es ist mein Weib! (*Sinkt durchdonnert zu Boden. Verschworne stehen in todter Pause und schauervollen Gruppen. Fiesko matt aufgerichtet mit dumpfer Stimme.*) Hab' ich mein Weib ermordet, Genueser? — Ich beschwöre euch, schielt nicht so geisterbleich auf dieses Spiel der Natur — Gott sey gelobt! Es gibt Schicksale, die der *Mensch* nicht zu fürchten hat, weil er *nur Mensch* ist. Wem Götterwollust versagt ist, wird keine Teufelqual zugemuthet — Diese Verirrung wäre etwas mehr. (*Mit schreckhafter Beruhigung.*) Genueser, Gott sey Dank! Es kann nicht seyn.

DREIZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. ARABELLA *kommt jammernd.*

ARABELLA.

Mögen sie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verliess ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich sie wieder.

FIESKO tritt ihr näher, mit leiser bebender Stimme.

Leonore heisst deine gnädige Frau?

ARABELLA froh.

O dass *Sie* da sind, mein liebster, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten sie nicht mehr zurückhalten.

FIESKO zürnt sie dumpfig an.

Du Verhasste! Von was nicht?

ARABELLA.

Dass sie nicht nachsprang —

FIESKO heftiger.

Schweig! wohin sprang?

ARABELLA.

In's Gedränge —

FIESKO wüthend.

Dass deine Zunge zum Krokodill würde — Ihre Kleider?

ARABELLA.

Ein scharlachner Mantel —

FIESKO rasend gegen sie taumelnd.

Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — Der Mantel?

ARABELLA.

Lag hier am Boden —

EINIGE VERSCHWORNE murmelnd.

Gianettino ward hier ermordet —

FIESKO todesmatt zurückwankend zu Arabellen.

Deine Frau ist gefunden. (*Arabelle geht angstvoll. Fiesko sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum, darauf mit leiser schwebender Stimme, die stufenweis bis zum Toben steigt.*) Wahr ist's — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Bubenstücks. (*Viehisch um sich hauend.*) Tretet zurück, ihr menschlichen Gesichter — Ah, (*mit frechem Zähneblöcken gen Himmel.*) Hätt' ich nur *seinen* Weltbau zwischen diesen Zähnen — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussieht wie mein Schmerz. — (*Zu den Andern, die bebend herumstehen.*) Mensch! — wie es jetzt dasteht, das erbärmliche Geschlecht, sich segnet und seelig preis't, dass es nicht ist, wie ich — Nicht, wie ich! — (*In hohles Beben hingefallen.*) Ich allein habe den Streich — (*rascher, wilder.*) Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch diese? Warum soll sich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeschöpfes nicht stumpf reiben dürfen?

KALKAGNO furchtsam.

Mein theurer Herzog —

FIESKO dringt auf ihn ein mit grässlicher Freude.

Ah, willkommen! Hier, Gott sey Dank! ist einer, den auch dieser Donner quetscht! (*Indem er den Kalkagno wüthend in seine Arme drückt.*) Bruder, Zerschmetterter! Wohl bekomme die Verdammniss! Sie ist todt! Du hast sie auch geliebt! (*Er zwingt ihn an den Leichnam, und drückt ihm den Kopf dagegen.*) Verzweifle! Sie ist todt! (*Den stieren Blick in einen Winkel geheftet.*) Ah, dass ich stünde am Thor der Verdammniss, hinunterschauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterschrauben der sinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerknirschter Sünder Gewinsel — Könnt' ich sie

sehen, meine Qual, wer weiss? ich trüge sie vielleicht! (*Mit Schauer zur Leiche gehend.*) *Mein Weib liegt hier ermordet* — Nein, das will wenig sagen! (*Nachdrücklicher.*) *Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet* — O pfui, so etwas kann die Hölle kaum kitzeln — Erst wirbelt sie mich künstlich auf der Freude letztes glättestes Schwindeldach, schwatzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und *dann* hinunter — dann — o könnte mein Odem die Pest unter Seelen blasen — dann — dann ermord' ich mein Weib — Nein! ihr Witz ist *noch* feiner — dann übereilen sich (*verächtlich*) zwei Augen, und (*mit schrecklichem Nachdruck*) ich *ermorde — mein Weib!* (*Beissend lächelnd.*) Das ist ein Meisterstück!

(Alle Verschwornen hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wischen Thränen aus den Augen. Pause.)

FIESKO erschöpft und stiller, indem er im Zirkel herumblickt.

Schluchzt hier Jemand? — Ja, bei Gott, *die einen Fürsten würgten, weinen!* (*In stillen Schmerz geschmolzen.*) Redet! Weint ihr über diesen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geistes Memmenfall? (*In ernster, rührender Stellung vor der Todten verweilend.*) Wo in warme Thränen felsenharte Mörder schmelzen, flüchte Fiesko's Verzweiflung! (*Sinkt weinend an ihr nieder.*) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (*Weich mit Wehmuth.*) Jahre voraus, Leonore, genoss ich das Fest jener Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzoginn brachte — Wie lieblich verschämt sah ich schon deine Wangen erröthen, deinen Busen wie fürstlich schön unter dem Silberflore schwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzückung versagen! (*Lebhafter.*) Ha! wie berauschend wallte mir schon der stolze Zuruf zu Ohren, wie spiegelte sich meiner Liebe Triumph im versinkenden Neide! — Leonore — die Stunde ist gekommen — Genua's Herzog ist dein Fiesko — und Genua's schlechtester Bettler besinnt sich, seine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu vertauschen — (*Rührender.*) Eine Gattinn theilt seinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen?

(Er weint heftiger, und verbirgt sein Gesicht an der Leiche. Rührung auf allen Gesichtern.)

KALKAGNO.

Es war eine treffliche Dame.

ZIBO.

Dass man doch ja den Trauerfall dem Volk noch verschweige. Er nähme den Unsrigen den Muth, und gäb' ihn den Feinden.

FIESKO steht gefasst und fest auf.

Höret, Genueser! — die Vorsehung, versteh' ich ihren Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Grösse zu prüfen. — Es war die gewagteste Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual noch Entzücken mehr. Kommt! *Genua erwarte mich,* saget ihr? — Ich will Genua einen Fürsten schenken, wie ihn noch kein Europäer sah — Kommt! dieser unglücklichen Fürstinn will ich eine Todtenfeier halten, dass das Leben seine Anbeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen soll — Jetzt folgt eurem Herzog!

(Gehen ab unter Fahnenmarsch.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

ANDREAS DORIA. LOMELLINO.

ANDREAS.

Dort jauchzen sie hin.

LOMELLINO.

Ihr Glück hat sie berauscht. Die Thore sind blosgegeben. Der Signoria wälzt sich Alles zu.

ANDREAS.

Nur meinen Neffen scheute das Ross. Mein Neffe ist todt. Hören Sie, Lomellino —

LOMELLINO.

Was? *Noch? Noch* hoffen Sie, Herzog?

ANDREAS ernst.

Zittere du für dein Leben, weil du mich *Herzog spottest,* wenn ich auch nicht einmal *hoffen* darf.

LOMELLINO.

Gnädigster Herr — eine brausende Nation liegt in der Schale Fiesko's — Was in der Ihrigen?

ANDREAS gross und warm.

Der Himmel!

LOMELLINO hämisch die Achseln zuckend.

Seitdem das Pulver erfunden ist, kampiren die Engel nicht mehr.

ANDREAS.

Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf seinen *Gott* noch nimmt! (*Ernst und gebietend.*) Geh! mache bekannt, dass Andreas noch lebe — Andreas, sagst du, ersuche seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor seines Vaterlands niemals verzeihen würden. Sag ihnen das, und Andreas ersuche seine Kinder um *so viel* Erde in seinem Vaterland für *so viel* Gebeine.

LOMELLINO.

Ich gehorsame, aber verzweifle.

(Will gehen.)

ANDREAS.

Höre, und nimm diese eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupt, und ging los in der dritten Jennernacht, als Genua losriss von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlassen im achtzigsten Jahr — die Haarlocke ist mürbe, aber doch stark genug, dem *schlanken Jüngling* den Purpur zu knüpfen.

(Er geht ab mit verhülltem Gesicht. Lomellino eilt in eine entgegengesetzte Gasse. Man hört ein tumultuarisches Freudengeschrei unter Trompeten und Pauken.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

VERRINA *vom Hafen.* BERTHA und BOURGOGNINO.

VERRINA.

Man jauchzt. Wem gilt das?

BOURGOGNINO.

Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen..

BERTHA schmiegt sich ängstlich an Bourgognino.

Mein Vater ist fürchterlich, Scipio!

VERRINA.

Lasst mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

BOURGOGNINO.

Der Pöbel vergöttert ihn, und forderte wiehernd den Purpur. Der Adel sah mit Entsetzen zu, und durfte nicht Nein sagen.

VERRINA.

Mein Sohn, ich habe alle meine Habseligkeiten zu Gold gemacht, und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Frau, und stich unverzüglich in See. Vielleicht — werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr segelt nach Marseille, und (*schwer und gepresst sie umarmend.*) Gott geleit' euch!

(Schnell ab.)

BERTHA.

Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

BOURGOGNINO.

Verstandest du den Vater?

BERTHA.

Fliehen, o Gott! Fliehen in der Brautnacht!

BOURGOGNINO.

So sprach er — und wir gehorchen.

(Beide gehen nach dem Hafen.)

SECHSZEHNTER AUFTRITT.

VERRINA. FIESKO *im herzoglichen Schmuck. Beide treffen auf einander.*

FIESKO.

Verrina! Erwünscht. Eben war ich aus, dich zu suchen.

VERRINA.

Das war auch mein Gang.

FIESKO.

Merkt Verrina keine Veränderung an seinem Freunde?

VERRINA zurückhaltend.

Ich wünsche keine.

FIESKO.

Aber siehst du auch keine?

VERRINA ohne ihn anzusehen.

Ich hoffe, nein!

FIESKO.

Ich frage, findest du keine?

VERRINA nach einem flüchtigen Blick.

Ich finde keine.

FIESKO.

Nun, siehst du, so muss es doch wahr seyn, dass die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns Beide verliessen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (*indem er ihn an die Brust drückt*) findet meine Umarmung noch feurig wie sonst.

VERRINA.

Desto schlimmer, dass ich sie frostig erwiedern muss; der Anblick der Majestät fällt wie ein schneidendes Messer zwischen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko besass Länder in meinem Herzen — jetzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

FIESKO betreten.

Das wolle Gott nicht! Für ein Herzogthum wäre *der* Preis zu jüdisch.

VERRINA murmelt düster.

Hum! Ist denn etwa die Freiheit in der Mode gesunken, dass man dem Ersten dem Besten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

FIESKO beisst die Lippen zusammen.

Das sag' du Niemand, als dem Fiesko.

VERRINA.

O natürlich! Ein vorzüglicher Kopf muss es immer seyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — Aber Schade! der verschlagene Spieler hat's *nur in einer* Karte versehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des *Neides*, aber der raffinirte Witzling liess zum Unglück die *Patrioten* aus. (*Sehr bedeutend.*) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der *römischen Tugend* zurückbehalten? Ich schwör'es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines *Herzogthums* gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen.

FIESKO nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand.

Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder ist? wenn er sein Fürstenthum nur zur Schatzkammer seiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei seiner haushälterischen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

VERRINA.

Auch dann nicht — und der verschenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdies ging diese Grossmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich schon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geschenke eines Fürsten sind *Gnade* — und Gott ist mir gnädig.

FIESKO ärgerlich.

Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreissen, als diesen Starrkopf von seinem Wahn!

VERRINA.

Und, Abreissen ist doch sonst deine schlechteste Kunst nicht, davon weiss das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmst — es selbst aufzufressen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, sage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den Ihr am Jesuiterdom aufknüpftet?

FIESKO.

Die Kanaille zündete Genua an.

VERRINA.

Aber doch die Gesetze liess die Kanaille noch ganz?

FIESKO.

Verrina brandschatzt meine Freundschaft.

VERRINA.

Hinweg mit der Freundschaft! Ich sage dir ja, ich liebe dich nicht mehr; ich schwöre dir, dass ich dich hasse — hasse wie den Wurm des Paradieses, der den ersten falschen Wurf in die Schöpfung that, worunter schon das fünfte Jahrtausend blutet — Höre, Fiesko — Nicht Unterthan gegen Herrn — Nicht Freund gegen Freund, *Mensch gegen Mensch* red' ich zu dir. (*Scharf und heftig.*) Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, dass du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenstück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben liessest — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen, und mich erdrosseln, dass meine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen dir zuspritzen sollte. — Das fürstliche Schelmenstück drückt wohl die Goldwage menschlicher Sünden entzwei, aber du hast den Himmel geneckt, und den Prozess wird das Weltgericht führen. (*Fiesko, erstaunt, und misst ihn sprachlos mit grossen Augen.*) Besinne dich auf keine Antwort. Jetzt sind wir fertig. (*Nach einigem auf- und niedergehen.*) Herzog von Genua, auf den Schiffen des gestrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geschöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderschlage wiederkäuen, und in den Ocean ihre Thränen weinen, der, wie ein reicher Mann zu vornehm ist, sie zu zählen — Ein guter Fürst eröffnet sein Regiment mit Erbarmen. Wolltest du dich entschliessen, die Galeerensklaven zu erlösen?

FIESKO scharf.

Sie seyen die Erstlinge meiner Tyrannei — Geh, und verkündige ihnen allen Erlösung!

VERRINA.

So machst du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierst. Versuch' es und geh' selbst. Die grossen Herren sind so selten dabei, wenn sie Böses thun,

sollen sie auch das Gute im Hinterhalt stiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindungen zu gross.

FIESKO.

Mann, du bist schrecklich, aber ich weiss nicht, warum ich folgen muss.

(Beide gehen dem Meere zu.)

VERRINA hält stille, mit Wehmuth.

Aber, noch einmal *umarme* mich, Fiesko! Hier ist ja Niemand, der den Verrina *weinen* sieht, und einen Fürsten empfinden. (*Er drückt ihn innig.*) Gewiss, nie schlugen zwei grössere Herzen zusammen; wir liebten uns doch so brüderlich warm — (*Heftig an Fiesko's Halse weinend.*) Fiesko! Fiesko! du räumst einen Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr ersetzen wird.

FIESKO sehr gerührt.

Sey — mein — Freund!

VERRINA.

Wirf diesen hässlichen Purpur weg, und ich bin's — Der erste Fürst war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesko — das sind meine ersten Thränen — Wirf diesen Purpur weg!

FIESKO.

Schweig!

VERRINA heftiger.

Fiesko — lass hier alle Kronen dieses Planeten zum Preis, dort zum Popanz all' seine Foltern legen, ich soll knieen vor einem Sterblichen — ich werde *nicht* knieen — Fiesko! (*Indem er niederfällt.*) Es ist mein erster Kniefall — Wirf diesen Purpur weg!

FIESKO.

Steh' auf, und reize mich nicht mehr!

VERRINA entschlossen.

Ich steh' auf, reize dich nicht mehr. (*Sie stehen auf einem Brette, das zu einer Galeere führt.*) Der Fürst hat den Vortritt.

(Gehen über das Brett.)

FIESKO.

Was zerrst du mich so am Mantel? — er fällt!

VERRINA mit fürchterlichem Hohne.

Nun, wenn der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach.

(Er stürzt ihn in's Meer.)

FIESKO ruft aus den Wellen.

Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog!

(Sinkt unter.)

SIEBZEHNTER AUFTRITT.

KALKAGNO. SACCO. ZIBO. ZENTURIONE. VERSCHWORNE. VOLK. *Alle eilig. Aengstlich.*

KALKAGNO schreit.

Fiesko! Fiesko! Andreas ist zurück, halb Genua springt dem Andreas zu. Wo ist Fiesko?

VERRINA mit festem Ton.

Ertrunken!

ZENTURIONE.

Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

VERRINA.

Ertränkt, wenn das hübscher lautet — Ich gehe zum Andreas.

(Alle bleiben in starren Gruppen stehen. Der Vorhang fällt.

KABALE UND LIEBE.

EIN BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL.

PERSONEN.

PRÄSIDENT VON WALTER, am Hof eines deutschen Fürsten.
FERDINAND, sein Sohn, Major.
HOFMARSCHALL VON KALB.
LADY MILFORD, Favoritinn des Fürsten.
WURM, Haussekretär des Präsidenten.
MILLER, Stadtmusikant, oder, wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstpfeifer.
DESSEN FRAU.
LOUISE, dessen Tochter.
SOPHIE, Kammerjungfer der Lady.
EIN KAMMERDIENER des Fürsten.
VERSCHIEDENE NEBENPERSONEN.

ERSTER AKT.

ERSTE SCENE.

Zimmer beim Musikus.

MILLER *steht eben vom Sessel auf, und stellt sein Violoncell auf die Seite. An einem Tisch sitzt* FRAU MILLER *noch im Nachtgewand, und trinkt ihren Kaffee.*

MILLER schnell auf- und abgehend.

Einmal für allemal! Der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker aus.

FRAU.

Du hast ihn nicht in dein Haus geschwatzt — hast ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

MILLER.

Hab' ihn nicht in mein Haus geschwatzt — hab' — ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hause. Ich hätte meine Tochter mehr koram nehmen sollen. Ich hätt' dem Major besser auftrumpfen sollen — oder hätt' gleich alles Seiner Excellenz, dem Herrn Papa, stecken sollen. Der junge Baron bringt's mit einem Wischer hinaus, das muss ich wissen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

FRAU schlürft eine Tasse aus.

Possen! Geschwätz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehst deiner Profession nach, und raffst Scholaren zusammen, wo sie zu kriegen sind.

MILLER.

Aber, sag' mir doch, was wird bei dem ganzen Kommerz auch herauskommen? — Nehmen kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen ist gar die Rede nicht, und zu einer — dass Gott erbarm! — Guten Morgen! — Gelt, wenn so ein Musje *von* sich da und dort, und dort und hier, schon herumbeholfen hat, wenn er, der Henker weiss was alles? gelös't hat, schmeckt's meinem guten Schlucker freilich, einmal auf süss Wasser zu graben. Gib du Acht! gib du Acht! und wenn du aus jedem Astloch ein Auge strecktest, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie, dir auf der Nase, beschwatzen, dem Mädel eins hinsetzen, und führt sich ab, und das Mädel ist verschimpfirt auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort, (*die Faust vor die Stirn.*) Jesus-Christus!

FRAU.

Gott behüt' uns in Gnaden!

MILLER.

Es hat sich zu behüten. Worauf kann so ein Windfuss wohl sonst sein Absehen richten? — Das Mädel ist schön — schlank — führt seinen netten Fuss. Unter'm Dach mag's aussehen, wie's will. Darüber kuckt man bei euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par Terre nicht hat fehlen lassen — Stöbert mein Springinsfeld erst noch dieses Kapitel aus — heh! da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Witterung eines Franzosen kriegt, und nun müssen alle Segel dran, und drauf los, und — ich verdenk's ihm gar nicht. Mensch ist Mensch. Das muss ich wissen.

FRAU.

Solltest nur die wunderhübsche Billeter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter alle schreiben thut. Guter Gott! Da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist.

MILLER.

Das ist die rechte Höhe! Auf den Sack schlägt man; den Esel meint man. Wer einen Gruss an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, dass die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesind' macht's der Herrschaft nach, und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen.

FRAU.

Sieh' doch nur erst die prächtigen Bücher an, die der Herr Major in's Haus geschafft haben. Deine Tochter betet auch immer draus.

MILLER pfeift.

Hui da! Betet! Du hast den Witz davon. Die rohen Kraftbrühen der Natur sind Ihro Gnaden zartem Ma-

kronen-Magen noch zu hart. — Er muss sie erst in der höllischen Pestilenzküche der Belletristen künstlich aufkochen lassen. In's Feuer mit dem Quark! Da saugt mir das Mädel — weiss Gott, was für? — überhimmlische Alfanzereien ein, das läuft dann wie spanische Mücken in's Blut, und wirft mir die Handvoll Christenthum noch gar aus einander, die der Vater mit knapper Noth so so noch zusammen hielt. In's Feuer, sag' ich! Das Mädel setzt sich alles Teufels-Gezeug in den Kopf; über all' dem Herumschwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zuletzt seine Heimath nicht mehr, vergisst, schämt sich, dass sein Vater Miller der Geiger ist, und verschlägt mir am End' einen wackern ehrbaren Schwiegersohn, der sich so warm in meine Kundschaft hineingesetzt hätte — — Nein! Gott verdamme mich! (*Er springt auf, hitzig.*) Gleich muss die Pastete auf den Herd, und dem Major — ja ja, dem Major will ich weisen, wo Meister Zimmermann das Loch gemacht hat.

(Er will fort.)

FRAU.

Sey artig, Miller! Wie manchen schönen Groschen haben uns nur die Präsenter — —

MILLER kommt zurück, und bleibt vor ihr stehen.

Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Satan, infame Kupplerinn! — Eh' will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen und das Konzert um was Warmes geben — eh' will ich mein Violoncello zerschlagen, und Mist im Sonanzboden führen, eh' ich mir's schmecken lasse von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel' und Seligkeit abverdient. — Stell den vermaledeyten Kaffee ein, und das Tobackschnupfen, so brauchst du deiner Tochter Gesicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab' mich satt gefressen, und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh' so ein vertrackter Tausendsasa in meine Stube geschmeckt hat.

FRAU.

Nur nicht gleich mit der Thür in's Haus. Wie du doch den Augenblick in Feuer und Flammen stehst! Ich sprech' ja nur, man müss' den Herrn Major nicht disguschthüren, weil Sie des Präsidenten Sohn sind.

MILLER.

Da liegt der Haas' im Pfeffer. Darum, just eben darum, muss die Sach' noch heut' auseinander! Der Präsident muss es mir Dank wissen, wenn er ein rechtschaffener Vater ist. Du wirst mir meinen rothen plüschenen Rock ausbürsten, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden lassen. Ich werde sprechen zu Seiner Excellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter ist zu schlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure ist meine Tochter zu kostbar, und damit basta! — Ich heisse *Miller*.

ZWEITE SCENE.

SEKRETÄR WURM. DIE VORIGEN.

FRAU.

Ach! guten Morgen, Herr Sekertare! Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

WURM.

Meinerseits, meinerseits, Frau Base! Wo eine Kavaliersgnade einspricht, kommt mein bürgerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

FRAU.

Was Sie nicht sagen, Herr Sekertare! Des Herrn Majors von Walter hohe Gnade machen uns wohl je und je das Bläsier; doch verachten wir darum Niemand.

MILLER verdriesslich.

Dem Herrn einen Sessel, Frau! Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

WURM legt Hut und Stock weg, setzt sich.

Nun! Nun! und wie befinden sich denn meine Zukünftige — oder Gewesene? — Ich will doch nicht hoffen — kriegt man sie nicht zu sehen — Mamsell Louisen?

FRAU.

Danken der Nachfrage, Herr Sekertare! Aber meine Tochter ist doch gar nicht hochmüthig.

MILLER ärgerlich, stösst sie mit dem Ellenbogen.

Weib!

FRAU.

Bedauern's nur, dass sie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekertare. Sie ist eben in die Mess, meine Tochter.

WURM.

Das freut mich! freut mich! Ich werd' einmal eine fromme christliche Frau an ihr haben!

FRAU lächelt dumm-vornehm.

Ja — aber Herr Sekertare —

MILLER in sichtbarer Verlegenheit, kneipt sie in die Ohren.

Weib!

FRAU.

Wenn Ihnen unser Haus sonst irgendwo dienen kann — mit allem Vergnügen, Herr Sekertare —

WURM macht falsche Augen.

Sonst irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank! — Hem! hem! hem!

FRAU.

Aber — wie der Herr Sekertare selber die Einsicht werden haben —

MILLER voll Zorn seine Frau vor den Hintern stossend.

Weib!

FRAU.

Gut ist gut, und besser ist besser, und einem einzigen Kinde mag man doch auch nicht vor seinem Glück seyn. (*Bäurischstolz.*) Sie werden mich ja doch wohl merken, Herr Sekertare?

WURM rückt unruhig im Sessel, kratzt hinter den Ohren, und zupft an Manschetten und Chapeau.

Merken? nicht doch — O ja — Wie meinen Sie denn?

FRAU.

Nu — Nu — ich dächte nur — ich meine — (*Hustet.*) Weil eben halt der liebe Gott meine Tochter baardu zur gnädigen Madam will haben —

WURM fährt vom Stuhl.

Was sagen Sie da? Was?

MILLER.

Bleiben sitzen! Bleiben sitzen, Herr Sekretarius! Das Weib ist eine alberne Gans! Wo soll eine gnädige Madam herkommen? Was für ein Esel streckt sein Langohr aus diesem Geschwätze?

FRAU.

Schmäl du, so lang du willst. Was ich weiss, weiss ich — und was der Herr Major gesagt hat, das hat er gesagt.

MILLER aufgebracht, springt nach der Geige.

Willst du dein Maul halten? Willst das Violoncell am Hirnkasten wissen? — Was kannst du wissen? Was kann er gesagt haben? — Kehren sich an das Geklatsch nicht, Herr Vetter! — Marsch du in deine Küche! — Werden mich doch nicht für des Dummkopfs leiblichen Schwager halten, das ich obenaus wolle mit dem Mädel? Werden doch das nicht von mir denken, Herr Sekretarius?

WURM.

Auch hab' ich es nicht um Sie verdient, Herr Musikmeister! Sie haben mich jederzeit den Mann von

Wort sehen lassen, und meine Ansprüche auf Ihre Tochter waren so gut, als unterschrieben. Ich habe ein Amt, das seinen guten Haushälter nähren kann; der Präsident ist mir gewogen; an Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mich höher pouffiren will. Sie sehen, dass meine Absichten auf Mamsell Louisen ernsthaft sind, wenn Sie vieilleicht von einem adelichen Windbeutel herumgeholt — —

FRAU.

Herr Sekertare Wurm! mehr Respekt, wenn man bitten darf —

MILLER.

Halt du dein Maul, sag' ich — Lassen Sie es gut seyn, Herr Vetter! Es bleibt beim Alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbst zum Bescheid gab, bring' ich heut' wieder. Ich zwinge meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wohl und gut, so mag sie zusehen, wie sie glücklich mit Ihnen wird. Schüttelt sie den Kopf — noch besser — — in Gottes Namen, wollt' ich sagen — so stecken Sie den Korb ein, und trinken eine Bouteille mit dem Vater. — Das Mädel, muss mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum soll ich ihr einen Mann, den sie nicht schmecken kann, aus purem klarem Eigensinn an den Hals werfen? — dass mich der böse Feind in meinen eisgrauen Tagen noch wie sein Wildpret herumhetze — dass ich's in jedem Glas Wein zu saufen — in jeder Suppe zu fressen kriegte: Du bist der Spitzbube, der sein Kind ruinirt hat.

FRAU.

Und kurz und gut — ich geb' meinen Konsenz absolut nicht; meine Tochter ist zu was Hohem gemünzt, und ich lauf' in die Gerichte, wenn mein Mann sich beschwatzen lässt.

MILLER.

Willst du Arm und Bein entzwei haben, Wettermaul?

WURM *zu Millern.*

Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

MILLER.

Dass dich alle Hagel! 's Mädel muss Sie kennen. Was ich alter Knasterbart an Ihnen abkucke, ist just kein Fressen für's junge naschhafte Mädel. Ich will Ihnen auf's Haar hin sagen, ob Sie ein Mann für's Orchester sind — aber eine Weiberseel' ist auch für einen Kapellmeister zu spitzig. — Und dann von der Brust weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper gerader deutscher Kerl — für meinen Rath werden Sie sich zuletzt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu keinem — aber Sie missrath' ich meiner Tochter, Herr Sekretarius! Lassen mich ausreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hülfe ruft, trau' ich — erlauben Sie, — keine hohle Haselnuss zu. Ist er was, so wird er sich schämen, seine Talente durch diesen altmodischen Kanal vor seine Liebste zu bringen — Hat er's Kourage nicht, so ist er ein Hasenfuss, und für den sind keine Louisen gewachsen — — Da! hinter dem Rücken des Vaters muss er sein Gewerb an die Tochter bestellen. Machen muss er, dass das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren lässt, — oder selber kommt, dem Vater zu Füssen sich wirft, und sich um Gotteswillen den schwarzen gelben Tod, oder den Herzeinzigen ausbittet. — Das nenn' ich einen Kerl! das heisst lieben! und wer's bei dem Weibsvolk nicht so weit bringt, der soll — — auf seinem Gänsekiel reiten.

WURM *greift nach Hut und Stock, und zum Zimmer hinaus.*

Obligation, Herr Miller!

MILLER *geht ihm langsam nach.*

Für was? Für was? Haben Sie ja doch nichts genossen, Herr Sekretarius! (*Zurückkommend.*) Nichts hört er, und hin zieht er — — Ist mir's doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchser zu Gesichte kriege. Ein konfiszirter widriger Kerl, als hätt' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeschachert. — Die kleinen tückischen Mausaugen, — die Haare brandroth, — das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur vor purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefasst, und in irgend eine Ecke geworfen hätte — Nein! Eh' ich meine Tochter an so einen Schuft wegwerfe, lieber soll sie mir — Gott verzeih' mir's —

FRAU *spuckt aus, giftig.*

Der Hund! — aber man wird dir's Maul sauber halten!

MILLER.

Du aber auch mit deinem pestilenzialischen Junker! — Hast mich vorhin auch so in Harnisch gebracht. — Bist doch nie dummer, als wenn du um Gotteswillen gescheid seyn solltest. Was hat das Geträtsch von einer gnädigen Madam und deiner Tochter da vorstellen sollen? Das ist mir der Alte! Dem muss man so was an die Nase heften, wenn's morgen am Marktbrunnen ausgeschellt seyn soll. Das ist just so ein Musje, wie sie in der Leute Häusern herum riechen, über Keller und Koch raisonniren, und springt einem ein nasenweises Wort über's Maul — Bumbs! haben's Fürst und Mätress' und Präsident, und du hast das siedende Donnerwetter am Halse.

DRITTE SCENE.

LOUISE MILLER *kommt, ein Buch in der Hand.*
VORIGE.

LOUISE *legt das Buch nieder, geht zu Millern und drückt ihm die Hand.*

Guten Morgen, lieber Vater!

MILLER *warm.*

Brav, meine Louise! — Freut mich — dass du so fleissig an deinen Schöpfer denkst. Bleib' immer so, und sein Arm wird dich halten.

LOUISE.

O! ich bin eine schwere Sünderinn, Vater! — War er da, Mutter?

FRAU.

Wer, mein Kind?

LOUISE.

Ach! ich vergass, dass es noch ausser ihm Menschen giebt — Mein Kopf ist so wüste — Er war nicht da? Walter?

MILLER *traurig und ernsthaft.*

Ich dächte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen?

LOUISE *nachdem sie ihn eine Zeitlang starr angesehen.*

Ich versteh' Ihn, Vater — fühle das Messer, das Er in mein Gewissen stösst; aber es kommt zu spät. — Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reissen an meiner Seele, und ich fürchte — ich fürchte — (*nach einer Pause.*) Doch nein, guter Vater! Wenn wir ihn über dem Gemählde vernachlässigen, findet sich ja der Künstler am feinsten gelobt. — Wenn meine Freude über sein Meisterstück mich ihn selbst übersehen macht, Vater, muss das Gott nicht ergötzen?

MILLER *wirft sich unmuthig auf den Stuhl.*

Da haben wir's! Das ist die Frucht von dem gottlosen Lesen!

LOUISE *tritt unruhig an ein Fenster.*

Wo er wohl jetzt ist? — Die vornehmen Fräulein,

die ihn sehen — ihn hören — — ich bin ein schlechtes vergessenes Mädchen (*erschrickt an dem Wort und stürzt ihrem Vater zu*). Doch nein, nein! verzeih' Er mir. Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn denken — das kostet ja nichts. Dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn die Mücke in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?

MILLER beugt sich gerührt an die Lehne des Stuhls und bedeckt das Gesicht.

Höre, Louise — das Bissel Bodensatz meiner Jahre, ich gäb' es hin, hättest du den Major nie gesehen.

LOUISE erschrocken.

Was sagt Er da? Was? — Nein! er meint es anders, der gute Vater. Er wird nicht wissen, dass Ferdinand mein ist, mir geschaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden. (*Sie steht nachdenkend.*) Als ich ihn das erstemal sah — (*rascher*) und mir das Blut in die Wangen stieg, froher jagten alle Pulse; jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: Er ist's! — und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte: Er ist's! — und wie das wiederklang durch die ganze mitfreuende Welt! Damals — o damals ging in meiner Seele der erste Morgen auf. Tausend junge Gefühle schossen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenn's Frühling wird. Ich sah keine Welt mehr, und doch besinn' ich mich, dass sie niemals so schön war. Ich wusste von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie so geliebt.

MILLER eilt auf sie zu, drückt sie wider seine Brust.

Louise — theures — herrliches Kind — Nimm meinen alten mürben Kopf — nimm Alles — Alles! — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben.

(Er geht ab.)

LOUISE.

Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieser karge Thautropfe Zeit — schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf. Ich entsag' ihm für dieses Leben. Dann, Mutter, — dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einstürzen — wenn von uns abspringen all' die verhassten Hülsen des Standes — Menschen nur Menschen sind — ich bringe nichts mit mir, als meine Unschuld, aber der Vater hat ja so oft gesagt, dass der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich seyn. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und schöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm seyn, Mutter! — Was hätte er dann noch vor seinem Mädchen voraus?

FRAU fährt in die Höhe.

Louise! der Major! Er springt über die Planke! Wo verberg' ich mich?

LOUISE fängt an zu zittern.

Bleib' Sie doch, Mutter!

FRAU.

Mein Gott! Wie seh' ich aus; ich muss mich ja schämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden so sehen lassen!

(Ab.)

VIERTE SCENE.

FERDINAND VON WALTER. LOUISE. *Er fliegt auf sie zu — sie sinkt entfärbt und matt auf einen Sessel — er bleibt vor ihr stehen — sie sehen sich eine Zeitlang stillschweigend an. Pause.*

FERDINAND.

Du bist blass, Louise?

LOUISE steht auf und fällt ihm um den Hals.

Es ist nichts! nichts! Du bist ja da. Es ist vorüber!

FERDINAND ihre Hand nehmend und zum Munde führend.

Und liebt mich meine Louise noch? Mein Herz ist das gestrige, ist's auch das deine noch? Ich fliege nur her, will sehen, ob du heiter bist, und gehn und es auch seyn — Du bist's nicht!

LOUISE.

Doch, doch, mein Geliebter!

FERDINAND.

Rede mir Wahrheit! Du bist's nicht! Ich schaue durch deine Seele, wie durch das klare Wasser dieses Brillanten (*zeigt auf seinen Ring*). Hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dies Angesicht, der mir entwischte! Was hast du? Geschwind! Weiss ich nur diesen Spiegel helle, so läuft keine Wolke über die Welt! Was bekümmert dich?

LOUISE sieht ihn eine Weile stumm und bedeutend an, dann mit Wehmuth.

Ferdinand! Dass du doch wüsstest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich ausnimmt. —

FERDINAND.

Was ist das? (*Befremdet.*) Mädchen! Höre! Wie kommst du auf das? — Du bist meine Louise! Wer sagt dir, dass du noch etwas seyn solltest? Siehst du, Falsche! auf welchen Kaltsinn ich dir begegnen muss. Wärest du ganz nur Liebe für mich, wann hättest du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und du hast noch eine Klugheit neben deiner Liebe? — Schäme dich! Jeder Augenblick, den du an diesen Kummer verlorst, war deinem Jüngling gestohlen.

LOUISE fasst seine Hand, indem sie den Kopf schüttelt.

Du willst mich einschläfern, Ferdinand — willst meine Augen von diesem Abgrund hinweglocken, in den ich ganz gewiss stürzen muss. — Ich seh' in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein Nichts. (*Erschrickt, und lässt plötzlich seine Hand fahren.*) Ferdinand! Ein Dolch über dir und mir! Man trennt uns!

FERDINAND.

Trennt uns! (*Er springt auf.*) Woher bringst du diese Ahnung, Louise? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweier Herzen lösen, oder die Töne eines Accords auseinander reissen? — Ich bin ein Edelmann — Lass doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist, als der Riss zum unendlichen Weltall! oder mein Wappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Louisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann! — Ich bin des Präsidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche versüssen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

LOUISE.

O wie sehr fürcht' ich ihn — diesen Vater! —

FERDINAND.

Ich fürchte nichts — nichts — als die Grenzen

deiner Liebe! Lass auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen und drüber hin in Louise'ns Arme fliegen! Die Stürme des widrigen Schicksals sollen meine Empfindung empor blasen, *Gefahren* werden meine Louise nur reizender machen. — Also nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich selbst — ich will über dir wachen, wie der Zauberdrache über unterirdischem Golde — *Mir* vertraue dich! Du brauchst keinen Engel mehr — Ich will mich zwischen dich und das Schicksal werfen — empfangen für dich jede Wunde — auffassen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schale der Liebe. (*Sie zärtlich umfassend.*) An diesem Arm soll meine Louise durch's Leben hüpfen; schöner, als er dich von sich liess, soll der Himmel dich wieder haben, und mit Verwunderung eingestehn, dass nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legt. —

LOUISE drückt ihn von sich, in grosser Bewegung.

Nichts mehr! Ich bitte dich, schweig! — Wüsstest du — Lass mich — du weisst nicht, dass deine Hoffnungen mein Herz wie Furien anfallen!

(Will fort.)

FERDINAND hält sie auf.

Louise? Wie! Was! Welche Anwandlung?

LOUISE.

Ich hatte diese Träume *vergessen* und war glücklich — Jetzt! Jetzt! von *heute* an — der Friede meines Lebens ist aus — Wilde Wünsche — ich weiss es — werden in meinem Busen rasen. — Geh — Gott vergebe dir's! — Du hast den Feuerbrand in mein junges friedsames Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer gelöscht werden.

(Sie stürzt hinaus. Er folgt ihr sprachlos nach.)

FÜNFTE SCENE.

Saal beim Präsidenten.

DER PRÄSIDENT, *ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und* SEKRETÄR WURM *treten auf.*

PRÄSIDENT.

Ein ernsthaftes Attachement! Mein Sohn? — Nein, Wurm, das macht Er mich nimmermehr glauben!

WURM.

Ihre Exzellenz haben die Gnade, mir den Beweis zu befehlen.

PRÄSIDENT.

Dass er der Bürgerkanaille den Hof macht — Flattereien sagt — auch meinetwegen Empfindungen vorplaudert — das sind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Musikanten, sagt Er?

WURM.

Musikmeister Millers Tochter.

PRÄSIDENT.

Hübsch? — Zwar das versteht sich.

WURM lebhaft.

Das schönste Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel gesagt, neben den ersten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

PRÄSIDENT lacht.

Er sagt mir, Wurm — Er habe ein Aug' auf das Ding — das find' ich. Aber sieht Er, mein lieber Wurm — dass mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, dass ihn die Damen nicht hassen werden. Er kann bei Hof etwas durchsetzen. Das Mädchen ist *schön*, sagt Er, das gefällt mir an meinem Sohn, dass er *Geschmack* hat. Spiegelt er der Närrinn solide Absichten vor — Noch besser — so seh' ich, dass er *Witz* genug hat, in seinen Beutel zu lügen. Er kann *Präsident* werden. Setzt er es noch dazu durch! Herrlich! Das zeigt mir an, dass er *Glück* hat. — Schliesst sich die Farce mit einem gesunden Enkel — Unvergleichlich! So trink' ich auf die guten Aspekten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr, und bezahle die Skortations-Strafe für seine Dirne.

WURM.

Alles, was ich wünsche, Ihr' Exzellenz, ist, dass Sie nicht nöthig haben möchten, die Bouteille zu Ihrer *Zerstreuung* zu trinken.

PRÄSIDENT ernsthaft.

Wurm, besinn' Er sich, dass ich, wenn ich einmal glaube, hartnäckig glaube, rase, wenn ich zürne — Ich will einen Spass daraus machen, dass Er mich aufhetzen wollte. Dass Er sich seinen Nebenbuhler gern vom Hals geschafft hätte, glaub' ich Ihm herzlich gern. Da Er meinen Sohn bei dem *Mädchen* auszustechen Mühe haben möchte, soll Ihm der Vater zur Fliegenklatsche dienen, das find' ich wieder begreiflich — und dass Er einen so herrlichen Ansatz zum Schelmen hat, entzückt mich sogar — Nur, mein lieber Wurm, muss Er mich nicht prellen wollen. — Nur, versteht Er mich, muss Er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundsätze treiben!

WURM.

Ihro Exzellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eifersucht hier im Spiel seyn sollte, so wäre sie es wenigstens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

PRÄSIDENT.

Und ich dächte, sie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verschlägt es denn Ihm, ob Er die Karolins frisch aus der Münze, oder vom Banquier bekommt. Tröst' Er sich mit dem hiesigen Adel; — wissentlich oder nicht — bei uns wird selten eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann.

WURM verbeugt sich.

Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr!

PRÄSIDENT.

Ueberdies kann Er mit Nächstem die Freude haben, seinem Nebenbuhler den Spott auf die schönste Art heimzugeben. Eben jetzt liegt der Anschlag im Kabinett, dass, auf Ankunft der neuen Herzoginn, Lady Milford zum Schein den Abschied erhalten, und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen soll. Er weiss, Wurm, wie sehr sich mein Ansehen auf den Einfluss der Lady stützt — wie überhaupt meine mächtigsten Springfedern in die Wallungen des Fürsten hineinspielen. Der Herzog sucht eine Partie für die Milford. Ein anderer kann sich melden — den Kauf schliessen, mit der Dame das Vertrauen des Fürsten an sich reissen, sich ihm unentbehrlich machen — Damit nun der Fürst im Netz meiner Familie bleibe, soll mein Ferdinand die Milford heirathen — Ist ihm das helle?

WURM.

Dass mich die Augen beissen — — Wenigstens bewies der *Präsident* hier, dass der *Vater* nur ein *Anfänger* gegen ihn ist. Wenn der Major Ihnen eben so den *gehorsamen Sohn* zeigt, als Sie ihm den *zärtlichen*

Vater, so dürfte Ihre Aufforderung mit Protest zurückkommen.

PRÄSIDENT.

Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfes bang, wo ich mich mit einem : *Es soll so seyn!* einstellen konnte. — Aber seh' Er nun, Wurm, das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet. Ich kündige meinem Sohn noch diesen Vormittag seine Vermählung an. Das Gesicht, das er mir zeigen wird, soll seinen Argwohn entweder rechtfertigen, oder ganz widerlegen.

WURM.

Gnädiger Herr, ich bitte sehr um Vergebung! Das finstere Gesicht, das er Ihnen ganz zuverlässig zeigt, lässt sich eben so gut auf die Rechnung der Braut schreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich ersuche Sie um eine schärfere Probe! Wählen Sie ihm die untadelhafteste Partie im Land, und sagt er ja, so lassen Sie den Sekretär Wurm drei Jahre Kugeln schleifen.

PRÄSIDENT beisst in die Lippen.

Teufel!

WURM.

Es ist nicht anders! Die Mutter — die Dummheit selbst — hat mir in der Einfalt zu viel geplaudert.

PRÄSIDENT geht auf und nieder, presst seinen Zorn zurück.

Gut! diesen Morgen noch.

WURM.

Nur vergessen Ewr. Exzellenz nicht, dass der Major — der Sohn meines Herrn ist!

PRÄSIDENT.

Er soll geschont werden, Wurm!

WURM.

Und dass der Dienst, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

PRÄSIDENT.

Den Gegendienst werth ist, Ihm zu einer Frau zu helfen? Auch das, Wurm!

WURM bückt sich vergnügt.

Ewig der Ihrige, gnädiger Herr!

(Er will gehen.)

PRÄSIDENT.

Was ich Ihm vorhin vertrauet habe, Wurm! (*drohend.*) Wenn Er plaudert —

WURM lacht.

So zeigen Ihre Exzellenz meine falschen Handschriften auf!

(Er geht ab.)

PRÄSIDENT.

Zwar du bist mir gewiss! Ich halte dich an deiner eigenen Schurkerei, wie den Schröter am Faden!

EIN KAMMERDIENER tritt herein.

Hofmarschall von Kalb —

PRÄSIDENT.

Kommt, wie gerufen! — Er soll mir angenehm seyn.

(Kammerdiener geht ab.)

SECHSTE SCENE.

HOFMARSCHALL VON KALB, *in einem reichen, aber geschmacklosen Hofkleide, mit Kammerherrnschlüssel, zwei Uhren und einem Degen, Chapeaubas und frisiert a la Herisson. Er fliegt mit grossem Geräusch auf den Präsidenten zu, und breitet einen Bisamgeruch über das ganze Parterre.* PRÄSIDENT.

HOFMARSCHALL ihn umarmend.

Ah! guten Morgen, mein Bester! Wie geruht? Wie geschlafen? — Sie verzeihen doch, dass ich so spät das Vergnügen habe — dringende Geschäfte — der Küchenzettel — Visitenbillets — das Arrangement der Partieen auf die heutige Schlittenfahrt — Ah — und dann musst' ich ja auch bei dem *Lever* zugegen seyn, und Seiner Durchlaucht das Wetter verkündigen.

PRÄSIDENT.

Ja, Marschall, da haben Sie freilich nicht abkommen können!

HOFMARSCHALL.

Oben darein hat mich der Schelm von Schneider noch sitzen lassen.

PRÄSIDENT.

Und doch fix und fertig?

HOFMARSCHALL.

Das ist noch nicht Alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

PRÄSIDENT zerstreut.

Ist das möglich?

HOFMARSCHALL.

Hören Sie nur! Ich steige kaum aus dem Wagen, so werden die Hengste scheu, stampfen und schlagen aus, dass mir — ich bitte Sie! — der Gassenkoth über und über an die Beinkleider spritzt. Was anzufangen? Setzen Sie sich um Gotteswillen in meine Lage, Baron! Da stand ich! Spät war es! Eine Tagreise ist es — und in dem Aufzug vor Seine Durchlaucht — Gott der Gerechte! Was fällt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutsche! Ich in voller Carriere nach Haus — wechsle die Kleider — fahre zurück — Was sagen Sie? — und bin noch der Erste in der *Antichambre* — Was denken Sie?

PRÄSIDENT.

Ein herrliches Impromtu des menschlichen Witzes — Doch das beiseite, Kalb — Sie sprachen also schon mit dem Herzog?

HOFMARSCHALL wichtig.

Zwanzig Minuten und eine halbe.

PRÄSIDENT.

Das gesteh' ich! — und wissen mir also ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

HOFMARSCHALL ernsthaft nach einigem Stillschweigen.

Seine Durchlaucht haben heute einen Merde d'Oye-Biber an.

PRASIDENT.

Man denke! — Nein, Marschall, so habe ich doch eine bessere Zeitung für Sie — dass Lady Milford Majorinn von Walter wird, ist Ihnen gewiss etwas Neues?

HOFMARSCHALL.

Denken Sie! und das ist schon richtig gemacht?

PRÄSIDENT.

Unterschrieben, Marschall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufschub dahin gehen, die Lady auf seinen Besuch präpariren und den Entschluss meines Ferdinands in der ganzen Residenz bekannt machen.

HOFMARSCHALL entzückt.

O mit tausend Freuden, mein Bester! — Was kann mir erwünschter kommen? Ich fliege sogleich — (*umarmt ihn*). Leben Sie wohl — in Dreiviertelstunden weiss es die ganze Stadt.

(Hüpft hinaus.)

PRÄSIDENT lacht dem Marschall nach.

Man sage noch, dass diese Geschöpfe in der Welt zu nichts taugen — — Nun muss ja mein Ferdinand wollen, oder die ganze Stadt hat gelogen. (*Klingelt — Wurm kommt.*) Mein Sohn soll hereinkommen!

(Wurm geht ab, der Präsident auf und nieder, gedankenvoll.)

SIEBENTE SCENE.

FERDINAND. PRÄSIDENT. WURM, *welcher gleich abgeht.*

FERDINAND.

Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater —

PRÄSIDENT.

Leider muss ich das, wenn ich meines Sohnes einmal froh werden will! — Lass Er uns allein, Wurm! — Ferdinand, ich beobachte dich schon eine Zeitlang, und finde die offene rasche Jugend nicht mehr, die mich sonst so entzückt hat! Ein seltsamer Gram brütet auf deinem Gesichte. Du fliehst mich — Du fliehst deine Zirkel — Pfui! — *Deinen* Jahren verzeiht man zehn Ausschweifungen vor einer einzigen Grille. Ueberlass diese mir, lieber Sohn! Mich lass an deinem Glück arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu spielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

FERDINAND.

Sie sind heute sehr gnädig, mein Vater.

PRÄSIDENT.

Heute, du Schalk — und dieses Heute noch mit der herben Grimasse? (*Ernsthaft.*) Ferdinand! — *Wem* zu Lieb hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten betreten? *Wem* zu Lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? — Höre, Ferdinand — Ich spreche mit meinem Sohne — *Wem* hab' ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht — eine Geschichte, die desto blutiger in mein Inwendiges schneidet, je sorgfältiger ich das Messer der Welt verberge. Höre! Sage mir, Ferdinand! *Wem* that ich dies alles?

FERDINAND tritt mit Schrecken zurück.

Doch mir nicht, mein Vater? Doch auf mich soll der blutige Widerschein dieses Frevels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! Es ist besser, gar nicht geboren seyn, als dieser Missethat zur Ausrede dienen!

PRÄSIDENT.

Was war das? Was? Doch! ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erhitzen! — Vorlauter Knabe, lohnst du mir *also* für meine schlaflosen Nächte? *Also* für meine rastlose Sorge? *Also* für den ewigen Skorpion meines Gewissens? Auf mich fällt die Last der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängst dein Glück von der zweiten Hand — Das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

FERDINAND streckt die rechte Hand gen Himmel.

Feierlich entsag' ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abscheulichen Vater erinnert!

PRÄSIDENT.

Höre, junger Mensch, bringe mich nicht auf! — Wenn es nach deinem Kopfe ginge, du kröchest dein Lebenlang im Staube!

FERDINAND.

O, immer noch besser, Vater, als ich kröch' um den Thron herum.

PRÄSIDENT verbeisst seinen Zorn.

Hum! Zwingen muss man dich, dein Glück zu erkennen! Wo zehn Andre mit aller Anstrengung nicht hinaufklimmen, wirst du spielend, im Schlafe gehoben. Du bist im zwölften Jahre Fähdrich! Im zwanzigsten Major! Ich hab' es durchgesetzt beim Fürsten. Du wirst die Uniform ausziehen, und in das Ministerium eintreten. Der Fürst sprach vom Geheimenrath — Gesandschaften! — ausserordentlichen Gnaden! Eine herrliche Aussicht dehnt sich vor dir! — Die ebene Strasse zunächst nach dem Throne — zum Throne selbst, wenn anders die Gewalt so viel werth ist, als ihre Zeichen — das begeistert dich nicht?

FERDINAND.

Weil meine Begriffe von Grösse und Glück nicht ganz die Ihrigen sind — Ihre Glückseligkeit macht sich nur selten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, worin diese gepriesenen Glücklichen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen, und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück! In meinem *Herzen* liegen alle meine Wünsche begraben! —

PRÄSIDENT.

Meisterhaft! Unverbesserlich! Herrlich! Nach dreissig Jahren die erste Vorlesung wieder! — Schade nur, dass mein funfzigjähriger Kopf zu zäh für das Lernen ist! — Doch — dies seltene Talent nicht einrosten zu lassen, will ich dir Jemand an die Seite geben, bei dem du dich in dieser buntscheckigen Tollheit nach Wunsch exerziren kannst. — Du wirst dich entschliessen — noch heute entschliessen — eine Frau zu nehmen.

FERDINAND tritt bestürzt zurück.

Mein Vater!

PRÄSIDENT.

Ohne Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Karte geschickt. Du wirst dich ohne Aufschub bequemen, dahin zu gehen, und ihr zu sagen, dass du ihr Bräutigam bist!

FERDINAND.

Der Milford, mein Vater?

PRÄSIDENT.

Wenn sie dir bekannt ist! —

FERDINAND ausser Fassung.

Welcher Schandsäule im Herzogthum ist sie das nicht! — Aber ich bin wohl lächerlich, lieber Vater, dass ich Ihre Laune für Ernst aufnehme? Würden Sie *Vater* zu dem *Schurken Sohn* seyn wollen, der eine privilegirte Buhlerinn heirathete?

PRÄSIDENT.

Noch mehr! Ich würde selbst um sie werben, wenn sie einen Funfziger möchte. — Würdest du zu dem *Schurken Vater* nicht *Sohn* seyn wollen?

FERDINAND.

Nein! So wahr Gott lebt!

PRÄSIDENT.

Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

FERDINAND.

Ich bitte Sie, Vater! Lassen Sie mich nicht länger in einer Vermuthung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

PRÄSIDENT.

Junge, bist du toll? Welcher Mensch von Vernunft würde nicht nach der Distinktion geizen, mit seinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechseln?

FERDINAND.

Sie werden mir zum Räthsel, mein Vater! *Distinktion* nennen Sie es — *Distinktion*, da mit dem Fürsten zu theilen, wo er auch unter den *Menschen* hinunterkriecht? (*Präsident schlägt ein Gelächter auf.*) Sie können lachen — und ich will über das hinweggehen, Vater! Mit welchem Gesicht soll ich vor den schlechtesten Handwerker treten, der mit seiner Frau

wenigstens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? Mit welchem Gesicht vor die Welt? Vor den Fürsten? Mit welchem vor die Buhlerinn selbst, die den Brandflecken ihrer Ehre in meiner Schande auswaschen würde?

PRÄSIDENT.

Wo in aller Welt bringst du das Maul her, Junge?

FERDINAND.

Ich beschwöre Sie bei Himmel und Erde, Vater! Sie können durch diese Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes so glücklich nicht werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie steigen machen kann. Mein Leben hab' ich von Ihnen; ich werde keinen Augenblick anstehen, es ganz Ihrer Grösse zu opfern! — Meine *Ehre*, Vater, — wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstück, mir das Leben zu geben, und ich muss den *Vater* wie den *Kuppler* verfluchen.

PRÄSIDENT freundlich, indem er ihm auf die Achsel klopft.

Brav, lieber Sohn! Jetzt seh' ich, dass du ein *ganzer* Kerl bist, und der besten Frau im Herzogthum würdig. — Sie soll dir werden — Noch diesen Mittag wirst du dich mit der Gräfinn von Ostheim verloben!

FERDINAND aufs neue betreten.

Ist diese Stunde bestimmt, mich ganz zu zerschmettern?

PRÄSIDENT einen lauernden Blick auf ihn werfend.

Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird.

FERDINAND.

Nein, mein Vater! Friederike von Ostheim könnte jeden Andern zum Glücklichsten machen! (*Für sich, in höchster Verwirrung.*) Was seine *Bosheit* an meinem Herzen noch ganz liess, zerreisst seine *Güte*.

PRÄSIDENT noch immer kein Auge von ihm wendend.

Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

FERDINAND stürzt auf ihn zu und küsst ihm feurig die Hand.

Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heissesten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl ist untadelhaft — aber — ich kann — ich darf — Bedauern Sie mich — ich kann die Gräfinn nicht lieben!

PRÄSIDENT tritt einen Schritt zurück.

Holla! Jetzt hab' ich den jungen Herrn! Also in diese Falle ging er, der listige Heuchler — Also es war nicht Ehre, die dir die Lady verbot. — Es war nicht die *Person*, sondern die *Heirath*, die du verabscheutest? — (*Ferdinand steht zuerst wie versteinert, dann fährt er auf und will fortrennen.*) Wohin? Halt! Ist das der Respekt, den du mir schuldig bist? (*Der Major kehrt zurück.*) Du bist der Lady gemeldet. Der Fürst hat mein Wort! Stadt und Hof wissen es richtig! — Wenn du mich zum Lügner machst, Junge — vor dem Fürsten — der Lady — der Stadt — dem Hofe mich zum Lügner machst — höre, Junge — oder wenn ich hinter *gewisse Historien komme!* — Halt, Holla! Was blās't so auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

FERDINAND schneeblass und zitternd.

Wie? Was? Es ist gewiss nichts, mein Vater?

PRÄSIDENT einen fürchterlichen Blick auf ihn heftend.

Und *wenn* es was ist — und wenn ich die Spur finden sollte, woher diese Widersetzlichkeit stammt? — — Ha, Junge! der blosse Verdacht schon bringt mich zum Rasen! Geh' den Augenblick! Die Wachtparade fängt an! Du wirst bei der Lady seyn, sobald die Parole gegeben ist! — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Lass doch sehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meistert! (*Er geht und kommt noch einmal wieder.*) Junge, ich sage dir, du wirst dort seyn, oder fliehe meinen Zorn!

(Er geht ab.)

FERDINAND erwacht aus einer dumpfen Betäubung.

Ist er weg? War das eines Vaters Stimme? — Ja! ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge sagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Nichtswürdige! und wenn du auch noch *dann* meine Hand verlangst — Im Angesicht des versammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands — Ich verwerfe dich — ein deutscher Jüngling!

(Er eilt hinaus.)

ZWEITER AKT.

Ein Saal im Palais der Lady Milford: zur rechten Hand steht ein Sopha, zur linken ein Flügel.

ERSTE SCENE.

LADY *in einem freien, aber reizenden Neglige, die Haare noch unfrisirt, sitzt vor dem Flügel und phantasirt;* SOPHIE, *die Kammerjungfer, kommt von dem Fenster.*

SOPHIE.

Die Offiziers gehen auseinander! Die Wachtparade ist aus — aber ich sehe noch keinen Walter!

LADY sehr unruhig, indem sie aufsteht und einen Gang durch den Saal macht.

Ich weiss nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie so gewesen — Also du sahst ihn gar nicht? — Freilich wohl — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrechen liegt es auf meiner Brust — Geh, Sophie — man soll mir den wildesten Renner herausführen, der im Marstall ist! Ich muss in's Freie — Menschen sehen und blauen Himmel, und mich leichter reiten um's Herz herum.

SOPHIE.

Wenn Sie sich unpässlich fühlen, Milady — berufen Sie Assemblee hier zusammen! Lassen Sie den Herzog hier Tafel halten, oder die l'Hombre Tische vor Ihren Sopha setzen! Mir sollte der Fürst und sein ganzer Hof zu Gebote stehn, und eine Grille im Kopfe surren!

LADY wirft sich in den Sopha.

Ich bitte, verschone mich! Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich sie mir vom Halse schaffen kann! Soll ich meine Zimmer mit diesem Volk tapezieren? — Das sind schlechte erbärmliche Menschen, die sich entsetzen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwischt, Mund und Nasen aufreissen, als sähen sie einen Geist — Sklaven eines einzigen Marionettendrahts, den ich leichter als mein Filet regiere! — Was fang' ich mit den Leuten an, deren Seelen so gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude dran finden, sie was zu fragen, wenn ich voraus weiss, was sie mir antworten werden? Oder Worte mit ihnen wechseln, wenn sie das Herz nicht haben, andrer Meinung als ich zu seyn? — Weg mit ihnen! Es ist verdriesslich, ein Ross zu reiten, das nicht auch in den Zügel beisst.

(Sie tritt zum Fenster.)

SOPHIE.

Aber den Fürsten werden Sie doch ausnehmen,

Lady? Den schönsten Mann — den feurigsten Liebhaber — den witzigsten Kopf in seinem ganzen Lande!

LADY kommt zurück.

Denn es ist *sein* Land — und nur ein Fürstenthum, Sophie, kann meinem Geschmack zur erträglichen Ausrede dienen — Du sagst, man beneide mich! Armes Ding! Beklagen soll man mich vielmehr! Unter Allen, die an den Brüsten der Majestät trinken, kommt die Favoritinn am schlechtesten weg, weil sie allein dem grossen und reichen Mann auf dem Bettelstabe begegnet — Wahr ist's, er kann mit dem Talismann seiner Grösse jeden Gelust meines Herzens, wie ein Feenschloss, aus der Erde rufen! — Er setzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradiese aus Wildnissen — lässt die Quellen seines Landes in stolzen Bogen gen Himmel springen, oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch seinem *Herzen* befehlen, gegen *ein grosses feuriges Herz gross* und *feurig* zu schlagen? Kann er sein darbendes Gehirn auf ein einziges schönes Gefühl exequiren? — Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne; und was helfen mich tausend bessre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löschen darf?

SOPHIE blickt sie verwundernd an.

Wie lang ist es denn aber, dass ich Ihnen diene, Milady?

LADY.

Weil du erst *heute* mit mir bekannt wirst? — Es ist wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürsten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth ist — über welches der giftige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel ging! Trau es mir zu, meine Liebe, dass ich es längst gegen diesen armseligen Fürsten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir einzuraümen!

SOPHIE.

Und dieses Herz unterwarf sich dem Ehrgeize so gern?

LADY lebhaft.

Als wenn es sich nicht schon gerächt hätte? — Nicht jetzt noch sich rächte? — Sophie! (*bedeutend, indem sie die Hand auf Sophiens Achsel fallen lässt.*) Wir Frauenzimmer können nur zwischen *Herrschen* und *Dienen* wählen, aber die höchste Wonne der *Gewalt* ist doch nur ein *elender* Behelf, wenn uns die *grössere* Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu seyn, den wir lieben!

SOPHIE.

Eine Wahrheit, Milady, die ich von Ihnen *zulezt* hören wollte!

LADY.

Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieser kindischen Führung des *Zepters* nicht an, dass wir nur für das *Gängelband* taugen? Sahst du es denn diesem launischen Flattersinne nicht an — diesen wilden Ergetzungen nicht an, dass sie nur wildere Wünsche in meiner Brust überlärmen sollten?

SOPHIE tritt erstaunt zurück.

Lady!

LADY lebhafter.

Befriedige diese! Gib mir den Mann, den ich jetzt denke — den ich anbete — sterben, Sophie, oder besitzen muss. (*Schmelzend.*) Lass mich aus seinem Mund es vernehmen, dass Thränen der Liebe schöner glänzen in unsern Augen, als die Brillanten in unserm Haar, (*feurig*) und ich werfe dem Fürsten sein Herz und sein Fürstenthum vor die Füsse, fliehe mit diesem Manne, fliehe in die entlegenste Wüste der Welt — —

SOPHIE blickt sie erschrocken an.

Himmel! Was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

LADY bestürzt.

Du entfärbst dich? — Hab' ich vielleicht etwas zu viel gesagt? — O lass mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre Alles —

SOPHIE schaut sich ängstlich um.

Ich fürchte, Milady — ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören!

LADY.

Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt stehen im Wahn, sie sey eine *Hof-Kabale* — Sophie — erröthe nicht — schäme dich meiner nicht — sie ist das Werk — *meiner Liebe!*

SOPHIE.

Bei Gott! Was mir ahnete!

LADY.

Sie liessen sich beschwatzen, Sophie—der schwache Fürst — der hofschlaue Walter — der alberne Marschall — Jeder von Ihnen wird darauf schwören, dass diese Heirath das unfehlbarste Mittel sey, mich dem Herzog zu retten, unser Band um so fester zu knüpfen! — Ja! es auf ewig zu trennen! auf ewig diese schändlichen Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! Von einem schwachen Weibe überlistet! — Ihr selbst führt mir jetzt meinen Geliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn—o dann auf immer gute Nacht, abscheuliche Herrlichkeit —

ZWEITE SCENE.

EIN ALTER KAMMERDIENER DES FURSTEN, *der ein Schmuckkästchen trägt.* DIE VORIGEN.

KAMMERDIENER.

Seine Durchlaucht, der Herzog, empfehlen Sich Milady zu Gnaden, und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen so eben erst aus Venedig!

LADY hat das Kästchen geöffnet, und fährt erschrocken zurück.

Mensch! was bezahlt der Herzog für diese Steine?

KAMMERDIENER mit finsterm Gesicht.

Sie kosten ihm keinen Heller!

LADY.

Was? Bist du rasend? *Nichts!* — und (*indem sie einen Schritt von ihm wegtritt*) du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest — *Nichts* kosten ihm diese unermesslich kostbaren Steine?

KAMMERDIENER.

Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles!

LADY setzt den Schmuck plötzlich nieder, und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener.

Mann! Was ist dir? Ich glaube, du weinst?

KAMMERDIENER wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd.

Edelsteine, wie *diese* da — ich habe auch ein paar Söhne darunter.

LADY wendet sich bebend weg, seine Hand fassend.

Doch keinen gezwungenen?

KAMMERDIENER lacht fürchterlich.

O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten

wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Front heraus, und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädigster Landesherr liess alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren, und die Maulaffen niederschiessen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: *Juchhe, nach Amerika!* —

LADY fällt mit Entsetzen in den Sopha.

Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und merkte nichts?

KAMMERDIENER.

Ja, gnädige Frau! — Warum musstet Ihr denn mit unserm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wüthende Mutter lief, ihr säugendes Kind an Bajonetten zu spiessen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben aus einander riss, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da standen, und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — Oh, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören —

LADY steht auf, heftig bewegt.

Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz! (*Sanfter zum Kammerdiener.*) Mässige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen!

KAMMERDIENER warm und voll.

Das weiss der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadtthor drehten sie sich um, und schrieen: « Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gerichte sind wir wieder da! » —

LADY mit starkem Schritt auf- und niedergehend.

Abscheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet die Thränen des Landes — Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf — Geh' du — Sag' deinem Herrn — Ich werd' ihm persönlich danken! (*Kammerdiener will gehen, sie wirft ihm ihre Goldbörse in den Hut.*) Und das nimm, weil du mir Wahrheit sagtest —

KAMMERDIENER wirft sie verächtlich auf den Tisch zurück.

Legt's zu dem Uebrigen!

(Er geht ab.)

LADY sieht ihm erstaunt nach.

Sophie, spring' ihm nach, frag' ihn um seinen Namen! Er soll seine Söhne wieder haben! (*Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pause. Zu Sophien, die wieder kommt.*) Ging nicht jüngst ein Gerücht, dass das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüstet, und bei vierhundert Familien an den Bettelstab gebracht habe?

(Sie klingelt.)

SOPHIE.

Wie kommen Sie auf das? Allerdings ist es so, und die mehresten dieser Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven, oder verderben in den Schachten der fürstlichen Silberbergwerke.

BEDIENTER kommt.

Was befehlen Milady?

LADY gibt ihm den Schmuck.

Dass das ohne Verzug in die Landschaft gebracht werde! — Man soll es sogleich zu Geld machen, befehl' ich, und den Gewinnst davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruinirt hat!

SOPHIE.

Milady, bedenken Sie, dass Sie die höchste Ungnade wagen!

LADY mit Grösse.

Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen? (*Sie winkt dem Bedienten, dieser geht.*) Oder willst du, dass ich unter der schrecklichen Last solcher Thränen zu Boden sinke? — Geh, Sophie — Es ist besser, falsche Juwelen im Haar, und das Bewusstseyn dieser That im Herzen zu haben!

SOPHIE.

Aber Juwelen, wie diese! Hätten Sie nicht Ihre schlechtern nehmen können? Nein, wahrlich, Milady! Es ist Ihnen nicht zu vergeben!

LADY.

Närrisches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblicke mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehn Könige in ihren Diademen getragen, und schönere —

BEDIENTER kommt zurück.

Major von Walter —

SOPHIE springt auf die Lady zu.

Gott! Sie verblassen —

LADY.

Der erste Mann, der mir Schrecken macht — Sophie — Ich sey unpässlich, Eduard! — Halt — Ist er aufgeräumt? Lacht er? Was spricht er? O, Sophie! Nicht wahr, ich sehe hässlich aus?

SOPHIE.

Ich bitte Sie, Lady! —

BEDIENTER.

Befehlen Sie, dass ich ihn abweise?

LADY stotternd.

Er soll mir willkommen seyn. (*Bedienter hinaus.*) Sprich, Sophie! — Was sag' ich ihm? Wie empfang' ich ihn? — Ich werde stumm seyn! — Er wird meiner Schwäche spotten — Er wird — o was ahnt mir — Du verlässest mich, Sophie? — Bleib! — Doch nein! Geh! — So bleib doch!

(Der Major kommt durch das Vorzimmer.)

SOPHIE.

Sammeln Sie sich! Er ist schon da!

DRITTE SCENE.

FERDINAND VON WALTER. DIE VORIGEN.

FERDINAND mit einer kurzen Verbeugung.

Wenn ich Sie worin unterbreche, gnädige Frau —

LADY unter merkbarem Herzklopfen.

In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

FERDINAND.

Ich komme auf Befehl meines Vaters —

LADY.

Ich bin seine Schuldnerinn.

FERDINAND.

Und soll Ihnen *melden,* dass wir uns heirathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

LADY entfärbt sich und zittert.

Nicht Ihres eigenen Herzens?

FERDINAND.

Minister und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

LADY mit einer Beängstigung, dass ihr die Worte versagen.

Und *Sie selbst* hätten sonst nichts beizusetzen?

FERDINAND mit einem Blick auf die Mamsell.

Noch sehr viel, Milady!

LADY gibt Sophien einen Wink, diese entfernt sich.

Darf ich Ihnen diesen Sopha anbieten?

FERDINAND.

Ich werde kurz seyn, Milady!

LADY.

Nun?

FERDINAND.

Ich bin ein Mann von Ehre!

LADY.

Den ich zu schätzen weiss!

FERDINAND.

Kavalier!

LADY.

Kein bessrer im Herzogthum!

FERDINAND.

Und Offizier!

LADY schmeichelhaft.

Sie berühren hier Vorzüge, die auch Andere mit Ihnen gemein haben! Warum verschweigen Sie grössere, worin *Sie einzig* sind?

FERDINAND frostig.

Hier brauch' ich sie nicht!

LADY mit immer steigender Angst.

Aber für was muss ich diesen Vorbericht nehmen?

FERDINAND langsam und mit Nachdruck.

Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Lust haben sollten, meine Hand zu erzwingen!

LADY auffahrend.

Was ist das, Herr Major?

FERDINAND gelassen.

Die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieses Degens!

LADY.

Diesen Degen gab Ihnen der Fürst.

FERDINAND.

Der Staat gab mir ihn, durch die Hand des Fürsten — Mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtausend!

LADY.

Der Name des Herzogs —

FERDINAND hitzig.

Kann der Herzog Gesetze der Menschheit verdrehen, oder Handlungen münzen, wie seine Dreier? — Er selbst ist nicht über die Ehre erhaben; aber er kann ihren Mund mit seinem Golde verstopfen! Er kann den Hermelin über seine Schande herwerfen! Ich bitte mir aus, davon nichts mehr, Milady — Es ist nicht mehr die Rede von weggeworfenen Aussichten und Ahnen — oder von dieser Degenquaste, oder von der Meinung der Welt! Ich bin bereit, dies alles mit Füssen zu treten, sobald Sie mich nur überzeugt haben werden, dass der *Preis* nicht *schlimmer* noch als das *Opfer* ist!

LADY schmerzhaft von ihm weggehend.

Herr Major! das hab' ich nicht verdient!

FERDINAND ergreift ihre Hand.

Vergeben Sie! Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umstand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zusammen führt, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimstes Gefühl nicht zurück zu halten! — — Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, dass eine Dame von so viel Schönheit und Geist—Eigenschaften, die ein Mann schätzen würde — sich an einen Fürsten sollte wegwerfen können, der nur das *Geschlecht* an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn sich diese Dame nicht *schämte*, vor einen Mann mit ihrem *Herzen* zu treten!

LADY schaut ihm gross in's Gesicht.

Reden Sie ganz aus!

FERDINAND.

Sie nennen sich eine *Brittinn!* Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, dass Sie eine Brittinn sind! Die freigeborne Tochter des freiesten Volks unter dem Himmel — das auch zu stolz ist, *fremder Tugend* zu räuchern, — kann sich nimmermehr an *fremdes Laster* verdingen! Es ist nicht möglich, dass Sie eine Brittinn sind, — oder das Herz dieser Brittinn muss um so viel *kleiner* seyn, als grösser und kühner Brittanniens Adern schlagen!

LADY.

Sind Sie zu Ende?

FERDINAND.

Man könnte antworten, es ist weibliche Eitelkeit — Leidenschaft — Temperament — Hang zum Vergnügen! Schon öfters überlebte Tugend die Ehre! Schon manche, die mit Schande in diese Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit sich ausgesöhnt, und das hässliche Handwerk durch einen schönen Gebrauch geadelt — — Aber woher denn jetzt diese ungeheure Pressung des Landes, die vorher nie so gewesen? — Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

LADY mit Sanftmuth und Hoheit.

Es ist das erstemal, Walter, dass solche Reden an mich gewagt werden, und Sie sind der einzige Mensch, dem ich darauf antworte — Dass Sie meine Hand verwerfen, darum schätz' ich Sie! Dass Sie mein Herz lästern, vergebe ich Ihnen! Dass es Ihr Ernst ist, glaube ich Ihnen nicht! Wer sich herausnimmt, Beleidigungen dieser Art einer Dame zu sagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muss dieser Dame eine *grosse Seele* zutrauen, oder — von Sinnen seyn. — Dass Sie den Ruin des Landes auf meine Brust wälzen, vergebe Ihnen Gott, der Allmächtige, der Sie und mich und den Fürsten einst gegeneinander stellt! — Aber Sie haben die Engländerinn in mir aufgefordert, und auf Vorwürfe dieser Art muss mein Vaterland Antwort haben!

FERDINAND auf seinen Degen gestützt.

Ich bin begierig!

LADY.

Hören Sie also, was ich, ausser Ihnen, noch Niemand vertraute, noch jemals einem Menschen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abentheurerinn, Walter, für die Sie mich halten! Ich könnte gross thun und sagen: Ich bin fürstlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolk's Geschlechte, der für die schottische Maria ein Opfer ward. — Mein Vater, des Königs oberster Kämmerer, wurde bezüchtigt, in verrätherischem Vernehmen mit Frankreich zu stehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt, und enthauptet. — Alle unsere Güter fielen der Krone zu! Wir selbst wurden des Landes verwiesen! Meine Mutter starb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutschland mit meiner Wärterinn — einem Kästchen Juwelen — und diesem Familienkreuz, das meine sterbende Mutter mit ihrem letzten Segen mir in den Busen steckte! (*Ferdinand wird nachdenkend, und heftet wärmere Blicke auf die Lady.*) Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländische Waise, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt, als ein Bischen Französisch — ein wenig Filet und den Flügel — desto besser verstand ich, auf Gold und Silber zu speisen, unter damastenen Decken zu schlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen zu machen, und die Schmeicheleien

der Grossen Ihres Geschlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren schon hingeweint. — Die letzte Schmucknadel flog dahin — Meine Wärterinn starb — und jetzt führte mein Schicksal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich spazierte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom, und fing eben an zu phantasiren, *ob dieses Wasser* oder *mein Leiden* das Tiefste wäre? —Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füssen, und schwur, dass er mich *liebe.* (*Sie hält in grossen Bewegungen inne, dann fährt sie fort mit weinender Stimme.*) Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführendem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab graute mich eine trostlose Zukunft an —Mein Herz brannte nach einem Herzen—Ich sank an das seinige. (*Von ihm wegstürzend.*) Jetzt verdammen Sie mich!

FERDINAND sehr bewegt, eilt ihr nach, und hält sie zurück.

Lady! o Himmel! Was hör' ich? Was that ich? — — Schrecklich enthüllt sich mein Frevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

LADY kommt zurück, und hat sich zu sammeln gesucht.

Hören Sie weiter! Der Fürst überraschte zwar meine wehrlose Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: Du eine geborne Fürstinn, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürsten Konkubine? — Stolz und Schicksal kämpften in meiner Brust, als der Fürst mich hieher brachte, und auf einmal die schaudernste Scene vor meinen Augen stand! — Die Wollust der Grossen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heisshunger Opfer sucht. — Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewüthet — hatte Braut und Bräutigam getrennt —hatte selbst der Ehen göttliches Band zerrissen — — hier das stille Glück einer Familie geschleift — dort ein junges unerfahrnes Herz der verheerenden Pest aufgeschlossen, und sterbende Schülerinnen schäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus — Ich stellte mich zwischen das Lamm und den Tiger, nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft, und diese abscheuliche Opferung musste aufhören.

FERDINAND rennt in der heftigsten Unruhe durch den Saal.

Nichts mehr, Milady! Nicht weiter!

LADY.

Die traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht! Hof und Serail wimmelten jetzt von Italiens Auswurf! Flatterhafte Pariserinnen tändelten mit dem furchtbaren Zepter, und das Volk blutete unter ihren Launen — Sie alle erlebten ihren Tag! Ich sah sie neben mir in den Staub sinken, denn ich war mehr Kokette, als sie alle! Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab, der wollüstig in meiner Umarmung erschlaffte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum erstenmal eine Menschenhand, und sank vertrauend an meinen Busen! (*Pause, worin sie ihn schmelzend ansieht.*) O dass der Mann, von dem ich allein nicht verkannt seyn möchte, mich jetzt zwingen muss, gross zu prahlen, und meine stille Tugend am Licht der Bewunderung zu versengen! — Walter, ich habe Kerker gesprengt — habe Todesurtheile zerrissen, und manche entsetzliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt! In unheilbare Wunden hab' ich doch wenigstens stillenden Balsam gegossen — mächtige Frevler in Staub gelegt, und die *verlorne* Sache der Unschuld oft noch mit einer buhlerischen Thräne gerettet — Ha, Jüngling! wie süss war mir das! Wie stolz konnte mein Herz jede Anklage meiner fürstlichen Geburt widerlegen! — Und jetzt kommt der Mann, der allein mir das alles belohnen sollte — der Mann, den mein erschöpftes Schicksal vielleicht zum Ersatz meiner vorigen Leiden schuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnsucht im Traume schon umfasste —

FERDINAND fällt ihr in's Wort, durch und durch erschüttert.

Zuviel! Zuviel! Das ist wider die Abrede, Lady! Sie sollten sich von Anklagen reinigen, und machen mich zu einem Verbrecher! Schonen Sie — ich beschwöre Sie — schonen Sie meines Herzens, das Beschämung und wüthende Reue zerreissen —

LADY hält seine Hand fest.

Jetzt oder nimmermehr! Lange genug hielt die Heldinn Stand — Das Gewicht dieser Thränen musst du noch fühlen. (*Im zärtlichsten Ton.*) Höre, Walter! wenn eine Unglückliche — unwiderstehlich, allmächtig an dich gezogen — sich an dich presst mit einem Busen voll glühender, unerschöpflicher Liebe — Walter! — und du jetzt noch das kalte Wort Ehre sprichst — wenn diese Unglückliche — niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Lasters überdrüssig — heldenmässig empor gehoben vom Rufe der Tugend — sich *so* — in deine Arme wirft (*sie umfasst ihn, beschwörend und feierlich*) — durch *dich gerettet* — durch *dich* dem Himmel wieder geschenkt seyn will, oder (*das Gesicht von ihm abgewandt, mit hohler bebender Stimme*) *deinem Bilde zu entfliehen*, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorsam, in noch abscheulichere Tiefen des Lasters wieder hinuntertaumelt —

FERDINAND sich von ihr losreissend, in der schrecklichsten Bedrängniss.

Nein, beim grossen Gott! ich kann das nicht aushalten — Lady, ich muss — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muss Ihnen ein Geständniss thun, Lady!

LADY von ihm wegfliehend.

Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei Allem, was heilig ist — in diesem entsetzlichen Augenblik nicht, wo mein zerrissenes Herz an tausend Dolchstichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören.

FERDINAND.

Doch, doch, beste Lady! Sie müssen es. Was ich Ihnen jetzt sagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern, und eine warme Abbitte des Vergangenen seyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Milady — ich erwartete — ich wünschte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Fest entschlossen, Sie zu beleidigen, und Ihren Hass zu verdienen, kam ich hieher. — Glücklich wir Beide, wenn mein Vorsatz gelungen wäre! (*Er schweigt eine Weile, darauf leiser und schüchterner*). Ich *liebe*, Milady — *liebe ein bürgerliches* Mädchen — Louise Miller, eines Musikus Tochter. (*Lady wendet sich bleich von ihm weg, er fährt lebhafter fort.*) Ich weiss, worein ich mich stürze; aber wenn auch Klugheit die *Leidenschaft* schweigen heisst, so redet die *Pflicht* desto lauter — Ich bin der Schuldige. *Ich zuerst* zerriss ihrer Unschuld goldenen Frieden — wiegte ihr Herz mit vermessenen Hoffnungen, und gab es verrätherisch der wilden Leidenschaft Preis — Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundsätze meines Vaters erinnern! aber ich liebe. — Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen ist. — Mein Entschluss und das Vorurtheil! — Wir wollen sehen, ob die *Mode* oder die *Menschheit* auf dem Platz bleiben wird. (*Lady hat sich unterdess bis an das äusserste Ende des Zimmers zurückgezogen, und hält das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Er folgt ihr dahin.*) Sie wollten mir etwas sagen, Milady?

LADY im Ausdruck des heftigsten Leidens.

Nichts, Herr von Walter! Nichts, als dass Sie *Sich* und *Mich* und *noch* eine *Dritte* zu Grund richten.

FERDINAND.

Noch eine Dritte?

LADY.

Wir können mit einander nicht glücklich werden. Wir müssen doch der Voreiligkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mir seine Hand nur gezwungen gab.

FERDINAND.

Gezwungen, Lady? Gezwungen gab? und also doch gab? Können *Sie* eine Hand ohne Herz erzwingen? *Sie* einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieses Mädchens ist? *Sie* einen Mann von dem Mädchen reissen, das die ganze Welt dieses Mannes ist? *Sie* Milady — vor einem Augenblick die *bewunderungswürdige Brittinn?* — *Sie* können das?

LADY.

Weil ich es muss. (*Mit Ernst und Stärke.*) Meine Leidenschaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine *Ehre* kann's nicht mehr — Unsre Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gespannt. Die Beschimpfung ist unauslöschlich, wenn ein Unterthan des Fürsten mich ausschlägt! Rechten Sie mit Ihrem Vater! Wehren Sie sich, so gut Sie können! — Ich lass' alle Minen sprengen!

(Sie geht schnell ab. Der Major bleibt in sprachloser Erstarrung stehn. Pause. Dann stürzt er fort durch die Flügelthür.)

VIERTE SCENE.

Zimmer beym Musikanten.

MILLER. FRAU MILLER. LOUISE *treten auf.*

MILLER hastig in's Zimmer.

Ich hab's ja zuvor gesagt! —

LOUISE sprengt ihn ängstlich an.

Was, Vater? Was?

MILLER rennt wie toll auf und nieder.

Meinen Staatsrock her — hurtig — ich muss ihm zuvorkommen — und ein weisses Manschettenhemd! — Das hab' ich mir gleich eingebildet!

LOUISE.

Um Gotteswillen! Was?

FRAU.

Was giebt's denn? Was ist's denn?

MILLER wirft seine Perücke in's Zimmer.

Nur gleich zum Friseur das! — Was es giebt? (*Vor den Spiegel gesprungen.*) Und mein Bart ist auch wieder fingerslang. — Was es giebt? — Was wird's geben, du Rabenaas? — der Teufel ist los, und dich soll das Wetter schlagen!

FRAU.

Da sehe man! Ueber mich muss gleich Alles kommen!

MILLER.

Ueber dich? Ja, blaues Donnermaul! und über wen anders? Heute früh mit deinem diabolischen Junker — Hab' ich's nicht im Moment gesagt? — Der Wurm hat geplaudert.

FRAU.

Ah was! Wie kannst du das wissen?

MILLER.

Wie kann ich das wissen? — Da! — unter der Hausthür spukt ein Kerl des Ministers, und fragt nach dem Geiger!

LOUISE.

Ich bin des Todes!

MILLER.

Du aber auch mit deinen Vergissmeinnichtsaugen! (*Lacht voll Bosheit.*) Das hat seine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ei in die Wirthschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren — Jetzt hab' ich's blank.

FRAU.

Woher weisst du denn, dass es der Louise gilt? Du kannst dem Herzog rekommandirt worden seyn. Er kann dich in's Orchester verlangen.

MILLER springt nach seinem Rohr.

Dass dich der Schwefelregen von Sodom! — Orchester! — Ja, wo du Kupplerinn den Diskant wirst heulen, und mein blauer Hinterer den Konterbass vorstellen! (*Wirft sich in einen Stuhl.*) Gott im Himmel!

LOUISE setzt sich todtenbleich nieder.

Mutter! Vater! Warum wird mir auf einmal so bange?

MILLER springt wieder vom Stuhl auf.

Aber soll mir der Dintenkleckser einmal in den Schuss laufen! — Soll er mir laufen! — Es sey in dieser oder in jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele breiweich zusammendresche, alle zehen Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und alle Bücher Mosis und der Propheten auf's Leder schreibe, dass man die blauen Flecken bei der Auferstehung der Todten noch sehen soll. —

FRAU.

Ja! fluch du und poltre du! Das wird jetzt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herregott! Wohinaus nun? Wie werden wir Rath schaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, so rede doch!

(Sie läuft heulend durch's Zimmer.)

MILLER.

Auf der Stell' zum Minister will ich! Ich will selbst mein Maul aufthun — ich selbst will es angeben! Du hast es vor mir gewusst! Du hättest mir einen Wink geben können! Das Mädel hätt' sich noch weisen lassen. Es wäre noch Zeit gewesen — aber nein! — Da hat sich was mackeln lassen! Da hat sich was fischen lassen! Da hast du nun Holz obendrein zugetragen! — Jetzt sorg' auch für deinen Kuppelpelz. Friss aus, was du einbrocktest! Ich nehme meine Tochter in Arm, und marsch mit ihr über die Gränze!

FÜNFTE SCENE.

FERDINAND VON WALTER *stürzt erschrocken und ausser Athem in's Zimmer.* DIE VORIGEN.

FERDINAND.

War mein Vater da?

LOUISE fährt mit Schrecken auf.

Sein Vater! Allmächtiger Gott!

FRAU schlägt die Hände zusammen.

Der Präsident! Es ist aus mit uns!

MILLER lacht voll Bosheit.

Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Bescherung!

(Alle zugleich.)

FERDINAND eilt auf Louisen zu, und drückt sie stark in die Arme.

Mein bist du, und würfen Höll' und Himmel sich zwischen uns!

LOUISE.

Mein Tod ist gewiss — Rede weiter — Du sprachst einen schrecklichen Namen aus — Dein Vater?

FERDINAND.

Nichts! Nichts! Es ist überstanden! Ich hab' dich ja wieder! Du hast mich ja wieder! O lass mich Athem schöpfen an dieser Brust! Es war eine schreckliche Stunde!

LOUISE.

Welche? Du tödtest mich!

FERDINAND tritt zurück und schaut sie bedeutend an.

Eine Stunde, Louise, wo zwischen mein Herz und dich eine *fremde* Gestalt sich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewissen erblasste — wo meine Louise aufhörte, Ihrem Ferdinand *Alles* zu seyn — — (*Louise sinkt mit verhülltem Gesicht auf den Sessel nieder. Er schnell auf sie zu, bleibt sprachlos mit starrem Blick vor ihr stehen, dann verlässt er sie plötzlich, in grosser Bewegung.*) Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! *Zuviel* verlangt! Ich kann dir diese Unschuld nicht opfern — Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen, der mich laut wie des Himmels Donner aus diesem brechenden Auge mahnt — Lady, blick' *hieher — hieher*, du Rabenvater! — Ich soll diesen Engel würgen? Die Hölle soll ich in diesen himmlischen Busen schütten? (*Mit Entschluss auf sie zueilend.*) Ich will sie führen vor des Weltrichters Thron, und ob meine Liebe Verbrechen ist, soll der Ewige sagen. (*Er fasst sie bei der Hand, und hebt sie vom Sessel.*) Fasse Muth, meine Theuerste! — Du hast gewonnen! Als Sieger komm' ich aus dem gefährlichsten Kampf zurück!

LOUISE.

Nein! Nein! Verhehle mir nichts! Sprich es aus das entsetzliche Urtheil! Deinen *Vater* nanntest du? Du nanntest die *Lady?* — Schauer des Todes ergreifen mich — Man sagt, sie wird heirathen.

FERDINAND stürzt betäubt zu Louisens Füssen nieder.

Mich, Unglückselige!

LOUISE nach einer Pause, mit stillem bebenden Ton und schrecklicher Ruhe.

Nun — was erschreck' ich denn? — Der alte Mann dort hat mir's ja oft gesagt — ich hab' es ihm nie glauben wollen. (*Pause, dann wirft sie sich Millern lautweinend in den Arm.*) Vater, hier ist deine Tochter wieder — Verzeihung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht dafür, dass dieser Traum so schön war, und— — so fürchterlich jetzt das Erwachen — —

MILLER.

Louise! Louise! — O Gott, sie ist von sich — Meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das sie ihm kuppelte!

FRAU wirft sich jammernd auf Louisen.

Verdien' ich diesen Fluch, meine Tochter? Vergeb's Ihnen Gott, Baron! — Was hat dieses Lamm gethan, dass Sie es würgen?

FERDINAND springt an ihr auf, voll Entschlossenheit.

Aber ich will seine Kabalen durchbohren — durchreissen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, dass diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln.

(Er will fort.)

LOUISE zittert vom Sessel auf, folgt ihm.

Bleib! Bleib! Wohin willst du? — Vater — Mutter — in dieser bangen Stunde verlässt er uns!

FRAU eilt ihm nach, hängt sich an ihn.

Der Präsident wird hieher kommen — Er wird unser Kind misshandeln — Er wird uns misshandeln — Herr von Walter, und Sie verlassen uns?

MILLER lacht wüthend.

Verlässt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja Alles hin! (*Mit der einen Hand den Major, mit der andern Louisen fassend.*) Geduld, Herr! der Weg aus meinem Hause geht nur über *diese* da — Erwarte erst deinen Vater, wenn du kein Bube bist. Erzähl' es ihm, wie du dich in ihr Herz stahlst, Betrüger: oder bei Gott! (*Ihm seine Tochter zuschleudernd, wild und heftig.*) Du sollst mir zuvor diesen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu dir so zu Schanden richtete!

FERDINAND kommt zurück, und geht auf und ab in tiefen Gedanken.

Zwar die Gewalt des Präsidenten ist gross — *Vaterrecht* ist ein weites Wort — der Frevel selbst kann sich in seinen Falten verstecken, er kann es weit damit treiben — Weit! — Doch auf's Aeusserste treibt's nur die *Liebe* — Hier, Louise! Deine Hand in die meinige! (*Er fasst diese heftig.*) So wahr mich Gott im letzten Hauch nicht verlassen soll! — Der Augenblick, der diese zwei Hände trennt, zerreisst auch den Faden zwischen *mir* und der *Schöpfung!*

LOUISE.

Mir wird bange! Blick' weg! Deine Lippen beben! Dein Auge rollt fürchterlich —

FERDINAND.

Nein, Louise! Zittre nicht! Es ist nicht Wahnsinn, was aus mir redet! Es ist das köstliche Geschenk des Himmels, *Entschluss* in dem geltenden Augenblick, wo die gepresste Brust nur durch etwas Unerhörtes sich Luft macht — Ich liebe dich, Louise — Du sollst mir bleiben, Louise — Jetzt zu meinem Vater!

(Er eilt schnell fort und rennt — gegen den Präsidenten.)

SECHSTE SCENE.

DER PRÄSIDENT *mit einem Gefolge von Bedienten.* VORIGE.

PRÄSIDENT im Hereintreten.

Da ist er schon!

(Alle erschrocken.)

FERDINAND weicht einige Schritte zurück.

Im Hause der Unschuld.

PRÄSIDENT.

Wo der Sohn Gehorsam gegen den Vater lernt!

FERDINAND.

Lassen Sie uns doch — —

PRÄSIDENT unterbricht ihn, zu Millern.

Er ist der Vater?

MILLER.

Stadtmusikant Miller.

PRÄSIDENT zur Frau.

Sie die Mutter?

FRAU.

Ach ja! die Mutter!

FERDINAND zu Millern.

Vater, bring' er die Tochter weg — ihr droht eine Ohnmacht.

PRÄSIDENT.

Ueberflüssige Sorgfalt! Ich will sie anstreichen. (*Zu Louisen.*) Wie lang' kennt Sie den Sohn des Präsidenten?

LOUISE.

Diesem habe ich nie nachgefragt! Ferdinand von Walter besucht mich seit dem November!

FERDINAND.

Betet sie an!

PRÄSIDENT.

Erhielt Sie Versicherungen?

FERDINAND.

Vor wenig Augenblicken die feierlichsten im Angesichte Gottes.

PRÄSIDENT zornig zu seinem Sohn.

Zur Beichte *deiner* Thorheit wird man dir schon das Zeichen geben. (*Zu Louisen.*) Ich erwarte Antwort.

LOUISE.

Er schwur mir Liebe.

FERDINAND.

Und wird sie halten.

PRÄSIDENT.

Muss ich befehlen, das du schweigst? — Nahm Sie den Schwur an?

LOUISE zärtlich.

Ich erwiederte ihn.

FERDINAND mit fester Stimme.

Der Bund ist geschlossen!

PRÄSIDENT.

Ich werde das Echo hinauswerfen lassen. (*Boshaft zu Louisen.*) Aber er bezahlte Sie doch jederzeit baar?

LOUISE aufmerksam.

Diese Frage verstehe ich nicht ganz.

PRÄSIDENT mit beissendem Lachen.

Nicht? Nun! ich meine nur — Jedes Handwerk hat, wie man sagt, seinen goldenen Boden — auch Sie, hoff' ich, wird Ihre Gunst nicht verschenkt haben — oder war's Ihr vielleicht mit dem blossen *Verschluss* gedient? Wie?

FERDINAND fährt wie rasend auf.

Hölle! was war das?

LOUISE zum Major mit Würde und Unwillen.

Herr von Walter, jetzt sind Sie frei!

FERDINAND.

Vater! *Ehrfurcht* befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid!

PRÄSIDENT lacht lauter.

Eine lustige Zumuthung! Der Vater soll die *Hure* des Sohns respektiren.

LOUISE stürzt nieder.

O Himmel und Erde!

FERDINAND mit Louisen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präsidenten zuckt, den er aber schnell wieder sinken lässt.

Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fordern — Es ist bezahlt. (*Den Degen einsteckend.*) Der Schuldbrief der kindlichen Pflicht liegt zerrissen da —

MILLER der bis jetzt furchtsam auf der Seite gestanden, tritt hervor in Bewegung, wechselsweise vor Wuth mit den Zähnen knirschend, und vor Angst damit klappernd.

Ewr. Exzellenz — Das Kind ist des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre schilt, schlägt den Vater an's Ohr, und Ohrfeig' um Ohrfeig' — Das ist so Tax bei uns — Halten zu Gnaden!

FRAU.

Hilf, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unserm Kopf wird das Wetter zusammenschlagen!

PRÄSIDENT der es nur halb gehört hat.

Regt sich der Kuppler auch? — Wir sprechen uns gleich, Kuppler!

MILLER.

Halten zu Gnaden! Ich heisse Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Buhlschaften dien' ich nicht! So lang der Hof noch da Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute! Halten zu Gnaden!

FRAU.

Um des Himmels willen, Mann! Du bringst Weib und Kind um.

FERDINAND.

Sie spielen hier eine Rolle, mein Vater, wobei Sie sich wenigstens die Zeugen hätten ersparen können!

MILLER kommt ihm näher, herzhafter.

Deutsch und verständlich! Halten zu Gnaden! — Ewr. Exzellenz schalten und walten im Land! *Das* ist *meine* Stube! Mein devotestes Kompliment, wenn ich dermaleinst ein Pro Memoria bringe, aber den ungehobelten Gast werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

PRÄSIDENT vor Wuth blass.

Was? — Was ist das?

(Tritt ihm näher.)

MILLER zieht sich sachte zurück.

Das war nur so meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden!

PRÄSIDENT in Flammen.

Ha, Spitzbube! In's Zuchthaus spricht dich deine vermessene Meinung — Fort! Man soll Gerichtsdiener holen. (*Einige vom Gefolg gehen ab; der Präsident rennt voll Wuth durch das Zimmer.*) Vater in's Zuchthaus! — an den Pranger Mutter, und Mätze von Tochter! — Die Gerechtigkeit soll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für diesen Schimpf muss ich schreckliche Genugthuung haben — Ein solches Gesindel sollte meine Plane zerschlagen, und ungestraft Vater und Sohn an einander hetzen? — Ha, Verfluchte! Ich will meinen Hass an eurem Untergang sättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

FERDINAND tritt gelassen und standhaft unter sie hin.

O nicht doch! Seyd ausser Furcht! Ich bin zugegen. (*Zum Präsidenten mit Unterwürfigkeit.*) Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie sich selbst lieben, keine Gewaltthätigkeit! — Es giebt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort *Vater* noch nie gehört worden ist — Dringen Sie nicht bis in *diese.*

PRÄSIDENT.

Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

MILLER kommt aus einer dumpfen Betäubung zu sich selbst.

Schau du nach deinem Kinde, Frau! Ich laufe zum Herzog! — Der Leibschneider — das hat mir Gott eingeblasen — der Leibschneider lernt die Flöte bei mir! Es kann nicht fehlen beim Herzog.

(Er will gehen.)

PRÄSIDENT.

Beim Herzog, sagst du? — Hast du vergessen, dass ich die Schwelle bin, worüber du springen oder den Hals brechen musst? — Beim Herzog, du Dummkopf? — Versuch' es, wenn du, lebendig todt, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Kerker liegst, wo die Nacht mit der Hölle liebäugelt, und Schall und Licht wieder umkehren. Rassle dann mit deinen Ketten und wimmre: Mir ist zuviel geschehen!

SIEBENTE SCENE.

GERICHTSDIENER. DIE VORIGEN.

FERDINAND eilt auf Louisen zu, die ihm halb todt in den Arm fällt.

Louise! Hülfe! Rettung! Der Schrecken überwältigte sie!

(Miller ergreift sein spanisches Rohr, setzt den Hut auf, und macht sich zum Angriffe gefasst. Frau wirft sich auf die Knie vor dem Präsidenten.)

PRÄSIDENT zu den Gerichtsdienern, seinen Orden entblössend.

Legt Hand an im Namen des Herzogs! — Weg von der Mätze, Junge! — Ohnmächtig oder nicht — wenn sie nur erst das eiserne Halsband um hat, wird man sie schon mit Steinwürfen aufwecken!

FRAU.

Erbarmung, Ihro Exzellenz !Erbarmung! Erbarmung!

MILLER reisst seine Frau in die Höhe.

Knie vor Gott, alte Heulhure, und nicht vor — Schelmen, weil ich ja doch schon in's Zuchthaus muss!

PRÄSIDENT beisst die Lippen.

Du kannst dich verrechnen, Bube! Es stehen noch Galgen leer! (*Zu den Gerichtsdienern.*) Muss ich es noch einmal sagen?

(Gerichtsdiener dringen auf Louisen ein.)

FERDINAND springt an ihr auf, und stellt sich vor sie, grimmig.

Wer will was? (*Er zieht den Degen sammt der Scheide, und wehrt sich mit dem Gefäss.*) Wag' es, sie anzurühren, wer nicht auch die Hirnschale an die Gerichte vermiethet hat. (*Zum Präsidenten.*) Schonen Sie Ihrer selbst! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

PRÄSIDENT drohend zu den Gerichtsdienern.

Wenn euch euer Brot lieb ist, Memmen —

(Gerichtsdiener greifen Louisen wieder an.)

FERDINAND.

Tod und alle Teufel! Ich sage: Zurück! — Noch einmal! Haben Sie Erbarmen mit sich selbst! Treiben Sie mich nicht auf's Aeusserste, Vater!

PRÄSIDENT aufgebracht zu den Gerichtsdienern.

Ist das euer Diensteifer, Schurken?

(Gerichtsdiener greifen hitziger an.)

FERDINAND.

Wenn es denn seyn muss, (*indem er den Degen zieht und einige von denselben verwundet*) so verzeihe mir, Gerechtigkeit!

PRÄSIDENT voll Zorn.

Ich will doch sehen, ob auch ich diesen Degen fühle.

(Er fasst Louisen selbst, zerrt sie in die Höhe und übergibt sie einem Gerichtsknechte.)

FERDINAND lacht erbittert.

Vater, Vater, Sie machen hier ein beissendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre Leute verstund, und aus *vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister* machte!

PRÄSIDENT zu den Uebrigen.

Fort mit ihr!

FERDINAND.

Vater, sie soll an dem Pranger stehen, aber mit dem Major, des Präsidenten Sohne — — Bestehen Sie noch darauf?

PRÄSIDENT.

Desto possierlicher wird das Spektakel — Fort!

FERDINAND.

Vater! ich werfe meinen Officiers-Degen auf das Mädchen — — Bestehen Sie noch darauf? —

PRÄSIDENT.

Das Port d'Epee ist an *deiner* Seite des Prangerstehens gewohnt worden — Fort! Fort! Ihr wisst meinen Willen!

FERDINAND drückt einen Gerichtsdiener weg, fasst Louisen mit einem Arm, mit dem andern zückt er den Degen auf sie.

Vater! Eh' Sie meine Gemahlinn beschimpfen, durchstoss' ich sie — Bestehen Sie noch darauf?

PRÄSIDENT.

Thu' es, wenn deine Klinge auch spitzig ist!

FERDINAND lässt Louisen fahren, und blickt fürchterlich zum Himmel.

Du Allmächtiger bist Zeuge! Kein *menschliches* Mittel liess ich unversucht — ich muss zu einem *teuflischen* schreiten — Ihr führt sie zum Pranger fort, unterdessen (*dem Präsidenten in's Ohr rufend*) erzähl' ich der Residenz eine Geschichte, *wie man Präsident wird.*

(Ab.)

PRÄSIDENT wie vom Blitz gerührt.

Was ist das? — Ferdinand! — Lasst sie ledig!

(Er eilt dem Major nach.)

DRITTER AKT.

ERSTE SCENE.

Saal beim Präsidenten.

DER PRÄSIDENT *und* SEKRETÄR WURM *kommen.*

PRÄSIDENT.

Der Streich war verwünscht!

WURM.

Wie ich befürchtete, gnädiger Herr! Zwang *erbittert* die Schwärmer immer, aber *bekehrt* sie nie.

PRÄSIDENT.

Ich hatte mein bestes Vertrauen in diesen Anschlag gesetzt! Ich urtheilte so: Wenn das Mädchen *beschimpft* wird, muss er, als Officier, zurücktreten! —

WURM.

Ganz vortrefflich! Aber zum *Beschimpfen* hätt' es auch kommen sollen!

PRÄSIDENT.

Und doch — wenn ich es jetzt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht sollen eintreiben lassen. — Es war eine Drohung, woraus er wohl nimmermehr Ernst gemacht hätte.

WURM.

Das denken Sie ja nicht! Der gereizten Leidenschaft ist keine Thorheit zu bunt. Sie sagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu Ihrer Regierung geschüttelt! Ich glaub's. Die Grundsätze, die er aus Akademien hieher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was sollten auch die phantastischen Träumereien von Seelengrösse und persönlichem Adel an einem Hofe, wo die grösste Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo, auf eine geschickte Art, gross und klein zu seyn! Er ist zu jung und zu feurig, um Geschmack am langsamen krummen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird seine Ambition in Bewegung setzen, als was gross ist und abentheuerlich!

PRÄSIDENT verdriesslich.

Aber was wird diese wohlweise Anmerkung an unserm Handel verbessern?

WURM.

Sie wird Ewr. Exzellenz auf die Wunde hinweisen, und auch vielleicht auf den Verband. Einen solchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum *Vertrauten*, oder niemals zum *Feind* machen sollen. Er verabscheut das Mittel, wodurch Sie gestiegen sind. Vielleicht war es bis jetzt nur der *Sohn*, der die Zunge des *Verräthers* band. Geben Sie ihm Gelegenheit, jenen rechtmässig abzuschütteln; machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf seine Leidenschaft glauben, dass Sie der zärtliche *Vater* nicht sind, so

dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor. Ja, schon allein die seltsame Phantasie, der Gerechtigkeit ein so merkwürdiges Opfer zu bringen, könnte Reiz genug für ihn haben, selbst seinen Vater zu stürzen.

PRÄSIDENT.

Wurm! — Wurm! — Er führt mich da vor einen entsetzlichen Abgrund.

WURM.

Ich will Sie zurückführen, gnädiger Herr! Darf ich freimüthig reden?

PRÄSIDENT indem er sich niedersetzt.

Wie ein Verdammter zum Mitverdammten!

WURM.

Also verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biegsamen Hofkunst den ganzen *Präsidenten* zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den *Vater* an? Ich besinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet beredeten, und bei ihm die halbe Nacht mit freundschaftlichem Burgunder hinwegschwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die grosse Mine losgehen, und den guten Mann in die Luft blasen sollte — Warum zeigten Sie Ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieser erfahren sollen, dass ich um seine Liebesangelegenheit wisse. Sie hätten den Roman von Seiten des Mädchens unterhöhlt, und das Herz Ihres Sohnes behalten; Sie hätten den klugen General gespielt, der den Feind nicht am Kern seiner Truppen fasst, sondern Spaltungen unter den Gliedern stiftet.

PRÄSIDENT.

Wie war das zu machen?

WURM.

Auf die einfachste Art — und die Karten sind noch nicht ganz vergeben. Unterdrücken Sie eine Zeitlang, dass Sie Vater sind. Messen Sie sich mit einer Leidenschaft nicht, die jeder Widerstand nur mächtiger machte — Ueberlassen Sie es *mir*, an Ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubrüten, der Sie zerfrisst.

PRÄSIDENT.

Ich bin begierig.

WURM.

Ich müsste mich schlecht auf den Barometer der Seele verstehen, oder der Herr Major ist in der Eifersucht schrecklich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrscheinlich oder nicht. Ein *Gran* Hefe reicht hin, die ganze Masse in eine zerstörende Gährung zu jagen.

PRÄSIDENT.

Aber woher diesen Gran nehmen?

WURM.

Da sind wir auf den Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr, erklären Sie mir, wie viel Sie bei der fernern Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig ist, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen, und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

PRÄSIDENT.

Kann Er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einfluss ist in Gefahr, wenn die Partie mit der Lady zurückgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals.

WURM munter.

Jetzt haben Sie die Gnade und hören! — Den Herrn Major umspinnen wir mit List. Gegen das Mädchen nehmen wir Ihre ganze Gewalt zu Hülfe. *Wir diktiren ihr ein* Billetdoux *an eine dritte Person in die Feder, und spielen das mit guter Art dem Major in die Hände.*

PRÄSIDENT.

Toller Einfall! Als ob sie sich so geschwind hin bequemen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu schreiben!

WURM.

Sie *muss*, wenn Sie mir freie Hand lassen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwei tödtliche Seiten, durch welche wir ihr Gewissen bestürmen können — ihren Vater und den Major. Der letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel; desto freier können wir mit dem Musikanten umspringen. —

PRÄSIDENT.

Als zum Exempel?

WURM.

Nach dem, was Ewr. Exzellenz mir von dem Auftritt in seinem Hause gesagt haben, wird nichts leichter seyn, als den Vater mit einem Halsprozess zu bedrohen! Die Person des Günstlings und Siegelbewahrers ist gewissermassen der Schatten der Majestät. — Beleidigungen gegen jenen sind Verletzungen dieser. — Wenigstens will ich den armen Schächer mit diesem zusammengeflickten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

PRÄSIDENT.

Doch — ernsthaft dürfte der Handel nicht werden.

WURM.

Ganz und gar nicht — Nur in so weit, als es nöthig ist, die Familie in die Klemme zu treiben — Wir setzen also in aller Stille den Musikus fest — Die Noth um so dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — sprechen von peinlicher Anklage, von Schaffot, von ewiger Festung, und machen den *Brief der Tochter* zur einzigen Bedingniss seiner Befreiung.

PRÄSIDENT.

Gut! Gut! Ich verstehe.

WURM.

Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenschaft, möcht' ich sagen. Die Gefahr seines Lebens — seiner Freiheit zum Mindesten — die Vorwürfe ihres Gewissens, den Anlass dazu gegeben zu haben — die Unmöglichkeit, den Major zu besitzen — endlich die Betäubung ihres Kopfs, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — sie *muss* in die Falle gehn.

PRÄSIDENT.

Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wüthender werden?

WURM.

Das lassen Sie meine Sorge seyn, gnädiger Herr. — Vater und Mutter werden nicht eher frei gelassen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf ablegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten, und den Betrug zu bestätigen.

PRÄSIDENT.

Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

WURM.

Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei *dieser Menschenart* Alles — Und sehen Sie nun, wie schön wir Beide auf diese Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors, und den Ruf ihrer Tugend! Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schicksalen dieser Art, erkennen sie's noch zuletzt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

PRÄSIDENT lacht unter Kopfschütteln.

Ja! ich gebe mich dir überwunden, Schurke! Das

Geweb' ist satanisch fein! Der Schüler übertrifft seinen Meister — — Nun ist die Frage, an *wen* das Billet muss gerichtet werden, mit *wem* wir sie in Verdacht bringen müssen?

WURM.

Nothwendig mit Jemand, der durch den Entschluss Ihres Sohnes Alles gewinnen oder Alles verlieren muss!

PRÄSIDENT nach einigem Nachdenken.

Ich weiss nur den Hofmarschall.

WURM zuckt die Achseln.

Mein Geschmak wär' er nun freilich nicht, wenn ich Louise Miller hiesse!

PRÄSIDENT.

Und warum nicht? Wunderlich! Eine blendende Garderobe — eine Atmosphäre von *Eau de mille fleurs* und Bisam — auf jedes alberne Wort eine Handvoll Dukaten — und alles das sollte die Delikatesse einer bürgerlichen Dirne nicht endlich bestechen können? O, guter Freund! so scrupulös ist die Eifersucht nicht! Ich schicke zum Marschall!

(Klingelt.)

WURM.

Unterdessen, dass Ewr. Exzellenz dieses und die Gefangennehmung des Geigers besorgen, werd' ich hingehen, und den bewussten Liebesbrief aufsetzen!

PRÄSIDENT zum Schreibepult gehend.

Den Er mir zum Durchlesen heraufbringt, sobald er zu Stand seyn wird. (*Wurm geht ab. Der Präsident setzt sich zu schreiben; ein Kammerdiener kommt; er steht auf, und gibt ihne in Papier.*) Dieser Verhaftsbefehl muss ohne Aufschub in die Gerichte — ein Andrer von euch wird den Hofmarschall zu mir bitten.

KAMMERDIENER.

Der gnädige Herr sind so eben hier angefahren.

PRÄSIDENT.

Noch besser — Aber die Anstalten sollen mit Vorsicht getroffen werden, sagt ihm, dass kein Aufstand erfolgt.

KAMMERDIENER.

Sehr wohl, Ihr' Exzellenz!

PRÄSIDENT.

Versteht ihr? Ganz in der Stille.

KAMMERDIENER.

Ganz gut, Ihro Exzellenz

(Ab.)

ZWEITE SCENE.

DER PRÄSIDENT *und der* HOFMARSCHALL.

HOFMARSCHALL eilfertig.

Nur *en passant*, mein Bester! — Wie leben Sie? Wie befinden Sie sich? — Heute Abend ist grosse *Opera Dido* — das superbeste Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zusammen — Sie sehen sie doch auch brennen? Was?

PRÄSIDENT.

Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hause, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünscht, lieber Marschall, mir in einer Sache zu rathen, thätig zu helfen, die uns Beyde poussirt oder völlig zu Grund richtet. Setzen Sie sich.

HOFMARSCHALL.

Machen Sie mir nicht Angst, mein Süsser!

PRÄSIDENT.

Wie gesagt — poussirt oder ganz zu Grund richtet. Sie wissen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unser Beider Glück zu fixiren. Es kann Alles zusammenfallen, Kalb! Mein Ferdinand will nicht!

HOFMARSCHALL.

Will nicht — will nicht — ich hab's ja in der ganzen Stadt schon herum gesagt! Die Mariage ist ja in Jedermans Munde!

PRÄSIDENT.

Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher da stehen! Er liebt eine Andere!

HOFMARSCHALL.

Sie scherzen. Ist das auch wol ein Hinderniss?

PRÄSIDENT.

Bei dem Trotzkopf das unüberwindlichste.

HOFMARSCHALL.

Er sollte so wahnsinnig seyn, und seine *Fortune* von sich stossen? Was?

PRÄSIDENT.

Fragen Sie ihn das, und hören Sie, was er antwortet.

HOFMARSCHALL.

Aber, *mon Dieu* was kann er denn antworten?

PRÄSIDENT.

Dass er der ganzen Welt das Verbrechen entdekken wolle, wodurch wir gestiegen sind — dass er unsere falschen Briefe und Quittungen angeben — dass er uns Beide an's Messer liefern wolle — Das kann er antworten!

HOFMARSCHALL.

Sind Sie von Sinnen?

PRÄSIDENT.

Das hat er geantwortet. Das war er schon Willens in's Werk zu richten — Davon hab' ich ihn kaum noch durch meine höchste Erniedrigung abgebracht. Was wissen Sie hierauf zu sagen?

HOFMARSCHALL mit einem Schafsgesicht.

Mein Verstand steht stille!

PRÄSIDENT.

Das könnte noch hingehen. Aber zugleich hinterbringen mir meine Spione, dass der Oberschenk von Bock auf dem Sprunge sey, um die Lady zu werben.

HOFMARSCHALL.

Sie machen mich rasend! *Wer* sagen Sie? Von Bock, sagen Sie? — Wissen Sie denn auch, dass wir Todfeinde zusammen sind? Wissen Sie auch, warum wir es sind?

PRÄSIDENT.

Das erste Wort, das ich höre!

HOFMARSCHALL.

Bester! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie sich noch des Hofballs entsinnen — — es geht jetzt in's ein und zwanzigste Jahr — wissen Sie, worauf man den ersten Englischen tanzte, und dem Grafen von Meerschaum das heisse Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott, das müssen Sie freilich noch wissen!

PRÄSIDENT.

Wer könnte so was vergessen!

HOFMARSCHALL.

Sehen Sie! Da hatte Prinzessinn Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich in Allarm — von Bock und ich — wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutensaal, das Strumpfband zu suchen — endlich erblick' ich's — von Bock merkt's — von Bock darauf zu — reisst es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringt's der Prinzessinn und schnappt mir glücklich das Kompliment weg. — Was denken Sie?

PRÄSIDENT.

Impertinent!

HOFMARSCHALL.

Schnappt mir das Kompliment weg — Ich meine in Ohnmacht zu sinken. Eine solche *Malice* ist gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann' ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und spreche: Gnädige Frau! von Bock war so glücklich, Höchstdenenselben das Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerst erblickte, belohnt sich in der Stille und schweigt!

PRÄSIDENT.

Bravo, Marschall! Bravissimo!

HOFMARSCHALL.

Und schweigt — Aber ich werd's dem von Bock bis zum jüngsten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige, kriechende Schmeichler! — Und das war noch nicht genug — Wie wir Beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wischt mir von Bock an der rechten Frisur allen Puder weg, und ich bin ruinirt auf den ganzen Ball.

PRÄSIDENT.

Das ist der Mann, der die Milford heirathen, und die erste Person am Hofe werden wird.

HOFMARSCHALL.

Sie stossen mir ein Messer in's Herz. Wird? Wird? Warum wird er? Wo ist die Nothwendigkeit?

PRÄSIDENT.

Weil mein Ferdinand nicht will, und sonst Keiner sich meldet.

HOFMARSCHALL.

Aber wissen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entschluss zu bringen? — — Sey's auch noch so bizarr, so verzweifelt! Was in der Welt kann so widrig seyn, das uns jetzt nicht willkommen wäre, den Verhassten von Bock auszustechen?

PRÄSIDENT.

Ich weiss nur *eines*, und das bei Ihnen steht.

HOFMARSCHALL.

Bei mir steht? Und das ist?

PRÄSIDENT.

Den Major mit seiner Geliebten zu entzweien.

HOFMARSCHALL.

Zu entzweien? Wie meinen Sie das? — und wie mach' ich das?

PRÄSIDENT.

Alles ist gewonnen, sobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen.

HOFMARSCHALL.

Das sie *stehle*, meinen Sie?

PRÄSIDENT.

Ach nein doch! Wie glaubte er das? — Dass sie es noch mit einem Andern habe.

HOFMARSCHALL.

Dieser Andre?

PRÄSIDENT.

Müssen *Sie* seyn, Baron.

HOFMARSCHALL.

Ich seyn? Ich? — Ist sie von Adel?

PRÄSIDENT.

Wozu das? Welcher Einfall! — Eines Musikanten Tochter!

HOFMARSCHALL.

Bürgerlich also? Das wird nicht angehen! Was?

PRÄSIDENT.

Was wird nicht angehen? Narrenspossen! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein paar runde Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

HOFMARSCHALL.

Aber bedenken Sie doch, ein Ehrenmann! Und meine Reputation bei Hofe!

PRÄSIDENT.

Das ist was anders! Verzeihen Sie! Ich habe das noch nicht gewusst, dass Ihnen der *Mann von unbescholtenen Sitten* mehr ist, als der *von Einfluss*. Wollen wir abbrechen?

HOFMARSCHALL.

Seyn Sie klug, Baron! es war ja nicht so verstanden.

PRÄSIDENT frostig.

Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich lasse den Karren stehen. Dem von Bock wünsch' ich Glück zum Premierminister. Die Welt ist noch anderswo. Ich fordre meine Entlassung vom Herzog.

HOFMARSCHALL.

Und *ich?* — Sie haben gut schwatzen, Sie! Sie sind ein Studierter! Aber ich, — *mon Dieu!* Was bin denn *ich*, wenn mich Seine Durchlaucht entlassen?

PRÄSIDENT.

Ein *Bonmot* von Vorgestern; die Mode vom vorigen Jahr!

HOFMARSCHALL.

Ich beschwöre Sie, Theurer, Goldner! — Ersticken Sie diesen Gedanken! Ich will mir ja Alles gefallen lassen!

PRÄSIDENT.

Wollen Sie Ihren Namen zu einem *Rendez-vous* hergeben, den Ihnen diese Miller schriftlich vorschlagen soll?

HOFMARSCHALL.

In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben.

PRÄSIDENT.

Und den Brief irgendwo herausfallen lassen, wo er dem Major zu Gesicht kommen muss?

HOFMARSCHALL.

Zum Exempel auf der Parade will ich ihn, als von ungefähr, mit dem Schnupftuch herausschleudern.

PRÄSIDENT.

Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

HOFMARSCHALL.

Mort de ma vie! Ich will ihn schon waschen. Ich will dem Naseweis den Appetit nach meinen *Amouren* verleiden!

PRÄSIDENT.

Nun geht's nach Wunsch! Der Brief muss noch heute geschrieben seyn. Sie müssen vor Abend noch herkommen, ihn abzuholen, und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

HOFMARSCHALL.

Sobald ich sechszehn Visiten werde gegeben haben, die von allerhöchster Importance sind. Verzeihen Sie also, wenn ich mich ohne Aufschub beurlaube!

(Geht.)

PRÄSIDENT klingelt.

Ich zähle auf Ihre Verschlagenheit, Marschall!

HOFMARSCHALL ruft zurück.

Ah, *mon Dieu!* Sie kennen mich ja!

DRITTE SCENE.

DER PRÄSIDENT *und* WURM.

WURM.

Der Geiger und seine Frau sind glücklich und ohne alles Geräusch in Verhaft gebracht! Wollen Ewr. Exzellenz jetzt den Brief überlesen?

PRÄSIDENT nachdem er gelesen.

Herrlich! Herrlich, Sekretär! Auch der Marschall hat angebissen. — Ein Gift, wie das, müsste die Gesundheit selbst in eiternden Ansatz verwandeln — Nur gleich mit den Vorschlägen zum Vater, und dann warm zu der Tochter!

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten).

VIERTE SCENE.

Zimmer in Millers Wohnung.

LOUISE *und* FERDINAND.

LOUISE.

Ich bitte dich, höre auf! Ich glaube an keine glücklichen Tage mehr! Alle meine Hoffnungen sind gesunken.

FERDINAND.

So sind die meinigen gestiegen! Mein Vater ist aufgereizt; mein Vater wird alle Geschütze gegen uns richten; er wird mich zwingen, den unmenschlichen Sohn zu machen! Ich stehe nicht mehr für meine kindliche Pflicht. Wuth und Verzweiflung werden mir das schwarze Geheimniss seiner Mordthat erpressen. Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es ist die *höchste* Gefahr — — und die höchste Gefahr muss da seyn, wenn meine Liebe den Riesensprung wagen sollte — — Höre, Louise! — Ein Gedanke, gross und vermessen wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele — *Du,* Louise, und *ich* und die *Liebe!* — Liegt nicht in diesem Zirkel der ganze Himmel? oder brauchst du noch etwas Viertes dazu?

LOUISE.

Brich ab! Nichts mehr! Ich erblasse über das, was du sagen willst.

FERDINAND.

Haben wir an die Welt keine Forderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird, und Alles verloren werden kann? — Wird dieses Auge nicht eben so schmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe sich spiegelt oder im baltischen Meer? Mein Vaterland ist, wo mich Louise liebt! Deine Fusstapfen in wilden sandigen Wüsten mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath.—Werden wir die Pracht der Städte vermissen? Wo wir seyn mögen, Louise, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauspiele, neben welchen der üppigste Schwung der Künste verblasst! Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, so ziehet die Nacht mit begeisternden Schauern auf, der wechselnde Mond predigt uns Busse, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! — Werden wir uns in Gesprächen der Liebe erschöpfen? Ein Lächeln meiner Louise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens ist aus, bis ich diese Thräne ergründe!

LOUISE.

Und hättest du sonst keine Pflicht mehr als deine Liebe?

FERDINAND sie umarmend.

Deine Ruhe ist meine heiligste!

LOUISE sehr ernsthaft.

So schweig, und verlass mich — Ich habe einen Vater, der kein Vermögen hat, als diese einzige Tochter — der morgen sechzig alt wird — der der Rache des Präsidenten gewiss ist!

FERDINAND fällt rasch ein.

Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Kostbarkeiten zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater. Es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, und sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag *ein* Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hieher fahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

LOUISE.

Und der Fluch deines Vaters uns nach? — Ein Fluch, *Unbesonnener,* den auch Mörder nie ohne Erhörung aussprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade hält, der uns Flüchtlinge unbarmherzig, wie ein Gespenst, von Meer zu Meer jagen würde? — Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Frevel dich mir erhalten kann, so hab' ich noch Stärke, dich zu verlieren.

FERDINAND steht still und murmelt düster.

Wirklich?

LOUISE.

Verlieren! — O ohne Gränzen entsetzlich ist der Gedanke — Grässlich genug, den unsterblichen Geist zu durchbohren, und die glühende Wange der Freude zu bleichen—Ferdinand! Dich zu verlieren! — Doch, man verliert ja nur, was man besessen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anspruch war Kirchenraub, und schaudernd geb' ich ihn auf.

FERDINAND das Gesicht verzerrt, und an der Unterlippe nagend.

Gibst du ihn auf?

LOUISE.

Nein! Sieh mich an, lieber Walter! Nicht so bitter die Zähne geknirscht. Komm! Lass mich jetzt deinen sterbenden Muth durch mein Beispiel beleben. Lass *mich* die Heldinn dieses Augenblicks seyn — einem Vater den entflohenen Sohn wieder schenken — einem Bündniss entsagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben, und die gemeine ewige Ordnung zu Grund stürzen würde — *Ich* bin die Verbrecherinn — mit frechen thörichten Wünschen hat sich mein Busen getragen — mein Unglück ist meine *Strafe,* so lass mir doch jetzt die süsse schmeichelnde Täuschung, dass es mein *Opfer* war — Wirst du mir diese Wollust missgönnen? (*Ferdinand hat in der Zerstreuung und Wuth eine Violine ergriffen, und auf derselben zu spielen versucht — Jetzt zerreisst er die Saiten, zerschmettert das Instrument auf dem Boden, und bricht in ein lautes Gelächter aus.*) Walter! Gott im Himmel! Was soll das? — Ermanne dich! Fassung verlangt diese Stunde — es ist eine *trennende!* Du hast ein Herz, lieber Walter! Ich *kenne* es. — Warm wie das Leben ist deine Liebe, und ohne Schranken, wie das Unermessliche. — Schenke sie einer *Edeln* und Würdigern — sie wird die Glücklichsten ihres Geschlechts nicht beneiden — — (*Thränen unterdrückend.*) *Mich* sollst du nicht mehr sehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine seinen Gram in einsamen Mauern, um seine Thränen wird sich Niemand bekümmern — Leer und erstorben ist meine Zukunft — Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauss der Vergangenheit riechen. (*Indem sie ihm mit abgewandtem Gesicht ihre zitternde Hand gibt.*) Leben Sie wohl, Herr von Walter!

FERDINAND springt aus seiner Betäubung auf.

Ich entfliehe, *Louise!* Wirst du mir wirklich nicht folgen?

LOUISE hat sich im Hintergrund des Zimmers niedergesetzt, und hält das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Meine Pflicht heisst mich bleiben und dulden!

FERDINAND.

Schlange, du lügst! Dich fesselt was anders hier.

LOUISE im Ton des tiefsten inwendigen Leidens.

Bleiben Sie bei dieser Vermuthung — sie macht vielleicht weniger elend.

FERDINAND.

Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich soll das Mährchen blenden? — Ein Liebhaber fesselt dich, und weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht sich bestätigt!

(Geht schnell ab.)

FÜNFTE SCENE.

LOUISE *allein.*

(Sie bleibt noch eine Zeitlang ohne Bewegung und stumm in dem Sessel liegen, endlich steht sie auf, kommt vorwärts, und sieht furchtsam herum.)

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater versprach in wenigen Minuten zurück zu seyn, und schon sind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Athem so ängstlich? (*Jetzt tritt Wurm in das Zimmer, und bleibt im Hintergrund stehen, ohne von ihr bemerkt zu werden.*) Es ist nichts Wirkliches — Es ist nichts als das schaudernde Gaukelspiel des erhitzten Geblüts—Hat unsere Seele nur einmal Entsetzen genug in sich getrunken, so wird das Aug' in jedem Winkel Gespenster sehen.

SECHSTE SCENE.

LOUISE *und* SEKRETAR WURM.

WURM kommt näher.

Guten Abend, Jungfer!

LOUISE.

Gott! Wer spricht da? (*Sie dreht sich um, wird den Sekretär gewahr und tritt erschrocken zurück.*) Schrecklich! Schrecklich! Meiner ängstlichen Ahnung eilt schon die unglückseligste Erfüllung nach! (*Zum Sekretär mit einem Blick voll Verachtung.*) Suchen Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da!

WURM.

Jungfer, ich suche Sie.

LOUISE.

So muss ich mich wundern, dass Sie nicht nach dem Marktplatz gingen.

WURM.

Warum eben *dahin?*

LOUISE.

Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen.

WURM.

Mamsell Miller! Sie haben einen falschen Verdacht —

LOUISE unterdrückt eine Antwort.

Was steht Ihnen zu Diensten?

WURM.

Ich komme, geschickt von Ihrem Vater.

LOUISE bestürzt.

Von meinem Vater? — Wo ist mein Vater?

WURM.

Wo er nicht gern ist.

LOUISE.

Um Gotteswillen! Geschwind! Mich befällt eine üble Ahnung — Wo ist mein Vater?

WURM.

Im Thurm, wenn Sie es ja wissen wollen.

LOUISE mit einem Blick zum Himmel.

Das noch! Das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

WURM.

Auf Befehl des Herzogs.

LOUISE.

Des Herzogs?

WURM.

Der die Verletzung der Majestät in der Person seines Stellvertreters —

LOUISE.

Was? Was? O ewige Allmacht!

WURM.

Auffallend zu ahnden beschlossen hat.

LOUISE.

Das war noch übrig! Das! — Freilich, freilich, mein Herz hatte noch ausser dem Major etwas Theures — Das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majestät — Himmlische Vorsicht! Rette! o rette meinen sinkenden Glauben! — Und Ferdinand?

WURM.

Wählt Lady Milford, oder Fluch und Enterbung.

LOUISE.

Entsetzliche Freiheit! — Und doch — doch ist er glücklicher. Er hat keinen Vater zu verlieren. Zwar keinen *haben* ist Verdammniss genug. — Mein Vater auf Verletzung der Majestät — mein Geliebter die Lady oder Fluch und Enterbung — Wahrlich, bewundernswerth! Eine volkommene Büberei ist auch eine Volkommenheit — Volkommenheit? Nein! Dazu fehlt noch etwas — — Wo ist meine Mutter?

WURM.

Im Spinnhaus.

LOUISE mit schmerzvollem Lächeln.

Jetzt ist es völlig! — Völlig, und jetzt wär' ich ja *frei* — Abgeschält von allen Pflichten — und Thränen — und Freuden, abgeschält von der Vorsicht. Ich brauch' sie ja nicht mehr — (*Schreckliches Stillschweigen.*) Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jetzt kann ich Alles hören.

WURM.

Was *geschehen* ist, wissen Sie.

LOUISE.

Also nicht, was noch *kommen* wird? (*Wiederum Pause, worin sie den Sekretär von oben bis unten ansieht.*) Armer Mensch! Du treibst ein trauriges Handwerk, wobei du unmöglich selig werden kannst. Unglückliche *machen* ist schon schrecklich genug, aber *grässlich* ist's, es ihnen *verkündigen* — ihn vorzusingen den Eulengesang, dabei zu steh'n, wenn das blutende Herz am eifernen Schaft der *Nothwendigkeit* zittert, und Christen an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! Und würde dir jeder Angsttropfe, den du fallen siehst, mit einer Tonne Goldes aufgewogen — ich möchte nicht *du* seyn — — Was kann noch geschehen?

WURM.

Ich weiss nicht.

LOUISE.

Sie *wollen* es nicht wissen. — Diese lichtscheue Botschaft fürchtet das Geräusch der Worte, aber in der Grabstille Ihres Gesichts zeigt sich mir das Gespenst — Was ist noch übrig? — Sie sagten vorhin, der Herzog wolle es *auffallend* ahnden? Was nennen Sie auffallend?

WURM.

Fragen Sie nichts mehr.

LOUISE.

Höre, Mensch! Du gingst beim Henker zur Schule. Wie verständest du sonst, das Eisen erst langsam bedächtlich an den knirschenden Gelenken hinaufzuführen, und das zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken? — Welches Schicksal wartet auf meinen Vater? — Es ist Tod in dem, was du lachend sagst; wie mag das aussehen, was du an dich hältst? Sprich es aus! Lass mich sie auf einmal haben

die ganze zermalmende Ladung! Was wartet auf meinen Vater?

WURM.

Ein Kriminalprozess.

LOUISE.

Was ist aber das? — Ich bin ein unwissendes unschuldiges Ding, verstehe mich wenig auf eure fürchterlichen lateinischen Wörter. Was heisst Kriminalprozess? —

WURM.

Gericht um Leben und Tod.

LOUISE standhaft.

So dank' ich Ihnen!

(Sie eilt schnell in ein Seitenzimmer).

WURM steht betroffen da.

Wo will das hinaus? Sollte die Närrinn etwa? — Teufel! Sie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muss für ihr Leben bürgen.

(Im Begriff ihr zu folgen.)

LOUISE kommt zurück, einen Mantel umgeworfen.

Verzeihen Sie, Sekretär! Ich schliesse das Zimmer.

WURM.

Und wohin so eilig?

LOUISE.

Zum Herzog.

(Will fort.)

WURM.

Was? *Wo* hin?

(Er hält sie erschrocken zurück.)

LOUISE.

Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten lassen — Nein! Nicht *will* — *muss* richten lassen, weil einige Bösewichter wollen; der zu dem ganzen Prozess der beleidigten Majestät nichts hergiebt, als eine Majestät und seine fürstliche Handschrift.

WURM lacht überlaut.

Zum Herzog!

LOUISE.

Ich weiss, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Ekel — Ekel nur an meinem Geschrei. Man hat mir gesagt, dass die Grossen der Welt noch nicht belehrt sind, was *Elend* ist — nicht wollen belehrt seyn. Ich will ihm sagen, was Elend ist — will es ihm vormahlen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend ist — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend ist — und wenn ihm jetzt über der Beschreibung die Haare zu Berge fliegen, will ich ihm noch zum Schluss in die Ohren schrei'n, dass in der Sterbestunde auch die Lungen der Erdengötter zu röcheln anfangen, und das jüngste Gericht Majestäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle.

(Sie will gehen.)

WURM boshaft freundlich.

Gehen Sie, o gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts Klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, dass der Herzog willfahren wird.

LOUISE steht plötzlich still.

Wie sagen Sie? — Sie rathen mir selbst dazu? (*Kommt schnell zurück.*) Hm! Was will ich denn? Etwas Abscheuliches muss es seyn, weil dieser Mensch dazu räth — Woher wissen Sie, dass der Fürst mir willfahren wird?

WURM.

Weil er es nicht wird *umsonst* thun dürfen.

LOUISE.

Nicht umsonst? Welchen Preis kann er auf eine Menschlichkeit setzen?

WURM.

Diese schöne Supplikantinn ist Preises genug.

LOUISE bleibt erstarrt stehen, dann mit brechendem Laut.

Allgerechter!

WURM.

Und einen *Vater* werden Sie doch, will ich hoffen, um diese gnädige Taxe nicht überfordert finden?

LOUISE auf und ab, ausser Fassung.

Ja! Ja! Es ist wahr! Sie sind verschanzt, eure Grossen — verschanzt von der Wahrheit hinter ihre eignen Laster, wie hinter Schwerter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich sterben, aber nicht sündigen!

WURM.

Das mag ihm wohl eine Neuigkeit seyn, dem armen verlassenen Mann — « Meine Louise, » sagte er mir, « hat mich zu Boden geworfen! Meine Louise wird mich auch aufrichten. » — Ich eile, Mamsell, ihm die Antwort zu bringen!

(Stellt sich, als ob er ginge.)

LOUISE eilt ihm nach, hält ihn zurück.

Bleiben Sie! Bleiben Sie! Geduld! — Wie flink dieser Satan ist, wenn es gilt, Menschen rasend zu machen! — Ich hab' ihn niedergeworfen. Ich muss ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? Was *muss* ich thun?

WURM.

Es ist nur *ein* Mittel!

LOUISE.

Dieses einzige Mittel?

WURM.

Auch Ihr Vater wünscht —

LOUISE.

Auch mein Vater? — Was ist das für ein Mittel?

WURM.

Es ist Ihnen leicht.

LOUISE.

Ich kenne nichts Schwereres als die Schande.

WURM.

Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

LOUISE.

Von seiner Liebe? Spotten Sie meiner? — *Das* meiner Willkühr zu überlassen, wozu ich gezwungen ward?

WURM.

So ist es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muss zuerst und freiwillig zurücktreten.

LOUISE.

Er wird nicht.

WURM.

So scheint es. Würde man denn wohl seine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

LOUISE.

Kann ich ihn zwingen, dass er mich hassen muss?

WURM.

Wir wollen versuchen! Setzen Sie sich!

LOUISE betreten.

Mensch, Was brütest du?

WURM.

Setzen Sie sich! Schreiben Sie! Hier ist Feder, Papier und Dinte!

LOUISE setzt sich in höchster Beunruhigung.

Was soll ich schreiben? An wen soll ich schreiben?

WURM.

An den Henker Ihres Vaters.

LOUISE.

Ha! du verstehst dich darauf, Seelen auf die Folter zu schrauben!

(Ergreift eine Feder.)

WURM diktirt.

« Gnädiger Herr » —

(Louise schreibt mit zitternder Hand.)

WURM.

« Schon drei unerträgliche Tage sind vorüber — —
» sind vorüber — und wir sahen uns nicht. »

LOUISE stutzt, legt die Feder weg.

An wen ist der Brief?

WURM.

An den Henker Ihres Vaters.

LOUISE.

O mein Gott!

WURM.

« Halten Sie sich deswegen an den Major — an den
» Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus
» hütet. »

LOUISE springt auf.

Büberei, wie noch keine erhört worden! An wen ist der Brief?

WURM.

An den Henker Ihres Vaters.

LOUISE die Hände ringend auf und nieder.

Nein! Nein! Nein! Das ist tyrannisch, o Himmel! Strafe Menschen menschlich, wenn sie dich reizen, aber warum mich zwischen zwei Schrecknisse pressen? Warum zwischen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum diesen blutsaugenden Teufel mir auf den Nacken setzen? — Macht, was ihr wollt! Ich schreibe das nimmermehr!

WURM greift nach dem Hut.

Wie Sie wollen, Mademoiselle! Das steht ganz in Ihrem Belieben.

LOUISE.

Belieben, sagen Sie? In meinem Belieben? — Geh, Barbar! Hänge einen Unglücklichen über den Abgrund der Hölle auf, bitt' ihn um etwas, und lästre Gott, und frag' ihn, ob's ihm, *beliebe*. — O Du weisst allzugut, dass unser Herz an natürlichen Trieben so fest als an Ketten liegt — nunmehr ist Alles gleich! Diktiren Sie weiter! Ich denke nichts mehr. Ich weiche der überlistenden Hölle.

(Sie setzt sich zum Zweitenmal.)

WURM.

« Den ganzen Tag wie ein Argus hütet » — Haben Sie das?

LOUISE.

Weiter! weiter!

WURM.

« Wir haben gestern den Präsidenten im Haus ge-
» habt. Es war possierlich zu sehen, wie der gute
» Major um meine Ehre sich wehrte »

LOUISE.

O schön, schön! o herrlich! — Nur immer fort! —

WURM.

« Ich nahm meine Zuflucht zu einer Ohnmacht —
» zu einer Ohnmacht, dass ich nicht laut lachte.»

LOUISE.

O Himmel!

WURM.

« Aber bald wird mir meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte » —

LOUISE hält inne, steht auf, geht auf und nieder, den Kopf gesenkt, als suche sie was auf dem Boden; dann setzt sie sich wiederum, schreibt weiter.

« Loskommen könnte — »

WURM.

« Morgen hat er den Dienst—Passen Sie ab, wenn
» er von mir geht, und kommen an den bewussten
» Ort » — Haben Sie *bewussten*?

LOUISE.

Ich habe alles.

WURM.

« An den bewussten Ort zu Ihrer zärtlichen
» Louise »

LOUISE.

Nun fehlt die Adresse noch!

WURM.

« An Herrn Hofmarschall von Kalb. »

LOUISE.

Ewige Vorsicht! Ein Name, so fremd meinen Ohren, als meinem Herzen diese schändlichen Zeilen! (*Sie steht auf, und betrachtet eine grosse Pause lang mit starrem Blick das Geschriebene, endlich reicht sie es dem Sekretär, mit erschöpfter hinsterbender Stimme.*) Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerinn!

WURM.

O nein doch! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiselle. Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen. Vielleicht — wer weiss? — Ich könnte mich noch wohl über gewisse Dinge hinwegsetzen — Wahrlich! Bei Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen.

LOUISE blickt ihn starr und durchdringend an.

Reden Sie nicht aus, mein Herr! Sie sind auf dem Wege, sich etwas Entsetzliches zu wünschen.

WURM im Begriff, ihre Hand zu küssen.

Gesetzt, es wäre diese niedliche Hand — Wie so, liebe Jungfer?

LOUISE gross und schrecklich.

Weil ich Dich in der Brautnacht erdrosselte, und mich dann mit Wollust auf's Rad flechten liesse. (*Sie will gehen, kommt aber schnell zurück.*) Sind wir jetzt fertig, mein Herr? Darf die Taube nun fliegen?

WURM.

Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müssen mit mir, und das Sakrament darauf nehmen, diesen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

LOUISE.

Gott! Gott! und du selbst musst das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?

(Wurm zieht sie fort.)

VIERTER AKT.

ERSTE SCENE.

Saal beim Präsidenten.

FERDINAND VON WALTER, *einen offenen Brief in der Hand, kommt stürmisch durch eine Thür, durch eine andre ein* KAMMERDIENER.

FERDINAND.

War kein Marschall da?

KAMMERDIENER.

Herr Major, der Herr Präsident fragen nach Ihnen!

FERDINAND.

Alle Donner! Ich frag', war kein Marschall da?

KAMMERDIENER.

Der gnädige Herr sitzen oben am Pharotische!

FERDINAND.

Der gnädige Herr soll im Namen der ganzen Hölle daher kommen.

(Kammerdiener geht ab.)

ZWEITE SCENE.

FERDINAND *allein.*

(Den Brief durchfliegend, bald erstarrend, bald wüthend herumstürzend.)

Es is nicht möglich! Nicht möglich! Diese himmlische Hülle versteckt kein so *teuflisches* Herz — — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter stiegen, für ihre Unschuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zusammen träten, für ihre Unschuld bürgten — Es ist ihre *Hand* — ein unerhörter ungeheurer Betrug, wie die Menschheit noch keinen erlebte! — *Das* also war's, warum man sich so beharrlich der Flucht widersetzte! — *Darum* — o Gott! jetzt erwach' ich, jetzt enthüllt sich mir Alles! *Darum* gab man seinen Anspruch auf meine Liebe mit so viel Heldenmuth auf, und bald, bald hätte selbst *mich* die himmlische Schminke betrogen! (*Er stürzt rasch durch's Zimmer, dann steht er wieder nachdenkend still.*) Mich so ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leise schüchterne Bebung zu erwiedern, jede feurige Wallung — An der feinsten Unbeschreiblichkeit eines schwebenden Lauts meine Seele zu fassen — Mich zu berechnen in einer Thräne — Auf jeden jähen Gipfel der Leidenschaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem schwindelnden Absturz — Gott! Gott! und Alles das nichts als *Grimasse?* — Grimasse? — O wenn die Lüge eine so haltbare Farbe hat, wie ging es zu, dass sich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unsrer Liebe entdeckte, mit welch überzeugender Täuschung erblasste die Falsche da! Mit welch siegender Würde schlug sie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick fühlte das Weib sich doch schuldig — Was? hielt sie nicht selbst die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Heuchlerinn sinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirst du jetzt führen, Empfindung? Auch Koketten sinken in Ohnmacht. Womit wirst *du* dich rechtfertigen, Unschuld? — Auch Metzen sinken in Ohnmacht.

Sie weiss, was sie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele gesehen. Mein Herz trat beim Erröthen des ersten Kusses sichtbar in meine Augen — und sie empfand nichts? Empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunst? — Da mein glücklicher Wahnsinn den ganzen Himmel in ihr zu umspannen wähnte! meine wildesten Wünsche schwiegen! Vor meinem Gemüthe stand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand sie nichts? fühlte nichts? als ihren Anschlag gelungen? nichts, als ihren Reizen geschmeichelt? Tod und Rache! nichts, als dass ich betrogen sey?

DRITTE SCENE.

DER HOFMARSCHALL *und* FERDINAND.

HOFMARSCHALL in's Zimmer trippelnd.

Sie haben den Wunsch blicken lassen, mein Bester! —

FERDINAND vor sich hin murmelnd.

Einem Schurken den Hals zu brechen. (*Laut.*) Marschall, dieser Brief muss Ihnen bei der Parade aus der Tasche gefallen seyn — und *ich* (*mit boshaftem Lachen*) war zum Glück noch der Finder.

HOFMARSCHALL.

Sie?

FERDINAND.

Durch den lustigsten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

HOFMARSCHALL.

Sie sehen, wie ich erschrecke, Baron! —

FERDINAND.

Lesen Sie! Lesen Sie! (*Von ihm weggehend.*) Bin ich auch schon zum Liebhaber zu schlecht, vielleicht lass ich mich desto besser als Kuppler an.

(Während dass jener lies't, tritt er zur Wand und nimmt zwei Pistolen herunter.)

HOFMARSCHALL wirft den Brief auf den Tisch, und will sich davon machen.

Verflucht!

FERDINAND führt ihn am Arm zurück.

Geduld, lieber Marschall! Die Zeitungen dünken mich angenehm. Ich will meinen Finderlohn haben.

(Hier zeigt er ihm die Pistolen.)

HOFMARSCHALL tritt bestürzt zurück.

Sie werden vernünftig seyn, Bester!

FERDINAND mit starker, schrecklicher Stimme.

Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du bist, in jene Welt zu schicken. (*Er dringt ihm die eine Pistole auf, zugleich zieht er sein Schnupftuch.*) Nehmen Sie! Dieses Schnupftuch da fassen Sie! Ich hab's von der Buhlerinn.

HOFMARSCHALL.

Ueber dem Schnupftuch? Rasen Sie? Wohin denken Sie?

FERDINAND.

Fass dieses End' an, sag' ich! sonst wirst du ja fehl schiessen, Memme! — Wie sie zittert, die Memme! Du solltest Gott danken, Memme, dass du zum Erstenmal etwas in deinen Hirnkasten kriegst. (*Hofmarschall macht sich auf die Beine.*) Sachte! Dafür wird gebeten seyn.

(Er überholt ihn, und riegelt die Thüre.)

HOFMARSCHALL.

Auf dem Zimmer, Baron?

FERDINAND.

Als ob es sich mit dir einen Gang vor den Wall verlohnte? Schatz, so knallt's desto lauter, und das ist ja doch wohl das erste Geräusch, das du in der Welt machst — Schlag' an!

HOFMARSCHALL wischt sich die Stirn.

Und Sie wollen Ihr kostbares Leben so aussetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

FERDINAND.

Schlag' an, sag' ich! Ich habe nichts mehr in dieser Welt zu thun!

HOFMARSCHALL.

Aber ich desto mehr, mein Allervortrefflichster!

FERDINAND.

Du, Bursche? Was, du? — Der Nothnagel zu seyn, wo die *Menschen* sich rar machen? In *Einem* Augenblick siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Register zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn, und der Miethgaul seines Witzes zu seyn? Eben so gut. Ich führe dich, wie irgend ein seltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten, und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen.

HOFMARSCHALL.

Was Sie befehlen, Herr, wie Sie belieben—Nur die Pistolen weg!

FERDINAND.

Wie er da steht, der Schmerzenssohn! — Da steht, dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem undankbaren Schädel wuchert! Diese einzige Unze hätte dem Pavian noch vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernuft macht — Und mit *diesem* ihr Herz zu theilen? — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

HOFMARSCHALL.

O! Gott sey ewig Dank! Er wird witzig.

FERDINAND.

Ich will ihn gelten lassen! Die Toleranz, die der Raupe schont, soll auch diesem zu Gute kommen. Man begegnet ihm, zuckt etwa die Achsel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthschaft des Himmels, der auch mit Träbern und Bodensatz noch Kreaturen speis't; der dem Raben am Hochgericht, und einem Höfling im Schlamme der Majestäten den Tisch deckt — Zuletzt erstaunt man noch über die grosse Polizei der Vorsicht, die auch in der Geisterwelt ihre Blindschleichen und Taranteln zur Ausfuhr des Gifts besoldet — Aber (*indem seine Wuth sich erneuert*) an meine Blume soll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es (*den Marschall fassend, und unsanft herumschütteln*) so und so und wieder so durcheinander quetschen.

HOFMARSCHALL für sich hinseufzend.

O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris! Nur bei diesem nicht!

FERDINAND.

Bube! Wenn sie nicht *rein* mehr ist! Bube! Wenn du *genossest*, wo ich *anbetete!* (*Wüthender*) *schwelgtest*, wo ich einen *Gott* mich fühlte! (*Plötzlich schweigt er, darauf fürchterlich.*) Dir wäre besser, Bube, du flöhest der Hölle zu, als dass dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Bekenne!

HOFMARSCHALL.

Lassen Sie mich los! Ich will Alles verrathen.

FERDINAND.

O! Es muss reizender seyn, mit diesem Mädchen zu *buhlen*, als mit andern noch so *himmlisch zu schwärmen* — Wollte sie ausschweifen, wollte sie, sie könnte den Werth der *Seele* herunter bringen, und die Tugend mit der Wollust verfälschen. (*Dem Marschall die Pistole auf's Herz drückend.*) Wie weit kamst du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

HOFMARSCHALL.

Es ist nichts — ist ja Alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie sind ja betrogen! —

FERDINAND.

Und daran mahnst du mich, Bösewicht? — Wie weit kamst du mit ihr? Du bist des Todes, oder bekenne!

HOFMARSCHALL.

Mon Dieu! Mein Gott! Ich spreche ja — so hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener leiblicher Vater —

FERDINAND grimmiger.

Hat seine Tochter an dich verkuppelt? Und wie weit kamst du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

HOFMARSCHALL.

Sie rasen. Sie hören nicht. Ich sah sie nie. Ich kenne sie nicht. Ich weiss gar nichts von ihr. —

FERDINAND zurücktretend.

Du sahst sie nie? Kennst sie nicht? Weisst gar nichts von ihr? — Die Miller ist *verloren* um deinetwillen; du läugnest sie dreimal in Einem Athem hinweg? — Fort, schlechter Kerl! (*Er giebt ihm mit der Pistole einen Streich und stösst ihn aus dem Zimmer.*) Für Deinesgleichen ist kein Pulver erfunden!

VIERTE SCENE.

FERDINAND *nach einem langen Stillschweigen, worin seine Züge einen schrecklichen Gedanken entwickeln.*

Verloren! Ja, Unglückselige! — *Ich* bin es. *Du* bist es auch. Ja, bei dem grossen Gott! Wenn ich verloren bin, bist du es auch! — Richter der Welt! Fordre sie mir nicht ab! Das Mädchen ist mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Lass mir das Mädchen! — Richter der Welt! Dort winseln Millionen Seelen nach dir — dorthin kehre das Auge deines Erbarmens — mich lass allein machen, Richter der Welt! (*Indem er schrecklich die Hände faltet.*) Sollte der reiche, vermögende Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die schlechteste seiner Schöpfung ist? — Das Mädchen ist mein! Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel! (*Die Augen grass in einen Winkel geworfen.*) Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniss geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser hohles Wimmern in *Eins* geschmolzen — und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusingen ihre Schwüre — Gott! Gott! Die Vermählung ist fürchterlich — aber ewig!

(Er will schnell hinaus. Der Präsident tritt herein.)

FÜNFTE SCENE.

Der PRÄSIDENT *und* FERDINAND.

FERDINAND zurücktretend.

O! — Mein Vater!

PRÄSIDENT.

Sehr gut, dass wir uns finden, mein Sohn! Ich komme, dir etwas Angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiss überraschen wird. Wollen wir uns setzen?

FERDINAND sieht ihn lange Zeit starr an.

Mein Vater! (*Mit stärkerer Bewegung zu ihm gehend und seine Hand fassend.*) Mein Vater! (*Seine Hand küssend, vor ihm niederfallend.*) O mein Vater!

PRÄSIDENT.

Was ist dir, mein Sohn? Steh' auf! Deine Hand brennt und zittert!

FERDINAND mit wilder, feuriger Empfindung.

Verzeihung für meinen Undank, mein Vater! Ich bin ein verworfener Mensch! Ich habe Ihre Güte misskannt! Sie meinten es mit mir so *väterlich* — O! Sie hatten eine weissagende Seele — jetzt ist es zu spät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

PRÄSIDENT heuchelt eine schuldlose Miene.

Steh' auf, mein Sohn! Besinne dich, dass du mir Räthsel sprichst!

FERDINAND.

Diese Miller, mein Vater! — O, Sie kennen den Menschen — Ihre Wuth war damals so gerecht, so edel, so väterlich warm — nur verfehlte der warme Vatereifer des Weges — diese Miller!

PRÄSIDENT.

Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte: Ich bin gekommen, dir abzubitten! —

FERDINAND.

Abbitten an *mir!* — Verfluchen an *mir* — Ihre Missbilligung war Weisheit! Ihre Härte war himmlisches Mitleid — — diese Miller, Vater —

PRÄSIDENT.

Ist ein edles, ein liebes Mädchen! — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

FERDINAND springt erschüttert auf.

Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — und nicht wahr, mein Vater, ein Geschöpf wie die Unschuld? — Und es ist so menschlich, dieses Mädchen zu lieben?

PRÄSIDENT.

Sage so: Es ist Verbrechen, es nicht zu lieben!

FERDINAND.

Unerhört! Ungeheuer! — Und Sie schauen ja doch sonst die Herzen so durch! sahen Sie noch dazu mit Augen des Hasses! — Heuchelei ohne Beispiel—diese Miller, Vater! —

PRÄSIDENT.

Ist es werth, meine Tochter zu seyn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen, und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundsätze weichen deiner Liebe — Sie sey dein!

FERDINAND stürzt fürchterlich aus den Zimmer.

Das fehlte noch! — Leben Sie wohl, mein Vater! (Ab.)

PRÄSIDENT ihm nachgehend.

Bleib! Bleib! Wohin stürmst du? (Ab.)

SECHSTE SCENE.

Ein sehr prächtiger Saal bei der Lady.

LADY und SOPHIE *treten herein.*

LADY.

Also sahst du sie? Wird sie kommen?

SOPHIE.

Diesen Augenblick! Sie war noch im Hausgewand, und wollte sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden.

LADY.

Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherinn zittre ich, die Glückliche zu sehen, die mit meinem Herzen so schrecklich harmonisch fühlt—Und wie nahm sie sich bei der Einladung?

SOPHIE.

Sie schien bestürzt, wurde nachdenkend, sah mich mit grossen Augen an, und schwieg. Ich hatte mich schon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als sie mit einem Blick, der mich ganz überraschte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

LADY sehr unruhig.

Lass mich, Sophie! Beklage mich! Ich muss erröthen, wenn sie nur das gewöhnliche Weib ist, und wenn sie mehr ist, verzagen.

SOPHIE.

Aber, Milady! — Das ist die Laune nicht, eine Nebenbuhlerinn zu empfangen! Erinnern Sie sich, wer Sie sind! Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein stolzeres Herz muss die stolze Pracht Ihres Anblicks erheben!

LADY zerstreut.

Was schwatzt die Närrinn da?

SOPHIE boshaft.

Oder ist es vielleicht Zufall, dass eben heute die kostbarsten Brillanten an Ihnen blitzen? Zufall, dass eben heute der reichste Stoff Sie bekleiden muss — dass Ihre Antichambre von Heiducken und Pagen wimmelt, und das Bürgermädchen im fürstlichen Saal ihres Pallastes erwartet wird.

LADY auf und ab voll Erbitterung.

Verwünscht! Unerträglich! Dass Weiber für Weibesschwächen solche Luchsaugen haben! — — Aber wie tief, wie tief muss ich schon gesunken seyn, dass eine solche Kreatur mich ergründet!

EIN KAMMERDIENER tritt auf.

Mamsell Miller! —

LADY zu Sophien.

Hinweg, du! Entferne dich! (*Drohend, da diese noch zaudert.*) Hinweg! Ich befehl' es! (*Sophie geht ab, Lady macht einen Gang durch den Saal.*) Gut! Recht gut, dass ich in Wallung kam! Ich bin, wie ich wünschte! (*Zum Kammerdiener.*) Die Mamsell mag hereintreten.

(Kammerdiener geht. Sie wirft sich in den Sopha, und nimmt eine vornehm-nachlässige Lage an.)

SIEBENTE SCENE.

LOUISE MILLER (*tritt schüchtern herein, und bleibt in einer grossen Entfernung vor der Lady stehen;* LADY *hat ihr den Rücken zugewandt, und betrachtet sie eine Zeitlang aufmerksam in den gegenüberstehenden Spiegel.*)

(Nach einer Pause.)

LOUISE.

Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle!

LADY dreht sich nach Louisen um, und nickt nur eben mit dem Kopf, fremd und zurückgezogen.

Aha! Ist Sie hier? — Ohne Zweifel die Mamsell — eine gewisse — Wie nennt man Sie doch?

LOUISE etwas empfindlich.

Miller nennt sich mein Vater, und Ihro Gnaden *schickten* nach seiner Tochter! —

LADY.

Recht! Recht! Ich entsinne mich — die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war. (*Nach einer Pause vor sich.*) Sehr interessant, und doch keine Schönheit—(*Laut zu Louisen.*) Trete Sie näher, mein Kind! (*Wieder vor sich.*) Augen, die sich im Weinen übten — Wie lieb' ich sie, diese Augen! (*Wiederum laut.*) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du *fürchtest* mich!

LOUISE gross mit entscheidendem Ton.

Nein, Mylady! Ich verachte das Urtheil der Menge.

LADY vor sich.

Sieh doch! — und diesen Trotzkopf hat sie von *ihm.* (*Laut.*) Man hat Sie mir empfohlen, Mamsell! Sie soll was gelernt haben, und sonst auch zu leben wissen — Nun ja. Ich will's glauben — auch nähm' ich die ganze Welt nicht, einen so warmen Fürsprecher Lügen zu strafen.

LOUISE.

Doch kenn' ich Niemand, Mylady, der sich die Mühe gäbe, mir eine Patroninn zu suchen!

LADY geschraubt.

Mühe um die Klientinn oder Patroninn?

LOUISE.

Das ist mir zu hoch, gnädige Frau!

LADY.

Mehr Schelmerei, als diese offene Bildung vermuthen lässt! Louise nennt Sie sich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

LOUISE.

Sechzehn gewesen.

LADY steht rasch auf.

Nun ist's heraus! Sechzehn Jahre! Der erste Puls dieser Leidenschaft! — Auf dem unberührten Klavier der erste einweihende Silberton. — Nichts ist verführender — Setz' dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen — Und auch er liebt zum Erstenmal — Was Wunder, wenn sich die Strahlen *eines* Morgenroths finden? (*Sehr freundlich, und ihre Hand ergreifend.*) Es bleibt dabei, ich will dein Glück machen, Liebe — Nichts, nichts als die süsse, frühverfliegende Träumerei. (*Louisen auf die Wangen klopfend.*) Meine Sophie heirathet! Du sollst ihre Stelle haben — Sechzehn Jahr! Es kann nicht von Dauer seyn?

LOUISE küsst ihr ehrerbietig die Hand.

Ich danke für diese Gnade, Mylady, *als wenn* ich sie annehmen dürfte.

LADY in Entrüstung zurückfallend.

Man sehe die grosse Dame! Sonst wissen sich Jungfern Ihrer Herkunft noch glücklich, wenn sie Herrschaften finden. — Wo will denn *Sie* hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedlich? Ist es Ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?

LOUISE.

Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!

LADY.

Oder glaubt Sie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geschöpf, wer dir das in den Kopf setzte, mag er seyn, wer er will — er hat euch Beide zum Besten gehabt. Diese Wangen sind nicht im Feuer vergoldet. Was dir dein Spiegel für massiv und ewig verkauft, ist nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muss. — Was werden wir *dann* machen?

LOUISE.

Den Anbeter bedauern, Mylady, der einen *Demant* kaufte, weil er in *Gold* schien gefasst zu seyn.

LADY ohne darauf achten zu wollen.

Ein Mädchen von Ihren Jahren hat immer zwei Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — Die gefällige Geschmeidigkeit des letztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erstern wieder gut. Der eine rügt eine hässliche Blatternarbe. Weit gefehlt, sagt der andere, es ist ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt *jenem* nur, was euch *dieser* gesagt hat, hüpft von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Aussagen beider verwechselt — — Warum begafft Sie mich so?

LOUISE.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war so eben im Begriff, diesen prächtig blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muss, dass seine Besitzerinn so scharf wider Eitelkeit eifert.

LADY erröthend.

Keinen Seitensprung, Lose, — Wenn es nicht die Promessen Ihrer Gestalt sind, was in der Welt könnte Sie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige ist, wo Sie Manieren und Welt lernen kann, der einzige ist, wo Sie sich Ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann.

LOUISE.

Auch meiner bürgerlichen Unschuld, Mylady!

LADY.

Läppischer Einwurf! Der ausgelassenste Bube ist zu verzagt, uns etwas Beschimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht selbst ermunternd entgegen gehn. Zeige Sie, wer Sie ist! Gebe Sie sich Ehre und Würde, und ich sage Ihrer Jugend für alle Versuchung gut.

LOUISE.

Erlauben Sie gnädige Frau, dass ich mich unterstehe, daran zu zweifeln! Die Palläste gewisser Damen sind oft die Freistätten der frechsten Ergetzlichkeit. Wer sollte der Tochter des armen Geigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Pest sich zu werfen, und doch dabei vor der Vergiftung zu schaudern? Wer sollte sich träumen lassen, dass Lady Milford ihrem Gewissen einen ewigen Skorpion halte, dass sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergötzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — — O besser, besser, Sie lassen Himmelsstriche uns trennen — Sie lassen Meere zwischen uns fliessen! — Sehen Sie sich wohl vor, Mylady! — Stunden der Nüchternheit, Augenblicke *der Erschöpfung* könnten sich melden — Schlangen der Reue könnten Ihren Busen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Gesichte Ihres Dienstmädchens die *heitre Ruhe* zu lesen, womit die Unschuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. (*Sie tritt einen Schritt zurück.*) Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte sehr um Vergebung!

LADY in grosser innerer Bewegung herumgehend.

Unerträglich, dass sie *mir* das sagt! Unerträglicher, dass sie recht hat! (*Zu Louisen tretend, und ihr starr in die Augen sehend.*) Mädchen, du wirst mich nicht überlisten! So Warm sprechen *Meinungen* nicht. Hinter diesen Maximen lauert ein feuriges Interesse, das dir meine Dienste besonders abscheulich mahlt — das dein Gespräch so erhitzte — das ich (*drohend*) entdecken muss.

LOUISE gelassen und edel.

Und *wenn* Sie es nun entdecken? Und wenn Ihr verächtlicher Fersenstoss den beleidigten Wurm aufweckte, dem sein Schöpfer gegen Misshandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady! — Die arme Sünderinn auf dem berüchtigten Henkerstuhl lacht zum Weltuntergang. — Mein Elend ist so hoch gestiegen, dass selbst Aufrichtigkeit es nicht mehr vergrössern kann. (*Nach einer Pause, sehr ernsthaft.*) Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reissen. Ich will sie nicht zergliedern, diese verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Mylady bewegen konnte, mich für die Thörinn zu halten, die über ihre Herkunft erröthet? Was Sie berechtigen konnte, sich zur Schöpferinn meines Glücks aufzuwerfen, ehe Sie noch wussten, ob ich mein Glück auch von Ihren Händen empfangen wolle? — Ich hatte meinen ewigen Anspruch auf die Freuden der Welt zerrissen. — Ich hatte dem Glück seine Uebereilung vergeben — Warum mahnen Sie mich auf's Neue an dieselbe? — Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, dass nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam barmherzig seyn? — Wie kommt es, Mylady, dass Ihr gepriesenes Glück das *Elend* so gern um Neid und Bewunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie? — O! so gönnen Sie mir doch lieber eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbarischen Loos versöhnt. — Fühlt sich doch das Insekt in einem Tropfen Wassers so selig,

als wär' es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Wallfische spielen! — — Aber *glücklich* wollen Sie mich ja wissen? (*Nach einer Pause plötzlich zur Lady hintretend und mit Ueberraschung sie fragend.*) Sind Sie glücklich, Mylady? (*Diese verlässt sie schnell und betroffen, Louise folgt ihr, und hält ihr die Hand vor den Busen.*) Hat dieses Herz auch die lachende Gestalt Ihres Standes? Und wenn wir jetzt Brust gegen Brust, und Schicksal gegen Schicksal auswechseln sollten — und wenn ich in kindlicher Unschuld — und wenn ich auf Ihr gewissen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — Würden Sie mir wohl zu dem Tausche rathen?

LADY heftig bewegt in den Sopha sich werfend.

Unerhört! Unbegreiflich! Nein, Mädchen! Nein! Diese Grösse hast du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen *Vater* ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen *andern* Lehrer —

LOUISE fein und scharf ihr in die Augen sehend.

Es sollte mich doch wundern, Mylady, wenn Sie *jetzt* erst auf diesen Lehrer fielen, und doch *vorhin* schon eine Kondition für mich wussten!

LADY springt auf.

Es ist nicht auszuhalten! — Ja denn! weil ich dir doch nicht entwischen kann. Ich kenn' ihn — weiss Alles — weiss mehr, als ich wissen mag! (*Plötzlich hält sie inne, darauf mit einer Heftigkeit, die nach und nach bis beinahe zum Toben steigt.*) Aber wag' es, Unglückliche — wag' es, ihn jetzt noch zu lieben, oder von ihm geliebt zu werden! — Was sage ich? — Wag' es, an ihn zu denken, oder einer von seinen Gedanken zu seyn — Ich bin *mächtig*, Unglückliche — *fürchterlich* — so wahr Gott lebt! Du bist verloren!

LOUISE standhaft.

Ohne Rettung, Mylady, sobald Sie ihn zwingen, das er Sie *lieben* muss.

LADY.

Ich verstehe dich — aber er *soll* mich nicht lieben! Ich will über diese schimpfliche Leidenschaft siegen, mein Herz unterdrücken, und das deinige zermalmen — Felsen und Abgründe will ich zwischen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel geh'n; mein Name soll eure Küsse, wie ein Gespenst Verbrecher, aus einander scheuchen; deine junge blühende Gestalt unter seiner Umarmung welk, wie eine Mumie, zusammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber *Du* sollst es auch nicht werden — Wisse das, Elende! Seligkeit zerstören ist auch Seligkeit!

LOUISE.

Eine Seligkeit, um die man Sie schon gebracht hat, Mylady! Lästern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie sind nicht fähig, das auszuüben, was Sie so drohend auf mich herabschwören! Sie sind nicht fähig, ein Geschöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als dass es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieser Wallung willen, Mylady!

LADY die sich jetzt gefasst hat.

Wo bin ich? Wo war ich? Was hab' ich merken lassen? *Wem* hab' ich's merken lassen? — O Louise, edle, grosse, göttliche Seele! Vergib einer Rasenden — Ich will dir kein Haar kränken, mein Kind! Wünsche! Fordre! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Freundinn, deine Schwester will ich seyn — Du bist arm — Sieh! (*Einige Brillanten herunternehmend.*) Ich will diesen Schmuck verkaufen — meine Garderobe, Pferde und Wagen verkaufen — *Dein* sey Alles, aber — entsag' ihm!

LOUISE tritt zurück voll Befremdung.

Spottet sie einer Verzweifelnden, oder sollte sie an der barbarischen That im Ernst keinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldinn geben, und meine Ohnmacht zu einem Verdienst aufputzen. (*Sie steht eine Weile gedankenvoll, dann tritt sie näher zur Lady, fasst ihre Hand, und sieht sie starr und bedeutend an.*) Nehmen Sie ihn denn hin, Mylady! — — *Freiwillig* tret' ich Ihnen ab den Mann, den man mit Haken der Hölle von meinem blutenden Herzen riss. — — Vielleicht wissen Sie es selbst nicht, Mylady, aber *Sie* haben den Himmel zweier Liebenden geschleift, von einander gezerrt zwei Herzen, die *Gott* an einander band; zerschmettert ein Geschöpf, das *ihm* nahe ging, wie Sie, das er zur Freude schuf, wie Sie, das ihn gepriesen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preisen wird — Lady! In's Ohr des Allwissenden schreit auch der letzte Krampf des zertretenen Wurms — Es wird ihm nicht gleichgültig seyn, wenn man Seelen in seinen Händen mordet! Jetzt ist er *Ihnen!* Jetzt, Mylady, nehmen Sie ihn hin! Rennen Sie in seine Arme! Reissen Sie ihn zum Altar — Nur vergessen Sie nicht, dass zwischen Ihren Brautkuss das *Gespenst* einer *Selbstmörderinn* stürzen wird — Gott wird barmherzig seyn — Ich kann mir nicht anders helfen!

(Sie stürzt hinaus.)

ACHTE SCENE.

LADY *allein.*

(Steht erschüttert und ausser sich, den starren Blick nach der Thür gerichtet, durch welche Louise weggeeilt, endlich erwacht sie aus ihrer Betäubung.)

Wie war das? Wie geschah mir? Was sprach die Unglückliche? — Noch, o Himmel! Noch zerreissen sie mein Ohr, die fürchterlichen, mich verdammenden Worte: *Nehmen Sie ihn hin!* — *Wen*, Unglückselige? Das Geschenk deines Sterberöchelns — das schauervolle Vermächtniss deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich so tief gesunken — so plötzlich von allen Thronen meines Stolzes herabgestürzt, dass ich heisshungrig erwarte, was einer Bettlerinn Grossmuth aus ihrem letzten Todeskampfe mir zuwerfen wird? — *Nehmen Sie ihn hin!* und das spricht sie mit einem Tone, begleitet sie mit einem Blicke — — Ha! Emilie! Bist du *darum* über die Gränzen deines Geschlechts weggeschritten? Musstest du *darum* um den prächtigen Namen des grossen brittischen *Weibes* buhlen, dass das prahlende Gebäude deiner *Ehre* neben der höheren Tugend einer verwahrlos'ten Bürgerdirne versinken soll? — Nein, stolze Unglückliche! Nein! *Beschämen* lässt sich Emilie Milford! — Doch *beschimpfen* nie! Auch ich habe Kraft, zu entsagen! (*Mit majestätischen Schritten auf und nieder.*) Verkrieche dich jetzt, weiches, leidendes Weib! — — Fahret hin, süsse goldene Bilder der Liebe — Grossmuth allein sey jetzt meine Führerinn! — — Dieses liebende Paar ist verloren, oder Milford muss ihren Ansprach vertilgen, und im Herzen des Fürsten erlöschen! (*Nach einer Pause, lebhaft.*) Es ist geschehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniss — zerbrochen alle Bande zwischen mir und dem Herzog, gerissen aus meinem Busen diese wüthende Liebe! — — In deine Arme werf' ich mich, Tugend! — Nimm sie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir so wohl ist! Wie ich auf einmal so leicht, so gehoben mich fühle! — Gross, wie eine fallende Sonne, will ich heut vom Gipfel meiner Hoheit heruntersinken, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner

Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in diese stolze Verweisung. (*Entschlossen zum Schreibpult gehend.*) Jetzt gleich muss es geschehen — jetzt auf der Stelle, ehe die Reize des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

(Sie setzt sich nieder, und fängt an zu schreiben.)

NEUNTE SCENE.

LADY. *Ein* KAMMERDIENER. SOPHIE, *hernach der* HOFMARSCHALL, *zuletzt* BEDIENTE.

KAMMERDIENER.

Hofmarschall von Kalb stehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

LADY in der Hitze des Schreibens.

Auftaumeln wird sie, die fürstliche Drahtpuppe! Freilich! Der Einfall ist auch drollig genug, so eine durchlauchtige Hirnschale auseinander zu treiben. — Seine Hofschranzen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

KAMMERDIENER und SOPHIE.

Der Hofmarschall, Mylady! —

LADY dreht sich um.

Wer? Was? — Desto besser! Diese Sorte von Geschöpfen ist zum Sacktragen auf der Welt. Er soll mir willkommen seyn.

(Kammerdiener geht ab.)

SOPHIE ängstlich näher kommend.

Wenn ich nicht fürchten müsste, Mylady, es wäre Vermessenheit. (*Lady schreibt hitzig fort.*) Die Miller stürzte ausser sich durch den Vorsaal — Sie glühen — Sie sprechen mit sich selbst. (*Lady schreibt immer fort.*) Ich erschrecke — Was muss geschehen seyn?

HOFMASCHALL tritt herein, macht dem Rücken der Lady tausend Verbeugungen; da sie ihn nicht bemerkt, kommt er näher, stellt sich hinter ihren Sessel, sucht den Zipfel ihres Kleides wegzukriegen, und drückt einen Kuss darauf, mit furchtsamen Lispeln.

Serenissimus —

LADY indem sie Sand streut, und das Geschriebene durchlieht.

Er wird mir schwarzen Undank zur Last legen — Ich war eine Verlassene. Er hat mich aus dem Elend gezogen — Aus dem Elend? — Abscheulicher Tausch! — Zerreisse deine Rechnung, Verführer! Meine ewige *Schamröthe* bezahlt sie mit Wucher.

HOFMARSCHALL nachdem er die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat.

Mylady scheinen etwas distrait zu seyn — Ich werde mir wohl selbst die Kühnheit erlauben müssen. (*Sehr laut.*) Serenissimus schicken mich, Mylady, zu fragen, ob diesen Abend Vauxhall seyn werde, oder deutsche Komödie?

LADY lachend aufstehend.

Eins von beiden, mein Engel! — Unterdessen bringen Sie Ihrem Herzog diese Karte zum Dessert! (*Gegen Sophien.*) Du, Sophie, befiehlst, dass man anspannen soll, und rufst meine ganze Garderobe in diesen Saal zusammen. —

SOPHIE geht ab voll Bestürzung.

O Himmel! Was ahnet mir? Was wird das noch werden?

HOFMARSCHALL.

Sie sind echauffirt, meine Gnädige?

LADY.

Um so weniger wird hier gelogen seyn — Hurrah, Herr Hofmarschall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kuppler! (*Da der Marschall einen zweifelhaften Blick auf den Zettel wirft.*) Lesen Sie, lesen Sie! Es ist mein Wille, dass der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe!

HOFMARSCHALL lies't; unterdessen sammeln sich die Bedienten der Lady im Hintergrund.

« GNÄDIGSTER HERR!
» Ein Vertrag, den *Sie* so leichtsinnig brachen,
» kann *mich* nicht mehr binden. Die Glückseligkeit
» Ihres Landes war die Bedingung meiner Liebe. Drei
» Jahre währte der Betrug. Die Binde fällt mir von
» den Augen. Ich verabscheue Gunstbezeugungen, die
» von den Thränen der Unterthanen triefen. — Schen-
» ken Sie die Liebe, die *ich* Ihnen nicht mehr erwie-
» dern kann, Ihrem weinenden Lande, und lernen
» von einer *brittischen Fürstinn* Erbarmen gegen Ihr
» *deutsches* Volk. In einer Stunde bin ich über der
» Gränze.

JOHANNA NORFOLK. »

ALLE BEDIENTE murmeln bestürzt durch einander.

Ueber der Gränze?

HOFMARSCHALL legt die Karte erschrocken auf den Tisch.

Behüte der Himmel, meine Beste und Gnädige! Dem Ueberbringer müsste der Hals eben so jucken, als der Schreiberinn.

LADY.

Das is deine Sorge, du Goldmann! — Leider weiss ich es, dass du und deinesgleichen am Nachbeten dessen, was Andre gethan haben, erwürgen! — *Mein* Rath wäre, man backte den Zettel in eine Wildpretpastete, so fänden ihn Serenissimus auf dem Teller —

HOFMARSCHALL.

Ciel! Diese Vermessenheit! So erwägen Sie doch, so bedenken Sie doch, wie sehr Sie sich in Disgrace setzen, Lady!

LADY wendet sich zu der versammelten Dienerschaft, und spricht das Folgende mit der innigsten Rührung.

Ihr steht bestürzt, gute Leute, erwartet angstvoll, wie sich das Räthsel entwickeln wird? — Kommt näher, meine Lieben! — Ihr dientet mir redlich und warm, sahet mir öfter in die Augen, als in die Börse; euer Gehorsam war eure Leidenschaft, euer Stolz — meine Gnade! — — Dass das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniss meiner Erniedrigung seyn muss! Trauriges Schicksal, das meine schwärzesten Tage eure glücklichen waren! (*Mit Thränen in den Augen.*) Ich entlasse euch, meine Kinder! — — Lady Milford ist nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm, ihre Schuld abzutragen — Mein Schatzmeister stürze meine Schatulle unter euch — Dieser Pallast bleibt dem Herzog — Der Aermste von euch wird reicher von hinnen gehen, als seine Gebieterinn. (*Sie reicht ihre Hände hin, die Alle nach einander mit Leidenschaft küssen.*) Ich *verstehe* euch, meine Guten — Lebt wohl! Lebt ewig wohl!! (*Fasst sich aus ihrer Beklemmung.*) Ich höre den Wagen vorfahren. (*Sie reisst sich los, will hinaus, der Hofmarschall verrennt ihr den Weg.*) Mann des Erbarmens! stehst du noch immer da?

HOFMARSCHALL der diese ganze Zeit über mit einem Geistesbankerott auf den Zettel sah.

Und dieses Billet soll ich Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht zu höchsteigenen Händen geben?

LADY.

Mann des Erbarmens! zu höchsteigenen Händen, und sollst melden zu höchsteigenen Ohren, weil ich nicht barfuss nach Loretto könne, so werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben.

(Sie eilt ab. Alle Uebrigen gehen sehr bewegt aus einander.)

FÜNFTER AKT.

(Abends zwischen Licht in einem Zimmer beim Musikanten.)

ERSTE SCENE.

LOUISE *sitzt stumm und ohne sich zu rühren in dem finstern Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm gesunken. Nach einer grossen und tiefen Pause kommt* MILLER *mit einer Handlaterne, leuchtet ängstlich im Zimmer herum, ohne Louise zu bemerken, dann legt er den Hut auf den Tisch, und setzt die Laterne nieder.*

MILLER.

Hier ist sie auch nicht! Hier wieder nicht. — Durch alle Gassen bin ich gezogen, bei allen Bekannten bin ich gewesen, auf allen Thoren hab' ich gefragt — Mein Kind hat man nirgends gesehen! (*Nach einigem Stillschweigen.*) Geduld, armer, unglücklicher Vater! Warte ab, bis es Morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann an's Ufer geschwommen.— Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttisch an diese Tochter hing? — *Die* Strafe ist hart. Himmlischer Vater, hart! Ich will nicht murren, himmlischer Vater, aber die Strafe ist hart!

(Er wirft sich gramvoll in einen Stuhl.)

LOUISE spricht aus dem Winkel.

Du thust recht, armer alter Mann! Lerne bei Zeit noch verlieren.

MILLER springt auf.

Bist du da, mein Kind? Bist du? — Aber warum denn so einsam und ohne Licht?

LOUISE.

Ich bin darum doch nicht einsam. Wenn's so recht schwarz wird um mich herum, hab' ich meine besten Besuche.

MILLER.

Gott bewahre dich! Nur der Gewissenswurm schwärmt mit der Eule. Sünder und böse Geister scheuen das Licht.

LOUISE.

Auch die *Ewigkeit*, Vater, die mit der Seele ohne Gehülfen redet!

MILLER.

Kind! Kind! Was für Reden sind das?

LOUISE steht auf und kommt vorwärts.

Ich hab' einen harten Kampf gekämpft! Er weiss es, Vater! Gott gab mir Kraft! Der Kampf ist entschieden! Vater, man pflegt unser Geschlecht zart und zerbrechlich zu nennen! Glaub' Er das nicht mehr! Vor einer Spinne schütteln wir uns, aber das schwarze Ungeheuer *Verwesung* drücken wir im Spass in die Arme! Dieses zur Nachricht, Vater! Seine Louise ist lustig!

MILLER.

Höre, Tochter! Ich wollte, du heultest. Du gefielst mir besser.

LOUISE.

Wie ich ihn überlisten will, Vater! Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe ist schlauer, als die Bosheit, und kühner — das hat er nicht gewusst, der Mann mit dem traurigen Stern — O! sie sind pfiffig, so lang sie es nur mit dem Kopf zu thun haben; aber sobald sie mit dem Herzen anbinden, werden die Bösewichter dumm — — Mit einem Eid gedachte er seinen Betrug zu versiegeln! Eide, Vater, binden wohl die Lebendigen, im Tode schmilzt auch der Sakramente eisernes Band! Ferdinand wird seine Louise kennen! — Will Er mir dies Billet besorgen, Vater? Will Er so gut seyn?

MILLER.

An wen, meine Tochter?

LOUISE.

Seltsame Frage! Die Unendlichkeit und mein Herz haben mit einander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an *ihn* — Wann hätt' ich denn wohl an sonst Jemand schreiben sollen?

MILLER unruhig.

Höre, Louise! Ich erbreche den Brief!

LOUISE.

Wie Er will, Vater! — aber Er wird nicht klug daraus werden. Die Buchstaben liegen wie kalte Leichname da, und leben nur Augen der Liebe.

MILLER lies't.

« Du bist verrathen, Ferdinand! — Ein Bubenstück ohne Beispiel zerriss den Bund unsrer Herzen, aber ein schrecklicher Schwur hat meine Zunge gebunden, und dein Vater hat überall seine Horcher gestellt. Doch, wenn du Muth hast, Geliebter! — Ich weiss einen dritten Ort, wo kein Eidschwur mehr bindet, und wohin ihm kein Horcher geht. »

(Miller hält inne, und sieht ihr ernsthaft in's Gesicht.)

LOUISE.

Warum sieht Er mich so an? Les' Er doch ganz aus, Vater!

MILLER.

« Aber Muth genug musst du haben, eine finstre Strasse zu wandeln, wo dir nichts leuchtet, als deine Louise und Gott. — Ganz nur *Liebe* musst du kommen, daheim lassen alle deine Hoffnungen, und alle deine brausenden Wünsche; nichts kannst du brauchen, als dein Herz. Willst du — so brich auf, wenn die Glocke den zwölften Streich thut auf dem Karmeliterthum. Bangt dir — so durchstreiche das Wort *stark* vor deinem Geschlechte, denn ein Mädchen hat dich zu Schanden gemacht.» (*Miller legt das Billet nieder, schaut lange mit einem schmerzlichen, starren Blick vor sich hinaus, endlich kehrt er sich gegen sie, und sagt mit leiser gebrochener Stimme.*) Und dieser dritte Ort, meine Tochter?

LOUISE.

Er kennt ihn nicht, Er kennt ihn wirklich nicht, Vater! — Sonderbar! Der Ort ist zum Finden gemahlt. Ferdinand wird ihn finden.

MILLER.

Hum! Rede deutlicher!

LOUISE.

Ich weiss so eben kein liebliches Wort dafür. — Er muss nicht erschrecken, Vater, wenn ich Ihm ein hässliches nenne. Dieser Ort — O warum hat die Liebe nicht Namen erfunden? Den schönsten hätte sie diesem gegeben. Der dritte Ort, guter Vater — aber Er muss mich ausreden lassen. — Der dritte Ort ist das *Grab.*

MILLER zu einem Sessel hinwankend.

O mein Gott!

LOUISE geht auf ihn zu und hält ihn.

Nicht doch, mein Vater! Das sind nur Schauer, die sich um das Wort herum lagern. — Weg mit diesem, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen seinen goldnen Teppich breitet, und die Frühlinge ihre bunten Guirlanden streuen. Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe schelten; es ist ein holder, niedlicher Knabe, blühend, wie sie den Liebesgott mahlen, aber so tückisch nicht — ein stiller dienstbarer Genius, der der erschöpften Pilgerinn Seele

den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenschloss der ewigen Herrlichkeit aufschliesst, freundlich nickt, und verschwindet.

MILLER.

Was hast du vor, meine Tochter? — Du willst eigenmächtig Hand an dich legen?

LOUISE.

Nenn' Er es nicht so, mein Vater! Eine Gesellschaft räumen, wo ich nicht wohl gelitten bin. — An einen Ort vorausspringen, den ich nicht länger missen kann — Ist denn das Sünde?

MILLER.

Selbstmord ist die abscheulichste, mein Kind! — Die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen.

LOUISE bleibt starr stehen.

Entsetzlich! — Aber so rasch wird es doch nicht gehn. Ich will in den Fluss springen, Vater, und im *Hinuntersinken* Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten!

MILLER.

Das heisst, du willst den Diebstahl bereuen, sobald du das Gestohlene in Sicherheit weisst. — Tochter! Tochter! Gib Acht, dass du Gottes nicht spottest, wenn du seiner am meisten vonnöthen hast. O! es ist weit, weit mit dir gekommen! — Du hast dein Gebet aufgegeben, und der Barmherzige zog seine Hand von dir!

LOUISE.

Ist *Lieben* denn Frevel, mein Vater?

MILLER.

Wenn du Gott liebst, wirst du nie bis zum Frevel lieben. — — Du hast mich tief gebeugt, meine Einzige! tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt — Doch, ich will dir dein Herz nicht noch schwerer machen. — Tochter, ich sprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu seyn. Du hast mich behorcht; und warum sollt' ich's noch länger geheim halten? Du warst mein Abgott! Höre, Louise, wenn du noch Platz für das Gefühl eines Vaters hast. — Du warst mein Alles! Jetzt verthust du nichts mehr von deinem Eigenthum. Auch ich habe Alles zu verlieren! Du siehst, mein Haar fängt an grau zu werden. Die Zeit meldet sich allgemach bei mir, wo uns Vätern die Kapitale zu statten kommen, die wir im Herzen unsrer Kinder anlegten. — Willst du mich darum betrügen, Louise? Wirst du dich mit Hab' und Gut deines Vaters auf und davon machen?

LOUISE küsst seine Hand mit der heftigsten Rührung.

Nein, mein Vater! Ich gehe als seine grosse Schuldnerinn aus der Welt, und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezahlen.

MILLER.

Gib Acht, ob du dich da nicht verrechnest, mein Kind! (*Sehr ernst und feierlich.*) Werden wir uns dort wohl noch finden? — — Sieh! Wie du blass wirst! — Meine Louise begreift es von selbst, dass ich sie in jener Welt nicht wohl mehr einholen kann, weil ich nicht so früh dahin eile, wie sie. (*Louise stürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drückt sie mit Feuer an seine Brust und fährt fort mit beschwörender Stimme.*) O Tochter! Tochter! gefallene, vielleicht schon verlorne Tochter! Beherzige das ernsthafte Vaterwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Messer nehmen, du kannst dich mit einer Stricknadel tödten. Vor Gift kann ich dich bewahren, du kannst dich mit einer Schnur Perlen erwürgen. — Louise — Louise — nur warnen kann ich dich noch. — Willst du es darauf ankommen lassen, dass dein treuloses Gaukelbild auf der schrecklichen Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? — Willst du dich vor des Allwissenden Thron mit der Lüge wagen: *Deinetwegen*, Schöpfer, bin ich da — wenn deine strafbaren Augen ihre sterbliche Puppe suchen? — Und wenn dieser zerbrechliche Gott deines Gehirns, jetzt Wurm wie du, zu den Füssen deines Richters sich windet! deine gottlose Zuversicht in diesem schwankenden Augenblick Lügen straft und deine betrogenen Hoffnungen an die ewige Erbarmung verweis't, die der Elende für sich selbst kaum erflehen kann — wie dann? (*Nachdrücklicher, lauter.*) Wie dann, Unglückselige? (*Er hält sie fester, blickt sie eine Weile starr und durchdringend an, dann verlässt er sie schnell.*) Jetzt weiss ich nichts mehr — (*mit aufgehobener Rechte*) stehe dir, Gott der Richter! für diese Seele nicht mehr. Thu' was du willst. Bringe deinem schlanken Jüngling ein Opfer, dass deine Teufel jauchzen, und deine guten Engel zurücktreten. — Zieh' hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch diese, die letzte, die entsetzlichste auf, und wenn die Last noch zu leicht ist, so mache mein Fluch das Gewicht vollkommen. — Hier ist ein Messer — durchstich dein Herz, und (*indem er lautweinend fortstürzen will*) das Vaterherz!

LOUISE springt auf und eilt ihm nach.

Halt! Halt! O mein Vater! — Dass die Zärtlichkeit noch barbarischer zwingt, als Tyrannenwuth! — Was soll ich? Ich kann nicht! Was muss icht thun?

MILLER.

Wenn die Küsse deines Majors heisser brennen, als die Thränen deines Vaters — stirb!

LOUISE nach einem qualvollen Kampf mit einiger Festigkeit.

Vater! Hier ist meine Hand! Ich will — Gott! Gott! Was thu' ich? Was will ich? Vater, ich schwöre — Wehe mir! wehe! Verbrecherinn, wohin ich mich neige! — Vater, es sey! — Ferdinand — Gott sieht herab! — So zernicht' ich sein letztes Gedächtniss.

(Sie zerreisst ihren Brief.)

MILLER stürzt ihr freudetrunken an den Hals.

Das ist meine Tochter! Blick' auf! Um einen Liebhaber bist du leichter, dafür hast du einen glücklichen Vater gemacht. (*Unter Lachen und Weinen sie umarmend.*) Kind! Kind, dass ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiss, wie ich schlechter Mann zu diesem Engel gekommen bin! — Meine Louise, mein Himmelreich! O Gott! ich verstehe ja wenig vom Lieben, aber dass es eine Qual seyn muss, aufzuhören — so was begreif' ich noch!

LOUISE.

Doch hinweg aus dieser Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Gespielinnen meiner spotten, und mein guter Name dahin ist auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich so viele Spuren der verlorenen Seligkeit anreden. Weg, wenn es möglich ist!

MILLER.

Wohin du nur willst, meine Tochter! Das Brot unsers Herrgotts wächst überall, und Ohren wird er auch meiner Geige bescheren. Ja! Lass auch Alles dahingehn. — Ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriss — wir betteln mit der Ballade von Thür zu Thür, und das Almosen wird köstlich schmecken von den Händen der Weinenden. —

ZWEITE SCENE.

FERDINAND *zu den* VORIGEN.

LOUISE wird ihn zuerst gewahr, und wirft sich Millern laut schreiend um den Hals.

Gott! Da ist er! Ich bin verloren!

MILLER.

Wo? Wer?

LOUISE zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Major, und drückt sich fester an ihren Vater.

Er! Er selbst! — Seh' Er nur um sich, Vater! — Mich zu ermorden, ist er da!

MILLER erblickt ihn, fährt zurück.

Was? Sie hier, Baron?

FERDINAND kommt langsam näher, bleibt Louisen gegenüber stehn, und lässt den starren, forschenden Blick auf ihr ruhen, nach einer Pause.

Ueberraschtes Gewissen, habe Dank! — Dein Bekenntniss ist schrecklich, aber schnell und gewiss, und erspart mir die Folterung! — Guten Abend, Miller!

MILLER.

Aber um Gotteswillen! Was wollen Sie, Baron? Was führt sie her? Was soll dieser Ueberfall?

FERDINAND.

Ich weiss eine Zeit, wo man den Tag in seine Sekunden zerstückte, wo Sehnsucht nach mir sich an die Gewichte der zögernden Wanduhr hing, und auf den Aderschlag lauerte, unter dem ich erscheinen sollte. — Wie kommt's, dass ich jetzt überrasche?

MILLER.

Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menschlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie die nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vorgeben, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblick länger! Der Segen war fort aus meiner Hütte, sobald Sie einen Fuss darein setzten. — Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo sonst nur die Freude zu Hause war. Sind Sie *noch* nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch *wühlen*, die Ihre unglückliche Bekanntschaft meinem einzigen Kinde schlug?

FERDINAND.

Wunderlicher Vater, jetzt komm' ich ja, deiner Tochter etwas Erfreuliches zu sagen!

MILLER.

Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Geh', Unglücksbote! Dein Gesicht schimpft deine Waare.

FERDINAND.

Endlich ist es erschienen, das Ziel meiner Hoffnung! Lady Milford, das furchtbarste Hinderniss unsrer Liebe, floh diesen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schicksal lässt nach, uns zu verfolgen. Unsre glücklichen Sterne gehen auf. — Ich bin jetzt da, mein gegebenes Wort einzulösen, und meine Braut zum Altare abzuholen.

MILLER.

Hörst du ihn, meine Tochter? Hörst du ihn sein Gespötte mit deinen getäuschten Hoffnungen treiben? O wahrlich, Baron! Es steht dem Verführer so schön, an seinem Verbrechen seinen Witz noch zu kitzeln.

FERDINAND.

Du glaubst, ich scherze? Bei meiner Ehre nicht! meine Aussage ist *wahr*, wie die Liebe meiner Louise, und heilig will ich sie halten, wie sie ihre Eide — Ich kenne nichts Heiligeres — Noch zweifelst du? Noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen meiner schönen Gemahlinn? Sonderbar! die Lüge muss hier gangbare Münze seyn, wenn die Wahrheit so wenig Glauben findet. Ihr misstraut meinen Worten? So glaubt diesem schriftlichen Zeugniss.

(Er wirft Louisen den Brief an den Marschall zu. Louise schlägt ihn aus einander, und sinkt leichenblass nieder.)

MILLER ohne das zu bemerken, zum Major.

Was soll das bedeuten, Baron? Ich verstehe Sie nicht!

FERDINAND führt ihn zu Louisen hin.

Desto besser hat mich *diese* verstanden!

MILLER fällt an ihr nieder.

O Gott! meine Tochter!

FERDINAND.

Bleich, wie der Tod! — Jetzt erst gefällt sie mir, deine Tochter! So schön war sie nie, die fromme rechtschaffene Tochter — Mit diesem Leichengesicht — — Der Athem des Weltgerichts, der den Firniss von jeder Lüge streift, hat jetzt die Schminke verblasen, womit die Tausendkünstlerinn auch die Engel des Lichts hintergangen hat. — Es ist ihr schönstes Gesicht! Es ist ihr *erstes wahres* Gesicht! Lass mich es küssen!

(Er will auf sie zugehen.)

MILLER.

Zurück! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe! Vor deinen Liebkosungen konnt' ich sie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Misshandlungen.

FERDINAND.

Was willst du, Graukopf? Mit dir hab' ich nichts zu schaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das so offenbar verloren ist — oder bist du auch vielleicht klüger, als ich dir zugetraut habe? Hast du die Weisheit deiner sechzig Jahre zu den Buhlschaften deiner Tochter geborgt, und dies ehrwürdige Haar mit dem Gewerb eines Kupplers geschändet? — O! wenn das *nicht* ist, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder, und stirb — Noch ist es Zeit. Noch kannst du in dem süssen Taumel entschlafen: Ich war ein glücklicher Vater! — Einen Augenblick später, und du schleuderst die giftige Natter ihrer höllischen Heimath zu, verfluchst das Geschenk und den Geber, und fährst mit der Gotteslästerung in die Grube. (*Zu Louisen.*) Sprich, Unglückselige! Schriebst du diesen Brief?

MILLER warnend zu Louisen.

Um Gotteswillen, Tochter! Vergiss nicht! Vergiss nicht!

LOUISE.

O dieser Brief, mein Vater! —

FERDINAND.

Dass er in die unrechten Hände fiel? — Gepriesen sey mir der Zufall, er hat grössere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft, und wird besser bestehn an jenem Tag, als der Witz aller Weisen. — Zufall, sag' ich? — O die Vorsehung ist dabei, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvt werden soll? — Antwort will ich! — Schriebst du diesen Brief?

MILLER seitwärts zu ihr mit Beschwörung.

Standhaft, meine Tochter! Nur noch das einzige *Ja*, und Alles ist überwunden.

FERDINAND.

Lustig! Lustig! Auch der Vater betrogen! Alles betrogen! Nun sieh, wie sie da steht, die Schändliche, und selbst ihre Zunge nun ihrer letzten Lüge den Gehorsam aufkündigt! Schwöre bei Gott! Bei dem fürchterlich Wahren! Schriebst du diesen Brief?

LOUISE nach einem qualvollen Kampf, worin sie durch Blicke mit ihrem Vater gesprochen hat, fest und entscheidend.

Ich schrieb ihn!

FERDINAND bleibt erschrocken stehn.

Louise! — Nein! So wahr meine Seele lebt! Du lügst — Auch die Unschuld bekennt sich auf der Folterbank zu Freveln, die sie nie beging — Ich fragte zu heftig — Nicht wahr, Louise? — Du bekanntest nur, weil ich heftig fragte?

LOUISE.

Ich bekannte, was wahr ist.

FERDINAND.

Nein, sag' ich! Nein! Nein! Du schriebst nicht. Es ist deine Hand gar nicht — Und wäre sie's, warum sollten Handschriften schwerer nachzumachen seyn, als Herzen zu verderben? Rede mir wahr, Louise! — Oder nein, nein, thu' es nicht, du könntest Ja sagen, und ich wär' verloren. — Eine Lüge, Louise! eine Lüge! — O — wenn du jetzt eine wüsstest, mir hinwürfest mit der offenen Engelmiene, nur mein Ohr, nur mein Auge überredetest, dieses Herz auch noch so abscheulich täuschtest — O Louise! Alle Wahrheit möchte dann mit *diesem* Hauch aus der Schöpfung wandern, und die gute Sache ihren starren Hals von nun an zu einem höfischen Bückling beugen! (*Mit scheuem bebendem Ton.*) Schriebst du diesen Brief?

LOUISE.

Bei Gott! Bei dem fürchterlich Wahren! Ja! —

FERDINAND nach einer Pause, im Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Weib! Weib! — Das Gesicht, mit dem du *jetzt* vor mir stehst! — Theile mit diesem Gesicht Paradiese aus, du wirst selbst im Reich der Verdammniss keinen Käufer finden — Wusstest du, was du mir warst, Louise? Unmöglich! Nein! Du wusstest nicht, dass du mir *Alles* warst! Alles! — Es ist ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern; Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin — Alles! und so frevelhaft damit zu spielen — O es ist schrecklich! —

LOUISE.

Sie haben mein Geständniss, Herr von Walter! Ich habe mich selbst verdammt. Gehen Sie nun! Verlassen Sie ein Haus, wo Sie so unglücklich waren.

FERDINAND.

Gut! Gut! Ich bin ja ruhig — ruhig, sagt man ja, ist auch der schaudernde Strich Landes, worüber die Pest ging — ich bin's. (*Nach einigem Nachdenken.*) Noch eine Bitte, Louise — die letzte! Mein Kopf brennt so fieberisch. Ich brauche Kühlung. Willst du mir ein Glas Limonade zurecht machen?

(Louise geht ab.)

DRITTE SCENE.

FERDINAND *und* MILLER.

(Beide gehen, ohne ein Wort zu reden, einige Pausen lang auf den entgegengesetzten Seiten des Zimmers auf und ab.)

MILLER bleibt endlich stehen und betrachtet den Major mit trauriger Miene.

Lieber Baron, kann es Ihren Gram vielleicht mindern, wenn ich Ihnen gestehe, dass ich Sie herzlich bedaure?

FERDINAND.

Lass Er es gut seyn, Miller! (*Wieder einige Schritte.*) Miller, ich weiss nur kaum noch, wie ich in Sein Haus kam — Was war die Veranlassung?

MILLER.

Wie, Herr Major? Sie wollten ja Lektion auf der Flöte bei mir nehmen. Das wissen Sie nicht mehr?

FERDINAND rasch.

Ich sah Seine Tochter! (*Wiederum einige Pausen.*) Er hat nicht Wort gehalten, Freund! Wir akkordirten *Ruhe* für meine einsamen Stunden. Er betrog mich, und verkaufte mir Scorpionen. (*Da er Millers Bewegung sieht.*) Nein! erschrick nur nicht, alter Mann! (*Gerührt an seinem Hals.*) Du bist nicht schuldig!

MILLER die Augen wischend.

Das weiss der allwissende Gott!

FERDINAND auf's Neue hin und her, in düstres Grübeln versunken.

Seltsam, o unbegreiflich seltsam spielt Gott mit uns! An dünnen unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte. — Wüsste der Mensch, dass er an *diesem* Apfel den Tod essen sollte. — Hum! — Wüsste er das? (*Heftiger auf und nieder, dann Millers Hand mit starker Bewegung fassend.*) Mann! Ich bezahlte dir dein Bischen Flöte zu theuer — — und du gewinnst nicht einmal — auch du verlierst vielleicht Alles. (*Gepresst von ihm weggehend.*) Unglückseliges Flötenspiel, dass mir nie hätte einfallen sollen! —

MILLER sucht seine Rührung zu verbergen.

Die Limonade bleibt auch gar zu lang aus. Ich denke, ich sehe nach, wenn Sie mir's nicht übel nehmen. —

FERDINAND.

Es eilt nicht, lieber Miller! (*vor sich hinmurmelnd*) zumal für den Vater nicht — Bleib' Er nur — Was hatt' ich doch fragen wollen? — Ja! Ist Louise Seine einzige Tochter? Sonst hat Er keine Kinder mehr?

MILLER warm.

Habe sonst keins mehr, Baron! — Wünsch' mir auch keins mehr. Das Mädel ist just so recht, mein ganzes Vaterherz einzustecken — hab' meine ganze Baarschaft von Liebe an der Tochter schon zugesetzt.

FERDINAND heftig erschüttert.

Ha! — — Seh' Er doch lieber nach dem Trank, guter Miller!

(Miller geht ab.)

VIERTE SCENE.

FERDINAND *allein.*

Das einzige Kind! — Fühlst du das, Mörder! Das einzige, Mörder! Hörst du, das einzige! — Und der Mann hat auf der grossen Welt Gottes nichts, als sein Instrument und das einzige. — Du willst's ihm rauben?

Rauben? — Rauben den letzten Nothpfenning einem Bettler? Die Krücke zerbrochen vor die Füsse werfen dem Lahmen? Wie? Hab' ich auch Brust für das? — — Und wenn er nun hineilt, und nicht erwarten kann, die ganze Summe seiner Freude vom Gesicht dieser Tochter herunter zu zählen, und hereintritt, und sie da liegt, die Blume — welk — todt — zertreten, muthwillig, die letzte, einzige, unüberschwengliche Hoffnung. — Ha! Und er da steht vor ihr, und da steht, und ihm die ganze Natur den lebendigen Odem anhält, und sein erstarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert, Gott sucht, und Gott nicht mehr finden kann, und leer zurückkommt. — — Gott! Gott! Aber auch mein Vater hat diesen einzigen Sohn — den einzigen Sohn, doch nicht den einzigen Reichthum. — (*Nach einer Pause.*) Doch wie? Was verliert er denn? Das Mädchen, dem die heilig-

sten Gefühle der Liebe nur Puppen waren, wird es den Vater glücklich machen können?—Es wird nicht! Es wird nicht! Und ich verdiene noch Dank, dass ich die Natter zertrete, ehe sie auch noch den Vater verwundet.

FÜNFTE SCENE.

MILLER, *der zurückkommt, und* FERDINAND.

MILLER.

Gleich sollen Sie bedient seyn, Baron! — Draussen sitzt das arme Ding, und will sich zu Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Thränen zu trinken geben.

FERDINAND.

Und wohl, wenn's nur Thränen wären! — — Weil wir vorhin von der Musik sprachen, Miller! (*Eine Börse ziehend.*) Ich bin noch Sein Schuldner.

MILLER.

Wie? Was? Geben Sie mir, Baron! Wofür halten Sie mich? Das steht ja in guter Hand. Thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und sind wir ja, will's Gott, nicht das Letztemal bei einander.

FERDINAND.

Wer kann das wissen? Nehm' Er nur. Es ist für Leben und Sterben.

MILLER lachend.

O desswegen, Baron! Auf *den* Fall, denk' ich, kann man's wagen bei Ihnen.

FERDINAND.

Man wagte wirklich! — Hat Er noch nie gehört, dass Jünglinge gefallen sind — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Luftschlösser betrogener Väter. — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerschlag ausrichten. — Auch Seine Louise ist nicht unsterblich.

MILLER.

Ich hab' sie von Gott.

FERDINAND.

Hör' Er — Ich sag' Ihm, sie ist nicht unsterblich. Diese Tochter ist sein Augapfel. Er hat sich mit Herz und Seel' an diese Tochter gehängt. Sey Er vorsichtig, Miller! Nur ein verzweifelter Spieler setzt Alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf *Ein* Schiff sein ganzes Vermögen ladet. — Hör' Er, denk' Er der Warnung nach! — — Aber warum nimmt Er Sein Geld nicht?

MILLER.

Was, Herr? Die ganze allmächtige Börse? Wohin denken Euer Gnaden?

FERDINAND.

Auf meine Schuldigkeit. — Da! (*Er wirft den Beutel auf den Tisch, das Goldstücke herausfallen.*) Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit so halten.

MILLER bestürzt.

Was, beim grossen Gott? Das klang nicht wie Silbergeld! (*Er tritt zum Tisch, und ruft mit Entsetzen.*) Wie, um aller Himmel willen, Baron? Baron! Was sind Sie? Was treiben Sie, Baron? Das nenn' ich mir Zerstreuung! (*Mit zusammengeschlagenen Händen.*) Hier liegt ja — oder bin ich verhext, oder — Gott verdamm' mich! Da *greif'* ich ja das baare gelbe leibhafte Gottesgold. — — Nein, Satanas! Du sollst mich nicht daran kriegen!

FERDINAND.

Hat er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

MILLER grob.

Donner und Wetter! Da schauen Sie nur hin! — Gold!

FERDINAND.

Und was nun weiter?

MILLER.

In's Henkers Namen — ich sage — ich bitte Sie um Gottes Christi willen — Gold!

FERDINAND.

Das ist nun freilich etwas Merkwürdiges!

MILLER nach einigem Stillschweigen zu ihm gehend, mit Empfindung.

Gnädiger Herr, ich bin ein schlichter, gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bubenstück anspannen wollen; denn so viel Geld lässt sich, weiss Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen!

FERDINAND bewegt.

Sey Er ganz getrost, lieber Miller! Das Geld hat Er längst verdient, und Gott bewahre mich, dass ich mich mit Seinem guten Gewissen dafür bezahlt machen sollte!

MILLER wie ein Halbnarr in die Höhe springend.

Mein, also! Mein! Mit des guten Gottes Wissen und Willen, mein! (*Nach der Thür laufend, schreiend.*) Weib! Tochter! Viktoria! Herbei! (*Zurückkommend.*) Aber du lieber Himmel! wie komm' ich denn so auf einmal zu dem ganzen grausamen Reichthum? Wie verdien' ich ihn? lohn' ich ihn? He?

FERDINAND.

Nicht mit Seinen Musikstunden, Miller! Mit dem Geld hier bezahl' ich Ihm (*von Schauern ergriffen hält er inne*) bezahl' ich Ihm (*nach einer Pause mit Wehmuth*) den dreimonatlang unglücklichen Traum Seiner Tochter.

MILLER fasst seine Hand, die er stark drückt.

Gnädiger Herr! Wären Sie ein schlechter geringer Bürgersmann — (*rasch*) und mein Mädel liebte Sie nicht: erstechen wollt' ich's, das Mädel! (*Wieder beim Geld, darauf niedergeschlagen.*) Aber da hab' ich ja nun Alles, und Sie nichts, und da werd' ich nun das ganze Gaudium wieder herausblechen müssen? Heh?

FERDINAND.

Lass Er sich das nicht anfechten, Freund! — Ich reise ab, und in dem Land, wo ich mich zu setzen gedenke, gelten die Stempel nicht.

MILLER unterdessen mit unverwandten Augen auf das Geld hingeheftet, voll Entzückung.

Bleibt's also mein? Bleibt's? — Aber das thut mir nur leid, dass Sie verreisen. — Und wart', was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Backen jetzt voll nehmen will! (*Er setzt den Hut auf, und schiesst durch das Zimmer.*) Und auf dem Markt will ich meine Musikstunden geben, und Numero fünfe Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf den Dreibatzenplatz sitze, soll mich der Teufel holen!

(Will fort.)

FERDINAND.

Bleib' Er! Schweig' Er! und streich Er sein Geld ein! (*Nachdrücklich.*) Nur diesen Abend noch schweig' Er, und geb' Er, mir zu Gefallen, von nun an keine Musikstunden mehr.

MILLER noch hitziger, und ihn hart an der Weste fassend, voll inniger Freude.

Und Herr! meiner Tochter! (*Ihn wieder loslassend.*) Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegessen oder ein wildes Huhn; satt ist satt, und dieser Rock da ist ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Aermel scheint. — Für mich ist das Plunder. — Aber dem Mädel soll der Segen be-

kommen; was ich ihr nur an den Augen absehen kann, soll sie haben. —

FERDINAND fällt rasch ein.

Stille, o stille —

MILLER immer feuriger.

Und soll mir Französisch lernen aus dem Fundament, und Menuettanzen, und Singen, dass man's in den Zeitungen lesen soll; und eine Haube soll sie tragen, wie die Hofrathstöcher, und einen Kidebarri, wie sie's heissen, und von der Geigerstochter soll man reden auf vier Meilen weit. —

FERDINAND ergreift seine Hand mit der schrecklichsten Bewegung.

Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gotteswillen, schweig' Er stille! Nur noch *heute* schweig' Er stille! das sey der einzige Dank, den ich von Ihm fordre.

SECHSTE SCENE.

LOUISE *mit der Limonade* und die VORIGEN.

LOUISE mit rothgeweinten Augen und zitternder Stimme, indem sie dem Major das Glas auf einem Teller bringt.

Sie befehlen, wenn sie nicht stark genug ist.

FERDINAND nimmt das Glas, setzt es nieder, und dreht sich rasch gegen Millern.

O beinahe hätt' ich das vergessen! — Darf ich Ihn um etwas bitten, lieber Miller? Will Er mir einen kleinen Gefallen thun?

MILLER.

Tausend für einen! Was befehlen? —

FERDINAND.

Man wird mich bei der Tafel erwarten. Zum Unglück habe ich eine sehr böse Laune. Es ist mir ganz unmöglich, unter Menschen zu geh'n. — Will Er einen Gang thun zu meinem Vater, und mich entschuldigen? —

LOUISE erschrickt, und fällt schnell ein.

Den Gang kann ja ich thun.

MILLER.

Zum Präsidenten?

FERDINAND.

Nicht zu ihm selbst. Er übergibt seinen Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener. — Zu Seiner Legitimation ist hier meine Uhr. — Ich bin noch da, wann er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

LOUISE sehr ängstlich.

Kann denn *ich* das nicht auch besorgen?

FERDINAND zu Millern, der eben fort will.

Halt, und noch etwas! Hier ist ein Brief an meinen Vater, der diesen Abend an mich eingeschlossen kam. — Vielleicht dringende Geschäfte. — Es geht in *einer* Bestellung hin. —

MILLER.

Schon gut, Baron!

LOUISE hängt sich an ihn, in der entsetzlichsten Bangigkeit.

Aber, mein Vater, dies alles könnt' ich ja recht gut besorgen! —

MILLER.

Du bist allein, und es ist finstre Nacht, meine Tochter!

(Ab.)

FERDINAND.

Leuchte deinem Vater! Louise! (*Während dessen, dass sie Millern mit dem Lichte begleitet, tritt er zum Tisch, und wirft Gift in ein Glas Limonade.*) Ja! Sie soll dran! Sie soll! Die obern Mächte nicken mir ihr schreckliches *Ja* herunter, die Rache des Himmels unterschreibt, ihr guter Engel lässt sie fahren. —

SIEBENTE SCENE.

FERDINAND *und* LOUISE.

(Sie kommt langsam mit dem Lichte zurück, setzt es nieder, und stellt sich auf die entgegengesetzte Seite vom Major, das Gesicht auf den Boden geschlagen, und nur zuweilen furchtsam und verstohlen nach ihm herüber schielend. Er steht auf der andern Seite und sieht starr vor sich hinaus. Grosses Stillschweigen, das diesen Auftritt ankündigen muss.

LOUISE.

Wollen Sie mich akkompagniren, Herr von Walter, so mach' ich einen Gang auf dem Fortepiano! (*Sie öffnet den Pantalon. Ferdinand gibt ihr keine Antwort. Pause.*) Sie sind mir auch noch Revange auf dem Schachbrett schuldig. Wollen wir eine Partie, Herr von Walter? (*Eine neue Pause.*) Herr von Walter, die Brieftasche, die ich Ihnen einmal zu sticken versprochen — ich habe sie angefangen — Wollen Sie das Dessin nicht besehen? (*Wieder eine Pause.*) O ich bin sehr *elend!*

FERDINAND in der bisherigen Stellung.

Das könnte wahr seyn.

LOUISE.

Meine Schuld ist es nicht, Herr von Walter, dass Sie so schlecht unterhalten werden!

FERDINAND lacht beleidigend vor sich hin.

Denn was kannst du für meine blöde Bescheidenheit?

LOUISE.

Ich hab' es ja wohl gewusst, dass wir jetzt nicht zusammen taugen. Ich erschrack auch gleich, ich bekenne es, als Sie meinen Vater verschickten. — Herr von Walter, ich vermuthe, dieser Augenblick wird uns Beiden gleich unerträglich seyn. — Wenn Sie mir's erlauben wollen, so geh' ich, und bitte einige von meinen Bekannten her.

FERDINAND.

O ja doch, das thu! Ich will auch gleich geh'n, und von den Meinigen bitten.

LOUISE sieht ihn stutzend an.

Herr von Walter!

FERDINAND sehr hämisch.

Bei meiner Ehre! Der gescheideste Einfall, den ein Mensch in dieser Lage nur haben kann. Wir machen aus diesem verdriesslichen Duett eine Lustbarkeit, und räch en uns mit Hülfe gewisser Galanterien an den Grillen der Liebe.

LOUISE.

Sie sind aufgeräumt, Herr von Walter.

FERDINAND.

Ganz ausserordentlich, um den Knaben auf dem Markt hinter mir herzujagen! Nein! In Wahrheit, Louise! Dein Beispiel belehrt mich — Du sollst meine Lehrerinn seyn. Thoren sind's, die von ewiger Liebe schwatzen. Ewiges Einerlei widersteht, Veränderung nur ist das Salz des Vergnügens. — Topp, Louise! Ich bin dabei. — Wir hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamme zu Schlamme. — Du dahin — ich dorthin — vielleicht, dass meine verlorne Ruhe sich in einem Bordell wieder finden lässt — Vielleicht, dass wir dann nach dem lustigen Wettlauf, zwei modernde Gerippe, mit der angenehmsten Ueberraschung von der Welt zum Zweitenmal auf einander stossen, dass wir uns da an dem gemeinschaftlichen Familienzug, den kein Kind dieser Mutter verläugnet, wie in Komödien, wieder erkennen, dass Ekel und Scham noch eine Harmonie veranstalten, die der zärtlichsten Liebe unmöglich gewesen ist.

LOUISE.

O Jüngling! Jüngling! Unglücklich bist du schon; willst du es auch noch verdienen?

FERDINAND ergrimmt durch die Zähne murmelnd.

Unglücklich bin ich? Wer hat dir das gesagt? Weib, du bist zu schlecht, um selbst zu empfinden — Womit kannst du eines andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, sagte sie? — Ha! dieses Wort könnte meine Wuth aus dem Grabe rufen! — Unglücklich musst' ich werden, das wusste sie. Tod und Verdammniss! Das wusste sie, und hat mich dennoch verrathen. — Siehe, Schlange! Das war der einzige Fleck der Vergebung. — Deine Aussage bricht dir den Hals — Bis jetzt konnt' ich deinen Frevel mit deiner Einfalt beschönigen, in meiner *Verachtung* wärst du beinahe meiner Rache entsprungen. (*Indem er hastig das Glas ergreift.*) Also leichtsinnig warst du nicht. — Dumm warst du nicht — Du warst nur ein Teufel — (*Er trinkt.*) Die Limonade ist matt, wie deine Seele — Versuche.

LOUISE.

O Himmel! Nicht umsonst hab' ich diesen Auftritt gefürchtet.

FERDINAND gebieterisch.

Versuche!

(Louise nimmt das Glas etwas unwillig, und trinkt. Ferdinand wendet sich, sobald sie das Glas an den Mund setzt, mit einer plötzlichen Erblassung weg, und eilt nach dem hintersten Winkel des Zimmers.

LOUISE.

Die Limonade ist gut.

FERDINAND ohne sich umzukehren, von Schauern geschüttelt.

Wohl bekomm's!

LOUISE nachdem sie es niedergesetzt.

O wenn Sie wüssten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen!

FERDINAND.

Hum!

LOUISE.

Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

FERDINAND wieder vorwärts kommend.

O! Mit der *Zeit* wären wir fertig.

LOUISE.

Wo der heutige Abend schwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

FERDINAND fängt an stärker zu gehen, und beunruhigter zu werden, indem er Schärpe und Degen von sich wirft.

Gute Nacht, Herrendienst!

LOUISE.

Mein Gott! Wie wird Ihnen?

FERDINAND.

Heiss und enge — Will mir's bequemer machen.

LOUISE.

Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

FERDINAND.

Das wird er auch ganz gewiss — Die Metze ist gutherzig, doch! Das sind alle!

LOUISE mit dem vollen Ausdruck der Liebe ihm in die Arme eilend.

Das deiner Louise, Ferdinand?

FERDINAND drückt sie von sich.

Fort! Fort! Diese sanften schmelzenden Augen weg! Ich erliege. Komm' in deiner ungeheuern Furchtbarkeit, Schlange, spring' an mir auf, Wurm! — Krame vor mir deine grässlichen Knoten aus, bäume deine Wirbel zum Himmel! — So abscheulich, als dich jemals der Abgrund sah — Nur keinen Engel mehr — Nur jetzt keinen Engel mehr — Es ist zu spät — Ich muss dich zertreten, wie eine Natter, oder verzweifeln. — Erbarme dich!

LOUISE.

O! dass es so weit kommen musste!

FERDINAND sie von der Seite betrachtend.

Dieses schöne Werk des himmlischen Bildners — Wer kann das glauben? — Wer sollte das glauben? (*Ihre Hand fassend und emporhaltend.*) Ich will dich nicht zur Rede stellen, Gott Schöpfer! — Aber warum denn dein Gift in so schönen Gefässen? — — Kann das Laster in diesem milden Himmelsstrich fortkommen? — O es ist seltsam!

LOUISE.

Das anzuhören, und schweigen zu müssen!

FERDINAND.

Und die süsse melodische Stimme — Wie kann so viel Wohlklang kommen aus zerrissenen Saiten? (*Mit trunkenem Aug' auf ihrem Blick verweilend.*) Alles so schön — so voll Ebenmass — so göttlich vollkommen! — Ueberall das Werk seiner himmlischen Schöpferstunde! Bei Gott! Als wäre die grosse Welt nur entstanden, den Schöpfer für dieses Meisterstück in Laune zu setzen. — — Und nur in der *Seele* sollte Gott sich vergriffen haben? Ist es möglich, dass diese empörende Missgeburt in die Natur ohne Tadel kam? (*Indem er sie schnell verlässt.*) Oder sah er einen Engel unter dem Meisel hervorgehen, und half diesem Irrthum in der Eile mit einem desto schlechtern Herzen ab?

LOUISE.

O des frevelhaften Eigensinns! Ehe er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an.

FERDINAND stürzt ihr heftig weinend an den Hals.

Noch einmal, Louise! — Noch einmal, wie am Tage unsers ersten Kusses, da du Ferdinand stammeltest, und das erste *Du* auf deine brennenden Lippen trat — O eine Saat unendlicher unaussprechlicher Freuden schien in dem Augenblick wie in der Knospe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen; goldne Jahrtausende hüpften, wie Bräute, vor unsrer Seele vorbei. — — Da war ich der Glückliche! — O Louise! Louise! Louise! Warum hast du mir das gethan?

LOUISE.

Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Wehmuth wird gerechter gegen mich seyn, als Ihre Entrüstung.—

FERDINAND.

Du betrügst dich. Das sind ihre Thränen nicht — Nicht jener warme wollüstige Thau, der in die Wunde der Seele balsamisch fliesst, und das starre Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es sind einzelne — kalte Tropfen — das schauerliche ewige Lebewohl meiner Liebe. (*Furchtbar feierlich, indem er die Hand auf ihren Kopf sinken lässt.*) Thränen um deine Seele, Louise! — Thränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die so muthwillig um das herrlichste ihrer Werke kommt. — O mich däucht, die ganze Schöpfung sollte den Flor anlegen, und über das Beispiel betreten seyn, das in ihrer Mitte geschieht. — Es ist was Gemeines, dass Menschen fallen, und Paradiese verloren werden; aber wenn die Pest unter Engeln wüthet, so rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.

LOUISE.

Treiben Sie mich nicht auf's Aeusserste, Walter! Ich habe Seelenstärke so gut wie eine — aber sie muss auf eine menschliche Probe kommen. Walter, das Wort noch, und dann geschieden — — Ein entsetzliches Schicksal hat die Sprache unsrer Herzen verwirrt. Dürft' ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte

dir Dinge sagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniss band meine Zunge, wie meine Liebe, und dulden muss ich's, wenn du mich als eine gemeine Metze misshandelst.

FERDINAND.

Fühlst du dich wohl, Louise?

LOUISE.

Wozu diese Frage?

FERDINAND.

Sonst sollte mir's leid um dich thun, wenn du mit einer Lüge von hinnen müsstest.

LOUISE.

Ich beschwöre Sie, Walter!

FERDINAND unter heftigen Bewegungen.

Nein! Nein! Zu satanisch wäre diese Rache! Nein; Gott bewahre mich! In *jene* Welt hinaus will ich's nicht treiben. — Louise! Hast du den Marschall geliebt? Du wirst nicht mehr aus diesem Zimmer gehen.

LOUISE.

Fragen Sie, was Sie wollen. Ich antworte nichts mehr.

(Sie setzt sich nieder.)

FERDINAND ernster.

Sorge für deine unsterbliche Seele, Louise! — Hast du den Marschall geliebt? Du wirst nicht mehr aus diesem Zimmer gehen.

LOUISE.

Ich antworte nichts mehr.

FERDINAND fällt in fürchterlicher Bewegung vor ihr nieder.

Louise! Hast du den Marschall geliebt? Ehe dieses Licht noch ausbrennt — stehst du — vor Gott!

LOUISE fährt erschrocken in die Höhe.

Jesus! Was ist das? — — — und mir wird sehr übel.

(Sie sinkt auf den Sessel zurück.)

FERDINAND.

Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Räthsel! Die zärtliche Nerve hält Frevel fest, die die Menschheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Gran Arsenik wirft sie um. —

LOUISE.

Gift! Gift! O mein Herrgott!

FERDINAND.

So fürcht' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du hast sie dem Tod zugetrunken.

LOUISE.

Sterben! Sterben! Gott, Allbarmherziger! Gift in der Limonade und sterben. — O meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmer!

FERDINAND.

Das ist die Hauptsache. Ich bitt' ihn auch darum.

LOUISE.

Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! Mein armer verlorener Vater! Ist keine Rettung mehr? Mein junges Leben — und keine Rettung! Und muss ich jetzt schon dahin?

FERDINAND.

Keine Rettung, musst jetzt schon dahin — aber sey ruhig. Wir machen die Reise zusammen.

LOUISE.

Ferdinand, auch du! Gift, Ferdinand! Von dir? O Gott, vergib es ihm — Gott der Gnade! nimm die Sünde von ihm —

FERDINAND.

Sieh du nach *deinen* Rechnungen — Ich fürchte, sie stehen übel.

LOUISE.

Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr schweigen. — Der Tod — der Tod hebt alle Eide auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts Unglückseligeres als dich! — Ich sterbe unschuldig, Ferdinand!

FERDINAND erschrocken.

Was sagt sie da? — Eine Lüge pflegt man doch sonst nicht auf *diese* Reise zu nehmen?

LOUISE.

Ich lüge nicht — lüge nicht — hab' nur *einmal* gelogen mein Lebenlang. — Huh! Wie das eiskalt durch meine Adern schauert — — als ich den Brief schrieb an den Hofmarschall. —

FERDINAND.

Ha! dieser Brief! — Gottlob! Jetzt hab' ich all' meine Mannheit wieder.

LOUISE ihre Zunge wird schwerer, ihre Finger fangen an gichterisch zu zucken.

Dieser Brief — Fasse dich, ein entsetzliches Wort zu hören — Meine Hand schrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktirt. (*Ferdinand starr und einer Bildsäule gleich, in langer todter Pause hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerschlag nieder.*) O! des kläglichen Missverstands — Ferdinand — Man zwang mich — vergib — deine Louise hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — sie machten es listig.

FERDINAND schrecklich emporgeworfen.

Gelobet sey Gott! Noch spür' ich das Gift nicht.

(Er reisst den Degen heraus.)

LOUISE von Schwäche zu Schwäche sinkend.

Weh! Was beginnst du? Es ist dein Vater —

FERDINAND im Ausdruck der unbändigsten Wuth.

Mörder und Mördervater! — *Mit* muss er, dass der Richter der Welt nur den Schuldigen strafe.

(Will hinaus.)

LOUISE.

Sterbend vergab mein Erlöser — Heil über dich und ihn.

(Sie stirbt.)

FERDINAND kehrt schnell um, wird ihre letzten sterbenden Bewegungen gewahr und fällt in Schmerz aufgelös't vor der Todten nieder.

Halt! Halt! Entspringe mir nicht, Engel des Himmels! (*Er fasst ihre Hand an, und lässt sie schnell wieder fallen.*) Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele ist dahin. (*Er springt wieder auf.*) Gott meiner Louise! Gnade! Gnade dem verruchtesten der Mörder! Es war ihr letztes Gebet! — — Wie reizend und schön auch im Leichnam! Der gerührte Würger ging schonend über diese freundlichen Wangen hin. — Diese Sanftmuth war keine Larve, sie hat auch dem Tod Stand gehalten. (*Nach einer Pause.*) Aber wie? Warum fühl' ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das ist meine Meinung nicht.

(Er greift nach dem Glase.)

ACHTE SCENE.

FERDINAND. DER PRÄSIDENT. WURM *und* BEDIENTE, *welche Alle voll Schrecken in's Zimmer stürzen; darauf* MILLER *mit Volk und* GERICHTSDIENERN, *welche sich im Hintergrund sammeln.*

PRÄSIDENT den Brief in der Hand.

Sohn, was ist das? — Ich will doch nimmermehr glauben —

FERDINAND wirft ihm das Glas vor die Füsse.

So *sieh*, Mörder!

PRÄSIDENT taumelt hinter sich. Alle erstarren. Eine schreckliche Pause.

Mein Sohn! Warum hast du mir das gethan?

FERDINAND ohne ihe anzusehen.

O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erst hören sollen, ob der Streich auch zu seinen Karten passe? — Fein und bewundernswerth, ich gesteh's, war die Finte, den Bund unsrer Herzen zu zerreissen durch Eifersucht. — Die Rechnung hatte ein Meister gemacht, aber Schade nur, dass die zürnende *Liebe* dem Draht nicht so gehorsam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

PRÄSIDENT sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum.

Ist hier Niemand, der um einen trostlosen Vater weinte?

MILLER hinter der Scene rufend.

Lasst mich hinein! Um Gotteswillen! Lasst mich!

FERDINAND.

Das Mädchen ist eine Heilige — für *sie* muss ein Andrer rechten.

(Er öffnet Millern die Thüre, der mit Volk und Gerichtsdienern hereinstürzt.)

MILLER in der fürchterlichsten Angst.

Mein Kind! Mein Kind! — Gift, schreit man, sey hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo bist du?

FERDINAND führt ihn zwischen den Präsidenten und Louisen's Leiche.

Ich bin unschuldig. — Danke *diesem* hier.

MILLER fällt an ihr zu Boden.

O Jesus!

FERDINAND.

In wenig Worten, Vater! — Sie fangen an, mir kostbar zu werden. — Ich bin bübisch um mein Leben bestohlen, bestohlen durch *Sie*. Wie ich mit Gott stehe, zitt're ich; — doch ein Bösewicht bin ich niemals gewesen. Mein ewiges Loos falle, wie es will — auf *Sie* fall' es nicht. — Aber ich hab' einen Mord begangen, (*mit furchtbar erhobener Stimme*) einen Mord, den *du* mir nicht zumuthen wirst, *allein* vor den Richter der Welt hinzuschleppen. Feierlich wälz' ich dir hier die grösste, grässlichste Hälfte zu: wie du damit zurecht kommen magst, siehe du selber. (*Ihn zu Louisen hinführend.*) Hier, Barbar! Weide dich an der entsetzlichen Frucht deines Witzes, auf dieses Gesicht ist mit Verzerrung dein Name geschrieben, und die Würgengel werden ihn lesen. — Eine Gestalt, wie diese, ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du schläfst, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Gestalt, wie diese, stehe vor deiner Seele, wenn du stirbst, und dränge dein letztes Gebet weg. — Eine Gestalt, wie diese, stehe auf deinem Grabe, wenn du auferstehst — und neben Gott, wenn er dich richtet.

(Er wird ohnmächtig, Bediente halten ihn.)

PRÄSIDENT eine schreckliche Bewegung des Arms gegen den Himmel.

Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, ford're diese Seelen, von *diesem*!

(Er geht auf Wurm zu.)

WURM auffahrend.

Von mir?

PRÄSIDENT.

Verfluchter, von dir! Von dir, Satan! — Du, du gabst den Schlangenrath — Ueber *dich* die Verantwortung — Ich wasche die Hände.

WURM.

Ueber mich? (*Er fängt grässlich an zu lachen.*) Lustig! Lustig! So weiss ich doch nun auch, auf was für Art sich die Teufel danken. — Ueber mich, dummer Bösewicht? War es *mein* Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bei diesem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich soll sie kommen? — Jetzt *will* ich verloren seyn, aber *du* sollst es mit mir seyn. — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gassen! Weckt die Justiz auf! Gerichtsdiener, bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimnisse aufdecken, dass denen, die sie hören, die Haut schaudern soll.

(Will gehen.)

PRÄSIDENT hält ihn.

Du wirst doch nicht, Rasender? —

WURM klopft ihn auf die Schultern.

Ich werde, Kamerad! Ich werde. — Rasend bin ich, das ist wahr — das ist dein Werk — so will ich auch jetzt handeln, wie ein Rasender. — Arm in Arm mit *dir* zum Blutgerüst! Arm in Arm mit *dir* zur Hölle! Es soll mich kitzeln, Bube, mit *dir* verdammt zu seyn!

(Er wird abgeführt.)

MILLER der die ganze Zeit über den Kopf in Louisen's Schoos gesunken, in stummen Schmerz gelegen hat, steht schnell auf, und wirft dem Major die Börse vor die Füsse.

Giftmischer! Behalt' dein verfluchtes Geld! — Wolltest du mir mein Kind damit abkaufen?

(Er stürzt aus dem Zimmer.)

FERDINAND mit brechender Stimme.

Geht ihm nach! Er verzweifelt. — Das Geld hier soll man ihm retten. — Es ist meine fürchterliche Erkenntlichkeit. Louise! — Louise! — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Lasst mich an diesem Altar verscheiden. —

PRÄSIDENT aus einer dumpfen Betäubung zu seinem Sohn.

Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen zerschmetterten Vater fallen?

(Der Major wird neben Louisen niedergelassen.)

FERDINAND.

Gott dem Erbarmenden gehört dieser letzte.

PRÄSIDENT in der schrecklichsten Qual vor ihm niederfallend.

Geschöpf und Schöpfer verlassen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Erquickung fallen? — (*Ferdinand reicht ihm seine sterbende Hand. Präsident steht schnell auf.*) Er vergab mir! (*Zu den Andern.*) Jetzt euer Gefangener!

(Er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm, der Vorhang fällt.)

METRISCHE
UEBERSETZUNGEN.

IPHIGENIE IN AULIS,

UEBERSETZT

AUS DEM EURIPIDES.

PERSONEN.

AGAMEMNON.
MENELAUS.
ACHILLES.
CLYTEMNESTRA, Agamemnons Gemahlin.
IPHIGENIE, Agamemnons Tochter.
Ein alter Sklave Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landschaft, die gekommen sind, die Kriegs- und Flottenrüstung der Griechen in Aulis zu sehen.

Die Scene ist das griechische Lager in Aulis, vor dem Zelt Agamemnons.

ERSTER AKT.

ERSTE SCENE.

AGAMEMNON. *Der alte* SKLAVE.

AGAMEMNON ruft in das Zelt.

Hervor aus diesem Zelte, Greis.

SKLAVE indem er herauskommt.

Hier bin ich,
Was sinnst du Neues, König Agamemnon?

AGAMEMNON.

Du wirst es hören, komm.

SKLAVE.

Ich bin bereit.
Mein Alter flieht der Schlummer und noch frisch
Sind meine Augen.

AGAMEMNON.

Das Gestirn dort oben!
Wie heisst's?

SKLAVE.

Du meinst den Sirius, der nächst
Dem Siebensterne der Pleiaden rollt?
Noch schwebt er mitten in dem Himmel.

AGAMEMNON.

Auch
Lässt noch kein Vogel sich vernehmen, kein
Geräusch des Meeres und der Winde. Stumm liegt Alles
Um den Euripus her.

SKLAVE.

Und doch verlässest
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrscht, und auch die Wachen sich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm!
Lass uns hinein gehn!

AGAMEMNON.

Ich beneide dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein Unbekanntes unberühmtes Leben
Frei von Gefahren lebt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

SKLAVE.

Doch sind es diese, die das Leben zieren.

AGAMEMNON.

Zweideut'ge Zier! Verrätherische Hoheit!
Dem Wunsche süss, doch schmerzhaft dem Besitzer!
Jetzt ist im Dienst der Götter was versehn,
Das uns das Leben wüste macht—Jetzt ist's
Der Meinungen verhasstes Mancherlei,
Die Menge, die es uns verbittert.

SKLAVE.

Von dir, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
Zu thränenlosen Freuden dich gezeugt?
O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
Bist du mit Lust und Leiden ausgestattet.
Du magst es anders wollen —*also* wollen es
Die Himmlischen. Schon diese ganze Nacht
Seh' ich der Lampe Licht von dir genährt,
Den Brief, den du in Händen hast, zu schreiben.
Du löschest das Geschrieb'ne wieder aus,
Jetzt siegelst du den Brief und gleich darauf
Eröffnest du ihn wieder, wirfst die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenstrom. Wie wenig fehlt, dass dich

Nicht Herzensangst der Sinne gar beraubt!
Was drückt dich, Herr? O sage mir's! Was ist
So Ausserordentliches dir begegnet?
Komm, sage mir's. Du sagst es einem guten
Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattinn
Im Heirathsgut mit übermacht, den er
Der Braut zum sichern Wächter mitgegeben.

AGAMEMNON.

Drei Jungfrau'n hat die Tochter Thestias
Dem Tyndarus geboren. Phöbe hiess
Die älteste, die zweite Clytemnestra,
Mein Weib, die jüngste Helena. Es warben
Um Helenas Besitz mit reichen Schätzen
Die Fürsten Griechenlands, und blut'ger Zwist
War von dem Heere der verschmähten Freier
Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
Dies fürchtend, bang' und ungewiss der König,
Den Eh'gemahl der Tochter zu entscheiden.
Dies Mittel sinnt er endlich aus: es müssen
Die Freier sich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer giessen auf den flammenden
Altar, und freundlich sich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreisst er ihnen,
Das Recht des Glücklichen—sey auch, wer wolle,
Der Glückliche!— einträchtig zu beschützen,
Krieg und Verheerung in die beste Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlinn ihm
Gewaltsam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
Der Freier Sinn mit schlauer Kunst gebunden,
Verstattet Tyndarus der Jungfrau, selbst
Den Gatten sich zu wählen, dem der Liebe
Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
Sie wählt — o hätte nie und nimmermehr
So die Verderbliche gewählt! sie wählt
Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, so lässt in Lacedämons Mauern,
In reichem Kleiderstaate blühend, blitzend
Von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
Der junge Phrygier sich sehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwischen drei
Göttinnen einst der Schöne Preis entschieden,
Gibt Liebe und empfängt, und flüchtet nach
Des Ida fernen Triften die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürsten alte Schwüre jetzt heraus.
Zum Streite stürzt ganz Griechenland. In Aulis
Versammelt sich mit Schiffen, Rossen, Wagen
Und Schilden schnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen sie
Zu ihrem Oberhaupt. Unsel'ges Zepter,
Wärst du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebot'ne Heer,
Weil ihm die Winde widerstreben, müssig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängstigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterspruch hervor, dass, wenn die Winde
Sich drehn und Trojas Thürme fallen sollen,
Auf Artemis Altar, der Schützerinn
Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
Als Opfer bluten müsse; blutete
Sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
Erhält Thälthybius von mir Befehl,
Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch seiner Gründe Kraft, und Erd' und Himmel
Bewegend, reisst der Bruder endlich doch
Mich hin, das Grässliche gescheh'n zu lassen.
Nun schreib' ich an die Königinn, gebiet'
Ihr, ungesäumt, zur Hochzeit mit Achill,
Die Tochter mir nach Aulis herzusenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienst;
Sie rascher anzutreiben, setz' ich noch
Hinzu, es weig're sich Achill, mit uns
Nach Ilion zu ziehn, bevor er sie
Als Gattinn in sein Phthia heimgesendet.
In dieser fälschlich vorgegeb'nen Hochzeit
Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhüllet. Ausser Menelaus, Kalchas
Und mir weiss nur Ulyss um das Geheimniss.
Doch was ich damals schlimm gemacht, mach' ich
In diesem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieser Nacht mich öffnen und
Versiegeln hast gesehen — Nimm! Und gleich
Damit nach Argos! — Halt! — der Königinn
Und meinem Hause, weiss ich, warst du stets
Mit Treu' und Redlichkeit ergeben. Was
Verborgen ist in dieses Briefes Falten,
Will ich mit Worten dir zu wissen thun.

(Er lies't.)

« Geborene der Leda, meinem ersten
» Send' ich dies zweite Schreiben nach » —

(Er hält inne.)

SKLAVE.

Lies weiter!
Verbirg mir ja nichts, Herr, dass meine Worte
Mit dem Geschriebenen gleich lauten.

AGAMEMNON fährt fort zu lesen.

« Sende
» Die Tochter nicht zum wogensichern Aulis,
» Euböas Busen. Die Vermählung bleibt
» Gelegeneren Tagen aufgehoben. »

SKLAVE.

Und glaubst du, dass der heftige Achill,
Dem du die Gattinn wieder nimmst, nicht gegen
Die Königinn und dich in wilder Wuth
Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag' an, was hast du hier beschlossen?

AGAMEMNON.

Unwissend leiht Achill mir seinen Namen;
Verborgen, wie der Götterspruch, ist ihm
Die vorgegeb'ne Hochzeit. Ihm also
Raubt dieses Opfer keine Braut.

SKLAVE.

O König!
Ein grausenvolles Unternehmen ist's,
In das du dich verstricket hast. Du lockest
Die Tochter, als des Göttinnsohnes Braut,
In's Lager her, und deine Absicht war,
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

AGAMEMNON.

Ach, meine Sinne haben mich verlassen! — Götter!
Versunken bin ich in des Jammers Tiefen!
Doch eile! Lauf! Nur jetzt vergiss den Greis.

SKLAVE.

Herr, fliegen will ich.

AGAMEMNON.

Lass nicht Müdigkeit,
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen!

SKLAVE.

Denk' besser von mir, König!

AGAMEMNON.

Gib besonders
Wohl Acht, wo sich die Strassen scheiden, ob
Nicht etwa schon voraus ist zu den Schiffen

Der Wagen, der sie bringen soll. Es ist
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

SKLAVE.

Sey meiner Wachsamkeit gewiss.

AGAMEMNON.

Ich halte
Dich nun nicht länger. Eil' aus diesen Grenzen —
Und — hörst du — trifft sich's, dass dir unterwegs
Der Wagen aufstösst, o so drehe du,
Du selbst, die Rosse rückwärts nach Mycene.

(Es ist indessen Tag geworden.)

SKLAVE.

Wie aber — sprich — wie find' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königinn?

AGAMEMNON.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf diesem Briefe.
Hinweg! Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiss, und flammenwerfend steigen
Der Sonne Räder schon herauf — Geh, nimm
Die Last von meiner Seele!

(Sklave geht ab.)

Ach, dass keiner
Der Sterblichen sich selig nenne, keiner
Sich glücklich bis an's Ende! — Leidenfrei
Ward keiner noch geboren!

(Er geht ab.)

ZWISCHENHANDLUNG.

CHOR *tritt auf.*

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
Die mit meeran treibenden Wogen
Die ruhmreiche Arethusa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich gesetzt,
Der Griechen herrliche Schaaren zu sehen,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die so rasch und gelehrig sich drehen
Unter dieser Halbgötter Hand.
In der Trojer fernes Land
Folgen sie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürstlichem Haupt,
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas schilfreichem Strand
Führte sie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Hären um den Preis der Schöne,
Cypria das schöne Weib versprach.

ANTISTROPHE.

Ich bin durch die heiligen Haine gegangen,
Wo sie Dianen mit Opfern erfreun;
Junge Gluth auf den schamhaften Wangen
Mischt' ich mich in die krieg'rischen Reihn,
An des Lagers eisernen Schätzen,
An der Schilde furchtbarer Wehr',
Meinen bewundernden Blick zu ergetzen,
An der Rosse streitbarem Heer.
Erst sah ich die tapfern Zeltgenossen,
Der Ajaxe Heldenpaar, vereint
Mit Protesilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegossen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechselndem Glück
Labte sich der Helden Blick.
Gleich nach diesen sah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprössling, Merion,
Und Poseidons Enkel, Palameden
Und Laertes listenreichen Sohn,
Seiner Felsen-Ithaka entstiegen,
Niereus dann, den schönsten aus dem Zug,
An des Discus mannigfachem Flug
Lustig sich vergnügen.

EPODE.

Auch der Thetis Sohn hab' ich gesehen,
Den der weise Chiron auferzog,
Raschen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erstaunen hab' ich's angesehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharnischt mit geschwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Rossen zog.
Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
Schmückten das Gespann auf jedem Flügel;
Weissgeflecket war das Deichselpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb die Renner Pheres König an,
Aber immer dicht an ihren Hufen
Ging des waffenschweren Läufers Bahn.

ZWEITE STROPHE.

Jetzt sah ich — ein Schauspiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlenloses Wehn;
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier gesehn.
Funfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zeus glorreicher Enkel führt sie an —
Zieren rechts der Flotte schönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen
Zeichen des unsterblichen Peliden,
Goldne Nereiden.

ZWEITE ANTISTROPHE.

Funfzig Schiffe zählt' ich, die, regieret
Von Capaneus und Mecistens Sohn,
Der Argiver Mars herangeführet.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theseus Sohn von der Athener Küste;
Pallas mit geflügeltem Gespann
Ist ihr Zeichen — auf der Wasserwüste
Eine Helferinn dem Steuermann!

DRITTE STROPHE.

Der Böoten funfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Stifters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Samen,
Bringt sie aus dem phocischen Gefild'.
Funfzig Schiffe führt' der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

DRITTE ANTISTROPHE.

Von Mycene kam mit hundert Masten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adrasten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienstlich seines Freundes Harme
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug.
Nestors Flotte hab' ich jetzt begrüsset;
Alpheus schönen Stromgott sieht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfliesset,
Oben Mensch und unten Stier.

DRITTE EPODE.

Mit zwölf Schiffen schliesst an die Achäer
Guneus, Fürst der Enier, sich an.
Elis Herrscher folgen, die Epeer,

Des Eurytus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Taphen Macht,
Die das Meer mit weissen Rudern schlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, schliesst der Telamone,
Den die stolze Salamis gebar,
Mit zwölf Schiffen — dieses Zuges Krone.
So erfragt' ich's, und so nahm ich's wahr.
Dieses Volk, im Ruderschlag erfahren,
Mit Verwund'rung hab' ich's nun erblickt.
Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenschickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!
Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge,
(Vieles wusst' ich schon) hab' ich gesehn,
Die Erinnerung an diese Dinge,
Nimmer, nimmer wird sie mir vergehn.

ZWEITER AKT.

ERSTE SCENE.

MENELAUS. DER ALTE SKLAVE *kommen in heftigem Wortwechsel.*

SKLAVE.

Das ist Gewalt! Gewalt ist das! Du wagest,
Was du nicht wagen sollst, Atride!

MENELAUS.

Geh!
Das heisst zu treu an seinem Herrn gehandelt.

SKLAVE.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

MENELAUS.

Du sollst
Mir heulen, Alter, thust du deine Pflicht
Nicht besser.

SKLAVE.

Du hast keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

MENELAUS.

Du hast keine
Zu tragen, die ganz Griechenland verderben!

SKLAVE.

Das mache du mit Andern aus! Mir gib
Den Brief zurücke!

MENELAUS.

Nimmermehr.

SKLAVE.

Ich lasse
Nicht eher ab —

MENELAUS.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten soll.

SKLAVE.

Mag's! Es ist ehrenvoll für seinen Herrn
Zu sterben.

MENELAUS.

Her den Brief! Dem Sklaven ziemen
So viele Worte nicht.

(Er entreisst ihm den Brief.)

SKLAVE rufend.

O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geschieht uns, Agamemnon!
Gewaltsam reisst er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Billigkeit nicht hören, und entreisst
Mir deinen Brief!

ZWEITE SCENE.

AGAMEMNON *zu den* VORIGEN.

AGAMEMNON.

Wer lärmt so vor den Thoren?
Was für ein unanständig Schrein?

SKLAVE.

Mich, Herr,
Nicht *diesen* musst du hören. *

AGAMEMNON zu Menelaus.

Nun was schiltst
Du diesen Mann und zerrst ihn so gewaltsam
Herum?

MENELAUS.

Erst sieh' mir in's Gesicht, antworten
Werd' ich nachher.

AGAMEMNON.

Ich — ein Sohn Atreus — soll
Etwa die Augen vor dir niederschlagen?

MENELAUS.

Siehst du dies Blatt, das ein verdammliches
Geheimniss birgt?

AGAMEMNON.

Gib es zurück, dann sprich!

MELENAUS.

Nicht eher, bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

AGAMEMNON.

Was? Du unterfingst dich,
Das Siegel zu erbrechen, zu erfahren,
Was nicht bestimmt war, dir bekannt zu werden?

MENELAUS.

Und, dich noch schmerzlicher zu kränken, sieh',
Da deckt' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübtest.

AGAMEMNON.

Eine Frechheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieser Brief
In deine Hände?

MENELAUS.

Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen sehen wollte.

AGAMEMNON.

Wer hat zu meinem Hüter dich bestellt?
Ist das nicht frech?

MENELAUS.

Ich übernahm es, weil's
Mir so gefiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner. [1]

AGAMEMNON.

Unerhörte Dreistigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauses?

MENELAUS.

Höre,
Sohn Atreus! Festen Sinnes bist du nicht;
Heut' willst du dieses, gestern war es jenes,
Und etwas anders ist es morgen.

AGAMEMNON.

Scharfklug,
Das bist du! Unter vielen schlimmen Dingen ist
Das schlimmste eine scharfe Zunge.

MENELAUS.

Ein schlimm'res ist ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der ist ungerecht und undurchschaulich
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.

* Es muss angenommen werden, dass der Sklave sich hier zurückzieht oder auch ganz entfernt.

Lass nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeistert,
Die Wahrheit dir zuwider seyn. Gross Lob
Erwarte nicht. Ist jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In dem Trojanerkrieg zu heissen branntest?
Sehr ernstlich wünschtest du, was du in schlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühtest.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warst du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
Und offnes Ohr bei Atreus Sohn; da standen
Geöffnet allen Griechen deine Thore!
So kauftest du mit schmeichlerischem Wesen
Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunsches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht; schwer hält's,
Nur vor dein Angesicht zu kommen; selten
Erblickt man dich vor deines Hauses Thoren.
Die *alte* Denkart tauscht kein Ehrenmann
Auf einem höhern Posten. Mehr als je,
Hebt ihn das Glück, denkt seiner alten Freunde
Der Ehrenmann; denn nun erst kann er ihnen
Vergang'ne Dienste kräftiglich vergelten.
Sieh, damit fingst du's an! Das war's, was mich
Zuerst von dir verdross. Du kommst nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmlischen verweigert uns die Winde.
Gleich bist du weg. Der Streich schlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,
Der Schiffe müss'ge Last zurückgesandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu rasten.
Wie kläglich stand es da um deine Feldherrnschaft!
Was für ein Leiden, keine tausend Schiffe
Mehr zu befehligen, auf Trojas Feldern
Nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder. « Was zu thun?
Wo Mittel finden, dass die süsse Herrschaft
Und die erworb'ne Herrlichkeit mir bleibe?»
Es kündigt eine günst'ge Fahrt den Schiffen
Der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
Wenn du dein Kind Dianen schlachtetest.
Wie fiel dir plötzlich da die Last vom Herzen!
Gleich, gleich bist du's zufrieden, sie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (dass man
Dich zwang, kannst du nicht sagen) sendest du
Der Königinn Befehl, dir ungesäumt
Zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(So gabst du vor) die Tochter herzusenden.
Nun hast du plötzlich eines andern dich
Besonnen, sendest heimlich widersprechenden
Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Willst du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch ist die Luft, die jetzo dich umgibt,
Die nämliche, die deinen ersten Schwur
Vernommen. Doch so treiben es die Menschen!
Zu hohen Würden sieht man Tausende
Aus freier Wahl sich drängen, in vermess'nen
Entwürfen schwindelnd sich versteigen; doch
Bald legt den Wahn des Haufens Flattersinn,
Und ihres Unvermögens stiller Wink
Bringt schimpflich sie zum Widerruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid, voll Hoffnung schon,
Vor Troja hohen Heldenruhm zu ernten,
Jetzt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung sollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es sey der Erste, Beste,
Der Einsichtsvolle! Er soll König seyn!

CHOR.

Zu was für schrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwist entbrennet zwischen Brüdern!

AGAMEMNON.

Die Reih' ist nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit sanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabst. Vergessen darf sich nur
Der schlechte Mensch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon spricht aus deinem
Entflammten Aug'? Was tobest du? Wer that
Dir wehe? Wornach steht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünschest du zurücke?
Bin ich's, der dir sie geben kann? Ist's recht,
Wenn du die Heimgeführte schlecht bewahrtest,
Dass ich Unschuldiger es büssen soll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennst
Du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
Um eine schöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! eines schlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich sehn. Weil ich
Ein rasches Wort nach bess'rer Ueberlegung
Zurückenahm, bin ich darum gleich rasend?
Ist's einer, wer ist's mehr als du, der wieder
Zu haben die Abscheuliche, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu gross und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinst du, haben Tyndarn
Durch tollen Schwur die Fürsten sich verpflichtet?
Der Hoffnung süsse Göttinn riss, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja, diese Helfer!
Es kommt ein Tag, schon seh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltsam ausgepressten
Gelübdes schwer gereuen wird. Ich werde
Nicht Mörder seyn an meinen eignen Kindern.
Tritt immerhin, wie deine Leidenschaft es heischt,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füssen,
Der Rächer einer Elenden zu seyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eignes Blut zu rasen—
Abscheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heissen Thränenfluthen mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und fasslich:
Wenn du Vernunft nicht hören willst, so werd'
Ich meine Rechte wissen zu bewahren.

CHOR.

Ganz von dem jetzigen verschieden klang,
Was Agamemnon ehedem verheissen;
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Möcht' er des eignen Blutes gerne schonen?

MENELAUS.

So bin ich denn — ich unglücksel'ger Mann! —
Um alle meine Freunde!

AGAMEMNON.

Fordre nicht
Der Freunde Untergang — so werden sie
Bereit seyn, dir zu dienen.

MENELAUS.

Und woran
Erkenn' ich, dass *ein* Vater uns gezeuget?

AGAMEMNON.

In Allem, was du Weises mit mir theilest,
In deinen Rasereien nicht.

MENELAUS.

Es macht
Der Freund des Freundes Kummer zu dem seinen.

AGAMEMNON.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweisest,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häuf'st.

MENELAUS.

Du könntest
Doch der Achiver wegen etwas leiden!

AGAMEMNON.

In den Achivern raset, wie in dir,
Ein schwarzer Gott.

MENELAUS.

Auf deinen *König* stolz
Verräthst du, Untheilnehmender, den Bruder.
Wohlan! So muss ich andre Mittel suchen,
Und andre Freunde für mich wirken lassen.

DRITTE SCENE.

EIN BOTE *zu den* VORIGEN.

BOTE.

Ich bringe sie, o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn, gleich wirst du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben sie, vom weiten Weg erschöpft,
Am klaren Bach ausruhend sich gelagert;
Auf naher Wiese gras't das losgebundene
Gespann. Ich bin vorausgeschritten, dass
Du zum Empfange dich bereiten möchtest;
Denn schon im ganzen Lager ist's bekannt,
Sie sey's! — Kann deine Tochter still erscheinen?
Zu ganzen Schaaren drängt man sich herbei,
Dein Kind zu sehn — Es sind der Menschen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Fest wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abwesenden Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiss,
Versetzt ein Anderer, geschiet's, der Göttinn
Von Aulis die Verlobte vorzustellen.
Wer mag der Bräutigam wohl seyn? — Doch eilt,
Zum Opfer die Gefässe zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!

(Zu Menelaus.)

Du ordne
Des Festes Freuden an! Es halle von
Der Saiten Klang und von der Füsse Schlag
Der ganze Pallast wieder. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

AGAMEMNON zum Boten.

Lass es genug seyn! Geh! Das Uebrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

(Bote geht ab.)

VIERTE SCENE.

AGAMEMNON. MENELAUS. CHOR.

AGAMEMNON.

Unglücklichster, was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerst? Ach, bei mir selbst muss ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schicksal mich
Verstrickt — ein Dämon, listiger als ich,
Vernichtet alle meine Künste. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Sel'ges Loos
Der Niedrigkeit, die sich des süssen Rechtes
Der Thränen freuet, und der lauten Klage!
Ach, das wird Unser Einem nie! Uns hat
Das Volk zu seinen Sklaven gross gemacht.
Es ist unköniglich, zu weinen — Ach!
Und *hier* nicht weinen, ist unväterlich!
Wie vor die Mutter treten? Was ihr sagen?
Wie ihr in's Auge sehen? — Musste sie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der süssen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu sehr,
Treuloser! hat sie dir gedient, da sie,
Was sie auf Erden Theures hat, dir liefert!
Und *sie*—die unglücksel'ge Jungfrau!—Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades sie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt sie mir
Zu Füssen — « Vater! Morden willst du mich?
Ist das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, dass du und Alles, was
Du Theures hast, nie eine bess're feire! »
Orest der Knabe steht dabei und jammert
Unschuldig mit, unwissend was er weinet,
Ach von dem Vater nur zu gut verstanden!
O Paris! Paris! Paris! Welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

CHOR.

Er jammert mich der unglücksvolle Fürst.
So sehr ich Fremdling bin, sein Leiden geht mir nahe.

MENELAUS.

Mein Bruder! Lass mich deine Hand ergreifen.

AGAMEMNON.

Da hast du sie. Du bist der Hochbeglückte,
Ich der Geschlagene.

MENELAUS.

Bei Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
Und meinem Vater Atreus sey's geschworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen so von Thränen flossen,
Da, Bruder— sieh', ich will dir's nur gestehn —
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich selbst der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin sprach, zurück.
Ich will nicht grausam an dir handeln. Nein,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
Die Tochter nicht, ich selber rath'es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Dass *mir's* nach Wunsche ginge, wenn *du* leidest?
Dass deine Kinder sterben, wenn die meinen
Des Lichts sich freun? Um was ist mir's denn auch
Zu thun? Lass sehn! um eine Eh'genossinn?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüstet? Einen Bruder soll ich
Verlieren, um Helenen heimzuholen?
Das hiesse Gutes ja für Böses tauschen!
Ein Thor, ein heisser Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,
Jetzt fühl' ich, was das heisst — sein Kind erwürgen!
Die Tochter meines Bruders am Altar
Um meiner Heirath willen hingeschlachtet,
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur d'ran denke!
Was hat dein Kind mit dieser Helena
Zu schaffen? Die Armee der Griechen mag
Nach Hause gehn. Drum, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Auch mir die Thränen in das Aug zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat

Mit mir nichts mehr zu schaffen. Meinen Antheil
Erlass ich dir. Es siegt die Bruderliebe.
Entsag' ich einem grausamen Begehren,
Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird stets das Bess're wählen.

CHOR.

Das nenn' ich brav gedacht und schön — und wie
Man denken soll in Tantalus Geschlechte!
Du zeigst dich deiner Ahnherrn werth, Atride!

AGAMEMNON.

Jetzt redest du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraschest mich. Ich muss dich loben.

MENELAUS.

Lieb' und Gewinnsucht mögen oft genug
Die Eintracht stören zwischen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben wechselseitig sich verbittern.

AGAMEMNON.

Wahr!
Doch ach! Dies wendet die entsetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muss, ich muss
Die Hände tauchen in ihr Blut.

MENELAUS.

Du musst?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

AGAMEMNON.

Die versammelte Armee
Der Griechen kann es.

MENELAUS.

Nimmermehr, wenn du
Nach Argos sie zurücke sendest.

AGAMEMNON.

Lass
Auch seyn, dass mir's von dieser Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

MENELAUS.

Von welcher andern? Allzusehr muss man
Den grossen Haufen auch nicht fürchten.

AGAMEMNON.

Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

MENELAUS.

Lass dein Geheimniss mit dem Priester sterben!
Nichts ist ja leichter.

AGAMEMNON.

Eine ehrbegier'ge
Und schlimme Menschenart sind diese Priester.

MENELAUS.

Nichts sind sie und zu nichts sind sie vorhanden.

AGAMEMNON.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meisten
Zu fürchten haben — davon schweigst du ganz.

MENELAUS.

Entdecke mir's, so weiss ich's.

AGAMEMNON.

Da ist ein
Gewisser Sohn des Sisyphus — der weiss
Schon um die Sache.

MENELAUS.

Der kann uns nicht schaden.

AGAMEMNON.

Du kennst sein listig überredend Wesen,
Und seinen Einfluss auf das Volk.

MENELAUS.

Und, was
Noch mehr ist, seinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

AGAMEMNON.

Nun denke dir Ulyssen, wie er laut
Vor allen Griechen das Orakel offenbart,
Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
Wie ich der Göttin meine Tochter erst
Versprach und jetzt mein Wort zurücke nehme.
Durch mächt'ge Rede reisst der Plauderer
Das ganze Lager wüthend fort, erst mich,
Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
Lass auch nach Argos mich entkommen; mit
Vereinten Schaaren fallen sie auf mich,
Zerstören feindlich die Cyclopenstadt,
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weisst mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in diesem fürchterlichen Drange!
Den einz'gen Dienst noch, lieber Menelaus,
Erweise mir — gehst du durch's Lager, suche
Ja zu verhüten, dass der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn soll, bevor
Der Erebus sein Opfer hat — So bin ich
Doch mit der kleinsten Thränensumme elend.

(Zum Chor.)

Ihr aber, fremde Frau'n — Verschwiegenheit!

(Agamemnon und Menelaus gehen.)

ZWEITE ZWISCHENHANDLUNG.

CHOR.

STROPHE.

Selig, selig sey mir gepriesen,
Dem an Hymens schamhafter Brust
In gemässigter Lust
Sanft die Tage verfliessen.
Wilde wüthende Triebe
Weckt der reizende Gott.
Zweierlei Pfeile der Liebe
Führt der goldlockige Gott.
Jener bringt selige Freuden,
Dieser mordet das Glück.
Reizende Göttin, den zweiten
Wehre vom Herzen zurück!
Sparsame Reize verleih' mir, Dione,
Keusche Umarmungen, heiligen Kuss,
Deiner Freuden bescheid'nen Genuss!
Göttin, mit deinem Wahnsinn verschone!

GEGENSTROPHE.

Verschieden ist der Sterblichen Bestreben
Und ihre Sitten mancherlei;
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, dass sie vortrefflich sey.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildsame Herzen früh zur Tugend.
Wenn Scham und Weisheit sich vereinen,
Sieht man die Grazien erscheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entscheidet,
Was ehrbar ist, und edel kleidet —
Das gibt den hohen Ruhm des Weisen,
Der nimmer altert mit den Greisen.
Gross ist's, der Tugend nachzustreben.
Das Weib dient ihr im stillen Leben
Und in der Liebe sanftem Schoos.
Doch in des Mannes Thaten mahlen
Sich prangend ihre tausend Strahlen,
Da macht sie Städt' und Länder gross. [5]

EPODE.

O Paris! Paris! Wärest du geblieben,
Wo du das Licht zuerst geseh'n,

Wo du die Heerde still getrieben,
Auf Ida's triftenreichen Höhn!
Dort liessest du auf grünen Rasen
Die silberweissen Rinder grasen,
Und buhltest auf dem phryg'schen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenspiele,
Und sangest dein barbarisch Lied.
Dort war's, wo zwischen drei Göttinnen
Dein richterlicher Spruch entschied,
Ach! der nach Hellas dich geführet,
Und in den glänzenden Pallast,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweihet hast.
Helenens Auge kam dir da entgegen.
Und liebewund zog sie's zurück;
Helenen kam dein Blick entgegen
Und liebetrunken zogst du ihn zurück;
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen versammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
In Schiffen heran gegen Priamus Lande.

DRITTER AKT.

ERSTE SCENE.

CHOR.

(Man sieht von weitem Clytemnestren und ihre Tochter noch im Wagen, nebst einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick,
Auf Clytemnestren, die Königlichgrosse,
Tyndars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha, diese Reichen — wie göttliche Wesen
Stehn sie vor armer Sterblichen Blick.
Stehet still! Sie steigen vom Sitze.
Kommt, sie mit Ehrfurcht zu grüssen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand!
Empfanget sie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit keinem traur'gen Klange
Ihren Tritt in dieses Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürstinn Antlitz bleichen,
Fremd, wie wir, an Aulis Strand.

ZWEITE SCENE.

CLYTEMNESTRA *mit dem kleinen* ORESTES.
IPHIGENIE. GEFOLGE. CHOR.

CLYTEMNESTRA noch im Wagen zum Chor.

Ein glücklich Zeichen, schöne Hoffnungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruss und freundlichen Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt sie sorgsam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, steige aus! Empfanget
Sie sanft in euren jugendlichen Armen!
Wer reicht auch mir nun seines Armes Hülfe,
Dass ich vom Wagensitz gemächlich steige?

(Zu ihren Sklavinnen.)

Ihr Andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und schreckhaft ist der Pferde Blick.
Auch diesen Kleinen nehmet mit! Es ist
Orestes, Agamemnons Sohn. Sein Alter
Kann noch nicht von sich geben, was es meinet.
Wie? Schläfst du, süsses Kind? Der Knabe schläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeschläfert.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der Schwester!
So gross du schon und edel bist geboren,
So höher wird der neue schöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Dass diese fremden Frauen dort, die dich
An meiner Seite sehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter ist — Sieh da,
Dein Vater! Auf, ihn zu begrüssen!

DRITTE SCENE.

AGAMEMNON *zu den* VORIGEN.

IPHIGENIE.

Wirst
Du zürnen, Mutter, wenn ich, meine Brust
An seine Vaterbrust zu drücken, ihm
Entgegen eile?

CLYTEMNESTRA.

O mir über Alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier sind
Wir angelangt, wie du gebot'st.

IPHIGENIE.

O lass
Mich nach so langer Trennung, Brust an Brust
Geschlossen, dich umarmen, Vater! Lass
Mich deines lieben Angesichts geniessen!
Doch zürnen musst du nicht.

AGAMEMNON.

Geniess es, Tochter.
Ich weiss, wie zärtlich du mich liebst — du liebst
Mich zärtlicher, als meine andern Kinder.

IPHIGENIE.

Dich nach so langer Trennung wieder
Zu haben—wie entzückt mich das, mein Vater!

AGAMEMNON.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du sagst,
Gilt von uns beiden.

IPHIGENIE.

Sey mir tausendmal
Gegrüsst! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen!

AGAMEMNON.

Ein glücklicher Gedanke? — Ach! das weiss
Ich doch nicht —

IPHIGENIE.

Wehe mir! Was für
Ein kalter freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne siehst.

AGAMEMNON.

Mein Kind! für einen König
Und Feldherrn gibt's der Sorgen so gar viele.

IPHIGENIE.

Lass diese Sorgen jetzt und sey bei mir!

AGAMEMNON.

Bei dir bin ich und wahrlich nirgend anders!

IPHIGENIE.

O so entfalte deine Stirn! Lass mich
Dein liebes Auge heiter sehn!

AGAMEMNON.
Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh! So lang'
Ich *dir* in's Antlitz schaue, bin ich froh.
IPHIGENIE.
Doch seh' ich Thränen deine Augen wässern.
AGAMEMNON.
Weil wir auf lange von einander gehn.
IPHIGENIE.
Was sagst du? — Liebster Vater, ich verstehe
Dich nicht — ich soll es nicht verstehn!
AGAMEMNON.
So klug
Ist Alles, was sie spricht! — Ach, das erbarmt
Mich desto mehr!
IPHIGENIE.
So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.
AGAMEMNON für sich.
Ich werde
Mich noch vergessen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.
IPHIGENIE.
Bleib' lieber bei uns, Vater! Bleib' und schenke
Dich deinen Kindern!
AGAMEMNON.
Dass ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünsche —
Das ist es eben, was mir Kummer macht.
IPHIGENIE.
Verwünscht sey'n alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!
AGAMEMNON.
Dein Vater
Wird nicht der Letzte seyn, den sie verderben.
IPHIGENIE.
Wie lang' ist's nicht schon, dass du, fern von uns,
In Aulis Busen müssig liegst!
AGAMEMNON.
Und auch
Noch jetzt setzt sich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniss entgegen.
IPHIGENIE.
Wo, sagt man,
Dass diese Phryger wohnen, Vater?
AGAMEMNON.
Wo —
Ach, wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden sollen!
IPHIGENIE.
Wie? So weit
Schiff'st du von dannen, und verlässest mich?
AGAMEMNON.
Wie weit es auch seyn möge — Du, mein Kind,
Wirst immer mit mir gehen! [4]
IPHIGENIE.
Wäre mir's
Anständig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich würd' ich seyn!
AGAMEMNON.
Was für einen Wunsch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirst.
IPHIGENIE.
Reis' ich
Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?
AGAMEMNON.
Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.
IPHIGENIE.
Also willst
Du in ein fremdes Haus mich bringen lassen?
AGAMEMNON.
Lass gut seyn! Forsche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wissen ziemt.
IPHIGENIE.
Komm du
Von Troja uns recht bald und siegreich wieder!
AGAMEMNON.
Erst muss ich noch ein Opfer hier vollenden.
IPHIGENIE.
Das ist ein heiliges Geschäft, worüber
Du mit den Priestern dich berathen musst.
AGAMEMNON.
Du wirst's mit ansehn, meine Tochter! Gar
Nicht weit vom Becken wirst du stehn.
IPHIGENIE.
So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?
AGAMEMNON.
Die Glückliche in ihrer kummerfreien
Unwissenheit! — Geh' jetzt in's Vorgemach,
Den Jungfraun dich zu zeigen.
(Sie umarmt ihn.)
Eine schwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuss!
Es ist ein langer Abschied, den wir nehmen.
O Lippen — Busen — blondes Harr, wie theuer
Kommt dieses Troja mir und diese Helena
Zu stehen! — Doch genug der Worte — Geh',
Geh'! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
Ein Thränenstrom, da dich mein Arm umschliesset.
Geh' in das Zelt!
(Iphigenie entfernt sich.)

VIERTE SCENE.

AGAMEMNON. CLYTEMNESTRA. CHOR.

AGAMEMNON.
O Tochter Tyndars, wenn
Du allzuweich mich fandest, sieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen scheiden sehen soll!
Ich weiss es. Ihrem Glück geht sie entgegen.
Doch welchen Vater schmerzt es nicht, die er
Mit Müh' und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hinzugeben.
CLYTEMNESTRA.
Mich
Soll man so schwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen [kosten,
Und ohne dein Erinnern—doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heischen sie.
Lass auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er ist, weiss ich bereits. Erzähle mir
Von seinen Ahnherrn jetzt und seinem Lande.
AGAMEMNON.
Ægina kennest du, Asopus Tochter.
CLYTEMNESTRA.
Wer freyte sie, ein Sterblicher, ein Gott?
AGAMEMNON.
Zeus selbst, dem sie den Æakus, den Herrscher
Œnopiens, gebar.

CLYTEMNESTRA.

Wer folgte diesem
Auf seinem Königsthrone nach?

AGAMEMNON.

Derselbe,
Der Nerus Tochter freyte, Peleus.

CLYTEMNESTRA.

Mit
Der Götter Willen freyt' er diese, oder
Geschah' es wider ihren Rathschluss?

AGAMEMNON.

Zeus
Versprach sie, und der Vater führte sie ihm zu.

CLYTEMNESTRA.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

AGAMEMNON.

Die Hochzeit war auf dem erhab'nen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

CLYTEMNESTRA.

Wo man erzählt, dass die Centauren wohnen?

AGAMEMNON.

Dort feierten die Götter Peleus Fest.

CLYTEMNESTRA.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater, oder
Die Göttliche erzogen?

AGAMEMNON.

Sein Erzieher
War Chiron, dass der Bösen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

CLYMNESTRA.

Ihn erzog
Ein weiser Mann. Und weiser noch war der,
Der einer solchen Aufsicht ihn vertraute.

AGAMEMNON.

Das ist der Mann, den ich zu deinem Eidam
Bestimme.

CLYTEMNESTRA.

An dem Mann ist nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

AGAMEMNON.

Die Grenzen von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfliesst, ist seine Heimat.

CLYTEMNESTRA.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

AGAMEMNON.

Das überlass' ich ihm. Sie ist die Seine.

CLYTEMNESTRA.

Das Glück begleite sie! — Wann aber soll
Der Tag seyn?

AGAMEMNON.

Wenn der segenvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet seyn.

CLYTEMNESTRA.

Hast du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttin schon gebracht?

AGAMEMNON.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer ist es, was uns jetzt beschäftigt.

CLYTEMNESTRA.

Ein Hochzeitmahl gibst du doch auch?

AGAMEMNON.

Wenn erst
Die Himmlischen ihr Opfer haben werden.

CLYTEMNESTRA.

Wo aber gibst du dieses Mahl den Frauen?

AGAMEMNON.

Hier bei den Schiffen.

CLYTEMNESTRA.

Wohl. Es lässt sich anders
Nicht thun. Ich seh's. Ich muss mich drein ergeben.

AGAMEMNON.

Jetzt aber höre, was von dir dabei
Verlangt wird — Doch, dass du mir ja willfahrest!

CLYTEMNESTRA.

Sag' an, du weisst, wie gern ich dir gehorche.

AGAMEMNON.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam ist, finden lassen —

CLYTEMNESTRA.

Was?
Ich will nicht hoffen, dass man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

AGAMEMNON.

Im Angesicht des ganzen griech'schen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

CLYTEMNESTRA.

Und wo soll dann die Mutter seyn?

AGAMEMNON.

Nach Argos
Zurückekehren soll die Mutter — dort
Die Aufsicht führen über ihre Kinder.

CLYTEMNESTRA.

Nach Argos? Und die Tochter hier verlassen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

AGAMEMNON.

Der Vater wird sie tragen.

CLYTEMNESTRA.

Nein, das geht nicht!
Du weisst, dass dir die Sitten dies verbieten.

AGAMEMNON.

Dass sie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern sich zu mengen, dieses weiss ich.

CLYTEMNESTRA.

Es heischt die Sitte, dass aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.

AGAMEMNON.

Sie heischt, dass deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

CLYTEMNESTRA.

Wohl aufgehoben und verwahrt sind die
In ihrem Frauensaal.

AGAMEMNON.

Ich will Gehorsam.

CLYTEMNESTRA.

Nein!
Bei Argos königlicher Göttin! Nein!
Du hast dich weggemacht in's Ausland. Dort
Mach' dir zu thun! [5] Mich lass im Hause walten,
Und meine Töchter, wie sich's ziemt, vermählen.

(Sie geht ab.)

AGAMEMNON allein.

Ach! zu entfernen hofft' ich sie. — Ich habe
Umsonst gehofft. Umsonst bin ich gekommen.
So häuf' ich Trug auf Trug, berücke die,
Die auf der Welt das Theuerste mir sind,
Durch schnöde List, und Alles spottet meiner.
Nun will ich gehn und was der Göttin wohl
Gefällt und mir so wenig Segen bringet,
Und allen Griechen so belastend ist,
Vom Seher Kalchas näher auskundschaften.
Wer's aber mit sich selbst gut meint, der nehme
Ja eine Gattin, die gefällig ist
Und sanften Herzens — oder lieber keine!

(Er geht ab.)

DRITTE ZWISCHENHANDLUNG.

CHOR.

STROPHE.

Sie sehen des Simois silberne Strudel,
Der griechischen Schiffe versammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten sie Phöbus heilige Erde,
Wo Kassandra mit wilder Geberde
Die Schläfe mit grünendem Lorber umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen lässt um das begeisterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes sie wechselnd beseelen.

GEGENSTROPHE.

Sie rennen auf die Mauern,
Sie steigen auf die Burg.
Sie erblicken mit Schauern,
Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unsre schnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schwester des himmlischen Paars,
Unter den Lanzen und krieg'rischen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

EPODE.

Einen Wald von ehr'nen Lanzen
Seh' ich sie um deine Felsenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine stolze Veste schleifen,
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen kosten deinen Bräuten
Und der Gattin Priamus.
Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurückeweinen!
Ihr Götter, solche Angst und Qual,
Entfernet sie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierinn
Den Busen jammernd schlagen,
Und wird's der stolzen Phrygerinn
Am Webestuhle klagen!
Ach! wenn nun die Sagen schallen,
Dass die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erschollen,
Schneidet wohl der Thränenvollen
Von dem Haupt das schön gekämmte Haar?
Helene, die der hochgehals'te Schwan
Gezeuget — das hast du gethan!
Sey's nun, dass in einem Vogel
Leda, wie die Sage ging,
Zeus verwandelte Gestalt umfing,
Sey's, dass eine Fabel aus dem Munde
Der Kamönen, sehr zur schlimmen Stunde,
Das Geschlecht der Menschen hinterging.

VIERTER AKT.

ERSTE SCENE.

ACHILLES. *Der* CHOR.

ACHILLES.

Wo find' ich hier den Feldherrn der Achiver?

(*Zu einigen Sklaven.*)

Wer von euch sagt ihm, dass Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müssig liegt
An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein jeder freilich nimmt's auf seine Weise.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Liess öde Wände nur zurück und weilet
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein andrer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Ist diese Kriegeslust, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgeboten,
Nicht ohne eines Gottes Hand!—Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen lassen.
Wer sonst was vorzubringen hat, verfecht'
Es für sich selbst. — Ich habe Pharsalus
Verlassen und den Vater — Wie? Etwa,
Dass des Euripus schwache Winde mich
An diesem Strand verweilen? Kaum geschweig'
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort bestürmen — « Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang' wird noch gezaudert,
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willst du was thun, so thu' es bald! sonst führ'
Uns lieber wieder heim, anstatt noch länger
Ein Spiel zu seyn der zögernden Atriden. »

ZWEITE SCENE.

CLYTEMNESTRA *zu den* VORIGEN.

CLYTEMNESTRA.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! Deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt; drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

ACHILLES *betroffen.*

Heilige
Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von diesem Anstand —

CLYTEMNESTRA.

Kein Wunder, dass Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie gesehn — Doch Dank ihm,
Dass ihm der Scham Gesetze heilig sind.

ACHILLES.

Wer bist du aber? Sprich! Was führte dich
In's griech'sche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen sieht?

CLYTEMNESTRA.

Ich bin der Leda Tochter,
Und Clytemnestra heiss' ich. Mein Gemahl
Ist König Agamemnon.

ACHILLES.

Viel und genug
Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanständig wäre mir's, mit Frauen
Gespräch zu wechseln.

CLYTEMNESTRA.

Bleib! Was fliehest du?
Lass, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniss glücklich uns beginnen.

ACHILLES.

Ich dir die Hand? Was sagst du, Königin?
Zu sehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als dass ich wagen sollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

CLYTEMNESTRA.

Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermählest?

ACHILLES.

Vermählen — Wahrlich — Ich bin voll Erstaunen —
Doch nein, du redest so, weil du dich irrest.

CLYTEMNESTRA.

Auch dies Erstaunen find' ich sehr begreiflich.
Uns Alle pflegt — ich weiss nicht welche — Scheu
Beim Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn sie von Heirath sprechen sonderlich.

ACHILLES.

Nie, Königin, hab' ich um deine Tochter
Gefreit — und nie ist zwischen den Atriden
Und mir ein solches unterhandelt worden.

CLYTEMNESTRA.

Was für ein Irrthum muss hier seyn? Gewiss,
Wenn meine Rede dich bestürzt, so setzt
Die deine mich nicht minder in Erstaunen.

ACHILLES.

Denk' nach, wie das zusammenhängt! Dir muss,
Wie mir, dran liegen, es herauszubringen.
Vielleicht, dass wir nicht beide uns betrügen!

CLYTEMNESTRA.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, lässt man mich hier stiften,
Die nie seyn wird und nie hat werden sollen.
O wie beschämt mich das!

ACHILLES.

Ein Scherz vielleicht,
Den Jemand mit uns beiden treibt. Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau! Veracht' es lieber!

CLYTEMNESTRA.

Leb' wohl! In deine Augen kann ich ferner
Nicht schaun, da ich zur Lügnerinn geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

ACHILLES.

Mich lass
Vielmehr so reden! — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzusuchen.
(Wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöffnet.)

DRITTE SCENE.

DER ALTE SKLAVE *zu den* VORIGEN.

SKLAVE.
(in der Thüre des Gezeltes.)

Halt, Æacide! Göttinnsohn, mit dir
Und auch mit dieser hier hab' ich zu reden.

ACHILLES.

Wer reisst die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie ausser sich.

SKLAVE.

Ein Knecht. Ein armer Name,
Der mir den Dünkel wohl vergehen lässt.
Mich —

ACHILLES.

Wessen Knecht? Er ist nicht mein der Mensch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

SKLAVE.

Des Hauses Knecht, vor dem ich stehe. Tyndar,
(Auf Clytemnestra zeigend.)
Ihr Vater hat mich drein gestiftet.

ACHILLES.

Nun!
Wir stehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

SKLAVE.

Ist kein Zeuge weiter
Vor diesen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

CLYTEMNESTRA.

So gut als ganz allein. Sprich dreist! — erst aber
Verlass das Königszelt und komm hervor.

SKLAVE kommt heraus.

Jetzt, Glück und meine Vorsicht, helft mir die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

ACHILLES.

Er spricht von Etwas, das noch kommen soll,
Und von Bedeutung scheint mir seine Rede.

CLYTEMNESTRA.

Verschieb's nicht länger, ich beschwöre dich,
Mir, was ich wissen soll, zu offenbaren.

SKLAVE.

Ist dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir stets gewesen,
Dir und den Deinigen?

CLYTEMNESTRA.

Ich weiss, du bist
Ein alter Diener schon von meinem Hause.

SKLAVE.

Dass ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — ist dir
Das noch erinnerlich?

CLYTEMNESTRA.

Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir stets gedienet.

SKLAVE.

So ist's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan, als ihm.

CLYTEMNESTRA.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu sagen hast!

SKLAVE.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm geboren.

CLYTEMNESTRA.

Was? Wie? — Entsetzlich! — Mensch! du bist von Sinnen.

SKLAVE.

Den weissen Nacken der Bejammernswerthen
Will er mit mörderischem Eisen schlagen.

CLYTEMNESTRA.

Ich Unglückseligste! — Ras't mein Gemahl?

SKLAVE.

Sehr bei sich selbst ist er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er rasen.

CLYTEMNESTRA.

Warum? Welch böser Dämon gibt's ihm ein?

SKLAVE.

Ein Götterspruch, der nur um diesen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
Versichert.

CLYTEMNESTRA.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater seinen Henker finden soll!

SKLAVE.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

CLYTEMNESTRA.

Das Helene wiederkehre,
Stirbt Iphigenie?

SKLAVE.

Du weisst's. Dianen
Will Agamemnon sie zum Opfer schlachten.

CLYTEMNESTRA.

Und diese vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — wozu denn die?

SKLAVE.

Dass du so minder säumtest, sie zu bringen,
Im Wahn, sie ihrer Hochzeit zuzuführen.

CLYTEMNESTRA.

O Kind! Zum Tode kamest du. Wir kamen
Zum Tode!

SKLAVE.

Ja, bejammernswürdig, schrecklich
Ist euer Schicksal. Schreckliches begann
Der König.

CLYTEMNESTRA.

Weh mir! Weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

SKLAVE.

Ein armer, armer Trost sind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter stirbt.

CLYTEMNESTRA.

Sprich aber: Woher weisst du das? Durch wen?

SKLAVE.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

CLYTEMNESTRA.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Dass ich die Tochter dem Verderben brächte?

SKLAVE.

Dir abzurathen, dass du sie *nicht* brächtest.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

CLYTEMNESTRA.

Unglücklicher! Warum mir diesen Brief
Nicht überliefern?

SKLAVE.

Menelaus fing
Ihn auf. Ihm dankst du Alles, was du leidest.
(Er geht ab.)

CLYTEMNESTRA wendet sich zu Achilles.

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörst du es?

ACHILLES.

Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich
Hat man nicht ungestraft missbraucht.

CLYTEMNESTRA.

Mit dir
Vermählen sie mein Kind, um es zu würgen!

ACHILLES.

Ich bin entrüstet über Agamemnon,
Und nicht so leicht werd' ich es hingehn lassen.

CLYTEMNESTRA fällt ihm zu Füssen.

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmlische gebar. Weg, eitler Stolz!
Kann sich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttin! Hab' Erbarmen mit
Der Mutter, mit der Unglückseligen Erbarmen,
Die deiner Gattinn Namen schon getragen!
Mit Unrecht trug sie ihn. Doch hab' ich sie
Als deine Braut hieher geführt, *dir* hab' ich
Mit Blumen sie geschmücket — Ach! ein Opfer
Hab' ich geschmückt, ein Opfer hergeführt.
O! das wär' schändlich, wenn du sie verliessest.
War sie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardst als der geliebteste
Gemahl der Unglücksel'gen schon gepriesen.
Bei dieser Wange, dieser Rechte, bei
Dem Leben deiner Mutter sey beschworen!
Verlass uns nicht! Dein Name ist's, der uns
In's Elend stürzt — Drum rette du uns wieder!
Dein Knie, o Sohn der Göttin! ist der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermste fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du hast gehört,
Was Agamemnon Grässliches beschlossen.
Da steh' ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meisterlosen Banden,
Zu jedem Bubenstück bereit — auch brav,
Gewiss recht brav und werth, so bald sie mögen! [6]
Versichre du uns deines Schutzes, und
Gerettet sind wir. Ohne dich verloren.

CHOR.

Gewaltsam ist der Zwang des Bluts. Mit Qual
Gebiert das Weib, und quält sich für's Geborne.

ACHILLES.

Mein grosses Herz kam deinem Wunsch entgegen.
Es weiss zu trauern mit dem Gram und sich
Des Glücks zu freuen mit Enthaltsamkeit.

CHOR.

Die Klugheit sich zur Führerinn zu wählen,
Das ist es, was den Weisen macht!

ACHILLES.

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,
Wo's Weisheit ist, nicht allzuweise seyn;
Es kommen andre, wo nichts schöner kleidet,
Als Mässigung. Geraden Sinn schöpft' ich
In Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo sie Gerechtes mir befehlen, finden
Gehorsam die Atriden mich, die Stirn
Von Erz, wo sie Unbilliges gebieten.
Frei kam ich her, frei will ich Troja sehn,
Und den Achiverkrieg, was an mir ist,
Mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerst mich. Zuviel erleidest du
Von den Gemahl, von Menschen deines Blutes.
Was diesem jungen Arme möglich ist,
Erwart's von mir! — Er soll dein Kind nicht schlachten.
An eine Jungfrau, die man *mein* genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es soll ihm nicht so hingehn, meines Namens
Zu seinem Mord missbraucht zu haben!
Mein Name, der kein Eisen aufgehoben,
Mein Name wär' der Mörder deiner Tochter,
Und *Er*, der Vater, hätte sie erschlagen.
Doch theilen würd' ich seines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
Gegeben hätte, so unwürdig, so
Unmenschlich, ungeheuer, unerhört,
Die unschuldsvolle Jungfrau zu misshandeln.
Der Griechen Letzter müsst' ich seyn, der Menschen
Verächtlichster, ja hassenswerther selbst
Als Menelaus müsst' ich seyn [7]. Mir hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein, bei des Meerbewohners Haupt, beim Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt geboren!
Er soll sie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit seines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dies geschiehet, decke ewige
Vergessenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücketragen — Seher?
Was heisst ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen sagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfrau'n Tausende, die mich
Zum Gatten möchten — *Davon* ist auch jetzt
Die Rede nicht. Beschimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's stellen sollen,
Ob mir's gefiele, um sein Kind zu frein?
Gern und mit Freuden würde Clytemnestra
In dieses Bündniss eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen

Alsdann zum Opfer sie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenossen, würde sie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
Nichts, wo was Grosses soll verhandelt werden.
Doch dürfte, eh' wir Ilion noch sehn,
Dies Schwert von Blut und Menschenmorde triefen,
Wenn man's versuchte, *mir* sie zu entreissen.
Sey du getrost! Ein Gott erschien ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

CHOR.

An dieser Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich geboren.

CLYTEMNESTRA.

O Herrlichster, wie stell' ich's an, wie muss
Ich reden, um zu sparsam nicht zu seyn
In deinem Preis, und deine Gunst auch nicht
Durch mein ausschweifend Rühmen zu verscherzen.
Zu vieles Loben, weiss ich wohl, macht dem,
Der edel denkt, den Lober nur zuwider.
Doch schäm' ich mich, mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling, zu ermüden.
Doch Fremdling oder nicht — wer Leidenden
Beispringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen! Unser Schicksal
Verdient Erbarmen. Meine Hoffnung war,
Dich Sohn zu nennen — Ach! sie war vergebens.
Auch schreckt vielleicht dein künftig Ehebette
Mein sterbend Kind mit schwarzer Vorbedeutung,
Und du wirst eilen, sie zu fliehn. [8] Doch nein,
Was du gesagt, war alles wohl gesprochen,
Und willst *du* nur, so lebt mein Kind. Soll sie
Etwa selbst flehend deine Knie umfassen?
So wenig dies der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, so mag sie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freiheit aufgeschlagen.
Wo nicht, so lass an ihrer Statt mich der
Gewährung süsses Wort von dir vernehmen.

ACHILLES.

Die Jungfrau bleibe, wo sie ist. Dass sie
Verschämt ist, bringt ihr Ehre.

CLYTEMNESTRA.

Auch verschämt seyn
Hat sein gehörig Maas und seine Stunde.

ACHILLES.

Ich will es nicht. Ich will nicht, dass du sie
Vor meine Augen bringest, und wir beide
Boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
Entschlagen, trägt sich gar zu gern, das kenn' ich,
Mit häm'schen ehrenrührigen Gerüchten.
Und mög't ihr flehend oder nicht vor mir
Erscheinen, ihr erhaltet weder mehr
Noch minder — denn beschlossen ist's bei mir,
Kost's was es wolle, euer Leid zu enden.
Das lass dir gnügen. Glaub', ich rede ernstlich.
Und sterben mög' ich, hab' ich deine Hoffnung
Mit eitler Rede nur getäuscht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

CLYTEMNESTRA.

Lebe
Und rette immer Leidende!

ACHILLES.

Nun höre,
Wie wir's am besten einzurichten haben.

CLYTEMNESTRA.

Lass hören. Dir gehorch' ich gern.

ACHILLES.

Zuvor erst
Muss man es mit dem Vater noch versuchen.

CLYTEMNESTRA.

Ach, der ist feig und zittert vor der Menge!

ACHILLES.

Vernünft'ge Gründe können viel.

CLYTEMNESTRA.

Ich hoffe nichts. Doch sprich, was muss ich thun?

ACHILLES.

Fall' ihm zu Füssen! Fleh' ihn an, dass er
Sein Kind nicht tödte! Bleibt er unerbittlich,
Dann komm zu mir — Erweichst du ihn, noch besser!
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund,
Auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt gestritten.
Und so wird Alles glücklich abgethan,
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes braucht es nicht.

CLYTEMNESTRA.

Du räthst
Verständig. Es geschehe, wie du meinest.
Misslingt mir's aber — wo seh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermste diesen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinem Leiden?

ACHILLES.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe seyn, und dir's ersparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherr'n
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müsste Tyndars Blut nicht sinken:
— Ein grosser Name in der Griechen Land!

CLYTEMNESTRA.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, gibt es Götter, Trefflichster! Dir muss
Es wohlergehn! Gibt's keine — Warum leid' ich? [9]

(Achilles und Clytemnestra gehen ab.)

VIERTE ZWISCHENHANDLUNG.

CHOR.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgesang,
Den zu der Cither tanzlustigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyschen Rohr,
Sang der Kamönen
Versammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen!
Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Pelion wolkigem Kranz,
Kamen die zierlich gelockten und schwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischen Jubel der Lieder
Feierten sie der Verbundenen Glück.
Der Berg der Centauren hallte sie wieder,
Pelions Wald gab sie schmetternd zurück.
Unter den Freuden
Des festlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmlische Gabe
Jovis Liebling, der phrygische Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Funfzig Schwestern der Göttlichen hüpften
Lustig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen, und knüpften
Reizende Ring' mit verschlungener Hand.

GEGENSTROPHE.

Grüne Kronen in dem Haar,

Und mit fichtenem Geschosse,
Menschen oben, unten Rosse,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen sie zum Göttermahle.
Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Thessalierinnen Chor;
Heil dir! sang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem schönen Sterne,
Der aus deinem Schoos ersteht!
Und Apoll, der in der Ferne
Der verborg'nen Zukunft späht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Musen sich versteht,
Chiron, der Centaure — nannten
Beide schon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königssitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenschaaren,
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüstung, die er würde tragen,
Künstlich von Hephästos Hand
Aus gediegnem Gold geschlagen,
Ein Geschenk der Göttlichen,
Die den Göttlichen empfangen.
So ward von den Himmlischen
Thetis Hochzeitfest begangen.

EPODE.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bei der Hirten Feldgesang
Erzogen, und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schoos,
Dem Tapfersten der Inachiden
Dereinst zur süssen Braut beschieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Loos!
Dir flechten ein Kranz von Blüthen
Die Griechen in das schöngelockte Haar.
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebar,
Das, unberührt vom Joch, aus Felsenhöhlen,
Unfern dem Meer, gestiegen war,
Wird dich der Opferstahl entseelen;
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
Nicht das Erröthen der verschämten Tugend,
Nicht deine reizende Gestalt!
Das Laster herrscht mit siegender Gewalt.
Es spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesetzen Hohn.
Die Tugend ist aus dieser Welt geflohn,
Und dem Geschlecht der Menschen droh'n
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

FÜNFTER AKT.

ERSTE SCENE.

CLYTEMNESTRA *kommt.* DER CHOR.

CLYTEMNESTRA.

Ich komme, meinen Gatten aufzusuchen.
Noch immer bleibt er aus, es ist schon lange,
Dass er das Zelt verliess — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun sie
Erfuhr, was für ein Schicksal sie erwartet.
Er nähert sich, den ich genannt. Der ist's,
Das ist der Agamemnon, den man bald
Verrucht wird handeln sehn an seinen Kindern.

ZWEITE SCENE.

AGAMEMNON. DIE VORIGEN.

AGAMEMNON.

Gut, Clytemnestra, dass ich ausserhalb
Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe
Mich über Dinge mit dir zu besprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut seyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

CLYTEMNESTRA.

Und was ist das,
Wozu die Zeit sich dir so günstig zeiget?

AGAMEMNON.

Lass deine Tochter mit mir gehen! — Alles
Ist in Bereitschaft, das geweihte Wasser,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
In schwarzem Blute röchelnd, fallen sollen.

CLYTEMNESTRA.

Gut *redest* du. Dass ich von deinem *Thun*
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm
Du selbst heraus, mein Kind!

(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts.)

Was dieser da
Mit dir beschlossen hat, weisst du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder,
Orestes, mit dir!

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)

Sieh', da ist sie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch sonst
Für sie und mich zu sagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzusetzen wissen.

DRITTE SCENE.

IPHIGENIE *mit dem kleinen* ORESTES *zu den* VORIGEN.

AGAMEMNON.

Was ist dir, Iphigenie? — — — Du weinst?
Du siehst nicht heiter aus — du schlägst die Augen
Zu Boden und verbirgst dich in den Schleier?

IPHIGENIE.

Ich Unglückselige! Wo fang' ich an?
Bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag!

AGAMEMNON.

Was ist das?
Hat Alles hier zusammen sich verstanden,
Mich zu bestürzen — Kind und Mutter ausser sich
Und Unruh' im Gesichte —

CLYTEMNESTRA.

Mein Gemahl,
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

AGAMEMNON.

Braucht's dazu Ermahnung?
Zur Sache!

CLYTEMNESTRA.

Ist's an dem — willst du sie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

AGAMEMNON fährt auf.

Unglückliche! Was für ein Wort hast du gesprochen!
Was argwöhnst du? — Du sollst es nicht!

CLYTEMNESTRA.
Antworte
Auf meine Frage!
AGAMEMNON.
Frage, was sich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie sich's ziemt.
CLYTEMNESTRA.
So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.
AGAMEMNON.
Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schicksals
Und du, mein böser Genius!
CLYTEMNESTRA.
Und meiner —
Und dieser hier! Ihn theilen drei Elende!
AGAMEMNON.
Worüber klagst du?
CLYTEMNESTRA.
Dieses fragst du noch?
O dieser List gebricht es an Verstande.
AGAMEMNON.
Ich bin verloren. Alles ist verrathen.
CLYTEMNESTRA.
Ja, Alles ist verrathen. Alles weiss ich,
Und Alles hört' ich, was du uns bereitest.
Dies Schweigen, dieses Stöhnen ist Beweises
Genug. Das Reden magst du dir ersparen.
AGAMEMNON.
Ich schweige. Reden, was nicht wahr ist, hiesse
Mein Elend auch durch Frechheit noch erschweren.
CLYTEMNESTRA.
Gib mir Gehör! Die räthselhafte Sprache
Bei Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erst drangst du dich — das sey mein erster Vorwurf —
Gewaltsam mir zum Gatten auf, entführtest
Mich räuberisch, nachdem du meinen ersten
Gemahl erschlagen, Tantalus — den Säugling
Von seiner Mutterbrust gerissen, mit
Grausamem Wurf am Boden ihn zerschmettert.
Als meine Brüder d'rauf, die Söhne Zeus,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriss dich Tyndar, unser Vater, den
Du knieend flehtest, ihrem Zorn, und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurück.
Seit diesem Tag — kannst du es anders sagen?
Fand'st du in mir die lenksamste der Frauen,
Im Hause fromm, im Ehebette keusch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauses — Lust und Freude,
Wenn du hereintratst! Wenn du öffentlich
Erschienst, der frohe Zuruf aller Menschen!
Solch eine Eh'genossinn zu erjagen,
Ist Wenigen beschert. Desto gemeiner sind
Die Schlimmen! Ich gebäre dir drei Töchter
Und diesen Sohn — und dieser Töchter eine
Willst du jetzt so unmenschlich mir entreissen!
Fragt man, warum sie sterben soll — was kannst du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! Soll ich's
In deinem Namen thun? Dass Menelaus
Helenen wieder habe, soll sie sterben!
O trefflich! deine Kinder also sind
Der Preis für eine Buhlerinn! Und mit
Dem Theuersten, das wir besitzen, wird
Das Hassenwürdigste erkauft! — Wenn du
Nun fort seyn wirst nach Troja, lange, lange,
Ich im Palast indessen einsam sitze,
Leer die Gemächer der Gestorbenen,
Und alle jungfräulichen Zimmer öde,
Wie glaubst du, dass mir da zu Muth seyn werde?
Wenn ungetrocknet, unversiegend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um sie jammre. « Er,
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er selbst, kein Andrer, er mit eignen Händen! »
Sieh' zu, dass dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrst,
Nicht ein Empfang dereinst bereitet werde,
Der solcher Thaten würdig ist. O um
Der Götter willen! zwinge mich nicht, schlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht so
An uns! — Du willst sie schlachten! Wie? Und welche
Gebete willst du dann zum Himmel richten?
Was willst du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem schimpflich angetret'nen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,
Das hiesse, Göttern die Vernunft abläugnen!
Und sey's, dass du nach Argos wiederkehrst,
Denkst du dann, deine Kinder zu umarmen?
O dieses Recht hast du verscherzt! Wie könnten
Sie dem in's Auge sehn, der Eins von ihnen
Mit kaltem Blut erschlug? — Darüber sind
Wir einverstanden — Musstest du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bei den Achivern erst die Sprache
Der Weisheit zu versuchen? « Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entscheide,
Wess Tochter sterben soll! » Das hätte Einem
Gegolten wie dem Andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
Ihr streitet, dem hätt' es gebührt, sein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keusch dein Bett' bewahrte,
Soll nun der Tochter mich beraubet sehn,
Wenn jene Lasterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der Ihren!
Bestreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich Recht — o so geh' in dich! — Bring' sie nicht
Um's Leben, deine Tochter und die meine!
CHOR.
Lass dich erweichen, Agamemnon! Denk',
Wie schön es ist, sich seines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menschen eingestanden!
IPHIGENIE.
Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felsen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Der Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen,
Jetzt würd' ich diese Kunst zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunst sind Thränen,
Die hab' ich und die will ich geben! Sieh,
Statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
Mich selbst zu deinen Füssen — Tödte mich
Nicht in der Blüthe! — Diese Sonne ist
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit,
Zu sehen, was hier unten ist! — Ich war's,
Die dich zum erstenmale Vater nannte,
Die erste, die du Kind genannt, die erste,
Die auf dem väterlichen Schoosse spielte,
Und Küsse gab, und Küsse dir entlockte.
Da sagtest du zu mir: « O meine Tochter,
Werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hause eines glücklichen Gemahles
Einst glücklich und gesegnet sehn? » — Und ich,
An diese Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, sprach:

« Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit süssem Gastrecht ehren,
Und meiner Jugend sorgenvolle Pflege
Dem Greis mit schöner Dankbarkeit belohnen? »
So sprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du hast's vergessen, du, und willst mich tödten.
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!
Bei deinem Vater, Atreus, und bei ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebar, und nun
Auf's Neue diese Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuss, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Dass ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannst du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannst du doch. Er soll
Die Schwester nicht um's Leben bringen, sag' ihm.
Gewiss! Auch Kinder fühlen Jammer noch.
Sieh, Vater! Eine stumme Bitte richtet er
An dich — Lass dich erweichen! Lass mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an,
Zwei deiner Lieben, *der* unmündig noch,
Ich eben kaum erwachsen! Soll ich dir's
In *Ein* herzrührend Wort zusammenfassen?
Nichts Süssers gibt es, als der Sonne Licht
Zu schau'n! Niemand verlanget nach da unten.
Der raset, der den Tod herbeiwünscht! Besser
In Schande leben, als bewundert sterben! [11]

CHOR.

Dein Werk ist dies, verderbenbringende
Helene! Deine Lasterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

AGAMEMNON.

Ich weiss, wo Mitleid gut is, und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, rasen müsst' ich.
Entsetzlich ist mir's, solches zu beschliessen,
Entsetzlich, mich ihm zu entziehn — Seyn muss es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von diesen allen sieht nicht Einer Troja,
Und nimmer fällt die Burg des Priamus,
Du sterbest denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
Nach Phrygien die Segel auszuspannen,
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von diesen Räubern zu befreien. Umsonst,
Dass ich dem Götterspruch mich widersetze,
Ich — du — und du — und unsre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein, Kind! Nicht Menelaus Sklave bin ich.
Nicht Menelaus ist's, der aus mir handelt.
Dein Vaterland will deinen Tod — *ihm* muss ich,
Gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frei
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns ist, vor räub'rischen Barbaren
Zu schützen — das ist deine Pflicht und meine!

(Er geht ab.)

VIERTE SCENE.

CLYTEMNESTRA. IPHIGENIE. DER CHOR.

CLYTEMNESTRA.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückselige! Sie stirbt!
Er hat sein Kind dem Orkus hingegeben!

IPHIGENIE.

O weh' mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage! [12]
Kein Licht soll ich mehr schauen! Keine Sonne
Mehr scheinen sehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einst den Namen trug,
Erhab'ner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Brust entrissen, Priamus
Zu grausenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Rinder, diesen Paris, nimmermehr
Am klaren Wasser hingeworfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wiesen, reich
Beblümt mit Rosen, würdig, von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauscht — wohin
Mit Hermes, Zeus geflügeltem Gesandten,
Zu ihres Streits unseliger Entscheidung,
Athene kam, auf ihre Lanze stolz,
Und stolz auf ihre Reize Cypria,
Die Schlaue, und Saturnia; die Hohe,
Auf Jovis königliches Bette stolz!
O dieser Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

CHOR.

Du fällst
Für Ilion, Dianens erstes Opfer.

IPHIGENIE.

Und er — o meine Mutter — Er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet sein verrath'nes Kind! Weh mir,
Dass meine Augen sie gesehen haben,
Die traurige Verderberinn! *Ihr* muss
Ich sterben — unnatürlich muss ich sterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hättest du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günst'ger Wind nach Troja sie beflügelt,
Kein Zeus hier am Euripus sie verweilt!
Ach! Er verleiht die Winde nach Gefallen;
Dem schwellt er mit gelindem Weh'n die Segel,
Dem sendet er das Leid, die Angst dem Andern,
Den lässt er glücklich aus dem Hafen steuern,
Den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte seines Laufes.
War's nicht schon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug, des Menschen Loos,
Dass er dem Tod noch rief, es zu erschweren?

CHOR.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Tyndars über Griechenland!
Du aber, Aermste, jammerst mich am meisten.
O hättest du solch' Schicksal nie erfahren!

FÜNFTE SCENE.

ACHILLES *mit einigen Bewaffneten, erscheint in der Ferne.* DIE VORIGEN.

IPHIGENIE erschrocken.

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

CLYTEMNESTRA.

Der Göttinsohn ist drunter,
Für den ich dich hieher gebracht.

IPHIGENIE eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen.

Macht auf!
Macht auf die Pforten, dass ich mich verberge!

CLYTEMNESTRA.
Was ist dir? Vor wem fliehest du?
IPHIGENIE.
Vor ihm—
Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu sehn —
CLYTEMNESTRA.
Warum erröthen, Kind?
IPHIGENIE.
Ach, die
Beschämende Entwick'lung dieser —
CLYTEMNESTRA.
Lass
Die Glücklichen erröthen! — Diese zücht'gen
Bedenklichkeiten jetzt bei Seite, wenn
Wir was vermögen sollen —
ACHILLES tritt näher.
Arme Mutter!
CLYTEMNESTRA.
Du sagst sehr wahr.
ACHILLES.
Ein fürchterliches Schreien
Hört man im Lager.
CLYTEMNESTRA.
Ueber was? Wem gilt es?
ACHILLES.
Hier deiner Tochter.
CLYTEMNESTRA.
O das weissagt mir
Nichts Gutes.
ACHILLES.
Alles dringt auf's Opfer.
CLYTEMNESTRA.
Alles?
Und Niemand ist, der sich dagegen setzte?
ACHILLES.
Ich selbst kam in Gefahr —
CLYTEMNESTRA.
Gefahr —
ACHILLES.
Gesteinigt
Zu werden.
CLYTEMNESTRA.
Weil du meine Tochter
Zu retten strebtest?
ACHILLES.
Eben darum.
CLYTEMNESTRA.
Was?
Wer durft' es wagen, Hand an *dich* zu legen?
ACHILLES.
Die Griechen alle.
CLYTEMNESTRA.
Wie? Wo waren denn
Die Schaaren deiner Myrmidonen?
ACHILLES.
Die
Empörten sich zuerst.
CLYTEMNESTRA.
Weh mir! Wir sind
Verloren, Kind!
ACHILLES.
Die Hochzeit habe mich
Bethöret, schrien sie.
CLYTEMNESTRA.
Und was sagtest du
Darauf?
ACHILLES.
Man solle die nicht würgen,
Die zur Gemahlinn mir bestimmt gewesen.
CLYTEMNESTRA.
Da sagtest du, was wahr ist.
ACHILLES.
Die der Vater
Mir zugedacht.
CLYTEMNESTRA.
Und die er von Mycene
Ausdrücklich darum hatte kommen lassen.
ACHILLES.
Vergebens! Ich ward überschrie'n.
CLYTEMNESTRA.
Die rohe
Barbar'sche Menge!
ACHILLES.
Dennoch rechne du
Auf meinen Schutz.
CLYTEMNESTRA.
So Vielen wirst du's bieten,
Ein Einziger?
ACHILLES.
Siehst du die Krieger dort?
CLYTEMNESTRA.
O möge dir's bei diesem Sinn gelingen!
ACHILLES.
Es wird.
CLYTEMNESTRA.
So wird die Tochter mir nicht sterben?
ACHILLES.
So lang ich Athem habe, nicht!
CLYTEMNESTRA.
Kommt man
Etwa, sie mit Gewalt hinweg zu führen?
ACHILLES.
Ein ganzes Heer. Ulysses führt es an.
CLYTEMNESTRA.
Der Sohn des Sisyphus etwa?
ACHILLES.
Derselbe.
CLYTEMNESTRA.
Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?
ACHILLES.
Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.
CLYTEMNESTRA.
Ein traurig Amt, mit Blut sich zu besudeln!
ACHILLES.
Ich werd' ihn zu entfernen wissen.
CLYTEMNESTRA.
Sollte
Er wider Willen sie von hinnen reissen?
ACHILLES.
Er? — Hier bei diesem blonden Haar!
CLYTEMNESTRA.
Was aber
Muss ich dann thun?
ACHILLES.
Du hältst die Tochter.
CLYTEMNESTRA.
Wird
Das hindern können, dass man sie nicht schlachtet?
ACHILLES.
Das wird dies Schwert alsdann entscheiden! [15]
IPHIGENIE.
Höre
Mich an, geliebte Mutter! Hört mich beide.
Was tobst du gegen den Gemahl? Kein Mensch
Muss das Unmögliche erzwingen wollen.
Das grösste Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem schönen Eifer dieses fremden Freundes;
Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich

Der Griechen Zorn auf dich, und stürze mir
Den grossmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entschlossen,
Zu sterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eigner Wahl, und ehrenvoll zu sterben!
Hör' meine Gründe an, und richte selbst!
Das ganze grosse Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache seine Flotte frei — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechisch Weib mehr zittern darf, gewaltsam
Aus Hellas sel'gem Boden weggeschleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat so fürchterlich
Bezahlen müssen — aller Ruhm davon
Wird *mein* seyn, Mutter! Sterbend schütz' ich sie.
Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig selig wird mein Name strahlen.
Wozu das Leben auch so ängstlich lieben?
Nicht *dir* allein — du hast mich allen Griechen
Gemeinschaftlich geboren. Sieh dort, sieh
Die Tausende, die ihre Schilde schwenken,
Dort andre Tausende, des Ruders kundig!
Entbrannt von edlem Eifer kommen sie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapf're Kriegesthat zu glänzen,
Zu sterben für das Vaterland. Dies alles
Macht' ich zu nichte, ich, ein einzig's Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannst
Du hierauf sagen? — Und alsdann —

(Sich gegen Achilles wendend.)

Soll der's
Mit allen Griechen, eines Weibes wegen,
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht seyn! [14] *Der* einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttausend Weiber.
Und will Diana diesen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttinn widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man schlachte mich, man schleife Trojas Veste!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
Das sey mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung und so sey's: Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn *der* ist Knecht, und jener frei geboren!

CHOR.

Dein grosses Herz zeigst *du* — doch grausam ist
Dein Schicksal, und ein hartes Urtheil sprach Diana!

ACHILLES.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!
Glücksel'ges Griechenland, so schön errettet!
Glückselig du, durch ein so grosses Opfer
Geehrt! Wie edel hast du da gesprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der starken
Nothwendigkeit willst du nicht widerstreben.
Was einmal seyn muss, muss vortrefflich seyn.
Je mehr dies schöne Herz sich mir entfaltet,
Ach, desto feuriger lebt's in mir auf,
Dich als Gemahlinn in mein Haus zu führen.
O sinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes,
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o beim Leben meiner Mutter!
Es wird mir schrecklich seyn. Erwäg's genau.
Es ist nichts Kleines um das Sterben!

IPHIGENIE.

Meinen
Entschluss bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns Allen,
Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
Sollst du nicht sterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll Niemand durch dich sterben! Ich vermag's,
Mein Vaterland zu retten. Lass mich's immer!

ACHILLES.

Erhab'ne Seele — Ja! Ist dies dein ernster
Entschluss, ich kann dir nichts darauf erwiedern.
Warum, was Wahrheit ist, nicht eingestehn?
Du hast die Wahl des Edelsten getroffen!
Doch dürfte die gewaltsame Entschliessung
Dich noch gereu'n; drum halt' ich Wort, und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Dir nahe stehn — kein müss'ger Zeuge deines Todes,
Dein Helfer vielmehr und dein Schutz. Wer weiss,
Wenn nun der Stahl an deinem Halse blinkt,
Ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, dass dein Leben
Ein allzurasch gefasster Vorsatz kürze.
Jetzt führ' ich diese —

(auf seine Bewaffneten zeigend)

nach der Göttinn Tempel;
Dort findest du mich, wenn du kommst.

(Er geht ab.)

SECHSTE SCENE.

IPHIGENIE. CLYTEMNESTRA. DER CHOR.

IPHIGENIE.

Nun, Mutter? —
Es netzen stille Thränen deine Augen?

CLYTEMNESTRA.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

IPHIGENIE.

Nicht doch! Erweichen
Musst du mich jetzt nicht, Mutter! Eine Bitte
Gewähre mir!

CLYTEMNESTRA.

Entdecke sie, mein Kind!
Die *Mutter* findest du gewiss.

IPHIGENIE.

Versprich mir,
Dein Haar nicht abzuschneiden, auch kein schwarzes
Gewand um dich zu schlagen —

CLYTEMNESTRA.

Wenn ich *dich*
Verloren habe? Kind, was forderst du?

IPHIGENIE.

Du hast mich nicht verloren — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

CLYTEMNESTRA.

Ich soll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

IPHIGENIE.

Nein, Mutter! Für mich gibt's kein Grab.

CLYTEMNESTRA.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

IPHIGENIE.

Der Tochter Zeus
Geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

CLYTEMNESTRA.

Du hast mich überzeugt. Ich will dir folgen.

IPHIGENIE.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

CLYTEMNESTRA.
Was aber hinterbring' ich deinen Schwestern?
IPHIGENIE.
Auch sie lass keinen Trauerschleier tragen.
CLYTEMNESTRA.
Darf ich die Schwestern nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?
IPHIGENIE.
Mög'
Es ihnen wohlergehen! — Diesen da
(auf Orestes zeigend)
Erziehe mir zum Mann!
CLYTEMNESTRA.
Küss' ihn noch einmal,
Zum letztenmale!
IPHIGENIE ihn umarmend.
Liebstes Herz! Was nur
In deinen kleinen Kräften hat gestanden,
Das hast du redlich heut' an mir gethan!
CLYTEMNESTRA.
Kann ich noch etwas Angenehmes sonst
In Argos dir erzeigen?
IPHIGENIE.
Meinen Vater,
Und deinen Gatten — hass' ihn nicht!
CLYTEMNESTRA.
O, der
Soll schwer genug an dich erinnert werden!
IPHIGENIE.
Ungern lässt er für Griechenland mich bluten.
CLYTEMNESTRA.
Sprich, hinterlistig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!
IPHIGENIE sich umschauend.
Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingerissen seyn.
CLYTEMNESTRA.
Ich selbst.
IPHIGENIE.
Nein! Nimmermehr!
CLYTEMNESTRA.
Ich fasse deinen Mantel.
IPHIGENIE.
Sey mir zu Willen, Mutter! Bleib! — Das ist
Anständiger für dich und mich! — Hier, von
Des Vaters Dienern findet sich schon einer,
Der zu Dianens Wiese mich begleitet,
Wo ich geopfert werden soll.
(Sie wendet sich zum Gefolge.)
CLYTEMNESTRA folgt ihr mit den Augen.
Du gehst,
Mein Kind?
IPHIGENIE.
Um nie zurückzukehren!
CLYTEMNESTRA.
Verlässest deine Mutter?
IPHIGENIE.
Und unwürdig
Von ihr gerissen, wie du siehst.
CLYTEMNESTRA.
O bleib!
Verlass mich nicht!
(Will auf sie zueilen.)
IPHIGENIE tritt zurück.
Nein! Keine Thräne mehr!
(Sie redet den Chor an, mit dem sie gekommen ist.)
Ihr Jungfrau'n, stimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden,
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo sind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater fasse den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin, der Phrygier und Trojer
Furchtbare Ueberwinderinn! Gebt Kronen,
Gebt Blumen, diese Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den besprengten Tempel,
Um den Altar der Köninginn Diana,
Der Göttlichen, der Seligen! Denn, nun
Es einmal seyn muss, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.
CHOR wendet sich gegen Clytemnestra, die in stumme Traurigkeit versenkt steht.
Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir:
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.
IPHIGENIE.
Helft mir Dianen preisen, Jungfrauen,
Die, Chalcis nahe Nachbarinn, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! Mütterliches Land! Und du,
Der frühen Kindheit Pflegerinn, Mycene!
CHOR.
Die Stadt des Perseus rufst du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!
IPHIGENIE.
Ein schöner Stern ging den Achivern auf
In deinem Schoos—Doch nein. Ich will ja freudig sterben.
CHOR.
Im Ruhm wirst du unsterblich bei uns leben.
IPHIGENIE.
O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut sich mir jetzt auf,
Zu einem andern Schicksal scheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! *)
(Sie geht ab.)

* Hier schliesst sich die dramatische Handlung. Was noch folgt, ist die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

ANMERKUNGEN.

Diese Tragödie ist vielleicht nicht die tadelfreieste des Euripides, weder im Ganzen noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter ist nicht fest gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwischen Unmensch und Mensch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig, unser Mitleiden zu erregen. Auch bei dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern soll. Nicht zwar, weil er neben dem Racine'schen Achilles zu ungalant, zu unempfindsam erscheint; der französische Achilles ist der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht ist und nicht seyn soll; diese kleine eigennützige Leidenschaft würde sich

mit dem hohen Ernst und dem wichtigen Interesse des griechischen Stücks nicht vertragen. Hätte sich Achilles wirklich überzeugt, dass Griechenlands Wohl dieses Opfer erheische, so möchte er sie immer bewundern, beklagen und sterben lassen. Er ist ein Grieche und selbst ein grosser Mensch, der dieses Schicksal eher beneidet, als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm selbst diese Entschuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigstens Zweifel in den Priester, der es verkündigt hat, in den Mund legt. Man sehe die dritte Scene des vierten Akts; und selbst sein Anerbieten, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweis't seine Geringschätzung des Orakels, denn wie könnte er sich gegen das auflehnen, was ihm heilig ist? Wenn aber das Heilige wegfällt, so kann er in ihr nichts mehr sehen, als ein Opfer der Gewalt und priesterlichen Künste, und kann sich dieser grossmüthige Göttersohn auch alsdann noch so ruhig dabei verhalten? Muss er sie nicht vielmehr, wenn sie mit thörichtem Fanatismus gleich selbst in den Tod stürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als dass er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es also, wie man will, so ist entweder sein Versuch zu retten thöricht, oder seine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconsequent bleibt in jedem Falle sein Betragen. Der Chor in diesem Stücke, wenn ich seine erste Erscheinung ausnehme, ist ein ziemlich überflüssiger Theil der Handlung, und wo er sich in den Dialog mischt, geschieht es nicht immer auf eine geistvolle Weise; das ewige monotonische Verwünschen des Paris und der Helene muss endlich Jeden ermüden. Was gegen die, durch ein Wunder bewirkte, Entwickelung des Stücks zu sagen wäre, übergehe ich; überhaupt aber ist zwischen der dramatischen Fabel dieses Dichters und seiner Moral, oder den Gesinnungen seiner Personen, zuweilen ein seltsamer Widerspruch sichtbar, den man, soviel ich weiss, noch nicht gerügt hat. Die abentheuerlichsten Wunder- und Göttermährchen verschmäht er nicht, aber seine Personen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man häufige Beispiele bei ihm findet. Ist es dem Dichter erlaubt, seine eigenen Gesinnungen in Begebenheiten einzuflechten, die ihnen so ungleichartig sind, und handelt er nicht gegen sich selbst, wenn er den Verstand seiner Zuschauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder stutzen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben zumuthet? Sollte er nicht vielmehr die so leicht zu zerstörende Illusion durch die genaueste Uebereinstimmung von Gesinnungen und Begebenheiten zusammen zu halten, und dem Zuschauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnden Personen unvermerkt mitzutheilen beflissen seyn?

Was Einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich sehr versucht, dem Dichter als einen vorzüglich schönen Zug anzuschreiben; diese Mischung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus, ist ein wahres und reizendes Gemählde der Natur. Der Uebergang von Einem zum Andern ist sanft und zureichend motivirt. Ihre zarte Jungfräulichkeit, die zurückhaltende Würde, womit sie den Achilles selbst da, wo er Alles für sie gethan hat oder zu thun bereit ist, in Entfernung hält, die Bescheidenheit, alle Neugier zu unterdrücken, die das räthselhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muss, selbst einige hier und da hervorblickende Strahlen von Muthwillen und Lustigkeit, ihr heller Verstand, der ihr so glücklich zu Hülfe kommt, ihr schreckliches Schicksal noch selbst von der lachenden Seite zu sehen, die sanft wiederkehrende Anhänglichkeit an Leben und Sonne — der ganze Charakter ist vortrefflich. Clytemnestra — mag sie anderswo eine noch so lasterhafte Gattinn, eine noch so grausame Mutter seyn, darum kümmert sich der Dichter nicht — hier ist sie eine zärtliche Mutter, und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit ist's, die er in ihren sanften Bewegungen, wie in ihren heftigen Ausbrüchen schildert. Aus diesem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo sie Iphigenien auf die Bitte: sie möchte ihren Gemahl nicht hassen, zur Antwort gibt: « O, der soll schwer genug an dich erinnert werden! » eine Stelle, worin ihre künftige Mordthat vorbereitet zu seyn scheint, eher zu tadeln, als zu loben, — zu tadeln, weil sie dem Zuschauer (dem griechischen wenigstens, der in der Geschichte des Hauses Atreus sehr gut bewandert war, und für den doch der Dichter schrieb) plötzlich die andre Clytemnestra, die Ehebrecherinn und Mörderinn, in den Sinn bringt, an die er jetzt gar nicht denken soll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter gar nicht vermengen soll. So glücklich und schön der Gedanke ist, in demjenigen Stücke, worin Clytemnestra als Mörderinn ihres Gemahls erscheint, das Bild der beleidigten Mutter und die Begebenheit in Aulis dem Zuschauer wieder in's Gedächtniss zu bringen, (wie es z. B. in Agamemnon des Æschylus geschieht) so schön dieses ist, und aus eben dem Grunde, warum dieses schön ist, ist es fehlerhaft, in dasjenige Stück, das uns die zärtliche, leidende Mutter zeigt, die Ehebrecherinn und Mörderinn aus dem andern herüberzuziehen; jenes nämlich diente dazu, den Abscheu gegen sie zu vermindern; dieses kann keine andere Wirkung haben, als unser Mitleiden zu entkräften. Ich zweifle auch sehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle diesen unlautern Zweck gehabt hat, den ihm Viele geneigt seyn dürften als Schönheit unterzuschieben.

Die Gesinnungen in diesem Stücke sind gross und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener seyn, als die — zuletzt doch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Fürstentochter für das Glück so vieler versammelten Nationen? Konnte die *Grösse* dieses Opfers in ein volleres und schöneres Licht gestellt werden, als durch das prächtige Gemählde, das der Dichter durch den Chor (in der Zwischenhandlung des ersten Aktes) von der glänzenden Ausrüstung des griechischen Heeres gleichsam im Hintergrunde entwerfen lässt? Wie gross endlich und wie einfach mahlt er uns Griechenlands Helden, denen dieses Opfer gebracht werden soll, in ihrem herrlichen Repräsentanten Achilles?

Die gereimte Uebersetzung der Chöre gibt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Ansehen, indem sie lyrische und dramatische Poesie mit einander vermengt; vielleicht finden Einige sie unter der Würde des Drama. Ich würde mir diese Neuerung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Uebersetzung verloren gehende Harmonie des griechischen Verse — ein Verlust, der hier um so mehr gefühlt wird, da in dem Inhalte selbst nicht immer der grösste Werth liegt — im Deutschen durch etwas ersetzen zu müssen, wovon ich gern glaube, dass es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wäre es auch nur der überwundenen Schwierigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leser hat, die durch eine solche Zugabe für die Chöre des griechischen Trauerspiels erst gewonnen werden müssen. Kann mich dieses bei unsern griechischen Zeloten nicht entschuldigen, so sind sie hinlänglich durch

die Schwierigkeiten gerächt, die ich bei diesem Versuche vorgefunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärungsart abzugehen, wovon hier meine Gründe.

1 Weil's
Mir so gefiel — den deiner Knechte bin
Ich keiner.

Dieser Sinn schien mir den Worten des Textes angemessener und überhaupt griechischer zu seyn, als welchen *Brumoy* und andere Uebersetzer dieser Stelle geben. *Ma volonté est mon droit. Est-ce à vous, à me donner la loi?* Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, seine (Agamemnons) Angelegenheiten zu beobachten, zu bewachen? (Φυλάσσειν). Ich hab' es nicht nöthig, antwortet Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es gethan, weil es mir so gefiel, *quia voluntas me vellicabat.* Auch musste *Brumoy* in der Frage schon dem griechischen Texte Gewalt anthun, um seine Antwort herauszubringen. *De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes secrets sans mon aveu?* Im Text heisst es blos: Was hast du meine Angelegenheiten zu beobachten? Im Französischen ist die Antwort trotzig, im Griechischen ist sie naiv.

2 Wie fiel dir plötzlich da die Last vom Herzen.

Im Griechischen klingt es noch stärker: Du freutest dich in deinem Herzen. Erleichtert konnte sich Agamemnon allenfalls fühlen, dass ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt wurde, seine Feldherrnwürde zu erhalten, und seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen; *freuen* konnte er sich aber doch nicht, dass dieses durch die Hinrichtung seiner Tochter geschehen musste.

3 Diese ganze Antistrophe, die zwei ersten Absätze besonders, sind mit einer gewissen Dunkelheit behaftet, die Moral, die sie enthalten, ist zu allgemein, man vermisst den Zusammenhang mit dem Uebrigen; *Prévot* hält den Text für verdorben. Diese allgemeinen Reflexionen des Chors über seine Sitten und Anständigkeit, dünkt mir, könnten eben so gut durch das unartige Betragen beider Brüder gegen eine der vorhergehenden Scenen, davon der Chor Zeuge gewesen ist, veranlasst worden seyn, als durch den Frauenraub des Paris. Die Schwierigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzustellen, wird die Freiheit entschuldigen, die ich mir bei der Uebersetzung genommen habe.

4 Du wirst immer mit mir gehen!

Wörtlich müsste übersetzt werden: Meine Tochter, du kommst eben dahin, wo dein Vater! oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn dieser Doppelsinn nicht auf den Gemeinplatz hinauslaufen soll, dass eines sterben müsse, wie das andre, welches Euripides doch schwerlich gemeint haben konnte, so scheint mir der Sinn, den ich in der Uebersetzung vorgezogen habe, der angemessenere zu seyn. Dein Bild wird mich immer begleiten. Die Erklärungsart des französischen Uebersetzers ist etwas weit hergeholt und gibt einen frostigen Sinn: Dich erwartet ein ähnliches Schicksal. Auch du wirst eine weite Seereise machen.

5 Du hast dich weggemacht in's Ausland. Dort
Mach' dir zu thun.

Ἐλθὼν δὲ τάξω πράσσε. In diesem ἐλθὼν liegt, dünkt mir, ein bestimmterer und schärferer Sinn, als andre Uebersetzer darein gelegt haben. Clytemnestra nämlich macht ihrem Gemahl den versteckten Vorwurf, dass er die Seinigen verlassen habe, um sich einer auswärtigen Unternehmung zu widmen. Er habe sich seiner Hausrechte dadurch begeben, will sie sagen. Er sey ein Fremder. Du hast dich hinausgemacht, so bekümmere dich um Dinge, die draussen sind!

6 Gewiss recht brav, sobald sie mögen.

Diese Stelle hat *Brumoy* zwar sehr gut verstanden, auch den Sinn, durch eine Umschreibung freilich, sehr richtig in's Französische übergetragen, aber ihre wirkliche Schönheit scheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er sagen kann: *je crains, de n'avoir été que trop fidelle à mon original, à ses dépens et aux miens.* Die Stelle ist voll Wahrheit und Natur. Clytemnestra, ganz erfüllt von ihrer gegenwärtigen Bedrängniss, schildert dem Achilles ihren verlassenen Zustand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affektes kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechischen Heers einige harte Worte mit einfliessen zu lassen, die man ihr, als einer Frau, die sich durch ein ausserordentliches Schicksal aus ihrem Gynäceum plötzlich in eine ihr so fremde Welt versetzt, und der Discretion eines trotzigen Kriegsheers überlassen sieht; gern zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, dass sie vor dem Achilles steht, der selbst einer davon ist; dieser Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt sie wieder zu sich selbst. Sie will einlenken, und je ungeschickter, desto wahrer! Im Griechischen sind es vier kurze hingeworfene Worte: Χρήσιμον δ' ὅταν θέλωσιν, woraus im Deutschen freilich noch einmal soviel geworden sind. *Prévot*, dessen Bemerkungen sonst voll Scharfsinn sind, verbessert seine Vorgänger hier auf eine sehr unglückliche Art: *Clytemnestre*, sagt er, *veut dire et dit, à ce qu'il me semble, aussi clairement qu'il était nécessaire, qu'Achille peut se servir de son ascendant sur l'armée pour prévenir les desseins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi son auteur en exprimant cette pensée.* Nein! Ein so gesuchter Gedanke kann höchstens einem eiskalten Kommentator, nie aber dem Euripides oder seiner Clytemnestra eingekommen seyn!

7 . . . Ja, hassenswerther selbst
Als Menelaus müsst' ich seyn.

Der griechische Achilles drückt sich beleidigender aus. Ich wäre gar nichts und Menelaus liefe in der Reihe der Männer. Hassen konnte man den Menelaus, als den Urheber dieses Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

8 Und du wirst eilen, sie zu fliehn!

Ich weiss nicht, ob ich in dieser Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heisst sie: « Erstlich betrog mich meine Hoffnung, dich meinen Eidam zu nennen; alsdann ist dir meine sterbende Tochter vielleicht eine böse Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovor du dich hüten musst. Aber du hast wohlgesprochen am Anfang wie am Ende. Der französische Uebersetzer erlaubt sich einige Frei-

heiten, um die Stelle zusammenhängender zu machen. *Mais d'un autre côté, quel funeste présage pour votre hymen, que la mort de l'épouse, qui vous fut destinée! le second malheur intéresse l'époux aussi bien que la mère. Enfin qu'ajouterais-je à vos paroles, etc.* Hier, und nach dem Buchstaben des Textes ist es nur eine Warnung; ich nahm es als einen Zweifel, eine Besorgniss der Clytemnestra. So sehr diese durch Achilles Versicherungen beruhigt seyn konnte, so liegt es doch in dem Charakter der ängstlichen Mutter, immer Gefahr zu sehen, immer zu ihrer alten Furcht zurückzukehren. Auch das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden gebracht. Aber Alles, was du sagtest, war ja wohl gesprochen, d. i. ich will deinen Versicherungen trauen.

9 Gibt's keine Götter — warum leid' ich?

Gewöhnlich übersetzt man diese Stelle: εἰ δὲ μή, τί δεῖ πονεῖν; als eine allgemeine moralische Reflexion: gibt's keine Götter — wozu unser mühsames Streben nach Tugend? Moralische Reflexionen sind zwar sehr im Geschmack des Euripides, diese aber scheint mir im Munde der Clytemnestra, die zu sehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet ist, um solchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz schicklich zu seyn. Der Sinn, in dem ich diese Stelle nahm, wird durch seine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchstabe des Textes schliesst ihn nicht aus. Gibt es keine Götter, warum muss ich leiden? d. h. warum muss meine Iphigenie einer Diana wegen sterben?

10 Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag!
Verzweiflung, wo ich enden mag!

Josua Barnes übersetzt: *Quodnam malorum meorum sumam exordium? Omnibus enim licet uti primis, et postremis et mediis ubique.* Angenommen, dass dieser Sinn der wahre ist, so liegt ihm vielleicht eine Anspielung auf irgend eine griechische Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reiz, den eine solche Anspielung für ein griechisches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, so würde man dem Dichter durch eine treue Uebersetzung einen schlechten Dienst erweisen.

11 Besser
In Schande leben, als bewundert sterben.

Der französische Uebersetzer mildert diese Stelle: *une vie malheureuse est même plus prisée qu'une glorieuse mort.* Wozu aber diese Milderung? Iphigenie darf und soll, in dem Zustande, worin sie ist, und in dem Affekt, worin sie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12 Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage!

Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter, denn das nämliche Lied schickt sich zu beider Schicksal. Der *P. Brumoy* nimmt es in der That etwas zu scharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Worte μέλος die Versart bezeichnen wollen, und bei dieser Gelegenheit die weise Bemerkung macht, dass ein Akteur niemals von sich selbst sagen müsse, er rede in Versen.

13 Das wird dies Schwert alsdann entscheiden.

Wörtlich heisst es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch so verstanden werden. *Clytemnestra.* Wird darum mein Kind nicht geopfert werden? *Achilles.* Darum wird er wenigstens kommen, oder es kann heissen: *Achilles.* Du hältst deine Tochter fest. *Clytemnestra.* Wird das hindern können, dass man sie nicht opfert? *Achilles.* Nein, er wird aber dort seinen Angriff thun. — Die angenommene Erklärungsart scheint die natürlichste zu seyn.

14 Dies ist eine von den Stellen, die dem Euripides den Namen des Weiberfeindes zugezogen hat. Wenn man sie aber nur auf den Achilles deutet, so verliert sie das Anstössige; und diese Erklärungsart schliesst auch der Text nicht aus.

SCENEN
AUS DEN PHÖNIZIERINNEN
DES EURIPIDES.

PERSONEN.

JOKASTA, des OEdipus Gemahlin und Mutter, Königin zu Theben.
ANTIGONE, ihre Tochter.
ETEOKLES, ihr und des OEdipus Sohn.
POLYNICES, gleichfalls ihr und des OEdipus Sohn.
Hofmeister der Antigone.
Chor fremder Frauen aus Phönizien.

Die Scene ist vor dem Pallast des OEdipus zu Theben.

JOKASTA.

O, der du wandelst zwischen den Gestirnen
Des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
Mit flücht'gen Rossen Flammen von dir strömst,
Erhab'ner Sonnengott — wie feindlich streng'
Sahst du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, seinen Fuss hieher gesetzt.
Dem Könige gebar der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von diesem
Soll Labdakus, des Lajus Vater, stammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon sich von mütterlicher Seite.
Jokasta heiss' ich — also nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der ging, als lang' kein Kindersegen kam,
Nach Phöbus Stadt, aus unserm Ehebette
Sich einen Leibeserben zu erflehn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: « Beherrscher
Der rossekundigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Jovis Schluss! denn zeugst
Du einen Sohn, so wird dich der Erzeugte tödten,
Und wandeln muss dein ganzes Haus durch Blut. »
Doch er, von Lust und Bacchus Wuth besiegt,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erschien,
Gab er, der Uebereilung jetzt zu spät
Gewahr und des Orakels eingedenk,
Den Neugebor'nen, dem er durch die Sohlen
Ein spitzig Eisen trieb, den Hirten, ihn
Auf Junos Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärons schmückt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, heimgetragen,
Und vor die Königinn gebracht, die, meines
Gebärens Frucht an ihre Brüste legend,
Beim Gatten sich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und um
Das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
Ging er — sey's aus freiwill'ger Regung, sey's
Auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
Nach Phöbos Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Lajus, mein Gemahl, sich aufgemacht,
Vom weggelegten Sohne Kundschaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis stiessen
Sie aufeinander, und der Wagenführer
Des Lajus rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch *er* kroch schweigend seines Weges fort
Mit hohem Geist, bis ihm der Zelter Huf
Die Ferse blutig trat — da — doch wozu
Noch über fremdes Unglück mich verbreiten?
Da schlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen,
Und bracht' ihn seinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberische Sphinx
Das Land umher verwüstete, liess Kreon
Der Schwester Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Belohnung bieten, der die Frage
Der räthselhaften Jungfrau würde lösen.
Das Schicksal fügt's, dass OEdipus, mein Sohn,
Das Räthsel lös't, worauf er König ward,
Und dieses Landes Scepter ihn belohnte.
Unwissend freit' der Unglückselige
Die Mutter; auch die Mutter wusste nicht,
Dass sie den eignen Sohn umfing. So gab
Ich Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben
Den Eteokles erst, und Polynices,
Den Herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngste
Ismene von ihm selbst, die älteste
Von mir Antigone genannt. Doch als
Der Unglückselige sich endlich nun
Als seiner Mutter Eh'gemahl erkannte,
Und aller Jammer stürmend auf ihn drang,
Stach der Verzweiflungsvolle mörderisch
Mit goldnem Haken sich die blutenden
Augäpfel aus — Indessen bräunte sich
Der Söhne Wange; dieses Unglücks Schmach
Dem Aug' der Welt zu bergen — schwer gelang's —
Verschlossen sie den Vater im Pallaste.
Hier lebt er noch, doch der Gewaltthat zürnend,
Ergoss er Flüche auf der Söhne Haupt,
Dass Lajus ganzes königliches Haus
Durch ihres Schwertes Schärfe möge fallen!
Und dieses schweren Fluchs Erfüllung nun,
Wenn sie beisammen wohnen blieben, nicht
Herbeizurufen, schlossen unter sich
Die Brüder den Vertrag, dass sich der Jüngere
Freiwillig aus dem Reich verbannen sollte,
Indess der Aeltere des Throns genösse,
Und beide so von Jahr zu Jahre wechselnd.

Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
Verschmäht herabzusteigen, und verstösst
Den jüngeren gewaltsam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adrastus ihn
Zum Eidam sich erwählt, und um ihn her
Ein mächtig Heer versammelt. Dieses führt
Er gegen Thebens sieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückefordernd,
Und seinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu versöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu und Glauben
Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,
Eh' sie im Treffen feindlich sich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sei du nun unser Retter, Vater Zeus,
Der in des Himmels lichten Kreisen wohnt,
Und sende meinen Kindern die Versöhnung!
Wenn du ein weises Wesen bist, nicht immer
Kannst du denselben Menschen elend sehn!

(Sie geht ab.)

(Der Hofmeister. Antigone, noch nicht gleich sichtbar.)

HOFMEISTER spricht in's Haus hinein und erscheint auf dem Giebel.

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
Vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehn, und das Argiverheer
Vom Söller des Palastes zu beschauen,
So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
Damit der Bürger keiner uns begegne,
Und nicht verläumderischer Tadel mich,
Den Knecht, und dich, die Fürstentochter, treffe.
Hab' ich erst rings mich umgesehn, alsdann
Erzähl' ich dir, was ich im Lager sah
Und von den Feinden mir erklären lassen,
Als ich den wechselseitigen Vertrag
Der beiden Brüder hin und wieder trug.
— Es nähert weit und breit sich Niemand. Steig'
Die alten Zederstufen nur herauf,
Und schau und sieh, was für ein Heer von Feinden
In den Gefilden, längs der Dirce Quell,
Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Ismen!

ANTIGONE noch hinter der Scene.

So komm, o Greis, und reiche meiner Jugend
Die Manneshand und hilf mir auf die Stufen.

HOFMEISTER ihr den Arm reichend.

Da Jungfrau! Halte dich nur fest — Sieh! Eben
Zu rechter Zeit bist du heraufgestiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
Zertrennen sich.

ANTIGONE.

Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — *Ein* Blitz ist das Gefilde.

HOFMEISTER.

Ja, nicht verächtlich rückte Polynices
Auf Theben her. Mit Rossen ohne Zahl
Braus't er heran, und vielen tausend Schilden.

ANTIGONE.

Es sind mit Schlössern doch und ehrnen Riegeln
Die Pforten und die Werke Amphions,
Die Mauern, wohl verwahrt?

HOFMEISTER.

Sey ausser Sorgen.
Von innen ist die Stadt verwahrt — Doch sieh
Den Führer da, wenn du ihn kennen willst.

ANTIGONE.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
Einherzieht und den ehrnen Schild so leicht
Im Arme schwenkt — wer ist's?

HOFMEISTER.

Das ist ein Führer,
Gebieterinn!

ANTIGONE.

Wer ist er? Woher stammt er?
Wie nennt er sich? O sage mir das, Greis!

HOFMEISTER.

Mycenischen Geschlechts ist er und wohnt
An Lernas Teiche, Fürst Hippomedon.

ANTIGONE.

Wie trotzig und wie schreckhaft anzusehn!
Den Erdgeborenen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
Gleich einem Stern in seiner Rüstung leuchtend!

HOFMEISTER.

Siehst du jetzt *den*, der über das Gewässer
Der Dirce setzt?

ANTIGONE.

Ganz andre Waffen sind
Das wieder! Sage mir, wer ist's?

HOFMEISTER.

Das ist
Der Führer Tydeus, König Œneus Sohn.
Dem schlägt der kalidon'sche Mars im Busen.

ANTIGONE.

Ist's der, der von der Gattinn meines Bruders
Die Schwester ehlichte? Wie fremd von Rüstung!
Halb Grieche scheint er mir und halb Barbar!

HOFMEISTER.

Mein Kind! So starke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
Verstehen sie sich trefflich.

ANTIGONE.

Aber wie
Kannst du dies alles so genau mir sagen?

HOFMEISTER.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
Als ich den Stillstand in das Lager brachte;
So kenn' ich *die* nun, die die Schilde führen.

ANTIGONE.

Wer ist denn jener Langgelockte dort
An Cethus Grabmal, schreckhaft anzuschauen,
Doch noch ein Jüngling an Gestalt?

HOFMEISTER.

Ein Führer.

ANTIGONE.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
Sich um ihn drängt!

HOFMEISTER.

Es ist Parthenopäus,
Der Atalanta Sohn.

ANTIGONE.

Dass ihn Dianens
Geschoss, die jagend durch Gebirg' und Wald
Mit seiner Mutter schweift, verderben möge,
Der meine Heimat zu verwüsten kam!

HOFMEISTER.

Das gebe Zeus und alle Himmlischen!
Doch keine schlimme Sache führte *die*
Herauf — drum fürcht' ich sehr, es werden
Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

ANTIGONE.

Wo aber, wo entdeck' ich *den*, den das
Unsel'ge Schicksal mir zum Bruder gab?
O Liebster! Polynicen zeige mir!

HOFMEISTER.

Der dort beim Grab der Töchter Niobens,
Nächst an Adrastus, steht — erkennst du ihn?

ANTIGONE.

Ja, ja, ich sehe — doch recht deutlich nicht —
So was, das ihm von ferne gleicht — so etwa,
Wie er die Brust zu tragen pflegt! — o könnt' ich
Der schnellen Wolke Flug mit diesen Füssen
Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
Die Arme schlingen um den liebsten Hals
Des armen Flüchtlings, ach! des lang' entbehrten!
O sieh doch! Wie die Morgensonne, blitzt
Der Herrliche in seiner goldnen Rüstung!

HOFMEISTER.

Und freue dich! Gleich steht er selbst vor dir!

ANTIGONE.

Wer ist denn der, der dort mit eignen Händen
Den weissen Wagen lenkt?

HOFMEISTER.

Das ist der Seher
Amphiaraus, Königinn! Du siehst,
Er führt die Opferthiere mit sich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken sollen.

ANTIGONE.

O Luna! Licht im goldnen Kreise! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geschickt er seine Zelter
Im Zügel hält und herrschet auf dem Wagen!
Wo aber ist der Trotzige, der gegen
Die Stadt so kühner Drohung sich verwogen?
Wo ist Kapaneus?

HOFMEISTER.

Dort misst er die Höh'
Und Tiefe unsrer Mauer und erspäht
Sich einen Zugang zu den sieben Thürmen.

ANTIGONE.

O Nemesis und ihr hohlbrausenden
Gewitter Jovis und du loher Strahl
Des nachtumgebnen Blitzes! Zähmet ihr
Den Trotz, der über Menschheit sich versteiget!
Das ist der Mann, der Thebens Töchter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen,
Und an dem Quell der Lerna in die Knechtschaft
Herunterstürzen will — Nein! Tochter Zeus!
Goldlockige Diana! Heilige!
Knechtschaft lass nie und nimmer mich erfahren!

HOFMEISTER.

Was du zu sehn verlangtest, hast du nun
Gesehn, und deinen Wunsch gestillt. Komm jetzt
In's Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauen-
Gemach dich still und sittsam einzuschliessen.
Der Aufruhr, siehst du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber schmähen gern! Je seltner sie
Zum Plaudern kommen, desto emsiger
Wird die Gelegenheit benutzt. Es muss,
Ich weiss nicht welche Wollust für sie seyn,
Einander nichts Gesundes vorzuschwatzen.

(Sie gehen ab.)

POLYNICES kommt.

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwierigkeit gelassen.
Dies könnte mir verdächtig seyn — Nun sie
In ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
Wohl ohne Blut kein Rückweg für mich seyn.
Ob nicht ein Fallstrick irgendwo hier laure,
Muss ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieses Schwert sey meine Sicherheit!

(Er fährt zusammen.)

Horch! Wer ist da? — Wahrhaftig! Ein Geräusch
Setzt mich in Furcht! Auch dem Beherztesten
Dünkt Alles grauenvoll, wenn er den Fuss
In Feindes Land gesetzt! — Der Mutter trau' ich
Und trau' ihr wieder nicht, die nach beschwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier ist Schutz. Altäre
Der Götter stehen da, und auch nicht ganz
Verlassen sind die Häuser. Gut. Ich will
Das Schwert der finstern Scheide wiedergeben,
Und wer *die* sind, die bei der Königsburg
Dort stehen, mich erkunden.

(Er geht auf den Chor zu.)

Fremde Frauen,
Sagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
Hieher zu diesen Wohnungen der Griechen?

CHOR.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich sandten,
Als ihrer Siege Erstlinge, dem Phöbus
Die Enkel Agenors — und eben wollte
Des Œdipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
Mich senden, da umzingelte der Feind
Die Stadt — Lass *du* nun auch mich hören, wer
Du sey'st, und was nach Thebens Veste dich,
Der siebenpfortigen, geführt?

POLYNICES.

Mein Vater
Ist Œdipus, des Lajus Sohn. Jokasta
Gebar mich, des Menöceus edle Tochter,
Und *Polynices* nennt mich Thebens Volk.

CHOR.

O theurer Zweig von Agenors Geschlechte,
Verwandter meiner Könige, derselben,
Die mich hieher gesendet — o lass mich,
Nach meines Landes Weise, knieend dich
Begrüssen, Fürst! So bist du endlich wieder
Gekommen! Nach so langer Trennung wieder
Gekommen in dein heimisch Land!

(Ruft hinein.)

Hervor!
Hervor, Gebieterinn! Thu' auf die Thore!
Hörst du ihn nicht, den du gebarst? Was säumst du,
Die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

JOKASTA kommt.

Jungfrauen, eurer Stimme tyrischen Laut
Hab' ich im Innern des Palasts vernommen,
Und wanke nun, mit alterschwerem Tritt,
Zu euch heraus.

(Sie erblickt den Polynices.)

Mein Sohn! Mein Sohn! So seh'
Ich endlich, nach so vielen tausend Tagen,
Dein liebes Auge wieder! O umschlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Brust!
Lass die geliebten Wangen mich berühren!
Lass, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken diesen Hals beschatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in diese Arme dich zu schliessen.
Was soll ich alles dir doch sagen? Wie
Das mannichfaltige Entzücken mit
Gebärden, Worten, Händen von mir geben,
Jetzt da, jetzt dort die irren Blicke weidend,
Die Lust vergangner Jahre wieder kostend?
O, lieber Sohn, wie öde liessest du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trotz in's Elend ausgestossen.
Wie haben deine Freunde sich nach dir
Gesehnt! Wie hat ganz Theben sich nach dir
Gesehnt! Mein Sohn, von diesem Tag an schnitt

Ich Jammernde die Locken mir von Haupte,
Seit diesem Tage schmückt kein weisses Kleid
Die Glieder mehr, nur dieses nächtliche
Gewand, das du hier siehst, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnsucht schmachtete
Indess, des süssen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach seinen Söhnen,
Die wilder Hass von seinem Hause riss;
Schon zückt' er gegen sich das Schwert, den Tod
Mit eignen Händen sich bereitend, knüpfte,
Sich zu erwürgen, schon an hohem Pfosten
Die Seile, gegen dich und deinen Bruder
In heulende Verwünschungen ergossen.
So halten wir den Ewigjammernden
Im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
Hast unterdess im Ausland, wie sie sagen,
Des Hochzeitbettes Freuden dir bereitet,
Hast — o welch' harter Schlag für deine Mutter,
Und welche Schmach für Lajus, deinen Ahnherrn!
Hast Fremde zu den Deinigen gemacht,
Und fremden Fluch an unser Haus gekettet.
Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's beglückten Müttern ziemt,
Und der Ismen gab dir die Welle nicht
Zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenton
Begrüsste deine Braut in Thebens Thoren!
Verwünscht sey'n alle Plagen, die das Haus
Des Œdipus, sey's durch der Söhne Schwert
Und Zwietracht, sey's um *seiner* Sünde willen,
Sey's durch des Schicksals blinden Schluss, bestürmen!
Auf meinem Haupte schlagen sie zusammen!

CHOR.

Hart sind die Wehen der Gebärerin,
Drum lieben alle Mütter so die Kinder!

POLYNICES.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder schlimm?
Ich weiss es nicht — Doch hier ist keine Wahl;
Zum Vaterland fühlt Jeder sich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, spielt mit Worten,
Und nach der Heimat stehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, dass nicht
Der Bruder hinterlistig mich erwürge,
Hab' ich die Strassen mit entblösstem Schwert,
Und scharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Eins ist mein Trost, der Friedenseid und dein
Gegebnes Wort. Voll Zuversicht auf dies
Vertraut' ich mich den vaterländ'schen Mauern.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
Als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
Wo meine Jugend sich im Waffenspiel
Geübt, und Dircens wohlbekannte Wasser
Nach langer, langer Trennung wieder sah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
Aus diesen Gegenden verbannt, gezwungen,
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun seh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich voll Kummers, mit beschornem Haupte,
In diesem Trau'rgewande — Ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
Ist Feindschaft zwischen Brüdern, und wie schwer
Hält die Versöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hause?
Wie meinen beiden Schwestern? Weinen sie
Um ihren Bruder, der im Elend irrt?

JOKASTA.

Ach, irgend ein Unsterblicher ist gegen
Das Haus des Œdipus entbrannt! Erst ward
Ich Mutter, die nicht Mutter werden sollte,
Drauf eh'lichte zur unglücksel'gen Stunde
Dein Vater Lajus mich und dann wardst du!
Doch wozu dieses? — Tragen muss der Mensch,
Was ihm die Götter senden — Sieh'! Ich möchte
Gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen.

POLYNICES.

Thu's immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was *Du* willst, macht mir allemal Vergnügen.

JOKASTA.

Was ich zuerst also gern wissen möchte —
Sag' — ist's denn wirklich ein so grosses Uebel,
Des Vaterlands beraubet seyn?

POLYNICES.

Und grösser wahrlich, als es Worte mahlen!

JOKASTA.

Was ist so Hartes denn an der Verweisung?

POLYNICES.

Das Schrecklichste ist das: der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gerne möchte.

JOKASTA.

Was du mir sagst, ist eines Sklaven Loos;
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

POLYNICES.

Er muss
Den Aberwitz der Mächtigen ertragen.

JOKASTA.

Ein Thor seyn müssen mit den Thörichten,
Auch das fällt hart!

POLYNICES.

Und dennoch muss er ihnen,
So sehr sein Inn'res sich dagegen sträubt,
Um seines Vortheils willen sklavisch dienen.

JOKASTA.

Doch Hoffnung, sagt man, stärke den Verbannten.

POLYNICES.

Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.

JOKASTA.

Und lehrt die Zeit nicht, dass sie eitel war?

POLYNICES.

Ach, eine holde Venus spielt um sie!

JOKASTA.

Doch wovon lebtest du, eh' deine Heirath
Dir Unterhalt verschaffte?

POLYNICES.

Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

JOKASTA.

Nahm denn kein alter Gastfreund deines Vaters,
Kein andrer Freund sich deiner an?

POLYNICES.

Sey glücklich!
Mit Freunden ist's vorbei in schlimmen Tagen.

JOKASTA.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

POLYNICES.

Ach, Mutter! Mangel ist ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht satt.

JOKASTA.

Die Heimat
Ist also wohl das Theuerste, was Menschen
Besitzen!

POLYNICES.

O, und theurer, als die Zunge
Aussprechen kann!

JOKASTA.

Wie kamst du denn nach Argos?
Was für ein Vorsatz führte dich dahin?

POLYNICES.

Adrasten ward von Phöbus das Orakel:
Ein Eber und ein Löwe würden seine
Eidame werden.

JOKASTA.

Sonderbar! Was heisst das?
Wie konntest du mit einem dieser Namen
Bezeichnet seyn?

POLYNICES.

Das weiss ich selbst nicht, Mutter.
Das Schicksal hatte mir dies Glück beschieden.

JOKASTA.

Voll Weisheit sind des Schicksals Fügungen!
Wie aber brachtest du's bis zur Vermählung?

POLYNICES.

Nacht war's. Ich kam zur Halle des Adrast —

JOKASTA.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

POLYNICES.

Das war mein Vorsatz. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Flüchtling.

JOKASTA.

Wer war dieser Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

POLYNICES.

Er nannte
Sich Tydeus, Œneus Sohn.

JOKASTA.

Wie aber konnte
Adrast mit wilden Thieren euch vergleichen?

POLYNICES.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

JOKASTA.

Und *darin* fand der Sohn des Talaus
Den Aufschluss des Orakels?

POLYNICES.

Einem Jeden
Gab er der Töchter eine zur Gemahlinn.

JOKASTA.

Und diese Ehe, schlug sie glücklich aus?

POLYNICES.

Bis diesen Tag hab' ich sie nicht bereuet.

JOKASTA.

Wodurch bewogst du aber die Argiver,
Mit dir zu ziehen gegen Thebens Thore?

POLYNICES.

Adrast gelobt' es mir und diesem Tydeus,
Der jetzt mein Bruder ist, jedweden Eidam
Zurückzuführen in sein heimisch Reich,
Und mich zuerst. Es sind der argischen
Und griech'schen Fürsten viel im Heer, mir diesen
Nothwendigen, doch traur'gen Dienst zu leisten;
Denn wider meine Heimat führt' ich sie
Herauf. Doch die Unsterblichen sind Zeugen,
Wie ungern ich die Waffen gegen meine
Geliebtesten ergriff. Dir, Mutter, nun
Kommt's zu, den thränenvollen Zwist zu heben,
Zwei gleich geliebte Brüder zu versöhnen,
Und dir und mir und unserm Vaterland
Viel Drangsal, viele Leiden zu ersparen.
Es ist ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt beim Reichthum. Reichthum übt
Die grösste Herrschaft über Menschenseelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
So vieler Tausende. Der Arme, sey
Er noch so gross geboren, gilt für nichts.

CHOR.

Sieh! Eben naht sich Eteokles selbst
Zur Friedenshandlung. Königinn, nun ist's an dir,
Der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
Das deine Kinder zur Versöhnung neige.

ETEOKLES kommt.

Da bin ich, Mutter. Dir zu lieb' erschein' ich.
Was soll ich hier? Lass hören! Eben hab' ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauern
In Schlachtordnung gestellt — noch hielt ich sie
Zurück, das Wort des Friedens erst zu hören,
Um dessentwillen *dem* vergönnet ward,
Mit sicherem Geleit' hier zu erscheinen.

JOKASTA.

Gelass'ner! Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtsamkeit macht alle Dinge besser.
Nicht diesen finstern Blick! Nicht dieses Schnauben
Verhalt'ner Wuth! Es ist kein abgeriss'nes
Medusenhaupt, was du betrachten sollst,
Dein Bruder ist's, der zu dir kam — Auch du,
Gönn' ihm dein Angesicht, mein Polynices,
Weit besser spricht sich's, weit eindringender,
Wenn deine Blicke seinem Blick begegnen;
Weit besser wirst du ihn verstehn. Hört, Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, sich
Von Angesicht zu Angesicht nun wieder
Zusammen finden, seht, so müssen sie,
Uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, sich einzig dessen nur,
Wesswegen sie beisammen sind, erinnern!

(Zu Polynices.)

— Du hast das erste Wort, mein Sohn! Weil dir
Gewalt geschehen, wie du sagst, bist du
Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte einer der Unsterblichen
Nun Schiedsmann seyn, und eure Zwietracht tilgen!

POLYNICES.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
Hat künstlich schlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie selbst ist ihre Schutzwehr. Nur die schlimme,
Siech in sich selbst, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
Den Flüchen zu entgehen, die der Greis
Auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
Liess *ihm* den Thron, den er nach Jahresfrist
Abwechselnd mich besteigen lassen sollte,
Noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzukehren, Böses zuzufügen,
Und Böses zu empfangen. Ihm gefiel
Die Auskunft, er beschwor sie bei den Göttern;
Nun hält er nichts von Allem, was er schwor,
Und fähret fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich sich zuzueignen.
Doch selbst noch jetzt bin ich bereit — gibt man,
Was *mein* ist, mir zurück — der Griechen Heer
Aus diesem Land' in Frieden wegzuführen,
Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
Und ihm ein Gleiches wieder zu gestatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangsal frei,
Und keine Leiter naht sich diesen Thürmen.
Verschmäht man das — Nun! so entscheide denn
Das Schwert! Doch meine Zeugen sind die Götter,
Wie billig ich es meinte, und wie höchst
Unbillig man der Heimath mich beraubet!
Das ist es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu sagen habe, kurz und ungeschraubt,
Doch klar und überzeugend, wie mir däucht,

Dem schwachen Kopf, wie dem Verständigsten!

CHOR.

Ich finde diese Rede voll Verstand,
Wiewol mich Griechenland nicht auferzogen.

ETEOKLES.

Ja wenn, was Einem schön und löblich dünkt,
Auch jedem Andern schön und löblich dünkte,
Kein Streit noch Zwist entzweite dann die Welt!
So aber sind's die Namen nur, worüber
Man sich versteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich sag'
Es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
Stieg' ich hinauf, vermöchten's Menschenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchste der Göttinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen! Mutter, und dies Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber sehen,
Als in den meinigen? Der ist kein Mann,
Der, wo das Grössre zu gewinnen ist,
Am Kleinern sich genügen lässt. — Und wie
Erniedrigend für mich, wenn dieser da
Mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
Ertrotzen könnte! Wie beschimpfend selbst
Für Theben, wenn die Speere der Argiver
Das Scepter mir abängstigten! Nein Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
Von Frieden sprechen sollen! Was ein Schwert,
Ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.
Will er im Lande sonst sich niederlassen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich sein Herr seyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
Mit Rossen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muss Unrecht seyn, so sey's um eine Krone,
In allem Andern sey man tugendhaft.

CHOR.

Zu schlimmer That schön reden ist nicht gut!
Das heisst Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

JOKASTA.

Mein Sohn! Mein Eteokles! Alles ist
Nicht schlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen schlimmste dich,
Dich von der Ehrbegier beherrschen lassen?
O meide die Abscheuliche! In manch
Glückselig Haus, in manch glückselig Land
Schlich sie sich ein, doch wo man sie empfing,
Zog sie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieser rasest du! Wie viel
Vortrefflicher ist *Gleichheit!* Gleichheit knüpft
Den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
Den Freund zusammen mit dem Freund, und Länder
Mit Ländern! Gleichheit ist das heilige Gesetz
Der Menschheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, stets
Bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menschen Mass, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die strahlenlose Nacht
Lässt sie in gleichem Zirkelgange wechseln —
Und, keines neidisch auf des andern Sieg,
Wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Throne, du missgönnst ihm auch den seinen?
Ist das gerecht, mein Sohn? Was ist so Grosses
Denn an der Macht, der glücklichen Gewaltthat,
Dass du so übermässig sie vergötterst?
Der Menschen Augen auf sich ziehn? Ist das
Das Herrliche? Das ist ja nichts! Bei vielen
Besitzungen viel Müh' und Angst empfinden?
Denn was ist Ueberfluss? Sprich selbst. Ein Name!
Just haben, was er braucht, genügt dem Weisen.
Und Schätze sind kein Eigenthum des Menschen,
Der Mensch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verliehn, und, wenn sie wollen, wieder nehmen!
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun lass ich unter Zweien dir die Wahl,
Was willst du lieber? Deine Vaterstadt
Erhalten oder herrschen? — Du willst herrschen!
Wie aber, wenn *der* Sieger wird, und seiner
Argiver Scharen deine Heere schlagen?
Willst du dann Zeuge seyn, wie Kadmus Stadt
Zu Grunde stürzet, seine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Knechtschaft wandern?
Ehrgeiziger, das leg' ich *dir* an's Herz,
So theu'r muss Theben deinen Golddurst zahlen!

(Sich zu Polynices wendend.)

Und dir, mein Polynices, hat Adrast
Unklug gedient und unklug bist du selbst,
Dass du der Heimath nahst mit Kriegesnoth.
Gesetzt (wovor die Götter uns bewahren!)
Du unterwärfest dir die Stadt, was für
Trophäen willst du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unsterblichen
Für deines Vaterlandes Umsturz danken?
Mit welcher Aufschrift die gemachte Beute
Am Inachus aufstellen? « Diese Schilde
Weiht, nach Einärscherung der Vaterstadt,
Den Göttern Polynices? » — Das verhüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, dass je
Ein solcher Ruhm dich bei den Griechen preise!
Wirst du besiegt, und krönet *den* das Glück,
Sag' an, mit welcher Stirne willst du dich,
Nach so viel tausend hier gelass'nen Todten,
In Argos sehen lassen, wo man deinem
Adrast entgegen schreien wird: « Verfluchtes
Eh'bündniss, das du stiftetest! Um *einer*
Vermählten willen muss dein Volk verderben! »
So rennst du in die doppelte Gefahr,
Den Preis sowol, um den du kämpfen willst,
Als der Argiver Beistand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dies unbänd'ge Feuer!
Kann wol was ungereimter seyn, als zwei
Unsinnige, die um dasselbe buhlen!

CHOR.

O wendet, Götter, dieses Unheil ab,
Und stiftet Frieden unter Œdips Kindern!

ETEOKLES aufbrechend.

Mit Worten wird hier nichts entschieden, Mutter,
Die Zeit geht ungenützt vorbei, und dein
Bemühen, siehst du, ist umsonst — Ich Herr
Von diesem Land', sonst kein Gedank' an Frieden!
Verschone mich mit längerer Ermahnung!

(Zu Polynices.)

Du, räume Theben oder stirb!

POLYNICES.

Durch *wen!*
Wer ist der Unverletzliche, der mich
Mit mörderischem Stahl anfallen darf,
Und nicht von meinem Händen Gleiches fürchtet?

ETEOKLES.

Er steht vor deinen Augen. Siehst du, *hier?*

(Er streckt seinen Arm aus.)

POLYNICES.

Ich sehe — doch der Ueberfluss ist feig,
Und eine böse Sache liebt das Leben.

ETEOKLES.
Drum rücktest du mit so viel Tausenden
Herauf? um eine Memme zu bekriegen?

POLYNICES.
Weil kluge Vorsicht mehr, als toller Muth,
Dem Feldhern ziemt.

ETEOKLES.
Wie frech, wie übermüthig!
Dank's dem Vertrag, der dir das Leben fristet.

POLYNICES.
Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Thron von dir zurück.

ETEOKLES.
Es ist
Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus, und fahre fort, es zu bewohnen.

POLYNICES.
Wie? Mehr, als deines Antheils ist?

ETEOKLES.
So sagt' ich.
Und nun brich auf!

POLYNICES.
O ihr Altäre meiner Heimath!

ETEOKLES.
Die du zu schleifen kamst.

POLYNICES.
O höret mich!

ETEOKLES.
Dich hören, der sein Vaterland bekrieget!

POLYNICES.
Ihr Tempel meiner Götter!

ETEOKLES.
Deine Götter
Verwerfen dich.

POLYNICES.
Man treibt mich aus der Heimath!

ETEOKLES.
Weil du gekommen bist, sie zu verheeren.

POLYNICES.
Höchst ungerecht verstösst man mich, ihr Götter!

ETEOKLES.
Hier nicht, in deinem Argos ruf' sie an!

POLYNICES.
Ruchloser Lästrer!

ETEOKLES.
Doch kein Feind, wie du,
Des Vaterlands.

POLYNICES.
Gewaltsam treibst du mich
Hinaus, gewaltsam raubst du mir mein Erbe!

ETEOKLES.
Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

POLYNICES.
O hörst du, was ich leiden muss, mein Vater?

ETEOKLES.
Er hört auch, wie du handelst.

POLYNICES.
Und du, Mutter?

ETEOKLES.
Du hast's verscherzt, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.

POLYNICES.
Vaterstadt!

ETEOKLES.
Geh' in dein Argos
Und bete zu der Lerna Strom!

POLYNICES.
Ich gehe;
Sey unbesorgt! — *Dir* tausend, tausend Dank,
Geliebte Mutter —

ETEOKLES.
Geh von hinnen, sag' ich.

POLYNICES.
Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu sehen.

ETEOKLES.
Nichts.

POLYNICES.
Die Schwestern doch?
Die zarten Schwestern!

ETEOKLES.
Nie und nimmermehr!

POLYNICES.
O meine Schwestern!

ETEOKLES.
Du erfrechest dich,
Ihr ärgster Feind, beim Namen sie zu rufen?

POLYNICES.
Leb' froh und glücklich, Mutter.

JOKASTA.
Froh, mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

POLYNICES.
Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!

JOKASTA.
O ihr Götter!
Zu schwerem Drangsal spartet ihr mich auf!

POLYNICES.
Du hast gehört, wie grausam er mich kränkte!

ETEOKLES.
Du hörst, und siehst, wie reichlich er's vergalt.

POLYNICES.
Wo wird dein Posten seyn vor diesen Thürmen?

ETEOKLES.
Was fragst du dieses?

POLYNICES.
Weil ich im Gefechte
Dir gegenüber stehen will.

ETEOKLES.
Den Wunsch
Nahmst du aus meiner Seele.

JOKASTA.
O ich Arme!
O meine Kinder! Was beginnet ihr?

ETEOKLES.
Die That wird's lehren!

JOKASTA.
Wehe! Fürchtet ihr
Des Vaterfluches Furien nicht mehr?

POLYNICES.
Sey's drum! Des *Lajus* ganzes Haus verderbe! (*)

(*) Andere Ausleger geben diese Rede dem Eteokles, weil sie ihnen dem sanftern Charakter des Polynices zu widerstreiten scheint. Es kann ein Fehler des Abschreibers seyn, aber warum es einer seyn *muss*, sehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anscheinenden Widerspruch zu befreien.

DON KARLOS,

INFANT VON SPANIEN.

EIN DRAMATISCHES GEDICHT.

PERSONEN.

PHILIPP DER ZWEITE, König von Spanien.
ELISABETH VON VALOIS, seine Gemahlinn.
DON KARLOS, der Kronprinz.
ALEXANDER FARNESE, Prinz von Parma, Neffe des Königs.
INFANTINN KLARA EUGENIA, ein Kind von drei Jahren.
HERZOGINN VON OLIVAREZ, Oberhofmeisterinn.
MARQUISINN VON MONDEKAR, } Damen der Königinn.
PRINZESSINN VON EBOLI, } Damen der Königinn.
GRÄFINN FUENTES, } Damen der Königinn.
MARQUIS VON POSA, ein Maltheserritter, } Granden von Spanien.
HERZOG VON ALBA, } Granden von Spanien.
GRAF VON LERMA, Oberster der Leibwache, } Granden von Spanien.
HERZOG VON FERIA, Ritter des Vliesses, } Granden von Spanien.
HERZOG VON MEDINA SIDONIA, Admiral, } Granden von Spanien.
DON RAIMOND VON TAXIS, Oberpostmeister, } Granden von Spanien.
DOMINGO, Beichtvater des Königs.
DER GROSSINQUISITOR des Königreichs.
DER PRIOR eines Karthäuserklosters.
EIN PAGE der Königinn.
DON LUDWIG MERKADO, Leibarzt der Königinn.
Mehrere Damen und Granden, Pagen, Offiziere, die Leibwache und verschiedene stumme Personen.

ERSTER AKT.

Der Königliche Garten in Aranjuez.

ERSTER AUFTRITT.

KARLOS. DOMINGO.

DOMINGO.

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
Vergebens hier gewesen. Brechen Sie
Dies räthselhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe seines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.

(Karlos sieht zur Erde und schweigt.)

Wär' noch ein Wunsch zurücke, den der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?
Ich stand dabei, als in Toledos Mauern
Der stolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürsten sich zu seinem Handkuss drängten.
Und jetzt in Einem — Einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füssen lagen —
Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
Gestand: Ich bin gesättigt.

(Karlos wendet sich weg.)

Dieser stille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde schon in Ihren Blicken lesen,
Das Räthsel dieses ganzen Hofs, die Angst
Des Königreichs, hat Seiner Majestät
Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

KARLOS dreht sich rasch um.

Mutter!
— O Himmel, gib, dass ich es dem vergesse,
Der sie zu meiner Mutter machte!

DOMINGO.

Prinz!

KARLOS besinnt sich und fährt mit der Hand über die Stirn.

Hochwürd'ger Herr — ich habe sehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erste Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

DOMINGO.

Ist's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieser Vorwurf Ihr Gewissen drücken?

KARLOS.

Und meine neue Mutter — hat sie mir
Nicht meines Vaters Liebe schon gekostet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienst war noch, sein Einziger zu seyn.
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiss,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?

DOMINGO.

Sie spotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert seine Königinn. Sie sollten
Nur mit des Hasses Augen sie betrachten?
Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die schönste Frau auf dieser Welt,
Und Königinn — und ehmals Ihre Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen;

So seltsam widerspricht sich Karlos nicht.
Verwahren Sie sich, Prinz, dass sie es nie,
Wie sehr sie ihrem Sohn missfällt, erfahre;
Die Nachricht würde schmerzen.

KARLOS.

Glauben Sie?

DOMINGO.

Wenn Eure Hoheit Sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte —
Die Königinn mit ihren Damen sass
Auf des Palastes mittlerer Tribune,
Und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
« Der König blutet! » — Mann rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königinn. « Der Prinz? » ruft sie und will,
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunter werfen. — « Nein! Der König selbst! »
Gibt man zur Antwort — « So lasst Aerzte holen! »
Erwiedert sie, indem sie Athem schöpfte.

(Nach einigem Stillschweigen.)

Sie stehen in Gedanken?

KARLOS.

Ich bewundre
Des Königs lust'gen Beichtiger, der so
Bewandert ist in witzigen Geschichten.

(Ernsthaft und finster.)

Doch hab' ich immer sagen hören, dass
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu ersparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

DOMINGO.

Sie thun sehr wohl, mein Prinz, Sich vorzusehn
Mit Menschen — nur mit Unterscheidung. Stossen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück;
Ich mein' es gut mit Ihnen.

KARLOS.

Lassen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonst
Sind Sie um Ihren Purpur.

DOMINGO stutzt.

Wie?

KARLOS.

Nun ja.
Versprach er Ihnen nicht den ersten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

DOMINGO.

Prinz,
Sie spotten meiner.

KARLOS.

Das verhüte Gott,
Dass ich des fürchterlichen Mannes spotte,
Der meinen Vater selig sprechen und
Verdammen kann!

DOMINGO.

Ich will mich nicht
Vermessen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniss Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu seyn, dass dem beängstigten Gewissen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüssel haben,
Wo selber Missethaten unterm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wissen, was ich meine, Prinz! ich habe
Genug gesagt.

KARLOS.

Nein! Das soll ferne von mir seyn,
Dass ich den Siegelführer so versuchte!

DOMINGO.

Prinz, dieses Mistrau'n — Sie verkennen Ihren
Getreusten Diener.

KARLOS fasst ihn bei der Hand.

Also geben Sie
Mich lieber auf. Sie sind ein heil'ger Mann,
Das weiss die Welt — doch, frei heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, ist der weiteste,
Bis Sie auf Peters Stuhle niedersitzen.
Viel Wissen möchte Sie beschweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergesandt.

DOMINGO.

Mich hergesandt? —

KARLOS.

So sagt' ich. O zu gut,
Zu gut weiss ich, dass ich an diesem Hof
Verrathen bin — ich weiss, dass hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen, weiss,
Dass König Philipp seinen einz'gen Sohn
An seiner Knechte schlechtesten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiss — O still! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überströmen, und ich habe schon
Zu viel gesagt.

DOMINGO.

Der König ist gesonnen,
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits versammelt sich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

KARLOS.

Schon gut. Ich werde folgen.

(Domingo geht ab. Nach einem Stillschweigen.)

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon seh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiss des Argwohns bluten;
Dein unglücksel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichste der Entdeckungen,
Und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.

ZWEITER AUFTRITT.

KARLOS. MARQUIS VON POSA.

KARLOS.

Wer kommt? — Was seh' ich? O ihr guten Geister,
Mein Roderich!

MARQUIS.

Mein Karlos!

KARLOS.

Ist es möglich?
Ist's wahr? Ist's wirklich? Bist du's? — O du bist's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir schlagen.
O jetzt ist Alles wieder gut. In dieser
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halse meines Roderich.

MARQUIS.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was ist wieder gut?
Was ist's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich stutzen macht.

KARLOS.

Und was
Bringt dich so unverhofft aus Brüssel wieder?
Wem dank' ich diese Ueberraschung? Wem?
Ich frage noch? Verzeih' dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorsicht, diese Lästerung!
Wem sonst als dir, Allgütigste? Du wusstest,
Dass Karlos ohne Engel war, du sandtest
Mir diesen, und ich frage noch?

MARQUIS.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich dies stürmische
Entzücken mit Bestürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet sich auf Ihren blassen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muss ich glauben, theurer Prinz? — Das ist
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
Denn jetzt steh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen,
Und feierlich um Rettung Sie bestürmen.
Gethan ist's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüssel rückt mit spanischen Gesetzen.
Auf Kaiser Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieser edeln Lande.
Sie stürzt dahin, wenn sein erhabnes Herz
Vergessen hat für Menschlichkeit zu schlagen.

KARLOS.

Sie stürzt dahin.

MARQUIS.

Weh mir! Was muss ich hören?

KARLOS.

Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.
Auch mir hat einst von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit sprach — Doch der ist lang begraben.
Den du hier siehst, das ist der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abschied nahm,
Der sich vermass in süsser Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
Sind diese Träume. —

MARQUIS.

Träume, Prinz! — So wären
Es Träume nur gewesen?

KARLOS.

Lass mich weinen,
An deinem Herzen heisse Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieser grossen weiten Erde Niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
So weit die Schifffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese. O bei Allem, Roderich,
Was du und ich dereinst im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieser Stelle nicht!

(Marquis neigt sich über ihn, in sprachloser Rührung.)

Berede dich, ich wär' ein Waisenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgelesen.
Ich weiss ja nicht, was Vater heisst — ich bin
Ein Königssohn — O wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Heraus gefunden bist, mich zu verstehen,
Wenn's wahr ist, dass die schaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte,
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung gibt,
Dir theurer ist, als meines Vaters Gnade —

MARQUIS.

O theurer, als die ganze Welt.

KARLOS.

So tief
Bin ich gefallen — bin so arm geworden,
Dass ich an unsre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muss — dass ich dich bitten muss,
Die lang vergessnen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matrosenkleide machtest —
Als du und ich, zwei Knaben wilder Art,
So brüderlich zusammen aufgewachsen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiste
So sehr verdunkelt mich zu sehn — ich endlich
Mich kühn entschloss, dich gränzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verliess, dir gleich zu seyn.
Da fing ich an mit tausend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen;
Du, stolzes Herz, gabst sie mir kalt zurück.
Oft stand ich da, und — doch das sahst du nie!
Und heisse, schwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drücktest.
Warum nur diese? rief ich trauernd aus:
Bin Ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knietest kalt und ernsthaft vor mir nieder:
Das, sagtest du, gebührt dem Königssohn.

MARQUIS.

O stille, Prinz, von diesen kindischen
Geschichten, die mich jetzt noch schamroth machen.

KARLOS.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verschmähen,
Zerreissen konntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreimal wiesest du
Den Fürsten von dir, dreimal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltsam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geschah's bei unsern Spielen, dass
Der Königinn von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball in's Auge flog. Sie glaubte,
Dass es mit Vorbedacht geschehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Gesicht.
Die ganze Jugend des Pallastes muss
Erscheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König schwört, die hinterlist'ge That,
Und wär' es auch an seinem eignen Kinde,
Auf's Schrecklichste zu ahnden. — Damals sah ich
Dich zitternd in der Ferne stehen, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füssen
Des Königs. Ich, ich that es, rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache!

MARQUIS.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

KARLOS.

Sie ward's:
Im Angesicht des ganzen Hofgesindes,
Das mitleidsvoll im Kreise stand, ward sie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz

Schlug meine Zähne knirschend an einander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floss schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich sah auf dich und weinte nicht — Du kamst;
Laut weinend sankst du mir zu Füssen. Ja,
Ja, riefst du aus, mein Stolz ist überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König bist.

MARQUIS reicht ihm die Hand.

Ich will es, Karl. Das kindische Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde schlägt vielleicht.

KARLOS.

Jetzt, jetzt;
O zög're nicht. Jetzt hat sie ja geschlagen.
Die Zeit ist da, wo du es lösen kannst.
Ich brauche Liebe. — Ein ensetzliches
Geheimniss brennt auf meiner Brust. Es soll,
Es soll heraus. In deinen blassen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes lesen.
Hör' an — erstarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

MARQUIS.

O mein Gott!

KARLOS.

Nein! Diese Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, dass auf diesem grossen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — sprich —
Was du mir sagen kannst, errath' ich schon,
Der Sohn liebt seine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Gesetze
Verdammen diese Leidenschaft. Mein Anspruch
Stösst fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieser Weg
Führt nur zum Wahnsinn oder Blutgerüste.
Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens —
Das seh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

MARQUIS.

Weiss
Die Königinn um diese Neigung?

KARLOS.

Konnt' ich
Mich ihr entdecken? Sie ist Philipps Frau,
Und Königinn, und das ist span'scher Boden.
Von meines Vaters Eifersucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeschlossen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde sind es schon,
Dass von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, dass ich sie täglich anzuschauen
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu schweigen.
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Dass dieses Feu'r in meinem Busen wüthet,
Dass tausendmal sich das entsetzliche
Geständniss schon auf meinen Lippen meldet,
Doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

MARQUIS.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

KARLOS.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens;
Von meinem Vater sprich mir nicht.

MARQUIS.

Sie hassen ihren Vater?

KARLOS.

Nein! Ach nein!
Ich hasse meinen Vater nicht — Doch Schauer
Und Missethäters-Bangigkeit ergreifen
Bei diesem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum ersten Mal
Der Fürchterliche, der, wie sie mir sagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er steh'nden Fusses
Vier Bluturtheile unterschrieb. Nach diesem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Bestrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, dass ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieser Stelle!

MARQUIS.

Nein, Sie sollen,
Jetzt sollen Sie Sich öffnen, Prinz. In Worten
Erleichtert sich der schwer beladne Busen.

KARLOS.

Oft hab' ich mit mir selbst gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen schliefen,
Mit heissen Thränengüssen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung stand ich auf. Ach, Roderich!
Enthülle du dies wunderbare Räthsel
Der Vorsicht mir — Warum von tausend Vätern
Just eben diesen Vater mir? Und ihm
Just diesen Sohn von tausend bessern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte sie die beiden letzten Enden
Des menschlichen Geschlechtes — mich und ihn —
Durch ein so heilig Band zusammen zwingen?
Furchtbares Loos! Warum musst' es geschehn?
Warum zwei Menschen, die sich ewig meiden,
In einem Wunsche schrecklich sich begegnen?
Hier, Roderich, siehst du zwei feindliche
Gestirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in scheitelrechter Bahn
Zerschmetternd sich berühren, dann auf immer
Und ewig aus einander fliehn.

MARQUIS.

Mir ahnet
Ein unglücksvoller Augenblick.

KARLOS.

Mir selbst.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die schauerlichsten Träume. Zweifelnd ringt
Mein guter Geist mit grässlichen Entwürfen;
Durch labyrinthische Sophismen kriecht
Mein unglücksel'ger Scharfsinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande stutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich sehe,
Dein todtenblasser Blick hat mich verstanden.
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König seyn?

MARQUIS.

(Nach einigem Stillschweigen.)

Darf ich
An meinem Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens sind zu thun, versprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Versprechen Sie mir dieses?

KARLOS.

Alles, alles,
Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

MARQUIS.

Wie man sagt,
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit ist kurz. Wenn Sie die Königinn
Geheim zu sprechen wünschen, kann es nirgends,
Als in Aranjuez geschehn. Die Stille
Des Orts — das Landes ungezwungne Sitte
Begünstigen —

KARLOS.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, sie war vergebens!

MARQUIS.

Nicht so ganz.
Ich gehe, mich sogleich ihr vorzustellen.
Ist sie in Spanien dieselbe noch,
Die sie vordem an Heinrichs Hof gewesen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung lesen,
Find' ich zu dieser Unterredung sie
Gestimmt — sind ihre Damen zu entfernen —

KARLOS.

Die meisten sind mir zugethan. — Besonders
Die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

MARQUIS.

Desto besser.
So sind Sie in der Nähe, Prinz, sogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erscheinen.

KARLOS.

Das will ich — will ich — also eile nur.

MARQUIS.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort also, Prinz, auf Wiedersehn.

(Beide gehen ab auf verschiedenen Seiten.)

DRITTER AUFTRITT.

Die Hofhaltung der Königinn in Aranjuez. — Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchschnitten, vom Landhause der Königinn begränzt.

DIE KÖNIGINN. DIE HERZOGINN VON OLIVAREZ. DIE PRINZESSINN VON EBOLI *und* DIE MARQUISINN VON MONDEKAR, *welche die Allee herauf kommen.*

KÖNIGINN zur Marquisinn.

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzessinn quälen
Mich schon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weiss sie ihre Freude zu verbergen,
Weil sie vom Lande Abschied nimmt.

EBOLI.

Ich will es
Nicht läugnen, meine Königinn, dass ich
Madrid mit grossen Freuden wieder sehe.

MONDEKAR.

Und Ihre Majestät nicht auch? Sie sollten
So ungern von Aranjuez Sich trennen?

KÖNIGINN.

Von — dieser schönen Gegend wenigstens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dies Plätzchen
Hab' ich mir längst zum Liebling auserlesen.
Hier grüsst mich meine ländliche Natur,
Die Busenfreundinn meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderspiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

EBOLI.

Wie einsam aber,
Wie todt und traurig ist es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

KÖNIGINN.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unsre Herzoginn dazu?

OLIVAREZ.

Ich bin
Der Meinung, Ihre Majestät, dass es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Residenz, so lange
Es Könige in Spanien gegeben.

KÖNIGINN.

Ja, Herzoginn, das wissen Sie, mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

MONDEKAR.

Und wie lebendig es mit Nächstem in
Madrid seyn wird! Zu einem Stiergefechte
Wird schon die Plaza Mayor zugerichtet,
Und ein Auto da Fe hat man uns auch
Versprochen —

KÖNIGINN.

Uns versprochen! Hör' ich das
Von meiner sanften Mondekar?

MONDEKAR.

Warum nicht?
Es sind ja Ketzer, die man brennen sieht.

KÖNIGINN.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

EBOLI.

Ich? — Ihre Majestät, ich bitte sehr,
Für keine schlecht're Christinn mich zu halten,
Als die Marquisinn Mondekar.

KÖNIGINN.

Ach! Ich
Vergesse, wo ich bin. — Zu etwas Anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, sprachen wir. Der Monat
Ist, däucht mir, auch erstaunlich schnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, sehr viel,
Von diesem Aufenthalt versprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung so? Ich kann
Den Wunsch nicht finden, der mir fehlgeschlagen.

OLIVAREZ.

Prinzessinn Eboli, Sie haben uns
Noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als seine Braut begrüssen?

KÖNIGINN.

Ja! Gut, dass Sie mich mahnen, Herzoginn.

(Zur Prinzessinn.)

Man bittet mich, bei Ihnen fürzusprechen.
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belohne, muss
Ein würd'ger Mann seyn.

OLIVAREZ.

Ihre Majestät,
Das ist er, ein sehr würd'ger Mann, ein Mann,
Den unser gnädigster Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunst beehren.

KÖNIGINN.

Das wird den Mann sehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wissen, ob er lieben kann,
Und Liebe kann verdienen. — Eboli,
Das frag' ich Sie.

EBOLI steht stumm und verwirrt, die Augen zur Erde geschlagen, endlich fällt sie der Königinn zu Füssen.

Grössmüth'ge Königinn,
Erbarmen *Sie* Sich meiner. Lassen Sie —
Um Gottes willen, lassen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

KÖNIGINN.

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es ist
Ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Ist es
Schon lang', dass Sie den Grafen ausgeschlagen?

EBOLI aufstehend.

O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

KÖNIGINN stutzt und sieht sie mit forschenden Augen an.

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

EBOLI mit einiger Heftigkeit.

Niemals
Kann es geschehen, meine Königinn,
Aus tausend Gründen niemals.

KÖNIGINN sehr ernsthaft.

Mehr als einer ist
Zu viel. Sie können ihn nicht schätzen — das
Ist mir genug. Nichts mehr davon.

(Zu den andern Damen.)

Ich habe
Ja die Infantinn heut' noch nicht gesehen.
Marquisinn, bringen Sie sie mir. —

OLIVAREZ sieht auf die Uhr.

Es ist
Noch nicht die Stunde, Ihre Majestät. —

KÖNIGINN.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter seyn darf?
Das ist doch schlimm. Vergessen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern, wann sie kommt.

(Ein Page tritt auf und spricht leise mit der Oberhofmeisterinn, welche darauf sich zur Königinn wendet.)

OLIVAREZ.

Der Marquis
Von Posa, Ihre Majestät —

KÖNIGINN.

Von Posa?

OLIVAREZ.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünscht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentinn Mutter übergeben
Zu dürfen.

KÖNIGINN.

Und das ist erlaubt?

OLIVAREZ bedenklich.

In meiner Vorschrift
Ist des besondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein Kastilian'scher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königinn
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

KÖNIGINN.

So will ich denn
Auf meine eigene Gefahr es wagen!

OLIVAREZ.

Doch mir vergönne Ihre Majestät,
Mich so lang' zu entfernen. —

KÖNIGINN.

Halten Sie
Das, wie Sie wollen, Herzoginn.

(Die Oberhofmeisterinn geht ab, und die Königinn gibt dem Pagen einen Wink, welcher sogleich hinaus geht.)

VIERTER AUFTRITT.

KÖNIGINN. PRINZESSINN VON EBOLI. MARQUISINN VON MONDEKAR *und* MARQUIS VON POSA.

KÖNIGINN.

Ich heisse Sie
Willkommen, Chevalier, auf span'schem Boden.

MARQUIS.

Den ich noch nie mit so gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt als jetzt. —

KÖNIGINN zu den beiden Damen.

Der Marquis,
Von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims
Mit meinem Vatereine Lanze brach,
Und meine Farbe dreimal siegen machte —
Der erste seiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königinn
Der Spanier zu seyn.

(Zum Marquis sich wendend.)

Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns sahen, Chevalier,
Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, dass Sie
Mein Gast seyn würden in Kastilien?

MARQUIS.

Nein, grosse Königinn — denn damals träumte
Mir nicht, dass Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

KÖNIGINN.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hause Valois?

MARQUIS.

Jetzt darf ich es
Ja sagen, Ihre Majestät — denn jetzt
Sind Sie ja unser.

KÖNIGINN.

Ihre Reise, hör' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen vielgeliebten Brüdern?

MARQUIS überreicht ihr die Briefe.

Die Königinn Mutter fand ich krank, geschieden
Von jeder andern Freude dieser Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wissen auf dem span'schen Thron.

KÖNIGINN.

Muss sie
Es nicht seyn bei dem theuern Angedenken
So zärtlicher Verwandten? bei der süssen
Erinn'rung an — Sie haben viele Höfe
Besucht auf Ihren Reisen, Chevalier;
Und viele Länder, vieler Menschen Sitte
Gesehn — Und jetzt, sagt man, sind Sie gesonnen,
In Ihrem Vaterland sich selbst zu leben?
Ein gröss'rer Fürst in Ihren stillen Mauern,
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freier!
Ein Philosoph! ich zweifle sehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man ist sehr — ruhig in Madrid.

MARQUIS.

Und das
Ist mehr, als sich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

KÖNIGINN.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieser Erde

Bis fast auf die Erinnerung verlernt.
(Zur Prinzessinn von Eboli.)
Mir däucht, Prinzessinn Eboli, ich sehe
Dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir sie bringen?
(Die Prinzessinn geht nach dem Platze. Die Königinn etwas leiser zum Marquis.)
Chevalier, ich müsste
Mich sehr betrügen, oder Ihre Ankunft
Hat einen frohen Menschen mehr gemacht
An diesem Hofe.

MARQUIS
Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieser Welt
Nur etwas fröhlich —
(Die Prinzessinn kommt mit der Blume zurück.)

EBOLI.
Da der Chevalier
So viele Länder hat gesehen, wird
Er ohne Zweifel viel Merkwürdiges
Uns zu erzählen wissen.

MARQUIS.
Allerdings.
Und Abentheuer suchen, ist bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligste von allen,
Die Damen zu beschützen.

MONDEKAR.
Gegen Riesen!
Jetzt gibt es keine Riesen mehr.

MARQUIS.
Gewalt
Ist für den Schwachen jederzeit ein Riese.

KÖNIGINN.
Der Chevalier hat Recht. Es gibt noch Riesen,
Doch keine Ritter gibt es mehr.

MARQUIS.
Noch jüngst,
Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geschichte,
Die mir der Freundschaft heiliges Legat
Zu meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht fürchten müsste, Ihre Majestät
Durch die Erzählung zu ermüden —

KÖNIGINN.
Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzessinn
Lässt sich nichts unterschlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundinn von Geschichten.

MARQUIS.
Zwei edle Häuser in Mirandola,
Der Eifersucht, der langen Feindschaft müde,
Die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte schon fortgeerbt, beschlossen,
Durch der Verwandtschaft zarte Bande sich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schwestersohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren ausersehn,
Dies schöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwei schön're Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt,
Nie eine Wahl so glücklich noch gepriesen.
Noch hatte seine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniss angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,
Was seine feurigsten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben sich getrauten!
In Padua, wo seine Studien
Ihn fesselten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Vergönnen sollte, zu Mathildens Füssen
Der Liebe erste Huldigung zu stammeln.
(Die Königinn wird aufmerksamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillschweigen fort, die Erzählung, so weit es die Gegenwart der Königinn erlaubt, mehr an die Prinzessinn von Eboli gerichtet.)
Indessen macht der Gattinn Tod die Hand
Pietro's frei. — Mit jugendlicher Glut
Verschlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
Das in dem Ruhm Mathildens sich ergoss.
Er kommt. — Er sieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erstickt die leis're Stimme der Natur,
Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut,
Und heiligt seinen Raub vor dem Altare.

KÖNIGINN.
Und was beschliesst Fernando?

MARQUIS.
Auf der Liebe Flügeln,
Des fürchterlichen Wechsels unbewusst,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenschein erreicht sein schnelles Ross
Die Thore — ein bacchantisches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Pallast entgegen.
Er bebt die Stufen scheu hinauf, und sieht
Sich unerkannt im lauten Hochzeitsaale,
Wo in der Gäste taumelndem Gelag
Pietro sass — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen selbst so glänzend nie erschienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er besessen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

EBOLI.
Unglücklicher Fernando!

KÖNIGINN.
Die Geschichte
Ist doch zu Ende, Chevalier? — Sie muss
Zu Ende seyn.

MARQUIS.
Noch nicht ganz.

KÖNIGINN.
Sagten Sie
Uns nicht, Fernando sey Ihr Freund gewesen?

MARQUIS.
Ich habe keinen theurern.

EBOLI.
Fahren Sie
Doch fort in der Geschichte, Chevalier.

MARQUIS.
Sie wird sehr traurig — und das Angedenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlassen Sie
Mir den Beschluss —
(Ein allgemeines Stillschweigen.)

KÖNIGINN wendet sich zur Prinzessin von Eboli.
Nun wird mir endlich doch
Vergönnt seyn, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzessinn, bringen Sie sie mir.
(Diese entfernt sich. Der Marquis winkt einem Pagen, der sich im Hintergrunde zeigt und sogleich verschwindet. Die Königinn erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und scheint überrascht zu werden. In dieser Zeit spricht der Marquis geheim und sehr angelegentlich mit der Marquisinn von Mondekar. — Die Königinn hat die Briefe gelesen, und wendet sich mit einem ausforschenden Blicke zum Marquis.)
Sie haben
Uns von Mathilden nichts gesagt? Vielleicht
Weiss sie es nicht, wie viel Fernando leidet?

MARQUIS.
Mathildens Herz hat niemand noch ergründet —
Doch grosse Seelen dulden still.

KÖNIGINN.
Sie sehn sich um? Wen suchen Ihre Augen?
MARQUIS.
Ich denke nach, wie glücklich ein Gewisser,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müsste.
KÖNIGINN.
Wessen Schuld ist es, dass er
Es nicht ist?
MARQUIS lebhaft einfallend.
Wie? Darf ich mich unterstehen
Dies zu erklären, wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erschiene?
KÖNIGINN erschrocken.
Jetzt, Marquis? Jetzt? Was meinen Sie damit?
MARQUIS.
Er dürfte hoffen — Dürft' er?
KÖNIGINN mit wachsender Verwirrung.
Sie erschrecken mich,
Marquis — Er wird doch nicht —
MARQUIS.
Hier ist er schon.

FÜNFTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGINN. KARLOS.

Marquis von Posa und die Marquisinn von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

KARLOS vor der Königinn niedergeworfen.
So ist er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf diese theure Hand berühren! —
KÖNIGINN.
Was für ein Schritt — Welch eine strafbare,
Tollkühne Ueberraschung! Stehn Sie auf!
Wir sind entdeckt. Mein Hof ist in der Nähe.
KARLOS.
Ich steh' nicht auf — Hier will ich ewig knien.
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt —
KÖNIGINN.
Rasender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wissen Sie, dass es die Königinn,
Dass es die Mutter ist, an die sich diese
Verwegne Sprache richtet? Wissen Sie,
Dass ich — ich selbst von diesem Ueberfalle
Dem Könige —
KARLOS.
Und dass ich sterben muss!
Man reisse mich von hier auf's Blutgerüste!
Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüsst.
KÖNIGINN.
Und Ihre Königinn?
KARLOS steht auf.
Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlassen. — Muss ich nicht,
Wenn Sie es *also* fordern? Mutter! Mutter!
Wie schrecklich spielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir zu seyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, das noch geschehen soll?
Was unter dieser Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünschen?
KÖNIGINN.
Fliehen Sie!
KARLOS.
O Gott!
KÖNIGINN.
Das Einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beschwöre — Fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Kerkermeister Sie und mich
Beisammen finden, und die grosse Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —
KARLOS.
Ich erwarte
Mein Schicksal — es sey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf diesen einz'gen Augenblick verwiesen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen schenkt,
Dass falsche Schrecken mich am Ziele täuschten?
Nein, Königinn! Die Welt kann hundertmal,
Kann tausendmal um ihre Pole treiben,
Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt.
KÖNIGINN.
Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! Was wollen Sie von mir?
KARLOS.
O Königinn, dass ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Ist Gott mein Zeuge — Königinn! Umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.
KÖNIGINN.
Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —
KARLOS.
Sie waren mein — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwei grossen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —
KÖNIGINN.
Er ist Ihr Vater.
KARLOS.
Ihr Gemahl.
KÖNIGINN.
Der Ihnen
Das grösste Reich der Welt zum Erbe gibt.
KARLOS.
Und *Sie* zur Mutter —
KÖNIGINN.
Grosser Gott! Sie rasen —
KARLOS.
Und weiss er auch, wie reich er ist? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu schätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergessen,
Wie unaussprechlich glücklich ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur er es ist.
Er ist es nicht. Das, das ist Höllenqual!
Er ist es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmst mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.
KÖNIGINN.
Abscheulicher Gedanke!
KARLOS.
O ich weiss,
Wer dieser Ehe Stifter war — ich weiss,
Wie Philipp lieben kann und wie er freite.
Wer sind Sie denn in diesem Reich? Lass hören.
Regentinn etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo *Sie* Regentinn sind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder sind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau besitzt
Des Mannes Herz — und wem gehört das seine?

Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fiebergluth entwischte,
Dem Zepter ab und seinen grauen Haaren?

KÖNIGINN.

Wer sagte Ihnen, dass an Philipps Seite
Mein Loos beweinenswürdig sey?

KARLOS.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beneidenswürdig wäre.

KÖNIGINN.

Eitler Mann!
Wenn *mein* Herz nun das Gegentheil mir sagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Und seiner Liebe stumme Mienensprache
Weit inniger, als seines stolzen Sohns
Verwegene Beredsamkeit, mich rührten?
Wenn eines Greises überlegte Achtung —

KARLOS.

Das ist was anders — Dann — ja, dann Vergebung.
Ich wusst' es nicht. — Das wusst' ich nicht, dass Sie
Den König lieben.

KÖNIGINN.

Ihn ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen.

KARLOS.

Sie haben nie geliebt?

KÖNIGINN.

Seltsame Frage!

KARLOS.

Sie haben nie geliebt?

KÖNIGINN.

— Ich liebe nicht mehr.

KARLOS.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?

KÖNIGINN.

Verlassen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner solchen Unterredung wieder.

KARLOS.

Weil es Ihr Eid, weil es Ihr Herz verbietet?

KÖNIGINN.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schicksals,
Dem Sie und ich gehorchen müssen?

KARLOS.

Müssen?
Gehorchen müssen?

KÖNIGINN.

Wie? Was wollen Sie
Mit diesem feierlichen Ton?

KARLOS.

So viel,
Dass Karlos nicht gesonnen ist, zu müssen,
Wo er zu wollen hat; dass Karlos nicht
Gesonnen ist, der Unglückseligste
In diesem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umsturz der Gesetze kostet,
Der Glücklichste zu seyn.

KÖNIGINN.

Versteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo Alles, Alles schon verloren ist?

KARLOS.

Ich gebe nichts verloren, als die Todten.

KÖNIGINN.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —

(Sie sieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernst:)

Warum nicht? O! Der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen
Des Abgeschied'nen durch das Feu'r vertilgen,
Kann seine Bilder stürzen, kann sogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Eskurial
Hervor an's Licht der Sonne reissen, seinen
Entweihten Staub in die vier Winde streun,
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

KARLOS.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus!

KÖNIGINN.

Zuletzt noch mit der Mutter sich vermählen.

KARLOS.

Verfluchter Sohn!

(Er steht einen Augenblick starr und sprachlos.)

Ja, es ist aus. Jetzt ist
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben sollte.
Sie sind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt ist der Wurf gefallen.
Sie sind für mich verloren — O in diesem
Gefühl liegt Hölle. Hölle liegt im andern,
Sie zu besitzen. — Weh! Ich fass' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reissen.

KÖNIGINN.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich sie, die namenlose Pein,
Die jetzt in Ihrem Busen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz. Unendlich,
Wie er, ist auch der Ruhm, ihn zu besiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Ist dieses hohen, starken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch dessen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie Sich, edler Prinz! — Der Enkel
Des grossen Karls fängt frisch zu ringen an,
Wo andrer Menschen Kinder muthlos enden.

KARLOS.

Zu spät! O Gott! Es ist zu spät!

KÖNIGINN.

Ein Mann
Zu seyn? O Karl! Wie gross wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht!
Hoch stellte Sie die Vorsicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteilich gab sie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der im Mutterleibe schon
Mehr, als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! Retten Sie des Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was keiner opferte.

KARLOS.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Riesenkraft; Sie zu verlieren, keine.

KÖNIGINN.

Gestehen Sie es, Karlos — Trotz ist es
Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünsche
So wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie verschwenderisch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie *dereinst*
Regieren sollen. Sehen Sie, Sie prassen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe ist Ihr grosses Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens,
Die Wollust, Gott zu seyn. Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweite

Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der besseren Geliebten weichen!

KARLOS wirft sich, von Empfindung überwältigt, zu Ihren Füssen.

Wie gross sind Sie, o Himmlische! — Ja, Alles,
Was Sie verlangen, will ich thun! — Es sey!

(Er steht auf.)

Hier steh' ich in der Allmacht Hand und schwöre,
Und schwöre Ihnen, schwöre ewiges —
O Himmel! Nein! Nur ewiges Verstummen,
Doch ewiges Vergessen nicht.

KÖNIGINN.

Wie könnt' ich
Von Karlos fordern, was ich selbst zu leisten
Nicht Willens bin?

MARQUIS eilt aus der Allee.

Der König!

KÖNIGINN.

Gott!

MARQUIS.

Hinweg!
Hinweg aus dieser Gegend, Prinz!

KÖNIGINN.

Sein Argwohn
Ist fürchterlich, erblickt er Sie —

KARLOS.

Ich bleibe!

KÖNIGINN.

Und wer wird dann das Opfer seyn?

KARLOS zieht den Marquis am Arme.

Fort! Fort!
Komm, Roderich!

(Er geht und kommt noch einmal zurück.)

Was darf ich mit mir nehmen?

KÖNIGINN.

Die Freundschaft Ihrer Mutter.

KARLOS.

Freundschaft! Mutter!

KÖNIGINN.

Und diese Thränen aus den Niederlanden.

(Sie gibt ihm einige Briefe. Karl und der Marquis gehen ab. Die Königinn sieht sich unruhig nach ihren Damen um, welche sich nirgends erblicken lassen. Wie sie nach dem Hintergrunde zurückgehen will, erscheint der König.)

SECHSTER AUFTRITT.

KÖNIG. KÖNIGINN. HERZOG VON ALBA. GRAF LERMA. DOMINGO. *Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung zurück bleiben.*

KÖNIG sieht mit Befremdung umher und schweigt eine Zeitlang.

So allein, Madame?
Und auch nicht eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — Wo blieben Ihre Frauen?

KÖNIGINN.

Mein gnädigster Gemahl —

KÖNIG.

Warum allein?

(Zum Gefolge.)

Von diesem unverzeihlichen Versehn
Soll man die strengste Rechenschaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königinn?
Wen traf der Rang, sie heute zu bedienen?

KÖNIGINN.

O zürnen Sie nicht, mein Gemahl — ich selbst,
Ich bin die Schuldige — auf mein Geheiss
Entfernte sich die Fürstinn Eboli.

KÖNIG.

Auf Ihr Geheiss?

KÖNIGINN.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich nach der Infantinn mich gesehnt.

KÖNIG.

Und darum die Begleitung weggeschickt?
Doch dies entschuldigt nur die erste Dame.
Wo war die zweite?

MONDEKAR welche indessen zurückgekommen ist und sich unter die übrigen Damen gemischt hat, tritt hervor.

Ihre Majestät,
Ich fühle, dass ich strafbar bin —

KÖNIG.

Desswegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.

(Die Marquisin tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillschweigen. Alle Umstehenden sehen bestürzt auf die Königinn.)

KÖNIGINN.

Marquisinn, *wen* beweinen Sie?

(Zum König.)

Hab' ich
Gefehlt, mein gnädigster Gemahl, so sollte
Die Königskrone dieses Reichs, wornach
Ich selber nie gegriffen habe, mich
Zum mindesten vor dem Erröthen schützen.
Gibt's ein Gesetz in diesem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?
Blos Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt sie ein Zeuge mehr, als ihre Tugend?
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. — Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlassen. — Mondekar!

(Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquisinn.)

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieser Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien gesündigt;
In meinem Frankreich wischt man solche Thränen
Mit Freuden ab. — O muss mich's ewig mahnen?

(Sie lehnt sich an die Oberhofmeisterinn und bedeckt das Gesicht.)

In meinem Frankreich war's doch anders.

KÖNIG in einiger Bewegung.

Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichste
Bekümmerniss auf meine Lippen legte?

(Er wendet sich gegen die Grandezza.)

Hier stehen die Vasallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernsten Himmelsstrichen schlagen? —
Und sollt' ich ängstlicher für meinen Thron,
Als für die Gattinn meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
Und — Herzog Alba: dieses Auge nur
Für meines Weibes Liebe.

KÖNIGINN.

Wenn ich Sie
Beleidigt habe, mein Gemahl —

KÖNIG.

Ich heisse
Der reichste Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
Doch alles das besass ein Andrer schon,

Wird nach mir mancher Andre noch besitzen.
Das ist mein eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück. — Elisabeth dem Philipp.
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

KÖNIGINN.

Sie fürchten, Sire?

KÖNIG.

Dies graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört —

(Zu den Granden.)

Ich zähle
Die Grossen meines Hofs — der Erste fehlt.
Wo ist Don Karlos, mein Infant?

(Niemand antwortet.)

Der Knabe
Don Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, seitdem
Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut ist heiss, warum sein Blick so kalt?
So abgemessen festlich sein Betragen?
Seyd wachsam. Ich empfehl' es Euch.

ALBA.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an diesen Panzer schlägt,
Mag sich Don Philipp ruhig schlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

LERMA.

Darf ich
Dem weisestem der Könige in Demuth
Zu widersprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majestät,
Als seinen Sohn so rasch und streng zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heissem Blut,
Doch nichts von seinem Herzen.

KÖNIG.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut, den Vater zu bestechen;
Des Königs Stütze wird der Herzog seyn —
Nichts mehr davon —

(Er wendet sich gegen sein Gefolge.)

Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft ein königliches Amt. Die Pest
Der Ketzerei steckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden.
Es ist die höchste Zeit. Ein schauderndes
Exempel soll die Irrenden bekehren,
Den grossen Eid, den alle Könige
Der Christenheit geloben, lös' ich morgen.
Dies Blutgericht soll ohne Beispiel seyn;
Mein ganzer Hof ist feierlich geladen.

(Er führt die Königinn hinweg, die übrigen folgen.)

SIEBENTER AUFTRITT.

DON KARLOS (*mit Briefen in der Hand*). MARQUIS VON POSA, (*kommen von der entgegengesetzten Seite*).

KARLOS.

Ich bin entschlossen. Flandern sey gerettet.
Sie will es — das ist mir genug.

MARQUIS.

Auch ist
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, sagt man, ist im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

KARLOS.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bei meinem Vater.
Ich fordre dieses Amt für mich. Es ist
Die erste Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann sie mir nicht weigern. Lange schon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
Willkommner Vorwand, mich entfernt zu halten!
Und — soll ich dir's gestehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Von Angesicht zu Angesicht mit ihm
In seiner Gunst mich wieder herzustellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Lass mich versuchen, Roderich,
Was sie auf meinen Lippen wird vermögen.

MARQUIS.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. GRAF LERMA.

LERMA.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlassen.
Ich habe den Befehl —

KARLOS.

Schon gut, Graf Lerma,
Ich treffe mit dem König ein.

MARQUIS macht Miene sich zu entfernen. Mit einigen Zeremoniel.

Sonst haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

KARLOS.

Nichts, Chevalier. Ich wünsche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch Mehreres von Flandern mir erzählen.

(Zu Lerma, welcher noch wartet.)

Ich folge gleich.

(Graf Lerma geht ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

DON KARLOS. DER MARQUIS.

KARLOS.

Ich habe dich verstanden.
Ich danke dir. Doch diesen Zwang entschuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieses Possenspiel des Ranges
Sey künftighin aus unserm Bund verwiesen!
Berede dich, wir Beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden,
Du Sklavenkleider du, und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Fasching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu mit lächerlichem Ernst,
Den süssen Rausch des Haufens nicht zu stören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückst mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verstehen uns.

MARQUIS.

Der Traum ist göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Ist mein Karl
Auch seiner so gewiss, den Reizungen
Der unumschränkten Majestät zu trotzen?
Noch ist ein grosser Tag zurück — ein Tag —

Wo dieser Heldensinn — ich will Sie mahnen —
In einer schweren Probe sinken wird.
Don Philipp stirbt. Karl erbt das grösste Reich
Der Christenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reisst vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut, wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verstummen ihm. Die Menschheit
— Noch heut ein grosses Wort in seinem Ohr —
Verkauft sich selbst und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löscht mit dem Leiden aus,
In Wollüsten ermattet seine Tugend,
Für seine Thorheit schickt ihm Peru Gold,
Für seine Laster zieht sein Hof ihm Teufel.
Er schläft berauscht in diesem Himmel ein,
Den seine Sklaven listig um ihn schufen.
Lang', wie sein Traum, währt seine Gottheit. — Wehe
Dem Rasenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundschaft
Ist wahr und kühn — die kranke Majestät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürsten.

KARLOS.

Wahr und schrecklich
Ist dein Gemählde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wollust schloss
Dem Laster ihre Herzen auf. — Ich bin
Noch rein, ein drei und zwanzigjähr'ger Jüngling.
Was vor mir Tausende gewissenlos
In schwelgenden Umarmungen verprassten,
Des Geistes beste Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrscher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

MARQUIS.

Ich selbst. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müsste?

KARLOS.

Das wird nie geschehen.
Bedarfst du meiner? Hast du Leidenschaften,
Die von dem Throne betteln? Reizt dich Gold?
Du bist ein reich'rer Unterthan, als ich
Ein König je seyn werde. — Geizest du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hattest du
Ihr Maas erschöpft — du hast sie ausgeschlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des Andern,
Und wer der Schuldner seyn? — Du schweigst? Du [zitterst
Vor der Versuchung? Nicht gewisser bist
Du deiner selbst?

MARQUIS.

Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

KARLOS.

Der Meinige?

MARQUIS.

Auf ewig,
Und in des Worts verwegenster Bedeutung.

KARLOS.

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinst dem König zugethan?

MARQUIS.

Das schwör' ich Ihnen.

KARLOS.

Dann auch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieses Auge Thränen
Verlernte, die es sonst geweint — dies Ohr
Dem Flehen sich verriegelte, willst du,
Ein schreckenloser Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig fassen, meinen Genius
Bei seinem grossen Namen rufen?

MARQUIS.

Ja.

KARLOS.

Und jetzt noch eine Bitte! Nenn' mich Du.
Ich habe Deinesgleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit.
Dies brüderliche *Du* betrügt mein Ohr,
Mein Herz, mit süssen Ahnungen von Gleichheit.
— Keinen Einwurf. — Was du sagen willst, errath' ich.
Dir ist es Kleinigkeit, ich weiss — doch mir,
Dem Königssohne, ist es viel. Willst Du
Mein Bruder seyn?

MARQUIS.

Dein Bruder!

KARLOS.

Jetzt zum König,
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Sie gehen ab.)

ZWEITER AKT.

Im Königlichen Pallast zu Madrid.

ERSTER AUFTRITT.

KÖNIG PHILIPP, *unter einem Thronhimmel.* HERZOG VON ALBA, *in einiger Entfernung von dem Könige mit bedecktem Haupte.* KARLOS.

KARLOS.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Minister nach. Er spricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauses.

(Er tritt mit einer Verbeugung zurück.)

PHILIPP.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

KARLOS sich gegen Alba wendend.

So muss ich denn von *Ihrer* Grossmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geschenk erbitten.
Ein Kind — Sie wissen ja — kann mancherlei
An seinen Vater auf dem Herzen tragen,
Das nicht für einen Dritten taugt. Der König
Soll Ihnen unbenommen seyn — ich will
Den Vater nur für diese kurze Stunde.

PHILIPP.

Hier steht sein Freund.

KARLOS.

Hab' ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

PHILIPP.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die bess're Wahlen treffen,
Als ihre Väter.

KARLOS.

Kann der Ritterstolz
Des Herzogs Alba diesen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,
Der zwischen Sohn und Vater, unberufen,
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazustehen sich verdammt, möcht' ich
Bei Gott — und gält's ein Diadem — nicht spielen.

PHILIPP verlässt seinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen.

Entfernt euch, Herzog!

(Dieser geht nach der Hauptthür, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern.)

Nein, in's Kabinet,
Bis ich euch rufe.

ZWEITER AUFTRITT.

KÖNIG PHILIPP. DON KARLOS.

KARLOS geht, sobald der Herzog das Zimmer verlassen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchsten Empfindung.

Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen besten Dank
Für diese Gnade. — Ihre Hand, mein Vater! —
O süsser Tag! — Die Wonne dieses Kusses
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
Verstossen, Vater? Was hab' ich gethan?

PHILIPP.

Infant, dein Herz weiss nichts von diesen Künsten.
Erspare sie, ich mag sie nicht.

KARLOS aufstehend.

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es ist nicht gut, bei Gott! nicht Alles gut,
Nicht Alles, was ein Priester sagt, nicht Alles,
Was eines Priesters Kreaturen sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heisses Blut
Ist meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht —
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen, [wenn auch
Mein Herz ist gut —

PHILIPP.

Dein Herz ist rein, ich weiss es,
Wie dein Gebet.

KARLOS.

Jetzt oder nie! — Wir sind allein.
Der Etikette bange Scheidewand
Ist zwischen Sohn und Vater eingesunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine süsse Ahnung
Fliegt durch mein Herz — Der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel sich herunter;
Voll Rührung sieht der Dreimalheilige
Dem grossen, schönen Auftritt zu — Mein Vater!
Versöhnung!

(Er fällt ihm zu Füssen.)

PHILIPP.

Lass mich und steh auf!

KARLOS.

Versöhnung!

PHILIPP will sich von ihm losreissen.

Zu kühn wird mir dies Gaukelspiel —

KARLOS.

Zu kühn
Die Liebe Deines Kindes?

PHILIPP.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh aus meinen Augen!

KARLOS.

Jetzt, oder nie! — Versöhnung, Vater!

PHILIPP.

Weg
Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme sollen
Geöffnet seyn, dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich! — Die feige Schuld allein
Wird sich in solchen Quellen schimpflich waschen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie ersparen.

KARLOS.

Wer ist das?
Durch welchen Missverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen,
Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib —
O zwingen Sie die nie benetzten Augen
Noch zeitig Thränen einzulernen, sonst,
Sonst möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

PHILIPP.

Denkst du den schweren Zweifel deines Vaters
Mit schönen Worten zu erschüttern?

KARLOS.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reissen,
Will mächtig reissen an dem Vaterherzen,
Bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde
Von diesem Herzen niederfällt. — Wer sind sie,
Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verscherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in diesem Busen
Springt eine Quelle, frischer, feuriger,
Als in den trüben, sumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erst öffnen muss.

PHILIPP.

Vermess'ner,
Halt ein! — Die Männer, die du wagst zu schmähn,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirst sie verehren.

KARLOS.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leisten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen seyn wird? Was bekümmert's *den*,
Wenn Philipps graue Haare weiss sich färben?
Ihr Karlos hätte Sie geliebt. — Mir graut
Vor dem Gedanken, einsam und allein,
Auf einem *Thron* allein zu seyn. —

PHILIPP von diesen Worten ergriffen, steht nachdenkend und in sich gekehrt. Nach einer Pause.

Ich *bin* allein.

KARLOS mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend.

Sie sind's gewesen. Hassen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur hassen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
Und süss ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Dass unsre Freude fremde Wangen röthet,
Dass unsre Angst in fremden Busen zittert,
Dass unsre Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Rosenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie gross und süss, in seines Kindes Tugend
Unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst erntet,
Zu sammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch sein Dank einst flammen wird! — Mein Vater,

Von diesem Erdenparadiese schwiegen
Sehr weislich Ihre Mönche.

PHILIPP nicht ohne Rührung.

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichst dir selbst den Stab. Sehr reizend
Mahlst du ein Glück, das — du mir nie gewährtest.

KARLOS.

Das richte der Allwissende! — Sie selbst,
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis diesen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt musst' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling seyn, Gefangner
Auf diesem Grund, wo ich einst Herr seyn werde.
War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, sah' ich schamroth nieder,
Wenn die Gesandten fremder Potentaten,
Wenn Zeitungsblätter mir das Neueste
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

PHILIPP.

Zu heftig braus't das Blut in deinen Adern.
Du würdest nur zerstören.

KARLOS.

Geben Sie
Mir zu zerstören, Vater. — Heftig braust's
In meinen Adern — Drei und zwanzig Jahre,
Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut, wie Ehrenschulden. Er ist da,
Der grosse, schöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert:
Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm,
Und des Gerüchtes donnernde Posaune.
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszusprechen wagen,
Die mich hieher geführt?

PHILIPP.

Noch eine Bitte?
Entdecke sie.

KARLOS.

Der Aufruhr in Brabant
Wächst drohend an. Der Starrsinn der Rebellen
Heischt starke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit souveräner Vollmacht ausgestattet.
Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhms einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
Die Niederländer, ich erkühne mich
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

PHILIPP.

Du redest wie ein Träumender. Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

KARLOS.

Will
Nur einen Menschen, Vater, und das ist
Das Einzige, was Alba nie gewesen.

PHILIPP.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hiesse Wahnsinn. — Deine Seele
Ist weich, mein Sohn, der Herzog wird gefürchtet —
Steh' ab von deiner Bitte.

KARLOS.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele. Schon der Name
Des Königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knien bitt' ich drum. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern —

PHILIPP den Infanten mit einem durchdringenden Blicke betrachtend.

Und zugleich
Mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?

KARLOS.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und ist das die Frucht
Von dieser längst erbetnen grossen Stunde?

(Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernst.)

Antworten Sie mir sanfter. Schicken Sie
Mich *so* nicht weg. Mit dieser übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlassen seyn, nicht gern
Entlassen seyn mit diesem schweren Herzen.
Behandeln Sie mich gnädiger. Es ist
Mein dringendes Bedürfniss, ist mein letzter,
Verzweifelter Versuch — ich kann's nicht fassen,
Nicht standhaft tragen wie ein Mann, dass Sie
Mir Alles, Alles so verweigern. —
Jetzt lassen Sie mich von Sich. Unerhört,
Von tausend süssen Ahnungen betrogen,
Geh ich aus Ihrem Angesicht. — Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden siegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche sünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geschenkt.
Beschämen Sie mich nicht! So tödtlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgesindes schimpflich mich zu opfern,
Dass Fremdlinge von Ihrer Gnade schwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande,
Dass Sie mich ehren wollen, schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

PHILIPP.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn.

KARLOS.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
Zum letzten Mal — Vertrauen Sie mir Flandern.
Ich soll und muss aus Spanien. Mein Hierseyn
Ist Athemholen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewusstseyn eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
Mich ungesäumt nach Flandern.

PHILIPP mit erzwungener Gelassenheit.

Solche Kranke
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
Und wohnen unter'm Aug' des Arzts. Du bleibst
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

KARLOS ausser sich.

O jetzt umringt mich, gute Geister —

PHILIPP der einen Schritt zurück tritt.

Halt!
Was wollen diese Mienen sagen?

KARLOS mit schwankender Stimme.

Vater,
Unwiderruflich bleibt's bei der Entscheidung?

PHILIPP.

Sie kam vom König.

KARLOS.

Mein Geschäft ist aus.

(Geht ab in heftiger Bewegung.)

DRITTER AUFTRITT.

PHILIPP *bleibt eine Zeit lang in düstres Nachdenken versunken stehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder.* ALBA *nähert sich verlegen.*

PHILIPP.

Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,
Nach Brüssel abzugehen.

ALBA.

Alles steht
Bereit, mein König.

PHILIPP.

Eure Vollmacht liegt
Versiegelt schon im Kabinet. Indessen
Nehmt euern Urlaub von der Königinn,
Und zeiget euch zum Abschied dem Infanten.

ALBA.

Mit den Geberden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben diesen Saal verlassen.
Auch Eure königliche Majestät
Sind ausser Sich und scheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Gesprächs?

PHILIPP.

(Nach einigem Auf- und Niedergehen.)

Der Inhalt
War Herzog Alba.

(Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften, finster.)

— Gern mag ich hören,
Dass Karlos meine Räthe *hasst*, doch mit
Verdruss entdeck' ich, dass er sie *verachtet*.

ALBA entfärbt sich und will auffahren.

PHILIPP.

Jetzt keine Antwort. Ich erlaube euch,
Den Prinzen zu versöhnen.

ALBA.

Sire!

PHILIPP.

Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum ersten Mal
Vor meines Sohnes schwarzem Anschlag warnte?
Da hört' ich *euch* und nicht auch *ihn*. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht!

(Der König begibt sich in das Kabinet. Der Herzog entfernt sich durch eine andere Thür.)

VIERTER AUFTRITT.

Ein Vorsaal vor dem Zimmer der Königinn.

DON KARLOS *kommt im Gespräche mit einem* PAGEN *durch die Mittelthür. Die Hofleute, welche sich im Vorsaal befinden, zerstreuen sich bei seiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.*

KARLOS.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieser Schlüssel?
Und Beides mir so heimlich überliefert?
Komm näher! — Wo empfingst du das?

PAGE geheimnissvoll.

Wie mich
Die Dame merken lassen, will sie lieber
Errathen als beschrieben seyn —

KARLOS zurückfahrend.

Die Dame?

(Indem er den Pagen genauer betrachtet.)

Was? — Wie? — Wer bist du denn?

PAGE.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majestät, der Königinn —

KARLOS erschrocken auf ihn zugehend, und ihm die Hand auf den Mund drückend.

Du bist des Todes. Halt! Ich weiss genug.

(Er reisst hastig das Siegel auf und tritt an das äusserste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba, und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei in der Königinn Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern, und wechselsweise zu erblassen und zu erröthen. Nachdem er gelesen hat, steht er lange sprachlos, die Augen starr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er sich zu dem Pagen.)

Sie gab dir selbst den Brief?

PAGE.

Mit eignen Händen.

KARLOS.

Sie gab dir selbst den Brief? — O spotte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen;
Ich muss dir glauben, wenn du schwören kannst.
Wenn's Lüge war, gesteh' mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir.

PAGE.

Mit wem?

KARLOS sieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forschender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat.

Du hast noch Aeltern? Ja? Dein Vater dient
Dem Könige, und ist ein Kind des Landes?

PAGE.

Er fiel bei Saint Quentin, ein Oberster
Der Reiterei des Herzogs von Savoyen,
Und hiess Alonzo Graf von Henarez.

KARLOS indem er ihn bei der Hand nimmt, und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Den Brief gab dir der König?

PAGE empfindlich.

Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich diesen Argwohn?

KARLOS lies't den Brief.

« Dieser Schlüssel öffnet
Die hintern Zimmer in den Pavillon
Der Königinn. Das äusserste von allen
Stösst seitwärts an ein Kabinet, wohin
Noch keines Horchers Fusstritt sich verloren.
Hier darf die Liebe frei und laut gestehn,
Was sie so lange Winken nur vertraute.
Erhörung wartet auf den Furchtsamen,
Und schöner Lohn auf den bescheidnen Dulder. »

(Wie aus einer Betäubung erwachend.)

Ich träume nicht — ich rase nicht — das ist
Mein rechter Arm — das ist mein Schwert — das sind
Geschrieb'ne Sylben. Es ist wahr und wirklich,
Ich bin geliebt — ich bin es ja, ich bin
Ich bin geliebt!

(Ausser Fassung durchs Zimmer stürzend und die Arme zum Himmel emporgeworfen.)

PAGE.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

KARLOS.

Erst lass mich zu mir selber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieses Glücks noch in mir?
Hab' ich so stolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo ist der Mensch,

Der sich so schnell gewöhnte, Gott zu seyn? —
Wer war ich, und wer bin ich nun? Das ist
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da gewesen war — Sie liebt mich!

PAGE will ihn fortführen.

Prinz, Prinz, hier ist der Ort nicht — Sie vergessen —

KARLOS von einer plötzlichen Erstarrung ergriffen.

Den König, meinen Vater!

(Er lässt die Arme sinken, blickt scheu umher und fängt an sich zu sammeln.)

Das ist schrecklich—
Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bei mir — Dass ich *das*
Verschweigen soll, der Seligkeit so viel
In diese Brust vermauern soll, ist schrecklich.
Ist schrecklich! —

(Den Pagen bei der Hand fassend und bei Seite führend.)

Was du gesehn — hörst du? und nicht gesehen,
Sei wie ein Sarg in deiner Brust versunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh —

(Page will fort.)

KARLOS.

Doch halt! doch höre! —

(Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter, und sieht ihm ernst und feierlich in's Gesicht.)

Du nimmst ein schreckliches Geheimniss mit,
Das, jenen starken Giften gleich, die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zersprengt —
Beherrsche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Busen hütet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt, und selbst nicht höret.
Du bist ein Knabe — sey es immerhin
Und fahre fort, den Fröhlichen zu spielen —
Wie gut verstand's die kluge Schreiberinn,
Der Liebe einen Boten auszulesen!
Hier sucht der König seine Nattern nicht.

PAGE.

Und ich, mein Prinz, ich werde stolz drauf seyn,
Um ein Geheimniss reicher mich zu wissen,
Als selbst der König —

KARLOS.

Eitler junger Thor,
Das ist's, wovor du zittern musst. — Geschieht's,
Dass wir uns öffentlich begegnen, schüchtern,
Mit Unterwerfung nah'st du mir. Lass nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir sey. Du kannst
Nicht schwerer sündigen, mein Sohn, als wenn
Du *mir* gefällst. — Was du mir künftig magst
Zu hinterbringen haben, sprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau' es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du sprichst
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger;
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipps Kreatur;
Die tauben Wände stehn in seinem Solde —
Man kommt —

(Das Zimmer der Königinn öffnet sich, und der Herzog von Alba tritt heraus.)

Hinweg! auf Wiedersehen!

PAGE.

Prinz,
Dass Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!

(Ab.)

KARLOS.

Es ist der Herzog. — Nein doch, nein, schon gut,
Ich finde mich.

FÜNFTER AUFTRITT.

DON KARLOS. HERZOG VON ALBA.

ALBA ihm in den Weg tretend.

Zwei Worte, gnäd'ger Prinz.

KARLOS.

Ganz recht — schon gut — ein andermal.

(Er will gehen.)

ALBA.

Der Ort
Scheint freilich nicht der schicklichste. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

KARLOS.

Wozu? Das kann hier auch geschehn. — Nur schnell,
Nur kurz —

ALBA.

Was eigentlich hieher mich führt,
Ist, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
Für das Bewusste abzutragen —

KARLOS.

Dank?
Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

ALBA.

Denn kaum dass *Sie* das Zimmer des Monarchen
Verlassen hatten, ward mir angekündigt,
Nach Brüssel abzugehen.

KARLOS.

Brüssel! So!

ALBA.

Wem sonst, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majestät
Kann ich es zuzuschreiben haben? —

KARLOS.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht.
Sie reisen — reisen Sie mit Gott!

ALBA.

Sonst nichts?
Das nimmt mich Wunder. — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

KARLOS.

Was sonst? was dort?

ALBA.

Doch schien es noch vor Kurzem,
Als forderte das Schicksal dieser Länder
Don Karlos eigne Gegenwart.

KARLOS.

Wie so?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das ist
Auch so ganz gut, recht gut, um so viel besser —

ALBA.

Ich höre mit Verwunderung —

KARLOS nicht mit Ironie.

Sie sind
Ein grosser General — wer weiss das nicht?
Der Neid muss es beschwören. Ich — ich bin
Ein junger Mensch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich seh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und also
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie sehen, schlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wenn Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüssel wiederkommen —

ALBA.

Wie?

KARLOS nach einigem Stillschweigen, wie er sieht, dass der Herzog noch immer bleibt.

Sie nehmen gute Jahrszeit mit. — Die Reise
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutschland — Deutschland? — Recht, in Deutschland war es!
Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April;
Mai — Junius, — im Julius, ganz recht,
Und spätestens zu Anfang des Augusts
Sind Sie in Brüssel. O ich zweifle nicht,
Man wird sehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unsers gnädigsten Vertrauens
Sich werth zu machen wissen.

ALBA mit Bedeutung.

Werd' ich das,
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

KARLOS nach einigem Stillschweigen, mit Würde und Stolz.

Sie sind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muss bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande sind
Mir zu erwiedern.

ALBA.

Nicht im Stande? —

KARLOS ihm lächelnd die Hand reichend.

Schade,
Dass mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

ALBA.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verschiedne Weise. Sie zum Beispiel,
Sie sehen sich um zwanzig Jahre später,
Ich Sie um eben so viel früher.

KARLOS.

Nun?

ALBA.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
Bei seiner schönen Portugiesischen
Gemahlinn, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm,
Wie *diesen*, seiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wohl bekannt seyn, wie viel leichter
Die Sache sey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchien — wie viel schneller man
Die Welt mit einem Könige versorge,
Als Könige mit einer Welt.

KARLOS.

Sehr wahr!
Doch, Herzog Alba, doch —

ALBA.

Und wie viel Blut,
Blut *Ihres* Volkes fliessen musste, bis
Zwei Tropfen *Sie* zum König machen konnten.

KARLOS.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte Alles
Gepresst, was des Verdienstes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegensetzen kann. — Doch nun,
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

ALBA.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde, Majestät,
Das seiner Amme spotten kann! Wie sanft
Mag's auf dem weichen Kissen unsrer Siege
Sich schlafen lassen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freilich nicht die Wunden,
Mit denen sie errungen ward. — Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze,
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
Auf diesem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

KARLOS.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiss das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewissen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; *dass* er diesen braucht,
Das ist es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie sind ein grosser Mann. — Auch das mag seyn;
Ich glaub' es fast. Nur fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtausende zu zeitig.
Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wenn des Lasters Riesentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht,
Und einen Schnitter sonder Beispiel fordert,
Dann stehen *Sie* an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! mein Flandern! — Doch ich soll
Es jetzt nicht denken. Still davon! Man spricht,
Sie führten einen Vorrath Blutsentenzen,
Im Voraus unterzeichnet, mit? Die Vorsicht
Ist lobenswerth. So braucht man sich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie schlecht verstand ich deine Meinung! Härte
Gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geschäft
Verweigertest, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

ALBA.

Prinz,
Dies Wort verdiente —

KARLOS auffahrend.

Was?

ALBA.

Doch *davor* schützt Sie
Der Königssohn.

KARLOS nach dem Schwert greifend.

Das fordert Blut! — Das Schwert
Gezogen, Herzog!

ALBA kalt.

Gegen wen?

KARLOS heftig auf ihn eindringend.

Das Schwert
Gezogen, ich durchstosse Sie.

ALBA zieht.

Wenn es
Denn seyn muss —

(Sie fechten.)

SECHSTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGINN. DON KARLOS. HERZOG VON ALBA.

KÖNIGINN welche erschrocken aus ihrem Zimmer tritt.

Blosse Schwerter!

(Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme.)

Karlos!

KARLOS vom Anblick der Königinn ausser sich gesetzt, lässt den Arm sinken, steht ohne Bewegung und sinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu und küsst ihn.

Versöhnung, Herzog! Alles sey vergeben!

(Er wirft sich stumm zu der Königinn Füssen, steht dann rasch auf, und eilt ausser Fassung fort.)

ALBA der voll Erstaunen da steht, und kein Auge von ihnen verwendet.

Bei Gott, das ist doch seltsam! —

KÖNIGINN steht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht sie langsam nach ihrem Zimmer, an der Thür dreht sie sich um.

Herzog Alba!

(Der Herzog folgt ihr in das Zimmer.)

SIEBENTER AUFTRITT.

Ein Kabinet der Prinzessinn von Eboli.

DIE PRINZESSINN *in einem idealischen Geschmack, schön, aber einfach gekleidet, spielt die Laute und singt. Darauf* DER PAGE *der Königinn.*

PRINZESSINN springt schnell auf.

Er kommt!

PAGE eilfertig.

Sind Sie allein? Mich wundert sehr,
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muss
Im Augenblick erscheinen.

PRINZESSINN.

Muss er? Nun
So *will* er auch — so ist es ja entschieden —

PAGE.

Er folgt mir auf den Fersen. — Gnäd'ge Fürstinn,
Sie sind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie
Kann's Niemand seyn und Niemand seyn gewesen.
Welch eine Scene sah ich an!

PRINZESSINN zieht ihn voll Ungeduld an sich.

Geschwind!
Du sprachst mit ihm? Heraus damit! Was sprach er?
Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?
Er schien verlegen, schien bestürzt? Errieth
Er die Person, die ihm den Schlüssel schickte?
Geschwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falsche? — Nun?
Antwortest du mir denn kein Wort? O pfui,
Pfui schäme dich: so hölzern bist du nie,
So unerträglich langsam nie gewesen.

PAGE.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste?
Ich übergab ihm Schlüssel und Billet
Im Vorsaal bei der Königinn. Er stutzte
Und sah mich an, da mir das Wort entwischte,
Ein Frauenzimmer sende mich.

PRINZESSINN.

Er stutzte?
Sehr gut! sehr brav! Nur fort, erzähle weiter.

PAGE.

Ich wollte mehr noch sagen, da erblasst' er,
Und riss den Brief mir aus der Hand, und sah
Mich drohend an, und sagt', er wisse Alles.
Den Brief durchlas er mit Bestürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

PRINZESSINN.

Wisse Alles?
Er wisse Alles? Sagt' er das?

PAGE.

Und fragte
Mich dreimal, viermal, ob Sie selber, wirklich
Sie selber mir den Brief gegeben?

PRINZESSINN.

Ob
Ich selbst? Und also nannt' er meinen Namen?

PAGE.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es möchten
Kundschafter, sagt' er, in der Gegend horchen,
Und es dem König plaudern.

PRINZESSINN befremdet.

Sagt' er das?

PAGE.

Dem König, sagt' er, liege ganz erstaunlich,
Gar mächtig viel daran, besonders viel,
Von diesem Briefe Kundschaft zu erhalten.

PRINZESSINN.

Dem König? Hast du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

PAGE.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniss,
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
Gar sehr auf meiner Hut zu seyn, dass ja
Der König keinen Argwohn schöpfe.

PRINZESSINN nach einigem Nachsinnen, voll Verwunderung.

Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders seyn — er muss
Um die Geschichte wissen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer sieht so scharf, so tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe?
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

PAGE.

Das Billet enthalte
Ein Glück, sagt' er, vor dem er zittern müsse;
Das hab' er nie zu träumen sich getraut.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dies zwang uns —

PRINZESSINN ärgerlich.

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erscheint er nicht? — Siehst du, wie falsch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er schon
In so viel Zeit gewesen, als du brauchtest,
Mir zu erzählen, dass er's werden wollte!

PAGE.

Der Herzog, fürcht' ich —

PRINZESSINN.

Wiederum der Herzog?
Was will der *hier?* Was hat der tapfre Mann
Mit meiner stillen Seligkeit zu schaffen?
Den könnt' er stehen lassen, weiter schicken.
Wen auf der Welt kann man das nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz versteht sich auf die Liebe selbst
So schlecht, als, wie es schien, auf Damenherzen.
Er weiss nicht, was Minuten sind — Still! Still!
Ich höre kommen. Fort. Es ist der Prinz.

(Page eilt hinaus.)

Hinweg, hinweg. — Wo hab' ich meine Laute?
Er soll mich überraschen. — Mein Gesang
Soll ihm das Zeichen geben —

ACHTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSINN *und bald nachher* DON KARLOS.

(Prinzessinn hat sich in eine Ottomanne geworfen und spielt.)

KARLOS stürzt herein. Er erkennt die Prinzessinn, und steht da wie vom Donner gerührt.

Gott!
Wo bin ich?

PRINZESSINN lässt die Laute fallen. Ihm entgegen.

Ah, Prinz Karlos? Ja wahrhaftig!

KARLOS.

Wo bin ich? Rasender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

PRINZESSINN.

Wie gut
Versteht es Karl, die Zimmer sich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen sind.

KARLOS.

Prinzessin —
Verzeihen Sie, Prinzessinn — ich — ich fand
Den Vorsaal offen.

PRINZESSINN.

Kann das möglich seyn?
Mich däucht ja doch, dass ich ihn selbst verschloss.

KARLOS.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch versichert!
Sie irren sich. Verschliessen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verschlossen?
Verschlossen nicht, wahrhaftig nicht. Ich höre
Auf einer — Laute Jemand spielen — War's
Nicht eine Laute?

(Indem er sich zweifelhaft umsieht.)

Recht! dort liegt sie noch —
Und Laute — das weiss Gott im Himmel! — Laute,
Die lieb' ich bis zur Raserei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiss nichts von mir selber, stürze
In's Kabinet, der süssen Künstlerinn,
Die mich so himmlisch rührte, mich so mächtig
Bezauberte, in's schöne Aug' zu sehen.

PRINZESSINN.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
Sehr bald gestillt, wie ich beweisen könnte.

(Nach einigem Stillschweigen, mit Bedeutung.)

O schätzen muss ich den bescheidnen Mann,
Der, einem Weib Beschämung zu ersparen,
In solchen Lügen sich verstrickt.

KARLOS treuherzig.

Prinzessinn,
Ich fühle selber, dass ich nur verschlimmre,
Was ich verbessern will. Erlassen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie suchten
Auf diesem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menschen unbehorcht,
Den stillen Wünschen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; sogleich
Ist dieser schöne Traum gestört. — Dafür
Soll mich die schleunigste Entfernung —

(Er will gehen.)

PRINZESSINN überrascht und betroffen, doch sogleich wieder gefasst.

Prinz —
O das war boshaft.

KARLOS.

Fürstinn — ich verstehe,
Was *dieser* Blick in diesem Kabinet
Bedeuten soll, und diese tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

PRINZESSINN.

Ist's möglich? Ein Gewissen ohne Beispiel
Für einen jungen Mann und Königssohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müssen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich selbst darum: bei so viel Tugend
Erholt sich jedes Mädchens Angst. Doch wissen Sie,
Dass Ihre plötzliche Erscheinung mich
Bei meiner liebsten Arie erschreckte?

(Sie führt ihn zum Sopha und nimmt ihre Laute wieder.)

Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wohl
Noch einmal spielen müssen; Ihre Strafe
Soll seyn, mir zuzuhören.

KARLOS setzt sich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Fürstinn.

Eine Strafe,
So wünschenswerth, als mein Vergehn — und wahrlich
Der Inhalt war mir so willkommen, war
So göttlich schön, dass ich zum — drittenmal
Sie hören könnte.

PRINZESSINN.

Was? Sie haben Alles
Gehört? Das ist abscheulich, Prinz. — Es war,
Ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

KARLOS.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der schönste Text in diesem schönen Munde;
Doch freilich nicht so wahr gesagt, als schön.

PRINZESSINN.

Nicht? Nicht so wahr? — Und also zweifeln Sie? —

KARLOS ernsthaft.

Ich zweifle fast, ob Karlos und die Fürstinn
Von Eboli sich je verstehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

(Die Prinzessinn stutzt: er bemerkt es, und fährt mit einer leichten Galanterie fort.)

Denn wer,
Wer wird es diesen Rosenwangen glauben,
Dass Leidenschaft in dieser Brust gewühlt?
Läuft eine Fürstinn Eboli Gefahr,
Umsonst und unerhört zu seufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

PRINZESSINN mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit.

O still! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieses Schicksal *Sie* vor allen andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

(Ihn bei der Hand fassend, mit einschmeichelndem Interesse.)

Sie sind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bei Gott, Sie leiden ja wohl gar. Ist's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei diesem lauten
Berufe zum Genuss der Welt, bei allen
Geschenken der verschwendrischen Natur,
Und allem Anspruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines grossen Königs Sohn, und *mehr*,
Weit mehr als das, schon in der Fürstenwiege
Mit Gaben ausgestattet, die sogar
Noch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen strengen Rath der Weiber
Bestochne Richter sitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausschliessend ohne Widerspruch entscheiden?
Der, wo er nur *bemerkte*, schon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradiesen spielen
Und Götterglück verschenken muss — Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tausenden
Und *wenigen* mit gleichen Gaben schmückte,
Er selber sollte elend seyn? — O Himmel,
Der du ihm Alles, Alles gabst, warum,
Warum denn nur die Augen ihm versagen,
Womit er seine Siege sieht?

KARLOS der die ganze Zeit über in die tiefste Zerstreuung versunken war, wird durch das Stillschweigen der Prinzessinn plötzlich zu sich selbst gebracht, und fährt in die Höhe.

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürstinn. Singen Sie
Mir diese Stelle doch noch einmal.

PRINZESSINN sieht ihn erstaunt an.

Karlos,

Wo waren Sie indessen?

KARLOS springt auf.

Ja bei Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muss,
Muss fort — muss eilends fort.

PRINZESSINN hält ihn zurück.

Wohin?

KARLOS in schrecklicher Beängstigung.

Hinunter
Ins Freie. — Lassen Sie mich los — Prinzessinn,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf —

PRINZESSINN hält ihn mit Gewalt zurück.

Was haben Sie? Woher
Dies fremde unnatürliche Betragen?

(Karlos bleibt stehen, und wird nachdenkend. Sie ergreift diesen Augenblick, ihn zu sich auf den Sopha zu ziehn.)

Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Ist jetzt in Aufruhr — setzen Sie Sich zu mir —
Weg mit den schwarzen Fieberphantasien!
Wenn Sie Sich selber offenherzig fragen,
Weiss dieser Kopf, was dieses Herz beschwert?
Und wenn er's nun auch wüsste — sollte denn
Von allen Rittern dieses Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verstehen, wollt' ich sagen — keine
Von allen würdig seyn?

KARLOS flüchtig, gedankenlos.

Vielleicht die Fürstinn
Von Eboli —

PRINZESSINN freudig, rasch.

Wahrhaftig?

KARLOS.

Geben Sie
Mir eine Bittschrift — ein Empfehlungsschreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man spricht,
Sie gelten viel.

PRINZESSINN.

Wer spricht das? (Ha! so war es
Der Argwohn, der dich stumm gemacht!)

KARLOS.

Wahrscheinlich
Ist die Geschichte schon herum. Ich habe
Den schnellen Einfall, nach Brabant zu gehn,
Um — bloss um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Besorgt, wenn ich Armeen kommandirte, —
Mein Singen könne drunter leiden.

PRINZESSINN.

Karlos!
Sie spielen falsch. Gestehen Sie, Sie wollen
In dieser Schlangenwindung mir entgehn.
Hieher gesehen, Heuchler! Aug' in Auge!
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird *der*,
Gestehen Sie, — wir *der* auch wohl so tief
Herab sich lassen, Bänder, die den Damen
Entfallen sind, begierig wegzustehlen,
Und — Sie verzeihn —

(Indem sie mit einer leichten Fingerbewegung seine Hemdkrause wegschnellt, und eine Bandschleife, die da verborgen war, wegnimmt.)

so kostbar zu verwahren?

KARLOS mit Befremdung zurücktretend.

Prinzessinn — Nein, das geht zu weit. Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

PRINZESSINN.

Darüber scheinen sie erstaunt? Darüber?
Wass soll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geschichten in ihr Herz zurück, Geschichten —
Versuchen Sie es; fragen Sie mich aus.
Wenn selbst der Laune Gaukelei'n, ein Laut,
Verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von schnellem Ernste wieder ausgelöscht,
Wenn selber schon Erscheinungen, Geberden,
Wo ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen sind, urtheilen Sie, ob ich
Verstand, wo Sie verstanden werden wollten?

KARLOS.

Nun das ist wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürstinn. Sie versprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich selber nie gewusst.

PRINZESSINN etwas empfindlich und ernsthaft.

Nie, Prinz?
Besinnen Sie Sich besser. Sehn Sie um Sich! —
Dies Kabinet ist keines von den Zimmern
Der Königinn, wo man das Bischen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie stutzen?
Sie werden plötzlich lauter Gluth? — O freilich,
Wer sollte wohl so scharfklug, so vermessen,
So müssig seyn, den Karlos zu belauschen,
Wenn Karlos unbelauscht sich glaubt? — Wer sah's,
Wie er beim letzten Hofball seine Dame,
Die Königinn, im Tanze stehen liess,
Und mit Gewalt in's nächste Paar sich drängte,
Statt seiner königlichen Tänzerinn
Der Fürstinn Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch sogar,
Der eben jetzt erschienen war, bemerkte!

KARLOS mit ironischem Lächeln.

Auch sogar *der?* Ja freilich, gute Fürstinn,
Für *den* besonders war das nicht.

PRINZESSINN.

So wenig,
Als jener Auftritt in der Schlosskapelle,
Worauf sich wohl Prinz Karlos selbst nicht mehr
Besinnen wird. Sie lagen zu den Füssen
Der heil'gen Jungfrau im Gebet ergossen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewisser Damen hinter Ihnen rauschten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an; auf seinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenschaft — es war ein Possenspiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküsse regnen auf den Marmor.

KARLOS.

Sie thun mir Unrecht, Fürstinn. Das war Andacht.

PRINZESSINN.

Ja, dann ist's etwas anders, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluste,
Als Karlos mit der Königinn und mir
Beim Spielen sass, und mit bewundernswerther
Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

(Karlos springt bestürzt auf.)

Den er zwar gleich nachher so artig war,
Statt einer Karte wieder auszuspielen.

KARLOS.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

PRINZESSINN.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erschrack ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In diesen Handschuh zu verstecken wussten.

Es war die rührendste Romanze, Prinz,
Die —

KARLOS ihr rasch in's Wort fallend.

Poesie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blasen auf,
Die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

PRINZESSINN vor Erstaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeit lang aus der Entfernung beobachtend.

Ich bin erschöpft — all' meine Proben gleiten
Von diesem schlangenglatten Sonderling.

(Sie schweigt einige Augenblicke.)

Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstolz,
Der nur, sich desto süsser zu ergetzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja?

(Sie nähert sich dem Prinzen wieder, und betrachtet ihn zweifelhaft.)

Belehren *Sie* mich endlich, Prinz — Ich stehe
Vor einem zauberisch verschlossnen Schrank,
Wo alle meine Schlüssel mich betrügen.

KARLOS.

Wie ich vor Ihnen.

PRINZESSINN verlässt ihn schnell, geht einigemal stillschweigend im Kabinet auf und nieder, und scheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer grossen Pause ernsthaft und feierlich.

Endlich sey es denn —
Ich muss einmal zu reden mich entschliessen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie sind
Ein edler Mensch — ein Mann, sind Fürst und Ritter.
An Ihren Busen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

(Der Prinz rückt näher mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erstaunen.)

Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

KARLOS heftig ergriffen.

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden?

PRINZESSINN.

Nein, hören Sie erst Alles. Nicht genug,
Dass man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unschuld stellt man nach — Da! Hier!
Dies Blatt kann diesen Heiligen entlarven.

(Karlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne sich Zeit zu nehmen, es zu lesen.)

Wo soll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend schützte;
Doch endlich —

KARLOS.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein, um Gottes willen, nein!

PRINZESSINN stolz und edel.

Durch *wen?*
Armselige Vernünftelei! Wie schwach
Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken, oder, ewig ungenossen,
Verscharren muss — dem grossen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz
Sie *unter* ihrem Werthe loszuschlagen.

KARLOS.

(Beim wunderbaren Gott! — Das Weib ist schön!)

PRINZESSINN.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit: gleich viel.
Ich *theile* meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
Geb' ich für Alles, Alles hin. Ich schenke
Nur Einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zusammenklang — ein Kuss —
Der Schäferstunde schwelgerische Freuden —
Der Schönheit hohe, himmlische Magie
Sind Eines Strahles schwesterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
Ich Rasende! ein abgeriss'nes Blatt
Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit grosses Meisterstück, verstümmeln,
Den Abend eines Prassers zu versüssen?

KARLOS.

(Unglaublich! Wie? Ein solches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute
Zum ersten Mal?)

PRINZESSINN.

Längst hätt' ich diesen Hof
Verlassen, diese Welt verlassen, hätte
In heil'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band ist noch zurück, ein Band,
Das mich an diese Welt allmächtig bindet.
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir so werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

KARLOS voll Feuer auf sie zugehend.

Sie sind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich schwör' es.
Sie sind's, und unaussprechlich.

PRINZESSINN.

Sie? Sie schwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es schwören, Karl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

KARLOS der sie voll Zärtlichkeit in die Arme schliesst.

Süsses, seelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geschöpf! — Ich stehe
Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte Dich gesehn,
Wer unter diesem Himmel Dich gesehn,
Und rühmte sich — er habe nie geliebt? —
Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, schöner Engel, willst du hier? bei Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das ist kein Himmelsstrich
Für solche Blumen. — Möchten sie sie brechen?
Sie möchten — o ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich schlinge
Den Arm um Dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine teufelvolle Hölle Dich!
Ja — lass mich deinen Engel seyn. —

PRINZESSINN mit dem vollem Blick der Liebe.

O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und grenzenlos belohnt Ihr schönes Herz
Die schwere Müh', es zu begreifen!

(Sie nimmt seine Hand und will sie küssen.)

KARLOS der sie zurück zieht.

Fürstinn,
Wo sind Sie jetzt?

PRINZESSINN mit Feinheit und Grazie, indem sie starr in seine Hand sieht.

Wie schön ist diese Hand!
Wie reich ist sie! — Prinz, diese Hand hat noch
Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein grosses göttliches Geschenk! — Beinahe
Für eine Sterbliche zu gross! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung sich entschlössen?
Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
Das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen:
Drum besser, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? oder hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O dann um so besser!
Und kenn' ich diese Glückliche?

KARLOS.

Du sollst.
Dir Mädchen, Dir entdeck' ich mich — Der Unschuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An diesem Hof bist Du
Die Würdigste, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz versteht. — Ja denn!
Ich läugn' es nicht — ich liebe!

PRINZESSINN.

Böser Mensch!
So schwer ist das Geständniss Dir geworden?
Beweinenswürdig musst' ich seyn, wenn Du
Mich liebenswürdig finden solltest?

KARLOS stutzt.

Was?
Was ist das?

PRINZESSINN.

Solches Spiel mit mir zu treiben!
O wahrlich, Prinz, es war nicht schön! Sogar
Den Schlüssel zu verläugnen!

KARLOS.

Schlüssel! Schlüssel!

(Nach einem dumpfen Besinnen.)

Ja so—so war's. — Nun merk' ich — — O mein Gott!

(Seine Knie wanken, er hält sich an einen Stuhl, und verhüllt das Gesicht.)

PRINZESSINN. Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürstinn schreit laut und fällt.

Abscheulich! Was hab' ich gethan?

KARLOS sich aufrichtend, im Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

So tief
Herabgestürzt von allen meinen Himmeln! —
O das ist schrecklich!

PRINZESSINN das Gesicht in das Kissen verbergend.

Was entdeck' ich? Gott!

KARLOS vor ihr niedergeworfen.

Ich bin nicht schuldig, Fürstinn — Leidenschaft —
Ein unglücksel'ger Missverstand — Bei Gott!
Ich bin nicht schuldig.

PRINZESSINN stösst ihn von sich.

Weg aus meinen Augen,
Um Gottes willen —

KARLOS.

Nimmermehr! In dieser
Entsetzlichen Erschütt'rung Sie verlassen?

PRINZESSINN ihn mit Gewalt wegdrängend.

Aus Grossmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen! — Wollen Sie mich morden?
Ich hasse Ihren Anblick!

Karlos will gehen.

Meinen Brief
Und meinen Schlüssel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

KARLOS.

Den andern?
Was denn für einen andern?

PRINZESSINN.

Den vom König.

KARLOS zusammenschreckend.

Von *wem?*

PRINZESSINN.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

KARLOS.

Vom König? und an wen? an Sie?

PRINZESSINN.

O Himmel!
Wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muss ihn wieder haben.

KARLOS.

Vom König Briefe, und an Sie?

PRINZESSINN.

Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

KARLOS.

Der einen
Gewissen mir entlarven sollte — diesen?

PRINZESSINN.

Ich bin des Todes! — Geben Sie.

KARLOS.

Der Brief —

PRINZESSINN in Verzweiflung die Hände ringend.

Was hab' ich Unbesonnene gewagt?

KARLOS.

Der Brief—der kam vom König?—Ja, Prinzessinn,
Das ändert freilich Alles schnell. — *Das* ist

(den Brief frohlockend emporhaltend)

Ein unschätzbarer — schwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulösen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend sind.—*Den* Brief
Behalt' ich.

(Er geht.)

PRINZESSINN wirft sich ihm in den Weg.

Grosser Gott! Ich bin verloren!

NEUNTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSINN *allein.*

(Sie steht noch betäubt, ausser Fassung; nachdem er hinaus ist, eilt sie ihm nach, und will ihn zurück rufen.)

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie—Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da steh' ich
In fürchterlicher Einsamkeit — verstossen,
Verworfen —

(Sie sinkt auf einen Sessel. Nach einer Pause.)

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerinn. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch *wer* ist diese Glückliche?— So viel
Ist offenbar — er liebt, was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht sich seine Leidenschaft — Warum
Vor diesem, der sie wünschte? — Oder ist's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhlerische Absicht
Verrathen war — da jauchzten seine Mienen,
Frohlockt' er wie ein Glücklicher... Wie kam es,
Dass seine strenge Tugend hier verstummte?
Hier? Eben hier? — Was kann denn er dabei,

Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königinn die —

(Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überrascht. — Zu gleicher Zeit reisst sie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Busen, betrachtet sie schnell, und erkennt sie.)

O ich Rasende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang geliebt, eh' der Monarch sie wählte.
Nie ohne *sie* sah mich der Prinz. — Sie also,
Sie war gemeint, wo ich so grenzenlos,
So warm, so wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beispiel ist!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

(Stillschweigen.)

Dass er ganz ohne Hoffnung lieben sollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungslose Liebe
Besteht in diesem Kampfe nicht. Zu schwelgen,
Wo unerhört der glänzendste Monarch
Der Erde schmachtet — Wahrlich! solche Opfer
Bringt hoffnungslose Liebe nicht. Wie feurig
War nicht sein Kuss! Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an sein schlagend Herz! — Die Probe
War fast zu kühn für die romant'sche Treue,
Die nicht erwiedert werden soll — Er nimmt
Den Schlüssel an, den, wie er sich beredet,
Die Königinn ihm zugeschickt — Er glaubt
An diesen Riesenschritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau
Die rasende Entschliessung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht grosse Proben ihn ermuntern?
Es ist am Tag'. Er wird erhört. Sie liebt!
Beim Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie!... Ich zitterte, ich selbst,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend.
Ein höh'res Wesen ragt sie neben mir,
In ihrem Glanz erlösch' ich. Ihrer Schönheit
Missgönnt' ich diese hohe Ruhe, frei
Von jeder Wallung sterblicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln schwelgen wollen? hätte
Den Götterschein der Tugend schaugetragen,
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erdreistet?
Das durfte sie? Das sollte ungerochen
Der Gauklerinn gelungen seyn? gelungen,
Weil sich kein Rächer meldet? — Nein, bei Gott!
Ich betete sie an — Das fordert Rache!
Der König wisse den Betrug — Der König?

(Nach einigem Besinnen.)

Ja recht — Das ist ein Weg zu seinem Ohre.

(Sie geht ab.)

ZEHNTER AUFTRITT.

Ein Zimmer im königlichen Palaste.

HERZOG VON ALBA. PATER DOMINGO.

DOMINGO.

Was wollen Sie mir sagen?

ALBA.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut gemacht, worüber
Ich einen Aufschluss haben möchte.

DOMINGO.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

ALBA.

Prinz Karlos
Und ich begegnen diesen Mittag uns
Im Vorgemach der Königinn. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern,
Die Königinn auf das Getöse öffnet
Das Zimmer wirft sich zwischen uns und sieht
Mit einem Blick despotischer Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einz'ger Blick. —
Sein Arm erstarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heissen Kuss — er ist
Verschwunden.

DOMINGO nach einigem Stillschweigen.

Das ist sehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an Etwas. — — Aehnliche
Gedanken, ich gesteh' es, keimten längst
In meiner Brust. — Ich flohe diese Träume —
Noch hab' ich Niemand sie vertraut. Es gibt
Zweischneid'ge Klingen, ungewisse Freunde —
Ich fürchte diese. Schwer zu unterscheiden,
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen.
Entwischte Worte sind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniss,
Bis es die Zeit an's Licht hervorgewälzt.
Gewisse Dienste Königen zu leisten,
Ist misslich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er seine Beute, auf den Schützen
Zurücke prallt. — Ich wollte, was ich sage,
Auf eine Hostie beschwören — doch
Ein Augenzeugniss, ein erhaschtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage,
Als mein lebendigstes Gefühl. — Verwünscht,
Dass wir auf span'schem Boden stehn!

ALBA.

Warum
Auf diesem nicht?

DOMINGO.

An jedem andern Hofe
Kann sich die Leidenschaft vergessen. Hier
Wird sie gewarnt von ängstlichen Gesetzten.
Die span'schen Königinnen haben Mühe
Zu sündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade *da* nur, wo es uns
Am besten glückte, sie zu überraschen.

ALBA.

Hören Sie weiter — Karlos hatte heut
Gehör beim König. Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thür
Begegnete. Den Mittag drauf erscheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er ist
Entzückt, dass mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen stehen anders,
Sagt er, und besser. Heucheln konnt' er nie.
Wie soll ich diese Widersprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangesetzt zu seyn,
Und mir ertheilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen seines Zorns! — Was muss
Ich glauben? Wahrlich, diese neue Würde
Sieht einer Landsverweisung ähnlicher,
Als einer Gnade.

DOMINGO.

Dahin also wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie so ruhig? so gelassen? — Kennen

Sie diesen Jüngling? Ahnen Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin sein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und seine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe seine Seele)
Hegt einen schrecklichen Entwurf — Toledo —
Den rasenden Entwurf, Regent zu seyn,
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will. — *Er denkt!*
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre — er verehrt den Menschen — Herzog,
Ob er zu unserm König taugt?

ALBA.

Phantome!
Was sonst? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle spielen möchte. — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

DOMINGO.

Ich zweifle. — Er ist stolz auf seine Freiheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen sich bequemen muss. — Taugt er
Auf unsern Thron? Der kühne Riesengeist
Wird unsrer Staatskunst Linien durchreissen.
Umsonst versucht' ich's, diesen trotz'gen Muth
In dieser Zeiten Wollust abzumatten;
Er überstand die Probe — Schrecklich ist
In diesem Körper dieser Geist — und Philipp
Wird sechzig Jahr' alt.

ALBA.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

DOMINGO.

Er und die Königinn sind Eins.
Schon schleicht, verborgen zwar, in Beider Brust
Das Gift der Neuerer; doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne diese Valois. — Fürchten wir
Die ganze Rache dieser stillen Feindinn,
Wenn Philipp Schwächen sich erlaubt. Noch ist
Das Glück uns günstig. Kommen wir zuvor.
In eine Schlinge stürzen beide. Jetzt
Ein solcher Wink dem Könige gegeben,
Bewiesen oder nicht bewiesen — viel
Ist schon gewonnen, wenn er wankt. Wir selbst,
Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Ueberzeugten schwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, sind wir
Vorher gewiss, dass wir entdecken müssen.

ALBA.

Doch nun die wichtigste von allen Fragen!
Wer nimmt's auf sich, den König zu belehren?

DOMINGO.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie also,
Was lange schon, des grossen Planes voll,
Mein stiller Fleiss dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unser Bündniss zu vollenden,
Die dritte, wichtigste Person. — Der König
Liebt die Prinzessinn Eboli. Ich nähre
Die Leidenschaft, die meinen Wünschen wuchert.
Ich bin sein Abgesandter — Unserm Plane
Erzieh' ich sie. — In dieser jungen Dame,
Gelingt mein Werk, soll eine Bundsverwandtinn,
Soll eine Königinn uns blühn. Sie selbst
Hat jetzt in dieses Zimmer mich berufen.
Ich hoffe Alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein span'sches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht.

ALBA.

Was hör' ich?
Ist's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beim Himmel!
Das überrascht mich! Ja! *Der* Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

DOMINGO.

Still! Wer kommt? —
Sie ist's — sie selbst.

ALBA.

Ich bin im nächsten Zimmer,
Wenn man —

DOMINGO.

Schon recht. Ich rufe Sie.

(Der Herzog von Alba geht ab.)

EILFTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSINN. DOMINGO.

DOMINGO.

Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürstinn.

PRINZESSINN dem Herzog neugierig nachsehend.

Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich sehe,
Noch einen Zeugen bei Sich?

DOMINGO.

Wie?

PRINZESSINN.

Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

DOMINGO.

Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürstinn, der nach mir
Um die Erlaubniss bittet, vorgelassen
Zu werden.

PRINZESSINN.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wissen sie vielleicht
Es mir zu sagen?

DOMINGO.

Ich? und eh' ich weiss,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang' entbehrte Glück verschafft, der Fürstinn
Von Eboli mich wiederum zu nähern?

(Pause, worin er ihre Antwort erwartet.)

Ob sich ein Umstand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünsche spricht? ob ich
Mit Grund gehofft, dass bess're Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie versöhnt,
Das Eigensinn, das Laune blos verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

PRINZESSINN.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

DOMINGO.

Noch
Verschob ich's, ihn so tödtlich zu verwunden.
Noch, gnäd'ge Fürstinn, ist es Zeit. Es steht
Bei Ihnen, sie zu mildern.

PRINZESSINN.

Melden Sie
Dem König, dass ich ihn erwarte.

DOMINGO.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, schöne Fürstinn?

PRINZESSINN.

Für Scherz doch nicht? Bei Gott! Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn sogar Sie — Sie selber sich entfärben?

DOMINGO.

Prinzessinn, diese Ueberraschung — kaum
Kann ich es fassen —

PRINZESSINN.

Ja, hochwürd'ger Herr,
Das sollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht', ich nicht haben, dass Sie's fassten.
Genug für Sie, dass es so ist. Ersparen
Sie Sich die Mühe zu ergrübeln, wessen
Beredsamkeit Sie diese Wendung danken.
Zu Ihrem Trost setz' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieser Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; obschon Sie mir bewiesen,
Dass Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die *Körper* ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüsste.
Auch diese nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch —

DOMINGO.

Sehr gern
Prinzessinn, nehm' ich sie zurück, sobald
Sie überflüssig waren.

PRINZESSINN.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieser Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat seitdem sich verwandelt.
Als ich sein Anerbieten mit Entrüstung
Zurücke stiess, da glaubt' ich im Besitze
Der schönsten Königinn ihn *glücklich* — glaubte
Die treue Gattinn meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weiss ich's besser.

DOMINGO.

Fürstinn, weiter, weiter!
Ich hör' es, wir verstehen uns.

PRINZESSINN.

Genug,
Sie ist erhascht. Ich schone sie nicht länger;
Die schlaue Diebinn ist erhascht. Den König,
Ganz Spanien, und mich hat sie betrogen.
Sie liebt. Ich weiss es, dass sie liebt. Ich bringe
Beweise, die sie zittern machen sollen.
Der König ist betrogen — doch bei Gott!
Er sey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhab'ner, übermenschlicher Entsagung
Reiss' ich ihr ab, dass alle Welt die Stirn'
Der Sünderinn erkennen soll. Es kostet
Mir einen ungeheuern Preis, doch — das
Entzückt mich, das ist mein Triumph — doch *ihr*
Noch einen grössern.

DOMINGO.

Nun ist alles reif.
Erlauben Sie, dass ich den Herzog rufe.

(Er geht hinaus.)

PRINZESSINN erstaunt.

Was wird das?

ZWÖLFTER AUFTRITT.

DIE PRINZESSINN. HERZOG ALBA. DOMINGO.

DOMINGO der den Herzog hereinführt.

Unsre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu spät. Die Fürstinn Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniss, das sie eben
Von uns erfahren sollte.

ALBA.

Mein Besuch
Wird dann um so viel minder Sie befremden,
Ich traue *meinen* Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

PRINZESSINN.

Sie sprechen von Entdeckungen? —

DOMINGO.

Wir wünschten
Zu wissen, gnäd'ge Fürstinn, welchen Ort,
Und welche bess're Stunde Sie —

PRINZESSINN.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieses strafbare
Geheimniss länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entzieh'n.

ALBA.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muss der Monarch es wissen. Und durch Sie,
Durch *Sie*, Prinzessinn, muss er das. Wem sonst,
Wem sollt' er lieber glauben, als der strengen,
Der wachsamen Gespielinn seines Weibes?

DOMINGO.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will,
Ihn unumschränkt beherrschen kann?

ALBA.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

DOMINGO.

Eben das
Ist man gewohnt von mir vorauszusetzen.
Die Fürstinn Eboli ist frei. Wo *wir*
Verstummen müssen, zwingen Pflichten Sie
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

ALBA.

Doch bald,
Gleich jetzt muss es geschehn. Die Augenblicke
Sind kostbar. Jede nächste Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarsch bringen. —

DOMINGO sich nach einigem Ueberlegen zur Fürstinn kehrend.

Ob
Sich Briefe finden liessen? Briefe freilich,
Von dem Infanten aufgefangen, müssten
Hier Wirkung thun—Lass sehen.—Nicht wahr?—Ja.
Sie schlafen doch — so däucht mir — in demselben
Gemache mit der Königinn.

PRINZESSINN.

Zunächst
An diesem. — Doch was soll mir das?

DOMINGO.

Wer sich
Auf Schlösser gut verstände!—Haben Sie
Bemerkt, wo sie den Schlüssel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

PRINZESSINN nachdenkend.

Das könnte
Zu etwas führen. — Ja — der Schlüssel wäre
Zu finden, denk' ich. —

DOMINGO.

Briefe wollen Boten — —
Der Königinn Gefolg' ist gross. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

ALBA.

Hat Niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

DOMINGO.

Nicht Einen;
In ganz Madrid nicht Einen.

ALBA.

Das ist seltsam.

DOMINGO.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet
Den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

ALBA.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königinn heraus kam,
Stand der Infant bei einem ihrer Pagen;
Sie sprachen heimlich —

PRINZESSINN rasch einfallend.

Nicht doch! Nein! Das war —
Das war von etwas Anderm.

DOMINGO.

Können *wir*
Das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig. —
(Zum Herzog.)
Und kannten Sie den Pagen?

PRINZESSINN.

Kinderpossen!
Was wird's auch sonst gewesen seyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir sehn uns also wieder,
Eh' ich den König spreche. — Unterdessen
Endeckt sich viel.

DOMINGO sie auf die Seite führend.

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiss?
Und welche schöne Stunde seinen Wünschen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dies?

PRINZESSINN.

In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Person der Königinn — das ist
An unserm Hofe Sitte, wie Sie wissen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

DOMINGO.

Glücklich!
Gewonnen ist das grosse Spiel. Trotz sey
Geboten allen Königinnen —

PRINZESSINN.

Horch!
Man fragt nach mir — die Königinn verlangt mich.
Auf Wiedersehen.

(Sie eilt ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

ALBA. DOMINGO.

DOMINGO nach einer Pause, worin er die Prinzessinn mit den Augen begleitet hat.

Herzog, diese Rosen,
Und ihre Schlachten —

ALBA.

Und dein Gott — so will ich
Den Blitz erwarten, der uns stürzen soll!

(Sie gehen ab.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

In einem Karthäuserkloster.

DON KARLOS. DER PRIOR.

KARLOS zum Prior, indem er hineintritt.

Schon da gewesen also? — Das beklag' ich.

PRIOR.

Seit heute Morgen schon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

KARLOS.

Er will
Doch wiederkommen? Hinterliess er's nicht?

PRIOR.

Vor Mittag noch, versprach er.

KARLOS an ein Fenster und sich in der Gegend umsehend.

Euer Kloster
Liegt weit ab von der Strasse. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht,
Und hier fliesst der Mansanares — die Landschaft
Ist, wie ich sie mir wünsche. — Alles ist
Hier still, wie ein Geheimniss.

PRIOR.

Wie der Eintritt
In's and're Leben.

KARLOS.

Eurer Redlichkeit,
Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Kostbarstes,
Mein Heiligstes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wissen oder nur vermuthen, *wen*
Ich hier gesprochen und *geheim*. Ich habe
Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verläugnen;
Drum wählt' ich dieses Kloster. Vor Verräthern,
Vor Ueberfall sind wir doch sicher? Ihr
Besinnt euch doch, was ihr mir zugeschworen?

PRIOR.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird *Gräber* nicht durchsuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenschaft. Die Welt
Hört auf in diesen Mauern.

KARLOS.

Denkt ihr etwa,
Dass hinter diese Vorsicht, diese Furcht
Ein schuldiges Gewissen sich verkrieche?

PRIOR.

Ich denke nichts.

KARLOS.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimniss zittert
Vor Menschen, aber nicht vor Gott.

PRIOR.

Mein Sohn,
Das kümmert *uns* sehr wenig. Diese Freistatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unschuld.
Ob, was du vorhast, gut ist oder übel,
Rechtschaffen oder lasterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

KARLOS mit Wärme.

Was wir
Verheimlichen, kann euern Gott nicht schänden.
Es ist sein eignes, schönstes Werk. — Zwar euch,

Euch kann ich's wohl entdecken.

PRIOR.

Zu was Ende?
Erlassen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit
Versiegelt da auf jene grosse Reise.
Wozu die kurze Frist vor meinem Abschied
Noch einmal es erbrechen? — Es ist wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muss beten gehen.

(Der Prior geht ab.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

DON KARLOS. DER MARQUIS VON POSA *tritt herein.*

KARLOS.

Ach endlich einmal, endlich —

MARQUIS.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Ging zweimal auf und zweimal unter, seit
Das Schicksal meines Karlos sich entschieden;
Und jetzt, erst jetzt werd' ich es hören — Sprich.
Ihr seyd versöhnt?

KARLOS.

Wer?

MARQUIS.

Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern ist's entschieden?

KARLOS.

Dass
Der Herzog Morgen dahin reist? — Das ist
Entschieden, ja.

MARQUIS.

Das kann nicht seyn. Das ist nicht.
Soll ganz Madrid belogen seyn? Du hattest
Geheime Audienz, sagt man. Der König —

KARLOS.

Blieb unbewegt. Wir sind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's schon waren —

MARQUIS.

Du gehst *nicht*
Nach Flandern?

KARLOS.

Nein! Nein! Nein!

MARQUIS.

O meine Hoffnung!

KARLOS.

Das nebenbei. O Roderich, seitdem
Wir uns verliessen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor Allem deinen Rath! Ich muss
Sie sprechen —

MARQUIS.

Deine Mutter? — Nein! Wozu?

KARLOS.

Ich habe Hoffnung. — Du wirst blass? Sey ruhig.
Ich soll und werde glücklich seyn. — Doch davon
Ein andermal. Jetzt schaffe Rath, wie ich
Sie sprechen kann. —

MARQUIS.

Was soll das? Worauf gründet
Sich dieser neue Fiebertraum?

KARLOS.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! Wahrheit, Wahrheit!

(Den Brief des Königs an die Fürstinn von Eboli hervorziehend.)

In diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königinn ist *frei;* vor Menschenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei. Da lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.

MARQUIS den Brief öffnend.

Was?
Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?

(Nachdem er es gelesen.)

An wen ist dieser Brief?

KARLOS.

An die Prinzessinn
Von Eboli. — Vorgestern bringt ein Page
Der Königinn von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüssel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Palastes, den die Königinn bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längst geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

MARQUIS.

Rasender, du folgtest?

KARLOS.

Ich kenne ja die Handschrift nicht — Ich kenne
Nur *Eine* solche Dame. Wer als *sie*
Wird sich von Karlos angebetet wähnen?
Voll süssen Schwindels flieg' ich nach dem Platze;
Ein göttlicher Gesang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen schallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entsetzen!

MARQUIS.

O ich errathe Alles.

KARLOS.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch' unglücksel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unvorsicht'ger Sprache,
Gab sie der süssen Täuschung sich dahin,
Sie selber sey der Abgott dieser Blicke.
Gerührt von meiner Seele stillen Leiden,
Beredet sich grossmüthig-unbesonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwiedern.
Die Ehrfurcht schien mir Schweigen zu gebieten,
Sie hat die Kühnheit es zu brechen — offen
Liegt ihre schöne Seele mir —

MARQUIS.

So ruhig
Erzählst du das? — Die Fürstinn Eboli
Durchschaute dich. Kein Zweifel mehr, sie drang
In deiner Liebe innerstes Geheimniss.
Du hast sie schwer beleidigt. Sie beherrscht
Den König.

KARLOS zuversichtlich.

Sie ist tugendhaft.

MARQUIS.

Sie ist's
Aus Eigennutz der Liebe. — Diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sprosst und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüthe treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsstrich getrieben;
Erziehung, Grundsatz, nenn' es wie du willst,

Erworb'ne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft sorgfältig angeschrieben.
Erwäge selbst! Wird sie der Königinn
Es je vergeben können, dass ein Mann
An ihrer eig'nen, schwer erkämpften Tugend
Vorüberging, sich für Don Philipps Frau
In hoffnungslosen Flammen zu verzehren?

KARLOS.

Kennst du die Fürstinn so genau?

MARQUIS.

Gewiss nicht.
Kaum dass ich zweimal sie gesehen. Doch nur
Ein Wort lass mich noch sagen: Mir kam vor,
Dass sie geschickt des Lasters Blössen mied,
Dass sie sehr gut um ihre Tugend *wusste*.
Dann sah ich auch die Königinn. — O Karl,
Wie anders Alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmässiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des *Schicklichen*.
Unwissend, dass sie Anbetung erzwungen
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in diesem Spiegel,
Auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstinn
Blieb standhaft, weil sie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du hast sie nicht belohnt — sie fällt.

KARLOS mit einiger Heftigkeit.

Nein! Nein!

(Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.)

Nein, sag' ich dir. — O wüsste Roderich,
Wie trefflich es ihn kleidet, seinem Karl
Der Seligkeiten göttlichste, den Glauben
An menschliche Vortrefflichkeit, zu stehlen!

MARQUIS.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bei Gott im Himmel nicht! —
O diese Eboli — sie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig wie du selbst stürzt ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniss nicht erfahren.

KARLOS.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht ist! Hat sie andre
Beweise wohl, als die sie selbst beschämen?
Wird sie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

MARQUIS.

Ein Erröthen
Zurück zu nehmen, haben manche schon
Der Schande sich geopfert.

KARLOS mit Heftigkeit aufstehend.

Nein, das ist
Zu hart, zu grausam. Sie ist stolz und edel;
Ich kenne sie und fürchte nichts. Umsonst
Versuchst du meine Hoffnungen zu schrecken.
Ich spreche meine Mutter.

MARQUIS.

Jetzt? Wozu?

KARLOS.

Ich habe nun nichts mehr zu schonen — muss
Mein Schicksal wissen. Sorge nur, wie ich
Sie sprechen kann.

MARQUIS.

Und diesen Brief willst du
Ihr zeigen? Wirklich willst du das?

KARLOS.

Befrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Dass ich sie spreche!

MARQUIS mit Bedeutung.

Sagtest du mir nicht,
Du *liebtest* deine Mutter? — Du bist Willens,
Ihr diesen Brief zu zeigen?

(Karlos sieht zur Erde und schweigt.)

Karl, ich lese
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis diesen Augenblick. — Du wendest
Die Augen von mir? So ist's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht gelesen? Lass doch sehn —

(Karlos gibt ihm den Brief. Der Marquis zerreist ihn.)

KARLOS.

Was? bist du rasend?

(Mit gemässigter Empfindlichkeit.)

Wirklich — ich gesteh' es —
An diesem Briefe lag mir viel.

MARQUIS.

So schien es.
Darum zerriss ich ihn.

(Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft ansieht. Langes Stillschweigen.)

Sprich doch — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit Deiner — Deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er gesündigt, wo du liebst? Nun freilich
Lern' ich dich fassen. O wie schlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden!

KARLOS.

Wie, Roderich? Was glaubst du?

MARQUIS.

O ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muss. Ja einst,
Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
So warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne
Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen,
Nicht einmal eine Thräne mehr! — O Karl,
Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du Niemand liebst als Dich!

KARLOS wirft sich in einen Sessel. — Nach einer Pause mit kaum unterdrücktem Weinen.

Ich weiss,
Dass du mich nicht mehr achtest.

MARQUIS.

Nicht so, Karl!
Ich kenne diese Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königinn gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Misstrautest du bescheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagtest,
Nur leise noch, das Urtheil ganz zu sprechen.
Der Brief entschied. Der Würdigste warst Du.
Mit stolzer Freude sahst Du nun das Schicksal
Der Tyrannei, des Raubes überwiesen.
Du jauchztest, der Beleidigte zu seyn;

Denn Unrecht leiden schmeichelt grossen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantasie,
Dein Stolz empfand *Genugthuung* — dein Herz
Versprach sich *Hoffnung*. Sieh, ich wusst' es wohl,
Du hattest diesmal selbst Dich missverstanden.

KARLOS gerührt.

Nein, Roderich, du irrest sehr. Ich dachte
So edel nicht, bei weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchtest.

MARQUIS.

Bin
Ich denn so wenig hier bekannt? Sieh, Karl,
Wenn Du verirrest, such' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu rathen,
Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir besser uns verstehen, sey's! Du sollst
Die Königinn jetzt sprechen, musst sie sprechen. —

KARLOS ihm um den Hals fallend.

O wie erröth' ich neben dir!

MARQUIS.

Du hast
Mein Wort. Nun überlass mir alles Andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantasie. — Du sollst
Ihn hören, Karl, aus einem schönern Munde.
Ich dränge mich zur Königinn. Vielleicht
Dass morgen schon der Ausgang sich erwiesen.
Bis dahin, Karl, vergiss nicht, dass « ein Anschlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menschheit drängt, zehntausendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf. » — Hörst du?
Erinn're dich an Flandern!

KARLOS.

Alles, Alles,
Was *Du* und hohe Tugend mir gebieten.

MARQUIS geht an ein Fenster.

Die Zeit ist um. Ich höre dein Gefolge.

(Sie umarmen sich.)

Jetzt wieder Kronprinz und Vasall.

KARLOS.

Du fährst
Sogleich zur Stadt?

MARQUIS.

Sogleich.

KARLOS.

Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergessen! — Eine Nachricht,
Die äusserst wichtig: — « Briefe nach Brabant
Erbricht der König. » Sey auf deiner Hut!
Die Post des Reichs, ich weiss es, hat geheime
Befehle. —

MARQUIS.

Wie erfuhrst du das?

KARLOS.

Don Raymond
Von Taxis ist mein guter Freund.

MARQUIS nach einigem Stillschweigen.

Auch das!
So nehmen sie den Umweg über Deutschland!

(Sie gehen ab zu verschiedenen Thüren.)

DRITTER AKT.

Das Schlafzimmer des Königs.

ERSTER AUFTRITT.

Auf dem Nachttische zwei brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knien, eingeschlafen. Der König, von oben herab halb ausgekleidet, steht vor dem Tische, einen Arm über den Sessel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

KÖNIG.

Dass sie sonst Schwärmerinn gewesen — wer
Kann's läugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — schien sie Mangel je zu fühlen?
So ist's erwiesen, sie ist falsch.

(Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu sich selbst bringt. Er sieht mit Befremdung auf.)

Wo war ich?
Wacht denn hier Niemand, als der König? — Was?
Die Lichter schon herabgebrannt? doch nicht
Schon Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag soll seyn.

(Er löscht die Lichter aus und öffnet eine Fenstergardine. — Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die schlafenden Knaben, und bleibt eine Zeitlang schweigend vor ihnen stehen; darauf zieht er die Glocke.)

Schläft's irgend
Vielleicht in meinem Vorsaal auch?

ZWEITER AUFTRITT.

DER KÖNIG. GRAF LERMA.

LERMA mit Bestürzung, da er den König gewahr wird.

Befinden
Sich Ihre Majestät nicht wohl?

KÖNIG.

Im linken
Schlosspavillon war Feuer. Hörtet ihr
Den Lermen nicht?

LERMA.

Nein, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Nein? Wie? Und also hätt' ich nur geträumt?
Das kann von Ungefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königinn?

LERMA.

Ja, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Der Traum erschreckt mich.
Man soll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört ihr? sobald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, dass —
Ihr prüft mich mit den Augen?

LERMA.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihre Majestät
An ein kostbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In solchen Mienen lesen würden — Nur
Zwei kurze Morgenstunden Schlaf —

KÖNIG mit zerstörten Blicken.

Schlaf,
Schlaf find' ich in Eskurial. — So lange

Der König schläft, ist er um seine Krone,
Der Mann um seines Weibes Herz — Nein! Nein!
Es ist Verläumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüsterte? Der Name
Des Weibes heisst Verläumdung. Das Verbrechen
Ist nicht gewiss, bis mir's ein Mann bekräftigt.

(Zu den Pagen, welche sich unterdessen ermuntert haben.)

Ruft Herzog Alba!

(Pagen gehen.)

Tretet näher, Graf!
Ist's wahr?

(Er bleibt forschend vor dem Grafen stehn.)

O eines Pulses Dauer nur
Allwissenheit! — Schwört mir, ist's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Ist es wahr?

LERMA.

Mein grosser,
Mein bester König. —

KÖNIG zurückfahrend.

König! König nur
Und wieder König! — Keine bess're Antwort,
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heissen Fieberdurst — Er gibt
Mir glühend Gold.

LERMA.

Was wäre wahr, mein König?

KÖNIG.

Nichts. Nichts. Verlasst mich. Geht.

(Der Graf will sich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.)

Ihr seyd vermählt?
Seyd Vater? Ja?

LERMA.

Ja, Ihre Majestät.

KÖNIG.

Vermählt, und könnt' es wagen, eine Nacht,
Bei eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Ist silbergrau und ihr erröthet nicht,
An eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hause. Eben trefft ihr sie
In eures Sohns blutschändrischer Umarmung.
Glaubt eurem König, geht — Ihr steht bestürzt?
Ihr seht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich selber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, besinnt euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr seyd
Des Todes, wenn ihr zweifelt —

LERMA mit Hitze.

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs, wer
Ist frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beste Königinn so tief —

KÖNIG.

Die Beste?
Und eure Beste also auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muss ihr viel gekostet haben — mehr,
Als mir bekannt ist, dass sie geben kann.
Ihr seyd entlassen. Lasst den Herzog kommen.

LERMA.

Schon hör' ich ihn im Vorsaal —

(Im Begriff zu gehen.)

KÖNIG mit gemildertem Tone.

Graf! — Was ihr
Vorhin bemerkt, ist doch wohl wahr gewesen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergesst,
Was ich im wachen Traum gesprochen. Hört ihr?
Vergesst es. Ich bin eurer gnäd'ger König.

(Er reicht ihm die Hand zum Kusse. Lerma geht, und öffnet dem Herzog von Alba die Thür.)

DRITTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *und* HERZOG VON ALBA.

ALBA nähert sich dem König mit ungewisser Miene.

Ein mir so überraschender Befehl —
Zu dieser ausserordentlichen Stunde?

(Er stutzt, wie er den König genauer betrachtet.)

Und dieser Anblick —

KÖNIG hat sich niedergesetzt und das Medaillon auf dem Tische ergriffen. Er sieht den Herzog eine lange Zeit stillschweigend an.

Also wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

ALBA steht betreten still.

Wie?

KÖNIG.

Ich bin auf's tödtlichste gekränkt — man weiss es,
Und Niemand, der mich warnte!

ALBA mit einem Blick des Erstaunens.

Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug'
Entging?

KÖNIG zeigt ihm die Briefe.

Erkennt ihr diese Hand?

ALBA.

Es ist
Don Karlos Hand. —

KÖNIG. Pause, worin er den Herzog scharf beobachtet.

Vermuthet ihr noch nichts?
Ihr habt vor seinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur sein Ehrgeiz, dieser nur, wovor
Ich zittern sollte?

ALBA.

Ehrgeiz ist ein grosses —
Ein weites Wort, worin unendlich viel
Noch liegen kann.

KÖNIG.

Und wisst ihr nichts besonders
Mir zu entdecken?

ALBA nach einigem Stillschweigen mit verschlossener Miene.

Ihre Majestät
Vertrauten meiner Wachsamkeit das Reich.
Dem Reiche bin ich mein geheimstes Wissen
Und meine Einsicht schuldig. Was ich sonst
Vermuthe, denke oder weiss, gehört
Mir eigen zu. Es sind geheiligte
Besitzungen, die der verkaufte Sklave,
Wie der Vasall, den Königen der Erde
Zurückzuhalten Vorrecht hat — Nicht Alles,
Was klar vor *meiner* Seele steht, ist reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt seyn, so muss ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

KÖNIG gibt ihm die Briefe.

Les't.

ALBA liest und wendet sich erschrocken gegen den König.

Wer war
Der Rasende, dies unglücksel'ge Blatt
In meines Königs Hand zu geben?

KÖNIG.

Was?
So wisst ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name
Ist, wie ich weiss, auf dem Papier vermieden.

ALBA betroffen zurücktretend.

Ich war zu schnell.

KÖNIG.

Ihr wisst?

ALBA nach einigem Bedenken.

Es ist heraus.
Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurück —
Ich läugn' es nicht — ich kenne die Person.

KÖNIG aufstehend in einer schrecklichen Bewegung.

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott! — So klar,
So weltbekannt, so laut ist das Verständniss,
Dass man, des Forschens Mühe überhoben,
Schon auf den ersten Blick es räth — Das ist
Zu viel! Das hab' ich nicht gewusst! Das nicht!
Ich also bin der Letzte, der es findet!
Der Letzte durch mein ganzes Reich —

ALBA wirft sich dem Könige zu Füssen.

Ja, ich bekenne
Mich schuldig, gnädigster Monarch. Ich schäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu schweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich bestürmten — Weil doch Alles
Verstummen will — weil die Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So sey's gewagt, ich rede; weiss ich gleich,
Dass eines Sohns einschmeichelnde Betheurung,
Dass die verführerischen Reizungen,
Die Thränen der Gemahlinn —

KÖNIG rasch und heftig.

Stehet auf,
Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf.
Sprecht unerschrocken.

ALBA aufstehend.

Ihre Majestät
Besinnen Sich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königinn von allen ihren Damen
Verlassen — mit zerstörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

KÖNIG.

Ha!
Was werd' ich hören? Weiter!

ALBA.

Die Marquisinn
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil sie Grossmuth genug besass, sich schnell
Für ihre Königinn zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquisinn hatte
Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort gewesen.

KÖNIG schrecklich auffahrend.

Dort gewesen?
Doch also —

ALBA.

Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieser Laube
Nach einer Grotte sich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermisste,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Dem Prinzen dort begegnet, und das war,
Beinah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieselbe Zeit, wo Eure Majestät
Sich in der Laube zeigten.

KÖNIG aus einem finstern Nachsinnen zurückkommend.

Und sie weinte,
Als ich Befremdung blicken liess! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir selbst — Bei Gott! ich stand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —

(Eine lange und tiefe Stille. Er setzt sich nieder und verhüllt das Gesicht.)

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen — Lasst
Mich einen Augenblick allein.

ALBA.

Mein König,
Selbst das entscheidet noch nicht ganz —

KÖNIG nach den Papieren greifend.

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieser laute
Zusammenklang verdammender Beweise?
O es ist klarer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewusst — Der Frevel
Begann da schon, als ich von euern Händen
Sie in Madrid zuerst empfing — Noch seh' ich
Mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich,
Auf meinen grauen Haaren sie verweilen.
Da fing's an, das falsche Spiel!

ALBA.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in seiner jungen Mutter.
Schon hatten sie mit Wünschen sich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verstanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War schon besiegt, die Furcht, die sonst das erste
Geständniss zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verschwistert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten sie
Den Wallungen der Leidenschaft so dreister.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Ist es zu glauben, mein Monarch, dass sie
Dem Staatsrath diese Vollmacht zuerkannte?
Dass sie die Lüsternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinets aufmerksamer zu prüfen?
Sie war gefasst auf Liebe, und empfing —
Ein Diadem —

KÖNIG beleidigt und mit Bitterkeit.

Ihr unterscheidet sehr —
Sehr weise, Herzog — Ich bewundre eure
Beredsamkeit. Ich dank' euch.

(aufstehend, kalt und stolz.)

Ihr habt Recht:
Die Königinn hat sehr gefehlt, mir Briefe
Von diesem Inhalt zu verbergen — mir
Die strafbare Erscheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falscher Grossmuth sehr gefehlt. Ich werde
Sie zu bestrafen wissen.

(Er zieht die Glocke.)

Wer ist sonst
Im Vorsaal? Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

ALBA.

Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majestät
Zum Zweitenmal missfallen haben?

KÖNIG zu einem Pagen der hereintritt.

Lasst
Domingo kommen.

(Der Page geht ab.)

Ich vergeb' es euch,
Dass ihr beinahe zwei Minuten lang
Mich ein Verbrechen hättet fürchten lassen,
Das gegen *Euch* begangen werden kann.

(Alba entfernt sich.)

VIERTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. DOMINGO.

(Der König geht einigemal auf und ab, sich zu sammeln.) DOMINGO tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert sich dem Könige, den er eine Zeitlang mit feierlicher Stille betrachtet.)

Wie froh erstaun' ich, Eure Majestät
So ruhig, so gefasst zu sehn.

KÖNIG.

Erstaunt ihr? —

DOMINGO.

Der Vorsicht sey's gedankt, dass meine Furcht
Doch also nicht gegründet war! Nun darf
Ich um so eher hoffen.

KÖNIG.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

DOMINGO.

Ihre Majestät,
Ich darf nicht bergen, dass ich allbereits
Um ein Geheimniss weiss —

KÖNIG finster.

Hab' ich denn schon
Den Wunsch geäussert, es mit euch zu theilen?
Wer kam so unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bei meiner Ehre!

DOMINGO.

Mein Monarch!
Der Ort, der Anlass, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigstens von dieser Schuld mich frei.
Am Beichtstuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Missethat, die das empfindliche
Gewissen der Entdeckerinn belastet,
Und Gnade bei dem Himmel sucht. Zu spät
Beweint die Fürstinn eine That, von der
Sie Ursach' hat die fürchterlichsten Folgen
Für ihre Königinn zu ahnen.

KÖNIG.

Wirklich?
Das gute Herz! — Ihr habt ganz recht vermuthet,
Wesswegen ich euch rufen liess. Ihr sollt
Aus diesem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein ein blinder Eifer mich geworfen.
Von euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschliessen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

DOMINGO.

Sire,
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung süsse Pflicht nicht auferlegte,
Doch würd' ich Eure Majestät beschwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beschwören,
Bei dem Entdecken still zu stehn — das Forschen
In ein Geheimniss ewig aufzugeben,
Das niemals freudig sich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt ist, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königinn
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederschlagen,
Die sich die Lästerung erlaubt.

KÖNIG.

Gerüchte?
Von mir, und unter meinem Volke?

DOMINGO.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beschwör' es.
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch so unerwiesen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

KÖNIG.

Bei Gott!
Und hier gerade wär' es —

DOMINGO.

Guter Name
Ist das kostbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königinn mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muss —

KÖNIG.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden soll?

(Er ruht mit ungewissem Blicke auf Domingo. Nach einigem Stillschweigen.)

Kaplan,
Ich soll noch etwas Schlimmes von euch hören.
Verschiebt es nicht. Schon lange les' ich es
In diesem Unglück bringenden Gesichte.
Heraus damit! Sey's was es wolle! Lasst
Nicht länger mich auf dieser Folter beben.
Was glaubt das Volk?

DOMINGO.

Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiss. Was es
Behauptet, darf den König nicht erschüttern —
Nur — *dass* es so weit schon sich wagen durfte,
Dergleichen zu behaupten —

KÖNIG.

Was? Muss ich
So lang' um einen Tropfen Gift euch bitten?

DOMINGO.

Das Volk denkt an den Monat noch zurück,
Der Eure königliche Majestät
Dem Tode nahe brachte — Dreissig Wochen
Nach diesem liest es von der glücklichen
Entbindung —

(Der König steht auf und zieht die Glocke. Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen.)

Ich erstaune, Sire!

KÖNIG dem Herzog Alba entgegen gehend.

Toledo!
Ihr seyd ein Mann. Schützt mich vor diesem Priester!

DOMINGO und Herzog Alba geben sich verlegene Blicke. Nach einer Pause.

Wenn wir voraus es hätten wissen können,
Dass diese Nachricht an dem Ueberbringer
Geahndet werden sollte —

KÖNIG.

Bastard, sagt ihr?
Ich war, sagt ihr, vom Tode kaum erstanden,
Als sie sich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als ihr den heiligen Dominikus
In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Gewesen, ist es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals, oder heute mir gelogen.
An was verlangt ihr, dass ich glauben soll?
O ich durchschau' euch. Wäre das Komplott
Schon damals reif gewesen — ja, dann war
Der Heilige um seinen Ruhm.

ALBA.

Komplott!

KÖNIG.

Ihr solltet
Mit dieser beispiellosen Harmonie
Jetzt in derselben Meinung euch begegnen,
Und doch nicht einverstanden seyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich soll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euern Raub euch stürztet?
Mit welcher Wollust ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken soll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunst zuvorzueilen,
Die meinem Sohn beschieden war? Wie gern
Der fromme Mann hier seinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Riesenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln soll, so lasst mich wenigstens
Bei euch den Anfang machen.

ALBA.

Diese Deutung
Hat unsre Treue nicht erwartet.

KÖNIG.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier spricht von den begangenen.
Lasst hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienstfertigkeit? — Ist, was ihr vorgebt, wahr;
Was bleibt mir übrig als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein,
Ihr fürchtet nur; ihr gebt mir schwankende
Vermuthungen — Am Absturz einer Hölle
Lasst ihr mich stehen und entflieht.

DOMINGO.

Sind andre
Beweise möglich, wo das Auge selbst
Nicht überwiesen werden kann?

KÖNIG *nach einer grossen Pause ernst und feierlich zu Domingo sich wendend.*

Ich will
Die Grossen meines Königsreichs versammeln,
Und selber zu Gerichte sitzen. Tretet
Heraus vor allen — habt ihr Muth — und klaget
Als eine Buhlerinn sie an! — Sie soll
Des Todes sterben — ohne Rettung — sie
Und der Infant soll sterben — aber — merkt euch!
Kann sie sich reinigen — Ihr selbst! Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein solches Opfer ehren?
Entschliesset euch. Ihr wollt nicht? Ihr verstummt!
Ihr wollt nicht? — Das ist eines Lügners Eifer?

ALBA *der stillschweigend in der Ferne gestanden, kalt und ruhig.*

Ich will es.

KÖNIG *dreht sich erstaunt um, und sieht den Herzog eine Zeit lang starr an.*

Das ist kühn! Doch mir fällt ein,
Dass Ihr in scharfen Schlachten euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt —
Mit eines Würfelspielers Leichtsinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Ist Euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Rasenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daseyn
Erhaben aufzugeben — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzsaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

(Beide gehen ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *allein.*

Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen. Du — du bist's allein,
Denn deine Augen prüfen das Verborgne.
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht, wie du, allwissend. Die Gehülfen,
Die du mir zugeordnet hast, was sie
Mir sind, weisst du. Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laster,
Beherrscht vom Zaume, dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre stille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Ist nicht das Loos der Könige. Gib mir
Den seltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangnen Augen,
Der mir sie finden helfen kann — ich schütte
Die Loose auf; lass unter Tausenden,
Die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern,
Den Einzigen mich finden.

(Er öffnet eine Schatulle, und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert.)

Blosse Namen —
Nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdiensts, dem sie den Platz
Auf dieser Tafel danken — und was ist
Vergesslicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieser andern Tafel les' ich jede
Vergehung pünktlich beigeschrieben. Wie?
Das ist nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniss
Der Rache dieser Hülfe noch?

(Lies't weiter.)

Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bei Saint Quentin
War längst verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.

(Er löscht diesen Namen aus, und schreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter gelesen.)

Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann
Ich dieses Menschen mich doch kaum besinnen!
Und zweifach angestrichen — ein Beweis,
Dass ich zu grossen Zwecken ihn bestimmte!
Und war es möglich? dieser Mensch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen seines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!
Besäss' er Habsucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längst vor meinem Thron erschienen.
Wag' ich's mit diesem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

Der Audienzsaal.

DON KARLOS *im Gespräch mit dem Prinzen* VON PARMA. DIE HERZOGE VON ALBA, FERIA, *und* MEDINA SIDONIA. GRAF VON LERMA, *und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.*

MEDINA SIDONIA *von allen Umstehenden sichtbar vermieden, wendet sich zum Herzog von Alba, der allein und in sich gekehrt auf- und abgeht.*

Sie haben ja den Herrn gesprochen, Herzog. —

Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

ALBA.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

MEDINA SIDONIA.

Im Feuer
Des englischen Geschützes war mir's leichter,
Als hier auf diesem Pflaster.

(Karlos, der mit stiller Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert sich ihm jetzt, und drückt ihm die Hand.)

Warmen Dank
Für diese grossmuthsvolle Thräne, Prinz!
Sie sehen, wie mich Alles flieht. Nun ist
Mein Untergang beschlossen.

KARLOS.

Hoffen Sie
Das Beste, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unschuld.

MEDINA SIDONIA.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erschien — Was ist
Ein Kopf wie dieser gegen siebzig
Versunkne Gallionen? — Aber Prinz —
Fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

SIEBENTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *kommt angekleidet heraus.* DIE VORIGEN. *Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem sie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillschweigen.*

KÖNIG den ganzen Kreis flüchtig durchschauend.

Bedeckt euch!

(Don Karlos und der Prinz von Parma nähern sich zuerst, und küssen dem Könige die Hand. Er wendet sich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern, ohne seinen Sohn bemerken zu wollen.)

Eure Mutter, Neffe,
Will wissen, wie man in Madrid mit euch
Zufrieden sey.

PARMA.

Das frage sie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner ersten Schlacht.

KÖNIG.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einst
Die Reihe seyn, wenn diese Stämme brechen.

(Zum Herzog von Feria.)

Was bringt ihr mir?

FERIA ein Knie vor dem Könige beugend.

Der Grosskomthur des Ordens
Von Calatrava starb an diesem Morgen.
Hier folgt sein Ritterkreuz zurück.

KÖNIG nimmt den Orden, und sieht im ganzen Zirkel herum.

Wer wird
Nach ihm am würdigsten ihn tragen?

(Er winkt Alba zu sich, welcher sich vor ihm auf ein Knie niederlässt, und hängt ihm den Orden um.)

Herzog,
Ihr seyd mein erster Feldherr — seyd nie *mehr,*
So wird euch meine Gnade niemals fehlen.

(Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.)

Sieh da! mein Admiral!

MEDINA SIDONIA nähert sich wankend, und kniet vor dem Könige nieder, mit gesenktem Haupt.

Das, grosser König,
Ist Alles, was ich von der span'schen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

KÖNIG nach einem langen Stillschweigen.

Gott
Ist über mir — Ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen sie gesendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.

(Er reicht ihm die Hand zum Kusse.)

Und Dank,
Dass ihr in euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! — Für diesen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wissen.

(Er gibt ihm einen Wink aufzustehen und sich zu bedecken — dann wendet er sich gegen die Andern.)

Was gibt es noch?

(Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma.)

Ich dank' euch, meine Prinzen.

(Diese treten ab. Die noch übrigen Granden nähern sich, und überreichen dem Könige kniend ihre Papiere. Er durchsieht sie flüchtig und reicht sie dem Herzog von Alba.)

Legt das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?

(Niemand antwortet.) —

Wie kommt es denn, dass unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Posa zeigt? Ich weiss
Recht gut, dass dieser Marquis Posa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erscheint er nicht?

LERMA.

Der Chevalier
Ist kürzlich erst von Reisen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben ist er in Madrid, und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, sich zu
Den Füssen seines Oberherrn zu werfen.

ALBA.

Marquis von Posa? — Recht! das ist der kühne
Maltheser, Ihre Majestät, von dem
Der Ruf die schwärmerische That erzählte.
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten,
Die Soliman belagern liess, verschwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. « Man kaufte mir
Das Kreuz, » sagt' er: « ich will es jetzt verdienen. »
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali,
Und Mustapha und Hassem das Kastell
Sankt Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bei la Valette.
Zwei Monate darauf verlässt der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

FERIA.

Und dieser Marquis Posa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verschwörung
In Catalonien entdeckt, und blos
Durch seine Fertigkeit allein der Krone
Die wichtigste Provinz erhielt.

KÖNIG.

Ich bin
Erstaunt — Was ist das für ein Mensch, der *das*
Gethan, und unter Dreien, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiss!
Der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten
Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muss ich ihn sprechen.

(Zum Herzog von Alba.)
Nach gehörter Messe
Bringt ihn in's Kabinet zu mir.
(Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria.)
Und Ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.
(Er geht ab.)

FERIA.
Der Herr ist heut sehr gnädig.

MEDINA SIDONIA.
Sagen Sie :
Er ist ein Gott! — Er ist es mir gewesen.

FERIA.
Wie sehr verdienen Sie Ihr Glück ! Ich nehme
Den wärmsten Antheil , Admiral.

EINER VON DEN GRANDEN.
Auch ich.

EIN ZWEITER.
Ich wahrlich auch.

EIN DRITTER.
Das Herz hat mir geschlagen.
Ein so verdienter General!

DER ERSTE.
Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

LERMA im Abgehen zu Medina Sidonia.
Wie reich sind Sie auf einmal durch zwei Worte!
(Alle gehen ab.)

ACHTER AUFTRITT.

Das Kabinet des Königs.

MARQUIS VON POSA *und* HERZOG VON ALBA.

MARQUIS im Hereintreten.
Mich will er haben? Mich?—Das kann nicht seyn.
Sie irren Sich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

ALBA.
Er will Sie kennen lernen.

MARQUIS.
Der blossen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Ist so erstaunlich schnell dahin.

ALBA.
Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König ist
In Ihren Händen. Nützen Sie, so gut
Sie können , diesen Augenblick , und Sich ,
Sich selber schreiben Sie es zu, geht er
Verloren.
(Er entfernt sich.)

NEUNTER AUFTRITT.

DER MARQUIS *allein.*

Wohl gesprochen , Herzog. Nützen
Muss man den Augenblick , der Einmal nur
Sich bietet. Wahrlich dieser Höfling gibt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In seinem Sinne gut, doch in dem meinen.
(Nach einigem Auf- und Niedergehen.)
Wie komm' ich aber hieher ? — Eigensinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in *diesen* Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrscheinlichsten, ergriff und im
Gedächtnisse des Königs auferweckte?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Ist Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung — Zum Zwecke
Muss ihn der Mensch gestalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiss,
Was ich — ich mit dem König soll — Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand ! So könnte ,
Was erst so grillenhaft mir schien , sehr zweckvoll
Und sehr besonnen seyn. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In diesem Glauben will ich handeln.
(Er macht einige Gänge durch das Zimmer, und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemählde stehen. Der König erscheint in dem angrenzenden Zimmer , wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, steht an der Thüre still, und sieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

ZEHNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *und* MARQUIS VON POSA.

(Dieser geht dem König , sobald er ihn gewahr wird , entgegen, und lässt sich vor ihm auf ein Knie nieder , steht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm stehen.)

KÖNIG betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.
Mich schon gesprochen also?

MARQUIS.
Nein.

KÖNIG.
Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank ? In meinem
Gedächtniss drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu suchen.
Weswegen thatet ihr das nicht ?

MARQUIS.
Es sind
Zwei Tage , Sire , dass ich in's Königreich
Zurück gekommen.

KÖNIG.
Ich bin nicht gesonnen,
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnade !

MARQUIS.
Ich geniesse die Gesetze.

KÖNIG.
Dies Recht hat auch der Mörder.

MARQUIS.
Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire , ich bin zufrieden.

KÖNIG für sich.
Viel Selbstgefühl und kühner Muth , bei Gott !
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr tratet
Aus meinen Diensten , hör' ich ?

MARQUIS.
Einem Bessern
Den Platz zu räumen , zog ich mich zurück.

KÖNIG.
Das thut mir Leid. Wenn solche Köpfe feiern ,
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geistes würdig ist.

MARQUIS.

O nein!
Ich bin gewiss, dass der erfahrne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hällt inne.)

KÖNIG.

Ihr bedenket euch?

MARQUIS.

Ich bin — ich muss
Gestehen, Sire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

KÖNIG.

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

MARQUIS.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern. Zwischen Ihrer
Ungnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen — Muss ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

KÖNIG mit erwartender Miene.

Nun?

MARQUIS.

— Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

(Der König sieht ihn mit Erstaunen an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck seyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschüf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht seyn sollte.
Und ist das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meissel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte seyn? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchien darf
Ich Niemand lieben als mich selbst.

KÖNIG.

Dies Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Den Weisen gleich viel heissen. Suchet euch
Den Posten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, diesem edeln Triebe
Genug zu thun.

MARQUIS.

Ich finde keinen.

KÖNIG.

Wie?

MARQUIS.

Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist das Menschenglück? — Ist das
Dasselbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das *sie* noch reich genug ist auszutheilen,
Und in dem Menschenherzen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke stillen lassen.
In ihren Münzen lässt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — ist das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiss ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
Die *Sie* uns prägen, auszustreun. Ich muss
Mich weigern, diese Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

KÖNIG etwas rasch.

Ihr seyd
Ein Protestant.

MARQUIS nach einigem Bedenken.

Ihr Glaube, Sire, ist auch
Der meinige.

(Nach einer Pause.)

Ich werde missverstanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer sichert Sie, dass mir noch heilig heisse,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verwesen hier.

(Die Hand auf die Brust gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrössert,
Wird *mein* Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemählde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löscht es aus.

KÖNIG.

Bin ich der erste,
Der euch von dieser Seite kennt?

MARQUIS.

Von dieser —
Ja!

KÖNIG steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen. Für sich.)

Neu zum wenigsten ist dieser Ton!
Die Schmeichelei erschöpft sich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraschende macht Glück. — Wenn ihr
Es so verstehet, gut, so will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den starken Geist —

MARQUIS.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,
Selbst in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir däucht, ich weiss, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwangen Sie dazu; *die* haben

Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedre Stufe
Herab gestellt. Erschrocken fliehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Grösse,
Gefallen sich in ihrer Armuth, schmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem grossen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen ehren?

KÖNIG.

Etwas Wahres
Find' ich in diesen Worten.

MARQUIS.

Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser neugegossnen Kreatur
Zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. *Sie* fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

KÖNIG.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

MARQUIS.

Aber Ihnen
Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn das *nicht* wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann? Ich bitte
Mich zu entlassen, Sire. Mein Gegenstand
Reisst mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem Könige. Dieser gibt ihm einen Wink, sich zu entfernen, und bleibt in seiner vorigen Stellung sitzen.)

KÖNIG zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen.

Redet aus!

MARQUIS nach einigem Stillschweigen.

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

KÖNIG.

Vollendet!
Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

MARQUIS.

Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein grosses Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes!
Das, dacht' ich, das muss göttlich seyn! — Da stiess
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine —

(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem Könige, der es versucht, diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.)

Sie haben Recht. *Sie* müssen. Dass Sie *können*,
Was Sie zu müssen eingeseh'n, hat mich
Mit schaudernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, dass, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
Des Opferers ein Loblied anzustimmen!
Dass Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art —
Die Weltgeschichte schreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengrösse wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn.

KÖNIG.

Wann, denkt ihr, würden diese menschlichen
Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und *diese* Ruhe gönn' ich den Flamändern.

MARQUIS schnell.

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Christenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Gestalt der Welt verjüngt? *Sie* wollen
Allein in ganz Europa — Sich dem Rade
Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menschenarm in seine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiss
Der neuen Christen, liegt Grenada öde,
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

(Der König ist bewegt, der Marquis bemerkt es, und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und säen Tod? Ein so erzwungnes Werk
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umsonst ein grosses königliches Leben
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen,
Und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem *Nero* und *Busiris* wirft
Er Ihren Namen, und — das schmerzt mich, denn
Sie waren gut.

KÖNIG.

Wer hat euch dessen so
Gewiss gemacht?

MARQUIS mit Feuer.

Ja, beim Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Lassen Sie,
Grossmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn, und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser grossen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie

Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals—niemals
Besass ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Geh'n Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. —

(Sich ihm zu Füssen werfend.)

KÖNIG überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet.

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — stehet auf — ich —

MARQUIS.

Sehen Sie Sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der grosse Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und lässt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergetzen — *Ihre* Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er lässt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

KÖNIG.

Und wollet ihr es unternehmen, dies
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

MARQUIS.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach so lang' — des Thrones Grösse nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte. *
Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben,
Zu seines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, stolze Tugenden gedeihen—
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

KÖNIG nach einem grossen Stillschweigen.

Ich liess euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen,
Mahlt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maasstab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der erste, dem ihr euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiss. Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfasst, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, dass ich sie erfahren,
Und wie ich sie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der sich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift also selbst,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln — Aber
Flieht meine Inquisition. — Es sollte
Mir leid thun —

MARQUIS.

Wirklich? Sollt' es das?

KÖNIG in seinem Anblick verloren.

Ich habe
Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein!
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero seyn. Ich will es nicht seyn — will
Es gegen euch nicht seyn. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verdorren.
Ihr selbst, ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu seyn.

MARQUIS rasch.

Und meine
Mitbürger, Sire?—O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht *meine* Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire?—

KÖNIG.

Und wenn
Ihr so gut wisset, wie die Folgezeit
Mich richten wird, so lerne sie an euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

MARQUIS.

O! der gerechteste
Der Könige sey nicht mit einem Male
Der ungerechteste — in Ihrem Flandern
Sind tausend Bessere als ich. Nur *Sie* —
Darf ich es frei gestehen, grosser König? —
Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum ersten Mal die Freiheit.

KÖNIG mit gemildertem Ernst.

Nichts mehr
Von diesem Inhalt, junger Mann. — Ich weiss,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menschen erst, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal gesehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

MARQUIS.

Lassen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich bestächen?

KÖNIG.

Diesen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr seyd von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pause.)

* Die erste Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:

Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vatersorge stillem Kreis
Erscheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er sich der Liebe heilige
Mysterien unedel zu beschleichen.
Die Menschheit zweifle, ob er ist. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge sich der Künstler
Der angenehm betrogenen Maschine.

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

(Da sich der Marquis zu bedenken scheint.)

Ich versteh' euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich seyn
Als Gatte?

MARQUIS.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der liebenswürdigsten
Gemahlinn einen Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Sire, so sind Sie
Der Glücklichste durch Beides.

KÖNIG mit finstrer Miene.

Nein! ich bin's nicht!
Und dass ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt als eben jetzt —

(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

MARQUIS.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

KÖNIG.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — Eine
So tugendhafte Königinn!

MARQUIS.

Wer kann
Es wagen, Sire!

KÖNIG.

Die Welt! Die Lästerung!
Ich selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Mich fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn *sie* — sie fähig sollte
Gewesen seyn, *so* tief sich zu entehren,
O wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, dass eine Eboli verleumdet?
Hasst nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiss ich nicht, dass Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth als sie Alle.

MARQUIS.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lästerung — Es heisst
Weibliche Tugend.

KÖNIG.

Ja! das sag' ich auch.
So tief, als man die Königinn bezüchtigt,
Herab zu sinken, kostet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reissen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt, ihr seyd gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menschen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

MARQUIS überrascht und erschrocken.

Mich, Sire?

KÖNIG.

Ihr standet
Vor eurem Herrn, und habt nichts für euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht seyn. Leidenschaft wird euern Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforscht das Herz der Königinn. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt verlasst mich!

(Er zieht eine Glocke.)

MARQUIS.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

KÖNIG reicht ihm die Hand zum Kusse.

Er ist kein
Verlorner in dem meinigen.

(Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.)

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

VIERTER AKT.

ERSTER AUFTRITT.

Saal bei der Königinn.

DIE KÖNIGINN. DIE HERZOGINN OLIVAREZ. DIE PRINZESSINN VON EBOLI. DIE GRÄFINN FUENTES *und noch andere Damen.*

KÖNIGINN zur Oberhofmeisterinn, indem sie aufsteht.

Der Schlüssel fand sich also nicht? — So wird
Man die Schatulle mir erbrechen müssen,
Und zwar sogleich —

(Da sie die Prinzessinn von Eboli gewahr wird, welche sich ihr nähert und ihr die Hand küsst.)

Wilkommen, liebe Fürstinn.
Mich freut, Sie wieder hergestellt zu finden —
Zwar noch sehr blass —

FUENTES etwas tückisch.

Die Schuld des bösen Fiebers,
Das ganz erstaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzessinn?

KÖNIGINN.

Sehr hab' ich gewünscht,
Sie zu besuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

OLIVAREZ.

Die Fürstinn Eboli
Litt wenigstens nicht Mangel an Gesellschaft. —

KÖNIGINN.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

EBOLI.

Nichts — gar nichts, meine Königinn. Ich bitte
Um die Erlaubniss, wegzugehen.

KÖNIGINN.

Sie
Verhehlen uns, sind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen sauer. Helfen Sie ihr, Gräfinn,
Auf dieses Tabouret sich niedersetzen.

EBOLI.

Im Freien wird mir besser.

(Sie geht ab.)

KÖNIGINN.

Folgen Sie
Ihr, Gräfinn — Welche Anwandlung!

(Ein Page tritt herein, und spricht mit der Herzoginn, welche sich alsdann zur Königinn wendet.)

OLIVAREZ.

Der Marquis

Von Posa, Ihre Majestät — Er kommt
Von seiner Majestät, dem König.

KÖNIGINN.

Ich
Erwart' ihn.

(Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thür.)

ZWEITER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA. DIE VORIGEN.

(Der Marquis lässt sich auf ein Knie vor der Königinn nieder, welche ihm einen Wink gibt, aufzustehen.)

KÖNIGINN.

Was ist meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn öffentlich —

MARQUIS.

Mein Auftrag lautet
An Ihre königliche Majestät allein.

(Die Damen entfernen sich auf einen Wink der Königinn.)

DRITTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGINN. MARQUIS VON POSA.

KÖNIGINN voll Verwunderung.

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Sie an mich abgeschickt vom König?

MARQUIS.

Dünkt
Das Ihre Majestät so sonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

KÖNIGINN.

Nun so ist die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muss gestehen.

MARQUIS.

Dass es seltsam klingt?
Das mag wohl seyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Ist noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

KÖNIGINN.

An grössern kaum.

MARQUIS.

Gesetzt, ich hätte mich
Bekehren lassen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu spielen?
Den Sonderling! Was heisst auch das? Wer sich
Den Menschen nützlich machen will, muss doch
Zuerst sich ihnen gleich zu stellen suchen.
Wozu der Sekte prahlerische Tracht?
Gesetzt — Wer ist von Eitelkeit so frei,
Um nicht für seinen Glauben gern zu werben?
Gesetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu setzen?

KÖNIGINN.

Nein! — Nein, Marquis.
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.

MARQUIS.

Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.

KÖNIGINN.

Was ich höchstens
Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich fast befremden könnte, wäre — wäre —

MARQUIS.

Zweideutelei. Kann seyn.

KÖNIGINN.

Unredlichkeit
Zum wenigsten. Der König wollte mir
Wahrscheinlich nicht durch Sie entbieten lassen,
Was Sie mir sagen werden.

MARQUIS.

Nein.

KÖNIGINN.

Und kann
Die gute Sache schlimme Mittel adeln?
Kann sich — verzeihen Sie mir diesen Zweifel! —
Ihr edler Stolz zu diesem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es. —

MARQUIS.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten soll, den König zu betrügen.
Doch das ist meine Meinung nicht. Ihm selbst
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

KÖNIGINN.

Daran
Erkenn' ich Sie, und nun genug! Was macht er?

MARQUIS.

Der König? — Wie es scheint, bin ich sehr bald
An meiner strengen Richterinn gerächt.
Was ich so sehr nicht zu erzählen eile,
Eilt Ihre Majestät, wie mir geschienen,
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört muss es doch werden! Der Monarch
Lässt Ihre Majestät ersuchen, dem
Ambassadeur von Frankreich kein Gehör
Für heute zu bewilligen. Das war
Mein Auftrag. Er ist abgethan.

KÖNIGINN.

Und das
Ist alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu sagen haben?

MARQUIS.

Alles ungefähr,
Was mich berechtigt hier zu seyn.

KÖNIGINN.

Ich will
Mich gern bescheiden, Marquis, nicht zu wissen,
Was mir vielleicht Geheimniss bleiben muss —

MARQUIS.

Das *muss* es, meine Königinn — Zwar, wären
Sie nicht *Sie* selbst, ich würde eilen, Sie
Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewissen Menschen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bei Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie sollen's nie erfahren. Alles dies
Ist ja nicht so viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

KÖNIGINN.

Wie verliessen Sie ihn?

MARQUIS.

Wie
Den einz'gen Weisen seiner Zeit, dem es
Verbrechen ist, die Wahrheit anzubeten —
Und eben so beherzt für *seine* Liebe,
Wie jener für die seinige zu sterben.
Ich bringe wenig Worte. — Aber hier,
Hier ist er selbst.

(Er gibt der Königinn einen Brief.)

KÖNIGINN nachdem sie ihn gelesen.
Er muss mich sprechen, sagt er.

MARQUIS.
Das sag' ich auch.

KÖNIGINN.
Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit seinen Augen sieht, dass ich
Es auch nicht bin?

MARQUIS.
Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entschloss'ner.

KÖNIGINN.
Wie?

MARQUIS.
Der Herzog Alba ist ernannt nach Flandern.

KÖNIGINN.
Ernannt — so hör' ich.

MARQUIS.
Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr ist's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

KÖNIGINN.
Wissen Sie
Es zu verhindern?

MARQUIS.
Ja — vielleicht. Das Mittel
Ist fast so schlimm, als die Gefahr. Es ist
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weiss
Von keinem andern.

KÖNIGINN.
Nennen Sie mir's.

MARQUIS.
Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königinn, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Abscheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —

KÖNIGINN.
Rebellion —

MARQUIS.
Er soll
Dem König ungehorsam werden, soll
Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Losung auf. Die gute Sache
Wird stark durch einen Königssohn. Er mache
Den span'schen Thron durch seine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüssel ihm bewilligen.

KÖNIGINN.
Sie sprachen
Ihn heute und behaupten das?

MARQUIS.
Weil ich
Ihn heute sprach.

KÖNIGINN nach einer Pause.
Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erschreckt und—reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Dass Sie nicht Unrecht haben. — Die Idee
Ist kühn, und eben darum, glaub' ich,
Gefällt sie mir. Ich will sie reifen lassen.
Weiss sie der Prinz?

MARQUIS.
Er sollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum erstenmal sie hören.

KÖNIGINN.
Unstreitig! Die Idee ist gross. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

MARQUIS.
Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiser Karls, so klug
Im Kabinet, als fürchterlich im Felde.

KÖNIGINN mit Lebhaftigkeit.
Nein! die Idee ist gross und schön — Der Prinz
Muss handeln. Lebhaft fühl' ich das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn spielen sieht,
Drückt mich an seiner Statt zu Boden — Frankreich
Versprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muss handeln. —
Doch dieser Anschlag fordert Geld.

MARQUIS.
Auch das liegt schon
Bereit —

KÖNIGINN.
Und dazu weiss ich Rath.

MARQUIS.
So darf ich
Zu der Zusammenkunft ihm Hoffnung geben?

KÖNIGINN.
Ich will mir's überlegen.

MARQUIS.
Karlos dringt
Auf Antwort, Ihre Majestät. — Ich hab'
Ihm zugesagt, nicht leer zurückzukehren.
(Seine Schreibtafel der Königinn reichend.)
Zwei Zeilen sind für jetzt genug —

KÖNIGINN nachdem sie geschrieben.
Werd' ich
Sie wiederseh'n?

MARQUIS.
So oft Sie es befehlen.

KÖNIGINN.
So oft — so oft ich es befehle? — Marquis!
Wie muss ich diese Freiheit mir erklären?

MARQUIS.
So arglos als *Sie* immer können. Wir
Geniessen sie, das ist genug — das ist
Für meine Königinn genug.

KÖNIGINN abbrechend.
Wie sollt' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freiheit endlich
Noch diese Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn sie durch *ihn* es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen stillen Antheil —

MARQUIS mit Feuer.
O ich wusst' es,
Ich musste hier verstanden werden —
(Herzoginn Olivarez erscheint an der Thür.)

KÖNIGINN fremd zum Marquis.
Was
Von meinem Herrn, dem König, kommt, werd' ich
Als ein Gesetz verehren. Gehen Sie,
Ihm meine Unterwerfung zu versichern!
(Sie gibt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

Gallerie.

DON KARLOS *und* GRAF LERMA.

KARLOS.
Hier sind wir ungestört. Was haben Sie

Mir zu entdecken?

LERMA.

Eure Hoheit hatten
An diesem Hofe einen Freund.

KARLOS stutzt.

Den ich
Nicht wüsste! — Wie? Was wollen Sie damit?

LERMA.

So muss ich um Vergebung bitten, dass
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigstens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir selbst.

KARLOS.

Von wem
Ist denn die Rede?

LERMA.

Marquis Posa —

KARLOS.

Nun?

LERMA.

Wenn etwa mehr, als Jemand wissen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewusst seyn sollte,
Wie ich beinahe fürchte —

KARLOS.

Wie Sie fürchten?

LERMA.

— Er war beim König.

KARLOS.

So?

LERMA.

Zwei volle Stunden,
Und in sehr heimlichem Gespräch.

KARLOS.

Wahrhaftig?

LERMA.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

KARLOS.

Das will ich glauben.

LERMA.

Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern Malen.

KARLOS.

Hoffentlich
Kein schlimmes Zeichen.

LERMA.

Auch ward heute Morgen
Im Schlafgemache Seiner Majestät
Der Königinn sehr räthselhaft erwähnt.

KARLOS tritt bestürzt zurück.

Graf Lerma?

LERMA.

Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulassen.

KARLOS.

Das
Ist wirklich viel.

LERMA.

Ganz ohne Beispiel, Prinz,
So lang' mir dünkt, dass ich dem König diene.

KARLOS.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, sagten Sie?
Wie ward der Königinn erwähnt?

LERMA tritt zurück.

Nein, Prinz,
Nein! Das ist wider meine Pflicht.

KARLOS.

Wie seltsam!
Sie sagen mir das Eine, und verhehlen
Das Andre mir.

LERMA.

Das Erste war ich Ihnen,
Das Zweite bin ich dem Monarchen schuldig.

KARLOS.

— Sie haben Recht.

LERMA.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre stets gekannt.

KARLOS.

Dann haben
Sie ihn sehr gut gekannt.

LERMA.

Jedwede Tugend
Ist fleckenfrei bis auf den Augenblick
Der Probe.

KARLOS.

Auch wohl hier und da noch drüber.

LERMA.

Und eines grossen Königs Gunst dünkt mir
Der Frage werth. An diesem goldnen Angel
Hat manche starke Tugend sich verblutet.

KARLOS.

O ja.

LERMA.

Oft sogar ist es weise, zu entdecken,
Was nicht verschwiegen bleiben kann.

KARLOS.

Ja! weise!
Doch, wie Sie sagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

LERMA.

Ist er
Es *noch*, so macht mein Zweifel ihn nicht schlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

(Er will gehen.)

KARLOS folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand.

Dreifach
Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich sehe
Um einen Freund mich reicher, und es kostet
Mir den nicht, den ich schon besass.

(Lerma geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA *kommt durch die Gallerie.*
KARLOS.

MARQUIS.

Karl! Karl!

KARLOS.

Wer ruft? Ah! Du bist's! Eben recht. Ich eile
Voraus ins Kloster. Komm bald nach.

(Er will gehen.)

MARQUIS.

Nur zwei
Minuten — bleib.

KARLOS.

Wenn man uns überfiele —

MARQUIS.

Man wird doch nicht. Es ist sogleich geschehen.
Die Königinn —

KARLOS.

Du warst bei meinem Vater?

MARQUIS.

Er liess mich rufen; ja.

KARLOS voll Erwartung.

Nun?

MARQUIS.

Es ist richtig.
Du wirst sie sprechen.

KARLOS.

Und der König? Was
Will denn der König?

MARQUIS.

Der? Nicht viel. — Neugierde,
Zu wissen, wer ich bin. — Dienstfertigkeit
Von unbestellten guten Freunden. Was
Weiss ich? Er bot mir Dienste an.

KARLOS.

Die du
Doch abgelehnt?

MARQUIS.

Versteht sich.

KARLOS.

Und wie kamt
Ihr auseinander?

MARQUIS.

Ziemlich gut.

KARLOS.

Von mir
War also wohl die Rede nicht?

MARQUIS.

Von dir?
Doch. Ja. Im Allgemeinen.

(Er zieht ein Souvenir heraus und gibt es dem Prinzen.)

Hier vorläufig
Zwei Worte von der Königinn, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

KARLOS lies't sehr zerstreut, steckt die Schreibtafel ein, und will gehen.

Beim Prior
Triffst du mich also.

MARQUIS.

Warte doch. Was eilst du?
Es kommt ja Niemand.

KARLOS mit erkünsteltem Lächeln.

Haben wir denn wirklich
Die Rollen umgetauscht? Du bist ja heute
Erstaunlich sicher.

MARQUIS.

Heute? Warum heute?

KARLOS.

Und was schreibt mir die Königinn?

MARQUIS.

Hast du
Denn nicht im Augenblick gelesen?

KARLOS.

Ich?
Ja so.

MARQUIS.

Was hast du denn? Was ist dir?

KARLOS lies't das Geschriebene noch einmal. Entzückt und feurig.

Engel
Des Himmels! Ja! Ich will es seyn — ich will —
Will deiner werth seyn — Grosse Seelen macht
Die Liebe grösser. Sey's auch, was es sey.
Wenn *du* es mir gebietest, ich gehorche. —
Sie schreibt, dass ich auf eine wichtige
Entschliessung mich bereiten soll. Was kann
Sie damit meinen? Weisst du nicht?

MARQUIS.

Wenn ich's
Auch wüsste, Karl — bist du auch jetzt gestimmt,
Es anzuhören?

KARLOS.

Hab' ich dich beleidigt?
Ich war zerstreut. Vergib mir, Roderich.

MARQUIS.

Zerstreut? Wodurch?

KARLOS.

Durch — ich weiss selber nicht.
Dies Souvenir ist also mein?

MARQUIS.

Nicht ganz!
Vielmehr bin ich gekommen, mir sogar
Deins auszubitten.

KARLOS.

Meins? Wozu?

MARQUIS.

Und was
Du etwa sonst an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
An Briefen oder abgerissenen
Koncepten bei dir führst — kurz deine
Brieftasche —

KARLOS.

Wozu aber?

MARQUIS.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Ueberraschung steh'n? Bei mir
Sucht sie doch Niemand. Gib.

KARLOS sehr unruhig.

Das ist doch seltsam!
Woher auf einmal diese —

MARQUIS.

Sey ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewisslich nicht. Es ist Behutsamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So wahrlich nicht, dass du erschrecken solltest.

KARLOS gibt ihm die Brieftasche.

Verwahr' sie gut.

MARQUIS.

Das werd' ich.

KARLOS sieht ihn bedeutend an.

Roderich!
Ich gab dir viel.

MARQUIS.

Noch immer nicht so viel,
Als ich von dir schon habe — Dort also
Das Uebrige, und jetzt leb' wohl — leb' wohl!

(Er will gehen.)

KARLOS kämpft zweifelhaft mit sich selbst — endlich ruft er ihn zurück.

Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von diesem Brief zu trennen fällt mir schwer.
Lass mir den Brief — nur den — das Uebrige
Nimm alles.

(Er nimmt ihn heraus und gibt die Brieftasche zurück.)

MARQUIS.

Karl, ich thu' es ungern. Just
Um diesen Brief war mir's zu thun,

KARLOS.

Leb' wohl!

(Er geht langsam und still weg, an der Thür bleibt er einen Augenblick stehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief.)

Da hast du ihn.

(Seine Hand zittert. Thränen stürzen aus seinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust.)

Das kann mein Vater nicht?
Nicht wahr, mein Roderich? *Das* kann er doch nicht?
(Er geht schnell fort.)

SECHSTER AUFTRITT.

MARQUIS sieht ihm erstaunt nach.

Wär's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen
Wär' diese Falte wirklich mir entgangen?
Misstrauen gegen seinen Freund!
Nein! Es ist Lästerung! — Was that er mir,
Dass ich der Schwächen schwächster ihn verklage?
Was ich ihn zeihe, werd' ich selbst — Befremden —
Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieser seltsamen Verschlossenheit
Zu seinem Freunde sich verseh'n? — Auch schmerzen!
Ich kann dir's nicht ersparen, Karl, und länger
Muss ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäss, dem er
Sein heiliges Geheimniss übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? — Genug,
Dass ich sie still an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist.
(Er geht ab.)

SIEBENTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *in einem Sessel — neben ihm die Infantinn* KLARA EUGENIA.

KÖNIG nach einem tiefen Stillschweigen.
Nein! Es ist dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dies blaue Auge ist ja mein! Find' ich
In jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du bist mein Blut!
(Er stutzt und hält inne.)
Mein Blut!
Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind sie die *seinigen* nicht auch?
(Er hat das Medaillon in die Hand genommen, und sieht wechselsweise auf das Bild und in einen gegenüber stehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, steht schnell auf und drückt die Infantinn von sich.)
Weg! Weg!
In diesem Abgrund geh' ich unter.

ACHTER AUFTRITT.

GRAF LERMA. DER KÖNIG.

LERMA.
Eben
Sind Ihre Majestät, die Königinn,
Im Vorgemach erschienen.

KÖNIG.
Jetzt?

LERMA.
Und bitten
Um gnädigstes Gehör —

KÖNIG.
Jetzt aber? Jetzt?
In dieser ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich sie nicht sprechen — jetzt nicht —

LERMA.
Hier
Sind Ihre Majestät schon selbst —
(Er geht ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. DIE KÖNIGINN *tritt herein.* DIE INFANTINN.

(Die Letztere fliegt ihr entgegen und schmiegt sich an sie an. Die Königinn fällt vor dem Könige nieder, welcher stumm und verwirrt steht.)

KÖNIGINN.
Mein Herr
Und mein Gemahl — ich muss — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu suchen.

KÖNIG.
Gerechtigkeit? —

KÖNIGINN.
Unwürdig seh' ich mir
An diesem Hof begegnet. Meine
Schatulle ist erbrochen —

KÖNIG.
Was?

KÖNIGINN.
Und Sachen
Von grossem Werth für mich daraus verschwunden—

KÖNIG.
Von grossem Werth für Sie? —

KÖNIGINN.
Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreistigkeit
Vermögend wäre —

KÖNIG.
Dreistigkeit — Bedeutung —
Doch — stehn Sie auf!

KÖNIGINN.
Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Versprechen Sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu stellen;
Wo nicht, von einem Hofstaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verbirgt —

KÖNIG.
Stehn Sie doch auf —
In dieser Stellung — Stehn Sie auf —

KÖNIGINN steht auf.
Dass er
Von Range seyn muss, weiss ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Demanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte sich mit Briefen —

KÖNIG.
Die ich doch —

KÖNIGINN.
Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und dann ein Medaillon von dem Infanten.

KÖNIG.
Von —

KÖNIGINN.
Dem Infanten, Ihrem Sohn.

KÖNIG.
An Sie?

KÖNIGINN.
An mich.

KÖNIG.
Von dem Infanten? Und das sagen
Sie *mir?*

KÖNIGINN.
Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

KÖNIG.

Mit dieser Stirne?

KÖNIGINN.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern Sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beiden Kronen
Don Karlos mir nach Saint Germain geschrieben.
Ob auch das Bild, womit er sie begleitet,
In diese Freiheit einbedungen worden,
Ob seine rasche Hoffnung eigenmächtig
Sich diesen kühnen Schritt erlaubt—das will
Ich zu entscheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, so war es die
Verzeihlichste—da bin ich für ihn Bürge.
Denn damals fiel ihm wohl nicht bei, dass es
Für seine Mutter wäre —

(Sieht die Bewegung des Königs.)

Was ist das?
Was haben Sie?

INFANTINN, welche unterdessen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit gespielt hat, bringt es der Königinn.

Ach! Sieh da, meine Mutter!
Das schöne Bild —

KÖNIGINN.

Was denn, mein —

(Sie erkennt das Medaillon, und bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Beide sehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillschweigen:)

Wahrlich, Sire!
Dies Mittel, seiner Gattinn Herz zu prüfen,
Dünkt mir sehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

KÖNIG.

Das Fragen ist an mir.

KÖNIGINN.

Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unschuld wenigstens nicht leiden. —
Wenn also dieser Diebstahl Ihr Befehl
Gewesen —

KÖNIG.

Ja.

KÖNIGINN.

Dann hab' ich Niemand anzuklagen,
Und Niemand weiter zu bedauern — Niemand
Als *Sie*, dem *die* Gemahlinn nicht geworden,
Bei welcher solche Mittel sich verlohnen.

KÖNIG.

Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madam,
Zum zweiten Male soll sie mich nicht täuschen,
Wie in Aranjuez sie mich getäuscht.
Die engelreine Königinn, die damals
Mit so viel Würde sich vertheidigt—jetzt
Kenn' ich sie besser.

KÖNIGINN.

Was ist das?

KÖNIG.

Kurz also
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Ist's wahr,
Noch wahr, dass Sie mit Niemand dort gesprochen?
Mit Niemand? Ist das wirklich wahr?

KÖNIGINN.

Mit dem Infanten
Hab' ich gesprochen. Ja.

KÖNIG.

Ja? — — Nun, so ist's
Am Tage. Es ist offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

KÖNIGINN.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verletzen war, so fürcht' ich,
Stand eine gröss're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte.

KÖNIG.

Warum verläugneten Sie mir?

KÖNIGINN.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Höflinge, auf Delinquenten-Weise
Verhören mich zu lassen. Wahrheit werde
Ich nicht verläugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte sie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majestät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Ist etwa die versammelte Grandezza
Der Richterstuhl, vor welchem Königinnen
Zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft
Gezogen werden? Ich gestattete
Dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter setzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lüstern war,
Mit Eurer Majestät um diese Freiheit
Vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

KÖNIG.

Sie sprechen kühn, Madam, sehr —

KÖNIGINN.

Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch schwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, sich zu
Erfreuen hat in seines Vaters Herzen —

KÖNIG.

Die er verdient?

KÖNIGINN.

Denn warum soll ich es
Verbergen, Sire? — Ich schätz' ihn sehr und lieb' ihn,
Als meinen theuersten Verwandten, der
Einst werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einsehn lernen, dass er mir
Gerade darum fremder sollte seyn,
Als jeder Andre, weil er ehedem
Vor jedem Andern theuer mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
Wie sie für gut es findet, soll es ihr
Doch etwas schwerer werden, sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden sehn —

KÖNIG.

Elisabeth! Sie haben
In schwachen Stunden mich gesehen. Diese
Erinnerung macht Sie so kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Festigkeit geprüft. — Doch fürchten
Sie desto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raserei mich führen.

KÖNIGINN.

Was hab' ich denn begangen?

KÖNIG nimmt ihre Hand.

Wenn es ist,
Doch ist — und ist es denn nicht schon? — wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgehäuftes Maas
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —

(Er lässt ihre Hand los.)

Ich kann
Auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!

KÖNIGINN.

Was hab' ich denn begangen?

KÖNIG.

Dann meinetwegen fliesse Blut —

KÖNIGINN.

So weit
Ist es gekommen — Gott!

KÖNIG.

Ich kenne
Mich selbst nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

KÖNIGINN.

Wie sehr
Beklag' ich Eure Majestät —

KÖNIG ausser Fassung.

Beklagen!
Das Mitleid einer Buhlerinn —

INFANTINN hängt sich erschrocken an ihre Mutter.

Der König zürnt,
Und meine schöne Mutter weint.

(König stösst das Kind unsanft von der Königinn.)

KÖNIGINN mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme.

Dies Kind
Muss ich doch sicher stellen vor Misshandlung.
Komm mit mir, meine Tochter!

(Sie nimmt sie auf den Arm.)

Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, so muss ich jenseits
Der Pyrenäen Bürgen kommen lassen,
Die unsre Sache führen.

(Sie will gehen.)

KÖNIG betreten.

Königinn?

KÖNIGINN.

Ich kann nicht mehr — das ist zu viel —

(Sie will die Thür erreichen, und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden.)

KÖNIG hinzueilend, voll Bestürzung.

Gott! was ist das? —

INFANTINN ruft voll Schrecken.

Ach! Meine Mutter blutet!

(Sie eilt hinaus.)

KÖNIG ängstlich um sie beschäftigt.

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,
Dass Sie so hart mich strafen? Stehn Sie auf!
Erholen Sie Sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überrascht uns — Stehn Sie auf! — Soll sich
Mein ganzer Hof an diesem Schauspiel weiden?
Muss ich Sie bitten, aufzustehn?

(Sie richtet sich auf, von dem Könige unterstützt.)

ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ALBA, DOMINGO, *treten erschrocken herein. Damen folgen.*

KÖNIG.

Man bringe
Die Königinn zu Hause. Ihr ist übel.

(Die Königinn geht ab, begleitet von den Damen. Alba und Domingo treten näher.)

ALBA.

Die Königinn in Thränen, und auf ihrem
Gesichte Blut —

KÖNIG.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

ALBA. DOMINGO.

Wir?

KÖNIG.

Die mir
Genug gesagt, zum Rasen mich zu bringen;
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

ALBA.

Wir gaben,
Was wir gehabt —

KÖNIG.

Die Hölle dank' es euch.
Ich habe, was mich reut, gethan. War das
Die Sprache eines schuldigen Gewissens?

MARQUIS VON POSA noch ausserhalb der Scene.

Ist der Monarch zu sprechen?

EILFTER AUFTRITT.

MARQUIS VON POSA. DIE VORIGEN.

KÖNIG bei dieser Stimme lebhaft auffahrend, und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend.

Ach! Das ist er!
Seyd mir willkommen, Marquis — Euer, Herzog
Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlasst uns!

(Alba und Domingo sehen einander mit stummer Verwunderung an, und gehen.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *und* MARQUIS VON POSA.

MARQUIS.

Sire!
Dem altem Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, sich so entfernt zu sehn.

KÖNIG.

Euch ziemt
Es, *so* zu denken, *so* zu handeln mir.
Was Ihr in wenig Stunden mir gewesen,
War Er in einem Menschenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunst
Soll hell und weit auf Eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet sehn.

MARQUIS.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu seyn?

KÖNIG.

Was bringt
Ihr mir?

MARQUIS.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem schrecklichen Gerüchte,
Das mir unglaublich däucht — Ein heftiger
Wortwechsel — Blut — die Königinn —

KÖNIG.

Ihr kommt von dort?

MARQUIS.

Entsetzen sollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majestät indess vielleicht
Etwas geschehen wäre — Wichtige

Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

KÖNIG.

Nun?

MARQUIS.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

(Er gibt Karlos Brieftasche dem Könige.)

KÖNIG durchsieht sie begierig.

Ein Schreiben
Vom Kaiser, meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entsinne?

(Er lies't es durch, legt es bei Seite und eilt zu den andern Papieren.)

Der Plan zu einer Festung — Abgerissne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand sollt' ich doch kennen!
Es ist von einer Dame.

(Er lies't aufmerksam, bald laut, bald leise.)

« Dieser Schlüssel — —
Die hintern Zimmer in dem Pavillon
Der Königinn » — — Ha! Was wird das? — « Hier darf
Die Liebe frei — Erhörung — schöner Lohn »
Satanische Verrätherei! Jetzt kenn' ich's,
Sie ist es. Es ist ihre Hand!

MARQUIS.

Die Hand
Der Königinn? Unmöglich —

KÖNIG.

Der Prinzessinn
Von Eboli —

MARQUIS.

So wär' es wahr, was mir
Unlängst der Page Henarez gestanden,
Der Brief und Schlüssel überbrachte.

KÖNIG des Marquis Hand fassend, in heftiger Bewegung.

Marquis!
Ich sehe mich in fürchterlichen Händen!
Dies Weib — Ich will es nur gestehen — Marquis,
Dies Weib erbrach der Königinn Schatulle,
Die erste Warnung kam von ihr — Wer weiss,
Wie viel der Mönch drum wissen mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenstück betrogen.

MARQUIS.

Dann wär' es ja noch glücklich —

KÖNIG.

Marquis! Marquis!
Ich fange an zu fürchten, dass ich meiner
Gemahlinn doch zu viel gethan —

MARQUIS.

Wenn zwischen
Dem Prinzen und der Königinn geheime
Verständnisse gewesen sind, so waren
Sie sicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
Als dessen man sie angeklagt. Ich habe
Gewisse Nachricht, dass des Prinzen Wunsch,
Nach Flandern abzureisen, in dem Kopfe
Der Königinn entsprang.

KÖNIG.

Ich glaubt' es immer.

MARQUIS.

Die Königinn hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
Noch sagen? — Mit Empfindlichkeit sieht sie
In ihrer stolzen Hoffnung sich getäuscht,
Und von des Thrones Antheil ausgeschlossen.
Des Prinzen rasche Jugend bot sich ihren
Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob sie lieben kann.

KÖNIG.

Vor ihren
Staatsklugen Planen zittr' ich nicht.

MARQUIS.

Ob sie geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts Schlimmeres zu fürchten? Diese Frage
Scheint mir der Untersuchung werth. Hier, glaub' ich,
Ist eine streng're Wachsamkeit vonnöthen —

KÖNIG.

Ihr haftet mir für ihn. —

MARQUIS nach einigem Bedenken.

Wenn Eure Majestät
Mich fähig halten, dieses Amt zu führen,
So muss ich bitten, es uneingeschränkt
Und *ganz* in meine Hand zu übergeben, —

KÖNIG.

Das soll geschehen.

MARQUIS.

Wenigstens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu stören —

KÖNIG.

Durch keinen. Ich versprech' es Euch. Ihr war't
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für diesen Wink euch schuldig!

(Zu Lerma, der bei den letzten Worten hereintritt.)

Wie verliesst ihr
Die Königinn?

LERMA.

Noch sehr erschöpft von ihrer Ohnmacht.

(Er sieht den Marquis mit zweideutigen Blicken an und geht.)

MARQUIS nach einer Pause zum Könige.

Noch eine Vorsicht scheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entschlüssen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, diesem Fall
Durch ein geschwindes Mittel zu begegnen.

KÖNIG.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

MARQUIS.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majestät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr sogleich
Desselben zu bedienen — und —

(Wie sich der König zu bedenken scheint)

Es bliebe
Für's erste Staatsgeheimniss, bis —

KÖNIG zum Schreibepult gehend, und den Verhaftsbefehl niederschreibend.

Das Reich
Ist auf dem Spiele — Ausserordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

MARQUIS empfängt den Verhaftsbefehl.)

Es ist auf's Aeusserste, mein König.

KÖNIG legt die Hand auf seine Schulter.

Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen,
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.

(Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

Gallerie.

KARLOS *kommt in der grössten Beängstigung.* GRAF LERMA *ihm entgegen.*

KARLOS.
Sie such' ich eben.

LERMA.
Und ich Sie.

KARLOS.
Ist's wahr?
Um Gottes willen, ist es wahr?

LERMA.
Was denn?

KARLOS.
Dass er den Dolch nach ihr gezückt? dass man
Aus seinem Zimmer blutig sie getragen?
Bei allen Heiligen! antworten Sie!
Was muss ich glauben? Was ist wahr?

LERMA.
Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte sich im Fallen.
Sonst war es nichts.

KARLOS.
Sonst hat es nicht Gefahr?
Sonst nicht? Bei Ihrer Ehre, Graf?

LERMA.
Nicht für
Die Königinn — doch desto mehr für Sie.

KARLOS.
Für meine Mutter nicht! Nun Gott sey Dank!
Mir kam ein schreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König rase gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniss sey entdeckt.

LERMA.
Das letzte
Kann auch wohl wahr seyn —

KARLOS.
Wahr seyn! Wie?

LERMA.
Prinz, eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Nützen Sie
Die zweite besser.

KARLOS.
Wie?

LERMA.
Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, sah ich vor wen'gen Tagen
Ein Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

KARLOS *etwas bestürzt.*
So eines
Besitz' ich. Ja — Nun? —

LERMA.
Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriss, mit Perlen eingefasst —

KARLOS.
Ganz recht.

LERMA.
Als ich vorhin ganz unvermuthet
In's Cabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in seiner Hand zu sehen,
Und Marquis Posa stand bei ihm —

KARLOS *nach einem kurzen erstarrenden Stillschweigen, heftig.*
Das ist
Nicht wahr.

LERMA *empfindlich.*
Dann freilich bin ich ein Betrüger.

KARLOS *sieht ihn lange an.*
Der sind Sie. Ja.

LERMA.
Ach! ich verzeih' es Ihnen.

KARLOS *geht in schrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm stehen.*
Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unschuldsvollen Bande dir gethan,
Die du mit höllischer Geschäftigkeit
Zu reissen dich beiferst?

LERMA.
Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

KARLOS.
O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

LERMA.
Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:
Wie vielen Dank, — sagt' er, als ich herein trat, —
Bin ich für diese Neuigkeit Euch schuldig!

KARLOS.
O stille! stille!

LERMA.
Herzog Alba soll
Gefallen seyn — dem Prinzen Ruy Gomez
Das grosse Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben seyn —

KARLOS *in tiefes Grübeln verloren.*
Und mir verschwieg er!
Warum verschwieg er mir?

LERMA.
Der ganze Hof
Staunt ihn schon als allmächtigen Minister,
Als unumschränkten Günstling an —

KARLOS.
Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
Wie seine eigne Seele. O das weiss ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht theurer seyn als Einer?
Sein Busen war für Einen Freund zu gross,
Und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend. Kann
Ich ihn drum schelten? — Ja! Es ist gewiss!
Jetzt ist's gewiss! Jetzt hab' ich ihn verloren!

(*Er geht seitwärts und verhüllt das Gesicht.*)

LERMA *nach einigem Stillschweigen.*
Mein bester Prinz, was kann ich für Sie thun?

KARLOS *ohne ihn anzusehen.*
Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu schenken.

LERMA.
Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

KARLOS *stützt sich auf das Geländer und sieht starr vor sich hinaus.*
Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlassen!

LERMA *nähert sich ihm mit theilnehmender Rührung.*
Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

KARLOS.
Auf meine Rettung? — Guter Mensch!

LERMA.
Und sonst,
Sonst haben Sie für Niemand mehr zu zittern?

KARLOS fährt auf.

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erst
Nicht lassen wollte und doch liess!

(Er geht, heftig und die Hände ringend, auf und nieder.)

Womit
Hat *sie* es denn verdient um ihn? *Sie* hätt' er
Doch schonen sollen! Lerma, hätt' er nicht?

(Rasch, entschlossen.)

Ich muss zu ihr — ich muss sie warnen, muss
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen schick' ich denn? Hab' ich denn Niemand mehr?
Gott sey gelobt! Noch Einen Freund — und hier
Ist nichts mehr zu verschlimmern.

(Schnell ab.)

LERMA folgt ihm und ruft ihm nach.

Prinz! Wohin?

(Geht ab.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGINN. ALBA. DOMINGO.

ALBA.

Wenn uns vergönnt ist, grosse Königinn —

KÖNIGINN.

Was steht zu Ihren Diensten?

DOMINGO.

Redliche Besorgniss
Für Ihrer königlichen Majestät
Erhabene Person erlaubt uns nicht
Bei einem Vorfall müssig still zu schweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

ALBA.

Wir eilen,
Durch unsre zeit'ge Warnung ein Komplott,
Das wider Sie gespielt wird, zu entkräften —

DOMINGO.

Und unsern Eifer — unsre Dienste zu
Den Füssen Ihrer Majestät zu legen.

KÖNIGINN sieht sie verwundernd an.

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weiss, wie ich sie schätzen muss — Sie nennen
Mir ein Komplott, das mich bedrohen soll.
Darf ich erfahren, wer — —

ALBA.

Wir bitten Sie,
Vor einem Marquis Posa Sich zu hüten,
Der für des Königs Majestät geheime
Geschäfte führt.

KÖNIGINN.

Ich höre mit Vergnügen,
Dass der Monarch so gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längst als einen guten Menschen,
Als einen grossen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchsts Gunst gerechter ausgetheilt —

DOMINGO.

Gerechter ausgetheilt? Wir wissen's besser.

ALBA.

Es ist längst kein Geheimniss mehr, wozu
Sich dieser Mensch gebrauchen lassen.

KÖNIGINN.

Wie?
Was wär' denn das? Sie spannen meine ganze
Erwartung.

DOMINGO.

— Ist es schon von lange,
Dass Ihre Majestät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgesehen?

KÖNIGINN.

Wie?

DOMINGO.

Und haben
Sie nichts darin vermisst von Kostbarkeiten?

KÖNIGINN.

Wie so? Warum? Was ich vermisse, weiss
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Posa? Wie
Kommt Marquis Posa damit in Verbindung?

ALBA.

Sehr nahe, Ihre Majestät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen diesen Morgen
Gesehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

KÖNIGINN nach einigem Nachdenken.

Sehr seltsam,
Bei Gott! und äusserst sonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwei Freunde, die ich nie besessen
Zu haben mich entsinnen kann — Denn wirklich

(indem sie einen durchdringenden Blick auf Beide heftet)

Muss ich gestehn, ich war schon in Gefahr,
Den schlimmen Dienst, der mir bei meinem Herrn
Geleistet worden — Ihnen zu vergeben.

ALBA.

Uns?

KÖNIGINN.

Ihnen.

DOMINGO.

Herzog Alba! Uns!

KÖNIGINN noch immer die Augen fest auf sie gerichtet.

Wie lieb
Ist es mir also, meine Uebereilung
So bald gewahr zu werden — Ohnehin
Hatt' ich beschlossen, Seine Majestät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu stellen. Um so besser nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugniss mich berufen.

ALBA.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernst?

KÖNIGINN.

Warum nicht?

DOMINGO.

Um alle Dienste zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgenen —

KÖNIGINN.

Im Verborg'nen?

(Mit Stolz und Ernst.)

Ich wünschte doch zu wissen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Priester, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wissen darf — — Bin ich
Unschuldig oder schuldig?

DOMINGO.

Welche Frage!

ALBA.

Doch, wenn der König so gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindesten nicht wäre?

KÖNIGINN.

Dann
Muss ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

(Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; jene entfernen sich nach einer andern Seite.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

Zimmer der Prinzessin von Eboli.

PRINZESSINN VON EBOLI. *Gleich darauf* KARLOS.

EBOLI.

So ist sie wahr, die ausserordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt?

KARLOS tritt herein.

Erschrecken Sie
Nicht, Fürstinn! Ich will sanft seyn, wie ein Kind.

EBOLI.

Prinz — diese Ueberraschung.

KARLOS.

Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

EBOLI.

Prinz!

KARLOS dringender.

Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, sagen Sie es mir.

EBOLI.

Was soll das?
Sie scheinen zu vergessen, Prinz — Was suchen
Sie bei mir?

KARLOS ihre Hand mit Heftigkeit fassend.

Mädchen, kannst du ewig hassen?
Verzeiht gekränkte Liebe nie?

EBOLI will sich losmachen.

Woran
Erinnern Sie mich, Prinz?

KARLOS.

An deine Güte
Und meinen Undank—Ach! ich weiss es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein sanftes Herz zerrissen, habe Thränen
Gepresst aus diesen Engelblicken—ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

EBOLI.

Prinz, lassen Sie mich—ich—

KARLOS.

Ich bin gekommen,
Weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
Auf deine gute, schöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieser Welt, als dich allein. Einst war'st
Du mir so gut—du wirst nicht ewig hassen,
Und wirst nicht unversöhnlich seyn.

EBOLI wendet das Gesicht ab.

O stille!
Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz! —

KARLOS.

Lass mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern,
An deine Liebe lass mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich so unwürdig mich verging. Lass mich
Jetzt gelten machen, was ich dir gewesen,
Was deines Herzens Träume mir gegeben—
Noch einmal — nur noch einmal stelle mich,
So wie ich damals war, vor deine Seele,
Und diesem Schatten opfre, was du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannst.

EBOLI.

O Karl!
Wie grausam spielen Sie mit mir!

KARLOS.

Sey grösser
Als dein Geschlecht. Vergiss Beleidigungen!
Thu, was vor dir kein Weib gethan—nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas Unerhörtes
Fordr' ich von dir—Lass mich—auf meinen Knien
Beschwör' ich dich—lass mich, zwei Worte lass mich
Mit meiner Mutter sprechen.

(Er wirft sich vor ihr nieder.)

SECHSZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MARQUIS VON POSA *stürzt herein, hinter ihm zwei Offiziere der königlichen Leibwache.*

MARQUIS athemlos, ausser sich dazwischentretend.

Was hat er
Gestanden? Glauben Sie ihm nicht!

KARLOS noch auf den Knieen, mit erhobner Stimme.

Bei Allem,
Was heilig —

MARQUIS unterbricht ihn mit Heftigkeit.

Er ist rasend. Hören Sie
Den Rasenden nicht an.

KARLOS lauter, dringender.

Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr!

MARQUIS zieht die Prinzessinn mit Gewalt von ihm.

Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.

(Zu einem von den Offizieren.)

Graf
Von Cordua! Im Namen des Monarchen.

(Er zeigt den Verhaftsbefehl.)

Der Prinz ist Ihr Gefangener.

(Karlos steht erstarrt, wie vom Donner gerührt. Die Prinzessinn stösst einen Laut des Schreckens aus und will fliehen, die Offiziere erstaunen. Eine lange und tiefe Pause. Man sieht den Marquis sehr heftig zittern und mit Mühe seine Fassung behalten.)

(Zum Prinzen.)

Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürstinn Eboli,
Sie bleiben; und

(zu dem Offizier.)

Sie haften mir dafür,
Dass seine Hoheit Niemand spreche—Niemand—
Sie selbst nicht, bei Gefahr des Kopfs!

(Er spricht noch Einiges leise mit dem Offizier, darauf wendet er sich zum andern.)

Ich werfe
Sogleich mich selbst zu des Monarchen Füssen,
Ihm Rechenschaft zu geben —

(Zu Karlos.)

Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

(Karlos lässt sich ohne Zeichen des Bewusstseyns hinwegführen—Nur im Vorübergehen lässt er einen matten, sterbenden Blick auf den Marquis fallen, der sein Gesicht verhüllt. Die Prinzessinn versucht es noch einmal zu entfliehen; der Marquis führt sie beim Arme zurück.)

SIEBZEHNTER AUFTRITT.

PRINZESSINN VON EBOLI. MARQUIS VON POSA.

EBOLI.

Um aller Himmel willen, lassen Sie
Mich diesen Ort —

MARQUIS führt sie ganz vor, mit fürchterlichem Ernst.

Was hat er dir gesagt,
Unglückliche?

EBOLI.

Nichts—Lassen Sie mich—Nichts—

MARQUIS hält sie mit Gewalt zurück. Ernster.

Wie viel hast du erfahren? Hier ist kein
Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt
Es Niemand mehr erzählen.

EBOLI sieht ihm erschrocken in's Gesicht.

Grosser Gott!
Was meinen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

MARQUIS zieht einen Dolch.

In der That, das bin
Ich sehr gesonnen. Mach' es kurz!

EBOLI.

Mich? Mich?
O ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

MARQUIS zum Himmel sehend, den Dolch auf ihre Brust gesetzt.

Noch ist's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über diese Lippen. Ich
Zerschmettre das Gefäss, und Alles bleibt,
Wie es gewesen—Spaniens Verhängniss
Und eines Weibes Leben! —

(Er bleibt in dieser Stellung zweifelhaft ruhen.)

EBOLI ist an ihm niedergesunken, und sieht ihm fest in's Gesicht.

Nun? Was zaudern Sie?
Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's.

MARQUIS lässt die Hand langsam sinken. Nach einem kurzen Besinnen.

Das wäre
So feig als es barbarisch ist—Nein! Nein!
Gott sey gelobt! —Noch gibt's ein andres Mittel!

(Er lässt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzessinn stürzt fort durch eine andere Thür.)

ACHTZEHNTER AUFTRITT.

Ein Zimmer der Königinn.

DIE KÖNIGINN *zur* GRÄFINN FUENTES.

Was für ein Auflauf im Palaste? Jedes
Getöse, Gräfinn, macht mir heute Schrecken.
O sehen Sie doch nach und sagen mir,
Was es bedeutet.

(Die Gräfinn Fuentes geht ab, und herein stürzt die Prinzessinn von Eboli.

NEUNZEHNTER AUFTRITT.

KÖNIGINN. PRINZESSINN VON EBOLI.

EBOLI athemlos, bleich und entstellt, vor der Königinn niedergesunken.

Königinn! Zu Hülfe!
Er ist gefangen.

KÖNIGINN.

Wer?

EBOLI.

Der Marquis Posa
Nahm, auf Befehl des Königs, ihn gefangen.

KÖNIGINN.

Wen aber? Wen?

EBOLI.

Den Prinzen.

KÖNIGINN.

Rasest du?

EBOLI.

So eben führen sie ihn fort.

KÖNIGINN.

Und wer
Nahm ihn gefangen?

EBOLI.

Marquis Posa.

KÖNIGINN.

Nun!
Gott sey gelobt, dass es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!

EBOLI.

Das sagen Sie
So ruhig, Königinn? so kalt? — O Gott!
Sie ahnen nicht — Sie wissen nicht —

KÖNIGINN.

Warum er
Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings sehr natürlich war.

EBOLI.

Nein! Nein!
Ich weiss es besser — Nein — O Königinn!
Verruchte, teufelische That! — Für ihn
Ist keine Rettung mehr! Er stirbt!

KÖNIGINN.

Er stirbt?

EBOLI.

Und seine Mörderinn bin ich.

KÖNIGINN.

Er stirbt?
Wahnsinnige, bedenkst du?

EBOLI.

Und warum —
Warum er stirbt! — O hätt' ich wissen können,
Dass es bis dahin kommen würde!

KÖNIGINN nimmt sie gütig bei der Hand.

Fürstinn,
Noch sind Sie ausser Fassung. Sammeln Sie
Erst Ihre Geister, dass Sie ruhiger,
Nicht in so grauenvollen Bildern, die
Mein Innerstes durchschauern, mir erzählen.
Was wissen Sie? Was ist geschehen?

EBOLI.

O!
Nicht diese himmlische Herablassung,
Nicht diese Güte, Königinn! Wie Flammen
Der Hölle schlägt sie brennend mein Gewissen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die sich,
Zerknirscht von Reue, Scham und Selbstverachtung,
Zu Ihren Füssen krümmt.

KÖNIGINN.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu gestehen?

EBOLI.

Engel
Des Lichtes! Grosse Heilige! Noch kennen,
Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll gelächelt — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie bestohlen.

KÖNIGINN.

Sie?

EBOLI.

Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

KÖNIGINN.
Sie?
EBOLI.
Der sich
Erdreistet hat, Sie anzuklagen —
KÖNIGINN.
Sie,
Sie konnten —
EBOLI.
Rache — Liebe — Raserei —
Ich hasste Sie und liebte den Infanten —
KÖNIGINN.
Weil Sie ihn liebten? —
EBOLI.
Weil ich's ihm gestanden,
Und keine Gegenliebe fand.
KÖNIGINN nach einem Stillschweigen.
O jetzt
Enträthselt sich mir Alles! — Stehn Sie auf!
Sie liebten ihn — ich habe schon vergeben.
Es ist nun schon vergessen — Stehn Sie auf!
(Sie reicht ihr den Arm.)
EBOLI.
Nein! Nein!
Ein schreckliches Geständniss ist noch übrig.
Nicht eher, grosse Königinn —
KÖNIGINN aufmerksam.
Was werd' ich
Noch hören müssen? Reden Sie —
EBOLI.
Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich lese
In Ihrem Angesicht Verwerfung — Das
Verbrechen, dessen ich Sie zeihte — ich
Beging es selbst.
(Sie drückt ihr glühendes Gesicht auf den Boden. Die Königinn geht ab. Grosse Pause. Die Herzoginn von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königinn gegangen war, und findet die Fürstinn noch in der vorige Stellung liegen. Sie nähert sich ihr stillschweigend; auf das Geräusch richtet sich die letztere auf, und fährt wie eine Rasende in die Höhe, da sie die Königinn nicht mehr gewahr wird.)

ZWANZIGSTER AUFTRITT.

PRINZESSINN VON EBOLI. HERZOGINN VON OLIVAREZ.

EBOLI.
Gott! Sie hat mich verlassen!
Jetzt ist es aus.
OLIVAREZ tritt ihr näher.
Prinzessinn Eboli—
EBOLI.
Ich weiss, warum Sie kommen, Herzoginn,
Die Königinn schickt Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geschwind!
OLIVAREZ.
Ich habe
Befehl von Ihrer Majestät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüssel in Empfang zu nehmen —
EBOLI nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Busen und gibt es in die Hände der Herzoginn.
Doch Einmal noch ist mir vergönnt, die Hand
Der besten Königinn zu küssen?
OLIVAREZ.
Im
Marienkloster wird man Ihnen sagen,
Was über Sie beschlossen ist.
EBOLI unter hervorstürzenden Thränen.
Ich sehe
Die Königinn nicht wieder?
OLIVAREZ umarmt sie mit abgewandtem Gesicht.
Leben Sie glücklich!
(Sie geht schnell fort. Die Prinzessinn folgt ihr bis an die Thür des Kabinets, welche sogleich hinter der Herzoginn verschlossen wird. Einige Minuten bleibt sie stumm und unbeweglich auf den Knieen davor liegen, dann rafft sie sich auf und eilt hinweg mit verhülltem Gesicht.)

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

DIE KÖNIGINN. MARQUIS VON POSA.

KÖNIGINN.
Ach endlich, Marquis! Glücklich, dass Sie kommen!
MARQUIS bleich, mit zerstörtem Gesicht, bebender Stimme und durch diesen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung.
Sind Ihre Majestät allein? Kann Niemand
In diesen nächsten Zimmern uns behorchen?
KÖNIGINN.
Kein Mensch — Warum? Was bringen Sie?
(Indem sie ihn genauer ansieht und erschrocken zurücktritt.)
Und wie
So ganz verändert! Was ist das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihre Züge
Wie eines Sterbenden entstellt —
MARQUIS.
Sie wissen
Vermuthlich schon —
KÖNIGINN.
Dass Karl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, setzt man hinzu — So ist
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menschen
Als Ihnen glauben.
MARQUIS.
Es ist wahr.
KÖNIGINN.
Durch Sie?
MARQUIS.
Durch mich.
KÖNIGINN sieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an.
Ich ehre Ihre Handlungen,
Auch wenn ich sie nicht fasse — Diesmal aber —
Verzeihen Sie dem bangen Weib — ich fürchte,
Sie spielen ein gewagtes Spiel.
MARQUIS.
Ich hab' es
Verloren.
KÖNIGINN.
Gott im Himmel!
MARQUIS.
Sey'n Sie
Ganz ruhig, meine Königinn. Für *ihn*
Ist schon gesorgt. Ich hab' es *mir* verloren.
KÖNIGINN.
Was werd' ich hören! Gott!
MARQUIS.
Denn wer,
Wer hiess auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles setzen? Alles? So verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu seyn?
O es ist billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick ist kostbar, wie
Das Leben eines Menschen! Und wer weiss,
Ob aus des Richters karger Hand nicht schon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

KÖNIGINN.

Aus
Des Richters Hand?—Welch feierlicher Ton!
Ich fasse nicht, was diese Reden meinen,
Doch sie entsetzen mich —

MARQUIS.

Er ist gerettet!
Um welchen Preis er's ist, gleich viel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke sind
Noch sein. Er spare sie. Noch diese Nacht
Muss er Madrid verlassen.

KÖNIGINN.

Diese Nacht noch?

MARQUIS.

Anstalten sind getroffen. In demselben
Karthäuserkloster, das schon lange Zeit
Die Zuflucht unsrer Freundschaft war gewesen,
Erwartet ihn die Post. Hier ist in Wechseln,
Was mir das Glück auf dieser Welt gegeben.
Was mangelt, legen *Sie* noch bei. Zwar hätt' ich
An meinen Karl noch manches auf dem Herzen,
Noch Manches, das er wissen muss; doch leicht
Könnt' es an Musse mir gebrechen, alles
Persönlich mit ihm abzuthun—Sie sprechen
Ihn diesen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

KÖNIGINN.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie sich deutlicher—nicht in
So fürchterlichen Räthseln reden Sie
Mit mir—Was ist geschehn?

MARQUIS.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntniss abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur Wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürstensohn—Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umschloss
Die ganze Welt!—In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.
O meine Träume waren schön—Doch es
Gefiel der Vorsehung, mich vor der Zeit
Von meiner schönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er seinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier—hier—auf diesem heiligen Altare,
Im Herzen seiner Königinn leg' ich
Mein letztes kostbares Vermächtniss nieder,
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin—

(Er wendet sich ab, Thränen ersticken seine Stimme.)

KÖNIGINN.

Das ist
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es ist nur Wirkung Ihres Blutes—oder
Liegt Sinn in diesen Reden?

MARQUIS hat sich zu sammeln gesucht und fährt mit festerm Tone fort.

Sagen Sie
Dem Prinzen, dass er denken soll des Eides,
Den wir in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod—jetzt ist's
An ihm, den seinigen —

KÖNIGINN.

Zum Tod?

MARQUIS.

Er mache —
O sagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege—
Ihm einerlei! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume—dass er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmels-Tochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt—

KÖNIGINN.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

MARQUIS.

Und sagen Sie ihm, dass
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Dass ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bei mir gestanden, einen neuen Morgen
Heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn—Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr.

(Er hält inne und sieht einige Augenblicke stillschweigend auf die Königinn.)

Sie weinen —
O diese Thränen kenn' ich, schöne Seele!
Die Freude macht sie fliessen. Doch vorbei,
Es ist vorbei. Karl oder ich. Die Wahl
War schnell und schrecklich. Einer war verloren,
Und *ich* will dieser Eine seyn—ich lieber,
Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

KÖNIGINN.

Jetzt,
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

MARQUIS.

Zwei kurze Abendstunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König seyn? — In diesem starren Boden
Blüht keine meiner Rosen mehr — Europa's
Verhängniss reift in meinem grossen Freunde!
Auf ihn verweis' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen sollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein! Nein!
Ich kenne meinen Karlos — das wird nie
Geschehn — und meine Bürginn, Königinn,
Sind *Sie!*

(Nach einigem Stillschweigen.)

Ich sah sie keimen, diese Liebe, sah
Der Leidenschaften unglückseligste
In seinem Herzen Wurzel fassen — Damals
Stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe,
Die mir nicht unglückselig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich sahe Leben,
Wo sie nur Tod — In dieser hoffnungslosen Flamme
Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben;

Die Sterblichkeit versagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf *dieses* — meine ganze Leitung war,
Ihm seine Liebe zu erklären.

KÖNIGINN.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, dass Sie
Mich über ihm vergassen. Glaubten Sie
Im Ernst mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da Sie zu seinem Engel mich gemacht,
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft veredeln.

MARQUIS.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines schwör' ich — oder sollten Sie,
Sie der Begierden edelster sich schämen,
Der Heldentugend Schöpferinn zu seyn?
Was geht es König Philipp an, wenn seine
Verklärung in Eskurial den Mahler,
Der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die süsse Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu schlagen,
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menschenfurcht, von falschem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie versucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Versprechen Sie mir dieses? — Königinn —
Versprechen Sie's in meine Hand?

KÖNIGINN.

Mein Herz,
Versprech' ich Ihnen, soll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe seyn.

MARQUIS zieht seine Hand zurück.

Jetzt sterb' ich
Beruhigt — meine Arbeit ist gethan.

(Er neigt sich gegen die Königinn und will gehen.)

KÖNIGINN begleitet ihn schweigend mit den Augen.

Sie gehen, Marquis — ohne mir zu sagen,
Wenn wir — wie bald — uns wiedersehn?

MARQUIS kommt noch einmal zurück, das Gesicht abgewendet.

Gewiss!
Wir sehn uns wieder.

KÖNIGINN.

Ich verstand Sie, Posa —
Verstand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir das gethan?

MARQUIS.

Er oder ich.

KÖNIGINN.

Nein! Nein!
Sie stürzten Sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
Gedürstet — Mögen tausend Herzen brechen,
Was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verstehn! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt.

MARQUIS betroffen, für sich.

Nein! Darauf
War ich nicht vorbereitet —

KÖNIGINN nach einem Stillschweigen.

Marquis!
Ist keine Rettung möglich?

MARQUIS.

Keine.

KÖNIGINN.

Keine?
Besinnen Sie Sich wohl. Ist keine möglich?
Auch nicht durch mich?

MARQUIS.

Auch nicht durch Sie.

KÖNIGINN.

Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

MARQUIS.

Ich weiss es.

KÖNIGINN.

Und keine Rettung?

MARQUIS.

Keine.

KÖNIGINN verlässt ihn und verhüllt das Gesicht.

Gehen Sie!
Ich schätze keinen Mann mehr.

MARQUIS in der heftigsten Bewegung vor ihr niedergeworfen.

Königinn!
— O Gott! das Leben ist doch schön!

(Er springt auf und geht schnell fort. Die Königinn in ihr Kabinet.)

ZWEIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

Vorzimmer des Königs.

HERZOG VON ALBA *und* DOMINGO *gehen stillschweigend und abgesondert auf und nieder.* GRAF LERMA *kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann* DON RAIMOND VON TAXIS, *der Oberpostmeister.*

LERMA.

Ob sich der Marquis noch nicht blicken lassen?

ALBA.

Noch nicht.

(Lerma will wieder hineingehen.)

TAXIS tritt auf.

Graf Lerma, melden Sie mich an.

LERMA.

Der König ist für Niemand.

TAXIS.

Sagen Sie,
Ich *muss* ihn sprechen — Seiner Majestät
Ist äusserst dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufschub.

(Lerma geht in's Kabinet.)

ALBA tritt zum Oberpostmeister.

Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie sich zur Geduld. Sie sprechen
Den König nicht —

TAXIS.

Nicht? Und warum?

ALBA.

Sie hätten
Die Vorsicht denn gebraucht, Sich die Erlaubniss
Beim Chevalier von Posa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

TAXIS.

Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist derselbe,
Aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen —

ALBA.
Brief? Welchen Brief?
TAXIS.
Den ich nach Brüssel habe
Befördern sollen —
ALBA aufmerksam.
Brüssel?
TAXIS.
Den ich eben
Dem Könige bringe —
ALBA.
Brüssel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüssel!
DOMINGO tritt dazu.
Das ist sehr
Verdächtig.
TAXIS.
Und wie ängstlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!
DOMINGO.
Aengstlich? So!
ALBA.
An wen ist denn die Aufschrift?
TAXIS.
An den Prinzen
Von Nassau und Oranien.
ALBA.
An Wilhelm? —
Kaplan! Das ist Verrätherei!
DOMINGO.
Was könnt'
Es anders seyn? — Ja freilich, diesen Brief
Muss man sogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann,
So streng zu seyn in Ihres Königs Dienst!
TAXIS.
Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.
ALBA.
Sie thaten wohl.
LERMA kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpostmeister.
Der König will Sie sprechen.
(Taxis geht hinein.)
Der Marquis immer noch nicht da?
DOMINGO.
Man sucht
Ihn aller Orten.
ALBA.
Sonderbar und seltsam.
Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König
Noch selber ungewiss warum?
DOMINGO.
Er war
Nicht einmal hier, ihm Rechenschaft zu geben.
ALBA.
Wie nahm es denn der König auf?
LERMA.
Der König
Sprach noch kein Wort.
(Geräusch im Kabinet.)
ALBA.
Was war das? Still!
TAXIS aus dem Kabinet.
Graf Lerma!
(Beide hinein.)
ALBA zu Domingo.
Was geht hier vor?
DOMINGO.
Mit diesem Ton des Schreckens?
Wenn dieser aufgefangne Brief? — Mir ahnet
Nichts gutes, Herzog.
ALBA.
Lerma lässt er rufen!
Und wissen muss er doch, dass Sie und ich
Im Vorsaal —
DOMINGO.
Unsre Zeiten sind vorbei.
ALBA.
Bin ich derselbe denn nicht mehr, dem hier
Sonst alle Thüren sprangen? Wie ist alles
Verwandelt um mich her — wie fremd —
DOMINGO hat sich leise der Kabinetsthüre genähert, und bleibt lauschend davor stehen.
Horch!
ALBA nach einer Pause.
Alles
Ist todtenstill. Man hört sie Athem holen.
DOMINGO.
Die doppelte Tapete dämpft den Schall.
ALBA.
Hinweg! Man kommt!
DOMINGO verlässt die Thür.
Mir ist so feierlich,
So bang, als sollte dieser Augenblick
Ein grosses Loss entscheiden.

DREIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

DER PRINZ VON PARMA, DIE HERZOGE VON FERIA *und* MEDINA SIDONIA *mit noch einigen andern Granden treten auf.* DIE VORIGEN.

PARMA.
Ist der König
Zu sprechen?
ALBA.
Nein.
PARMA.
Nein? Wer ist bei ihm?
FERIA.
Marquis
Von Posa ohne Zweifel?
ALBA.
Den erwartet man
So eben.
PARMA.
Diesen Augenblick
Sind wir von Saragossa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid—Ist es
Denn wahr?
DOMINGO.
Ja, leider!
FERIA.
Es ist wahr? Er ist
Durch den Maltheser in Verhaft genommen?
ALBA.
So ist's.
PARMA.
Warum? Was ist geschehn?
ALBA.
Warum?
Das weiss kein Mensch, als seine Majestät
Und Marquis Posa.
PARMA.
Ohne Zuziehung
Der Kortes seines Königreichs?
FERIA.
Weh' dem,
Der Theil gehabt an dieser Staatsverletzung.

ALBA.

Weh' ihm! So ruf' ich auch.

MEDINA SIDONIA.

Ich auch.

DIE ÜBRIGEN GRANDEN.

Wir alle.

ALBA.

Wer folgt mir in das Kabinet?—Ich werfe
Mich zu des Königs Füssen.

LERMA stürzt aus dem Kabinet.

Herzog Alba!

DOMINGO.

Endlich!
Gelobt sey Gott!

(Alba eilt hinein.)

LERMA athemlos, in grosser Bewegung.

Wenn der Maltheser kommt,
Der Herr ist jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen lassen —

DOMINGO zu Lerma, indem sich alle Uebrigen voll neugieriger Erwartung um ihn versammeln.

Graf, was ist geschehen?
Sie sind ja blass wie eine Leiche.

LERMA will forteilen.

Das
Ist teufelisch!

PARMA und FERIA.

Was denn? Was denn?

MEDINA SIDONIA.

Was macht
Der König?

DOMINGO zugleich.

Teufelisch? Was denn?

LERMA.

Der König hat
Geweint.

DOMINGO.

Geweint?

ALLE zugleich, mit betretnem Erstaunen.

Der König hat geweint?

(Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein.)

DOMINGO ihm nach, will ihn zurückhalten.

Graf, noch ein Wort — Verzeihen Sie — Weg ist er!
Da stehn wir angefesselt von Entsetzen.

VIERUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

PRINZESSINN VON EBOLI. FERIA. MEDINA SIDONIA. PARMA. DOMINGO *und übrige Granden.*

EBOLI eilig, ausser sich.

Wo ist der König? Wo? Ich muss ihn sprechen.

(Zu Feria.)

Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

FERIA.

Der König
Hat wichtige Verhinderung. Kein Mensch
Wird vorgelassen.

EBOLI.

Unterzeichnet er
Das fürchterliche Urtheil schon? Er ist
Belogen. Ich beweis' es ihm, dass er
Belogen ist.

DOMINGO gibt ihr von Ferne einen bedeutenden Wink.

Prinzessinn Eboli!

EBOLI geht auf ihn zu.

Sie auch da, Priester? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie sollen mir's bekräftigen.

(Sie ergreift seine Hand, und will ihn in's Kabinet mit fortreissen.)

DOMINGO.

Ich? — Sind
Sie bei Sich, Fürstinn?

FERIA.

Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

EBOLI.

Er muss
Mich hören. Wahrheit muss er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehenmal ein Gott!

DOMINGO.

Weg! Weg!
Sie wagen alles. Bleiben Sie zurück!

EBOLI.

Mensch, zitt're du vor deines Götzen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.

(Wie sie in's Kabinet will, stürzt heraus)

HERZOG ALBA. Seine Augen funkeln, Triumph ist in seinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.

Lassen Sie
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg ist unser!

DOMINGO.

Unser?

ALBA zu Domingo und den übrigen Granden.

Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie sollen weiter von mir hören.

FÜNFTER AKT.

Ein Zimmer im königlichen Palast, durch eine eiserne Gitterthür von einem grossen Vorhofe abgesondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

ERSTER AUFTRITT.

KARLOS *an einem Tische sitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeschlossen sind.* MARQUIS VON POSA *tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und spricht leise mit den Offizieren, welche sich sogleich entfernen. Er selbst tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche diesen aus seiner Betäubung erweckt.*

(Karlos steht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erschrocken zusammen. Dann sieht er ihn eine Weile mit grossen starren Augen an, und streicht mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas besinnen wollte.)

MARQUIS.

Ich bin es, Karl.

KARLOS gibt ihm die Hand.

Du kommst sogar noch zu mir?
Das ist doch schön von dir.

MARQUIS.

Ich bildete
Mir ein, du könntest deinen Freund hier brauchen.

KARLOS.

Wahrhaftig? Meintest du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeschreiblich. Ach!
Ich wusst' es wohl, dass du mir gut geblieben.

MARQUIS.

Ich hab' es auch um dich verdient.

KARLOS.

Nicht wahr?
O wir verstehen uns noch ganz. So hab'
Ich's gerne. Diese Schonung, diese Milde

Steht grossen Seelen an, wie du und ich.
Lass seyn, dass meiner Forderungen eine
Unbillig und vermessen war, musst du
Mir darum auch die billigen versagen?
Hart kann die Tugend seyn, doch grausam nie,
Unmenschlich nie. — Es hat dir viel gekostet!
O ja, mir däucht, ich weiss recht gut, wie sehr
Geblutet hat dein sanftes Herz, als du
Dein Opfer schmücktest zum Altare.

MARQUIS.

Karlos!
Wie meinst du das?

KARLOS.

Du selbst wirst jetzt vollenden,
Was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
Ist es ja aus — auf immer aus. Das hast
Du eingesehn — O diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüthen meines Geistes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für deine grossen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen dir
Den König zu — Es kostet mein Geheimniss,
Und er ist dein — du kannst sein Engel werden.
Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach! hier ist nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
Dass du — so gross als zärtlich bist.

MARQUIS.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht
Vorhergesehn, dass eines Freundes Grossmuth
Erfinderischer könnte seyn, als meine
Weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude stürzt
Zusammen — ich vergass dein Herz.

KARLOS.

Zwar wenn dir's möglich wär' gewesen, *ihr*
Dies Schicksal zu ersparen — sieh, das hätte
Ich unaussprechlich dir gedankt. Konnt' ich
Denn nicht allein es tragen? Musste sie
Das zweite Opfer seyn? — Doch still davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen.
Was geht die Königinn *dich* an? Liebst *du*
Die Königinn? Soll deine strenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih' mir — ich war ungerecht.

MARQUIS.

Du bist's.
Doch — dieses Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
Ich Einen, dann verdient' ich alle — und
Dann würd' ich *so* nicht vor dir stehen.

(Er nimmt sein Portefeuille heraus.)

Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

KARLOS sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.

Wie?

MARQUIS.

Ich gebe sie dir wieder,
Weil sie in deinen Händen sich'rer jetzt
Seyn dürften als in meinen.

KARLOS.

Was ist das?
Der König las sie also nicht? bekam
Sie gar nicht zu Gesichte?

MARQUIS.

Diese Briefe?

KARLOS.

Du zeigtest ihm nicht alle?

MARQUIS.

Wer sagt dir,
Dass ich ihm Einen zeigte?

KARLOS äusserst erstaunt.

Ist es möglich?
Graf Lerma.

MARQUIS.

Der hat dir gesagt? — Ja! Nun
Wird Alles, Alles offenbar! Wer konnte
Das auch voraussehn? — Lerma also? — Nein,
Der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht;
Die andern Briefe liegen bei dem König.

KARLOS sieht ihn lange mit sprachlosem Erstaunen an.

Wesswegen bin ich aber hier?

MARQUIS.

Zur Vorsicht,
Wenn du vielleicht zum zweiten Mal versucht
Seyn möchtest, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

KARLOS wie aus einem Traume erwacht.

Ha! Nun endlich!
Jetzt seh' ich — Jetzt wird Alles Licht —

MARQUIS geht nach der Thür.

Wer kommt?

ZWEITER AUFTRITT.

HERZOG ALBA. DIE VORIGEN.

ALBA nähert sich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.

Prinz, Sie sind frei. Der König schickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Karlos sieht den Marquis verwundernd an. Alle schweigen still.)

Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der Erste seyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

KARLOS bemerkt beide mit äusserster Verwunderung. Nach einer Pause zum Herzog.

Ich werde
Gefangen eingesetzt und frei erklärt,
Und ohne mir bewusst zu seyn, warum
Ich beides werde?

ALBA.

Aus Versehen, Prinz,
So viel ich weiss, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingerissen.

KARLOS.

Doch aber ist es auf Befehl des Königs,
Dass ich mich hier befinde?

ALBA.

Ja, durch ein
Versehen Seiner Majestät.

KARLOS.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König sich
Versieht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler wieder zu verbessern.

(Er sucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine stolze Herabsetzung gegen den Herzog.)

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Lästerung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht scheinen Ihrer Huld zu danken.

Sonst bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu stellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

ALBA.

Der König
Wird keinen Anstand nehmen, Eurer Hoheit
Dies billige Verlangen zu gewähren,
Wenn Sie vergönnen wollen, dass ich Sie
Zu ihm begleiten darf —

KARLOS.

Ich bleibe hier,
Bis mich der König, oder sein Madrid
Aus diesem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm diese Antwort.

(Alba entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeitlang im Vorhofe verweilen und Befehle austheilen.)

DRITTER AUFTRITT.

KARLOS *und* MARQUIS VON POSA.

KARLOS, nachdem der Herzog hinaus ist, voll Erwartung und Erstaunen zum Marquis.

Was ist aber das?
Erkläre mir's. Bist du denn nicht Minister?

MARQUIS.

Ich bin's gewesen, wie du siehst.

(Auf ihn zugehend, mit grosser Bewegung.)

O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen,
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sey die Allmacht,
Die es gelingen liess!

KARLOS.

Gelingen? Was?
Ich fasse deine Worte nicht.

MARQUIS ergreift seine Hand.

Du bist
Gerettet, Karl — bist frei — und ich —

(Er hält inne.)

KARLOS.

Und du?

MARQUIS.

Und ich — ich drücke dich an meine Brust
Zum ersten Mal mit vollem, ganzem Rechte;
Ich hab' es ja mit allem, allem, was
Mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süss,
Wie gross ist dieser Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

KARLOS.

Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie gesehen. Stolzer hebt
Sich deine Brust, und deine Blicke leuchten.

MARQUIS.

Wir müssen Abschied nehmen, Karl. Erschrick nicht.
O sey ein Mann! Was du auch hören wirst,
Versprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig grosser Seelen, diese Trennung
Mir zu erschweren — Du verlierst mich, Karl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

(Karlos zieht seine Hand zurück, sieht ihn starr an und antwortet nichts.)

Sey ein Mann! Ich habe sehr
Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
Die bange Stunde mit dir auszuhalten,
Die man die *letzte* schrecklich nennt.—Ja, soll
Ich dir's gestehen, Karl? ich habe mich
Darauf gefreut—Komm, lass uns niedersitzen —
Ich fühle mich erschöpft und matt.

(Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erstarrung ist, und sich unwillkürlich von ihm niederziehen lässt.)

Wo bist du?
Du gibst mir keine Antwort?—Ich will kurz seyn.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
Bei den Karthäusern uns gesehn, liess mich
Der König zu sich fordern. Den Erfolg
Weisst du, weiss ganz Madrid. Das weisst du nicht,
Dass dein Geheimniss ihm verrathen worden,
Dass Briefe, in der Königinn Schatulle
Gefunden, wider dich gezeugt, dass ich
Aus seinem eignen Munde dies erfahren,
Und dass—ich sein Vertrauter war.

(Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieser verharrt in seinem Stillschweigen.)

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich selbst regierte das Komplott, das dir
Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach schon die That. Dich frei zu sprechen, war
Zu spät. Mich seiner Rache zu versichern,
War alles, was mir übrig blieb—und so
Ward ich dein Feind, dir kräftiger zu dienen,
— Du hörst mich nicht?

KARLOS.

Ich höre. Weiter. Weiter.

MARQUIS.

Bis hierher bin ich ohne Schuld. Doch bald
Verrathen mich die ungewohnten Strahlen
Der neuen königlichen Gunst. Der Ruf
Dringt bis zu dir, wie ich vorhergesehn.
Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
Das Wagestück zu enden, unterschlage
Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniss.
Das war die grosse Uebereilung! Schwer
Hab' ich gefehlt. Ich weiss es. Raserei
War meine Zuversicht. Verzeih'—sie war
Auf deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.

(Hier schweigt er. Karlos geht aus seiner Versteinerung in lebhafte Bewegung über.)

Was ich befürchtete, geschieht. Man lässt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königinn in ihrem Blut—das Schrecken
Des wiederhallenden Palastes—Lerma's
Unglückliche Dienstfertigkeit—zuletzt
Mein unbegreifliches Verstummen, alles
Bestürmt dein überraschtes Herz—du wankst—
Gibst mich verloren—Doch, zu edel selbst,
An deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
Schmückst du mit Grösse seinen Abfall aus;
Nun erst wagst du, ihn treulos zu behaupten,
Weil du noch treulos ihn verehren darfst.
Verlassen von dem Einzigen wirfst du
Der Fürstinn Eboli dich in die Arme; —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme;
Denn diese war's, die dich verrieth.

(Karlos steht auf.)

Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät —
Du liegst zu ihren Füssen. Das Geständniss
Floh über deine Lippen schon. Für dich
Ist keine Rettung mehr —

KARLOS.

Nein! Nein! Sie war
Gerührt. Du irrest dich. Gewiss war sie
Gerührt.

MARQUIS.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts—Nichts—Kein Ausweg—Keine Hülfe—keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier—ich setze
Den Dolch auf eines Weibes Brust—Doch jetzt—
Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
« Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, selbst der Schuldige zu scheinen?
Wahrscheinlich oder nicht! — Für ihn genug,
Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel ist! Es sey! Ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der so unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen stutzen—und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten. »

KARLOS.

Und das—das hättest du gethan?

MARQUIS.

Ich schreibe
An Wilhelm von Oranien, dass ich
Die Königinn geliebt, dass mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälschlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn—dass ich
Durch den Monarchen selbst den Weg gefunden,
Der Königinn mich frei zu nah'n. Ich setze
Hinzu, dass ich entdeckt zu seyn besorge,
Dass du, von meiner Leidenschaft belehrt,
Zur Fürstinn Eboli geeilt, vielleicht
Durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
Dass ich dich hier gefangen nahm, und nun,
Weil alles doch verloren, Willens sey,
Nach Brüssel mich zu werfen—diesen Brief—

KARLOS *fällt ihm erschrocken in's Wort.*

Hast du der Post doch nicht vertraut? Du weisst,
Dass alle Briefe nach Brabant und Flandern —

MARQUIS.

Dem König ausgeliefert werden—Wie
Die Sachen stehn, hat Taxis seine Pflicht
Bereits gethan.

KARLOS.

Gott! So bin ich verloren!

MARQUIS.

Du? Warum du?

KARLOS.

Unglücklicher, und du
Bist mit verloren. Diesen ungeheuern
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergibt er nimmermehr.

MARQUIS.

Betrug?
Du bist zerstreut. Besinne dich. Wer sagt ihm,
Dass es Betrug gewesen?

KARLOS *sieht ihm starr in's Gesicht.*

Wer, fragst du?
Ich selbst.

(*Er will fort.*)

MARQUIS.

Du rasest; bleib' zurück!

KARLOS.

Weg! Weg!
Um Gottes willen! Halte mich nicht auf!
Indem ich hier verweile, dingt er schon
Die Mörder.

MARQUIS.

Desto edler ist die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu sagen.

KARLOS.

Was?
Eh' er noch alles —

(*Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und sieht ihn bedeutend an.*)

MARQUIS.

Höre, Karlos — War
Ich auch so eilig, so gewissenhaft,
Da du für mich geblutet hast — ein Knabe?

KARLOS *bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm stehen.*

O gute Vorsicht!

MARQUIS.

Rette dich für Flandern!
Das Königreich ist dein Beruf. Für dich
Zu sterben war der meinige.

KARLOS *geht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand, voll der innigsten Empfindung.*

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widersteh'n! So vieler
Erhabenheit nicht widersteh'n! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
Das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir! er ist
Nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiss, es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergeh'n, und dir
Und mir wird er verzeih'n—

(*Es geschieht ein Schuss durch die Gitterthür. Karlos springt auf.*)

Ha! Wem galt das?

MARQUIS.

Ich glaube — mir.

(*Er sinkt nieder.*)

KARLOS *fällt mit einem Schrei des Schmerzes neben ihm zu Boden.*

O himmlische
Barmherzigkeit!

MARQUIS *mit brechender Stimme.*

Er ist geschwind — der König —
Ich hoffte — länger — Denk' auf Deine Rettung —
Hörst du? — auf Deine Rettung — Deine Mutter
Weiss alles — ich kann nicht mehr —

(*Karlos bleibt wie todt bei dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bei diesem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pause. Die Granden stellen sich in einen halben Kreis um diese beiden, und sehen wechselsweise auf den König und seinen Sohn. Dieser liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens.—Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.*)

VIERTER AUFTRITT.

DER KÖNIG. KARLOS. DIE HERZOGE VON ALBA, FERIA *und* MEDINA SIDONIA. DER PRINZ VON PARMA. GRAF LERMA. DOMINGO *und viele Granden.*

KÖNIG *mit gütigem Ton.*

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,
Ich selbst, mit allen Grossen meines Reichs,
Dir Freiheit anzukündigen.

(*Karlos blickt auf und sieht um sich her, wie einer, der aus dem Traume erwacht. Seine Augen heften sich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht.*)

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu rasch verfahren.

(*Er nähert sich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm sich aufrichten.*)

Mein Sohn ist nicht an seinem Platz. Steh' auf!
Komm' in die Arme deines Vaters!

KARLOS empfängt ohne Bewusstseyn die Arme des Königs — besinnt sich aber plötzlich, hält inne und sieht ihn genauer an.

Dein
Geruch ist Mord. Ich kann dich nicht umarmen.
(Er stösst ihn zurück, alle Granden kommen in Bewegung.)
Nein! Steht nicht so betroffen da! Was hab'
Ich Ungeheures denn gethan? Des Himmels
Gesalbten angetastet? Fürchtet nichts,
Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmahl nicht an seiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

KÖNIG bricht schnell auf.

Folgt mir, meine Granden!

KARLOS.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —
(Er hält ihn gewaltsam mit beiden Händen, und bekommt mit der einen das Schwert zu fassen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide.)

KÖNIG.

Das Schwert
Gezückt auf deinen Vater?

ALLE ANWESENDEN GRANDEN ziehen die ihrigen.

Königsmord!

KARLOS den König fest an der einen Hand, das blosse Schwert in der andern.

Steckt eure Schwerter ein! Was wollt ihr? Glaubt
Ihr, ich sey rasend? Nein, ich bin nicht rasend.
Wär' ich's, so thatet *ihr* nicht gut, mich zu
Erinnern, dass auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben schwebt. Ich bitte, haltet euch
Entfernt. Verfassungen, wie meine, wollen
Geschmeichelt seyn — d'rum bleibt zurück! Was ich
Mit diesem König abzumachen habe,
Geht euern Leheneid nichts an. Seht nur
Wie seine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr! O seht auch hieher — *Das* hat er
Gethan, der grosse Künstler!

KÖNIG zu den Granden, welche sich besorgt um ihn herum drängen wollen.

Tretet alle
Zurück. Wovor erzittert ihr? — Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

KARLOS.

Natur?
Ich weiss von keiner. Mord ist jetzt die Losung.
Der Menschheit Bande sind entzwei. Du selbst
Hast sie zerrissen, Sire, in deinen Reichen;
Soll ich verehren, was du höhnst! — O seht!
Seht hieher! Es ist noch kein Mord geschehen,
Als heute — Gibt es keinen Gott? Was? Dürfen
In seiner Schöpfung Könige so hausen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, ist nur Einer — Einer
So unverdient gestorben — Weisst du auch,
Was du gethan hast? Nein, er weiss es nicht,
Weiss nicht, dass er ein Leben hat gestohlen
Aus dieser Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit seinem ganzen
Jahrhundert.

KÖNIG mit gelindem Ton.

Wenn ich allzurasch gewesen,
Geziemt es dir, *für* den ich es gewesen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

KARLOS.

Wie?
Ist's möglich? Sie errathen nicht, wer mir
Der Todte war — O sagt es ihm — helft seiner
Allwissenheit das schwere Räthsel lösen.
Der Todte war mein Freund — Und wollt ihr wissen,
Warum er starb? Für mich ist er gestorben.

KÖNIG.

Ha! meine Ahnung!

KARLOS.

Blutender, vergib,
Dass ich vor solchen Ohren es entweihe!
Doch dieser grosse Menschenkenner sinke
Vor Scham dahin, dass seine graue Weisheit
Der Scharfsinn eines Jünglings überlistet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es schmiedet.
Sein schöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich sein grosser, schöner Tod. *Mein* war er,
Als *Sie* mit seiner Achtung gross gethan,
Als seine scherzende Beredsamkeit
Mit Ihrem stolzen Riesengeiste spielte.
Ihn zu beherrschen wähnten Sie — und waren
Ein folgsam Werkzeug seiner höhern Plane.
Dass ich gefangen bin, war seiner Freundschaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, schrieb
Er an Oranien den Brief — O Gott!
Es war die erste Lüge seines Lebens!
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beschenkten ihn
Mit Ihrer Gunst — er starb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundschaft drangen Sie ihm auf;
Ihr Zepter war das Spielwerk seiner Hände;
Er warf es hin, und starb für mich!
(Der König steht ohne Bewegung, den Blick starr auf den Boden geheftet. Alle Granden sehen betreten und furchtsam auf ihn.)

Und war
Es möglich? Dieser groben Lüge konnten
Sie Glauben schenken? Wie gering musst' er
Sie schätzen, da er's unternahm, bei Ihnen
Mit diesem plumpen Gaukelspiel zu reichen!
Um seine Freundschaft wagten Sie zu buhlen,
Und unterlagen dieser leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie. Das war
Kein Mensch für Sie! Das wusst' er selbst recht gut,
Als er mit allen Kronen Sie verstossen.
Dies feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

ALBA hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelassen, und mit sichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in seinem Gesichte arbeiten. Jetzt nähert er sich ihm furchtsam.

Sire — nicht diese Todtenstille! Sehen
Sie um Sich! Reden Sie mit uns!

KARLOS.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längst. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie selbst
Von seinem Ueberflusse zu vergnügen.
Die Splitter seines Geistes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Sich selber haben Sie
Bestohlen, sich und mich — Was werden
Sie bieten, eine Seele zu erstatten,
Wie diese war?
(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden sehen weg oder verhüllen das Gesicht in ihren Mänteln.)
O die ihr hier versammelt steht, und vor Entsetzen
Und vor Bewunderung verstummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der diese Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hieher!
Für mich ist er gestorben! Habt ihr Thränen?
Fliesst Blut, nicht glühend Erz, in euren Adern?
Seht hieher und verdammt mich nicht!
(Er wendet sich zum König mit mehr Fassung und Gelassenheit.)

Vielleicht

Erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
Sich enden wird? — Hier ist mein Schwert. Sie sind
Mein König wieder. Denken Sie, dass ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist verwirkt. Ich weiss. Was ist
Mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich allem,
Was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

(Er sinkt an dem Leichnam nieder, und nimmt an dem Folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdessen von ferne ein verworrenes Getöse von Stimmen und ein Gedränge vieler Menschen. Um den König herum ist eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber Niemand begegnet seinen Blicken.)

KÖNIG.

Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Gesicht verhüllt! — Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

(Das vorige Stillschweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umstehenden Granden läuft ein Gemurmel, sie geben sich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma stösst endlich leise den Herzog von Alba an.)

LERMA.

Wahrlich! Das ist Sturm!

ALBA leise.

So fürcht' ich.

LERMA.

Man dringt herauf. Man kommt.

FÜNFTER AUFTRITT.

EIN OFFIZIER *von der Leibwache.* DIE VORIGEN.

OFFIZIER dringend.

Rebellion!
Wo ist der König!

(Er arbeitet sich durch die Menge, und dringt bis zum König.)

Ganz Madrid in Waffen!
Zu Tausenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Palast. Prinz Karlos,
Verbreitet man, sey in Verhaft genommen,
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig sehen oder ganz Madrid
In Flammen aufgeh'n lassen.

ALLE GRANDEN in Bewegung.

Rettet! Rettet
Den König!

ALBA zum König, der ruhig und unbeweglich steht.

Flüchten Sie Sich, Sire — Es hat
Gefahr — Noch wissen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

KÖNIG erwacht aus seiner Betäubung, richtet sich auf, und tritt mit Majestät unter sie.

Steht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieses Landes? — Nein.
Ich bin es nicht mehr. Diese Memmen weinen,
Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Losung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

ALBA.

Sire,
Welch fürchterliche Phantasie!

KÖNIG.

Dorthin!
Dort werft euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder! — Ich
Bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

ALBA.

Dahin
Ist es gekommen! — Spanier!

(Alle drängen sich um den König herum und knien mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von allen verlassen bei dem Leichnam.)

KÖNIG reisst seinen Mantel ab und wirft ihn von sich.

Bekleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Zertret'nen Leiche tragt ihn —

(Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen.)

LERMA.

Hülfe! Gott!

FERIA.

Gott! welcher Zufall!

LERMA.

Er ist von sich —

ALBA lässt den König in Lerma's und Feria's Händen.

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdessen geb' ich
Madrid den Frieden.

(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn.)

SECHSTER AUFTRITT.

KARLOS *bleibt allein bei dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken erscheint* LUDWIG MERKADO, *sieht sich schüchtern um, und steht eine Zeitlang stillschweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.*

MERKADO.

Ich komme
Von Ihrer Majestät, der Königinn.

(Karlos sieht wieder weg und gibt ihm keine Antwort.)

Mein Name ist Merkado—Ich bin Leibarzt
Bei Ihrer Majestät—und hier ist meine
Beglaubigung.

(Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieser verharrt in seinem Stillschweigen.)

Die Königinn wünscht sehr,
Sie heute noch zu sprechen—wichtige
Geschäfte—

KARLOS.

Wichtig ist mir nichts mehr
Auf dieser Welt.

MERKADO.

Ein Auftrag, sagte sie,
Den Marquis Posa hinterlassen —

KARLOS steht schnell auf.

Was?
Sogleich.

(Er will mit ihm gehen.)

MERKADO.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müssen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang ist
Besetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich ist es, diesen Flügel des
Palastes ungesehen zu betreten.
Sie würden alles wagen—

KARLOS.

Aber —

MERKADO.

Nur
Ein Mittel, Prinz, ist höchstens noch vorhanden —
Die Königinn hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor—Doch es ist kühn und seltsam
Und abentheuerlich.

KARLOS.

Das ist?

MERKADO.

Schon längst
Geht eine Sage, wie Sie wissen, dass
Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgestalt,
Der abgeschied'ne Geist des Kaisers wandle.
Der Pöbel glaubt an dies Gerücht, die Wachen
Beziehen nur mit Schauer diesen Posten.
Wenn Sie entschlossen sind, Sich dieser
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frei und unversehrt
Bis zum Gemach der Königinn gelangen,
Das dieser Schlüssel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Gestalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, muss Ihr Entschluss gefasst seyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maske, finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muss eilen, Ihrer Majestät
Antwort zu bringen.

KARLOS.

Und die Zeit?

MERKADO.

Die Zeit
Ist zwölf Uhr.

KARLOS.

Sagen Sie ihr, dass sie mich
Erwarten könne.

(Merkado geht ab.)

SIEBENTER AUFTRITT.

KARLOS. GRAF LERMA.

LERMA.

Retten Sie Sich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anschlag
Auf Ihre Freiheit—wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggestohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufschub!

KARLOS.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

LERMA.

Wie die Königinn mich eben
Hat merken lassen, sollen Sie noch heute
Madrid verlassen und nach Brüssel flüchten.
Verschieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünstigt Ihre Flucht. In dieser Absicht
Hat ihn die Königinn veranlasst. Jetzt
Wird man sich nicht erkühnen, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Karthäuserkloster
Erwartet Sie die Post, und hier sind Waffen,
Wenn Sie gezwungen sollten seyn —

(Er gibt ihm einen Dolch und Terzerolen.)

KARLOS.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

LERMA.

Ihre heutige Geschichte
Hat mich im Innersten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht sagen.

KARLOS.

Graf Lerma! Dieser Abgeschiedne nannte
Sie einen edlen Mann.

LERMA.

Noch einmal, Prinz!
Reisen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen!
Dann aber werd' ich nicht mehr seyn. Empfangen
Sie meine Huldigung schon hier.

(Er lässt sich auf ein Knie vor ihm nieder.)

KARLOS will ihn zurückhalten. Sehr bewegt.

Nicht also —
Nicht also, Graf—Sie rühren mich—Ich möchte
Nicht gerne weich seyn —

LERMA küsst seine Hand mit Empfindung.

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden sterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie Sich meiner
In meinen Kindern—Kehren Sie in Frieden
Nach Spanien zurücke. Seyen Sie
Ein Mensch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts Blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts Blutiges, mein Prinz! Philipp der Zweite
Zwang Ihren Aeltervater von dem Thron
Zu steigen—Dieser Philipp zittert heute
Vor seinem eig'nen Sohn! *Daran* gedenken
Sie, Prinz—und so geleite Sie der Himmel!

(Er geht schnell weg. Karlos ist im Begriff, auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft sich vor dem Leichnam des Marquis nieder, den er noch einmal in seine Arme schliesst. Dann verlässt er schnell das Zimmer.)

ACHTER AUFTRITT.

Vorzimmer des Königs.

HERZOG VON ALBA *und* HERZOG VON FERIA *kommen im Gespräch.*

ALBA.

Die Stadt ist ruhig. Wie verliessen Sie
Den König?

FERIA.

In der fürchterlichsten Laune.
Er hat sich eingeschlossen. Was sich auch
Ereignen würde, keinen Menschen will
Er vor sich lassen. Die Verrätherei
Des Marquis hat auf einmal seine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

ALBA.

Ich muss zu ihm. Ich kann ihn diesmal
Nicht schonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

FERIA.

Eine neue
Entdeckung?

ALBA.

Ein Karthäusermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich sich gestohlen,
Und mit verdächt'ger Wissbegier den Tod
Des Marquis Posa sich erzählen lassen,
Fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man untersucht. Die Angst des Todes presst
Ihm ein Geständniss aus, dass er Papiere
Von grossem Werthe bei sich trage, die
Ihm der Verstorb'ne anbefohlen, in
Des Prinzen Hand zu übergeben—wenn
Er sich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

FERIA.

Nun?

ALBA.

Die Briefe lauten,
Dass Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlassen soll.

FERIA.

Was?

ALBA.

Dass ein Schiff
In Cadix segelfertig liege, ihn
Nach Vliessingen zu bringen—dass die Staaten
Der Niederlande seiner nur erwarten,
Die span'schen Ketten abzuwerfen.

FERIA.

Ha!
Was ist das?

ALBA.

Andre Briefe melden,
Dass eine Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen—den Monarchen
Von Spanien, laut des geschlossnen Bundes,
Im mittelländ'schen Meere anzugreifen.

FERIA.

Ist's möglich?

ALBA.

Eben diese Briefe lehren
Die Reisen mich verstehn, die der Maltheser
Durch ganz Europa jüngst gethan. Es galt
Nichts Kleineres, als alle nord'schen Mächte
Für der Flamänder Freiheit zu bewaffnen.

FERIA.

Das war er!

ALBA.

Diesen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,
Der von der span'schen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts
Ist übersehen, Kraft und Widerstand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schliessen. Der Entwurf
Ist teuflisch, aber wahrlich — göttlich.

FERIA.

Welch undurchdringlicher Verräther!

ALBA.

Noch
Beruft man sich in diesem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend seiner Flucht mit seiner Mutter
Zu Stande bringen sollte.

FERIA.

Wie? Das wäre
Ja heute.

ALBA.

Diese Mitternacht. Auch hab' ich
Für diesen Fall Befehle schon gegeben.
Sie sehen, dass es dringt. Kein Augenblick
Ist zu verlieren — Oeffnen Sie das Zimmer
Des Königs!

FERIA.

Nein! Der Eintritt ist verboten.

ALBA.

So öffn' ich selbst — Die wachsende Gefahr
Rechtfertigt diese Kühnheit —

(Wie er gegen die Thür geht, wird sie geöffnet, und der König tritt heraus.)

FERIA.

Ha, er selbst!

NEUNTER AUFTRITT.

KÖNIG *zu den* VORIGEN.

(Alle erschrecken über seinen Anblick, weichen zurück und lassen ihn ehrerbietig mitten durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers. — Sein Anzug und seine Gestalt zeigen noch die Unordnung, worein ihn die gehabte Ohnmacht versetzt hat. Mit langsamen Schritten geht er an den anwesenden Granden vorbei, sieht jeden starr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll stehen, die Augen zur Erde gesenkt, bis seine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.)

KÖNIG.

Gib diesen Todten mir heraus! Ich muss
Ihn wieder haben.

DOMINGO leise zum Herzog von Alba.

Reden Sie ihn an.

KÖNIG wie oben.

Er dachte klein von mir und starb. Ich muss
Ihn wieder haben. Er muss anders von
Mir denken.

ALBA nähert sich mit Furcht.

Sire —

KÖNIG.

Wer redet hier?

(Er sieht lange im ganzen Kreis herum.)

Hat man
Vergessen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich sehen.
Setzt Alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

ALBA.

Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieser,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

FERIA.

Prinz Karlos —

KÖNIG.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen ist für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter sah! So stolz sieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht sichtbar,
Wie viel er sich mit *der* Erob'rung wusste?
Was er verlor, gestand sein Schmerz. So wird
Um nichts Vergängliches geweint—Dass er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Trostlose Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menschenleben nicht verbessern kann!
Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir sagen, dass ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt Einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was geh'n die Lebenden mich an? Ein Geist,
Ein freier Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt.

ALBA.

So lebten wir umsonst! — Lasst uns
Zu Grabe gehen, Spanier! Auch noch
Im Tode raubt uns dieser Mensch das Herz
Des Königs!

KÖNIG setzt sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt.

Wär' er *mir* also gestorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, sehr lieb. Er war
Mir theuer, wie ein Sohn. In diesem Jüngling
Ging mir ein neuer, schön'rer Morgen auf.
Wer weiss, was ich ihm aufbehalten! Er

War meine erste Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von diesem hab' ich Dank verdient.

DOMINGO.

Durch welche
Bezauberung —

KÖNIG.

Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Diesen Hochverrath
An seiner Menschheit sollte Posa sich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn besser. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling, seinem Schüler.
Des Vaters untergeh'nde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verspart man
Dem nahen Aufgang seines Sohns—O es ist klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

ALBA.

Lesen Sie
In diesen Briefen die Bekräftigung.

KÖNIG steht auf.

Er könnte sich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur! Ich fühle
In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngespinnst gewesen.
Er sey gestorben als ein Thor. Sein Sturz
Erdrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Lass sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen, diesen Abend, dass nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ernten soll. Er brachte
Der Menschheit, seinem Götzen, mich zum Opfer;
Die Menschheit büsse mir für ihn!—Und jetzt—
Mit seiner Puppe fang' ich an.

(Zum Herzog von Alba.)

Was war's
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich diese Briefe?

ALBA.

Diese Briefe, Sire,
Enthalten die Verlassenschaft des Marquis
Von Posa an Prinz Karl.

KÖNIG durchläuft die Papiere, wobei er von allen Umstehenden scharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeitlang gelesen, legt er sie weg, und geht stillschweigend durch das Zimmer.

Man rufe mir
Den Inquisitor Kardinal. Ich lass'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu schenken.

(Einer von den Granden geht hinaus. Der König nimmt die Papiere wieder, lies't fort, und legt sie abermals weg.)

In dieser Nacht also?

TAXIS.

Schlag zwei Uhr soll
Die Post vor dem Karthäuserkloster halten.

ALBA.

Und Leute, die ich ausgesendet, sahen
Verschiednes Reis'geräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloster tragen.

FERIA.

Auch sollen grosse Summen auf den Namen
Der Königinn bei Maurischen Agenten
Betrieben worden seyn, in Brüssel zu
Erheben.

KÖNIG.

Wo verliess man den Infanten?

ALBA.

Beim Leichnam des Malthesers.

KÖNIG.

Ist noch Licht im Zimmer
Der Königinn?

ALBA.

Dort ist alles still. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,
Als sonsten zu geschehen pflegt, entlassen.
Die Herzoginn von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verliess sie schon
In tiefem Schlafe.

(Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und spricht leise mit ihm. Dieser wendet sich betreten zum Herzog von Alba, andre drängen sich hinzu, und es entsteht ein Gemurmel.)

FERIA, TAXIS, DOMINGO zugleich.

Sonderbar!

KÖNIG.

Was gibt es?

FERIA.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben ist —

DOMINGO.

Zwei Schweizer, die so eben
Von ihrem Posten kommen, melden—Es
Ist lächerlich, es nachzusagen.

KÖNIG.

Nun?

ALBA.

Dass in dem linken Flügel des Palasts
Der Geist des Kaisers sich erblicken lassen,
Und mit beherztem, feierlichem Schritt an ihnen
Vorbei gegangen. Eben diese Nachricht
Bekräft'gen alle Wachen, die durch diesen
Pavillon hin verbreitet stehn, und setzen
Hinzu, dass die Erscheinung in den Zimmern
Der Königinn verschwunden.

KÖNIG.

Und in welcher
Gestalt erschien er?

OFFIZIER.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum letzten Mal in Justi
Als Hieronymitermönch getragen.

KÖNIG.

Als Mönch? Und also haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wussten
Sie sonst, dass es der Kaiser war?

OFFIZIER.

Dass es
Der Kaiser müsse seyn, bewies das Zepter,
Das er in Händen trug.

DOMINGO.

Auch will man ihn
Schon öfters, wie die Sage geht, in dieser
Gestalt gesehen haben.

KÖNIG.

Angeredet hat
Ihn Niemand?

OFFIZIER.

Niemand unterstand sich.
Die Wachen sprachen ihr Gebet und liessen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

KÖNIG.

Und in den Zimmern

Der Königinn verlor sich die Erscheinung?

OFFIZIER.

Im Vorgemach der Königinn.

(Allgemeines Stillschweigen.)

KÖNIG wendet sich schnell um.

Wie sagt ihr?

ALBA.

Sire, wir sind stumm.

KÖNIG nach einigem Besinnen, zu dem Offizier.

Lasst meine Garden unter
Die Waffen treten und jedweden Zugang
Zu diesem Flügel sperren. Ich bin lüstern,
Ein Wort mit diesem Geist zu reden.

(Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page.)

PAGE.

Sire!
Der Inquisitor Kardinal.

KÖNIG zu den Anwesenden.

Verlasst uns.

(Der Kardinal Grossinquisitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab gestützt und von zwei Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen sich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum seines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen sich.)

ZEHNTER AUFTRITT.

DER KÖNIG *und der* GROSSINQUISITOR.

Ein langes Stillschweigen.

Steh'
Ich vor dem König?

KÖNIG.

Ja.

GROSSINQUISITOR.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

KÖNIG.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp, der Infant,
Holt Rath bei seinem Lehrer.

GROSSINQUISITOR.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr grosser Vater, niemals.

KÖNIG.

Um so viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe—

GROSSINQUISITOR.

Weswegen haben Sie gemordet?

KÖNIG.

Ein
Betrug, der ohne Beispiel ist—

GROSSINQUISITOR.

Ich weiss ihn.

KÖNIG.

Das wisset ihr? Durch wen? Seit wann?

GROSSINQUISITOR.

Seit Jahren,
Was *Sie* seit Sonnenuntergang.

KÖNIG mit Befremdung.

Ihr habt
Von diesem Menschen schon gewusst?

GROSSINQUISITOR.

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

KÖNIG.

Und er ging frei herum?

GROSSINQUISITOR.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreissbar.

KÖNIG.

Er war schon ausser meines Reiches Grenzen.

GROSSINQUISITOR.

Wo er seyn mochte, war ich auch.

KÖNIG geht unwillig auf und nieder.

Man wusste,
In wessen Hand ich war—Warum versäumte man,
Mich zu erinnern?

GROSSINQUISITOR.

Diese Frage geb' ich
Zurücke — Warum fragten *Sie* nicht an,
Da Sie in dieses Menschen Arm Sich warfen?
Sie kannten ihn! *Ein* Blick entlarvte Ihnen
Den Ketzer. — Was vermochte Sie, dies Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterschlagen? Spielt
Man *so* mit uns? Wenn sich die Majestät
Zur Hehlerinn erniedrigt — hinter unserm Rücken
Mit unsern schlimmsten Feinden sich versteht,
Was wird mit uns? Darf *Einer* Gnade finden,
Mit welchem Rechte wurden Hunderttausend
Geopfert?

KÖNIG.

Er ist auch geopfert.

GROSSINQUISITOR.

Nein!
Er ist ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unsrer Ehre glorreich fliessen sollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand verspritzt.
Der Mensch war unser — Was befugte *Sie*,
Des Ordens heil'ge Güter anzutasten?
Durch uns zu sterben war er da. Ihn schenkte
Der Nothdurft dieses Zeitenlaufes Gott,
In seines Geistes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingestreckt, die Arbeit vieler Jahre!
Wir sind bestohlen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

KÖNIG.

Leidenschaft riss mich
Dahin. Vergib mir!

GROSSINQUISITOR.

Leidenschaft? — Antwortet
Mir Philipp, der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenschaft!

(Mit unwilligem Kopfschütteln.)

Gib die Gewissen frei in deinen Reichen,
Wenn du in deinen Ketten gehst.

KÖNIG.

Ich bin
In diesen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir!

GROSSINQUISITOR.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu lästern! Wo war damals
Der Philipp, dessen feste Seele wie
Der Angelstern am Himmel unverändert
Und ewig um sich selber treibt? War eine ganze
Vergangenheit versunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwischen Gut und Uebel
Und Wahr und Falsch die Scheidewand gefallen?
Was ist ein Vorsatz? Was Beständigkeit,
Was Männertreue, wenn in einer lauen

Minute eine sechzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune schmilzt?

KÖNIG.

Ich sah in seine Augen. — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut.
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen sind erloschen.

GROSSINQUISITOR.

Was sollte Ihnen dieser Mensch? Was konnte
Er Neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmersinn und Neuerung so wenig?
Der Weltverbess'rer prahlerische Sprache
Klang Ihrem Ohr so ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung schon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muss
Ich fragen, schrieben Sie das Bluturtheil
Der hunderttausend schwachen Seelen, die
Den Holzstoss für nichts Schlimmeres bestiegen?

KÖNIG.

Mich lüstete nach einem Menschen. Diese
Domingo —

GROSSINQUISITOR.

Wozu Menschen? Menschen sind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muss ich
Die Elemente der Monarchenkunst
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn *Sie*
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihresgleichen zugestanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wissen, haben
Sie aufzuweisen über Ihresgleichen?

KÖNIG wirft sich in den Sessel.

Ich bin ein kleiner Mensch, ich fühl's — Du forderst
Von dem Geschöpf, was nur der Schöpfer leistet.

GROSSINQUISITOR.

Nein, Sire, mich hintergeht man nicht. Sie sind
Durchschaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens schwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frei und einzig seyn.

(Er hält inne. Der König schweigt.)

Wir sind gerochen — Danken Sie der Kirche,
Die sich begnügt, als Mutter Sie zu strafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen lassen,
War Ihre Züchtigung. Sie sind belehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurück — Stünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beim lebend'gen Gott!
Sie wären morgen so vor mir gestanden.

KÖNIG.

Nicht diese Sprache! Mässige dich, Priester!
Ich duld' es nicht. Ich kann in diesem Ton
Nicht mit mir sprechen hören.

GROSSINQUISITOR.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwei Könige dem span'schen Thron, und hoffte,
Ein fest gegründet Werk zu hinterlassen.
Verloren seh' ich meines Lebens Frucht;
Don Philipp selbst erschüttert mein Gebäude.
Und jetzo, Sire — Wozu bin ich gerufen?
Was soll ich hier? — Ich bin nicht Willens, diesen
Besuch zu wiederholen.

KÖNIG.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magst du in Frieden scheiden.
Vorbei sey das Vergangne, Friede sey
Geschlossen zwischen uns — Wir sind versöhnt?

GROSSINQUISITOR.

Wenn Philipp sich in Demuth beugt.

KÖNIG nach einer Pause.

Mein Sohn
Sinnt auf Empörung.

GROSSINQUISITOR.

Was beschliessen Sie?

KÖNIG.

Nichts — oder Alles.

GROSSINQUISITOR.

Und was heisst hier Alles?

KÖNIG.

Ich lass' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht sterben lassen kann.

GROSSINQUISITOR.

Nun, Sire?

KÖNIG.

Kannst du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

GROSSINQUISITOR.

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

KÖNIG.

Du willst
Durch ganz Europa diese Meinung pflanzen?

GROSSINQUISITOR.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

KÖNIG.

Ich frevle
An der Natur — auch diese mächt'ge Stimme
Willst du zum Schweigen bringen?

GROSSINQUISITOR.

Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.

KÖNIG.

Ich lege
Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?

GROSSINQUISITOR.

Geben Sie
Ihn mir.

KÖNIG.

Es ist mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
Gesammelt?

GROSSINQUISITOR.

Der Verwesung lieber, als
Der Freiheit.

KÖNIG steht auf.

Wir sind einig. Kommt.

GROSSINQUISITOR.

Wohin?

KÖNIG.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen.

(Er führt ihn hinweg.)

LETZTER AUFTRITT.

Zimmer der Königinn.

KARLOS. DIE KÖNIGINN. *Zuletzt der* KÖNIG *mit* GEFOLGE.

KARLOS in einem Mönchsgewand, eine Maske vor dem Gesichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein blosses Schwert. Es ist ganz finster. Er nähert sich einer Thür, welche geöffnet wird. Die Königinn tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Lichte. Karlos lässt sich vor ihr auf ein Knie nieder.

Elisabeth!

KÖNIGINN mit stiller Wehmuth auf seinem Anblick verweilend.

So sehen wir uns wieder?

KARLOS.

So sehen wir uns wieder!

(Stillschweigen.)

KÖNIGINN sucht sich zu fassen.

Stehn Sie auf! Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
Ohnmächt'ge Thränen will der grosse Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fliessen
Für klein're Leiden! — Er hat sich geopfert
Für *Sie!* Mit seinem theuern Leben
Hat er das Ihrige erkauft — Und dieses Blut
Wär' einem Hirngespinnst geflossen? — Karlos!
Ich selber habe gut gesagt für Sie.
Auf meine Bürgschaft schied er freudiger
Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerinn
Mich machen?

KARLOS mit Begeisterung.

Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Ueber seiner Asche blühe
Ein Paradies!

KÖNIGINN.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die grosse Meinung seines Todes!
Mich wählte er zu seines letzten Willens
Vollstreckerinn. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieses Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtniss legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum soll ich es verschweigen?
Er übergab mir seinen Karl — Ich trotze
Dem Schein — Ich will vor Menschen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn seyn wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

KARLOS.

Vollenden Sie nicht, Königinn! — Ich habe
In einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sey das Vergangne! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.

(Nach einem Stillschweigen ihre Hand fassend.)

Ich kam, um Abschied
Zu nehmen — Mutter, endlich seh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünschenswerther Gut,
Als dich besitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieses Leben keine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an ihn! Vorbei
Sind alle meine Ernten —

(Er nähert sich der Königinn, welche das Gesicht verhüllt.)

Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

KÖNIGINN.

Kehren Sie Sich nicht
An meine Thränen Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

KARLOS.

Sie waren unsers Bundes einzige
Vertraute — Unter *diesem* Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerste
Mir bleiben. Meine Freundschaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch gestern meine Liebe
Verschenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorsicht mich auf diesen Thron.

(Der König, begleitet vom Grossinquisitor und seinen Granden, erscheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.)

Jetzt geh' ich
Aus Spanien, und sehe meinen Vater
Nicht wieder — nie in diesem Leben wieder.
Ich schätz' ihn nicht mehr. Ausgestorben ist
In meinem Busen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattinn. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Madrid
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

(Er küsst sie.)

KÖNIGINN.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergrösse wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

KARLOS.

Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
Des nahen Todes Schrecken nicht gerissen.

(Er verlässt sie.)

Das ist vorbei. Jetzt trotz' ich jedem Schicksal
Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hörten Sie nicht etwas?

(Seine Uhr schlägt.)

KÖNIGINN.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

KARLOS.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den ersten Brief
Von mir, der das Geheimniss unsers Umgangs
Laut machen soll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, sey nichts Heimliches
Mehr unter uns. *Sie* brauchen nicht das Auge
Der Welt zu scheuen — Dies hier sey mein letzter
Betrug.

(Er will nach der Maske greifen. Der König steht zwischen ihnen.)

KÖNIG.

Es ist dein letzter!

(Die Königinn fällt ohnmächtig nieder.)

KARLOS eilt auf sie zu, und empfängt sie mit den Armen.

Ist sie todt?
O Himmel und Erde!

KÖNIG kalt und stille zum Grossinquisitor.

Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!

(Er geht ab.)

DER MENSCHENFEIND.

EIN FRAGMENT.

ERSTE SCENE.

Gegend in einem Park.

ANGELIKA VON HUTTEN. WILHELMINE VON HUTTEN, *ihre Tante, Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf* GÄRTNER BIBER.

ANGELIKA.

Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie setzen sich so lange ins Kabinet und lesen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdessen wird's neun Uhr und er kommt. — Sie sind's doch zufrieden?

WILHELMINE.

Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(Geht nach der Laube.)

GÄRTNER BIBER bringt Blumen.

Das Beste, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyacinthen sind alle.

ANGELIKA.

Recht schönen Dank auch für dieses.

BIBER.

Aber eine Rose sollen Sie Morgen haben, die erste vom ganzen Frühling, wenn Sie mir versprechen wollen —

ANGELIKA.

Was wünschen Sie, guter Biber?

BIBER.

Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln sind nun auch fort, und mein schöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angesehen. Da hab' ich voriges Jahr den grossen Sumpf lassen austrocknen gegen Mitternacht, und einige tausend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt sich und schiesst empor — es ist ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich schon im Voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat sie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das schmerzt mich, ich kann's nicht läugnen.

ANGELIKA.

Es geschieht noch, gewiss geschieht's noch — haben Sie indess Geduld, guter Biber.

BIBER.

Der Park kostet ihm, Jahr aus Jahr ein, seine baaren zweitausend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — Wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für sein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brot Ihres Herrn Vaters essen, oder er muss mich ihm beweisen lassen, dass ich ihn nicht darum bestehle.

ANGELIKA.

Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wissen wir Alle, dass Sie *das* und noch weit mehr verdienen.

BIBER.

Mit Ihrer Erlaubniss, mein Fräulein, davon können Sie nicht sprechen. Dass ich meine zwölf Stunden des Tags seinen Garten beschicke, dass ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit *Geld*. Aber dass ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, dass ich des Nachts davon träume, dass es mich mit der Morgensonne heraustreibt — *das*, mein Fräulein, muss er mir mit seiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Besuch in seinem Park thut hier mehr als alle sein Mammon — und sehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben war's, warum ich Sie jetzt habe —

ANGELIKA.

Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie selbst wissen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

BIBER ihre Hand fassend und mit Lebhaftigkeit.

Er ist noch nicht in seiner Baumschule gewesen. Bitten Sie ihn, dass er mir erlaube, ihn in seine Baumschule zu führen. Es ist nicht möglich, diesen Dank einzusammeln von der unvernünftigen Kreatur, und Menschen verloren zu geben. Wer darf sagen, dass er an der Freude verzweifle, so lange noch Arbeiten lohnen, und Hoffnungen einschlagen? —

ANGELIKA.

Ich verstehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächsen glücklicher, als mein Vater mit Menschen.

BIBER schnell und bewegt.

Und er hat eine solche Tochter? (*Er will mehr sagen, unterdrückt es aber, und schweigt einen Augenblick.*) Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menschen — der schlecht belohnten Erwartungen viel, der gescheiterten Plane viel — aber (*die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreifend*) eine Hoffnung ist ihm aufgegangen — Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreissen kann —

(Er entfernt sich.)

ZWEITE SCENE.

ANGELIKA. WILHELMINE.

WILHELMINE steht auf und folgt ihm mit den Augen.

Ein sonderbarer Mann! Immer fällt's ihm auf's Herz, wenn diese Saite berührt wird. Es ist etwas Unbegreifliches in seinem Schicksal.

ANGELIKA sich unruhig umsehend.

Es wird sehr spät. Er hat sonst nie so lange auf sich warten lassen — Rosenberg.

WILHELMINE.

Er wird nicht ausbleiben. Wie ängstlich wieder und ungeduldig!

ANGELIKA.

Und diesmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlschlagen sollte! Ich habe diesen Tag mit Herzensangst herannahen sehen.

WILHELMINE.

Erwarte nicht zu viel von diesem einzigen Tage!

ANGELIKA.

Wenn er ihm missfiele?—Wenn sich ihre Charaktere zurückstiessen? — Wie kann ich hoffen, dass er mit ihm die erste Ausnahme machen werde? — Wenn sich ihre Charaktere zurückstiessen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Rosenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübsinn und Rosenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht spielen — und wer ist mir Bürge, dass er ihm einen zweiten Besuch nicht eben darum verweigert, weil er schon bei dem ersten Gefahr lief, ihn hochzuschätzen?

WILHELMINE.

Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem dem sagte dir noch gestern dein Herz nichts.

ANGELIKA.

Gestern! So lang' ich nur ihn sah, nur ihn fühlte, nichts wusste als ihn! Da sprach noch das leichtsinnige liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verschwinden. O warum konnte denn dieser liebliche Traum nicht fortdauern? Warum musste die ganze Freude meines Lebens einem einzigen schrecklichen Wurf überlassen werden?

WILHELMINE.

Deine Furcht macht dich Alles vergessen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Rosenberg seine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriss, die ihn an seinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptstadt gefesselt hielten, da er sich freiwillig in die traurige Einöde seiner Güter verbannte, um dir näher zu seyn — seit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warst du es nicht selbst, die an der Heimlichkeit dieses Verständnisses Anstoss nahm? die mit unablässigen Bitten und Mahnungen so lange in ihn stürmte, bis er, ungern genug, sein Versprechen gab, sich um die Gunst deines Vaters zu bewerben? Mein Vater, sagtest du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menschen, die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, dass auch seine Tochter ihn hintergangen hat.

ANGELIKA mit reger Empfindung.

Nie, nie soll er das? — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich stärker, entschloss'ner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber *wahr* soll seine Tochter seyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die sich vor meinem Vater verbergen müssten. Bin ich es seiner Güte nicht schuldig? Er gab mir ja Alles. Selbst für die Freuden des Lebens erstorben, was hat er nicht gethan, um mir sie zu schenken? Mir zur Lust schuf er diese Gegend zum Paradiese, und liess alle Künste wetteifern, das Herz seiner Angelika zu entzücken und ihren Geist zu veredeln. Ich bin eine Königinn in diesem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen *selbst* niederlegte. Mir gab er die süsse Vollmacht, das verschämte Elend zu suchen, verhehlte Thränen zu trocknen, und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in diesen stillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieses, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von sich stiess.

WILHELMINE.

Und hast du sie nie übertreten, diese leichte Bedingung?

ANGELIKA.

— Ich bin ihm ungehorsam geworden. Meine Wünsche sind über diese Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

WILHELMINE.

Ehe Rosenberg in diesen Wäldern jagte, warst du noch sehr glücklich.

ANGELIKA.

Glücklich, wie eine Himmlische — aber ich kann nicht wieder umkehren.

WILHELMINE.

So auf einmal hat sich Alles verändert? Auch deine sonst so traute Gespielinn, diese schöne Natur, ist dieselbe nicht mehr?

ANGELIKA.

Die Natur ist die nämliche, aber mein Herz ist es nicht mehr. Ich habe Leben gekostet, kann mich mit der todten Bildsäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt Alles verwandelt ist um mich herum! Er hat alle Erscheinungen um mich her bestochen. Die aufsteigende Sonne ist mir jetzt nur ein Stundenweiser seiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir seinen Namen, meine Blumen hauchen nur seinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht so finster an, liebe Tante — Ist es denn meine Schuld, dass der erste Mann, der mir ausserhalb unsrer Grenzsteine begegnete, gerade Rosenberg war?

WILHELMINE gerührt sie ansehend.

Liebes, unglückliches Mädchen — also auch du — ich bin unschuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einst deinem Schicksal nicht entfliehen wirst.

ANGELIKA.

Immer sagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verstehe Sie nicht.

WILHELMINE.

Der Park wird geöffnet.

ANGELIKA.

Das Schnauben seiner Diana! — Er kommt. Es ist Rosenberg.

(Ihm entgegen.)

SCHLUSS DER DRITTEN SCENE.

ANGELIKA.

Ach Rosenberg, was haben Sie gethan? Sie haben sehr übel gethan.

ROSENBERG.

Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, dass wir mit einander bekannt werden sollten; Sie wünschten, dass ich ihn interessiren möchte.

ANGELIKA.

Wie? Und das wollen Sie dadurch erreichen, dass Sie ihn gegen sich aufbringen?

ROSENBERG.

Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir selbst erzählt, wie viele Versuche auf seine Gemüthskrankheit schon misslungen sind. Alle jene unbestellten feierlichen Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Ueberlegenheit fühlen lassen, und sind schlecht genug gegen die verfängliche Beredsamkeit seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei seyn, ob wir Uebrigen an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben; aber nie wird er's dulden, dass wir geringschätzig davon den-

ken. Dieser Demüthigung fügt sich sein Stolz nicht. Uns zu widerlegen, war ihm freilich nicht der Mühe werth, aber in seinem Unwillen kann er sich wohl entschliessen, uns zu beschämen — Es kommt zum Gespräch — das ist Alles, was wir für's Erste wünschen.

ANGELIKA.

Sie nehmen es zu leicht, lieber Rosenberg — Sie getrauen sich mit meinem Vater zu spielen. Wie sehr fürchte ich —

ROSENBERG.

Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache ist so schlimm, als die meinige gut ist.

WILHELMINE welche diese ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geschienen hat.

Sind Sie dessen wirklich so gewiss, Herr von Rosenberg?

ROSENBERG der sich rasch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillschweigen, ernsthaft.

Ich denke, dass ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

WILHELMINE steht auf.

Dann Schade um meinen armen Bruder! Es ist ihm so schwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er ist, und, wie ich sehe, ist es etwas so Leichtes, ihm das Urtheil zu sprechen.

ANGELIKA.

Lassen Sie uns nicht zu voreilig richten, Rosenberg. Wir wissen so wenig von den Schicksalen meines Vaters.

ROSENBERG.

Mein ganzes Mitleid soll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn sie ihn wirklich zum Menschenhasser machten. — Es ist ihm schwer gefallen, sagen Sie, (*zu der Stiftsdame*) dieser unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menschen übernehmen, der dasjenige an sich vollendet, was ein schreckliches Schicksal ihm noch erlassen hat? Dem Rasenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von sich wirft, den ihm Räuber gelassen haben? — Oder wissen Sie mir einen ärmern Mann zwischen Himmel und Erde, als den Menschenfeind?

WILHELMINE.

Wenn er in der Verfinsterung seines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung suchte, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlassen, dem ich kein Auge zu schenken habe.

ROSENBERG mit aufsteigender Röthe und etwas lebhafter Stimme.

Nein, bei Gott! Nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der sich die Augen muthwillig zudrückt, und dem Geber des Lichts flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Besitz dieser Tochter nicht unendlich erstattet wird? Darf er einem Geschlechte fluchen, das er täglich, stündlich in diesem Spiegel sieht? Menschenhasser, Menschenfeind! Er ist keiner. Ich will es beschwören, er ist keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menschenhasser in der Natur, als wer sich allein anbetet, oder sich selbst verachtet.

ANGELIKA.

Gehen Sie, Rosenberg. Ich beschwöre Sie, gehen Sie. In dieser Stimmung dürfen Sie sich meinem Vater nicht zeigen.

ROSENBERG.

Recht gut, dass Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Gespräch angefangen, wobei ich immer versucht bin, allzulebhaft Partei zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, vorschnell zu seyn, und soll doch erst heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas Anderm denn! — Dieses Gesicht wird so ernsthaft, und die Wangen der Tochter muss ich erst heiter sehen, wenn ich Muth haben soll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — das ganze Städtchen war ja geschmückt, wie an einem Festtag, als ich vorbei kam. Wozu diese Anstalt?

ANGELIKA.

Meinen Vater zu seinem Geburtstage zu begrüssen.

VIERTE SCENE.

JULCHEN *in Angelika's Diensten, zu den* VORIGEN.

JULCHEN.

Der Herr hat geschickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch sprechen. — Sie auch da, Herr von Rosenberg! Sie will er auch sprechen.

ANGELIKA.

Uns Beide! Beide zusammen — Rosenberg — Uns Beide! Was bedeutet das?

JULCHEN.

Zusammen? Nein, davon weiss ich nichts.

ROSENBERG im Begriff wegzugehen, zu Angelika.

Ich lasse Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

ANGELIKA ängstlich.

Sie verlassen mich, Rosenberg — Wohin? — Ich muss Sie noch etwas Wichtiges fragen.

ROSENBERG führt sie bei Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren sich im Hintergrunde.

JULCHEN.

Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den festlichen Aufzug zu sehen.

ANGELIKA.

Das ist ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Rosenberg—Es gilt Trennung, ewige Trennung! — Sind Sie auch vorbereitet—gefasst auf Alles, was geschehen kann? — Wozu sind Sie entschlossen, wenn Sie meinem Vater missfallen?

ROSENBERG.

Ich bin entschlossen, ihm nicht zu missfallen.

ANGELIKA.

Jetzt nicht diesen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Rosenberg—Es steht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen—Wir müssen das Schlimmste erwarten, wie das Erfreulichste. Ich darf Sie nicht mehr sehen, wenn Sie unfreundlich von einander scheiden—was haben Sie beschlossen, zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

ROSENBERG.

Gute, Liebe!—sie ihm abzunöthigen.

ANGELIKA.

O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie so zuversichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menschen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, dass die sanften Töne Ihres Herzens wiederhallen werden in dem seinigen?—Ach! es ist zerrissen, dieses Saitenspiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz misslingen — Rosenberg! noch einmal! Was beschliessen Sie, wenn sie alle misslingen?

ROSENBERG ruhig ihre Hand fassend.

Alle werden's nicht, alle gewiss nicht! Fassen Sie Herz, liebe Furchtsame! Mein Entschluss ist gefasst.

Ich habe mir diesen Menschen zum Ziele gemacht, habe mir vorgesetzt, ihn nicht aufzugeben, also hab' ich ihn ja gewiss.

(Sie gehen ab.)

FÜNFTE SCENE.

Ein Saal.

VON HUTTEN, *aus einem Kabinet.* ABEL, *sein Haushofmeister, folgt ihm mit einem Rechnungsbuche.*

ABEL liest.

Herrschaftlicher Vorschuss an die Gemeine, nach der grossen Wassersnoth vom Jahr 1784. Zweitausend, neunhundert Gulden —

V. HUTTEN hat sich niedergesetzt und durchsieht einige Papiere, die auf dem Tische liegen.

Der Acker hat sich erholt; der Mensch soll nicht länger leiden, als seine Felder. Streich' er aus diesen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert seyn.

ABEL durchstreicht mit Kopfschütteln die Rechnung.

Ich muss mir's gefallen lassen — blieben also noch zu berechnen die Interessen von sechsthalb Jahren —

V. HUTTEN.

Interessen!—Mensch?

ABEL.

Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muss seyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(Will weiter lesen.)

V. HUTTEN.

Den Rest ein andermal. Jetzt ruf' er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

ABEL.

Der Pachter vom Holzhof hätte Lust zu dem Polacken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man soll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweites Unheil geschehe.

V. HUTTEN.

Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren *einmal* falsch gegen mich war? So hab' ich es mit Keinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

(Abel nimmt das Rechnungsbuch und will gehen.)

Es fehlten ja neulich wichtige Empfangscheine in der Kasse, sagt' er mir, und der Rentmeister sey ausgeblieben?

ABEL.

Ja, das war vorigen Donnerstag.

V. HUTTEN steht auf.

Das freut mich, freut mich—dass er doch endlich noch zum Schelm geworden ist, dieser Rentmeister. Er hat mir eilf Jahre ohne Tadel gedient—Setz' er das nieder, Abel. Erzähl' er mir mehr davon.

ABEL.

Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan, und ist heute Morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden sich unter andern Papieren.

V. HUTTEN mit Heftigkeit.

Und er war also kein Betrüger!—Mensch, warum hast du mir Lügen berichtet?

ABEL.

Gnädiger Herr, man muss immer das Schlimmste von seinem Nächsten denken.

V. HUTTEN nach einem düstern Stillschweigen.

Er *soll* aber ein Betrüger seyn, und die Quittungen soll man ihm zahlen.

ABEL.

Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt, und das Nachsetzen hat mir gewaltiges Geld gekostet. Es ist verdriesslich, dass dies Alles nun so weggeworfen ist.

V. HUTTEN sieht ihn lange verwundernd an.

Theurer Mann! Ein wahres Kleinod bist du mir— wir dürfen nie von einander.

ABEL.

Das wolle Gott nicht—und wenn mir gewisse Leute auch noch so grosse Versprechungen—

V. HUTTEN.

Gewisse Leute! Was?

ABEL.

Ja, Ihr Gnaden. Ich weiss auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

V. HUTTEN.

Regt der sich auch wieder? Nun?

ABEL.

Zweihundert Pistolen liess er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm seine Enkelinn, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

V. HUTTEN steht schnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er sich wieder gesetzt hat, zum Verwalter.

Und dieses Gebot hat er ausgeschlagen?

ABEL.

Bei meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

V. HUTTEN.

Zweihundert Pistolen, Mensch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

ABEL.

Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeschlagen. Schelmerei gedeiht nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und sterben.

V. HUTTEN kalt und fremd.

Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Musik mit vielen Menschenstimmen untermischt. Sie kommt dem Schlosse immer näher.)

Ich höre da Töne, die mir zuwider sind. Folg' er mir in ein andres Zimmer.

ABEL ist auf den Altan getreten, und kommt eine Weile darauf wieder.

Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsschmuck und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloss. Der gnädige Herr, rufen sie, möchten doch auf den Altan treten, und sich ihren getreuen Unterthanen zeigen.

V. HUTTEN.

Was wollen sie von mir? Was haben sie anzubringen?

ABEL.

Euer Gnaden vergessen —

V. HUTTEN.

Was?

ABEL.

Sie kommen diesmal nicht so leicht los, wie im vorigen Jahre —

V. HUTTEN steht schnell auf.

Weg! Weg! Ich will nichts weiter hören.

ABEL.

Das hab' ich schon gesagt, Ihr Gnaden — aber sie kämen aus der Kirche, hiess es, und Gott im Himmel habe sie gehört.

V. HUTTEN.

Er hört auch das Bellen des Hundes und den falschen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muss wissen, warum er beides gewollt hat — (*indem das Volk hereindringt*). O Himmel! Wer hat mir das gethan?

(Er will in ein Kabinet weichen, viele halten ihn zurück, und fassen den Saum seines Kleides.)

SECHSTE SCENE.

DIE VORIGEN. DIE VASALLEN *und* BEAMTEN HUTTENS, BÜRGER *und* LANDLEUTE, *welche Geschenke tragen*, JUNGE MÄDCHEN *und* FRAUEN, *die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach aber anständig gekleidet.*

VORSTEHER.

Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte sich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun lassen. Er wird unsre Kleinen nicht von sich stossen.

EINIGE MÄDCHEN, welche sich ihm nähern.

Gnädiger Herr, dieses Wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Unterthanen, weil Sie uns Alles gaben.

ZWEI ANDERE MÄDCHEN.

Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

EIN DRITTES UND VIERTES MÄDCHEN.

Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unsre Wildniss zum Paradies gemacht haben.

ERSTES UND ZWEITES MÄDCHEN.

Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber, gnädiger Herr? Sehen Sie uns an! Reden Sie mit uns! Was thaten wir Ihnen, dass Sie unsern Dank so zurückstossen?

(Eine lange Pause.)

V. HUTTEN ohne sie anzusehen, den Blick auf den Boden geschlagen.

Werf' er Geld unter sie, Verwalter—Geld, so viel sie mögen—Schon' er meine Kasse nicht—Er sieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

EIN ALTER MANN, der aus der Menge hervortritt.

Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir sind keine Lohnknechte.

EINIGE ANDRE.

Wir wollen ein sanftes Wort und einen gütigen Blick.

EIN VIERTER.

Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir sind Menschen.

MEHRERE.

Wir sind Menschen, und das haben wir nicht verdient.

V. HUTTEN.

Werft diesen Namen von euch, und seyd mir unter einem schlechtern willkommen—Es beleidigt euch, dass ich euch Geld anbiete? Ihr seyd gekommen, sagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüsste nicht, dass ich einem vom euch etwas Besseres gegeben. Wahr ist's, eh' ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel, und ein Unmensch häufte alle Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleiss war nicht euer; mit ungerührtem Auge sah't ihr die Saaten grünen, und die Halme sich vergolden, und der Vater verbot sich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach diese Fesseln, schenkte dem Vater seinen Sohn und dem Sämann seine Ernte. Der Segen stieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt ist keiner unter euch so arm, der des Jahrs nicht seinen Ochsen schlachtet; ihr legt euch in geräumigen Häusern schlafen, mit der Nothdurft seyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude (*indem er sich aufrichtet und gegen sie wendet*). Ich sehe die Gesundheit in euren Augen und den Wohlstand auf euren Kleidern. Es ist nichts mehr zu wünschen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

EIN ALTER MANN aus dem Haufen.

Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut ist Ihre geringste Wohlthat gewesen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unsern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menschen gemacht.

EIN ZWEITER.

Sie haben uns eine Kirche gebaut und unsre Jugend erziehen lassen.

EIN DRITTER.

Und haben uns gute Gesetze und gewissenhafte Richter gegeben.

EIN VIERTER.

Ihnen danken wir, dass wir menschlich leben, dass wir uns unsers Lebens freuen.

V. HUTTEN in Nachdenken vertieft.

Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn sich der kriechende Busch nicht zum Baume aufrichtete. — Es ist *meine* Schuld nicht, wenn ihr da liegen bleibet, wo *ich* euch hinwarf. Euer eigen Geständniss spricht euch das Urtheil. Diese Genügsamkeit beweis't mir, dass meine Arbeit an euch verloren ist. Hättet ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermisst — es hätte euch zum erstenmal meine Achtung erworben. (*Indem er sich abwendet.*) Seyd, was ihr seyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

EINER AUS DER MENGE.

Sie gaben uns Alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe!

V. HUTTEN mit finsterm Ernst.

Wehe dir, der du mich erinnerst, wie oft meine Thorheit dieses Gut verschleuderte. Es ist kein Gesicht in dieser Versammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine *Liebe?* — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, preise den Zufall, der sie über *deinen* Weinstock dahin führte; aber den schwindlichen Wunsch untersage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und sie, wenn sie von dir *gewusst* haben müsste, um dir zu leuchten, wenn sie, die Eilende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke still halten müsste! Ihrer ewigen Regel gehorsam, giesst sie ihren Strahlenstrom aus — gleich unbekümmert um die Fliege, die sich darin sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Lastern besudelt — Was sollen mir diese Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der eurigen.

DER ALTE.

O das schmerzt uns, mein theurer Herr, dass wir Alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankes entbehren.

V. HUTTEN.

Weg damit! Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Waschet erst die Verläumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die scheelsehende Missgunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleissnerischen Larven ab, lasset die Wage des Richters aus euren schuldigen

Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, dass dieses Gaukelspiel von Eintracht mir die neidische Zwietracht verberge, die auch an den heiligsten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieser Versammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig seyn will? — Ungesehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Hasses lebt von euren Lastern. (*Zu dem Alten.*) Du massest dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Last eines langen Lebens deinen Nacken beugt? — Desto gewisser weiss ich nun, dass du auch meiner Hoffnung verloren bist! Mit leeren Händen steigst du von dem Zenith des Lebens herunter; was du bei voller Mannkraft verfehltest, wirst du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meinung, dass der Anblick dieser schuldlosen Würmer (*auf die Kinder zeigend*) zu meinem Herzen sprechen sollte? — O sie alle werden ihren Vätern gleichen; alle diese Unschuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verstümmeln, alle dem Zweck ihres Daseyns entführen — O warum seyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum musstet ihr mir dieses Geständniss abnöthigen? — Ich kann nicht sanft mit euch reden.

(Er geht ab.)

SIEBENTE SCENE.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeschlossen, von anziehendem etwas schwermüthigem Charakter.

V. HUTTEN tritt auf, mit sich selbst redend.

Dass ihr dieses Namens so werth wäret, als er mir heilig ist! — Mensch! Herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen! Welche Wohllaute schliefen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maas der Vollendung — Du allein stehst unreif und missgestaltet in dem untadelichen Plan. Von keinem Auge ausgespäht, von keinem Verstande bewundert, ringt in der schweigenden Muschel die Perle, ringt der Krystall in den Tiefen der Berge nach der schönsten Gestalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einstimmige Fleiss aller Wesen, das Geheimniss der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo sie gesäet hat, findet sie eine Ernte — Du allein, ihr liebster, ihr beschenktester Sohn, bleibst aus — nur was sie *dir* gab, findet sie nicht wieder, erkennt sie in seiner entstellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiss zu erwachen — Rufe sie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Fehlte je der schöne Lichtstrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Busen floss? Kannst du es dulden, dass das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unsterbliche beschäme?

Dich zu beglücken ist der Kranz, um den alle Wesen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gewaltsam verkehrst du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des *Lebens* hat die Freundliche um dich her gebreitet und *Tod* nöthigst du ihr ab. Dein Hass schärfte das friedliche Eisen zum Schwerte; mit Verbrechen und Flüchen belastet deine Habsucht das schuldlose Gold, an deiner unmässigen Lippe wird das Leben des Weinstocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Lastern, aber deine Laster stecken es nicht an. Rein bewahrt sich das missbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienste. Seine Bestimmung kannst du ihm rauben, aber nie den Gehorsam, womit es ihr dienet. Sey menschlich oder sey Barbar — mit gleich kunstreichem Schlage wird das folgsame Herz deinen Hass und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich *deine* Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur — Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von *dir* lass mich lernen die verfehlte Lust des Beglückens verschmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — lass mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem stillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond seine strahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder sähe, dessen Pfad sie beleuchten soll? — Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz — Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. — Hier, wo mir seine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindselige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verscheucht, abgeschieden von dem Geschlechte, lass mich die heilige Pflicht meines Daseyns in die Hand meiner grossen Mutter, an die ewige Schönheit, entrichten. (*Sich umschauend.*) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande; aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den silberklaren Strom — wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

(Er will aufstehen. Angelika steht vor ihm.)

ACHTE SCENE.

VON HUTTEN. ANGELIKA.

ANGELIKA (tritt schüchtern zurück).

Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich Ihre Einsamkeit störe —.

V. HUTTEN (der sie eine Zeitlang stillschweigend mit den Augen misst, mit sanftem Vorwurf).

Du hast nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

ANGELIKA (betroffen).

Mein Vater —

V. HUTTEN.

Du wusstest um diesen Ueberfall — Gesteh' es — du selbst hast ihn veranlasst.

ANGELIKA.

Ich darf nicht *Nein* sagen, mein Vater.

V. HUTTEN.

Sie sind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verstanden. Sieh, du hast nicht gut gehandelt.

ANGELIKA.

Meine Absichten verdienen Verzeihung.

V. HUTTEN.

Du hast um diese Menschen geweint. Läugne es nur nicht. Dein Herz schlägt für sie. Ich durchschaue dich. Du missbilligst meinen Kummer.

ANGELIKA.

Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

V. HUTTEN.

Diese Thränen sind verdächtig — Angelika — du wankst zwischen der Welt und deinem Vater — Du musst Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen ist — Einem von beiden musst du ganz entsagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du missbilligst meinen Kummer?

ANGELIKA.

Ich glaube, dass er gerecht ist.

V. HUTTEN.

Glaubst du? Glaubst du wirklich? — Höre, Angelika! — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entscheidende Probe setzen — Du wankst und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir!

ANGELIKA.

Dieser feierliche Ernst —

V. HUTTEN.

Ich habe dich rufen lassen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich besinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

ANGELIKA.

Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie stehen an, sie zu nennen?

V. HUTTEN.

Der heutige Tag hat mir eine ernstere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahr alt. Schwere Schicksale haben mein Leben beschleunigt, es könnte geschehen, dass ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor—(*er steht auf*) Ja, wenn du weinen musst, so hast du keine Zeit, mich zu hören.

ANGELIKA.

O halten Sie ein, mein Vater — Nicht diese Sprache — Sie verwundet mein Herz.

V. HUTTEN.

Ich möchte nicht, dass es mich überraschte, ehe wir mit einander in Richtigkeit sind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — Der Bettler scheidet eben so schwer von seiner Armuth, als der König von seiner Herrlichkeit — Du bist Alles, was ich zurück lasse.

(Stillschweigen.)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und lasse dich zwischen zwei Abgründen stehen. Du wirst weinen, meine Tochter, oder du wirst beweinenswürdig seyn — — Bis jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke siehst du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

ANGELIKA.

O möchte sich dieses Auge erheitern, mein Vater — Ja, diese Welt ist schön.

V. HUTTEN.

Ein Widerschein deiner eignen schönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Diesen lieblichen Anblick wird sie fortfahren, dir zu geben, so lange du dich hütest, den Schleier aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, so lange du Menschen entbehren wirst, und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

ANGELIKA.

Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmonisch begegnet.

V. HUTTEN schnell und ernst.

Du wirst es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (*Nach einem Stillschweigen, wobei er in Gedanken verloren sass.*) Unsre Seele, Angelika, erschafft sich zuweilen grosse bezaubernde Bilder, Bilder aus schönern Welten, in edlere Formen gegossen. In fern nachahmenden Zügen erreicht sie zuweilen die spielende Natur, und es gelingt ihr, das überraschte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuschen.—Das war deines Vaters Schicksal, Angelika. Oft sah ich diese Lichtgestalt meines Gehirns von einem Menschenangesicht mir entgegenstrahlen; freudetrunken streckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunstbild zerfloss bei meiner Umhalsung.

ANGELIKA.

Doch, mein Vater —

V. HUTTEN unterbricht sie.

Die Welt kann dir nichts darbieten, was sie von *dir* nicht empfinge. Freue dich deines Bildes in dem spiegelnden Wasser, aber stürze dich nicht hinab, es zu umfassen; in seinen Wellen ergreift dich der Tod. *Liebe* nennen sie diesen schmeichelnden Wahnsinn. Hüte dich, an dieses Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter so lieblich mahlen. Das Geschöpf, das du anbetest, bist du selbst; was dir antwortet, ist dein eignes Echo aus einer Todtengruft, und schrecklich allein bleibst du stehen.

ANGELIKA.

Ich hoffe, es gibt noch Menschen, mein Vater, die — von denen — —

V. HUTTEN aufmerksam.

Du hoffest es? — Hoffest! — (*Er sieht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen.*) Ja, meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen lassen (*indem er vor ihr stehen bleibt und sie forschend betrachtet.*) Du bist schneller gewesen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erschrecke über meine sorglose Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

ANGELIKA.

Mein Vater! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.

V. HUTTEN.

Das Gespräch kommt nicht zu frühe — Du bist neunzehn Jahr alt, du kannst Rechenschaft von mir fordern. Ich habe dich herausgerissen aus der Welt, der du angehörst, ich habe in dieses stille Thal dich geflüchtet. Dir selbst ein Geheimniss wuchsest du hier auf. Du weisst nicht, welche Bestimmung dich erwartet. Es ist Zeit, dass du dich kennen lernest. Du musst Licht über dich haben.

ANGELIKA.

Sie machen mich unruhig, mein Vater —

V. HUTTEN.

Deine Bestimmung ist nicht, in diesem stillen Thal zu verblühen — Du wirst mich hier begraben, und dann gehörst du der Welt an, für die ich dich schmückte.

ANGELIKA.

Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich stossen, wo Sie so unglücklich waren?

V. HUTTEN.

Glücklicher wirst du sie betreten. (*Nach einem Stillschweigen.*) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend ist ihr schuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfst du nicht mehr. Mein Amt ist geendigt. In verschlossener Werkstätte reifte die Bildsäule still unter dem Meisel des Künstlers heran; die vollendete muss von einem erhabenen Gestelle strahlen.

ANGELIKA.

Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

V. HUTTEN.

Einen einzigen Wunsch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er gross in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der sich auf diesen Wangen verklärte, mit jeder schönen Blüthe dieses Geistes, mit jedem höhern Klange dieses Busens sprach er lauter in meinem Herzen — Dieser Wunsch, meine Tochter — reiche mir deine Hand!

ANGELIKA.

Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

V. HUTTEN.

— Angelika! Du bist eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt Niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erschöpfen kan — — Du kannst den Unersättlichsten überraschen.

ANGELIKA.

So tief, mein Vater, lassen Sie mich sinken!

V. HUTTEN.

— Du bist ein schönes Mädchen, Angelika! Lass deinen Vater dir gestehen, was du keinem andern Manne zu danken haben sollst. Deine Mutter war die Schönste ihres Geschlechts — du bist ihr geschontes veredeltes Bild. Männer werden dich sehen, und die Leidenschaft wird sie zu deinen Füssen führen. Wer diese Hand davon trägt —

ANGELIKA.

Ist das meines Vaters Stimme? — O ich hör' es. Sie haben mich aus Ihrem Herzen verstossen.

V. HUTTEN mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend.

Diese schöne Gestalt belebt eine schönere Seele — Ich denke mir die Liebe in diese friedliche Brust — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O dem Edelsten ist hier der schönste Lohn aufgehoben.

(Angelika tief bewegt, sinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Gesicht in seinen Händen.)

V. HUTTEN.

Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weisst du, dass du *mir* alles dieses schuldig bist? Ich habe Schätze gesammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geistes Güte hab' ich entfaltet. *Eine* Bitte gewähre mir für dies Alles — in diese einzige Bitte fasse ich Alles zusammen, was du mir schuldig bist—wirst du sie mir verweigern?

ANGELIKA.

O mein Vater! Warum diesen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

V. HUTTEN.

Du besitzest Alles, was einen Mann glücklich machen kann. (*Er hält hier inne, und misst sie scharf mit den Augen.*) Mache nie einen Mann glücklich!

(Angelika erblasst, schlägt die Augen nieder.)

V. HUTTEN.

Du schweigst? — diese Angst — dieses Zittern — Angelika!

ANGELIKA.

Ach, mein Vater —

V. HUTTEN sanfter.

Deine Hand, meine Tochter — Versprich mir — Gelobe mir — Was ist das? Warum zittert diese Hand? Versprich mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

ANGELIKA in sichtbarer Verwirrung.

Nie mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

V. HUTTEN.

Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

ANGELIKA kämpfend, mit bebender Stimme.

Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht selbst dieses Versprechens mich entlassen.

V. HUTTEN.

Also niemals. (*Er lässt ihre Hand los. Nach einem langen Stillschweigen.*) Sieh diese welken Hände! Diese Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis steht vor dir, der sich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menschen — Das ganze Geschlecht ist mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Lass meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelspiel enden. Diese Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erste Thräne, die du der Liebe weinst, vermischt dich wieder mit diesem niedern Geschlechte — die Hand, die du einem Mann am Altare reichst, schreibt meinen Namen an die Schandsäule der Thoren.

ANGELIKA.

Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, dass ich —

(Sie will gehen, Hutten hält sie zurück.)

V. HUTTEN.

Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag' ich keinen *Hass* gegen die Menschen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten lässt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, ist vergessen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Besten und Edelsten geschlagen.

ANGELIKA.

Oeffnen Sie es den Besten und Edelsten — Sie werden heilenden Balsam in diese Wunden giessen. Brechen Sie dieses geheimnissvolle Schweigen!

V. HUTTEN nach einigem Stillschweigen.

Könnt' ich dir die Geschichte meiner Misshandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das süsse Vertrauen auf dich selbst nicht entreissen — Ich will den Hass nicht in diesen friedlichen Busen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menschen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöschen in deiner Brust, und erhalten möchte ich diese heilige Flamme. Ehe sich eine neue und schönere Schöpfung von selbst hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reissen.

(Pause. Angelika neigt sich über ihn mit thränenden Augen.)

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den seligen Glauben an die Menschen, die dich jetzt noch gleich holden Erscheinungen umspielen; er war heilsam, er war nothwendig, den göttlichsten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weise Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt sie um unsern jugendlichen Geist, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieser hinfälligen Stütze spinnt sich der zarte Schössling hinauf, und umschlingt die nachbarliche Welt mit tausend üppigen Zweigen. Aber soll er, ein königlicher Stamm, in stolzer Schönheit zum Himmel wachsen — o dann müssen diese Nebenzweige ersterben, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in sich selbst, in gerader Richtung über sich streben. Still und sanft fängt die erstarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen, und dem göttlichen Ideale, das sich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unser seliger Geist jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Gluth der Begeisterung lodert fort an einem innern unsterblichen Zunder.

ANGELIKA.

Ach, mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Bilde, das Sie mir vorhalten! — Auf diesem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Lassen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von selbst von mir Abschied nimmt. Wie soll ich — wie kann ich ausser mir hassen, was Sie mich in mir selbst lieben lehrten! was Sie selbst in Ihrer Angelika lieben?

V. HUTTEN mit einiger Empfindlichkeit.

Die Einsamkeit hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menschen muss ich dich führen, damit du sie zu achten verlernest. Du sollst ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — du sollst dieses Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beschauen. — Wohl mir, dass ich nichts dabei wage — Ich habe dir einen Maasstab in dieser Brust mitgegeben, den sie nicht aushalten werden. (*Mit stillem Entzücken sie betrachtend.*) O noch eine schöne Freude blüht mir auf und die lange Sehnsucht naht sich ihrer Erfüllung. — Wie sie staunen werden, von nie empfundnen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte stelle — Ich habe sie — Ja ich habe sie gewiss — ihre Besten und Edelsten will ich in dieser goldenen Schlinge verstricken — Angelika! (*Er naht sich ihr mit feierlichem Ernste und lässt seine Hand auf ihr Haupt niedersinken.*) Sey ein höheres Wesen unter diesem gesunkenen Geschlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die die Weisheit des Weisesten erschöpfen. Mit der unwiderstehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch *deine Anmuth* triumphire meine verurtheilte Tugend. Milder strahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne sich endlich ihren siegenden Strahlen. Bis hieher führe sie — bis sie den ganzen Himmel sehen, der an diesem Herzen bereitet liegt, bis sie nach diesem unaussprechlichen Glück ihre glühenden Wünsche ausbreiten — und *jetzt* fliehe in deine Glorie hinauf — in schwindlicher Ferne sehen sie über sich die himmlische Erscheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unserm sterblichem Arm in des Aethers heiligen Feldern — zum Schattenbilde wurden sie mir, da ich nach Wesen dürstete; in Schatten zerfliesse *du* ihnen wieder. — So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — Du weisst, wer du bist — Ich habe dich meiner Rache erzogen *).

*) Anmerkung des Herausgebers. Im 11ten Stück der Thalia, wo dies Fragment zuerst erschien, findet sich am Schluss die Note:

« Die hier eingerückten Scenen sind Bruchstücke eines Trauerspiels, welches schon vor mehreren Jahren angefangen wurde, aber aus verschiedenen Ursachen unvollendet bleibt. Vielleicht dürfte die Geschichte dieses Menschenfeindes und dieses ganze Charaktergemählde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche diesem Gegenstand günstiger ist, als die dramatische. »

Unter Schillers nachgelassenen Papieren war über diesen Stoff nichts vorhanden. Die Ueberschrift in der Thalia: *der versöhnte Menschenfeind,* gibt indessen schon einigen Aufschluss über den Plan. Auch erinnert sich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfasser, dass Rosenberg nach einem hartnäckigen Widerstande endlich siegen sollte, und dass die Erscheinungen einiger Menschenfeinde anderer Art bestimmt waren, diesen Erfolg zu begünstigen.

WALLENSTEIN,

EIN DRAMATISCHES GEDICHT.

ERSTER THEIL.

WALLENSTEINS LAGER.

PERSONEN.

WACHTMEISTER } von einem Terzkischen Karabinier-
TROMPETER } Regiment.
KONSTABLER.
SCHARFSCHÜTZEN.
ZWEI HOLKISCHE reitende Jäger.
BUTTLERISCHE Dragoner.
ARKEBUSIERE vom Regiment Tiefenbach.
KÜRASSIER von einem wallonischen } Regiment.
KÜRASSIER von einem lombardischen } Regiment.
KROATEN.
UHLANEN.
REKRUT.
BÜRGER.
BAUER.
BAUERKNABE.
KAPUZINER.
SOLDATENSCHULMEISTER.
MARKETENDERINN.
EINE AUFWÄRTERINN.
SOLDATENJUNGEN.
HOBOISTEN.

Vor der Stadt Pilsen in Böhmen.

PROLOG.

Gesprochen bei der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im Oktober 1798.

Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel,
Dem ihr so oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns auf's Neu in diesem Saal—
Und sieh! er hat sich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunst zum heitern Tempel ausgeschmückt,
Und ein harmonisch hoher Geist spricht uns
Aus dieser edlen Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu festlichen Gefühlen.
Und doch ist dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents.
Wir sind die alten noch, die sich vor euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meister stand auf diesem Platz,
Euch in die heitern Höhen seiner Kunst
Durch seinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in unsre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein grosses Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.
So stehe dieser Kreis, die neue Bühne,
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfrischen und verjüngen,
Als hier vor einem auserles'nen Kreis,
Der, rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geist
In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht?
Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meisels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist *die* Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muss er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muss seiner Mitwelt mächtig sich versichern,
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbaun — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus,
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch

Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen:
Denn nur der grosse Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen:
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.
Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit grosse Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muss,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.
Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreissig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal lasst des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.
In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechszehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahin geflohn,
In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt, Gewerb und Kunstfleiss liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, die Krieger Alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf diesem finstern Zeitgrund mahlet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lasters Abgott und der Länder Geissel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen:
Denn jedes Aeusserste führt *sie*, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang,
Und wälzt die grösste Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.
Nicht Er ist's, der auf dieser Bühne heut
Erscheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist
Beseelt, wird euch sein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die scheue Muse selbst vor euch
Zu stellen wagt in lebender Gestalt:
Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raschen Schritts mit Einem Mal an's Ziel
Der Handlung reisst, den grossen Gegenstand
In einer Reihe von Gemählden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das heut'ge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegerische Bühne,
Die unser Held mit seinen Thaten bald
Erfüllen wird.
Und wenn die Muse heut,
Des Tanzes freie Göttinn und Gesangs,
Ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel,
Bescheiden wieder fordert — tadelts nicht!
Ja, danket ihr's, dass sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt;
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

ERSTER AUFTRITT.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödel-Bude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen sich durcheinander, alle Tische sind besetzt. Kroaten und Uhlanen an einem Kohlfeuer kochen, Marketenderinn schenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird gesungen.

Ein BAUER *und sein* SOHN.

BAUERKNABE.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen,
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn sie uns nur nichts am Leibe schaden!

BAUER.

Ei was! Sie werden uns ja nicht fressen,
Treiben sie's auch ein wenig vermessen.
Siehst du? sind neue Völker herein,
Kommen frisch von der Saal' und dem Main,
Bringen Beut' mit, die rarsten Sachen!
Unser ist's, wenn wir's nur listig machen.
Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Liess mir ein Paar glückliche Würfel nach.
Die will ich heut einmal probiren,
Ob sie die alte Kraft noch führen.
Musst dich nur recht erbärmlich stellen,
Sind dir gar lockere, leichte Gesellen,
Lassen sich gern schön thun und loben;
So wie gewonnen, so ist's zerstoben.
Nehmen sie uns das Unsre in Scheffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Löffeln:
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein.

(Im Zelt wird gesungen und gejubelt.)

Wie sie jauchzen — dass Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum ist in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Dass wir vor Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauser hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und die nennen sich Kaiserliche —

BAUERKNABE.

Vater, da kommen ein Paar aus der Küche,
Sehen nicht aus, als wär' viel zu nehmen.

BAUER.

Sind einheimische, geborne Böhmen,
Von des Terschkas Karabinieren,
Liegen schon lang in diesen Quartieren.
Unter allen die schlimmsten just,
Spreizen sich, werfen sich in die Brust,
Thun, als wenn sie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort seh' ich die drei scharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer sitzen,
Sehen mir aus wie Tiroler schier.
Emmerich, komm! An die wollen wir,
Lustige Vögel, die gerne schwatzen,
Tragen sich sauber und führen Batzen.

(Gehen nach den Zelten.)

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. WACHTMEISTER. TROMPETER. UHLAN.

TROMPETER.

Was will der Bauer da? Fort, Halunk!

BAUER.

Gnädige Herren, einen Bissen und Trunk!
Haben heut noch nichts Warmes gegessen.

TROMPETER.

Ei, das muss immer saufen und fressen.

UHLAN mit einem Glase.

Nichts gefrühstückt? Da trink, du Hund

(Führt den Bauer nach dem Zelte; jene kommen vorwärts.)

WACHTMEISTER zum Trompeter.

Meinst du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur dass wir flott und lustig leben?

TROMPETER.

Die Herzoginn kommt ja heute herein
Mit dem fürstlichen Fräulein —

WACHTMEISTER.

Das ist nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilsen zusammen fanden,
Die sollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit sie sich gleich zufrieden finden,
Und fester sich mit uns verbinden.

TROMPETER.

Ja, es ist wieder was im Werke!

WACHTMEISTER.

Die Herrn Generäle und Kommandanten —

TROMPETER.

Es ist gar nicht geheuer, wie ich merke.

WACHTMEISTER.

Die sich so dick hier zusammen fanden —

TROMPETER.

Sind nicht für die Langweil herbemüht.

WACHTMEISTER.

Und das Gemunkel, und das Geschicke —

TROMPETER.

Ja! Ja!

WACHTMEISTER.

Und von Wien die alte Perrücke,
Die man seit gestern herumgehn sieht,
Mit der guldnen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

TROMPETER.

Wieder so ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

WACHTMEISTER.

Merkst du wohl? Sie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Gesicht.
Er ist ihnen zu hoch gestiegen,
Möchten ihn gern herunterkriegen.

TROMPETER.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir,
Dächten doch Alle, wie ich und ihr!

WACHTMEISTER.

Unser Regiment und die andern vier,
Die der Terschka anführt, des Herzogs Schwager,
Das resoluteste Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,
Hat er uns selbst doch herangezogen.
Alle Hauptleute setzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben sein.

DRITTER AUFTRITT.

KROAT *mit einem Halsschmuck.* SCHARFSCHÜTZE *folgt.* VORIGE.

SCHARFSCHÜTZ.

Kroat, wo hast du das Halsband gestohlen?
Handle dir's ab! dir ist's doch nichts nütz.
Geb dir dafür ein paar Terzerolen.

KROAT.

Nix, nix! du willst mich betrügen, Schütz.

SCHARFSCHÜTZ.

Nun! geb dir auch noch die blaue Mütz,
Hab sie so eben im Glücksrad gewonnen.
Siehst du? Sie ist zum höchsten Staat.

KROAT lässt das Halsband in der Sonne spielen.

'S ist aber von Perlen und edelm Granat.
Schau, wie das flinkert in der Sonnen!

SCHARFSCHÜTZ nimmt das Halsband.

Die Feldflasche noch geb ich drein,

(besieht es.)

Es ist mir nur um den schönen Schein.

TROMPETER.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart, Schütze, so will ich schweigen.

KROAT hat die Mütze aufgesetzt.

Deine Mütze mir wohlgefällt.

SCHARFSCHÜTZ winkt dem Trompeter.

Wir tauschen hier! Die Herrn sind Zeugen!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. KONSTABLER.

KONSTABLER tritt zum Wachtmeister.

Wie ist's, Bruder Karabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen,
Da die Feinde schon frisch im Feld herum schwärmen?

WACHTMEISTER.

Thut's ihm so eilig, Herr Konstabel?
Die Wege sind noch nicht praktikabel.

KONSTABLER.

Mir nicht. Ich sitze gemächlich hier;
Aber ein Eilbot ist angekommen,
Meldet, Regensburg sey genommen.

TROMPETER.

Ei, da werden wir bald aufsitzen.

WACHTMEISTER.

Wohl gar, um dem Bayer sein Land zu schützen?

Der dem Fürsten so unfreund ist?
Werden uns eben nicht sehr erhitzen.

KONSTABLER.

Meint ihr! — Was ihr nicht Alles wisst!

FÜNFTER AUFTRITT.

VORIGE. ZWEI JÄGER. *dann* MARKETENDERINN. SOLDATENJUNGEN. SCHULMEISTER. AUFWÄRTERINN.

ERSTER JÄGER.

Sieh! sieh!
Da treffen wir lustige Compagnie.

TROMPETER.

Was für Grünröck mögen das seyn?
Treten ganz schmuck und stattlich ein.

WACHTMEISTER.

Sind Holkische Jäger, die silbernen Tressen
Holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen.

MARKETENDERINN kommt und bringt Wein.

Glück zur Ankunft, ihr Herren!

ERSTER JÄGER.

Was? der Blitz!
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.

MARKETENDERINN.

I freilich! Und er ist wohl gar, Mussjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der seines Vaters goldene Füchse
Mit unserm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückstadt, in einer lustigen Nacht. —

ERSTER JÄGER.

Und die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse.

MARKETENDERINN.

Ei! da sind wir alte Bekannte!

ERSTER JÄGER.

Und treffen uns hier im böhmischen Lande.

MARKETENDERINN.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbesen
Fegt und schüttelt von Ort zu Ort;
Bin indess weit herum gewesen.

ERSTER JÄGER.

Will's ihr glauben! Das stellt sich dar.

MARKETENDERINN.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirthschaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmischen Land probiren,
Alte Schulden einkassiren —
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld.
Und das dort ist mein Marketenderzelt.

ERSTER JÄGER.

Nun, da trifft sie Alles beisammen an!
Doch wo hat sie den Schottländer hingethan,
Mit dem sie damals herumgezogen?

MARKETENDERINN.

Der Spitzbub! der hat mich schön betrogen,
Fort ist er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir thät am Leib ersparen.
Liess mir nichts, als den Schlingel da!

SOLDATENJUNGE kommt gesprungen.

Mutter! sprichst du von meinem Papa?

ERSTER JÄGER.

Nun, nun, das muss der Kaiser ernähren.
Die Armee sich immer muss neu gebären.

SOLDATENSCHULMEISTER kommt.

Fort in die Feldschule! Marsch, ihr Buben!

ERSTER JÄGER.

Das fürchtet sich auch vor den engen Stuben!

AUFWÄRTERINN kommt.

Base, sie wollen fort.

MARKETENDERINN.

Gleich! Gleich!

ERSTER JÄGER.

Ei, wer ist denn das kleine Schelmengesichte?

MARKETENDERINN.

'S ist meiner Schwester Kind — aus dem Reich.

ERSTER JÄGER.

Ei, also eine liebe Nichte?

ZWEITER JÄGER das Mädchen haltend.

Bleib sie bei uns doch, artiges Kind!

AUFWÄRTERINN.

Gäste dort zu bedienen sind.

(Macht sich los und geht.)

ERSTER JÄGER.

Das Mädchen ist kein übler Bissen! —
Und die Muhme! Beim Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen gerissen!
Was man nicht alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. —
Was werd' ich noch Alles erleben müssen!

(Zum Wachtmeister und Trompeter.)

Euch zur Gesundheit, meine Herrn! —
Lasst uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

SECHSTER AUFTRITT.

JÄGER. WACHTMEISTER. TROMPETER.

WACHTMEISTER.

Wir danken schön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

ERSTER JÄGER.

Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mussten derweil uns schlecht bequemen.

TROMPETER.

Man sollt's euch nicht ansehn, ihr seyd galant.

WACHTMEISTER.

Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meissen
Hört man euch Herrn nicht besonders preisen.

ZWEITER JÄGER.

Seyd mir doch still! Was will das heissen?
Der Kroat es ganz anders trieb;
Uns nur die Nachles' übrig blieb.

TROMPETER.

Ihr habt da einen saubern Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hosen sitzen
Die feine Wäsche, der Federhut!
Was das Alles für Wirkung thut!
Dass doch den Burschen das Glück soll scheinen,
Und so was kommt nie an unser Einen!

WACHTMEISTER.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment;
Man muss uns ehren und respektiren.

ERSTER JÄGER.

Das ist für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

WACHTMEISTER.

Ja, ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

ERSTER JÄGER.

Ihr seyd wohl von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

WACHTMEISTER

Herr Jäger, ich muss euch nur bedauern,
Ihr lebt so draussen bei den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.

ERSTER JÄGER.

Sie bekam euch übel, die Lection.
Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

ZWEITER JÄGER.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heissen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande—
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, so sind wir da —
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es sträubt sich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mägdlein in unsern sennigten Armen —
Fragt nach, ich sag's nicht, um zu prahlen;
In Baireuth, im Voigtland, in Westphalen,
Wo wir nur durchgekommen sind —
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Schaaren.

WACHTMEISTER.

Nun da sieht man's! Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

ERSTER JÄGER.

Die Freiheit macht ihn! Mit euren Fratzen!
Dass ich mit euch soll darüber schwatzen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Dass ich die Frohn und die Galeere,
Die Schreibstub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände? —
Flott will ich und müssig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Dass keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer frisch hinein,
Ueber den reissenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren seyn;
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muss man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter incommodiren.

WACHTMEISTER.

Nu, nu, verlangt ihr sonst nichts mehr?
Das liess sich unter dem Wams da finden.

ERSTER JÄGER.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Liess Betstunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

WACHTMEISTER.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

ERSTER JÄGER.

Dirnen, die liess er gar nicht passiren,
Mussten sie gleich zur Kirche führen.
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

WACHTMEISTER.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

ERSTER JÄGER.

So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge!
Wahrhaftig, der Spass war nicht geringe.
Denn der Tilly verstand sich aufs Kommandiren,
Dem eigenen Körper war er strenge;
Dem Soldaten liess er Vieles passiren,
Und ging's nur nicht aus seiner Kassen,
Sein Spruch war: leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bei uns geriet hins Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüsst noch aufgethan.
Wir mussten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respekt war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meinte, da müsste mein Glück recht wachsen.

WACHTMEISTER.

Nun! da kamt ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute.

ERSTER JÄGER.

Es ging mir schlecht.
Sollten da strenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mussten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel Umständ' und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Strassen
Der Friedländer hätte werben lassen.

WACHTMEISTER.

Und wie lang denkt ihr's hier auszuhalten?

ERSTER JÄGER.

Spasst nur! So lange *der* thut walten,
Denk' ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegessitt',
Hat Alles 'nen grossen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reisset gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten;
Da gibt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen!

Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es gibt nur zwei Ding überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

WACHTMEISTER.

Jetzt gefallt ihr mir, Jäger! Ihr sprecht,
Wie ein friedländischer Reitersknecht.

ERSTER JÄGER.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!
Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst,
Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst?
Was hat er mit seiner grossen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich alles vermessen und unterwinden —

TROMPETER.

Still! wer wird solche Worte wagen!

ERSTER JÄGER.

Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

WACHTMEISTER.

So sagt er, ich hört's wohl einigemal,
Ich stand dabei. « Das Wort ist frei,
» Die That ist stumm, der Gehorsam blind, »
Dies urkundlich seine Worte sind.

ERSTER JÄGER.

Ob's just seine Wort' sind, weiss ich nicht;
Aber die Sach' ist, so wie er spricht.

ZWEITER JÄGER.

Ihm schlägt des Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiss zu victorisiren.
Er bannet das Glück, es muss ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besondern Mächten.
Denn das weiss ja die ganze Welt,
Dass der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

WACHTMEISTER.

Ja, dass er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren,
Konnt' ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen.

ERSTER JÄGER.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

WACHTMEISTER.

Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut.

TROMPETER.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

WACHTMEISTER.

Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiss aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Grosses ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

ZWEITER JÄGER.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. EIN REKRUT. EIN BÜRGER. DRAGONER.

REKRUT tritt aus dem Zelt, eine Blechhaube auf dem Kopfe, eine Weinflasche in der Hand.

Grüss den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

ERSTER JÄGER.

Sieh! da bringen sie einen Neuen!

BÜRGER.

O! gib acht, Franz! Es wird dich reuen.

REKRUT singt.

Trommeln und Pfeifen,
Kriegrischer Klang!
Wandern und streifen
Die Welt entlang!
Rosse gelenkt,
Muthig geschwenkt,
Schwert an der Seite
Frisch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frei, wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen
In Himmels-Räumen!
Heisa! ich folge des Friedländers Fahn'!

ZWEITER JÄGER.

Seht mir! das ist ein wackrer Kumpan!

(Sie begrüssen ihn.)

BÜRGER.

O! lasst ihn! Er ist guter Leute Kind.

ERSTER JÄGER.

Wir auch nicht auf der Strasse gefunden sind.

BÜRGER.

Ich sag' euch, er hat Vermögen und Mittel.
Fühlt her, das feine Tüchlein am Kittel!

TROMPETER.

Des Kaisers Rock ist der höchste Titel.

BÜRGER.

Er erbt eine kleine Mützenfabrik.

ZWEITER JÄGER.

Des Menschen Wille, das ist sein Glück.

BÜRGER.

Von der Grossmutter einen Kram und Laden.

ERSTER JÄGER.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

BÜRGER.

Einen Weinschank dazu von seiner Pathen;
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfass Wein.

TROMPETER.

Den theilt er mit seinen Kameraden.

ZWEITER JÄGER.

Hör' du! wir müssen Zeltbrüder seyn.

BÜRGER.

Eine Braut lässt er sitzen in Thränen und Schmerz.

ERSTER JÄGER.

Recht so, da zeigt er ein eisernes Herz.

BÜRGER.

Die Grossmutter wird vor Kummer sterben.

ZWEITER JÄGER.

Desto besser, so kann er sie gleich beerben.

WACHTMEISTER tritt gravitätisch herzu, dem Rekruten die Hand auf die Blechhaube legend.

Sieht er! das hat er wohl erwogen.
Einen neuen Menschen hat er angezogen;
Mit dem Helm und Wehrgehäng
Schliesst er sich an eine würdige Meng'.
Muss ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren —

ERSTER JÄGER.

Muss besonders das Geld nicht sparen.

WACHTMEISTER.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist er zu segeln im Begriff;
Die Weltkugel liegt vor ihm offen;
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.
Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.
Seh' er 'mal *mich* an! In diesem Rock
Führ' ich, sieht er, des Kaisers Stock.
Alles Weltregiment, muss er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen;
Und das Zepter in Königs Hand
Ist ein Stock nur, das ist bekannt.
Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann er's auch noch treiben.

ERSTER JÄGER.

Wenn er nur lesen kann und schreiben.

WACHTMEISTER.

Da will ich ihm gleich ein Exempel geben;
Ich thät's vor Kurzem selbst erleben.
Da ist der Chef vom Dragonercorps,
Heisst Buttler, wir standen als Gemeine
Noch vor dreissig Jahren bei Köln am Rheine;
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät sich bass hervor,
Thät die Welt mit seinem Kriegsruhm füllen;
Doch meine Verdienste, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer selbst, sieht er,
Unser Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt Alles vermag und kann,
War erst nur ein schlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttinn sich vertraut,
Hat er sich diese Gröss' erbaut,
Ist nach dem Kaiser der nächste Mann,
Und wer weiss, was er noch erreicht und ermisst,
(Pfiffig)
Denn noch nicht aller Tage Abend ist.

ERSTER JÄGER.

Ja, er fing's klein an und ist jetzt so gross,
Denn zu Altorf im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiss zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts ins Carcer sperren;
'S war just ein neugebautes Nest;
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er lässt
Weisslich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag:
Ein rechter Kerl sich drann spiegeln mag.
Unter des Herren grossen Thaten allen
Hat mir das Stückchen besonders gefallen.

(Das Mädchen hat unterdessen aufgewartet; der zweite Jäger schäckert mit ihr.)

DRAGONER tritt dazwischen.

Kamerad! Lass das unterwegen!

ZWEITER JÄGER.

Wer Henker hat sich da drein zu legen!

DRAGONER.

Ich will's ihm nur sagen, die Dirn' ist mein.

ERSTER JÄGER.

Der will ein Schätzchen für sich allein!
Dragoner, ist er bei Troste? Sag' er!

ZWEITER JÄGER.

Will was Apartes haben im Lager.
Einer Dirne schön Gesicht
Muss allgemein seyn, wie's Sonnenlicht!
(Küsst sie.)

DRAGONER reisst sie weg.

Ich sag's noch einmal, das leid' ich nicht.

ERSTER JÄGER.

Lustig! Lustig! da kommen die Prager!

ZWEITER JÄGER.

Sucht er Händel? Ich bin dabei.

WACHTMEISTER.

Fried', ihr Herren! Ein Kuss ist frei!

ACHTER AUFTRITT.

Bergknappen treten auf, und spielen einen Walzer, erst langsam und dann immer geschwinder. Der erste Jäger tanzt mit der Aufwärterinn, die Marketenderinn mit dem Rekruten: das Mädchen entspringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu fassen, der eben hereintritt.

KAPUZINER.

Heisa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten?
Treibt man so mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoss?
Die Kriegsfurie ist an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, lässt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn',
Frisst den Ochsen lieber, als den Oxenstirn.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche;
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus;
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Und das römische *Reich* — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heissen römisch *Arm*;
Der *Rheinstrom* ist worden zu einem *Peinstrom*,
Die *Klöster* sind ausgenommene *Nester*,
Die *Bisthümer* sind verwandelt in *Wüstthümer*,
Die *Abteien* und die *Stifter*
Sind nun *Raubteien* und *Diebesklüfter*,
Und alle die gesegneten deutschen *Länder*
Sind verkehrt worden in *Elender* —
Woher kommt das? Dass will ich euch verkünden,
Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden,

Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem sich Offizier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das ist die Ordnung im A B C.
Ubi erit victoriæ spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess,
Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder:
Aber wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buss' und liessen sich taufen,
Fragten ihn: *Quid faciemus nos?*
Wie machen wir's, dass wir kommen in Abrahams Schoss?
Et ait illis. Und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemanden schindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlästert, auf Niemand lügt.
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böse Angewöhnung.
Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartiren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz',
Die Glocken müsst' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Messner zu finden mehr;
Und wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschenen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick, wie Absalons Zopf.
Der Josua war doch auch ein Soldat;
König David erschlug den Goliath,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Dass sie solche Fluchmäuler sind gewesen?
Muss man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber wessen das Gefäss ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort:
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? *Contenti estote,*
Begnügt euch mit eurem Kommisbrote.
Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniss von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiss doch Niemand, an wen *der* glaubt!

ERSTER JÄGER.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag er schimpfen,
Den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen.

KAPUZINER.

Ne custodias gregem meam!
Das ist so ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen thut verkehren.

TROMPETER *und* REKRUT.

Lass er uns das nicht zweimal hören!

KAPUZINER.

So ein Bramarbas und Eisenfresser,
Will einnehmen alle festen Schlösser,
Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund:
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

TROMPETER.

Stopft ihm Keiner sein Lästermaul?

KAPUZINER.

So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn;
Drum kann er den Hahn nicht hören kräh'n —

BEIDE JÄGER.

Pfaffe! Jetzt ist's um dich geschehn!

KAPUZINER.

So ein listiger Fuchs Herodes —

TROMPETER *und* BEIDE JÄGER auf ihn eindringend.

Schweig stille! Du bist des Todes!

KROATEN legen sich drein.

Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

KAPUZINER schreit lauter.

So ein hochmüthiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Lässt sich nennen den *Wallenstein;*
Ja, freilich er ist uns *Allen* ein *Stein*
Des Anstosses und des Aergernisses,
Und so lang' der Kaiser diesen Friedeland
Lässt walten, so wird nicht Fried im Land.

(Er hat nach und nach bei den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme spricht, seinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

NEUNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne den* KAPUZINER.

ERSTER JÄGER zum Wachtmeister.

Sagt mir! Was meint' er mit dem Göckelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur so gesagt ihm zum Schimpf und Hohne?

WACHTMEISTER.

Da will ich euch dienen! Es ist nicht ganz ohne!
Der Feldherr ist wundersam geboren;
Besonders hat er gar kitzliche Ohren,
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen.

ERSTER JÄGER.

Das hat er mit dem Löwen gemein.

WACHTMEISTER.

Muss Alles mausstill um ihn seyn.
Den Befehl haben alle Wachen;
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

STIMMEN im Zelt. Auflauf.

Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!

DES BAUERN STIMME.

Hülfe! Barmherzigkeit!

ANDRE STIMMEN.
Friede! Ruh!
ERSTER JÄGER.
Hol mich der Teufel! Da setzt's Hiebe.
ZWEITER JÄGER.
Da muss ich dabei seyn!
(Laufen in's Zelt.)
MARKETENDERINN kommt heraus.
Schelmen und Diebe!
TROMPETER.
Frau Wirthinn, was setzt euch so in Eifer?
MARKETENDERINN.
Der Lump! der Spitzbub! der Strassenläufer!
Das muss mir in meinem Zelt passiren!
Es beschimpft mich bei allen Herrn Offizieren.
WACHTMEISTER.
Bäschen, was gibt's denn?
MARKETENDERINN.
Was wird's geben?
Da erwischten sie einen Bauer eben,
Der falsche Würfel thät bei sich haben.
TROMPETER.
Sie bringen ihn hier mit seinem Knaben.

ZEHNTER AUFTRITT.

SOLDATEN *bringen den Bauer geschleppt.*

ERSTER JÄGER.
Der muss baumeln!
SCHARFSCHÜTZEN *und* DRAGONER.
Zum Profoss! zum Profoss!
WACHTMEISTER.
Das Mandat ist noch kürzlich ausgegangen.
MARKETENDERINN.
In einer Stunde seh' ich ihn hangen!
WACHTMEISTER.
Böses Gewerbe bringt bösen Lohn.
ERSTER ARKEBUSIER zum andern.
Das kommt von der Desperation.
Denn seht! erst thut man sie ruiniren,
Das heisst sie zum Stehlen selbst verführen.
TROMPETER.
Was? was? Ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde! Thut euch der Teufel plagen?
ERSTER ARKEBUSIER.
Der Bauer ist auch ein Mensch — so zu sagen.
ERSTER JÄGER zum Trompeter.
Lass sie gehen! sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher!
Lagen in Garnison zu Brieg,
Wissen viel, was der Brauch ist im Krieg.

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE. KÜRASSIERE.

ERSTER KÜRASSIER.
Friede! Was gibt's mit dem Bauer da?
ERSTER SCHARFSCHÜTZ.
'S ist ein Schelm, hat im Spiel betrogen!
ERSTER KÜRASSIER.
Hat er dich betrogen etwa?
ERSTER SCHARFSCHÜTZ.
Ja, und hat mich rein ausgezogen.
ERSTER KÜRASSIER.
Wie? du bist ein Friedländischer Mann,
Kannst dich so wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer dein Glück probiren?
Der laufe, was er laufen kann.
(Bauer entwischt, die andern laufen zusammen.)
ERSTER ARKEBUSIER.
Der macht kurze Arbeit, ist resolut, -
Das ist mit solchem Volke gut.
Was ist's für Einer? Es ist kein Böhm.
MARKETENDERINN.
'S ist ein Wallon! Respekt vor dem!
Von des Pappenheims Kürassieren.
ERSTER DRAGONER tritt dazu.
Der Piccolomini, der junge, thut sie jetzt führen,
Den haben sie sich aus eigner Macht
Zum Oberst gesetzt in der Lützner Schlacht,
Als der Pappenheim umgekommen.
ERSTER ARKEBUSIER.
Haben sie sich so was 'rausgenommen?
ERSTER DRAGONER.
Dies Regiment hat was voraus.
Es war immer voran bei jedem Strauss.
Darf auch seine eigne Justiz ausüben,
Und der Friedländer thut's besonders lieben.
ERSTER KÜRASSIER zum andern.
Ist's auch gewiss? Wer bracht' es aus?
ZWEITER KÜRASSIER.
Ich hab's aus des Obersts eignem Munde.
ERSTER KÜRASSIER.
Was Teufel! Wir sind nicht ihre Hunde.
ERSTER JÄGER.
Was haben die da? Sind voller Gift.
ZWEITER JÄGER.
Ist's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?
ERSTER KÜRASSIER.
Es hat sich keiner darüber zu freuen.
(Soldaten treten herzu.)
Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Kürassiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttausend Mann aufsitzen.
MARKETENDERINN.
Was? was? Da sollen wir wieder wandern?
Bin erst seit gestern zurück aus Flandern.
ZWEITER KÜRASSIER zu den Dragonern.
Ihr Buttlerischen sollt auch mit reiten.
ERSTER KÜRASSIER.
Und absonderlich wir Wallonen.
MARKETENDERINN.
Ei, das sind ja die allerbesten Schwadronen!
ERSTER KÜRASSIER.
Den aus Mailand sollen wir hinbegleiten.
ERSTER JÄGER.
Den Infanten! Das ist ja kurios!
ZWEITER JÄGER.
Den Pfaffen! Da geht der Teufel los.
ERSTER KÜRASSIER.
Wir sollen von dem Friedländer lassen,
Der den Soldaten so nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauser, den wir von Herzen hassen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.
TROMPETER.
Was, zum Henker! sollen wir dort?
Dem Kaiser verkauften wir unser Blut
Und nicht dem hispanischen rothen Hut.
ZWEITER JÄGER.
Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reitersdienst genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenstein,

Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

ERSTER DRAGONER.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna soll uns führen.

WACHTMEISTER.

Lasst euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da ist's nicht gethan.
Ich sehe weiter als ihr Alle:
Dahinter steckt eine böse Falle.

ERSTER JÄGER.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

WACHTMEISTER.

Bäschen Gustel, füllt mir erst noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen!
Alsdann will ich euch meine Gedanken sagen.

MARKETENDERINN ihm einschenkend.

Hier, Herr Wachtmeister! Er macht mir Schrecken,
Es wird doch nichts Böses dahinter stecken!

WACHTMEISTER.

Seht, ihr Herrn, das ist all recht gut,
Dass Jeder das Nächste bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu sagen,
Man muss immer das Ganze überschlagen.
Wir nennen uns Alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns in's Quartier,
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muss den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich drüber beklagen.
Lässt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorfe von Weitem spüren,
Er ist die Obrigkeit drinn, und kann
Nach Lust drinn walten und kommandiren.
Zum Henker! Sie mögen uns Alle nicht,
Und sähen des Teufels sein Angesicht
Weit lieber, als unsre gelben Kolletter.
Warum schmeissen sie uns nicht aus dem Land? Potz Wetter!
Sind uns in Anzahl doch überlegen,
Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

ERSTER JÄGER.

Ja, ja, im Ganzen da sitzt die Macht,
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiser vor acht — neun Jahren
Die grosse Armee zusammengebracht.
Sie wollten erst nur von zwölftausend hören;
Die, sagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will sechzigtausend werben,
Die, weiss ich, werden nicht Hungers sterben;
Und so wurden wir Wallensteiner.

WACHTMEISTER.

Zum Exempel! da hack' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beim Kuckuck! ich bin um die Hand gekommen!
'S ist nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und diese achttausend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Lässt man sie ziehen, ihr tröstet euch,
Wir seyen um ein Fünftel nur geringer?
Pros't Mahlzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht ist weg, der Respeckt, die Scheu,
Da schwillt dem Bauer der Kamm auf's Neu,
Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei
Den Quartier-und den Küchen-Zettel,
Und es ist wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's stehen an,
So nehmen sie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie sind ihm am Hofe so nicht grün,
Nun, da fällt eben Alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unserm Geld?
Sorgt, dass man uns die Kontrakte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Diese gestückelten Heeresmassen
Zusammen zu fügen und zu passen?
Zum Exempel — Dragoner — sprich:
Aus welchem Vaterland schreibst du dich?

ERSTER DRAGONER.

Weit aus Hibernien her komm' ich

WACHTMEISTER zu den beiden Kürassieren

Ihr, das weiss ich, seyd ein Wallon,
Ihr ein Welscher. Man hört's am Ton.

ERSTER KÜRASSIER.

Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren;
Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.

WACHTMEISTER.

Und du bist auch nicht aus der Näh?

ERSTER ARKEBUSIER.

Ich bin von Buchau am Feder-See.

WACHTMEISTER.

Und ihr, Nachbar?

ZWEITER ARKEBUSIER.

Aus der Schwitz.

WACHTMEISTER zum zweiten Jäger.

Was für ein Landsmann bist du, Jäger?

ZWEITER JÄGER.

Hinter Wismar ist meiner Eltern Sitz.

WACHTMEISTER auf den Trompeter zeigend.

Und der da und ich, wir sind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns das nun an,
Dass wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spahn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammen geleimt und gegossen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Dass ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein Andrer sonst als der Wallenstein!

ERSTER JÄGER.

Das fiel mir mein Lebtag nimmer ein,
Dass wir so gut zusammenpassen;
Hab mich immer nur gehen lassen.

ERSTER KÜRASSIER.

Dem Wachtmeister muss ich Beifall geben.
Dem Kriegstand kämen sie gern ans Leben;
Den Soldaten wollen sie nieder halten,
Dass sie alleine könnten walten.
'S ist eine Verschwörung, ein Komplott.

MARKETENDERINN.

Eine Verschwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zahlen.

WACHTMEISTER.

Freilich! Es wird Alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihrem eigenen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Thäten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bringt ihnen grossen Segen;
Und die Alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

MARKETENDERINN.

Ach! du mein Heiland! das bringt mir Fluch!
Die halbe Armee steht in meinem Buch.
Der Graf Isolani, der böse Zahler,
Restirt mir allein noch zweihundert Thaler.

ERSTER KÜRASSIER.

Was ist da zu machen, Kameraden?
Es ist nur Eins, was uns retten kann:
Verbunden können sie uns nicht schaden;
Wir stehen Alle für Einen Mann.
Lasst sie schicken und ordenanzen,
Wir wollen uns fest in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marschiren nicht,
Der Soldat jetzt um seine Ehre ficht.

ZWEITER JÄGER.

Wir lassen uns nicht so im Land 'rum führen!
Sie sollen kommen und sollen's probiren!

ERSTER ARKEBUSIER.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiss,
'S ist des Kaisers Will' und Geheiss.

TROMPETER.

Werden uns viel um den Kaiser scheren.

ERSTER ARKEBUSIER.

Lass er mich das nicht zweimal hören.

TROMPETER.

'S ist aber doch so, wie ich gesagt.

ERSTER JÄGER.

Ja, ja, ich hört's immer so erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

WACHTMEISTER.

So ist's auch, das ist sein Beding und Pakt.
Absolute Gewalt hat er, müsst ihr wissen,
Krieg zu führen und Frieden zu schliessen;
Geld und Gut kann er confisciren,
Kann henken lassen und pardonniren,
Offiziere kann er und Obersten machen,
Kurz er hat alle die Ehrensachen.
Das hat er vom Kaiser eigenhändig.

ERSTER ARKEBUSIER.

Der Herzog ist gewaltig und hochverständig;
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir Alle, des Kaisers Knecht.

WACHTMEISTER.

Nicht, wie wir Alle! Das wisst ihr schlecht.
Er ist ein Unmittelbarer und Freier,
Des Reiches Fürst, so gut wie der Baier.
Sah ich's etwa nicht selbst mit an,
Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiser selbsten erlaubt,
Zu bedecken sein fürstlich Haupt?

ERSTER ARKEBUSIER.

Das war für das Meklenburger Land,
Das ihm der Kaiser versetzt als Pfand.

ERSTER JÄGER zum Wachtmeister.

Wie? In des Kaisers Gegenwart?
Das ist doch seltsam und sehr apart!

WACHTMEISTER fährt in die Tasche.

Wollt ihr mein Wort nicht gelten lassen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und fassen.

(Eine Münze zeigend.)

Wess ist das Bild und Gepräg?

MARKETENDERINN.

Weis't her!
Ei, das ist ja ein Wallensteiner!

WACHTMEISTER.

Na! da habt ihr's, was wollt ihr mehr?
Ist er nicht Fürst so gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eignes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit lässt er sich nennen!
Drum muss er Soldaten halten können.

ERSTER ARKEBUSIER.

Das disputirt ihm Niemand nicht;
Wir aber stehn in *das* des Kaisers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das ist der Kaiser.

TROMPETER.

Das läugn' ich ihm, sieht er, in's Angesicht.
Wer uns *nicht* zahlt, das das ist der Kaiser!
Hat man uns nicht seit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umsonst versprochen?

ERSTER ARKEBUSIER.

Ei was! das steht ja in guten Händen.

ERSTER KÜRASSIER.

Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?
Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht seine Heerde seyn,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum lassen führen und verpflanzen.
Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten thut?
Wer anders macht ihn, als seine Soldaten,
Zu dem grossmächtigen Potentaten?
Verschafft und bewahrt ihm weit und breit
Das grosse Wort in der Christenheit?
Mögen sich die sein Joch aufladen,
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

ZWEITER JÄGER.

Alle grossen Tyrannen und Kaiser
Hielten's so und waren viel weiser.
Alles Andre thäten sie hudeln und schänden;
Den Soldaten trugen sie auf den Händen.

ERSTER KÜRASSIER.

Der Soldat muss sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muss mir noch etwas gelten mehr;
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat — und muss mich verachten.

BEIDE JÄGER.

Ja, über's Leben noch geht die Ehr'!

ERSTER KÜRASSIER.

Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat;
Ohne Heimat muss der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen;
Er muss vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen;
Die Traubenlese, den Aerntekranz
Muss er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muss er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

ERSTER ARKEBUSIER.

Das weiss Gott, 's ist ein elend Leben!

ERSTER KÜRASSIER.

Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' Alles in Erfahrung genommen;
Hab' der hispanischen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli,
Aber das Glück war mir nirgends gnädig;
Hab' den Kaufmann gesehn und den Ritter,
Und den Handwerksmann und den Jesuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eisernes Wams, gefallen.

ERSTER ARKEBUSIER.

Ne! das kann ich eben nicht sagen.

ERSTER KÜRASSIER.

Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldnen Bürden.
Will er geniessen den Vatersegen,
Kinder und Enkelein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier.

ERSTER JÄGER.

Bravo! just so ergeht es mir.

ERSTER ARKEBUSIER.

Lustiger freilich mag sich's haben,
Ueber Anderer Köpf' wegtraben.

ERSTER KÜRASSIER.

Kamerad, die Zeiten sind schwer,
Das Schwert ist nicht bei der Wage mehr;
Aber so mag mir Keiner verdenken,
Dass ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menschlich fassen,
Aber nicht auf mir trommeln lassen.

ERSTER ARKEBUSIER.

Wer ist dran Schuld, als wir Soldaten,
Dass der Nährstand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag
In die sechzehn Jahr' schon währen mag.

ERSTER KÜRASSIER.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn Alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den Andern beschwert;
Dieser will's trocken, was Jener feucht begehrt.
Wo du nur die Noth siehst und die Plag',
Da scheint mir des Lebens heller Tag.
Geht's auf Kosten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, sie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — seht,
'S ist hier just, wie's beim Einhau'n geht:
Die Pferde schnauben und setzen an;
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriss' mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib muss ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

ERSTER JÄGER.

Ei, wer wird nach dem Andern fragen!

ERSTER KÜRASSIER.

Und weil sich's nun einmal so gemacht,
Dass das Glück dem Soldaten lacht,
Lasst's uns mit beiden Händen fassen;
Lang' werden sie's uns nicht so treiben lassen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte seyn.
Jetzt sind wir noch beisammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand.
Lassen wir uns auseinander sprengen,
Werden sie uns noch den Brodkorb höher hängen.

ERSTER JÄGER.

Nein, das darf nimmermehr geschehn!
Kommt, lasst uns alle für Einen stehn!

ZWEITER JÄGER.

Ja, lasst uns Abrede nehmen, hört!

ERSTER ARKEBUSIER ein ledernes Beutelchen ziehend, zur Marketenderinn.

Gevatterinn, was hab' ich verzehrt?

MARKETENDERINN.

Ach! es ist nicht der Rede werth!

(Sie rechnen.)

TROMPETER.

Ihr thut wohl, dass ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.

(Arkebusiere gehen ab.)

ERSTER KÜRASSIER.

Schad' um die Leut'! Sind sonst wackre Brüder.

ERSTER JÄGER.

Aber das denkt, wie ein Seifensieder.

ZWEITER JÄGER.

Jetzt sind wir unter uns, lasst hören,
Wie wir den neuen Anschlag stören.

TROMPETER.

Was? Wir gehen eben nicht hin.

ERSTER KÜRASSIER.

Nichts, ihr Herren, gegen die Disciplin!
Jeder geht jetzt zu seinem Corps,
Trägt's den Kameraden vernünftig vor,
Dass sie's begreifen und einsehen lernen.
Wir dürfen uns nicht so weit entfernen.
Für meine Wallonen sag' ich gut.
So, wie ich, Jeder denken thut.

WACHTMEISTER.

Terzka's Regimenter zu Ross und Fuss
Stimmen alle in diesen Schluss.

ZWEITER KÜRASSIER stellt sich zum ersten.

Der Lombard sich nicht vom Wallonen trennt.

ERSTER JÄGER.

Freiheit ist Jägers Element.

ZWEITER JÄGER.

Freiheit ist bei der Macht allein.
Ich leb' und sterb' bei dem Wallenstein.

ERSTER SCHARFSCHÜTZ.

Der Lothringer geht mit der grossen Fluth,
Wo der leichte Sinn ist, und lustiger Muth.

DRAGONER.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

ZWEITER SCHARFSCHÜTZ.

Der Tyroler dient nur dem Landesherrn.

ERSTER KÜRASSIER.

Also lasst jedes Regiment
Ein *Pro Memoria* reinlich schreiben:
Dass wir zusammen wollen bleiben,
Dass uns keine Gewalt noch List
Von dem Friedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenvater ist,
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meine den Sohn —
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Friedländer Alles machen,

Hat auch einen grossen Stein im Bret
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

ZWEITER JÄGER.

Kommt! Dabei bleibt's! Schlagt Alle ein!
Piccolomini soll unser Sprecher seyn.

TROMPETER. DRAGONER. ERSTER JÄGER. ZWEITER KÜRASSIER. SCHARFSCHÜTZEN zugleich.

Piccolomini soll unser Sprecher seyn.

(Wollen fort.)

WACHTMEISTER.

Erst noch ein Gläschen, Kameraden!

(trinkt.)

Des Piccolomini hohe Gnaden!

MARKETENDERINN bringt eine Flasche.

Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

KÜRASSIER.

Der Wehrstand soll leben!

BEIDE JÄGER.

Der Nährstand soll geben!

DRAGONER *und* SCHARFSCHÜTZEN.

Die Armee soll floriren!

TROMPETER *und* WACHTMEISTER.

Und der Friedländer soll sie regieren.

ZWEITER KÜRASSIER singt.

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

(Die Soldaten aus dem Hintergrunde haben sich während des Gesangs herbeigezogen und machen den Chor.)

CHOR.

Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

DRAGONER.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herrn und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

CHOR.

Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

ERSTER JÄGER.

Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

CHOR.

Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

(Die Gläser sind auf's Neue gefüllt worden, sie stossen an und trinken.)

WACHTMEISTER.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;
Der Fröhner, der sucht in der Erde Schoss,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

CHOR.

Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

ERSTER JÄGER.

Der Reiter und sein geschwindes Ross,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloss;
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minnesold.

CHOR.

Er wirbt nicht lange, erzeigt nicht Gold:
Im Sturm erringt er den Minnesold.

ZWEITER KÜRASSIER.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Lass fahren dahin, lass fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' lässt er an keinem Ort.

CHOR.

Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' lässt er an keinem Ort.

ERSTER JÄGER fasst die zwei nächsten an der Hand; die übrigen ahmen es nach; alle, welche gesprochen, bilden einen grossen Halbkreis.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt:
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt;
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn.

CHOR.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn.

(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgesungen wird.)

DIE PICCOLOMINI,

IN FÜNF AUFZÜGEN.

PERSONEN.

WALLENSTEIN, Herzog zu Friedland, kaiserlicher Generalissimus im dreissigjährigen Kriege.
OCTAVIO PICCOLOMINI, Generallieutenant.
MAX PICCOLOMINI, sein Sohn, Oberst bei einem Kürassierregiment.
GRAF TERZKY, Wallenstein's Schwager, Chef mehrerer Regimenter.
ILLO, Feldmarschall, Wallensteins Vertrauter.
ISOLANI, General der Kroaten.
BUTTLER, Chef eines Dragonerregiments.
TIEFENBACH, DON MARADAS, GÖTZ, KOLALTO, Generale unter Wallenstein.
RITTMEISTER NEUMANN, Terzky's Adjutant.
KRIEGSRATH VON QUESTENBERG, vom Kaiser gesendet.
BAPTISTA SENI, Astrolog.
HERZOGINN VON FRIEDLAND, Wallenstein's Gemahlinn.
THEKLA, Prinzessinn von Friedland, ihre Tochter.
GRÄFINN TERZKY, der Herzoginn Schwester.
EIN KORNET.
KELLERMEISTER des Grafen Terzky.
FRIEDLAND'SCHE PAGEN UND BEDIENTE.
TERZKY'SCHE BEDIENTE UND HOBOISTEN.
MEHRERE OBERSTEN UND GENERALE.

ERSTER AUFZUG.

Ein alter gothischer Saal auf dem Rathhause zu Pilsen, mit Fahnen und anderm Kriegsgeräthe decorirt.

ERSTER AUFTRITT.

ILLO *mit* BUTTLER *und* ISOLANI.

ILLO.

Spät kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt euer Säumen.

ISOLANI.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angesagt bei Donauwörth,
Ein schwedischer Transport sey unterwegs
Mit Proviant an die sechshundert Wagen —
Den griffen die Kroaten mir noch auf;
Wir bringen ihn.

ILLO.

Er kommt uns grad zu pass,
Die stattliche Versammlung hier zu speisen.

BUTTLER.

Es ist schon lebhaft hier, ich seh's.

ISOLANI.

Ja, ja,
Die Kirchen selber liegen voll Soldaten,
(Sich umschauend.)
Auch auf dem Rathhaus, seh' ich, habt ihr euch
Schon ziemlich eingerichtet — Nun! nun! der Soldat
Behilft und schickt sich, wie er kann!

ILLO.

Von dreissig Regimentern haben sich
Die Obersten zusammen schon gefunden;
Den Terzky trefft ihr hier, den Tiefenbach,
Kolalto, Götz, Maradas, Hinnersam,
Auch Sohn und Vater Piccolomini, —
Ihr werdet manchen alten Freund begrüssen.
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.

BUTTLER.

Auf Gallas wartet nicht!

ILLO stutzt.

Wie so? Wisst ihr —

ISOLANI unterbricht ihn.

Max Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm.
Ich seh' ihn noch — es sind jetzt zehen Jahr' —
Als wir bei Dessau mit dem Mansfeld schlugen,
Den Rappen sprengen von der Brück' herab,
Und zu dem Vater, der in Nöthen war,
Sich durch der Elbe reissend Wasser schlagen;
Da sprosst' ihm kaum der erste Flaum um's Kinn.
Jetzt, hör' ich, soll der Kriegsheld fertig seyn.

ILLO.

Ihr sollt ihn heut' noch sehn. Er führt aus Kärnthen
Die Fürstinn Friedland her und die Prinzessinn;
Sie treffen diesen Vormittag noch ein.

BUTTLER.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürst hieher?
Er ruft hier viel zusammen.

ISOLANI.

Desto besser.
Erwartet' ich doch schon von nichts als Märschen
Und Batterien zu hören und Attaken;
Und siehe da! der Herzog sorgt dafür,
Dass auch was Holdes uns das Aug' ergetze.

ILLO der nachdenkend gestanden, zu Buttler, den er ein wenig auf die Seite führt).

Wie wisst ihr, dass Graf Gallas aussen bleibt?

BUTTLER mit Bedeutung.

Weil er auch *mich* gesucht zurückzuhalten.

ILLO warm.

Und ihr seyd fest geblieben?
(Drückt ihm die Hand.)
Wackrer Buttler!

BUTTLER.

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürst
Noch kürzlich aufgelegt —

ILLO.

Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

ISOLANI.

Zum Regiment, nicht wahr? das ihm der Fürst
Geschenkt? Und noch dazu dasselbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?
Nun, das ist wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beispiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann seinen Weg.

BUTTLER.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunsch schon empfangen darf.
— Noch fehlt vom Kaiser die Bestätigung.

ISOLANI.

Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Gestellt, ist stark genug, ihn zu erhalten,
Trotz Kaisern und Ministern.

ILLO.

Wenn wir Alle
So gar bedenklich wollten seyn!
Der Kaiser gibt uns nichts — vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.

ISOLANI zu Illo.

Herr Bruder! Hab' ich's schon erzählt? Der Fürst
Will meine Creditoren contentiren,
Will selber mein Kassier seyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen —
Und das ist nun das Drittemal, bedenk' Er!
Dass mich der Königlichgesinnte vom
Verderben rettet, und zu Ehren bringt.

ILLO.

Könnt' er nur immer, wie er gerne wollte!
Er schenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen sie in Wien ihm nicht den Arm,
Beschneiden, wo sie können, ihm die Flügel! —
Da! diese neuen, saubern Forderungen,
Die dieser Questenberger bringt!

BUTTLER.

Ich habe mir
Von diesen kaiserlichen Forderungen auch
Erzählen lassen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

ILLO.

Von einem Recht gewisslich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!

BUTTLER betroffen.

Wisst ihr etwas? Ihr erschreckt mich.

ISOLANI zugleich.

Wir wären Alle ruinirt!

ILLO.

Brecht ab!
Ich sehe unsern Mann dort eben kommen
Mit Gen'rallieutenant Piccolomini.

BUTTLER den Kopf bedenklich schüttelnd.

Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. OCTAVIO PICCOLOMINI. QUESTENBERG.

OCTAVIO noch in der Entfernung.

Wie? Noch der Gäste mehr? Gestehn Sie, Freund!
Es brauchte diesen thränenvollen Krieg,
So vieler Helden ruhmgekrönte Häupter
In Eines Lagers Umkreis zu versammeln.

QUESTENBERG.

In kein Friedländisch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böses denken will.
Beinah' vergessen hätt' ich seine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geist erschienen,
Durch die er, weltzerstörend, selbst besteht,
Das Grosse mir erschienen, das er bildet.

OCTAVIO.

Und siehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen schliesst. Graf Isolan
Und Obrist Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.
(Buttler und Isolani präsentirend.)
Es ist die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

QUESTENBERG zu Octavio.

Und zwischen beiden, der erfahrne Rath.

OCTAVIO Questenbergen an jene vorstellend.

Den Kammerherrn und Kriegsrath Questenberg,
Den Ueberbringer kaiserlicher Befehle,
Der Soldaten grossen Gönner und Patron
Verehren wir in diesem würd'gen Gaste.
(Allgemeines Stillschweigen.)

ILLO nähert sich Questenbergen.

Es ist das Erstemal nicht, Herr Minister,
Dass Sie im Lager uns die Ehr' erweisen.

QUESTENBERG.

Schon Einmal sah ich mich vor diesen Fahnen.

ILLO.

Und wissen Sie, *wo* das gewesen ist?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie sich
Von Kaisers wegen eingestellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehen.

QUESTENBERG.

Zu *flehn*, Herr General? So weit ging weder
Mein Auftrag, dass ich wüsste, noch mein Eifer.

ILLO.

Nun! Ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinnre mich's recht gut — Graf Tilly war
Am Lech auf's Haupt geschlagen — offen stand
Das Baierland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oestreich vorzudringen.
Damals erschienen *Sie* und Werdenberg
Vor unserm Herrn, mit Bitten in ihn stürmend,
Und mit der kaiserlichen Ungnad' drohend,
Wenn sich der Fürst des Jammers nicht erbarme.

ISOLANI tritt dazu.

Ja, ja! 's ist zu begreifen, Herr Minister,
Warum Sie sich bei Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten just nicht gern erinnern.

QUESTENBERG.

Wie sollt' ich nicht! Ist zwischen beiden doch
Kein Widerspruch! *Damalen* galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reissen; *heute* soll ich's
Befrein von seinen Freunden und Beschützern.

ILLO.

Ein schönes Amt! Nachdem wir dieses Böhmen
Mit unserm Blut dem Sachsen abgefochten,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

QUESTENBERG.

Wenn es nicht blos ein Elend mit dem andern
Vertauscht soll haben, muss das arme Land
Von Freund und Feindes Geissel gleich befreit seyn.

ILLO.

Ei was! Es war ein gutes Jahr; der Bauer kann
Schon wieder geben.

QUESTENBERG.
Ja, wenn Sie von Heerden
Und Weideplätzen reden, Herr Feldmarschall —
ISOLANI.
Der Krieg ernährt den Krieg. Geh'n Bauern drauf,
Ei, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten.
QUESTENBERG.
Und wird um so viel Unterthanen ärmer!
ISOLANI.
Pah! Seine Unterthanen sind wir Alle!
QUESTENBERG.
Mit Unterschied, Herr Graf! Die Einen füllen
Mit nützlicher Geschäftigkeit den Beutel,
Und Andre wissen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiser arm gemacht;
Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muss.
BUTTLER.
Der Kaiser wär nicht arm, wenn nicht so viel
— Blutigel saugten an dem Mark des Landes.
ISOLANI.
So arg kann's auch nicht seyn. Ich sehe ja,
(indem er sich vor ihn hinstellt und seinen Anzug mustert)
Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.
QUESTENBERG.
Gottlob! Noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.
ILLO.
Da den Slawata und den Martinitz,
Auf die der Kaiser, allen guten Böhmen
Zum Aergernisse, Gnadengaben häuft —
Die sich vom Raube der vertrieb'nen Bürger mästen—
Die von der allgemeinen Fäulniss wachsen,
Allein im öffentlichen Unglück ärnten —
Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes
Hohn sprechen — *die* und ihres Gleichen lasst
Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den sie allein doch angezündet haben.
BUTTLER.
Und diese Landschmarutzer, die die Füsse
Beständig unter'm Tisch des Kaisers haben,
Nach allen Benefizen hungrig schnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vor'm Feind liegt,
Das Brot vorschneiden und die Rechnung streichen.
ISOLANI.
Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor sieben Jahren kam, um die Remonte
Für unsre Regimenter zu betreiben,
Wie sie von einer *Antecamera*
Zur andern mich herumgeschleppt, mich unter
Den Schranzen stehen lassen, stundenlang,
Als wär' ich da, ums Gnadenbrot zu betteln.
Zuletzt — da schickten sie mir einen Kapuziner,
Ich dacht, es wär' um meiner Sünde willen!
Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde sollte handeln.
Ich musst' auch abziehn, unverrichteter Ding'.
Der Fürst nachher verschaffte mir in drei Tagen,
Was ich zu Wien in dreissig nicht erlangte.
QUESTENBERG.
Ja, ja! Der Posten fand sich in der Rechnung;
Ich weis, wir haben noch daran zu zahlen.
ILLO.
Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk.
Man kommt nicht aus mit sanften Mitteln, Alles
Lässt sich nicht schonen. Wollte man's erpassen,
Bis sie zu Wien aus vier und zwanzig Uebeln
Das kleinste ausgewählt, man passte lange!
— Frisch mitten durchgegriffen, das ist besser!
Reiss dann, was mag!—Die Menschen, in der Regel,
Verstehen sich auf's Flicken und auf's Stückeln,
Und finden sich in ein verhasstes Müssen
Weit besser, als in eine bittre Wahl.
QUESTENBERG.
Ja! das ist wahr! Die Wahl spart uns der Fürst.
ILLO.
Der Fürst trägt Vatersorge für die Truppen;
Wir sehen, wie's der Kaiser mit uns meint.
QUESTENBERG.
Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz,
Und kann den Einen nicht dem Andern opfern.
ISOLANI.
Drum stösst er uns zum Raubthier in die Wüste,
Um seine theuren Schafe zu behüten.
QUESTENBERG mit Hohn.
Herr Graf! Dies Gleichniss machen Sie — nicht ich.
ILLO.
Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich war's, die Freiheit uns zu geben.
QUESTENBERG mit Ernst.
Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben;
Drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.
ILLO.
Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.
QUESTENBERG.
Ein bess'rer Reiter wird's besänftigen.
ILLO.
Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.
QUESTENBERG.
Ist es gezähmt, so folgt es einem Kinde.
ILLO.
Das Kind, ich weiss, hat man ihm schon gefunden.
QUESTENBERG.
Sie kümmre nur die Pflicht und nicht der Name.
BUTTLER, der sich bisher mit Piccolomini seitwärts gehalten, doch mit sichtbarem Antheil an dem Gespräch, tritt näher.
Herr Präsident! Dem Kaiser steht in Deutschland
Ein stattlich Kriegsvolk da, es kantoniren
In diesem Königreich wohl dreissigtausend,
Wohl sechzehntausend Mann in Schlesien,
Zehn Regimenter stehn am Weserstrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten sechs,
In Baiern zwölf den Schwedischen die Spitze;
Nicht zu gedenken der Besatzungen,
Die an der Grenz' die festen Plätze schirmen.
All dieses Volk gehorcht Friedländischen
Hauptleuten. Die's befehligen, sind Alle
In Eine Schul' gegangen, Eine Milch
Hat sie ernährt, Ein Herz belebt sie Alle.
Fremdlinge stehn sie da auf diesem Boden;
Der Dienst allein ist ihnen Haus und Heimat.
Sie treibt der Eifer nicht für's Vaterland:
Denn Tausende, wie mich, gebar die Fremde;
Nicht für den Kaiser: wohl die Hälfte kam
Aus fremdem Dienst feldflüchtig uns herüber,
Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend,
Wie unter'm Löwen und den Lilien.
Doch Alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht
Zu Einem Volke sie zusammenbindend.
Und wie des Blitzes Funke sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterstange, läuft,
Herrscht sein Befehl vom letzten fernen Posten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Etsch fruchtbare Thäler sieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiserburg.

QUESTENBERG.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn?

BUTTLER.

Dass der Respekt, die Neigung, das Vertrau'n,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den ersten Besten sich verpflanzt,
Den uns der Hof aus Wien herübersendet.
Uns ist in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedland's Hände.
War's etwa kaiserliche Majestät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur gesucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer. Erschaffen erst
Musst' es der Friedland; er *empfing* es nicht,
Er gab's dem Kaiser! Von dem Kaiser nicht
Erhielten wir den Wallenstein zum Feldherrn.
So ist es nicht, so nicht! Von Wallenstein
Erhielten wir den Kaiser erst zum Herrn,
Er knüpft uns, er allein, an diese Fahnen.

OCTAVIO tritt dazwischen.

Es ist nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Dass Sie im Lager sind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? — Eins geht ins Andre drein. —
Die Kühnheit dieses würd'gen Offiziers,

(auf Buttlern zeigend)

Die jetzt in ihrem Ziel sich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bei einem furchtbar'n Aufstand der Besatzung,
Dem Kaiser seine Hauptstadt Prag.

(Man hört von fern eine Kriegsmusik.)

ILLO.

Das sind sie!
Die Wachen salutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürstinn sey herein.

OCTAVIO zum Questenberg.

So ist auch mein Sohn Max zurück. Er hat sie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

ISOLANI zu Illo.

Gehn wir zusammen hin, sie zu begrüssen?

ILLO.

Wohl! Lasst uns gehen. Obrist Buttler, kommt!

(Zum Octavio.)

Erinnert euch, dass wir vor Mittag noch
Mit diesem Herrn beim Fürsten uns begegnen.

DRITTER AUFTRITT.

OCTAVIO *und* QUESTENBERG, *die zurück bleiben.*

QUESTENBERG mit dem Zeichen des Erstaunens.

Was hab' ich hören müssen, Generallieutenant!
Welch zügelloser Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieser Geist der allgemeine ist —

OCTAVIO.

Drei Viertel der Armee vernahmen Sie.

QUESTENBERG.

Weh uns! Wo dann ein zweites Heer gleich finden,
Um dieses zu bewahren! — Dieser Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel schlimmer, als er spricht. Auch dieser [Buttler
Kann seine böse Meinung nicht verbergen.

OCTAVIO.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Diesen Buttler geb' ich noch nicht auf; ich weiss,
Wie dieser böse Geist zu bannen ist.

QUESTENBERG voll Unruh auf- und abgehend.

Nein! das ist schlimmer, o! viel schlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen lassen.
Wir sahen's nur mit Höflingsaugen an,
Die von dem Glanz des Throns geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn,
Den allvermögenden, in seinem Lager,
Hier ist's ganz anders!
Hier ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durchs Lager that, schlägt meine Hoffnung nieder.

OCTAVIO.

Sie seh'n nun selbst, welch ein gefährlich Amt
Es ist, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie misslich die Person, die ich hier spiele.
Der leiseste Verdacht des Generals,
Er würde Freiheit mir und Leben kosten,
Und sein verwegenes Beginnen nur
Beschleunigen.

QUESTENBERG.

Wo war die Ueberlegung,
Als wir dem Rasenden das Schwert vertraut,
Und solche Macht gelegt in solche Hand!
Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz
War *die* Versuchung! Hätte sie doch selbst
Dem bessern Mann gefährlich werden müssen!
Er wird sich weigern, sag' ich Ihnen,
Der kaiserlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbestrafter Trotz
Wird unsre Ohnmacht schimpflich offenbaren.

OCTAVIO.

Und glauben Sie, dass er Gemahlinn, Tochter,
Umsonst hieher ins Lager kommen liess,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüsten?
Dass er die letzten Pfänder seiner Treu
Aus Kaisers Landen führt, das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

QUESTENBERG.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter stehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen, Meister schon
Vom Donaustrom, stets weiter um sich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bau'r in Waffen — alle Stände schwürig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwöhnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiser losgerissen,
Vom Schwindelnden die schwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug dem verwegensten
Der Menschen blind gehorchend hingegeben —

OCTAVIO.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets ist die Sprache kecker als die That,
Und mancher, der in blindem Eifer jetzt
Zu jedem Aeussersten entschlossen scheint,
Find't unerwartet in der Brust ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus.
Zudem — ganz unvertheidigt sind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wissen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —
Verstärken es noch täglich. — Ueberraschen
Kann er uns nicht; Sie wissen, dass ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's sein eigner Mund.

QUESTENBERG.

Ganz unbegreiflich ist's, dass er den Feind nicht merkt
An seiner Seite.

OCTAVIO.

Denken Sie nicht etwa,
Dass ich durch Lügenkünste, gleissnerische
Gefälligkeit in seine Gunst mich stahl,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Dass ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falsches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

QUESTENBERG.

Es ist des Himmels sichtbarliche Fügung.

OCTAVIO.

Ich weiss nicht, was es ist — was ihn an mich
Und meinen Sohn so mächtig zieht und kettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abenteuer
Verbanden uns schon frühe — doch ich weiss
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten,
Fern von den Zelten, unter einem Baum
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange staunend an; darauf fiel er
Mir um den Hals, und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienst sie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maass, als ihn das meine flieht.

QUESTENBERG.

Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimniss?

OCTAVIO.

Nein!

QUESTENBERG.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher schlimmen Hand er sich befinde?

OCTAVIO.

Ich muss ihn seiner Unschuld anvertrauen.
Verstellung ist der offnen Seele fremd;
Unwissenheit allein kann ihm die Geistesfreiheit
Bewahren, die den Herzog sicher macht.

QUESTENBERG besorglich.

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beste Meinung
Vom Oberst Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

OCTAVIO.

Ich muss es darauf wagen — Still! Da kommt er.

VIERTER AUFTRITT.

MAX PICCOLOMINI. OCTAVIO PICCOLOMINI. QUESTENBERG.

MAX.

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn. Wie er sich umwendet, bemerkt er Questenbergen und tritt kalt zurück.
Beschäftigt, wie ich seh'? Ich will nicht stören.

OCTAVIO.

Wie, Max? Sieh diesen Gast doch näher an!
Aufmerksamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaisers.

MAX trocken.

Von Questenberg! Willkommen, wenn was Gutes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

QUESTENBERG hat seine Hand gefasst.

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht blos von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.
(Beider Hände fassend.)
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
So lang zwei solche Sterne, segenreich
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

MAX.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister,
Nicht Lobenswegen sind Sie hier, ich weiss,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

OCTAVIO zu Max.

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist, als hier.

MAX.

Was gibt's auf's Neu, denn an ihm auszustellen?
Dass er für sich allein beschliesst, was er
Allein versteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabei auch sein Verbleiben haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geschmeidig sich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl uns, dass es so ist! Es können sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schliessen und mit Zuversicht.
So Einer ist der Wallenstein, und taugte
Dem Hof ein Andrer besser — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

QUESTENBERG.

Der Armee! Ja wohl!

MAX.

Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie gross,
Lässt Jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, dass er's immer sey
Am rechten Ort; so weiss er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

QUESTENBERG.

Wer spricht ihm ab, dass er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse! Ueber'm Herrscher
Vergisst er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

MAX.

Ist er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Ist er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchstäblich zu vollstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.

QUESTENBERG.

So kommt's zuletzt auf seine Grossmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen!

MAX.

Der seltne Mann will seltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er sich setzen.

QUESTENBERG.

Die Proben geben's.

MAX.

Ja! so sind sie! Schreckt

Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Ist ihnen nirgens wohl, als wo's recht flach ist.

OCTAVIO zu Questenberg.

Ergeben Sie sich nur in Gutem, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

MAX.

Da rufen sie den Geist an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.
Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Geschehn wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muss herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Grosse der Natur;
So gönne man ihm auch, in ihren grossen
Verhältnissen zu leben. Das Orakel
In seinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere soll er fragen.

OCTAVIO.

Mein Sohn! Lass uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächsten Wege, langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! Die Strasse, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemessne Grenzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

QUESTENBERG.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held ist und ein Mensch zugleich.

OCTAVIO.

Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegerischen;
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die grossen, schnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerthe Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Hast und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Strassen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's gethan.

MAX.

O! lass den Kaiser Friede machen, Vater!
Den blut'gen Lorber geb' ich hin, mit Freuden,
Für's erste Veilchen, das der März uns bringt,
Das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde.

OCTAVIO.

Wie wird dir? Was bewegt dich so auf einmal?

MAX.

Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab ihn
Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen. — o! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in sein dumpfig-enges Schiff gepresst,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haus't,
Vom grossen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

OCTAVIO wird aufmerksam.

Und hätt' es diese Reise dir gezeigt?

MAX.

Es war die erste Musse meines Lebens.
Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde liess und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

OCTAVIO.

Viel lerntest du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

MAX.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüssen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verliess.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen —

QUESTENBERG gerührt.

O! dass Sie von so ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute sprechen!

MAX mit Heftigkeit sich zu ihm wendend.

Wer sonst ist Schuld daran, als ihr in Wien?
Ich will's nur frei gestehen, Questenberg!
Als ich vorhin Sie stehen sah, es presste
Der Unmuth mir das Innerste zusammen —
Ihr seyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger ist's, der ihn erzwingen muss.
Dem Fürsten macht ihr's Leben sauer, macht
Ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europas grossem Besten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes,

Die Oestreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiss!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Beim Feind Vertrauen zu erwecken sucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Woher soll Friede kommen? Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, hass' ich Euch —
Und hier gelob' ichs an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' dass
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!

(Er geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

QUESTENBERG. OCTAVIO PICCOLOMINI.

QUESTENBERG.

O weh uns! Steht es so?

(Dringend und ungeduldig.)

Freund, und wir lassen ihn in diesem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, dass wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

OCTAVIO aus einem tiefen Nachdenken zu sich kommend.

Mir hat Er sie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

QUESTENBERG.

Was ist es, Freund?

OCTAVIO.

Fluch über diese Reise!

QUESTENBERG.

Wie so? Was ist es?

OCTAVIO.

Kommen Sie! Ich muss
Sogleich die unglücksel'ge Spur verfolgen,
Mit meinen Augen sehen — Kommen Sie —

(Will ihn fortführen.)

QUESTENBERG.

Was denn? Wohin?

OCTAVIO pressirt.

Zu ihr!

QUESTENBERG.

Zu —

OCTAVIO korrigirt sich.

Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte Alles.
Ich seh' das Netz geworfen über ihn,
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

QUESTENBERG.

Erklären Sie mir nur —

OCTAVIO.

Und konnt' ich's nicht
Vorhersehn? Nicht die Reise hintertreiben?
Warum verschwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich musst' ihn warnen — Jetzo ist's zu spät.

QUESTENBERG.

Was ist zu spät? Besinnen Sie sich, Freund,
Dass Sie in lauter Räthseln zu mir reden.

OCTAVIO gefasster.

Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Rückt auch heran, die er zur Audienz
Bestimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünscht! dreimal verwünscht sey diese Reise!

(Er führt ihn weg, der Vorhang fällt.)

ZWEITER AUFZUG.

Saal beim Herzog von Friedland.

ERSTER AUFTRITT.

BEDIENTE *setzen Stühle und breiten Fussteppiche aus. Gleich darauf* SENI, *der Astrolog, wie ein italienischer Doktor schwarz und etwas phantastisch gekleidet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weisses Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet.*

BEDIENTER mit einem Rauchfass herumgehend.

Greift an! Macht, dass ein Ende wird! Die Wache
Ruft ins Gewehr. Sie werden gleich erscheinen.

ZWEITER BEDIENTER.

Warum denn aber ward die Erkerstube,
Die rothe, abbestellt, die doch so leuchtet?

ERSTER BEDIENTER.

Das frag' den Mathematikus. Der sagt,
Es sey ein Unglückszimmer.

ZWEITER BEDIENTER.

Narrenpossen!
Das heisst die Leute scheren. Saal ist Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben!

SENI mit Gravität.

Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend.
Das Erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde.

DRITTER BEDIENTER.

Lass dich mit dem nicht ein, Nathanael!
Muss ihm der Herr doch selbst den Willen thun.

SENI zählt die Stühle.

Eilf! Eine böse Zahl. Zwölf Stühle setzt!
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, Fünf und Sieben;
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

ZWEITER BEDIENTER.

Was habt ihr gegen Eilf? Das lasst mich wissen.

SENI.

Eilf ist die Sünde. Eilfe überschreitet
Die zehn Gebote.

ZWEITER BEDIENTER.

So? Und warum nennt ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

SENI.

Fünf ist
Des Menschen Seele. Wie der Mensch aus Gutem
Und Bösem ist gemischt, so ist die Fünfe
Die erste Zahl aus Grad und Ungerade.

ERSTER BEDIENTER.

Der Narr!

DRITTER BEDIENTER.

Ei, lass ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu,
Denn Mancherlei doch denkt sich bei den Worten.

ZWEITER BEDIENTER.

Hinweg! Sie kommen! Da zur Seitenthür hinaus!

(Sie eilen fort. Seni folgt langsam.)

ZWEITER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. DIE HERZOGINN.

WALLENSTEIN.

Nun, Herzoginn? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgestellt der Königinn von Ungarn?

HERZOGINN.
Der Kaiserinn auch. Bei beiden Majestäten
Sind wir zum Handkuss zugelassen worden.
WALLENSTEIN.
Wie nahm man's auf, dass ich Gemahlinn, Tochter
Zu dieser Winterszeit ins Feld beschieden?
HERZOGINN.
Ich that nach Ihrer Vorschrift, führte an,
Sie hätten über unser Kind bestimmt,
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.
WALLENSTEIN.
Muthmasste man die Wahl, die ich getroffen?
HERZOGINN.
Man wünschte wohl, sie möcht' auf keinen fremden,
Noch lutherischen Herrn gefallen seyn.
WALLENSTEIN.
Was wünschen Sie, Elisabeth?
HERZOGINN.
Ihr Wille, wissen Sie, war stets der meine.
WALLENSTEIN nach einer Pause.
Nun — Und wie war die Aufnahm' sonst am Hofe?
(Herzoginn schlägt die Augen nieder und schweigt.)
Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?
HERZOGINN.
O! mein Gemahl — Es ist nicht Alles mehr
Wie sonst — Es ist ein Wandel vorgegangen.
WALLENSTEIN.
Wie? Liess man's an der alten Achtung fehlen?
HERZOGINN.
Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anstand
War das Benehmen — aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablassung
War feierliche Förmlichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunst.
Nein! Herzog Albrechts fürstliche Gemahlinn,
Graf Harrachs edle Tochter hätte *so* —
Nicht eben so empfangen werden sollen!
WALLENSTEIN.
Man schalt gewiss mein neuestes Betragen?
HERZOGINN.
O hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entschuldigen, zufrieden
Zu sprechen die entrüsteten Gemüther —
Nein, Niemand schalt Sie — Man verhüllte sich
In ein so lastend feierliches Schweigen.
Ach! hier ist kein gewöhnlich Missverständniss, keine
Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas Unglücklich-Unersetzliches ist
Geschehn — Sonst pflegte mich die Königinn
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich bei'm Abschied zu umarmen.
WALLENSTEIN.
Jetzt unterliess sie's?
HERZOGINN ihre Thränen trocknend, nach einer Pause.
Sie umarmte mich,
Doch erst als ich den Urlaub schon genommen, schon
Der Thüre zuging, kam sie auf mich zu,
Schnell, als besänne sie sich erst, und drückte
Mich an den Busen, mehr mit schmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.
WALLENSTEIN ergreift ihre Hand.
Fassen Sie sich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenstein
Und mit den andern Freunden?
HERZOGINN den Kopf schüttelnd.
Keinen sah ich.

WALLENSTEIN.
Und der hispanische Conte Ambassador,
Der sonst so warm für mich zu sprechen pflegte?
HERZOGINN.
Er hatte keine Zunge mehr für Sie.
WALLENSTEIN.
Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr;
Fortan muss eignes Feuer uns erleuchten.
HERZOGINN.
Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leise flüstert, sich
Im Lande laut erzählt — Was Pater Lamormain
Durch ein'ge Winke —
WALLENSTEIN schnell.
Lamormain! Was sagt der?
HERZOGINN.
Man zeihe Sie verwegner Ueberschreitung
Der anvertrauten Vollmacht, freventlicher
Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle.
Die Spanier, der Baiern stolzer Herzog,
Steh'n auf als Kläger wider Sie —
Ein Ungewitter zieh' sich über Ihnen
Zusammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg gestürzt.
Man spreche, sagt er—ach! ich kann's nicht sagen—
WALLENSTEIN gespannt.
Nun?
HERZOGINN.
Von einer zweiten (*sie stockt*).
WALLENSTEIN.
Zweiten —
HERZOGINN.
Schimpflichern
— Absetzung.
WALLENSTEIN.
Spricht man?
(heftig bewegt durch das Zimmer gehend.)
O! sie zwingen mich, sie stossen
Gewaltsam, wider meinen Willen, mich hinein.
HERZOGINN sich bittend an ihn schmiegend.
O! wenn's noch Zeit ist, mein Gemahl! — wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem stolzen Herzen ab,
Es ist Ihr Herr und Kaiser, dem Sie weichen.
O! lassen Sie es länger nicht geschehn,
Dass häm'sche Bosheit Ihre gute Absicht
Durch giftige, verhasste Deutung schwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit steh'n Sie auf,
Die Lügner, die Verläumder zu beschämen!
Wir haben so der guten Freunde wenig.
Sie wissen's! Unser schnelles Glück hat uns
Dem Hass der Menschen blossgestellt—Was sind wir,
Wenn kaiserliche Huld sich von uns wendet!

DRITTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY, *welche die Prinzessinn* THEKLA *an der Hand führt*, *zu den* VORIGEN.

GRÄFINN.
Wie, Schwester? Von Geschäften schon die Rede,
Und, wie ich seh', nicht von erfreulichen,
Eh' er noch seines Kindes froh geworden?
Der Freud' gehört der erste Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das ist deine Tochter!
(Thekla nähert sich ihm schüchtern und will sich auf seine Hand beugen: er empfängt sie in seinen Armen,

und bleibt einige Zeit in ihrem Anschauen verloren stehen.)

WALLENSTEIN.

Ja! Schön ist mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme sie zum Pfande grössern Glücks.

HERZOGINN.

Ein zartes Kind noch war sie, als Sie gingen,
Das grosse Heer dem Kaiser aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter schon im Stifte,
Wo sie geblieben ist bis jetzt.

WALLENSTEIN.

Indess
Wir hier im Feld' gesorgt, sie gross zu machen,
Das höchste Irdische ihr zu erfechten,
Hat Mutter Natur in stillen Klostermauern
Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freier Gunst das Göttliche gegeben,
Und führt sie ihrem glänzenden Geschick
Und meiner Hoffnung schön geschmückt entgegen.

HERZOGINN zur Prinzessinn.

Du hättest deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zähltest du acht Jahre,
Als du sein Angesicht zuletzt geseh'n.

THEKLA.

Doch, Mutter, auf den ersten Blick — mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie sein Bild in mir gelebt,
So steht er blühend jetzt vor meinen Augen.

WALLENSTEIN zur Herzoginn.

Das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verständig! Sieh', ich zürnte mit dem Schicksal,
Dass mir's den Sohn versagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte seyn,
In einer stolzen Linie von Fürsten
Mein schnell verlöschtes Daseyn weiter leiten.
Ich that dem Schicksal Unrecht. Hier auf dieses
Jungfräulich blüh'nde Haupt will ich den Kranz
Des kriegerischen Lebens niederlegen;
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um diese schöne Stirne flechten kann.

(Er hält sie in seinen Armen, wie Piccolomini hereintritt.)

VIERTER AUFTRITT.

MAX PICCOLOMINI, *und bald darauf* GRAF TERZKY *zu den* VORIGEN.

GRÄFINN.

Da kommt der Paladin, der uns beschützte.

WALLENSTEIN.

Sey mir willkommen, Max. Stets warst du mir
Der Bringer irgend einer schönen Freude,
Und, wie das glückliche Gestirn des Morgens,
Führst du die Lebenssonne mir herauf.

MAX.

Mein General —

WALLENSTEIN.

Bis jetzt war es der Kaiser,
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut' hast du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und diese Schuld muss Friedland selbst bezahlen.

MAX.

Mein Fürst! Du eiltest sehr, sie abzutragen.
Ich komme mit Beschämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marstall, reich geschirrt,
Ein prächt'ger Jagdzug mir von dir gebracht,
Für die gehabte Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müh',
Ein Amt blos war's! Nicht eine Gunst, für die
Ich's vorschnell nahm, und dir schon volles Herzens
Zu danken kam — Nein, so war's nicht gemeint,
Dass mein Geschäft mein schönstes Glück seyn sollte!

(Terzky tritt herein und übergibt dem Herzog Briefe, welche dieser schnell erbricht.)

GRÄFINN zu Max.

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Freude
Vergilt er Ihnen. Ihnen steht es an,
So zart zu denken; meinem Schwager ziemt's,
Sich immer gross und fürstlich zu beweisen.

THEKLA.

So müsst' auch ich an seiner Liebe zweifeln,
Denn seine güt'gen Hände schmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir gesprochen.

MAX.

Ja, er muss immer geben und beglücken!

(Er ergreift der Herzoginn Hand, mit steigender Wärme.)

Was dank' ich ihm nicht alles — o! was sprech' ich
Nicht alles aus in diesem theuren Namen Friedland!
Zeitlebens soll ich ein Gefang'ner seyn
Von diesem Namen — darin blühen soll
Mir jedes Glück und jede schöne Hoffnung —
Fest, wie in einem festen Zauberringe, hält
Das Schicksal mich gebannt in diesem Namen.

GRÄFINN, welche unterdessen den Herzog sorgfältig beobachtet, bemerkt, dass er bei den Briefen nachdenkend geworden.

Der Bruder will allein seyn. Lasst uns gehen.

WALLENSTEIN wendet sich schnell um, fasst sich und spricht heiter zur Herzoginn.

Noch einmal, Fürstinn, heiss' ich Sie im Feld willkom-
Si sind die Wirthinn dieses Hofs — Du, Max, [men.
Wirst diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indess wir hier des Herrn Geschäfte treiben.

(Max Piccolomini bietet der Herzoginn den Arm, Gräfinn führt die Prinzessinn ab.)

TERZKY ihm nachrufend.

Versäumt nicht, der Versammlung beizuwohnen.

FÜNFTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. TERZKY.

WALLENSTEIN in tiefem Nachdenken zu sich selbst.

Sie hat ganz recht gesehn — So ist's, und stimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluss gefasst
In Wien, mir den Nachfolger schon gegeben.
Der Ungarn König ist's, der Ferdinand,
Des Kaisers Söhnlein, der ist jetzt ihr Heiland.
Das neu aufgehende Gestirn! Mit uns
Gedenkt man fertig schon zu seyn, und wie
Ein Abgeschied'ner sind wir schon beerbet.
Drum keine Zeit verloren!

(Indem er sich umwendet, bemerkt er den Terzky und gibt ihm einen Brief.)

Graf Altringer lässt sich entschuldigen,
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

TERZKY.

Und wenn du
Noch länger säumst, bricht Einer nach dem Andern.

WALLENSTEIN.

Der Altringer hat die Tyroler Pässe.
Ich muss ihm Einen schicken, dass er mir
Die Spanier aus Mailand nicht herein lässt.
— Nun! der Sesin, der alte Unterhändler,

Hat sich ja kürzlich wieder blicken lassen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

TERZKY.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den schwed'schen Kanzler aufgesucht
Zu Halberstadt, wo jetzo der Convent ist:
Der aber sagt, er sey es müd', und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu schaffen haben.

WALLENSTEIN.

Wie so?

TERZKY.

Es sey dir nimmer Ernst mit deinen Reden,
Du wollst die Schweden nur zum Narren haben,
Dich mit den Sachsen gegen sie verbinden,
Am Ende sie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

WALLENSTEIN.

So! Meint er wohl, ich soll ihm
Ein schönes deutsches Land zum Raube geben,
Dass wir zuletzt auf eig'nem Grund und Boden
Selbst nicht mehr Herren sind? Sie müssen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine solche Nachbarn.

TERZKY.

Gönn' ihnen doch das Fleckchen Land, geht's ja
Nicht von dem Deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinnest, wer es zahlt.

WALLENSTEIN.

Fort, fort mit ihnen! — das verstehst du nicht.
Es soll nicht von mir heissen, dass ich Deutschland
Zerstücket hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erschleichen.
Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren,
Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig
Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen.
Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsers deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen.
Beistehen soll'n sie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabei zu fischen haben.

TERZKY.

Doch mit den Sachsen wirst du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du so krumme Wege machst —
Was sollen alle diese Masken? Sprich!
Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Oxenstirn, der Arnheim, keiner weiss,
Was er von deinem Zögern halten soll.
Am End' bin ich der Lügner; Alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handschrift.

WALLENSTEIN.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weisst's.

TERZKY.

Woran erkennt man aber deinen Ernst,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' selbst.
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' Alles auch recht gut gescheh'n seyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Besten haben.

WALLENSTEIN nach einer Pause, indem er ihn scharf ansieht.

Und woher weisst du, dass ich ihn nicht wirklich
Zum Besten habe? Dass ich nicht euch Alle
Zum Besten habe? Kennst du mich so gut?
Ich wüsste nicht, dass ich mein Innerstes
Dir aufgethan — Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt! — *Wenn* ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, *davon*, denk' ich,
Weisst *du* nicht mehr zu sagen, als ein And'rer.

TERZKY.

So hast du stets dein Spiel mit uns getrieben!

SECHSTER AUFTRITT.

ILLO *zu den* VORIGEN.

WALLENSTEIN.

Wie steht es draussen? Sind sie vorbereitet?

ILLO.

Du find'st sie in der Stimmung, wie du wünschest.
Sie wissen um des Kaisers Forderungen
Und toben.

WALLENSTEIN.

Wie erklärt sich Isolan?

ILLO.

Der ist mit Leib und Seele dein, seitdem du
Die Farobank ihm wieder aufgerichtet.

WALLENSTEIN.

Wie nimmt sich der Kolalto? Hast du dich
Des Deodat und Tiefenbach versichert?

ILLO.

Was Piccolomini thut, das thun sie auch.

WALLENSTEIN.

So, meinst du, kann ich was mit ihnen wagen?

ILLO.

— Wenn du der Piccolomini gewiss bist.

WALLENSTEIN.

Wie meiner selbst. Die lassen nie von mir.

TERZKY.

Doch wollt' ich, dass du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht so viel trautest.

WALLENSTEIN.

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechszehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
— Zudem — ich hab' sein Horoscop gestellt,
Wir sind geboren unter gleichen Sternen —
Undkurz—

(Geheimnissvoll.)

Es hat damit sein eigenes Bewenden.
Wenn du mir also gut sagst für die Andern —

ILLO.

Es ist nur eine Stimme unter Allen:
Du dürfst das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

WALLENSTEIN.

Wenn ich mich gegen *sie* verpflichten soll,
So müssen sie's auch gegen mich.

ILLO.

Versteht sich.

WALLENSTEIN.

Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich,
Sich meinem Dienst zu weihen, *unbedingt*.

ILLO.

Warum nicht?

TERZKY.

Unbedingt? Des Kaisers Dienst,
Die Pflichten gegen Oestreich werden sie
Sich immer vorbehalten.

WALLENSTEIN den Kopf schüttelnd.

Unbedingt
Muss ich sie haben. Nichts von Vorbehalt!

ILLO.

Ich habe einen Einfall — Gibt uns nicht

Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

TERZKY.

Ja,
Und alle Generale sind geladen.

ILLO zum Wallenstein.

Sag! Willst du völlig freie Hand mir lassen?
Ich schaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünschest.

WALLENSTEIN.

Schaff mir ihre Handschrift!
Wie du dazu gelangen magst, ist deine Sache.

ILLO.

Und wenn ich dir's nun bringe, Schwarz auf Weiss,
Dass alle Chefs, die hier zugegen sind,
Dir blind sich überliefern — Willst du dann
Ernst machen endlich, mit beherzter That
Das Glück versuchen?

WALLENSTEIN.

Schaff mir die Verschreibung!

ILLO.

Bedenke, was du thust! Du kannst des Kaisers
Begehren nicht erfüllen — kannst das Heer
Nicht schwächen lassen — nicht die Regimenter
Zum Spanier stossen lassen, willst du nicht
Die Macht auf ewig aus den Händen geben.
Bedenk' das And're auch! Du kannst des Kaisers
Befehl und ernste Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht suchen, temporisiren,
Willst du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entschliess' dich! Willst du mit entschlossner That
Zuvor ihm kommen? Willst du, ferner zögernd,
Das Aeusserste erwarten?

WALLENSTEIN.

Das geziemt sich,
Eh' man das Aeusserste beschliesst!

ILLO.

O, nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft!
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und gross. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muss Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden, —
Und einzeln nur, zerstreuet zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt zusammen
Gedrängt, den schweren Früchteknoten bilden.
Sieh! Wie entscheidend, wie verhängnisvoll
Sich's jetzt um dich zusammenzieht! — Die Häupter
Des Heers, die besten, trefflichsten, um dich,
Den königlichen Führer, her versammelt,
Nur deinen Wink erwarten sie — O! lass
Sie so nicht wieder auseinander gehen!
So einig führst du sie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum Zweitenmal zusammen.
Die hohe Fluth ist's, die das schwere Schiff
Vom Strande hebt — Und jedem Einzelnen
Wächst das Gemüth im grossen Strom der Menge.
Jetzt hast du sie, jetzt noch! Bald sprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Intressen
Zerstreut sich der gemeine Geist. Wer heute,
Vom Strome fortgerissen, sich vergisst,
Wird nüchtern werden, sieht er sich allein,
Nur seine Ohnmacht fühlen und geschwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrstrasse der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen suchen.

WALLENSTEIN.

Die Zeit ist noch nicht da.

TERZKY.

So sagst du immer.
Wann aber wird es Zeit seyn?

WALLENSTEIN.

Wenn ich's sage.

ILLO.

O! du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis dir die Irdische entflieht! Glaub' mir,
In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus! Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir schadet, ist der *Zweifel*.

WALLENSTEIN.

Du red'st, wie du's versteh'st. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — *Dir* stieg der Jupiter
Hinab, bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannst in *die* Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finster wühlen,
Blind, wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Bleifarb'nen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst du seh'n,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnissvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen,
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger zieh'n um die central'sche Sonne —
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.

(Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er stehen und fährt fort.)

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann blos bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Aernte. Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenstunde auszulesen,
Des Himmels *Häuser* forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen *Ecken* schadend sich verberge.
Drum lasst mir Zeit. Thut ihr indess das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht sagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Absetzen sollen sie mich auch nicht — Darauf
Verlasst euch.

KAMMERDIENER kommt.

Die Herr'n Generale.

WALLENSTEIN.

Lass sie kommen.

TERZKY.

Willst du, dass alle Chefs zugegen seyen?

WALLENSTEIN.

Das braucht's nicht. Beide Piccolomini,
Maradas, Buttler, Forgatsch, Deodat,
Karaffa, Isolani mögen kommen.

(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener.)

WALLENSTEIN zu Illo.

Hast du den Questenberg bewachen lassen?
Sprach er nicht Ein'ge ingeheim?

ILLO.

Ich hab' ihn scharf bewacht. Er war mit Niemand
Als dem Octavio.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE, QUESTENBERG, *beide* PICCOLOMINI, BUTTLER, ISOLANI, MARADAS *und noch drei andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Questenberg ihm grad gegenüber Platz, die andern folgen nach ihrem Range. Es herrscht eine augenblickliche Stille.*

WALLENSTEIN.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Questenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluss gefasst, den nichts mehr ändert.
Doch, es gebührt sich, dass die Kommandeurs
Aus Ihrem Mund des Kaisers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, sich Ihres Auftrags
Vor diesen edeln Häuptern zu entled'gen.

QUESTENBERG.

Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,
Dass kaiserliche Herrschgewalt und Würde
Aus meinem Munde spricht, nicht eig'ne Kühnheit.

WALLENSTEIN.

Den Eingang spart!

QUESTENBERG.

Als Seine Majestät,
Der Kaiser, Ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Geschenkt in der Person des Herzogs Friedland,
Geschah's in froher Zuversicht, das Glück
Des Krieges schnell und günstig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünschen hold,
Gereiniget war Böheim von den Sachsen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es schöpften
Auf's Neue leichten Athem diese Länder,
Als Herzog Friedland die zerstreuten Feindesheere
Herbei von allen Strömen Deutschlands zog,
Herbei auf Einen Sammelplatz beschwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Oxenstirn,
Und jenen nie besiegten König selbst,
Um endlich hier im Angesichte Nürnbergs
Das blutig grosse Kampfspiel zu entscheiden.

WALLENSTEIN.

Zur Sache, wenn's beliebt!

QUESTENBERG.

Ein neuer Geist
Verkündigte sogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth;
In hellgeschied'nem Kampfe sah man jetzt
Die Festigkeit der Kühnheit widersteh'n,
Und weise Kunst die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht; er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält' es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König stürmen;
Zur Schlachtbank reisst er seine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langsam tödtet.
Durch den Verhack des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tausend Röhren lauert, will
Der Niegehemmte stürmend Bahn sich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerstand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch gesehn.
Zerrissen endlich führt sein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fussbreit Erde
Gewann es ihm, das grause Menschenopfer.

WALLENSTEIN.

Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt.

QUESTENBERG.

Anklagen ist mein Amt und meine Sendung,
Es ist mein Herz, das gern beim Lob verweilt.
In *Nürnbergs* Lager liess der schwed'sche König
Den Ruhm — in *Lützens* Ebenen das Leben.
Doch wer erstaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach diesem grossen Tag, wie ein Besiegter,
Nach Böheim floh, vom Kriegesschauplatz schwand,
Indess der junge Weimarische Held
In's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reissend Bahn sich machte,
Und stand mit einem Mal vor *Regensburg*,
Zum Schrecken aller gut kathol'schen Christen.
Da rief der Baiern wohlverdienter Fürst
Um schnelle Hülf' in seiner höchsten Noth, —
Es schickt der Kaiser sieben Reitende
An Herzog Friedland ab mit dieser Bitte,
Und fleht, wo er als Herr befehlen kann.
Umsonst! Es hört in diesem Augenblick
Der Herzog nur den alten Hass und Groll,
Gibt das gemeine Beste preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen.
Und so fällt Regensburg!

WALLENSTEIN.

Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniss mehr.

MAX.

Er meint,
Wie wir in Schlesien waren.

WALLENSTEIN.

So! So! So!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

MAX.

Die Schweden draus zu schlagen und die Sachsen.

WALLENSTEIN.

Recht! Ueber der Beschreibung da vergess' ich
Den ganzen Krieg — (*zu Questenberg*)
Nur weiter fortgefahren!

QUESTENBERG.

Am Oderstrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau schimpflich ward verloren.
Erstaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieser Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Person zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Gustavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor sich fand. Und wirklich
Gerieth man nahe g'nug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gast sich zu bewirthen.
Ganz Deutschland seufzte unter Kriegeslast,
Doch Friede war's im Wallenstein'schen Lager.

WALLENSTEIN.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn ist's,
Dass er nicht nöthig hat zu schlagen, um
Der Welt zu zeigen, er versteh' zu siegen.
Mir konnt' es wenig helfen, meines Glücks
Mich über einen Arnheim zu bedienen;
Viel nützte Deutschland meine Mässigung,
Wär' mir's geglückt, das Bündniss zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu lösen.

QUESTENBERG.

Es glückte aber nicht, und so begann
Auf's Neu' das blut'ge Kriegesspiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürst den alten Ruhm.
Auf Steinau's Feldern streckt das schwed'sche Heer
Die Waffen, ohne Schwertstreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrstifter,
Die fluchbeladne Fackel dieses Kriegs,

Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.
— Doch in grossmüth'ge Hand war er gefallen;
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beschenkt
Entliess der Fürst den Erzfeind seines Kaisers.

WALLENSTEIN lacht.

Ich weiss, ich weiss — Sie hatten schon in Wien
Die Fenster, die Balcons voraus gemiethet,
Ihn auf dem Armensünderkarr'n zu seh'n —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Dass ich um ein Spectakel sie betrog.

QUESTENBERG.

Befreit war Schlesien, und Alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Baiern.
Er setzt auch wirklich sich in Marsch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem *längsten* Wege;
Doch eh' er noch den Feind gesehen, wendet
Er schleunig um, bezieht sein Winterlager, drückt
Des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer.

WALLENSTEIN.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majestät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menschen? Nicht der Kält' und Nässe,
Nicht jeder Nothdurft sterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schicksal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünscht man ihn! Er muss sich Alles nehmen;
Man gibt ihm Nichts, und Jeglichem gezwungen
Zu nehmen, ist er Jeglichem ein Greuel.
Hier stehen meine Generals. Karaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

BUTTLER.

Ein Jahr schon fehlt die Löhnung.

WALLENSTEIN.

Und sein Sold
Muss dem Soldaten werden, darnach heisst er!

QUESTENBERG.

Das klingt ganz anders, als der Fürst von Friedland
Vor acht, neun Jahren sich vernehmen liess.

WALLENSTEIN.

Ja, meine Schuld ist es, weiss wohl, ich selbst
Hab' mir den Kaiser so verwöhnt. Da! Vor neun Jahren,
Beim Dänenkriege, stellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtausend Köpfen oder funfzig,
Die aus dem eig'nen Seckel keinen Deut
Ihm kostete — Durch Sachsens Kreise zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken seines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiserstaate
Kein Nam' geehrt, gefeiert, wie der meine,
Und Albrecht *Wallenstein,* so hiess
Der dritte Edelstein in seiner Krone!
Doch auf dem Regensburger Fürstentag
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthschaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, dass ich,
Ein treuer Fürstenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gebürdet — diesen Krieg, der nur
Ihn gross gemacht, die Fürsten zahlen lassen?
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgesetzt wurd' ich.

QUESTENBERG.

Eure Gnaden weiss,
Wie sehr auf jenem unglücksvollen Reichstag
Die Freiheit ihm gemangelt.

WALLENSTEIN.

Tod und Teufel!
Ich *hatte,* was ihm Freiheit schaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir so schlecht bekam,
Dem Thron zu dienen, auf des Reiches Kosten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiser freilich hab' ich diesen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des *Ganzen* Heil,
Und nicht mehr zur Vergrösserung des Einen!
— Zur Sache doch. Was ist's, das man von mir begehrt?

QUESTENBERG.

Für's Erste wollen Seine Majestät,
Dass die Armee ohn' Aufschub Böhmen räume.

WALLENSTEIN.

In dieser Jahrszeit? und wohin will man,
Dass wir uns wenden?

QUESTENBERG.

Dahin, wo der Feind ist.
Denn Seine Majestät will Regensburg
Vor Ostern noch vom Feind gesäubert sehn,
Dass länger nicht im Dome lutherisch
Gepredigt werde — ketzerischer Greul
Des Festes reine Feuer nicht besudle.

WALLENSTEIN.

Kann das geschehen, meine Generals?

ILLO.

Es ist nicht möglich.

BUTTLER.

Es kann nicht geschehn.

QUESTENBERG.

Der Kaiser hat auch schon dem Oberst Suys
Befehl geschickt, nach Baiern vorzurücken.

WALLENSTEIN.

Was that der Suys?

QUESTENBERG.

Was er schuldig war.
Er rückte vor.

WALLENSTEIN.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es so
Um mein Komando! *Das* ist der Gehorsam,
Den man mir schuldig, ohne den kein Kriegsstand
Zu denken ist? Sie, meine Generale,
Seyen Richter! Was verdient der Offizier,
Der eidvergessen seine Ordre bricht?

ILLO.

Den Tod!

WALLENSTEIN, da die Uebrigen bedenklich schweigen, mit erhöhter Stimme.

Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

MAX nach einer langen Pause.

Nach des Gesetzes Wort — den Tod!

ISOLANI.

Den Tod!

BUTTLER.

Den Tod nach Kriegsrecht!

(Questenberg steht auf. Wallenstein folgt, es erheben sich Alle.)

WALLENSTEIN.

Dazu verdammt ihn das Gesetz, nicht ich!
Und wenn ich ihn begnadige, geschicht's
Aus schuld'ger Achtung gegen meinen Kaiser.

QUESTENBERG.

Wenn's so steht, hab' ich hier nichts mehr zu sagen.

WALLENSTEIN.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando;
Und gleich die erste war, dass mir zum Nachtheil
Kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht,

Bei der Armee zu sagen haben sollte.
Wenn für den Ausgang *Ich* mit meiner Ehre
Und meinem Kopf soll haften, muss ich Herr
Darüber seyn. Was machte diesen Gustav
Unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden?
Dies: dass er *König* war in seinem *Heer!*
Ein König aber, einer, der es ist,
Ward nie besiegt noch, als durch Seinesgleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beste soll noch kommen.

QUESTENBERG.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein spanisch Heer
Durch Deutschland nach den Niederlanden führen.
Damit er sicher seinen Weg verfolge,
Will der Monarch, dass hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

WALLENSTEIN.

Ich merk', ich merk'—Acht Regimenter—Wohl!
Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Achttausend Pferde! Ja! ja! es ist richtig,
Ich seh' es kommen.

QUESTENBERG.

Es ist nichts dahinter
Zu sehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

WALLENSTEIN.

Wie, mein Herr Abgesandter? Ich soll's wohl
Nicht merken, dass man's müde ist, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu sehn?
Dass man begierig diesen Vorwand hascht,
Den span'schen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
Ins Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben sey. Mich so
Gerad' bei Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheischt's,
Dass alle Kaiserheere mir gehorchen,
So weit die deutsche Sprach' geredet wird.
Von span'schen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäste wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erst schwächer, dann entbehrlich, bis
Man kürzeren Prozess kann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Minister?
Gerad heraus! Den Kaiser drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, dass ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun, das war
Beschlossne Sache, Herr, noch eh' Sie kamen.

(Es entsteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt.)

Es thut mir leid um meine Obersten;
Noch seh' ich nicht, wie sie zu ihren vorgeschossnen
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden. [Geldern,
Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.
Es dienen viel Ausländische im Heer,
Und war der Mann nur sonsten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaum,
Nach seinem Katechismus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.

(Er setzt sich.)

MAX.

Da sey Gott für,
Dass es bis dahin kommen soll! Die ganze
Armee wird furchtbar gährend sich erheben —
Der Kaiser wird missbraucht, es kann nicht seyn.

ISOLANI.

Es kann nicht seyn, denn Alles ging zu Trümmern.

WALLENSTEIN.

Das wird es, treuer Isolan. Zu Trümmern
Wird Alles geh'n, was wir bedächtig bauten.
Desswegen aber find't sich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegsheer läuft wohl noch dem Kaiser
Zusammen, wenn die Trommel wird geschlagen.

(MAX geschäftig, leidenschaftlich von Einem zum Andern gehend, und sie besänftigend.)

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Obersten!
Lass dich beschwören, Fürst! Beschliesse nichts,
Bis wir zusammen Rath gehalten, dir
Vorstellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es ist noch Alles herzustellen.

TERZKY.

Kommt, kommt! im Vorsaal treffen wir die Andern.

(Gehen.)

BUTTLER zu Questenberg.

Wenn guter Rath Gehör bei Ihnen findet,
Vermeiden Sie's, in diesen ersten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, schwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüssel vor Misshandlung schützen.

(Laute Bewegungen draussen.)

WALLENSTEIN.

Der Rath ist gut — Octavio, du wirst
Für unsers Gastes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie sich wohl, von Questenberg!

(Als dieser reden will.)

Nichts, nichts von dem verhassten Gegenstand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiss
Den Man von seinem Amt zu unterscheiden.

(Indem Questenberg mit dem Octavio abgehen will, dringen *Götz, Tiefenbach, Kolalto* herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen.)

GÖTZ.

Wo ist er, der uns unsern General —

TIEFENBACH zugleich.

Was müssen wir erfahren, du willst uns —

KOLALTO zugleich.

Wir wollen mit dir leben, mit dir sterben.

WALLENSTEIN mit Ansehen auf Illo zeigend.

Hier der Feldmarschall weiss um meinen Willen.

(Geht ab.)

DRITTER AUFZUG.

Ein Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

ILLO *und* TERZKY.

TERZKY.

Nun sagt mir! Wie gedenkt Ihr's diesen Abend
Beim Gastmahl mit den Obristen zu machen?

ILLO.

Gebt Acht! Wir setzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgesammt
Verschreiben, sein zu seyn mit Leib und Leben,
Nicht unser letztes Blut für ihn zu sparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeschadet,
Die wir dem Kaiser schuldig sind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klausel
Ausdrücklich aus, und retten das Gewissen.
Nun hört! Die also abgefasste Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tische, keiner
Wird daran Anstoss nehmen — Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geist des Weins

Das Herz nun öffnet, und die Augen schliesst,
Lässt man ein unterschobnes Blatt, worin
Die Klausel fehlt, zur Unterschrift herumgehn.

TERZKY.

Wie? Denkt Ihr, dass sie sich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunst betrüglich abgelistet?

ILLO.

Gefangen haben wir sie immer — Lasst sie
Dann über Arglist schrei'n, so viel sie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterschrift
Doch mehr, als ihrem heiligsten Betheuern.
Verräther sind sie einmal, müssen's seyn;
So machen sie aus Noth wohl eine Tugend.

TERZKY.

Nun, mir ist Alles lieb, geschieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

ILLO.

Und dann liegt auch so viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bei den Generalen;
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden,
Sie *seyen* sein — denn handelt *er* nur erst
Mit seinem Ernst, als ob er sie schon hätte,
So *hat* er sie, und reisst sie mit sich fort.

TERZKY.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leiht dem Feind sein Ohr, lässt mich dem Thurn,
Dem Arnheim schreiben, gegen den Sesina
Geht er mit kühnen Worten frei heraus,
Spricht stundenlang mit uns von seinen Planen,
Und mein' ich nun, ich hab' ihn — weg auf einmal
Entschlüpft er, und es scheint, als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

ILLO.

Er seine alten Plane aufgegeben!
Ich sag' euch, dass er wachend, schlafend mit
Nichts Anderm umgeht, dass er Tag für Tag
Deswegen die Planeten fragt —

TERZKY.

Ja, wisst Ihr
Dass er sich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im astrolog'schen Thurme mit dem Doctor
Einschliessen wird und mit ihm observiren?
Denn es soll eine wicht'ge Nacht seyn, hör' ich,
Und etwas Grosses, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

ILLO.

Wenn's hier unten nur geschieht.
Die Generale sind voll Eifer jetzt,
Und werden sich zu Allem bringen lassen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlass vor der Hand,
Zu einem engen Bündniss wider'n Hof;
Unschuldig ist der Name zwar, es heisst,
Man will ihn beim Kommando blos erhalten;
Doch wisst Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es schon zu karten, dass der Fürst
Sie willig finden — willig *glauben* soll
Zu jedem Wagstück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Ist der grosse Schritt
Nur erst gethan, den sie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothzwang der Begebenheiten
Ihn weiter schon und weiter führen; nur
Die Wahl ist's, was ihm schwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit.

TERZKY.

Das ist es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

ILLO.

Kommt! Wir müssen
Das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und steht's
Nur erst hier unten glücklich, gebet Acht,
So werden auch die rechten Sterne scheinen!
Kommt zu den Obersten! Das Eisen muss
Geschmiedet werden, weil es glüht.

TERZKY.

Geht Ihr hin, Illo.
Ich muss die Gräfinn Terzky hier erwarten.
Wisst, dass wir auch nicht müssig sind — wenn Ein
Strick reisst, ist schon ein andrer in Bereitschaft.

ILLO.

Ja, Eure Hausfrau lächelte so listig.
Was habt Ihr?

TERZKY.

Ein Geheimniss! Still! Sie kommt!
(Illo geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

GRAF *und* GRÄFINN TERZKY, (*die aus einem Kabinet heraustritt*). *Hernach ein* BEDIENTER, *darauf* ILLO.

TERZKY.

Kommt sie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.

GRÄFINN.

Gleich wird sie da seyn. Schick' ihn nur.

TERZKY.

Zwar weiss ich nicht, ob wir uns Dank damit
Beim Herrn verdienen werden. Ueber diesen Punkt,
Du weisst's, hat er sich nie herausgelassen.
Du hast mich überredet, und musst wissen,
Wie weit du gehen kannst.

GRÄFINN.

Ich nehm's auf mich.
(Für sich.)
Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte,
Verstehn wir uns—Errath' ich etwa nicht, [Schwager,
Warum die Tochter hergefordert worden,
Warum just *er* gewählt, sie abzuholen?
Denn dieses vorgespiegelte Verlöbniss
Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,
Mag Andre blenden! Ich durchschaue dich —
Doch dir geziemt es nicht, in solchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit
Bleibt Alles überlassen. Wohl! — Du sollst
Dich in der Schwester nicht betrogen haben.

BEDIENTER kommt.

Die Generale!
(Ab.)

TERZKY zur Gräfinn.

Sorg' nur, dass du ihm
Den Kopf recht warm machst, was zu denken gibst—
Wenn er zu Tisch' kommt, dass er sich nicht lange
Bedenke bei der Unterschrift.

GRÄFINN.

Sorg' du für deine Gäste! Geh' und schick' ihn!

TERZKY.

Denn Alles liegt dran, dass er unterschreibt.

GRÄFINN.

Zu deinen Gästen. Geh!

ILLO kommt zurück.

Wo bleibt Ihr, Terzky?
Das Haus ist voll, und Alles wartet Euer.

TERZKY.

Gleich! Gleich!

(Zur Gräfinn.)

Und dass er nicht zu lang verweilt —
Es möchte bei dem Alten sonst Verdacht —

GRÄFINN.

Unnöth'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen.)

DRITTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY. MAX PICCOLOMINI.

MAX blickt schüchtern herein.

Base Terzky! Darf ich?

(Tritt bis in die Mitte des Zimmers, wo er sich unruhig umsieht.)

Sie ist nicht da! Wo ist sie?

GRÄFINN.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob sie hinterm Schirm
Vielleicht versteckt —

MAX.

Da liegen ihre Handschuh!

(Will hastig darnach greifen, Gräfinn nimmt sie zu sich.)

Ungüt'ge Tante! Sie verleugnen mir —
Sie haben Ihre Lust dran, mich zu quälen.

GRÄFINN.

Der Dank für meine Müh'!

MAX.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe ist! — Seitdem wir hier sind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

GRÄFINN.

Sie werden sich
An Manches noch gewöhnen, schöner Freund!
Auf dieser Probe Ihrer Folgsamkeit
Muss ich durchaus bestehn, nur unter *der* Bedingung
Kann ich mich überall damit befassen.

MAX.

Wo aber ist sie? Warum kommt sie nicht?

GRÄFINN.

Sie müssen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es besser auch mit Ihnen meinen!
Kein Mensch darf wissen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

MAX.

Damit hat's nicht Noth. Es ist
Hier kein Gesicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Terzky! Ist denn Alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich sehe mich
Wie unter fremden Menschen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünschen mehr und Freuden.
Wo ist das Alles hin? Ich war doch sonst
In eben dieser Welt nicht unzufrieden,
Wie schaal ist Alles nun und wie gemein!
Die Kameraden sind mir unerträglich,
Der Vater selbst, ich weiss ihm nichts zu sagen,
Der Dienst, die Waffen sind mir eitler Tand.
So müsst' es einem sel'gen Geiste seyn,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu seinen Kinderspielen und Geschäften,
Zu seinen Neigungen und Brüderschaften,
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte.

GRÄFINN.

Doch muss ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf diese ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geschieht.

MAX.

Es geht hier etwas vor um mich, ich seh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung;
Wenn's fertig ist, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, dass ich gewesen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängstigste des Lagers
Gewühl, die Fluth zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Gespräch,
Es wurde mir zu eng, ich musste fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfinn! In der Kirche war ich.
Es ist ein Kloster hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein schlecht Gemählde war's, doch war's der Freund,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche gesehn
In ihrem Glanz, die Inbrunst der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, so wie die Liebe.

GRÄFINN.

Geniessen Sie Ihr Glück. Vergessen Sie
Die Welt um sich herum. Es soll die Freundschaft
Indessen wachsam für Sie sorgen, handeln.
Nur sey'n Sie dann auch lenksam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

MAX.

Wo aber bleibt sie denn! — O! goldne Zeit
Der Reise, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die späte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke schlug.
Es schien die Zeit dem Ueberseligen
In ihrem ew'gen Laufe stillzustehen.
O! der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muss!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.

GRÄFINN.

Wie lang ist es, dass Sie Ihr Herz entdeckten?

MAX.

Heut früh wagt' ich das erste Wort.

GRÄFINN.

Wie? Heute erst in diesen zwanzig Tagen?

MAX.

Auf jenem Jagdschloss war es, zwischen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker standen wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinausgerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit gesendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieses Wort:
Dies alles mahnt' mich, Fräulein, dass ich heut
Von meinem Glücke scheiden muss. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie seyn,
Verloren in der Menge — « Sprechen Sie
» Mit meiner Base Terzky! » fiel sie schnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich sah
Ein glühend Roth die schönen Wangen färben,
Und von der Erde langsam sich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrsche mich
Nicht länger—

(Die Prinzessinn erscheint an der Thür und bleibt stehen, von der Gräfinn, aber nicht von Piccolomini bemerkt.)

— fasse kühn sie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauscht' es
Im nahen Saal und trennte uns — *Sie* waren's.
Was nun geschehen, wissen Sie.

GRÄFINN nach einer Pause, mit einen verstohlnen Blick auf Thekla.

Und sind Sie so bescheiden, oder haben
So wenig Neugier, dass Sie mich nicht auch
Um *mein* Geheimniss fragen?

MAX.

Ihr Geheimniss?

GRÄFINN.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
Ins Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was sie in diesem ersten Augenblick
Des überraschten Herzens —

MAX lebhaft.

Nun?

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. THEKLA, *welche schnell hereintritt.*

THEKLA.

Spart Euch die Mühe, Tante!
Das hört er besser von mir selbst.

MAX tritt zurück.

Mein Fräulein! —
Was liessen Sie mich sagen, Tante Terzky! —

THEKLA zur Gräfinn.

Ist er schon lange hier?

GRÄFINN.

Ja wohl, und seine Zeit ist bald vorüber.
Wo bleibt Ihr auch so lang?

THEKLA.

Die Mutter weinte wieder so. Ich seh' sie leiden,
— Und kann's nicht ändern, dass ich glücklich bin.

MAX in ihren Anblick verloren.

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzusehn.
Heut konnt' ich's nicht. Der Glanz der Edelsteine,
Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

THEKLA.

So sah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

MAX.

O! diesen Morgen, als ich Sie im Kreise,
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling sah in diesem Kreise!
Wie drängte mich's in diesem Augenblick,
Ihm um den Hals zu fallen, *Vater* ihn
Zu nennen! Doch sein strenges Auge hiess
Die heftig wallende Empfindung schweigen,
Und jene Diamanten schreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch musst' er beim Empfange gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel schmücken, auf das heitre Herz
Die traur'ge Bürde seines Standes werfen!
Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,
Doch solchem Glanz darf nur ein König nahn.

THEKLA.

O still von dieser Mummerei! Sie sehn,
Wie schnell die Bürde abgeworfen ward.

(zur Gräfinn.)

Er ist nicht heiter. Warum ist er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn mir so schwer gemacht!
War er doch ein ganz Andrer auf der Reise!
So ruhig hell! So froh beredt! Ich wünschte,
Sie immer so zu sehn, und niemals anders.

MAX.

Sie fanden sich, in Ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt,
Wär's auch durch Neuheit nur, ihr Auge reizt.

THEKLA.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht läugnen;
Mich reizt die bunte, kriegerische Bühne,
Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,
Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,
Was mir ein schöner Traum nur hat geschienen.

MAX.

Mir machte sie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Insel in des Aethers Höh'n
Hab' ich gelebt in diesen letzten Tagen,
Sie hat sich auf die Erd' herabgelassen,
Und diese Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

THEKLA.

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück —

(Abbrechend in einem scherzhaften Ton.)

Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieser kurzen Gegenwart gesehn!
Und doch muss alles dies dem Wunder weichen,
Das dieses Schloss geheimnissvoll verwahrt.

GRÄFINN nachsinnend.

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieses Hauses.

THEKLA lächelnd.

Von Geistern wird der Weg dazu beschützt,
Zwei Greise halten Wache an der Pforte.

GRÄFINN lacht.

Ach so! der astrolog'sche Thurm! Wie hat sich
Dies Heiligthum, das sonst so streng verwahrt wird,
Gleich in den ersten Stunden Euch geöffnet?

THEKLA.

Ein kleiner, alter Mann mit weissen Haaren
Und freundlichem Gesicht, der seine Gunst
Mir gleich geschenkt, schloss mir die Pforten auf.

MAX.

Das ist des Herzogs Astrolog, der Seni.

THEKLA.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Geboren sey, in welchem Tag und Monat,
Ob eine Tages- oder Nacht-Geburt —

GRÄFINN.

Weil er das Horoscop Euch stellen wollte.

THEKLA.

Auch meine Hand besah er, schüttelte
Das Haupt bedenklich, und es schienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

GRÄFINN.

Wie fandet Ihr es denn in diesem Saal?
Ich hab' mich stets nur flüchtig umgesehn.

THEKLA.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich
Aus vollem Tageslichte schnell hinein trat;
Denn eine düstre Nacht umgab mich plötzlich,
Von seltsamer Beleuchtung schwach erhellt.
In einem Halbkreis standen um mich her
Sechs oder sieben grosse Königsbilder,
Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Thurm schien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, sagte mir
Mein Führer, sie regierten das Geschick.

Drum seyen sie als Könige gebildet.
Der äusserste, ein grämlich finstrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, sey der *Saturnus!*
Der mit dem rothen Schein, grad von ihm über,
In kriegerischer Richtung, sey der *Mars*,
Und beide bringen wenig Glück den Menschen.
Doch eine schöne Frau stand ihm zur Seite,
Sanft schimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das sey die *Venus*, das Gestirn der Freude.
Zur linken Hand erschien *Merkur* geflügelt.
Ganz in der Mitte glänzte silberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsstirn;
Das sey der *Jupiter*, des Vaters Stern,
Und *Mond* und *Sonne* standen ihm zur Seite.

MAX.

O nimmer will ich seinen Glauben schelten
An der Gestirne, an der Geister Macht.
Nicht blos der *Stolz* des Menschen füllt den Raum
Mit Geistern, mit geheimnissvollen Kräften:
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tausend Zweige reich entgegen streckt,
Worauf der trunkne Geist sich selig wiegt.
Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt;
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mit gewandelt,
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Grosse bringt uns *Jupiter*
Noch diesen Tag, und *Venus* jedes Schöne.

THEKLA.

Wenn *das* die Sternenkunst ist, will ich froh
Zu diesem heitern Glauben mich bekennen.
Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Dass über uns, in unermessnen Höh'n,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

GRÄFINN.

Nicht Rosen blos, auch Dornen hat der Himmel,
Wohl dir! wenn sie den Kranz dir nicht verletzen.
Was Venus band, die Bringerinn des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, schnell zerreissen.

MAX.

Bald wird sein düstres Reich zu Ende seyn!
Gesegnet sey des Fürsten ernster Eifer;
Er wird den Oelzweig in den Lorber flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden schenken.
Dann hat sein grosses Herz nichts mehr zu wünschen,
Er hat genug für seinen Ruhm gethan,
Kann jetzt sich selber leben und den Seinen.
Auf seine Güter wird er sich zurückziehn,
Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloss Friedland liegen heiter, —
Bis an den Fuss der Riesenberge hin
Streckt sich das Jagdgehege seiner Wälder.
Dem grossen Trieb, dem prächtig schaffenden,
Kann er dann ungebunden frei willfahren.
Da kann er fürstlich jede Kunst ermuntern,
Und alles würdig Herrliche beschützen —
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen sehn —
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,
Den Fluss ableiten und den Felsen sprengen,
Und dem Gewerb die leichte Strasse bahnen.
Aus unsern Kriegsgeschichten werden dann
Erzählungen in langen Winternächten —

GRÄFINN.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter,
Den Degen nicht zu frühe wegzulegen.
Denn eine Braut, wie die, ist es wohl werth,
Dass mit dem Schwert um sie geworben werde.

MAX.

O! wäre sie mit Waffen zu gewinnen!

GRÄFINN.

Was war das? Hört ihr nichts? — Mir war's, als hört' ich
Im Tafelzimmer heft'gen Streit und Lärmen.

(Sie geht hinaus.)

FÜNFTER AUFTRITT.

THEKLA *und* MAX PICCOLOMINI.

THEKLA, sobald die Gräfinn sich entfernt hat, schnell und heimlich zu Piccolomini.

Trau' ihnen nicht. Sie meinen's falsch.

MAX.

Sie könnten —

THEKLA.

Trau' Niemand hier, als mir. Ich sah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

MAX.

Zweck! Aber welchen?
Was hätten sie davon, uns Hoffnungen —

THEKLA.

Dass weiss ich nicht. Doch glaub' mir! es ist nicht
Ihr Ernst, uns zu beglücken, zu verbinden.

MAX.

Wozu auch diese Terzky's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die gütige
Verdient's, dass wir uns kindlich ihr vertrauen.

THEKLA.

Sie liebt dich, schätzt dich hoch vor allen Andern;
Doch nimmer hätte sie den Muth, ein solch
Geheimniss vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muss es ihr
Verschwiegen bleiben.

MAX.

Warum überall
Auch das Geheimniss? Weisst du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu deines Vaters Füssen,
Er soll mein Glück entscheiden, er ist wahrhaft,
Ist unverstellt und hasst die krummen Wege,
Er ist so gut, so edel —

THEKLA.

Das bist du!

MAX.

Du kennst ihn erst seit heut', ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter seinen Augen.
Ist's denn das Erstemal, dass er das Seltne,
Das Ungehoffte thut? Es sieht ihm gleich,
Zu überraschen wie ein Gott; er muss
Entzücken stets und in Erstaunen setzen.
Wer weiss, ob er in diesem Augenblick
Nicht mein Geständniss, deines blos erwartet,
Uns zu vereinigen — Du schweigst? Du siehst
Mich zweifelnd an? Was hast du gegen deinen Vater?

THEKLA.

Ich? Nichts — Nur zu beschäftigt find' ich ihn,
Als dass er Zeit und Musse könnte haben,
An unser Glück zu denken.

(Ihn zärtlich bei der Hand fassend.)

Folge mir!
Lass nicht zu viel uns an die Menschen glauben,
Wir wollen diesen Terzky's dankbar seyn
Für jede Gunst, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als sie würdig sind, und uns
Im Uebrigen — auf unser Herz verlassen.

MAX.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

THEKLA.

Sind wir's denn nicht? Bist du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? — In deiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe gibt ihn mir —
Ich sollte minder offen seyn, mein Herz —
Dir mehr verbergen: also will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du sie nicht auf meinem Munde findest?
Wir haben uns gefunden, halten uns
Umschlungen, fest und ewig. Glaube mir!
Das ist um vieles mehr, als sie gewollt.
Drum lass es uns wie einen heil'gen Raub
In unsers Herzens Innerstem bewahren.
Aus Himmels-Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

SECHSTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY *zu den* VORIGEN.

GRÄFINN pressirt.

Mein Mann schickt her. Es sey die höchste Zeit,
Er soll zur Tafel —

(Da jene nicht darauf achten, tritt sie zwischen sie.)

Trennt euch!

THEKLA.

O! nicht doch!
Es ist ja kaum ein Augenblick.

GRÄFINN.

Die Zeit vergeht euch schnell, Prinzessinn Nichte!

MAX.

Es eilt nicht, Base.

GRÄFINN.

Fort! Fort! Man vermisst Sie.
Der Vater hat sich zweimal schon erkundigt.

THEKLA.

Ei nun! der Vater!

GRÄFINN.

Das versteht Ihr, Nichte.

THEKLA.

Was soll er überall bei der Gesellschaft?
Es ist sein Umgang nicht, es mögen würd'ge,
Verdiente Männer seyn; er aber ist
Für sie zu jung, taugt nicht in die Gesellschaft.

GRÄFINN.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

THEKLA lebhaft.

Ihr habt's getroffen. Das ist meine Meinung.
Ja, lasst ihn ganz hier, lasst den Herren sagen —

GRÄFINN.

Habt Ihr den Kopf verloren, Nichte? — Graf?
Sie wissen die Bedingungen.

MAX.

Ich muss gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!

(Da Thekla sich schnell von ihm wendet.)

Was sagen Sie?

THEKLA ohne ihn anzusehen.

Nichts. Gehen Sie!

MAX.

Kann ich's,
Wenn Sie mir zürnen —

(Er nähert sich ihr, ihre Augen begegnen sich, sie steht einen Augenblick schweigend, dann wirft sie sich ihm an die Brust; er drückt sie fest an sich.)

GRÄFINN.

Weg! Wenn Jemand käme!
Ich höre Lärmen — Fremde Stimmen nahen.

(Max reisst sich aus ihren Armen und geht, die Gräfinn begleitet ihn. Thekla folgt ihm anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und bleibt dann in Gedanken versenkt stehen. Eine Guitarre liegt auf dem Tische, sie ergreift sie, und nachdem sie eine Weile schwermüthig präludirt hat, fällt sie in den Gesang.)

SIEBENTER AUFTRITT.

THEKLA *spielt und singt.*

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie sinkt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück!
Ich habe genossen das irdische Glück;
Ich habe gelebt und geliebet.

ACHTER AUFTRITT.

GRÄFINN *kommt zurück.* THEKLA.

GRÄFINN.

Was war das, Fräulein Nichte? Fi! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr solltet Euch doch, dächt' ich,
Mit Eurer Person ein wenig theurer machen.

THEKLA indem sie aufsteht.

Was meint Ihr, Tante?

GRÄFINN.

Ihr sollt nicht vergessen,
Wer Ihr seyd und wer Er ist. Ja, das ist Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

THEKLA.

Was denn?

GRÄFINN.

Das Ihr des Fürsten Friedland Tochter seyd.

THEKLA.

Nun? und was mehr?

GRÄFINN.

Was? Eine schöne Frage!

THEKLA.

Was wir geworden sind, ist Er geboren.
Er ist von altlombardischem Geschlecht,
Ist einer Fürstinn Sohn!

GRÄFINN.

Sprecht Ihr im Traum?
Fürwahr! Man wird ihn höflich noch drum bitten,
Die reichste Erbinn in Europa zu beglücken
Mit seiner Hand.

THEKLA.

Das wird nicht nöthig seyn.

GRÄFINN.

Ja, man wird wohl thun, sich nicht auszusetzen.

THEKLA.

Sein Vater liebt ihn; Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

GRÄFINN.

Sein Vater! Seiner! und der Eure, Nichte?

THEKLA.

Nun ja! Ich denk', Ihr fürchtet *seinen* Vater,
Weil Ihr's vor dem, vor seinem Vater, mein' ich,
So sehr verheimlicht.

GRÄFINN sieht sie forschend an.

Nichte, Ihr seyd falsch.

THEKLA.

Seyd Ihr empfindlich, Tante? O! seyd gut!

GRÄFINN.

Ihr haltet Euer Spiel schon für gewonnen —
Jauchzt nicht zu frühe!

THEKLA.

Seyd nur gut!

GRÄFINN.

Es ist noch nicht so weit.

THEKLA.

Ich glaub' es wohl.

GRÄFINN.

Denkt Ihr, er habe sein bedeutend Leben
In kriegerischer Arbeit aufgewendet,
Jedwedem stillen Erdenblick entsagt,
Den Schlaf von seinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus Euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stift zu ziehn,
Den Mann dir im Triumphe zuzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hätt' er
Wohlfeiler haben können! Diese Saat
Ward nicht gepflanzt, dass du mit kind'scher Hand
Die Blume brächest, und zur leichten Zier
An deinen Busen stecktest!

THEKLA.

Was er mir nicht gepflanzt, das könnte doch
Freiwillig mir die schönen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Geschick
Aus seinem furchtbar ungeheuren Daseyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

GRÄFINN.

Du siehst's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick' um dich her. Besinn' dich, wo du bist —
Nicht in ein Freudenhaus bist du getreten,
Zu keiner Hochzeit findest du die Wände
Geschmückt, der Gäste Haupt bekränzt. Hier ist
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkst du,
Man führte diese Tausende zusammen,
Beim Brautfest dir den Reihen aufzuführen?
Du siehst des Vaters Stirn gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Wage liegt
Das grosse Schicksal unsers Hauses!
Lass jetzt des Mädchens kindische Gefühle,
Die kleinen Wünsche hinter dir! Beweise,
Dass du des Ausserordentlichen Tochter bist!
Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden,
Die aber ist die beste, die sich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

THEKLA.

So wurde mir's im Kloster vorgesagt.
Ich hatte keine Wünsche, kannte mich
Als seine Tochter nur, des Mächtigen,
Und seines Lebens Schall, der auch zu mir drang,
Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich sey bestimmt, mich leidend ihm zu opfern.

GRÄFINN.

Das ist dein Schicksal. Füge dich ihm willig!
Ich und die Mutter geben dir das Beispiel.

THEKLA.

Das Schicksal hat mir *den* gezeigt, dem ich
Mich opfern soll; ich will ihm freudig folgen.

GRÄFINN.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schicksal.

THEKLA.

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an sein Geschöpf. Was war ich,
Eh' seine schöne Liebe mich beseelte?
Ich will auch von mir selbst nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. *Der* kann nicht gering seyn,
Der das Unschätzbare besitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehen.
Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele.
Dass ich mir selbst gehöre, weiss ich nun,
Den festen Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen in meiner Brust,
Und an das Höchste kann ich Alles setzen.

GRÄFINN.

Du wolltest dich dem Vater widersetzen,
Wenn er es anders nun mit dir beschlossen?
— Ihm denkst du's abzuzwingen? Wisse, Kind!
Sein Nam' ist Friedland.

THEKLA.

Auch der meinige.
Er soll in mir die ächte Tochter finden.

GRÄFINN.

Wie? Sein Monarch, sein Kaiser zwingt ihn nicht,
Und du, sein Mädchen, wolltest mit ihm kämpfen?

THEKLA.

Was Niemand wagt, kann seine Tochter wagen.

GRÄFINN.

Nun wahrlich! Darauf ist er nicht bereitet.
Er hätte jedes Hinderniss besiegt,
Und in dem eignen Willen seiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entstehn? Kind! Kind!
Noch hast du nur das Lächeln deines Vaters,
Hast seines Zornes Auge nicht gesehen.
Wird sich die Stimme deines Widerspruchs,
Die zitternde, in seine Nähe wagen?
Wohl magst du dir, wenn du allein bist, grosse Dinge
Vorsetzen, schöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubensinn bewaffnen.
Jedoch versuch's! Tritt vor sein Auge hin,
Das fest auf dich gespannt ist, und sag' Nein!
Vergehen wirst du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erschrecken, liebes Kind!
Zum Aeussersten soll's ja nicht kommen, hoff' ich —
Auch weiss ich seinen Willen nicht. Kann seyn,
Dass seine Zwecke deinem Wunsch begegnen.
Doch das kann nimmermehr sein Wille seyn,
Dass du, die stolze Tochter seines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich geberdest,
Wegwerfest an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn bestimmt ist, mit dem höchsten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen soll!

(Sie geht ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

THEKLA *allein.*

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böse Ahnung zur Gewissheit.
So ist's denn wahr? Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns selbst. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gib uns Kraft, du göttliche!
O, sie sagt wahr! Nicht frohe Zeichen sind's,
Die diesem Bündniss unsrer Herzen leuchten.
Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt!
Nur dumpfes Kriegsgetöse rasselt hier,
Und selbst die Liebe, wie in Stahl gerüstet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt sie auf.
Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden.
Aus stiller Freistatt treibt es mich heraus;
Ein holder Zauber muss die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmlische Gestalt,
Ich seh' sie nah' und seh' sie näher schweben;
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerstreben.

(Man hört von ferne die Tafelmusik.)

O! wenn ein Haus im Feuer soll vergehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
Es schiesst der Blitz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterrid'schen Schlünden fahren Flammen;
Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

(Sie geht ab.)

VIERTER AUFZUG.

Scene: Ein grosser, festlich erleuchteter Saal, in der Mitte desselben und nach der Tiefe des Theaters eine reich ausgeschmückte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas sitzen. Rechts und links davon, mehr nach hinten zu, noch zwei andere Tafeln, welche jede mit sechs Gästen besetzt sind. Vorwärts steht der Credenztisch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frei. Alles ist in Bewegung, Spielleute von Terzky's Regiment ziehen über den Schauplatz um die Tafel herum. Noch ehe sie sich ganz entfernt haben, erscheint Max Piccolomini, ihm kommt Terzky mit einer Schrift, Isolani mit einem Pokal entgegen.

ERSTER AUFTRITT.

TERZKY. ISOLANI. MAX PICCOLOMINI.

ISOLANI.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun wo steckt Er?
Geschwind an Seinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preisgegeben;
Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloss.
Das Beste hat Er schon versäumt. Sie theilen
Dort an der Tafel Fürstenhüte aus,
Des Eggenberg, Slawata, Lichtenstein,
Des Sternbergs Güter werden ausgeboten,
Sammt allen grossen böhm'schen Lehen; wenn
Er hurtig macht, fällt auch für Ihn was ab.
Marsch! Setz' Er sich!

KOLALTO und GÖTZ rufen an der zweiten Tafel.

Graf Piccolomini!

TERZKY.

Ihr sollt ihn haben! Gleich! — Lies diese Eidesformel,
Ob dir's gefällt, so wie wir's aufgesetzt.
Es haben's Alle nach der Reih' gelesen.
Und jeder wird den Namen drunter setzen.

MAX liest.

« *Ingratis servire nefas.* »

ISOLANI.

Das klingt wie ein latein'scher Spruch—Herr Bruder,
Wie heisst's auf deutsch?

TERZKY.

Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

MAX.

« Nachdem unser hochgebietender Feldherr, der » Durchlauchtige Fürst von Friedland, wegen vielfältig empfangener Kränkungen, des Kaisers Dienst » zu verlassen gemeint gewesen, auf unser einstimmiges Bitten aber sich bewegen lassen, noch länger » bei der Armee zu verbleiben, und ohne unser Genehmhalten sich nicht von uns zu trennen; als » verpflichten wir uns wieder insgesammt, und Jeder für sich insbesondere, anstatt eines körperlichen Eides — auch bei ihm ehrlich und getreu zu » halten, uns auf keinerlei Weise von ihm zu trennen, » und für denselben alles das Unsrige, bis auf den » letzten Blutstropfen, aufzusetzen, so weit nämlich » *unser dem Kaiser geleisteter Eid es erlauben wird.* » (*Die letzten Worte werden von Isolani nachgesprochen.*) « Wie wir denn auch, wenn Einer oder der » Andre von uns, diesem Bündniss zuwider, sich von » der gemeinen Sache absondern sollte, denselben » als einen bundesflüchtigen Verräther erklären, » und an seinem Hab und Gut, Leib und Leben » Rache dafür zu nehmen verbunden seyn wollen. » Solches bezeugen wir mit Unterschrift unsers Namens. »

TERZKY.

Bist du gewillt, dies Blatt zu unterschreiben?

ISOLANI.

Was sollt er nicht! Jedweder Offizier
Von Ehre kann das — muss das — Dint' und Feder!

TERZKY.

Lass gut seyn, bis nach Tafel.

ISOLANI Max fortziehend.

Komm' Er, komm' Er!

(Beide gehen an die Tafel.)

ZWEITER AUFTRITT.

TERZKY. NEUMANN.

TERZKY winkt dem Neumann, der am Credenztisch gewartet, und tritt mit ihm vorwärts.

Bringst du die Abschrift, Neumann? Gib! Sie ist
Doch so verfasst, dass man sie leicht verwechselt?

NEUMANN.

Ich hab' sie Zeil' um Zeile nachgemahlt,
Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
Wie deine Excellenz es mir geheissen.

TERZKY.

Gut! Leg' sie dorthin, und mit dieser gleich
Ins Feuer! Was sie soll, hat sie geleistet.

(Neumann legt die Copie auf den Tisch, und tritt wieder zum Schenktisch.)

DRITTER AUFTRITT.

ILLO *kommt aus dem zweiten Zimmer.* TERZKY.

ILLO.
Wie ist es mit dem Piccolomini?

TERZKY.
Ich denke, gut, er hat nichts eingewendet.

ILLO.
Er ist der Einz'ge, dem ich nicht recht traue,
Er und der Vater — Habt ein Aug' auf Beide!

TERZKY.
Wie sieht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet Eure Gäste warm?

ILLO.
Sie sind
Ganz kordial. Ich denk' wir haben sie.
Und wie ich's Euch vorausgesagt — Schon ist
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog blos
Bei Ehren zu erhalten. Da man einmal
Beisammen sey, meint Montecuculi,
So müsse man in seinem eignen Wien
Dem Kaiser die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wär's nicht um diese Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns können sparen.

TERZKY.
Was will der Buttler? Still!

VIERTER AUFTRITT.

BUTTLER *zu den* VORIGEN.

BUTTLER von der zweiten Tafel kommend.
Lasst Euch nicht stören.
Ich hab' Euch wohl verstanden, Feldmarschall.
Glück zum Geschäfte — und was mich betrifft,
(geheimnissvoll)
So könnt Ihr auf mich rechnen.

ILLO lebhaft.
Können wir's?

BUTTLER.
Mit oder ohne Klausel! gilt mir gleich!
Versteht Ihr mich? Der Fürst kann meine Treu
Auf jede Probe setzen, sagt ihm das.
Ich bin des Kaisers Offizier, so lang ihm
Beliebt, des Kaisers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Knecht, so bald es ihm
Gefallen wird, sein eigner Herr zu seyn.

TERZKY.
Ihr treffet einen guten Tausch. Kein Karger,
Kein Ferdinand ist's, dem Ihr Euch verpflichtet.

BUTTLER ernsthaft.
Ich biete meine Treu nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' Euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
Wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete.
Ja, mich sammt meinem Regiment bringt' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen soll
Das Beispiel bleiben, denk' ich, das ich gebe.

ILLO.
Wem ist es nicht bekannt, dass Oberst Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet!

BUTTLER.
Meint Ihr, Feldmarschall? Nun, so reut mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgesparte gute Name
So volle Rache kauft im sechszigsten! —
Stosst euch an meine Rede nicht, ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel seyn, *wie* ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich selber, nicht erwarten,
Dass euer Spiel mein grades Urtheil krümmt —
Dass Wankelsinn und schnell bewegtes Blut,
Noch leichte Ursach sonst den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entschlossen,
Weil ich es deutlich weiss, wovon ich scheide.

ILLO.
Sagt's rund heraus, wofür wir Euch zu halten —

BUTTLER.
Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit Allem, was ich hab', bin ich der eure.
Nicht Männer blos, auch Geld bedarf der Fürst.
Ich hab' in seinem Dienst mir was erworben,
Ich leih' es ihm, und überlebt er mich,
Ist's ihm vermacht schon längst, er ist mein Erbe.
Ich steh allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name stirbt mit mir, mein Daseyn endet.

ILLO.
Nicht Eures Geld's bedarf's — ein Herz, wie Eures,
Wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen.

BUTTLER.
Ich kam, ein schlechter Reitersbursch, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienst im Stalle stieg ich auf,
Durch Kriegsgeschick, zu dieser Würd' und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks.
Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind;
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.

ILLO.
Verwandte sind sich alle starke Seelen.

BUTTLER.
Es ist ein grosser Augenblick der Zeit,
Dem Tapfern, dem Entschlossnen ist sie günstig.
Wie Scheidemünze geht von Hand zu Hand,
Tauscht Stad und Schloss den eilenden Besitzer.
Uralter Häuser Enkel wandern aus,
Ganz neue Wappen kommen auf und Namen,
Auf deutscher Erde unwillkommen wagt's
Ein nördlich Volk, sich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von *Weimar* rüstet sich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürstenthum zu gründen;
Dem *Mansfeld* fehlte nur, dem *Halberstädter*
Ein längres Leben, mit dem Ritterschwert
Landeigenthum sich tapfer zu erfechten.
Wer unter diesen reicht an unsern Friedland?
Nichts ist zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniss hat die Leiter anzusetzen.

TERZKY.
Das ist gesprochen, wie ein Mann!

BUTTLER.
Versichert euch der Spanier und Welschen;
Den Schotten Lessli will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Gesellschaft! Kommt!

TERZKY.
Wo ist der Kellermeister?
Lass aufgehn, was du hast! die besten Weine!
Heut' gilt es. Unsre Sachen stehen gut.
(Gehen, jeder an seine Tafel.)

FÜNFTER AUFTRITT.

KELLERMEISTER *mit* NEUMANN *vorwärts kommend.* BEDIENTE *gehen ab und zu.*

KELLERMEISTER.

Der edle Wein! Wenn meine alte Herschaft,
Die Frau Mama, das wilde Leben säh',
In ihrem Grabe kehrte sie sich um! —
Ja! Ja! Herr Offizier! Es geht zurück
Mit diesem edeln Haus — Kein Maass noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verschwägerung
Mit diesem Herzog bringt uns wenig Segen.

NEUMANN.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erst angehn.

KELLERMEISTER.

Meint Er! Es liess sich Vieles davon sagen.

BEDIENTER kommt.

Burgunder für den vierten Tisch!

KELLERMEISTER.

Das ist
Die siebenzigste Flasche nun, Herr Leutnant.

BEDIENTER.

Das macht, der deutsche Herr, der Tiefenbach,
Sitzt dran.

(Geht ab.)

KELLERMEISTER zu Neumann fortfahrend.

Sie wollen gar zu hoch hinaus. Kurfürsten,
Und Kön'gen wollen sie's im Prunke gleich thun,
Und wo der Fürst sich hingetraut, da will der Graf,
Mein gnäd'ger Herre, nicht dahinten bleiben.

(Zu den Bedienten.)

Was steht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tischen, nach den Flaschen! Da!
Graf Palfy hat ein leeres Glas vor sich!

ZWEITER BEDIENTER kommt.

Den grossen Kelch verlangt man, Kellermeister,
Den reichen, güldnen, mit dem böhm'schen Wappen,
Ihr wisst schon welchen, hat der Herr gesagt.

KELLERMEISTER.

Der auf des Friedrichs seine Königskrönung
Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden,
Das schöne Prachtstück aus der Prager Beute?

ZWEITER BEDIENTER.

Ja, den! Den Umtrunk wollen sie mit halten.

KELLERMEISTER mit Kopfschütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausspühlt.

Das gibt nach Wien was zu berichten wieder!

NEUMANN.

Zeigt! Das ist eine Pracht von einem Becher!
Von Golde schwer, und in erhabner Arbeit,
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem ersten Schildlein, lasst mal sehn!
Die stolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummstab setzt und Bischofsmützen,
Auf einer Stange trägt sie einen Hut,
Nebst einer Fahn', worauf ein Kelch zu sehn.
Könnt Ihr mir sagen, was das all bedeutet?

KELLERMEISTER.

Die Weibsperson, die Ihr da seht zu Ross,
Das ist die Wahlfreiheit der böhm'schen Kron.
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Ross, auf dem sie reitet.
Des Menschen Zierrath ist der Hut, denn wer
Den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
Und Königen, der ist kein Mann von Freiheit.

NEUMANN.

Was aber soll der Kelch da auf' der Fahn'?

KELLERMEISTER.

Der Kelch bezeugt die böhm'sche Kirchenfreiheit,
Wie sie gewesen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Hussitenkrieg erstritten
Sich dieses schöne Vorrecht über'n Papst,
Der keinem Laien gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquisten über'n Kelch,
Es ist sein köstlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekostet.

NEUMANN.

Was sagt die Rolle, die da drüber schwebt?

KELLERMEISTER.

Den böhm'schen Majestätsbrief zeigt sie an,
Den wir dem Kaiser Rudolph abgezwungen,
Ein köstlich unschätzbares Pergament,
Das frei Geläut' und offenen Gesang
Dem neuen Glauben sichert, wie dem alten.
Doch seit der *Grätzer* über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Ist unser Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unsre Brüder sehen mit dem Rücken
Die Heimath an, den Majestätsbrief aber
Zerschnitt der Kaiser selbst mit seiner Schere.

NEUMANN.

Das alles wisst Ihr! Wohl bewandert seyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeister.

KELLERMEISTER.

Drum waren meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Ziska.
Fried' sey mit ihrem Staube! Kämpften sie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

NEUMANN.

Erst lasst mich noch das zweite Schildlein sehn.
Sieh doch, das ist, wie auf dem Prager Schloss
Des Kaisers Räthe, Martinitz, Slavata,
Kopf unter sich herabgestürzet werden.
Ganz recht! Da steht Graf Thurn, der es befiehlt.

(Bedienter geht mit dem Kelch.)

KELLERMEISTER.

Schweigt mir von diesem Tag, es war der drei
Und zwanzigste des Mais, da man Ein tausend
Sechs hundert schrieb und achtzehn. Ist mir's doch,
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das grosse Herzeleid des Landes.
Seit diesem Tag, es sind jetzt sechzehn Jahr,
Ist nimmer Fried' gewesen auf der Erden —

AN DER ZWEITEN TAFEL wird gerufen.

Der Fürst von Weimar!

AN DER DRITTEN und VIERTEN TAFEL.

Herzog Bernhard lebe!

(Musik fällt ein.)

ERSTER BEDIENTER.

Hört den Tumult!

ZWEITER BEDIENTER kommt gelaufen.

Habt ihr gehört? Sie lassen
Den Weimar leben!

DRITTER BEDIENTER.

Oestreichs Feind!

ERSTER BEDIENTER.

Den Lutheraner!

ZWEITER BEDIENTER.

Vorhin da bracht' der Deodat des Kaisers
Gesundheit aus, da blieb's ganz mäuschenstille.

KELLERMEISTER.

Beim Trunk geht Vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muss kein Ohr für so was haben.

DRITTER BEDIENTER bei Seite zum vierten.

Pass' ja wohl auf, Johann, dass wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben;
Er will dafür uns auch viel Ablass geben.

VIERTER BEDIENTER.

Ich mach' mir an des Illo seinem Stuhl
Desswegen auch zu thun, so viel ich kann,
Der führt dir gar verwundersame Reden.

(Gehen zu den Tafeln.)

KELLERMEISTER zu Neumann.

Wer mag der schwarze Herr seyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy so vertraulich schwatzt?

NEUMANN.

Das ist auch Einer, dem sie zu viel trauen,
Maradas nennt er sich, ein Spanier.

KELLERMEISTER.

'S ist nichts mit den Hispaniern, sag' ich Euch;
Die Welschen alle taugen nichts.

NEUMANN.

Ei! Ei!
So solltet Ihr nicht sprechen, Kellermeister.
Es sind die ersten Generale drunter,
Auf die der Herzog just am meisten hält.

(Terzky kommt und holt das Papier ab, an den Tafeln entsteht eine Bewegung.)

KELLERMEISTER zu den Bedienten.

Der Generallieutenant steht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Sessel!

(Die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäste kommt vorwärts.)

SECHSTER AUFTRITT.

OCTAVIO PICCOLOMINI *kommt im Gespräch mit* MARADAS, *und Beide stellen sich ganz vorne hin, auf eine Seite des Prosceniums. Auf die entgegengesetzte Seite tritt* MAX PICCOLOMINI, *allein, in sich gekehrt, und ohne Antheil an der übrigen Handlung. Den mittlern Raum zwischen Beiden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen* BUTTLER, ISOLANI, GÖTZ, TIEFENBACH, KOLALTO, *und bald darauf Graf* TERZKY.

ISOLANI während dass die Gesellschaft vorwärts kommt.

Gut' Nacht! — Gut' Nacht, Kolalto — Generallieutenant,
Gut' Nacht! Ich sagte besser, guten Morgen.

GÖTZ zu Tiefenbach.

Herr Bruder! Prosit Mahlzeit!

TIEFENBACH.

Das war ein königliches Mahl!

GÖTZ.

Ja, die Frau Gräfinn
Versteht's. Sie lernt' es ihrer Schwieger ab,
Gott hab' sie selig! Das war eine Hausfrau!

ISOLANI will weggehen.

Lichter! Lichter!

TERZKY kommt mit der Schrift zu Isolani.

Herr Bruder! Zwei Minuten noch. Hier ist
Noch was zu unterschreiben.

ISOLANI.

Untereschreiben,
So viel Ihr wollt! Verschont mich nur mit Lesen.

TERZKY.

Ich will Euch nicht bemühn. Es ist der Eid,
Den ihr schon kennt. Nur ein'ge Federstriche.

(Wie Isolani die Schrift dem Octavio hinreicht.)

Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es ist kein Rang hier.

(Octavio durchläuft die Schrift mit anscheinender Gleichgültigkeit. Terzky beobachtet ihn von Weitem.)

GÖTZ zu Terzky.

Herr Graf! Erlaubt mir, dass ich mich empfehle.

TERZKY.

Eilt doch nicht so — Noch einen Schlaftrunk — He!

(Zu den Bedienten.)

GÖTZ.

Bin's nicht im Stand.

TERZKY.

Ein Spielchen.

GÖTZ.

Excusirt mich.

TIEFENBACH setzt sich.

Vergebt, ihr Herrn. Das Stehen wird mir sauer.

TERZKY.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeister.

TIEFENBACH.

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

ISOLANI auf seine Corpulenz zeigend.

Ihr habt die Last auch gar zu gross gemacht.

(Octavio hat unterschrieben und reicht Terzky die Schrift, der sie dem Isolani gibt. Dieser geht an den Tisch zu unterschreiben.)

TIEFENBACH.

Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da mussten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

GÖTZ.

Ja wohl! der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts.

(Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieser geht an den Tisch zu unterschreiben.)

OCTAVIO nähert sich Buttlern.

Ihr liebt die Bacchusfeste auch nicht sehr,
Herr Oberster! Ich hab' es wohl bemerkt.
Und würdet, däucht mir, besser Euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauses.

BUTTLER.

Ich muss gestehen, es ist nicht in meiner Art.

OCTAVIO zutraulich näher tretend.

Auch nicht in meiner, kann ich euch versichern,
Und mich erfreut's, sehr würd'ger Oberst Buttler,
Dass wir uns in der Denkart so begegnen.
Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!

BUTTLER.

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tisch geht, zu unterschreiben. Das Proscenium wird leer, so dass beide Piccolomini, jeder auf seiner Seite, allein stehen bleiben.)

OCTAVIO, nachdem er seinen Sohn eine Zeitlang aus der Ferne stillschweigend betrachtet, nähert sich ihm ein wenig.

Du bist sehr lange ausgeblieben, Freund.

MAX wendet sich schnell um, verlegen.

Ich — dringende Geschäfte hielten mich.

OCTAVIO.

Doch, wie ich sehe, bist du noch nicht hier?

MAX.

Du weisst, dass gross Gewühl mich immer still macht.

OCTAVIO rückt ihm noch näher.

Ich darf nicht wissen, was so lang dich aufhielt?
(*Listig*) — Und Terzky weiss es doch.

MAX.

Was weiss der Terzky?

OCTAVIO bedeutend.

Er war der Einz'ge, der dich nicht vermisste.

ISOLANI der von Weitem Acht gegeben, tritt dazu.

Recht, alter Vater! Fall' ihm ins Gepäck!
Schlag' die Quartier ihm auf! Es ist nicht richtig.

TERZKY kommt mit der Schrift.

Fehlt Keiner mehr? Hat Alles unterschrieben?

OCTAVIO.

Es haben's Alle.

TERZKY rufend.

Nun! Wer unterschreibt noch?

BUTTLER zu Terzky.

Zähl' nach! Juzt dreissig Namen müssen's seyn.

TERZKY.

Ein Kreuz steht hier.

TIEFENBACH.

Das Kreuz bin ich.

ISOLANI zu Terzky.

Er kann nicht schreiben, doch sein Kreuz ist gut,
Und wird ihm honorirt von Jud' und Christ.

OCTAVIO pressirt, zu Max.

Gehn wir zusammen, Oberst. Es wird spät.

TERZKY.

Ein Piccolomini nur ist aufgeschrieben.

ISOLANI auf Max zeigend.

Geb Acht! Es fehlt an diesem steinernen Gast,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinsieht.)

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ILLO *kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den goldnen Pokal in der Hand und ist sehr erhitzt, ihm folgen* GÖTZ *und* BUTTLER, *die ihn zurückhalten wollen.*

ILLO.

Was wollt ihr? Lasst mich.

GÖTZ und BUTTLER.

Illo! Trinkt nicht mehr.

ILLO geht auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend.

Octavio! das bring' ich dir! Ersäuft
Sey aller Groll in diesem Bundestrunk!
Weiss wohl, du hast mich nie geliebt — Gott straf' mich,
Und ich dich auch nicht! Lass Vergangenes
Vergessen seyn! Ich schätze dich unend ich;

(ihn zu wiederholtenmalen küssend.)

Ich bin dein bester Freund, und, dass ihr's wisst!
Wer mir ihn eine falsche Katze schilt,
Der hat's mit mir zu thun.

TERZKY bei Seite.

Bist du bei Sinnen?
Bedenk' doch, Illo, wo du bist!

ILLO treuherzig.

Was wollt ihr? Es sind lauter gute Freunde,

(Sich mit vergnügtem Gesicht im ganzen Kreise herumsehend.)

Es ist kein Schelm hier unter uns, das freut mich.

TERZKY zu Buttler, dringend.

Nehmt ihn doch mit Euch fort! Ich bitt' Euch, Buttler.

(Buttler führt ihn an den Schenktisch.)

ISOLANI zu Max, der bisher unverwandt, aber gedankenlos in das Papier gesehen.

Wird's bald, Herr' Bruder? Hat Er's durchstudirt?

MAX wie aus einem Traum erwachend.

Was soll ich?

TERZKY und ISOLANI zugleich.

Seinen Namen drunter setzen.

(Man sieht den Octavio ängstlich gespannt den Blick auf ihn richten.)

MAX gibt es zurück.

Lasst's ruhn bis morgen Es ist ein *Geschäft*,
Hab' heute keine Fassung. Schickt mir's morgen.

TERZKY.

Bedenk' Er doch —

ISOLANI.

Frisch! Unterschrieben! Was!
Er ist der Jüngste von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen seyn,
Als wir zusammen? Seh Er her! Der Vater
Hat auch, wir haben Alle unterschrieben.

TERZKY zum Octavio.

Braucht Euer Ansehn doch. Bedeutet ihn.

OCTAVIO.

Mein Sohn ist mündig.

ILLO hat den Pokal auf den Schenktisch gesetzt.

Wovon ist die Rede?

TERZKY.

Er weigert sich, das Blatt zu unterschreiben.

MAX.

Es wird bis morgen ruhen können, sag' ich.

ILLO.

Es kann nicht ruhn. Wir unterschrieben Alle,
Und du musst auch, du *musst* dich unterschreiben.

MAX.

Illo, schlaf wohl.

ILLO.

Nein! So entkommst du nicht!
Der Fürst soll seine Freunde kennen lernen.

(Es sammeln sich alle Gäste um die Beiden.)

MAX.

Wie ich für ihn gesinnt bin, weiss der Fürst,
Es wissen's Alle, und der Fratzen braucht's nicht.

ILLO.

Das ist der Dank, das hat der Fürst davon,
Dass er die Welschen immer vorgezogen!

TERZKY in höchster Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auflauf machen.

Der Wein spricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' euch.

ISOLANI lacht.

Der Wein erfindet nichts, er schwatzt's nur aus.

ILLO.

Wer nicht ist *mit* mir, der ist wider mich.
Die zärtlichen Gewissen! Wenn sie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klausel —

TERZKY fällt schnell ein.

Er ist ganz rasend, gebt nicht Acht auf ihn.

ILLO lauter schreiend.

Durch eine Klausel sich salviren können.
Was Klausel? Hol der Teufel diese Klausel —

MAX wird aufmerksam und sieht wieder in die Schrift.

Was ist denn hier so hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Neugier, näher hinzuschaun.

TERZKY bei Seite zu Illo.

Was machst du, Illo? Du verderbest uns!

TIEFENBACH zu Kolalto.

Ich merkt' es wohl, vor Tische las man's anders.

GÖTZ.

Es kam mir auch so vor.

ISOLANI.

Was ficht das mich an?
Wo andre Namen, kann auch meiner stehn.

TIEFENBACH.

Vor Tisch war ein gewisser Vorbehalt
Und eine Klausel drin, von Kaisers Dienst.

BUTTLER zu einem der Kommandeurs.

Schämt euch, ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.

Die Frag' ist jetzt, ob wir den General
Behalten sollen oder ziehen lassen?
Man kann's so scharf nicht nehmen und genau.

ISOLANI zu einem der Generale.

Hat sich der Fürst auch so verklausulirt,
Als er dein Regiment dir zugetheilt?

TERZKY zu Götz.

Und Euch die Lieferungen, die an tausend
Pistolen Euch in Einem Jahre tragen?

ILLO.

Spitzbuben selbst, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden ist, der sag's! Da bin ich!

TIEFENBACH.

Nun! Nun! Man spricht ja nur.

MAX hat gelesen und gibt das Papier zurück.

Bis morgen also!

ILLO vor Wuth stammelnd und seiner nicht mehr mächtig, hält ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor.

Schreib — Judas!

ISOLANI.

Pfui, Illo!

OCTAVIO. TERZKY. BUTTLER zugleich.

Degen weg!

MAX ist ihm rasch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet, zu Graf Terzky.

Bring' ihn zu Bette!

(Er geht ab. Illo, fluchend und scheltend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang.)

FÜNFTER AUFZUG.

Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es ist Nacht.

ERSTER AUFTRITT.

OCTAVIO PICCOLOMINI. KAMMERDIENER *leuchtet. Gleich darauf* MAX PICCOLOMINI.

OCTAVIO.

Sobald mein Sohn herein ist, weiset ihn
Zu mir — Was ist die Glocke?

KAMMERDIENER.

Gleich ist's Morgen.

OCTAVIO.

Setzt euer Licht hieher — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette; Ihr könnt schlafen gehn.

(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durch's Zimmer, Max Piccolomini tritt auf, nicht gleich von ihm bemerkt, und sieht ihm einige Augenblicke schweigend zu.)

MAX.

Bist du mir bös, Octavio? Weiss Gott,
Ich bin nicht Schuld an dem verhassten Streit.
— Ich sahe wohl, du hattest unterschrieben;
Was du gebilliget, das konnte mir
Auch recht seyn—doch es war—du weisst—ich kann
In solchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

OCTAVIO geht auf ihn zu und umarmt ihn.

Folg' ihm ferner auch,
Mein bester Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beispiel deines Vaters.

MAX.

Erklär' dich deutlicher.

OCTAVIO.

Ich werd' es thun.
Nach dem, was diese Nacht geschehen ist,
Darf kein Geheimniss bleiben zwischen uns.

(Nachdem Beide sich niedergesetzt.)

Max! sage mir, was denkst du von dem Eid,
Den man zur Unterschrift uns vorgelegt!

MAX.

Für etwas Unverfänglich's halt' ich ihn,
Obgleich ich dieses Förmliche nicht liebe.

OCTAVIO.

Du hättest dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungnen Unterschrift geweigert?

MAX.

Es war ein ernst Geschäft — ich war zerstreut —
Die Sache selbst erschien mir nicht so dringend —

OCTAVIO.

Sey offen, Max. Du hattest keinen Argwohn —

MAX.

Worüber Argwohn? Nicht den mindesten.

OCTAVIO.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwissend zog er dich zurück vom Abgrund.

MAX.

Ich weiss nicht, was du meinst.

OCTAVIO.

Ich will dir's sagen:
Zu einem Schelmstück solltest du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einz'gen Federstrich entsagen.

MAX steht auf.

Octavio!

OCTAVIO.

Bleib sitzen. Viel noch hast du
Von mir zu hören, Freund, hast Jahre lang
Gelebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das schwärzeste Komplott entspinnet sich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —
Ich darf nicht länger schweigen, muss die Binde
Von deinen Augen nehmen.

MAX.

Eh' du sprichst,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede seyn soll — und ich fürchte fast,
Es ist nichts weiter — Spare sie! Ich bin
Jetzt nicht gefasst, sie ruhig zu vernehmen.

OCTAVIO.

So ernsten Grund du hast, dies Licht zu fliehn,
So dringendern hab' ich, dass ich dir's gebe.
Ich konnte dich der Unschuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun;
Doch deinem Herzen selbst seh' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniss,

(Ihn scharf mit den Augen fixirend.)

Das *Du* vor mir verbirgst, entreisst mir *meines*.

(Max versucht zu antworten, stockt aber und schlägt den Blick verlegen zu Boden. Octavio nach einer Pause.)

So wisse denn! Man hintergeht dich — spielt
Auf's Schändlichste mit dir und mit uns Allen.
Der Herzog stellt sich an, als wollt' er die
Armee verlassen; und in dieser Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiser
— Zu stehlen und dem Feinde zuzuführen!

MAX.

Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

OCTAVIO.

Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörst,
Verbürget dir, es sey kein Pfaffenmährchen.

MAX.

Zu welchem Rasenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreissig tausend
Geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Worunter mehr denn tausend Edelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
Zu einer Schurkenthat sie zu vereinen?

OCTAVIO.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keinesweges — Was er von uns will,
Führt einen weit unschuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden schenken;
Und weil der Kaiser *diesen* Frieden hasst,
So will er ihn — er will ihn dazu *zwingen!*
Zufriedenstellen will er alle Theile,
Und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen,
Das er schon inne hat, für sich behalten.

MAX.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Dass wir — wir so unwürdig von ihm denken?

OCTAVIO.

Von unserm Denken ist hier nicht die Rede.
Die Sache spricht, die klaresten Beweise.
Mein Sohn! Dir ist nicht unbekannt, wie schlimm
Wir mit dem Hofe stehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünsten hast du keine Ahnung,
Die man in Uebung setzte, Meuterei
Im Lager auszusäen. Aufgelöst
Sind alle Bande, die den Offizier
An seinen Kaiser fesseln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht-und gesetzlos steht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er schützen soll,
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es ist so weit gekommen, dass der Kaiser
In diesem Augenblick vor seinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche
In seiner Hauptstadt fürchtet — seiner Burg;
Ja, im Begriffe steht, die zarten Enkel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuflüchten.

MAX.

Hör' auf! Du ängstigest, erschütterst mich.
Ich weiss, dass man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falsche Wahn.

OCTAVIO.

Es ist kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichste von allen,
Wenn wir nicht, schleunig rettend, ihm begegnen.
Der Obersten sind viele längst erkauft,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garnisonen.
Ausländern sind die Festungen vertraut;
Dem Schafgotsch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannschaft Schlesiens, dem Terzky
Fünf Regimenter, Reiterei und Fussvolk,
Dem Illo, Kinsky, Buttler, Isolan
Die bestmontirten Truppen übergeben.

MAX.

Uns Beiden auch.

OCTAVIO.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meint durch glänzende Versprechen.
So theilt er mir die Fürstenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl seh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

MAX.

Nein! Nein!
Nein, sag' ich dir!

OCTAVIO.

O! öffne doch die Augen!
Wesswegen glaubst du, dass man uns nach Pilsen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unsers Raths bedurft?
Wir sind berufen, uns ihm zu verkaufen,
Und weigern wir uns — Geissel ihm zu bleiben.
Desswegen ist Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater sähest du nicht hier,
Wenn höh're Pflicht ihn nicht gefesselt hielte.

MAX.

Er hat es keinen Hehl, dass wir um seinetwillen
Hieher berufen sind — Gestehet ein,
Er brauche unsers Arms, sich zu erhalten.
Er that so viel für uns, und so ist's Pflicht,
Dass wir jetzt auch für ihn was thun!

OCTAVIO.

Und weisst du,
Was dieses ist, das wir für ihn thun sollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Besinn' dich doch, was du gehört, gesehn.
Zeugt das verfälschte Blatt, die weggelass'ne,
So ganz entscheidungsvolle Klausel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

MAX.

Was mit dem Blatte diese Nacht geschehn,
Ist mir nichts weiter, als ein schlechter Streich
Von diesem Illo. Diess Geschlecht von Mäklern
Pflegt Alles auf die Spitze gleich zu stellen.
Sie sehen, dass der Herzog mit dem Hof
Zerfallen ist, vermeinen ihm zu dienen,
Wenn sie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiss von all' dem nichts!

OCTAVIO.

Es schmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir so wohlgegründet scheint, zu stürzen.
Doch hier darf keine Schonung seyn — Du musst
Maassregeln nehmen, schleunige, musst handeln.
— Ich will dir also nur gestehn — dass Alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was so unglaublich
Dir scheint, dass — dass ich es aus seinem eignen,
— Des Fürsten Munde habe.

MAX in heftiger Bewegung.

Nimmermehr!

OCTAVIO.

Er selbst vertraute mir — was ich zwar längst
Auf anderm Weg schon in Erfahrung brachte:
Dass er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiser zwingen wolle —

MAX.

Er ist heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt;
In einem Augenblick des Unmuths, sey's!
Mag er sich leicht einmal vergessen haben.

OCTAVIO.

Bei kaltem Blute war er, als er mir
Dies eingestand; und weil er mein Erstaunen
Als Furcht auslegte, wies er im Vertrau'n
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachsen,
Die zu bestimmter Hülfe Hoffnung geben.

MAX.

Es kann nicht seyn! kann *nicht* seyn! *kann* nicht seyn!
Siehst du, dass es nicht kann! Du hättest ihm
Nothwendig deinen Abscheu ja gezeigt,
Er hätt' sich weisen lassen, oder du

—Du stündest nicht mehr lebend mir zur Seite!

OCTAVIO.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäussert,
Hab' dringend, hab' mit Ernst ihn abgemahnt,
— Doch meinen Abscheu, meine innerste
Gesinnung hab' ich tief versteckt.

MAX.

Du wärst
So falsch gewesen? Das sieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von *ihm* mir Böses sagtest; kann's
Noch wen'ger jetzt, da du dich selbst verläumdest.

OCTAVIO.

Ich drängte mich nicht selbst in sein Geheimniss.

MAX.

Aufrichtigkeit verdiente sein Vertrau'n.

OCTAVIO.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

MAX.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

OCTAVIO.

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Nothwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben ist der Fluch der bösen That,
Dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären.
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht;
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen, was es will.

MAX.

Ich soll dich heut' nicht fassen, nicht verstehn.
Der Fürst, sagst du, endeckte redlich dir sein Herz
Zu einem bösen Zweck, und *Du* willst ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — du raubst den Freund
Mir nicht — Lass mich den Vater nicht verlieren!

OCTAVIO unterdrückt seine Empfindlichkeit.

Noch weisst du Alles nicht, mein Sohn! Ich habe,
Dir noch was zu eröffnen.

(Nach einer Pause.)

Herzog Friedland
Hat seine Zurüstung gemacht. Er traut
Auf seine Sterne. Unbereitet denkt er uns
Zu überfallen — mit der sichern Hand
Meint er den goldnen Zirkel schon zu fassen.
Er irret sich — Wir haben auch gehandelt.
Er fasst sein bös geheimnissvolles Schicksal.

MAX.

Nichts Rasches, Vater! O! Bei allem Guten
Lass dich beschwören: Keine Uebereilung!

OCTAVIO.

Mit leisen Tritten schlich er seinen bösen Weg;
So leis' und schlau ist ihm die Rache nachgeschlichen.
Schon steht sie ungesehen, finster hinter ihm,
Ein Schritt nur noch, und schaudernd rühret er sie an.
— Du hast den Questenberg bei mir gesehn;
Noch kennst du nur sein öffentlich Geschäft;
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das blos für mich war.

MAX.

Darf ich's wissen?

OCTAVIO.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben dir in deine Hand.
Der Wallenstein ist deinem Herzen theuer,
Ein starkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft seit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährst den Wunsch — O! lass mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährst du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

MAX.

Vater —

OCTAVIO.

Deinem Herzen trau' ich,
Doch bin ich deiner Fassung auch gewiss?
Wirst du's vermögen, ruhigen Gesichts
Vor diesen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geschick nun anvertrauet habe?

MAX.

Nachdem du seine Schuld mir anvertraut!

(Octavio nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin.)

Was? Wie? Ein offner kaiserlicher Brief.

OCTAVIO.

Lies' ihn.

MAX nachdem er einen Blick hineingeworfen.

Der Fürst verurtheilt und geächtet!

OCTAVIO.

So ist's.

MAX.

O! das geht weit! O unglücksvoller Irrthum!

OCTAVIO.

Lies' weiter! Fass' dich!

MAX, nachdem er weiter gelesen, mit einem Blick des Erstaunens auf seinen Vater.

Wie? Was? Du? Du bist—

OCTAVIO.

Blos für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bei dem Heer erscheinen kann,
Ist das Kommando *mir* gegeben —

MAX.

Und glaubst du, dass du's ihm entreissen werdest?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglückselig Amt ist dir geworden.
Dies Blatt hier — dieses! willst du geltend machen?
Den Mächtigen in seines Heeres Mitte,
Umringt von seinen Tausenden, entwaffnen?
Du bist verloren — Du, wir Alle sind's!

OCTAVIO.

Was ich dabei zu wagen habe, weiss ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand; sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zertrümmern.
Der Kaiser hat noch treue Diener; auch im Lager
Gibt es der braven Männer gnug, die sich
Zur guten Sache munter schlagen werden.
Die Treuen sind gewarnt, bewacht die Andern;
Den ersten Schritt erwart' ich nur, sogleich —

MAX.

Auf den Verdacht hin willst du rasch gleich handeln?

OCTAVIO.

Fern sey vom Kaiser die Tyrannenweise!
Den Willen nicht, die That nur will er strafen.
Noch hat der Fürst sein Schicksal in der Hand —
Er lasse das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn still vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne seines Kaisers weichen.

Ein ehrenvoll Exil auf seine Schlösser
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn seyn.
Jedoch der erste offenbare Schritt —

MAX.

Was nennst du einen solchen Schritt? Er wird
Nie einen bösen thun. Du aber könntest
(Du hast's gethan) den frömmsten auch missdeuten.

OCTAVIO.

Wie strafbar auch des Fürsten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verstatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

MAX.

Und wer soll Richter drüber seyn?

OCTAVIO.

— Du selbst.

MAX.

O! dann bedarf es dieses Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirst nicht eher handeln,
Bevor du mich — mich selber überzeugt.

OCTAVIO.

Ist's möglich? Noch — nach Allem, was du weisst,
Kannst du an seine Unschuld glauben?

MAX lebhaft.

Dein Urtheil kann sich irren, nicht mein Herz.

(Gemässigter fortfahrend.)

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus diesem schwarzen Argwohn treten sehn.

OCTAVIO.

Ich will's erwarten.

ZWEITER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. DER KAMMERDIENER. *Gleich darauf ein* KOURIER.

OCTAVIO.

Was gibt's?

KAMMERDIENER.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

OCTAVIO.

So früh' am Tag! Wer ist's? Wo kommt er her?

KAMMERDIENER.

Das wollt' er mir nicht sagen.

OCTAVIO.

Führ' ihn herein. Lass nichts davon verlauten.

(Kammerdiener ab, Kornet tritt ein.)

Seyd Ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief!

KORNET.

Blos mündlich ist mein Auftrag.
Der Generalleutnant traute nicht.

OCTAVIO.

Was ist's?

KORNET.

Er lässt Euch sagen — Darf ich frei hier sprechen?

OCTAVIO.

Mein Sohn weiss Alles.

KORNET.

Wir haben ihn.

OCTAVIO.

Wen meint Ihr?

KORNET.

Den Unterhändler! Den Sesin'.

OCTAVIO schnell.

Habt ihr?

KORNET.

Im Böhmerwald erwischt' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgestern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeschen.

OCTAVIO.

Und die Depeschen —

KORNET.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geschickt mit dem Gefangnen.

OCTAVIO.

Nun endlich! endlich! Das ist eine grosse Zeitung!
Der Mann ist uns ein kostbares Gefäss,
Das wicht'ge Dinge einschliesst — Fand man viel?

KORNET.

An sechs Pakete mit Graf Terzky's Wappen.

OCTAVIO.

Kein's von des Fürsten Hand?

KORNET.

Nicht, dass ich wüsste.

OCTAVIO.

Und der Sesina?

KORNET.

Der that sehr erschrocken,
Als man ihm sagt', es ginge nacher Wien.
Graf Altring aber sprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur Alles wollte frei bekennen.

OCTAVIO.

Ist Altringer bei Eurem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank in Linz.

KORNET.

Schon seit drei Tagen
Ist er zu Frauenberg beim Generalleutnant.
Sie haben sechzig Fähnlein schon beisammen,
Erles'nes Volk, und lassen Euch entbieten,
Dass sie von Euch Befehle nur erwarten.

OCTAVIO.

In wenig Tagen kann sich viel ereignen.
Wann müsst Ihr fort?

KORNET.

Ich wart' auf Eure Ordre.

OCTAVIO.

Bleibt bis zum Abend.

KORNET.

Wohl. (*Will gehen.*)

OCTAVIO.

Sah Euch doch Niemand?

KORNET.

Kein Mensch. Die Kapuziner liessen mich
Durch's Klosterpförtchen ein, so wie gewöhnlich.

OCTAVIO.

Geht, ruht Euch aus und haltet Euch verborgen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufert'gen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnissvoll heranbricht, untergeht,
Muss ein entscheidend Loos gefallen seyn.

(Kornet geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

BEIDE PICCOLOMINI.

OCTAVIO.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar seyn;
— Denn Alles, weiss ich, ging durch den Sesina.

MAX, der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen, innern Kampf gestanden, entschlossen.

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verschaffen.
Leb wohl!

OCTAVIO.

Wohin? Bleib da!

MAX.

Zum Fürsten.

OCTAVIO erschrickt.

Was?

MAX zurückkommend.

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, hast du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muss gerad seyn.
Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zuseh'n, dass mir Einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, dass er's auf *seine*
Gefahr thut, dass mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, das muss ich seyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, seinen Leumund vor der Welt
Zu retten, eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreissen.

OCTAVIO.

Das wolltest du?

MAX.

Das will ich. Zweifle nicht.

OCTAVIO.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weisen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwei Augen
Zum Thoren machten, Leidenschaft umnebelt,
Den selbst des Tages volles Licht nicht heilt.
Befrag' ihn! Geh! Sey unbesonnen gnug,
Ihm deines Vaters, deines Kaisers
Geheimniss preiszugeben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniss hat beschützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeschläfert,
Lass mich's erleben, dass mein eigner Sohn
Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
Der Staatskunst mühevolles Werk vernichtet.

MAX.

O! diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, ihr könntet ihn,
Weil ihr ihn schuldig *wollt*, noch schuldig *machen*;
O! das kann nicht gut endigen — und, mag sich's
Entscheiden wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückselige Entwicklung nahen. —
Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reissen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berstend
Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.
Halt du es wie du willst! Doch mir vergönne,
Dass ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muss es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh' der Tag sich neigt, muss sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

WALLENSTEIN,

EIN DRAMATISCHES GEDICHT.

ZWEITER THEIL.

WALLENSTEIN'S TOD,

EIN TRAUERSPIEL IN FÜNF AUFZUGEN.

PERSONEN.

WALLENSTEIN.
OCTAVIO PICCOLOMINI.
MAX PICCOLOMINI.
TERZKY.
ILLO.
ISOLANI.
BUTTLER.
RITTMEISTER NEUMANN.
EIN ADJUTANT.
OBERST WRANGEL, von den Schweden gesendet.
GORDON, Kommandant von Eger.
MAJOR GERALDIN.
DEVEROUX, MACDONALD, } Hauptleute in der Wallenstein'schen Armee.
SCHWEDISCHER HAUPTMANN.
EINE GESANDTSCHAFT VON KÜRASSIEREN.
BÜRGERMEISTER von Eger.
SENI.
HERZOGINN VON FRIEDLAND.
GRÄFINN TERZKY.
THEKLA.
FRÄULEIN NEUBRUNN, Hofdame, VON ROSENBERG, Stallmeister } der Prinzessinn.
DRAGONER.
BEDIENTE, PAGEN, VOLK.

Die Scene ist in den drei ersten Aufzügen zu Pilsen, in den zwei letzten zu Eger.

ERSTER AUFZUG.

Ein Zimmer zu astrologischen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Charten, Quadranten und anderm astronomischen Geräthe versehen. Der Vorhang von einer Rotunde ist aufgezogen, in welcher die sieben Planetenbilder, jedes in einer Nische, seltsam beleuchtet, zu sehen sind. Seni beobachtet die Sterne, Wallenstein steht vor einer grossen, schwarzen Tafel, auf welcher der Planeten-Aspect gezeichnet ist.

ERSTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. SENI.

WALLENSTEIN.

Lass es jetzt gut seyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es ist nicht gut mehr operiren. Komm'!
Wir wissen gnug.

SENI.

Nur noch die Venus lass mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht sie auf.
Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten.

WALLENSTEIN.

Ja, sie ist jetzt in ihrer Erdennäh',
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.

(Die Figur auf der Tafel betrachtend.)

Glückseliger Aspect! So stellt sich endlich
Die grosse Drei verhängnissvoll zusammen,
Und beide Segensterne, *Jupiter*
Und *Venus*, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir gesinnt,
Und schoss mit senkrecht — oder schräger Strahlung
Bald im *Gevierten*- bald im *Doppelschein*
Die rothen Blitze meinen Sternen zu,
Und störte ihre segensvollen Kräfte.
Jetzt haben sie den alten Feind besiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

SENI.

Und beide grosse Lumina von keinem

Malefico beleidigt! Der Saturn
Unschädlich, machtlos, in cadente domo.

WALLENSTEIN.

Saturnus Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenschoss
Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht,
Und über Allem, was das Licht scheut, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr zu brüten und zu sinnen:
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muss
Gehandelt werden, schleunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegflieht über'm Haupt:
Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.

(Es geschehen Schläge an die Thür.)

Man pocht. Sieh', wer es ist.

TERZKY draussen.

Lass öffnen!

WALLENSTEIN.

Es ist Terzky.
Was gibt's so Dringendes? Wir sind beschäftigt.

TERZKY draussen.

Leg' Alles jetzt beiseit'. Ich bitte dich.
Es leidet keinen Aufschub.

WALLENSTEIN.

Oeffne, Seni.

(Indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenstein den Vorhang vor die Bilder.)

ZWEITER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. GRAF TERZKY.

TERZKY tritt ein.

Vernahmst du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser ausgeliefert?

WALLENSTEIN zu Terzky.

Wer ist gefangen? Wer ist ausgeliefert?

TERZKY.

Wer unser ganz Geheimniss weiss, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiss und Sachsen,
Durch dessen Hände Alles ist gegangen —

WALLENSTEIN zurückfahrend.

Sesin' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich.

TERZKY.

Grad' auf dem Weg nach Regensburg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgeschickte,
Der ihm schon lang' die Fährte abgelauert,
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenstirn, an Arnheim führt er bei sich;
Das Alles ist in ihrer Hand, sie haben
Die Einsicht nun in Alles, was geschehn.

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. ILLO (*kommt*).

ILLO zu Terzky.

Weiss er's?

TERZKY.

Er weiss es.

ILLO zu Wallenstein.

Denkst du deinen Frieden
Nun noch zu machen mit dem Kaiser, sein
Vertrau'n zurückzurufen? Wär' es auch,
Du wolltest allen Planen jetzt entsagen,
Man weiss, was du gewollt hast. Vorwärts musst du,
Denn rückwärts kannst du nun nicht mehr.

TERZKY.

Sie haben Dokumente gegen uns
In Händen, die unwidersprechlich zeugen —

WALLENSTEIN.

Von meiner Handschrift nichts. Dich straf' ich Lügen.

ILLO.

So? Glaubst du wohl, was dieser da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung setzen?
Dem Schweden soll *sein* Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht.

TERZKY.

Du gabst nichts Schriftliches — Besinn' dich aber,
Wie weit du mündlich gingst mit dem Sesin'.
Und wird er schweigen? Wenn er sich mit deinem
Geheimniss retten kann, wird er's bewahren?

ILLO.

Das fällt dir selbst nicht ein! Und da sie nun
Berichtet sind, wie weit du schon gegangen,
Sprich! was erwartest du? Bewahren kannst du
Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Bist du verloren, wenn du's niederlegst.

WALLENSTEIN.

Das Heer ist meine Sicherheit. Das Heer
Verlässt mich nicht. Was sie auch wissen mögen,
Die Macht ist mein, sie müssen's niederschlucken;
— Und stell' ich Kaution für meine Treu,
So müssen sie sich ganz zufrieden geben.

ILLO.

Das Heer ist dein; jetzt für den Augenblick
Ist's dein; doch zittre vor der langsamen,
Der stillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beschützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Gunst; doch gönnst du ihnen Frist,
Sie werden unvermerkt die gute Meinung,
Worauf du jetzo fussest, untergraben,
Dir Einen um den Andern listig stehlen —
Bis, wenn der grosse Erdstoss nun geschieht;
Der treulos mürbe Bau zusammenbricht.

WALLENSTEIN.

Es ist ein böser Zufall!

ILLO.

O! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er soll, [Oberst—
Treibt dich zu schneller That — Der schwed'sche

WALLENSTEIN.

Er ist gekommen? Weisst du, was er bringt?

ILLO.

Er will nur dir allein sich anvertrau'n.

WALLENSTEIN.

Ein böser, böser Zufall — Freilich! Freilich!
Sesina weiss zu viel und wird nicht schweigen.

TERZKY.

Er ist ein böhmischer Rebell und Flüchtling,
Sein Hals ist ihm verwirkt; kann er sich retten
Auf deine Kosten, wird er Anstand nehmen?
Und wenn sie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke gnug besitzen? —

WALLENSTEIN in Nachsinnen verloren.

Nicht herzustellen mehr ist das Vertrau'n,
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Land'sverräther ihnen seyn und bleiben;
Und kehr' ich noch so ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

ILLO.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Unmacht nur wird's zugeschrieben werden.

WALLENSTEIN in heftiger Bewegung auf- und abgehend.
Wie? Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen,
Weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!

ILLO.
Wenn's nur dein Spiel gewesen, glaube mir,
Du wirst's in schwerem Ernste büssen müssen.

WALLENSTEIN.
Und müsst' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein ist, müsst's geschehn.

ILLO.
Wo möglich, eh' sie von dem Schlage sich
In Wien besinnen und zuvor dir kommen —

WALLENSTEIN, die Unterschriften betrachtend.
Das Wort der Generale hab' ich schriftlich —
Max Piccolomini steht nicht hier. Warum nicht?

TERZKY.
Es war — er meinte —

ILLO.
Blosser Eigendünkel!
Es brauche das nicht zwischen dir und ihm.

WALLENSTEIN.
Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Flandern;
Sie haben eine Schrift mir übersandt,
Und widersetzen laut sich dem Befehl.
Der erste Schritt zum Aufruhr ist geschehn.

ILLO.
Glaub' mir, du wirst sie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

WALLENSTEIN.
Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu sagen hat.

ILLO pressirt.
Wollt Ihr ihn rufen, Terzky?
Er steht schon draussen.

WALLENSTEIN.
Warte noch ein wenig.
Es hat mich überrascht — Es kam zu schnell —
Ich bin es nicht gewohnt, dass mich der Zufall
Blind waltend, finster herrschend mit sich führe.

ILLO.
Hör' ihn für's Erste nur; erwäg's nachher.
(Sie gehn.)

VIERTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN *mit sich selbst redend.*

Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müsste
Die That *vollbringen*, weil ich sie *gedacht*,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege blos mir offen hab' gehalten? —
Bei'm grossen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossne Sache war es nie.
In dem Gedanken blos gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergetzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!
(Er bleibt tiefsinnig stehen.)
Strafbar erschein' ich und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewusst,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen liess im Ueberfluss des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muss. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reissend lösen.
(Wiederum stille stehend.)
Wie anders! da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt.
Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnissvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.
(Er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder sinnend stehen.)
Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft seyn mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer warnend immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das *Jahr* übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sey im Besitze und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.
(Zu dem Pagen, der hereintritt.)
Der schwed'sche Oberst? Ist er's? Nun, er komme.
(Page geht. Wallenstein hat den Blick nachdenkend auf die Thür geheftet.)
Noch ist sie rein — noch! Das Verbrechen kam

Nicht uber diese Schwelle noch — So schmal ist
Die Gränze, die zwei Lebenspfade scheidet!

FÜNFTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN *und* WRANGEL.

WALLENSTEIN, nachdem er einen forschenden Blick auf ihn geheftet.
Ihr nennt Euch Wrangel?

WRANGEL.
Gustav Wrangel, Oberst
Vom blauen Regimente Südermannland.

WALLENSTEIN.
Ein Wrangel war's, der vor Stralsund viel Böses
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, dass mir die Seestadt widerstanden.

WRANGEL
Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienst, Herr Herzog! Seine Freiheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Belt;
Es sollte Meer und Land nicht Einem dienen.

WALLENSTEIN.
Den Admiralshut riss't Ihr mir vom Haupt.

WRANGEL.
Ich komme, eine Krone drauf zu setzen.

WALLENSTEIN winkt ihm, Platz zu nehmen, setzt sich.
Euer Kreditiv. Kommt Ihr mit ganzer Vollmacht?

WRANGEL bedenklich.
Es sind so manche Zweifel noch zu lösen —

WALLENSTEIN, nachdem er gelesen.
Der Brief hat Händ' und Füss'. Es ist ein klug,
Verständig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.
Es schreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verstorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'schen Kron' verhelfe.

WRANGEL.
Er sagt, was wahr ist. Der Hochselige
Hat immer gross gedacht von Euer Gnaden
Fürtrefflichem Verstand und Feldherrngaben,
Und stets der Herrschverständigste, beliebt' ihm
Zu sagen, sollte Herrscher seyn und König.

WALLENSTEIN.
Er durft' es sagen.
(Seine Hand vertraulich fassend.)
Aufrichtig, Oberst Wrangel — Ich war stets
Im Herzen auch gut Schwedisch — Ei, das habt ihr
In Schlesien erfahren und bei Nürnberg.
Ich hatt' euch oft in meiner Macht und liess
Durch eine Hinterthür euch stets entwischen.
Das ist's, was sie in Wien mir nicht verzeihn,
Was jetzt zu diesem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unser Vortheil so zusammengeht,
So lasst uns zu einander auch ein recht
Vertrauen fassen.

WRANGEL.
Das Vertrau'n wird kommen,
Hat jeder nur erst seine Sicherheit.

WALLENSTEIN.
Der Kanzler, merk' ich, traut mir noch nicht recht.
Ja, ich gesteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinem Vortheil. Seine Würden meint,
Wenn ich dem Kaiser, der mein Herr ist, so
Mit spielen kann, ich könn' das Gleiche thun
Am Feinde, und das *Eine* wäre mir
Noch eher zu verzeihen, als das *Andre*.
Ist das nicht Eure Meinung auch, Herr Wrangel?

WRANGEL.
Ich hab' hier blos ein Amt und keine Meinung.

WALLENSTEIN.
Der Kaiser hat mich bis zum Aeussersten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr ehrlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu' ich
Den harten Schritt, den mein Bewusstseyn tadelt.

WRANGEL.
Ich glaub's. So weit geht Niemand, der nicht muss.
(Nach einer Pause.)
Was Eure Fürstlichkeit bewegen mag,
Also zu thun an Ihrem Herrn und Kaiser,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für seine gute Sach'
Mit seinem guten Degen und Gewissen.
Die Concurrenz ist, die Gelegenheit
Zu unsrer Gunst; im Krieg gilt jeder Vortheil;
Wir nehmen unbedenklich, was sie bietet!
Und wenn sich Alles richtig so verhält —

WALLENSTEIN.
Woran denn zweifelt man? An meinem Willen?
An meinen Kräften? Ich versprach dem Kanzler,
Wenn *er* mir sechzehn tausend Mann vertraut,
Mit achtzehn tausend von des Kaisers Heer
Dazu zu stossen —

WRANGEL.
Euer Gnaden sind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürsten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus.
Noch mit Erstaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menschendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

WALLENSTEIN.
Dennoch?

WRANGEL.
Seine Würden meint,
Ein leichter Ding doch möcht' es seyn, mit Nichts
In's Feld zu stellen sechzig tausend Krieger
Als nur ein Sechzigtheil davon —
(Er hält inne.)

WALLENSTEIN.
Nun was?
Nur frei heraus!

WRANGEL.
Zum Treubruch zu verleiten.

WALLENSTEIN.
Meint er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Protestant. Ihr Lutherischen fechtet
Für eure Bibel; euch ist's um die Sach';
Mit eurem *Herzen* folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von *euch*, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all' dem ist die Rede nicht bei uns —

WRANGEL.
Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimath, keinen Herd und Kirche?

WALLENSTEIN.
Ich will euch sagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oesterreicher *hat* ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Ursach', es zu lieben.
Doch *dieses* Heer, das kaiserlich sich nennt,
Das hier in Böheim hauset, das hat keins;
Das ist der Auswurf fremder Länder, ist
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieses böhm'sche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für seinen Herrn, den ihm
Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyrannei,

Die Macht hat's eingeschreckt, beruhigt nicht.
Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geschahn auf diesem Boden.
Und kann's der Sohn vergessen, dass der Vater
Mit Hunden in die Messe ward gehetzt?
Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

WRANGEL.

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

WALLENSTEIN.

Sie sind auf jegliche Bedingung mein.
Nicht mir, den eignen Augen mögt ihr glauben.

(Er gibt ihm die Eidesformel. Wrangel durchliest sie, und legt sie, nachdem er gelesen, schweigend auf den Tisch.)

Wie ist's? Begreift ihr nun?

WRANGEL.

Begreif's, wer's kann?
Herr Fürst! Ich lass' die Maske fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, Alles abzuschliessen.
Es steht der Rheingraf nur vier Tagemärsche
Von hier, mit funfzehn tausend Mann; er wartet
Auf Ordre nur, zu Ihrem Heer zu stossen;
Die Ordre stell' ich aus, so bald wir einig.

WALLENSTEIN.

Was ist des Kanzlers Forderung?

WRANGEL bedenklich.

Zwölf Regimenter gilt es, schwedisch Volk.
Mein Kopf muss dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falsches Spiel —

WALLENSTEIN fährt fort.

Herr Schwede!

WRANGEL, ruhig fortfahrend.

Muss demnach
Darauf besteh'n, dass Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich breche mit dem Kaiser,
Sonst ihm kein schwedisch Volk vertrauet wird.

WALLENSTEIN.

Was ist die Forderung? Sagt's kurz und gut!

WRANGEL.

Die span'schen Regimenter, die dem Kaiser
Ergeben, zu entwaffnen, Prag zu nehmen,
Und diese Stadt, wie auch das Grenzschloss Eger,
Den Schweden einzuräumen.

WALLENSTEIN.

Viel gefordert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leist' euch jede Sicherheit, die ihr
Vernünft'gerweise von mir fordern möget.
Prag aber — Böhmen — kann ich selbst beschützen.

WRANGEL.

Man zweifelt nicht daran. Es ist uns auch
Nicht um's Beschützen blos. Wir wollen Menschen
Und Geld umsonst nicht aufgewendet haben.

WALLENSTEIN.

Wie billig.

WRANGEL.

Und so lang, bis wir entschädigt,
Bleibt Prag verpfändet.

WALLENSTEIN.

Traut ihr uns so wenig?

WRANGEL steht auf.

Der Schwede muss sich vorsehn mit dem Deutschen,
Man hat uns über's Ostmeer hergerufen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unserm Blut des Glaubens Freiheit,
Die heil'ge Lehr' des Evangeliums
Versiegelt — Aber jetzt schon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Last, erblickt
Mit scheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und schickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unsre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,
Den König auf der Wahlstatt nicht gelassen,
So vieler Schweden adeliges Blut,
Es ist um Gold und Silber nicht geflossen!
Und nicht mit magerm Lorber wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften,
Wir wollen *Bürger* bleiben auf dem Boden,
Den unser König fallend sich erobert.

WALLENSTEIN.

Helft den gemeinen Feind mir niederhalten;
Das schöne Gränzland kann euch nicht entgehn.

WRANGEL.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundschaft dann zusammen?
Uns ist bekannt, Herr Fürst — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken soll — dass ihr mit Sachsen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, dass *wir* nicht Opfer der Beschlüsse sind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

WALLENSTEIN.

Wohl wählte sich der Kanzler seinen Mann,
Er hätt' mir keinen zähern schicken können.

(Aufstehend.)

Besinnt Euch eines Bessern, Gustav Wrangel.
Von Prag nichts mehr!

WRANGEL.

Hier endigt meine Vollmacht.

WALLENSTEIN.

Euch meine Hauptstadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiser.

WRANGEL.

Wenn's noch Zeit ist.

WALLENSTEIN.

Das steht bei mir, noch jetzt, zu jeder Stunde.

WRANGEL.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut' nicht mehr.
— Seit der Sesin' gefangen sitzt, nicht mehr.

(Wie Wallenstein betroffen schweigt.)

Herr Fürst! Wir glauben, dass Sie's ehrlich meinen,
Seit *gestern* — sind wir dess gewiss — Und nun
Diess Blatt uns für die *Truppen* bürgt, ist nichts
Was dem Vertrauen noch im Wege stünde.
Prag soll uns nicht entzweien. Mein Herr Kanzler
Begnügt sich mit der *Altstadt*, Euer Gnaden
Lässt er den *Ratschin* und die *kleine Seite*.
Doch *Eger* muss vor Allem sich uns öffnen,
Eh' an Conjunction zu denken ist.

WALLENSTEIN.

Euch also soll ich trauen, ihr nicht mir?
Ich will den Vorschlag in Erwägung ziehn.

WRANGEL.

In keine gar zu lange, muss ich bitten.
In's zweite Jahr schon schleicht die Unterhandlung;
Erfolgt auch diesmal nichts, so will der Kanzler
Auf immer sie für abgebrochen halten.

WALLENSTEIN.

Ihr drängt mich sehr. Ein solcher Schritt will wohl
Bedacht seyn.

WRANGEL.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürst! durch rasche That nur kann er glücken.

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. TERZKY *und* ILLO *kommen zurück.*

ILLO.
Ist's richtig?

TERZKY.
Seyd ihr einig?

ILLO.
Dieser Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr seyd einig.

WALLENSTEIN.
Hört! Noch ist nichts geschehn, und wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

TERZKY.
Wie? Was ist das?

WALLENSTEIN.
Von dieser Schweden Gnade leben!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

ILLO.
Kommst du als Flüchtling, ihre Hülf' erbettelnd?
Du bringest ihnen mehr, als du empfängst.

WALLENSTEIN.
Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,
Der seines Volkes Feinden sich verkaufte,
Und Wunden schlug dem eignen Vaterland?
Fluch war sein Lohn, der Menschen Abscheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.

ILLO.
Ist das *dein* Fall?

WALLENSTEIN.
Die Reue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.
Der Sekten Feindschaft, der Parteien Wuth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede;
Was noch so wüthend ringt, sich zu zerstören,
Verträgt, vergleicht sich, den *gemeinen* Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sich're Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den blosgegebnen Rücken ihm beschützen.

TERZKY.
Denk' von dir selbst nicht schlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So zärtlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Oehm und Ahnherr dieses Kaiserhauses,
Der nahm den Bourbon auf mit off'nen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

SIEBENTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY *zu den* VORIGEN.

WALLENSTEIN.
Wer ruft Euch? Hier ist kein Geschäft für Weiber.

GRÄFINN.
Ich komme, meinen Glückwunsch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

WALLENSTEIN.
Gebrauch' dein Ansehn, Terzky. Heiss' sie gehn.

GRÄFINN.
Ich gab den Böhmen einen König schon.

WALLENSTEIN.
Er war darnach.

GRÄFINN *zu den Andern.*
Nun, woran liegt es? Sprecht!

TERZKY.
Der Herzog will nicht.

GRÄFINN.
Will nicht, was er muss?

ILLO.
An Euch ist's jetzt. Versucht's, denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewissen.

GRÄFINN.
Wie? da noch Alles lag in weiter Ferne,
Der Weg sich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hattest du Entschluss und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,
Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Versichert ist, da fängst du an zu zagen?
Nur in Entwürfen bist du tapfer, feig
In Thaten? Gut! Gib deinen Feinden Recht;
Da eben ist es, wo sie dich erwarten.
Den Vorsatz glauben sie dir gern; sey sicher,
Dass sie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt Keiner;
Da müssten sie dich fürchten und dich achten.
Ist's möglich? Da du so weit bist gegangen,
Da man das Schlimmste weiss, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willst du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entworfen blos, ist's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen:
Und wenn es glückt, so ist es auch verzieh'n,
Denn aller Ausgang ist ein Gottes-Urtheil.

KAMMERDIENER *tritt herein.*
Der Oberst Piccolomini.

GRÄFINN *schnell.*
Soll warten.

WALLENSTEIN.
Ich kann ihn jetzt nicht sehn. Ein andermal.

KAMMERDIENER.
Nur um zwei Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geschäft —

WALLENSTEIN.
Wer weiss, was er uns bringt. Ich will doch hören.

GRÄFINN *lacht.*
Wohl mag's *ihm* dringend seyn. Du kannst's erwarten.

WALLENSTEIN.
Was ist's?

GRÄFINN.
Du sollst es nachher wissen;
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.
(*Kammerdiener geht.*)

WALLENSTEIN.
Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein mildrer
Ausweg sich fände — jetzt noch will ich ihn
Erwählen, und das Aeusserste vermeiden.

GRÄFINN.
Verlangst du weiter nichts, ein solcher Weg
Liegt nah' vor dir. Schick diesen Wrangel fort!
Vergiss die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entschliesse dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reis' hin nach Wien zum Kaiser steh'ndes Fusses,
Nimm eine volle Kasse mit, erklär',
Du habst der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden blos zum Besten haben wollen.

ILLO.
Auch damit ist's zu spät. Man weiss zu viel.

Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

GRÄFINN.

Das fürcht' ich nicht. Gesetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweisen; Willkür meiden sie.
Man wird den Herzog ruhig lassen zieh'n.
Ich seh', wie Alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erscheinen, und es wird sich
Von selbst verstehen, dass der Herzog geht;
Nicht der Erklärung wird das erst bedürfen.
Der König wird die Truppen lassen schwören,
Und Alles wird in seiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen ist der Herzog fort.
Auf seinen Schlössern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bau'n, Gestütte halten,
Sich eine Hofstatt gründen, goldne Schlüssel
Austheilen, gastfrei grosse Tafel geben,
Und kurz ein grosser König seyn — im Kleinen!
Und weil er klug sich zu bescheiden weiss,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Lässt man ihn scheinen, was er mag; er wird
Ein grosser Prinz bis an sein Ende scheinen.
Ei nun! der Herzog ist dann eben auch
Der neuen Menschen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übermächtiges
Geschöpf der Hofgunst, die mit gleichem Aufwand
Freiherrn und Fürsten macht.

WALLENSTEIN steht auf, heftig bewegt.

Zeigt einen Weg mir an aus diesem Drang,
Hülfreiche Mächte! einen *solchen* zeigt mir,
Den *ich* vermag zu gehn — *Ich* kann mich nicht,
Wie so ein Wortheld, so ein Tugendschwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Grossthuend sagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich scheu'n,
Den letzten Schritt, den äussersten, zu meiden;
Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so gross begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sey die Losung
Für jede fluchenswerthe That.

GRÄFINN.

Was ist denn hier so wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, sage mir's — o! lass
Des Aberglaubens nächtliche Gespenster
Nicht deines hellen Geistes Meister werden!
Du bist des Hochverraths verklagt; ob mit —
Ob ohne Recht, ist jetzo nicht die Frage —
Du bist verloren, wenn du dich nicht schnell der Macht
Bedienst, die du besitzest — Ei! wo lebt denn
Das friedsame Geschöpf, das seines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was ist so kühn, das Nothwehr nicht entschuldigt?

WALLENSTEIN.

Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand
Der nächste seinem Herzen. Welchen Fürsten
Hat er geehrt, wie mich? — Und so zu enden!

GRÄFINN.

So treu bewahrst du jede kleine Gunst,
Und für die Kränkung hast du kein Gedächtniss?
Muss ich dich dran erinnern, wie man dir
Zu Regensburg die treuen Dienste lohnte?
Du hattest jeden Stand im Reich beleidigt;
Ihn gross zu machen, hattest du den Hass,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen;
Im ganzen Deutschland lebte dir kein Freund,
Weil du allein gelebt für deinen Kaiser.
An ihn blos hieltest du bei jenem Sturme
Dich fest, der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen dich zusammenzog — Da liess er
Dich fallen! Liess dich fallen! dich dem Baiern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!
Sag' nicht, dass die zurückgegebne Würde
Das erste, schwere Unrecht ausgesöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille stellte dich,
Dich stellte das Gesetz der herben Noth
An diesen Platz, den man dir gern verweigert.

WALLENSTEIN.

Nicht ihrem guten Willen, das ist wahr!
Noch seiner Neigung dank' ich dieses Amt.
Missbrauch' ich's, so missbrauch' ich kein Vertrauen.

GRÄFINN.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte Deiner!
Die ungestüme Presserinn, die *Noth,*
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient ist, die die That will, nicht das *Zeichen,*
Den Grössten immer aufsucht und den Besten,
Ihn an das Ruder stellt, und müsste sie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel selbst — die setzte dich
In dieses Amt, und schrieb dir die Bestallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geschlecht mit feilen Sklavenseelen
Und mit den Drahtmaschinen seiner Kunst —
Doch wenn das Aeusserste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die starken Hände der Natur,
Des Riesengeistes, der nur *sich* gehorcht,
Nichts von Verträgen weiss, und nur auf *ihre*
Bedingung, nicht auf *seine,* mit ihm handelt.

WALLENSTEIN.

Wahr ist's! Sie sah'n mich immer, wie ich bin;
Ich hab' sie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

GRÄFINN.

Vielmehr — du hast dich furchtbar stets gezeigt.
Nicht *Du,* der stets sich selber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch.
Warst du ein Andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feu'r und Schwert durch Deutschlands Kreise zogst,
Die Geissel schwangest über alle Länder,
Hohn sprachest allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übtest,
Und jede Landeshoheit niedertratst,
Um deines Sultans Herrschaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den stolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweisen!
Doch wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückt' er diesen Frevelthaten
Sein kaiserliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's *für ihn* thatst, ist's heute
Auf einmal schändlich, weil es *gegen ihn*
Gerichtet wird?

WALLENSTEIN aufstehend.

Von dieser Seite sah ich's nie — Ja! dem
Ist wirklich so. Es übte dieser Kaiser
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geschehen sollten,
Und selbst den Fürstenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Diensten, die Verbrechen sind.

GRÄFINN.

Gestehe denn, dass zwischen dir und ihm
Die Rede nicht kann seyn von Pflicht und Recht.
Nur von der Macht und der *Gelegenheit!*
Der Augenblick ist da, wo du die Summe
Der grossen Lebensrechnung ziehen sollst;
Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es ist an der Zeit! Hast du
Dein Lebenlang umsonst der Sterne Lauf
Gemessen? — den Quadranten und den Zirkel
Geführt? — den Zodiak, die Himmelskugel
Auf diesen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Gestellt in stummen, ahnungsvollen Zeichen
Die sieben Herrscher des Geschicks,
Nur um ein eitles Spiel damit zu treiben?
Führt alle diese Zurüstung zu nichts,
Und ist kein Mark in dieser hohlen Kunst,
Dass sie dir selbst nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entscheidung?

WALLENSTEIN ist während dieser letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf- und abgegangen, und steht jetzt plötzlich stille, die Gräfinn unterbrechend.

Ruft mir den Wrangel, und es sollen gleich
Drei Boten satteln.

ILLO.

Nun gelobt sey Gott!

(Eilt hinaus.)

WALLENSTEIN.

Es ist sein böser Geist und meiner. *Ihn*
Straft er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschsucht,
Und ich erwart' es, dass der Rache Stahl
Auch schon für *meine* Brust geschliffen ist.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ärnten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.
Er kann mir nicht mehr trau'n, — so kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muss.
Recht stets behält das Schicksal; denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.

(zu Terzky.)

Bring' mir den Wrangel in mein Kabinet,
Die Boten will ich selber sprechen, schickt
Nach dem Octavio!

(zur Gräfinn, welche eine triumphirende Miene macht.)

Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände;
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

ZWEITER AUFZUG.

Ein Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. OCTAVIO PICCOLOMINI. *Bald darauf* MAX PICCOLOMINI.

WALLENSTEIN.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank;
Doch hab' ich sichre Nachricht, dass er sich
Zu Frauenberg versteckt bei'm Grafen Gallas.
Nimm Beide fest, und schick' sie mir hieher.
Du übernimmst die span'schen Regimenter.
Machst immer Anstalt, und bist niemals fertig,
Und treiben sie dich, gegen mich zu ziehn,
So sagst du Ja, und bleibst gefesselt stehn.
Ich weiss, dass dir ein Dienst damit geschieht,
In diesem Spiel dich müssig zu verhalten.
Du rettest gern, so lang du kannst, den Schein;
Extreme Schritte sind nicht deine Sache,
Drum hab' ich diese Rolle für dich ausgesucht;
Du wirst mir durch dein Nichtsthun diesmal
Am nützlichsten — Erklärt sich unterdessen
Das Glück für mich, so weisst du, was zu thun.

(Max Piccolomini tritt ein.)

Jetzt, Alter, geh. Du musst heut Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Diesen da
Behalt' ich hier — Macht's mit dem Abschied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiedersehn.

OCTAVIO zu seinem Sohn.

Wir sprechen uns noch.

(Geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. MAX PICCOLOMINI.

MAX nähert sich ihm.

Mein General —

WALLENSTEIN.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaisers Offizier dich nennst.

MAX.

So bleibt's dabei, du willst das Heer verlassen?

WALLENSTEIN.

Ich hab' des Kaisers Dienst entsagt.

MAX.

Und willst das Heer verlassen?

WALLENSTEIN.

Vielmehr hoff' ich,
Mir's enger noch und fester zu verbinden.

(Er setzt sich.)

Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde schlagen,
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude ist's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu lösen ist.
Doch, wo von zwei gewissen Uebeln eins
Ergriffen werden muss, wo sich das Herz
Nicht *ganz* zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da ist es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunst ist die Nothwendigkeit.
— Die ist vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
— Der Hof hat meinen Untergang beschlossen;
Drum bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute sind's und gute Freunde.

(Hält ein, Piccolomini's Antwort erwartend.)

— Ich hab' dich überrascht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

(Er steht auf, und geht nach hinten. Max steht lange unbeweglich, in den heftigsten Schmerz versetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenstein zurück und stellt sich vor ihn hin.)

MAX.

Mein General! — Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,

Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu sehn und war des rechten Pfad's gewiss.
Zum ersten Male heut' verweisest du
Mich an mich selbst und zwingst mich, eine Wahl
Zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

WALLENSTEIN.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geschick;
Du konntest spielend deine Pflichten üben,
Jedwedem schönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich scheiden
Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du musst Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
Sich jetzt entzündet.

MAX.

Krieg! Ist das der Name?
Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen;
Doch ist er gut, ist ein Geschick, wie sie.
Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was ist das für eine
Veränderung! Ziemt solche Sprache mir
Mit dir, der wie der feste Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeschienen!
O! welchen Riss erregst du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachsnen Trieb
Und des Gehorsams heilige Gewohnheit
Soll ich versagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angesicht von mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreit!

WALLENSTEIN.

Max, hör' mich an!

MAX.

O! thu' es nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine reinen, edeln Züge wissen
Noch nichts von dieser unglücksel'gen That.
Blos deine Einbildung befleckte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner hoheitblickenden Gestalt.
Wirf ihn heraus, den schwarzen Fleck, den Feind.
Ein böser Traum blos ist es dann gewesen,
Der jede sichr'e Tugend warnt. Es mag
Die Menschheit solche Augenblicke haben;
Doch siegen muss das glückliche Gefühl.
Nein, du wirst so nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menschen jede grosse
Natur und jedes mächtige Vermögen,
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht sich vertrauen mag.

WALLENSTEIN.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es,
Mir selbst schon sagt' ich, was du sagen kannst.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,
Das Aeusserste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muss Gewalt ausüben oder leiden —
So steht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig.

MAX.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Posten
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,
Wenn's seyn muss, treib's zur offenen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heisse, mit dir theilen.
Nur — zum *Verräther* werde nicht! Das Wort
Ist ausgesprochen, zum Verräther nicht!
Das ist kein überschrittnes Maass! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in seiner Kraft.
O! das ist ganz was Anders — das ist schwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

WALLENSTEIN mit finsterm Stirnfalten, doch gemässigt.

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heissen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maass, die nur sich selber richten.
Gleich heisst ihr Alles schändlich oder würdig,
Bös' oder gut — und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.
Eng ist die Welt und das Gehirn ist *weit*,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stossen sich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muss das Andre rücken;
Wer nicht vertrieben seyn will, muss vertreiben;
Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.
— Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es Keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muss man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

MAX mit Bedeutung.

O! fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten *nicht* Wort! Es sind Lügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiss! du kannst's!
Schick mich nach Wien. Ja, thue das. Lass mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
Er kennt dich nicht; ich aber kenne dich;
Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.

WALLENSTEIN.

Es ist zu spät. Du weisst nicht, was geschehn.

MAX.

Und wär's zu spät — und wär' es auch so weit,
Dass ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du standst.
Verliere das Kommando. Geh vom Schauplatz.
Du kannst's mit Glanze, thu's mit Unschuld auch.
— Du hast für Andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir selber! Ich begleite dich;
Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem deinen —

WALLENSTEIN.

Es ist zu spät. Indem du deine Worte
Verlierst, ist schon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
— Ergib dich drein! Wir handeln, wie wir müssen.
So lass uns das Nothwendige mit Würde,
Mit festem Schritte thun — Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäsar that, dess Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?

Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geist,
Gib mir sein Glück! Das Andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem schmerzvollen Kampfe gestanden, geht schnell ab. Wallenstein sieht ihm verwundert und betroffen nach, und steht in tiefe Gedanken verloren.)

DRITTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. TERZKY. *Gleich darauf* ILLO.

TERZKY.
Max Piccolomini verliess dich eben?
WALLENSTEIN.
Wo ist der Wrangel?
TERZKY.
Fort ist er.
WALLENSTEIN.
So eilig?
TERZKY.
Es war, als ob die Erd' ihn eingeschluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging;
Ich hatt' ihn noch zu sprechen, — doch weg war er,
Und Niemand wusste mir von ihm zu sagen.
Ich glaub', es ist der Schwarze selbst gewesen;
Ein Mensch kann nicht auf Einmal so verschwinden.
ILLO kommt.
Ist's wahr, dass du den Alten willst verschicken?
TERZKY.
Wie? Den Octavio! Wo denkst du hin?
WALLENSTEIN.
Er geht nach Frauenberg, die spanischen
Und welschen Regimenter anzuführen.
TERZKY.
Das wolle Gott nicht, dass du das volbringst!
ILLO.
Dem Falschen willst du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen lassen, grade jetzt,
In diesem Augenblicke der Entscheidung?
TERZKY.
Das wirst du nicht thun. Nein, um Alles nicht!
WALLENSTEIN.
Seltsame Menschen seyd ihr.
ILLO.
O nur diesmal
Gib unsrer Warnung nach. Lass ihn nicht fort.
WALLENSTEIN.
Und warum soll ich ihm dies Eine Mal
Nicht trauen, da ich's stets gethan? Was ist geschehn,
Das ihn um meine gute Meinung brächte?
Aus eurer Grille, nicht der meinen, soll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, dass ich ein Weib sey. Weil ich ihm
Getraut *bis* heut', will ich auch *heut'* ihm trauen.
TERZKY.
Muss es denn der *just* seyn? Schick' einen Andern!
WALLENSTEIN.
Der muss es seyn, den hab' ich mir erlesen.
Er taugt zu dem Geschäft. Drum gab ich's ihm.
ILLO.
Weil er ein Welscher ist, drum taugt er dir.
WALLENSTEIN.
Weiss wohl, ihr war't den Beiden nie gewogen,
Weil ich sie achte, liebe, euch und Andern
Vorziehe sichtbarlich, wie sie's verdienen,
Drum sind sie euch ein Dorn im Auge! Was
Geht euer Neid *mich* an und mein Geschäft?
Dass ihr sie hasst, das macht sie mir nicht schlechter.
Liebt oder hasst einander, wie ihr wollt;
Ich lasse Jedem seinen Sinn und Neigung,
Weiss doch, was mir ein Jeder von euch gilt.
ILLO.
Er geht nicht ab — müsst' ich die Räder ihm am Wagen
Zerschmettern lassen.
WALLENSTEIN.
Mässige dich, Illo!
TERZKY.
Der Questenberger, als er hier gewesen,
Hat stets zusammen auch gesteckt mit ihm.
WALLENSTEIN.
Geschah mit meinem Wissen und Erlaubniss.
TERZKY.
Und dass geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiss ich auch.
WALLENSTEIN.
Das ist nicht wahr.
ILLO.
O! du bist blind mit deinen seh'nden Augen!
WALLENSTEIN.
Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
Lügt Er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge.
Denn wisst, ich hab' ein Pfand vom Schicksal selbst,
Dass er der treuste ist von meinen Freunden.
ILLO.
Hast du auch eins, dass jenes Pfand nicht lüge?
WALLENSTEIN.
Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus sah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach
Der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: « So Vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine grosse Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese Alle
Das Schicksal wieder auseinander streut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschliesst.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! *Der* soll's seyn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen. »
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geist. Gross war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuss das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Ross und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag;
Da fasste plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.

« Mein Bruder, » sprach er, « reite heute nicht
» Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
» Das sich're Thier, das ich dir ausgesucht.
» Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum. »
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriss
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder.

ILLO.

Das war ein Zufall.

WALLENSTEIN *bedeutend.*

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
Versiegelt hab' ich's und verbrieft, dass Er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!

(Er geht.)

TERZKY.

Das ist mein Trost, der Max bleibt uns als Geissel.

ILLO.

Und der soll mir nicht lebend hier vom Platze.

WALLENSTEIN *bleibt stehen und kehrt sich um.*

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stundenlang!
— Des Menschen Thaten und Gedanken, wisst!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln,
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln.

(Gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

Zimmer in Piccolomini's Wohnung.

OCTAVIO PICCOLOMINI *reisefertig.* EIN ADJUTANT.

OCTAVIO.

Ist das Kommando da?

ADJUTANT.

Es wartet unten.

OCTAVIO.

Es sind doch sich're Leute, Adjudant?
Aus welchem Regimente nahmt ihr sie?

ADJUTANT.

Von Tiefenbach.

OCTAVIO.

Dies Regiment ist treu.
Lasst sie im Hinterhof sich ruhig halten,
Sich Niemand zeigen, bis ihr klingeln hört;
Dann wird das Haus geschlossen, scharf bewacht,
Und Jeder, den ihr antrefft, bleibt verhaftet.

(Adjutant ab.)

Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienstes,
Denn meines Kalkuls halt' ich mich gewiss.
Doch es gilt Kaisers Dienst, das Spiel ist gross,
Und besser, zu viel Vorsicht, als zu wenig.

FÜNFTER AUFTRITT.

OCTAVIO PICCOLOMINI. ISOLANI *tritt herein.*

ISOLANI.

Hier bin ich—Nun wer kommt noch von den Andern?

OCTAVIO *geheimnissvoll.*

Vorerst ein Wort mit Euch, Graf Isolani.

ISOLANI *geheimnissvoll.*

Soll's losgehn, will der Fürst was unternehmen?
Mir dürft ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

OCTAVIO.

Das kann geschehn.

ISOLANI.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer sind,
Und, kommt's zur That, das Weite schimpflich suchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan,
Weiss Gott, so ist's! Ich bin ihm Alles schuldig.
Auf meine Treue kann er bau'n.

OCTAVIO.

Es wird sich zeigen.

ISOLANI.

Nehmt Euch in Acht. Nicht Alle denken so.
Es halten's hier noch Viele mit dem Hof,
Und meinen, dass die Unterschrift von neulich,
Die abgestohlne, sie zu nichts verbinde.

OCTAVIO.

So? Nennt mir doch die Herren, die das meinen.

ISOLANI.

Zum Henker! Alle Deutschen sprechen so.
Auch Esterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müss' dem Hof gehorchen.

OCTAVIO.

Das freut mich.

ISOLANI.

Freut mich?

OCTAVIO.

Dass der Kaiser noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

ISOLANI.

Spasst nicht. Es sind nicht eben schlechte Männer.

OCTAVIO.

Gewiss nicht. Gott verhüte, dass ich spasse!
Sehr ernstlich freut es mich, die gute Sache
So stark zu sehn.

ISOLANI.

Was Teufel? Wie ist das?
Seyd Ihr denn nicht? Warum bin ich denn hier?

OCTAVIO *mit Ansehen.*

Euch zu erklären rund und nett, ob Ihr
Ein Freund wollt heissen, oder Feind des Kaisers?

ISOLANI *trotzig.*

Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, diese Frag' an mich zu thun.

OCTAVIO.

Ob mir das zukommt, mag dies Blatt Euch lehren.

ISOLANI.

Wa — was? Das ist des Kaisers Hand und Siegel.

(Liest.)

« Als werden sämmtliche Hauptleute unsrer
» Armee der Ordre unsres lieben, treuen,
» Des Generalleutnant Piccolomini,
» Wie unsrer eignen » — Hm — Ja — So — Ja, ja!
Ich—mach' Euch meinen Glückwunsch, Generalleutnant!

OCTAVIO.

Ihr unterwerft Euch dem Befehl?

ISOLANI.

Ich — aber
Ihr überrascht mich auch so schnell! — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

OCTAVIO.

Zwei Minuten.

ISOLANI.
Mein Gott, der Fall ist aber —
OCTAVIO.
Klar und einfach.
Ihr sollt erklären, ob Ihr Euren Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen.
ISOLANI.
Verrath—Mein Gott—Wer spricht denn von Verrath?
OCTAVIO.
Das ist der Fall. Der Fürst ist ein Verräther,
Will die Armee zum Feind hinüberführen.
Erklärt Euch kurz und gut. Wollt Ihr dem Kaiser
Abschwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt Ihr?
ISOLANI.
Was denkt Ihr? Ich des Kaisers Majestät
Abschwören? Sagt' ich so? Wann hätt' ich das
Gesagt?
OCTAVIO.
Noch habt Ihr's nicht gesagt. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob Ihr es werdet sagen.
ISOLANI.
Nun seht, das ist mir lieb, dass Ihr mir selbst
Bezeugt, ich habe so was nicht gesagt.
OCTAVIO.
Ihr sagt Euch also von dem Fürsten los?
ISOLANI.
Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.
OCTAVIO.
Und seyd entschlossen, gegen ihn zu fechten?
ISOLANI.
Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm ist,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung ist zerrissen.
OCTAVIO.
Mich freut's, dass Ihr in Gutem Euch gefügt.
Heut' Nacht in aller Stille brecht Ihr auf
Mit allen leichten Truppen; es muss scheinen,
Als käm die Ordre von dem Herzog selbst.
Zu Frauenberg ist der Versammlungsplatz,
Dort gibt Euch Gallas weitere Befehle.
ISOLANI.
Es soll geschehn. Gedenkt mir's aber auch
Beim Kaiser, wie bereit Ihr mich gefunden.
OCTAVIO.
Ich werd' es rühmen.
(Isolani geht, es kommt ein Bedienter.)
Oberst Buttler? Gut.
ISOLANI zurückkommend.
Vergebt mir auch mein barsches Wesen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wissen, welche grosse
Person ich vor mir hatte!
OCTAVIO.
Lass das gut seyn.
ISOLANI.
Ich bin ein lust'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein rasches Wörtlein über'n Hof
Entschlüpft zuweilen, in der Lust des Weins,
Ihr wisst ja, bös war's nicht gemeint.
(Geht ab.)
OCTAVIO.
Macht Euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Glück, sey uns auch so günstig bei den Andern!

SECHSTER AUFTRITT.

OCTAVIO PICCOLOMINI. BUTTLER.

BUTTLER.
Ich bin zu Eurer Ordre, Generalleutnant.
OCTAVIO.
Seyd mir als werther Gast und Freund willkommen!
BUTTLER.
Zu grosse Ehr' für mich.
OCTAVIO, nachdem Beide Platz genommen.
Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,
Womit ich gestern Euch entgegen kam,
Wohl gar als leere Formel sie verkannt.
Von Herzen ging mir jener Wunsch, es war
Mir Ernst um Euch, denn eine Zeit ist jetzt,
Wo sich die Guten eng verbinden sollten.
BUTTLER.
Die Gleichgesinnten können es allein.
OCTAVIO.
Und alle Guten nenn' ich gleichgesinnt.
Dem Menschen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Missverständnisse Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.
Ihr kam't durch Frauenberg. Hat Euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er ist mein Freund.
BUTTLER.
Er hat verlorne Worte nur gesprochen.
OCTAVIO.
Das hör' ich ungern, denn sein Rath war gut,
Und einen gleichen hätt' ich Euch zu geben.
BUTTLER.
Spart Euch die Müh' — mir die Verlegenheit,
So schlecht die gute Meinung zu verdienen.
OCTAVIO.
Die Zeit ist theuer; lasst uns offen reden.
Ihr wisst, wie hier die Sachen stehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann Euch mehr noch sagen,
Er hat ihn schon vollführt, geschlossen ist
Das Bündniss mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten schon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt sich, denn die Klugheit wacht,
Noch treue Freunde leben hier dem Kaiser,
Und mächtig steht ihr unsichtbarer Bund.
Dies Manifest erklärt ihn in die Acht,
Spricht los das Heer von des Gehorsams Pflichten,
Und alle Gutgesinnten ruft es auf,
Sich unter meiner Führung zu versammeln.
Nun wählt, ob Ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der Bösen böses Loos wollt theilen?
BUTTLER steht auf.
Sein Loos ist meines.
OCTAVIO.
Ist das Euer letzter
Entschluss?
BUTTLER.
Er ist's.
OCTAVIO.
Bedenkt Euch, Oberst Buttler.
Noch habt Ihr Zeit. In meiner treuen Brust
Begraben bleibt das raschgesprochne Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine bessere
Partei. Ihr habt die gute nicht ergriffen,
BUTTLER.
Befehlt Ihr sonst noch etwas, Generalleutnant?

OCTAVIO.
Seht Eure weissen Haare! Nehmt's zurück.
BUTTLER.
Lebt wohl!
OCTAVIO.
Was? Diesen guten, tapfern Degen
Wollt Ihr in solchem Streite ziehen? Wollt
In Fluch den Dank verwandeln, den Ihr Euch
Durch vierzigjähr'ge Treu verdient um Oestreich?
BUTTLER bitter lachend.
Dank vom Haus Oestreich!
(Er will gehen.)
OCTAVIO lässt ihn bis an die Thüre gehen, dann ruft er.
Buttler!
BUTTLER.
Was beliebt?
OCTAVIO.
Wie war es mit dem Grafen?
BUTTLER.
Grafen! Was?
OCTAVIO.
Dem Grafentitel, mein' ich.
BUTTLER heftig auffahrend.
Tod und Teufel!
OCTAVIO kalt.
Ihr suchtet darum nach. Man wies euch ab.
BUTTLER.
Nicht ungestraft sollt ihr mich höhnen. Zieht!
OCTAVIO.
Steckt ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will
Genugthuung nachher Euch nicht verweigern.
BUTTLER.
Mag alle Welt doch um die Schwachheit wissen,
Die ich mir selber nie verzeihen kann!
— Ja, Generalleutnant, ich besitze Ehrgeiz;
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
Es that mir wehe, dass Geburt und Titel
Bei der Armee mehr galten, als Verdienst.
Nicht schlechter wollt' ich seyn, als Meinesgleichen;
So liess ich mich in unglücksel'ger Stunde
Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!
Doch nicht verdient' ich, sie so hart zu büssen!
— Versagen konnte man's — Warum die Weigerung
Mit dieser kränkenden Verachtung schärfen,
Den alten Mann, den treu bewährten Diener,
Mit schwerem Hohn zermalmend niederschlagen,
An seiner Herkunft Schmach so rauh ihn mahnen,
Weil er in schwacher Stunde sich vergass!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkür übermüthig spielend tritt —
OCTAVIO.
Ihr müsst verläumdet seyn. Vermuthet Ihr
Den Feind, der Euch den schlimmen Dienst geleistet?
BUTTLER.
Sey's, wer es will! Ein niederträcht'ger Bube,
Ein Höfling muss es seyn, ein Spanier,
Der Junker irgend eines alten Hauses,
Dem ich im Licht mag stehn, ein neid'scher Schurke,
Den meine selbstverdiente Würde kränkt.
OCTAVIO.
Sagt, billigte der Herzog jenen Schritt?
BUTTLER.
Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich selbst für mich, mit edler Freundeswärme.
OCTAVIO.
So? Wisst Ihr das gewiss?
BUTTLER.
Ich las den Brief.
OCTAVIO bedeutend.
Ich auch — doch anders lautete sein Inhalt.
(Buttler wird betroffen.)
Durch Zufall bin ich im Besitz des Briefs,
Kann Euch durch eignen Anblick überführen.
(Er gibt ihm den Brief.)
BUTTLER.
Ha! was ist das?
OCTAVIO.
Ich fürchte, Oberst Buttler,
Man hat mit Euch ein schändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, sagt Ihr, trieb Euch zu dem Schritt? —
In diesem Briefe spricht er mit Verachtung
Von Euch, räth dem Minister, Euren Dünkel,
Wie er ihn nennt, zu züchtigen.
(Buttler hat den Brief gelesen, seine Kniee zittern, er greift nach einem Stuhl, setzt sich nieder.)
Kein Feind verfolgt Euch. Niemand will Euch übel.
Dem Herzog schreibt allein die Kränkung zu,
Die Ihr empfangen; deutlich ist die Absicht.
Losreissen wollt' er Euch von Eurem Kaiser —
Von Eurer Rache hofft' er zu erlangen,
Was Eure wohlbewährte Treu' ihn nimmer
Erwarten liess, bei ruhiger Besinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er Euch, zum Mittel
Verworfner Zwecke Euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Pfade,
Auf dem Ihr vierzig Jahre seyd gewandelt.
BUTTLER mit der Stimme bebend.
Kann mir des Kaisers Majestät vergeben?
OCTAVIO.
Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,
Die unverdient dem Würdigen geschehn.
Aus freiem Trieb bestätigt sie die Schenkung,
Die Euch der Fürst zu bösem Zweck gemacht.
Das Regiment ist Euer, das ihr führt.
(Buttler will aufstehen, sinkt zurück. Sein Gemüth arbeitet heftig, er versucht zu reden und vermag es nicht. Endlich nimmt er den Degen vom Gehänge, und reicht ihn dem Piccolomini.)
Was wollt Ihr? Fasst Euch!
BUTTLER.
Nehmt!
OCTAVIO.
Wozu? Besinnt Euch!
BUTTLER.
Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieses Degens.
OCTAVIO.
Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand,
Und führt ihn stets mit Ehre für das Recht.
BUTTLER.
Die Treue brach ich solchem gnäd'gen Kaiser!
OCTAVIO.
Macht's wieder gut. Schnell trennt Euch von dem Herzog!
BUTTLER.
Mich von ihm trennen!
OCTAVIO.
Wie? Bedenkt Ihr Euch?
BUTTLER furchtbar ausbrechend.
Nur von ihm trennen? O! er soll nicht leben!
OCTAVIO.
Folgt mir nach Frauenberg, wo alle Treuen
Bei Gallas sich und Altringer versammeln.
Viel Andre bracht' ich noch zu ihrer Pflicht
Zurück; heut' Nacht entfliehen sie aus Pilsen. —

BUTTLER ist heftig bewegt auf- und abgegangen, und tritt zu Octavio mit entschlossenem Blick.

Graf Piccolomini! Darf Euch der Mann
Von Ehre sprechen, der die Treue brach?

OCTAVIO.

Der darf es, der so ernstlich es bereut.

BUTTLER.

So lasst mich hier, auf Ehrenwort.

OCTAVIO.

Was sinnt Ihr?

BUTTLER.

Mit meinem Regimente lasst mich bleiben.

OCTAVIO.

Ich darf Euch trau'n. Doch sagt mir, was Ihr brütet?

BUTTLER.

Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter!
Traut mir! Ihr könnt's! Bei Gott! Ihr überlasset
Ihn seinem guten Engel nicht! — Lebt wohl!

(Geht ab.)

BEDIENTER bringt ein Billet.

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des Fürsten Pferde stehen auch schon unten.

(Ab.)

OCTAVIO liest.

« Macht, dass Ihr fortkommt. Euer treuer Isolan. »
— O läge diese Stadt erst hinter mir!
So nah dem Hafen sollten wir noch scheitern?
Fort! Fort! Hier ist nicht länger Sicherheit
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

SIEBENTER AUFTRITT.

BEIDE PICCOLOMINI.

(Max kommt in der heftigsten Gemüthsbewegung, seine Blicke rollen wild, sein Gang ist unstät, er scheint den Vater nicht zu bemerken, der von ferne steht und ihn mitleidig ansieht. Mit grossen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt wieder stehen, und wirft sich zuletzt in einen Stuhl, gerade vor sich hin starrend.)

OCTAVIO nähert sich ihm.

Ich reise ab, mein Sohn.

(Da er keine Antwort erhält, fasst er ihn bei der Hand.)

Mein Sohn, leb' wohl!

MAX.

Leb' wohl!

OCTAVIO.

Du folgst mir doch bald nach?

MAX ohne ihn anzusehen.

Ich dir?
Dein Weg ist krumm, er ist der meine nicht.

(Octavio lässt seine Hand los, fährt zurück.)

O! wärst du wahr gewesen und gerade,
Nie kam es dahin, Alles stünde anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bei ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.
Warum so heimlich, hinterlistig lauernd,
Gleich einem Dieb und Diebeshelfer schleichen?
Unsel'ge Falschheit! Mutter alles Bösen!
Du jammerbringende, verderbest uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater!
Ich kann dich nicht entschuldigen, ich kann's nicht.
Der Herzog hat mich hintergangen, schrecklich,
Du aber hast viel besser nicht gehandelt.

OCTAVIO.

Mein Sohn, ach! ich verzeihe deinem Schmerz.

MAX steht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken.

Wär's möglich, Vater? Vater? Hättest du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du steigst durch seinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

OCTAVIO.

Gott im Himmel!

MAX.

Weh mir! Ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung ist dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht Alles! Sie ja lebt mir noch,
Und sie ist wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug ist überall und Heuchelschein,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath;
Der einzig reine Ort ist unsre Liebe,
Der unentweihte in der Menschlichkeit.

OCTAVIO.

Max! Folg' mir lieber gleich, das ist doch besser.

MAX.

Was? Eh' ich Abschied noch von ihr genommen?
Den letzten? — Nimmermehr!

OCTAVIO.

Erspare dir
Die Qual der Trennung, der nothwendigen.
Komm' mit mir! Komm, mein Sohn!

(Will ihn fortziehn.)

MAX.

Nein. So wahr Gott lebt!

OCTAVIO dringender.

Komm mit mir. Ich gebiete dir's, dein Vater.

MAX.

Gebiete mir, was menschlich ist. Ich bleibe.

OCTAVIO.

Max! In des Kaisers Namen, folge mir!

MAX.

Kein Kaiser hat dem Herzen vorzuschreiben;
Und willst du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig liess, ihr Mitleid?
Muss grausam auch das Grausame geschehn?
Das Unabänderliche soll ich noch
Unedel thun, mit heimlich feiger Flucht,
Wie ein Unwürdiger mich von ihr stehlen?
Sie soll mein Leiden sehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerrissnen Seele,
Und Thränen um mich weinen — O! die Menschen
Sind grausam, aber sie ist wie ein Engel.
Sie wird von grässlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, diesen Schmerz des Todes
Mit sanften Trostesworten klagend lösen.

OCTAVIO.

Du reissest dich nicht los, vermagst es nicht.
O! komm, mein Sohn, und rette deine Tugend.

MAX.

Verschwende deine Worte nicht vergebens!
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

OCTAVIO ausser Fassung zitternd.

Max! Max! Wenn das Entsetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich [darf's
Nicht denken! dich dem Schändlichen verkaufst,
Dies Brandmal aufdrückst unsers Hauses Adel,
Dann soll die Welt das Schauderhafte sehn,
Und von des Vaters Blute triefen soll
Des Sohnes Stahl, im grässlichen Gefechte.

MAX.

O! hättest du vom Menschen besser stets
Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.
Fluchwürd'ger Argwohn! Unglücksel'ger Zweifel!
Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes,

Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.

OCTAVIO.

Und trau' ich deinem Herzen auch, wirds immer
In deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?

MAX.

Du hast des Herzens Stimme nicht bezwungen;
So wenig wird der Herzog es vermögen.

OCTAVIO.

O! Max, ich seh' dich niemals wiederkehren!

MAX.

Unwürdig deiner wirst du nie mich sehn.

OCTAVIO.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Lass ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu bedecken.
Sie lieben dich, und sind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer streitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

MAX.

Verlass dich drauf, ich lasse fechtend hier
Das Leben, oder führe sie aus Pilsen.

OCTAVIO aufbrechend.

Mein Sohn, leb' wohl!

MAX.

Leb' wohl!

OCTAVIO.

Wie? Keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abschied?
Es ist ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiss, verhüllt ist der Erfolg.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

(Max fällt in seine Arme; sie halten einander lange schweigend umfasst, dann entfernen sie sich nach verschiedenen Seiten.)

DRITTER AUFZUG.

Saal bei der Herzoginn von Friedland.

ERSTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY. THEKLA. *Fräulein* VON NEUBRUNN.

(Beide Letztere mit weiblichen Arbeiten beschäftigt.

GRÄFINN.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von Euch.
Könnt Ihr's ertragen, in so langer Zeit
Nicht einmal seinen Namen auszusprechen?
Wie? Oder wär' ich jetzt schon überflüssig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Gesteht mir, Nichte. Habt Ihr ihn gesehn?

THEKLA.

Ich hab' ihn heut' und gestern nicht gesehn.

GRÄFINN.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts!

THEKLA.

Kein Wort.

GRÄFINN.

Und könnt so ruhig seyn!

THEKLA.

Ich bin's.

GRÄFINN.

Verlasst uns, Neubrunn.

(Fräulein von Neubrunn entfernt sich.)

ZWEITER AUFTRITT.

GRÄFINN. THEKLA.

GRÄFINN.

Es gefällt mir nicht,
Dass er sich grade jetzt so still verhält.

THEKLA.

Gerade jetzt!

GRÄFINN.

Nachdem er Alles weiss!
Denn jetzo wär's die Zeit, sich zu erklären.

THEKLA.

Sprecht deutlicher, wenn ich's verstehen soll.

GRÄFINN.

In dieser Absicht schickt' ich sie hinweg.
Ihr seyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz
Ist mündig, denn Ihr liebt, und kühner Muth
Ist bei der Liebe. Den habt Ihr bewiesen.
Ihr artet mehr nach Eures Vaters Geist,
Als nach der Mutter ihrem. Darum könnt Ihr hören,
Was *sie* nicht fähig ist, zu tragen.

THEKLA.

Ich bitt' Euch, endet diese Vorbereitung.
Sey's, was es sey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängstigen, als dieser Eingang.
Was habt Ihr mir zu sagen? Fasst es kurz.

GRÄFINN.

Ihr müsst nur nicht erschrecken —

THEKLA.

Nennt's! Ich bitt' Euch.

GRÄFINN.

Es steht bei Euch, dem Vater einen grossen Dienst
Zu leisten —

THEKLA.

Bei *mir* stünde das! Was kann —

GRÄFINN.

Max Piccolomini liebt Euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

THEKLA.

Braucht's dazu meiner? Ist er es nicht schon?

GRÄFINN.

Er war's.

THEKLA.

Und warum sollt' er's nicht mehr seyn,
Nicht immer bleiben?

GRÄFINN.

Auch am Kaiser hängt er.

THEKLA.

Nicht mehr, als Pflicht und Ehre von ihm fordern.

GRÄFINN.

Von seiner Liebe fordert man Beweise,
Und nicht von seiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das sind vieldeutig doppelsinn'ge Namen,
Ihr sollt sie ihm auslegen; seine Liebe
Soll seine Ehre ihm erklären.

THEKLA.

Wie?

GRÄFINN.

Er soll dem Kaiser oder Euch entsagen.

THEKLA.

Er wird den Vater gern in den Privatstand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm selbst,
Wie sehr er wünscht, die Waffen wegzulegen.

GRÄFINN.

Er soll sie nicht weglegen, ist die Meinung;
Er soll sie für den Vater ziehn.

THEKLA.

Sein Blut,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.

GRÄFINN.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun so hört.
Der Vater ist vom Kaiser abgefallen,
Steht im Begriff, sich zu dem Feind zu schlagen,
Mit samt dem ganzen Heer —

THEKLA.

O meine Mutter!

GRÄFINN.

Es braucht ein grosses Beispiel, die Armee
Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bei dem Heer in Ansehn; sie beherrschen
Die Meinung und entscheidend ist ihr Vorgang.
Des Vaters sind wir sicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in Eurer Hand.

THEKLA.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

GRÄFINN.

Sie wird in das Nothwendige sich fügen.
Ich kenne sie — Das Ferne, Künftige beängstigt
Ihr fürchtend Herz; was unabänderlich
Und wirklich da ist, trägt sie mit Ergebung.

THEKLA.

O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt ist sie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen schaudernd greift.
Ich wusst' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weissagte mir's das bange Vorgefühl,
Dass über mir die Unglückssterne stünden —
Doch warum denk' ich jetzt zuerst an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

GRÄFINN.

Fasst Euch.
Brecht nicht in eitle Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund, Euch den Geliebten,
So kann noch Alles gut und glücklich werden.

THEKLA.

Gut werden! Was? Wir sind getrennt auf immer! —
Ach, davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

GRÄFINN.

Er lässt Euch nicht! Er kann nicht von Euch lassen.

THEKLA.

O der Unglückliche!

GRÄFINN.

Wenn er Euch wirklich liebt, wird sein Entschluss
Geschwind gefasst seyn.

THEKLA.

Sein Entschluss wird bald
Gefasst seyn, daran zweifelt nicht. Entschluss!
Ist hier noch ein Entschluss?

GRÄFINN.

Fasst Euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

THEKLA.

Wie werd' ich ihren Anblick
Ertragen?

GRÄFINN.

Fasst Euch.

DRITTER AUFTRITT.

DIE HERZOGINN. VORIGE.

HERZOGINN zur Gräfinn.

Schwester! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

GRÄFINN.

Es war Niemand.

HERZOGINN.

Ich bin so schreckhaft. Jedes Rauschen kündigt mir
Den Fusstritt eines Unglücksboten an.
Könnt Ihr mir sagen, Schwester, wie es steht?
Wird er dem Kaiser seinen Willen thun,
Dem Kardinal die Reiter senden? Sprecht,
Hat er den Questenberg mit einer guten
Antwort entlassen?

GRÄFINN.

— Nein, das hat er nicht.

HERZOGINN.

O dann ist's aus! Ich seh' das Aergste kommen.
Sie werden ihn absetzen, es wird Alles wieder
So werden, wie zu Regensburg.

GRÄFINN.

So wird's
Nicht werden. Diesmal nicht. Dafür seyd ruhig.

(Thekla, heftig bewegt, stürzt auf die Mutter zu und schliesst sie weinend in die Arme.)

HERZOGINN.

O der unbeugsam ungezähmte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieser Ehe unglücksvollem Bund;
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefesselt,
Das rastlos eilend, ewig, heftig, treibt,
Bracht' ich ein angstvoll Leben mit ihm zu,
Und stets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, schwindelnd riss er mich dahin.
—Nein, weine nicht, mein Kind. Lass dir mein Leiden
Zu keiner bösen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es lebt kein zweiter Friedland, du, mein Kind,
Hast deiner Mutter Schicksal nicht zu fürchten.

THEKLA.

O lassen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell! Schnell! Hier ist kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächste Stunde brütet irgend
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

HERZOGINN.

Dir wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, sahen schöne Tage.
Der ersten Jahre denk' ich noch mit Lust.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend ras't.
Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das musst' ihm gerathen.
Doch seit dem Unglückstag zu Regensburg,
Der ihn von seiner Höh' herunterstürzte,
Ist ein unsteter, ungesell'ger Geist
Argwöhnisch, finster, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend,
Wandt' er sein Herz den dunkeln Künsten zu,
Die keinen, der sie pflegte, noch beglückt.

GRÄFINN.

Ihr seht's mit Euren Augen — Aber ist
Das ein Gespräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier seyn, wisst Ihr. Soll er *sie*
In diesem Zustand finden?

HERZOGINN.

Komm, mein Kind.
Wisch deine Thränen ab. Zeig deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Sieh, die Schleife hier
Ist los — Dies Haar muss aufgebunden werden.
Komm, trockne deine Thränen. Sie entstellen

Dein holdes Auge — Was ich sagen wollte?
Ja, dieser Piccolomini ist doch
Ein würd'ger Edelmann und voll Verdienst.

GRÄFINN.

Das ist er, Schwester.

THEKLA zur Gräfinn beängstigt.

Tante, wollt Ihr mich
Entschuldigen? (*Will gehen.*)

GRÄFINN.

Wohin? Der Vater kommt.

THEKLA.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn.

GRÄFINN.

Er wird Euch aber
Vermissen, nach Euch fragen.

HERZOGINN.

Warum geht sie?

THEKLA.

Es ist mir unerträglich, ihn zu sehn.

GRÄFINN zur Herzoginn.

Ihr ist nicht wohl.

HERZOGINN besorgt.

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beide folgen dem Fräulein und sind beschäftigt, sie zurückzuhalten. Wallenstein erscheint, im Gespräch mit Illo.)

VIERTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. ILLO. VORIGE.

WALLENSTEIN.

Es ist noch still im Lager?

ILLO.

Alles still.

WALLENSTEIN.

In wenig Stunden kann die Nachricht da seyn
Aus Prag, dass diese Hauptstadt unser ist.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den hies'gen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wissen thun.
In solchen Fällen thut das Beispiel Alles.
Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf,
Und wer der Vorderste ist, führt die Heerde.
Die Prager Truppen wissen es nicht anders,
Als dass die Pilsner Völker uns gehuldigt,
Und hier in Pilsen sollen sie uns schwören,
Weil man zu Prag das Beispiel hat gegeben.
— Der Buttler, sagst du, hat sich nun erklärt?

ILLO.

Aus freiem Trieb, unaufgefordert kam er,
Sich selbst, sein Regiment dir anzubieten.

WALLENSTEIN.

Nicht jeder Stimme, find' ich, ist zu glauben,
Die warnend sich im Herzen lässt vernehmen.
Uns zu berücken, borgt der Lügengeist
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit,
Und streut betrügliche Orakel aus.
So hab' ich diesem würdig braven Mann,
Dem Buttler, stilles Unrecht abzubitten,
Denn ein Gefühl, dess ich nicht Meister bin,
Furcht möcht' ich's nicht gern nennen, überschleicht
In seiner Nähe schaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.
Und dieser Redliche, vor dem der Geist
Mich warnt, reicht mir das erste Pfand des Glücks.

ILLO.

Und sein geachtet Beispiel, zweifle nicht,
Wird dir die Besten in dem Heer gewinnen.

WALLENSTEIN.

Jetzt geh' und schick mir gleich den Isolan
Hieher, ich hab ihn mir noch jüngst verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geh!

(Illo geht hinaus; unterdessen sind die Uebrigen wieder vorwärts gekommen.)

WALLENSTEIN.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geschäften ruhn—
Kommt! Mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

GRÄFINN.

Wir waren lang nicht so beisammen, Bruder.

WALLENSTEIN bei Seite zur Gräfinn.

Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?

GRÄFINN.

Noch nicht.

WALLENSTEIN.

Komm her, mein Mädchen! Setz' dich zu mir.
Es ist ein guter Geist auf deinen Lippen;
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Gepriesen, es soll eine zarte Stimme
Des Wohllauts in dir wohnen, die die Seele
Bezaubert. Eine solche Stimme brauch'
Ich jetzt, den bösen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die schwarzen Flügel schlägt.

HERZOGINN.

Wo hast du deine Zither, Thekla? Komm.
Lass deinen Vater eine Probe hören
Von deiner Kunst.

THEKLA.

O meine Mutter! Gott!

HERZOGINN.

Komm, Thekla, und erfreue deinen Vater.

THEKLA.

Ich kann nicht, Mutter —

GRÄFINN.

Wie? Was ist das, Nichte!

THEKLA zur Gräfinn.

Verschont mich — Singen — jetzt — in dieser Angst
Der schwer beladnen Seele — vor ihm singen —
Der meine Mutter stürzt ins Grab!

HERZOGINN.

Wie, Thekla, Launen? Soll dein güt'ger Vater
Vergeblich einen Wunsch geäussert haben?

GRÄFINN.

Hier ist die Zither.

THEKLA.

O mein Gott — Wie kann ich —

(Hält das Instrument mit zitternder Hand, ihre Seele arbeitet im heftigsten Kampf, und im Augenblick, da sie anfangen soll zu singen, schaudert sie zusammen, wirft das Instrument weg und geht schnell ab.)

HERZOGINN.

Mein Kind — o sie ist krank!

WALLENSTEIN.

Was ist dem Mädchen? Pflegt sie so zu seyn?

GRÄFINN.

Nun weil sie es denn selbst verräth, so will
Auch ich nicht länger schweigen.

WALLENSTEIN.

Wie?

GRÄFINN.

Sie liebt ihn.

WALLENSTEIN.

Liebt! Wen?

GRÄFINN.

Den Piccolomini liebt sie.
Hast du es nicht bemerkt? Die Schwester auch nicht

HERZOGINN.
O wär es dies, was ihr das Herz beklemmte!
Gott segne dich, mein Kind! Du darfst
Dich deiner Wahl nicht schämen.

GRÄFINN.
Diese Reise —
Wenn's deine Absicht nicht gewesen, schreib's
Dir selber zu. Du hättest einen andern
Begleiter wählen sollen!

WALLENSTEIN.
Weiss er's?

GRÄFINN.
Er hofft sie zu besitzen.

WALLENSTEIN.
Hofft
Sie zu besitzen — Ist der Junge toll?

GRÄFINN.
Nun mag sie's selber hören!

WALLENSTEIN.
Die Friedländerinn
Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken stehen ihm nicht niedrig.

GRÄFINN.
Weil du so viele Gunst ihm stets bezeugt,
So —

WALLENSTEIN.
— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja, ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
Hat das mit meiner Tochter Hand zu schaffen?
Sind es die Töchter! sind's die einz'gen Kinder,
Womit man seine Gunst bezeugt?

HERZOGINN.
Sein adeliger Sinn und seine Sitten —

WALLENSTEIN.
Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

HERZOGINN.
Sein Stand und seine Ahnen —

WALLENSTEIN.
Ahnen! Was!
Er ist ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen suchen.

HERZOGINN.
O lieber Herzog! Streben wir nicht allzu hoch
Hinauf, dass wir zu tief nicht fallen mögen.

WALLENSTEIN.
Liess ich mir's so viel kosten, in die Höh'
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menschen weg zu ragen, um zuletzt
Die grosse Lebensrolle mit gemeiner
Verwandtschaft zu beschliessen? — Hab' ich darum —
(Plötzlich hält er inne, sich fassend.)
Sie ist das Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden; eine Krone will ich sehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Alles — Alles setz' ich dran, um *sie*
Recht gross zu machen — ja, in *der* Minute,
Worin wir sprechen —
(Er besinnt sich.)
Und ich sollte nun,
Wie ein weichherz'ger Vater, was sich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zusammengeben?
Und jetzt soll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Kranz will setzen —
Nein, sie ist mir ein langgespartes Kleinod,
Die höchste letzte Münze meines Schatzes,
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich sie
Als um ein Königsscepter loszuschlagen —

HERZOGINN.
O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen fort und fort
Und denken nicht dran, dass der schmale Grund
Das schwindelnd schwanke Werk nicht tragen kann.

WALLENSTEIN zur Gräfinn.
Hast du ihr angekündigt, welchen Wohnsitz
Ich ihr bestimmt?

GRÄFINN.
Noch nicht. Entdeckt's ihr selbst.

HERZOGINN.
Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

WALLENSTEIN.
Nein.

HERZOGINN.
Oder sonst auf keines Ihrer Güter?

WALLENSTEIN.
Sie würden dort nicht sicher seyn.

HERZOGINN.
Nicht sicher
In Kaisers Landen, unter Kaisers Schutz?

WALLENSTEIN.
Den hat des Friedlands Gattinn nicht zu hoffen.

HERZOGINN.
O Gott, bis dahin haben Sie's gebracht!

WALLENSTEIN.
In Holland werden Sie Schutz finden.

HERZOGINN.
Was?
Sie senden uns in lutherische Länder?

WALLENSTEIN.
Der Herzog Franz von Lauenburg wird Ihr
Geleitsmann dahin seyn.

HERZOGINN.
Der Lauenburger?
Der's mit dem Schweden hält? Des Kaisers Feind?

WALLENSTEIN.
Des Kaisers Feinde sind die meinen nicht mehr.

HERZOGINN sieht den Herzog und die Gräfinn schreckensvoll an.
Ist's also wahr? Es ist? Sie sind gestürzt?
Sind vom Kommando abgesetzt? O Gott
Im Himmel!

GRÄFINN seitwärts zum Herzog.
Lassen wir sie bei dem Glauben.
Du siehst, dass sie die Wahrheit nicht ertrüge.

FÜNFTER AUFTRITT.

GRAF TERZKY. VORIGE.

GRÄFINN.
Terzky! Was ist ihm? Welches Bild des Schreckens,
Als hätt' er ein Gespenst gesehn!

TERZKY Wallenstein bei Seite führend, heimlich.
Ist's dein Befehl, dass die Kroaten reiten?

WALLENSTEIN.
Ich weiss von nichts.

TERZKY.
Wir sind verrathen!

WALLENSTEIN.
Was?

TERZKY.
Sie sind davon, heut Nacht, die Jäger auch;
Leer stehen alle Dörfer in der Runde.

WALLENSTEIN.
Und Isolan?

TERZKY.
Den hast du ja verschickt.
WALLENSTEIN.
Ich?
TERZKY.
Nicht? Du hast ihn nicht verschickt? Auch nicht
Den Deodat? Sie sind verschwunden Beide.

SECHSTER AUFTRITT.

ILLO. VORIGE.

ILLO.
Hat dir der Terzky —
TERZKY.
Er weiss Alles.
ILLO.
Auch dass Maradas, Esterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, dich verlassen? —
TERZKY.
Teufel!
WALLENSTEIN winkt.
Still!
GRÄFINN hat sie von Weitem ängstlich beobach tet, tritt hinzu.
Terzky! Gott! Was gibt's? Was ist geschehn?
WALLENSTEIN im Begriff aufzubrechen.
Nichts! Lasst uns gehen.
TERZKY will ihm folgen.
Es ist nichts, Therese.
GRÄFINN hält ihn.
Nichts? Seh' ich nicht, dass alles Lebensblut
Aus euren geisterbleichen Wangen wich,
Dass selbst der Bruder Fassung nur erkünstelt?
PAGE kommt.
Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky.
(Terzky folgt dem Pagen.)
WALLENSTEIN.
Hör', was er bringt — (*zu Illo*) Dass konnte nicht so
Geschehen ohne Meuterei — Wer hat [heimlich
Die Wache an den Thoren?
ILLO.
Tiefenbach.
WALLENSTEIN.
Lass Tiefenbach ablösen unverzüglich,
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre!
Hast du von Buttlern Kundschaft?
ILLO.
Buttlern traf ich.
Gleich ist er selber hier. Der hält dir fest.
(Illo geht. Wallenstein will ihm folgen.)
GRÄFINN.
Lass ihn nicht von dir, Schwester! Halt' ihn auf —
Es ist ein Unglück —
HERZOGINN.
Gro-ser Gott! Was ist's?
(Hängt sich an ihn.)
WALLENSTEIN erwehrt sich ihrer.
Seyd ruhig! Lasst mich! Schwester! Liebes Weib,
Wir sind im Lager! Da ist's nun nicht anders,
Da wechseln Sturm und Sonnenschein geschwind,
Schwer lenken sich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —
Wenn ich soll bleiben, geht! Denn übel stimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.
(Er will gehen, Terzky kommt zurück.)
TERZKY.
Bleib hier. Von diesem Fenster muss man's sehn.
WALLENSTEIN zur Gräfinn.
Geht, Schwester!
GRÄFINN.
Nimmermehr!
WALLENSTEIN.
Ich will's.
TERZKY führt sie bei Seite, mit einem bedeutenden Wink auf die Herzoginn.
Therese!
HERZOGINN.
Komm, Schwester! weil er es befiehlt.
(Gehen ab.)

SIEBENTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. GRAF TERZKY.

WALLENSTEIN ans Fenster tretend.
Was gibt's denn?
TERZKY.
Es ist ein Rennen und Zusammenlaufen
Bei allen Truppen. Niemand weiss die Ursach.
Geheimnissvoll, mit einer finstern Stille,
Stellt jedes Corps sich unter seine Fahnen;
Die Tiefenbacher machen böse Mienen;
Nur die Wallonen stehen abgesondert
In ihrem Lager, lassen Niemand zu,
Und halten sich gesetzt, so wie sie pflegen.
WALLENSTEIN.
Zeigt Piccolomini sich unter ihnen?
TERZKY.
Man sucht ihn; er ist nirgends anzutreffen.
WALLENSTEIN.
Was überbrachte denn der Adjutant?
TERZKY.
Ihn schickten meine Regimenter ab,
Sie schwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegeslust den Aufruf zum Gefechte.
WALLENSTEIN.
Wie aber kam der Lärmen in das Lager?
Es sollte ja dem Heer verschwiegen bleiben,
Bis sich zu Prag das Glück für uns entschieden.
TERZKY.
O dass du mir geglaubt! Noch gestern Abends
Beschwuren wir dich, den Octavio,
Den Schleicher, aus den Thoren nicht zu lassen,
Du gabst die Pferde selber ihm zur Flucht —
WALLENSTEIN.
Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von diesem thörichten Verdacht!
TERZKY.
Dem Isolani hast du auch getraut,
Und war der Erste doch, der dich verliess.
WALLENSTEIN.
Ich zog ihn gestern erst aus seinem Elend.
Fahr hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.
TERZKY.
Und so sind Alle, Einer wie der Andre.
WALLENSTEIN.
Und thut er unrecht, dass er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er sein Leben lang
Am Spieltisch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloss er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War *ich* ihm was, er *mir?* Das Schiff nur bin ich,
Auf das er seine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freie Meer
Durchsegelte; er sieht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet schnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbar'n Zweige,
Wo er genistet, fliegt er von mir auf;

Kein menschlich Band ist unter uns zerrissen.
Ja, der verdient, betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

TERZKY.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber,
Als jenen tiefgefurchten, anvertrauen.

ACHTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. TERZKY. ILLO *kommt wüthend.*

ILLO.

Verrath und Meuterei!

TERZKY.

Ha! was nun wieder?

ILLO.

Die Tiefenbacher, als ich Ordre gab,
Sie abzulösen — Pflichtvergess'ne Schelmen!

TERZKY.

Nun?

WALLENSTEIN.

Was denn?

ILLO.

Sie verweigern den Gehorsam.

TERZKY.

So lass sie niederschiessen! O gib Ordre!

WALLENSTEIN.

Gelassen! Welche Ursach geben sie?

ILLO.

Kein Andrer sonst hab' ihnen zu befehlen,
Als Generalleutnant Piccolomini.

WALLENSTEIN.

Was — Wie ist das?

ILLO.

So hab' er's hinterlassen,
Und eigenhändig vorgezeigt vom Kaiser.

TERZKY.

Vom Kaiser — Hörst du's, Fürst!

ILLO.

Auf seinen Antrieb
Sind gestern auch die Obersten entwichen.

TERZKY.

Hörst du's!

ILLO.

Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch sechs andre Generale werden
Vermisst, die er bered't hat, ihm zu folgen.
Das hab' er Alles schon seit lange schriftlich
Bei sich gehabt vom Kaiser, und noch jüngst
Erst abgeredet mit dem Questenberger.

(Wallenstein sinkt auf einen Stuhl und verhüllt sich das Gesicht.)

TERZKY.

O hättest du mir doch geglaubt!

NEUNTER AUFTRITT.

GRÄFINN. VORIGE.

GRÄFINN.

Ich kann die Angst — ich kann's nicht länger tragen;
Um Gotteswillen, sagt mir, was es ist.

ILLO.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini ist ein Verräther.

GRÄFINN.

O meine Ahnung!

(Stürzt aus dem Zimmer.)

TERZKY.

Hätt' man *mir* geglaubt!
Da siehst du's, wie die Sterne dir gelogen!

WALLENSTEIN richtet sich auf.

Die Sterne lügen nicht, *das* aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung.
Wo die Natur aus ihren Gränzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft. War es
Ein Aberglaube, menschliche Gestalt
Durch keinen solchen Argwohn zu entehren,
O nimmer schäm' ich dieser Schwachheit mich!
Religion ist in der Thiere Trieb;
Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Busen stossen.
Das war kein Heldenstück, Octavio!
Nicht deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordstreich auf, du führtest
Ihn ruchlos auf die unbeschützte Brust;
Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen.

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. BUTTLER.

TERZKY.

O sieh da! Buttler! Das ist noch ein Freund!

WALLENSTEIN geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umfasst ihn mit Herzlichkeit.

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.

BUTTLER.

Mein General — Ich komme —

WALLENSTEIN sich auf seine Schultern lehnend.

Weisst du's schon?
Der Alte hat dem Kaiser mich verrathen.
Was sagst du? Dreissig Jahre haben wir
Zusammen ausgelebt und ausgehalten.
In Einem Feldbett haben wir geschlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Bissen
Getheilt; ich stützte mich auf ihn, wie ich
Auf *deine* treue Schulter jetzt mich stütze,
Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Brust an seiner schlägt,
Ersieht er sich den Vortheil, sticht das Messer
Mir listig lauernd, langsam, in das Herz!

(Er verbirgt das Gesicht an Buttlers Brust.)

BUTTLER.

Vergesst den Falschen! Sagt, was wollt Ihr thun?

WALLENSTEIN.

Wohl, wohl gesprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?
Das Schicksal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugesendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, dass sein Verlust
Mich schmerze, o! mich schmerzt nur der Betrug.

Denn werth und theuer waren mir die Beiden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig,
Er hat mich nie getäuscht, er nicht — Genug,
Genug davon! Jetzt gilt es schnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky schickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erscheinen.
Was er auch bringen mag, er darf den Meutern
Nicht in die Hände fallen. Drum geschwind,
Schickt einen sichern Boten ihm entgegen,
Der auf geheimem Weg ihn zu mir führe.

(Illo will gehen.)

BUTTLER hält ihn zurück.

Mein Feldherr, wen erwartet Ihr?

WALLENSTEIN.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

BUTTLER.

Hum!

WALLENSTEIN.

Was ist Euch?

BUTTLER.

So wisst Ihr's nicht?

WALLENSTEIN.

Was denn?

BUTTLER.

Wie dieser Lärmen
Ins Lager kam? —

WALLENSTEIN.

Wie?

BUTTLER.

Jener Bote —

WALLENSTEIN erwartungsvoll.

Nun?

BUTTLER.

Er ist herein.

TERZKY und ILLO.

Er ist herein?

WALLENSTEIN.

Mein Bote?

BUTTLER.

Seit mehrern Stunden.

WALLENSTEIN.

Und ich weiss es nicht?

BUTTLER.

Die Wache fing ihn auf.

ILLO stampft mit dem Fuss.

Verdammt!

BUTTLER.

Sein Brief
Ist aufgebrochen, läuft durchs ganze Lager —

WALLENSTEIN gespannt.

Ihr wisst, was er enthält?

BUTTLER bedenklich.

Befragt mich nicht!

TERZKY.

O — Weh uns, Illo! Alles stürzt zusammen!

WALLENSTEIN.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmste hören.
Prag ist *verloren?* Ist's? Gesteht mir's frei.

BUTTLER.

Es *ist* verloren. Alle Regimenter
Zu Budweiss, Tabor, Braunau, Königinngrätz,
Zu Brünn und Znaym haben Euch verlassen,
Dem Kaiser neu gehuldiget, Ihr selbst
Mit Kinsky, Terzky, Illo seyd geächtet.

(Terzky und Illo zeigen Schrecken und Wuth. Wallenstein bleibt fest und gefasst stehen.)

WALLENSTEIN nach einer Pause.

Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
Nacht muss es seyn, wo Friedlands Sterne strahlen.
Mit zögerndem Entschluss, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert; ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

(Er geht ab. Die Andern folgen.)

EILFTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY *kommt aus dem Seitenzimmer.*

Nein! ich kann's länger nicht — Wo sind sie? Alles
Ist leer. Sie lassen mich allein — allein,
In dieser fürchterlichen Angst — Ich muss
Mich zwingen vor der Schwester, ruhig scheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Brust
In mir verschliessen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl schlägt, wenn er zu dem Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müsste kommen,
Nicht als geehrter Bundsgenosse, stattlich,
Gefolgt von einer Heeres-Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müssten wandern,
Ein schmählich Denkmal der gefallnen Grösse —
Nein, diesen Tag will ich nicht schau'n! und könnt'
Er selbst es auch ertragen, so zu sinken,
Ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehn.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

GRÄFINN. HERZOGINN. THEKLA.

THEKLA will die Herzoginn zurückhalten.

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

HERZOGINN.

Nein, hier ist noch ein schreckliches Geheimniss,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schwester? Warum seh' ich sie voll Angst
Umhergetrieben? Warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten diese stummen Winke,
Die du verstohlen heimlich mit ihr wechselst?

THEKLA.

Nichts, liebe Mutter!

HERZOGINN.

Schwester, ich will's wissen.

GRÄFINN.

Was hilft's auch, ein Geheimniss draus zu machen!
Lässt sich's verbergen? Früher, später muss
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Nicht Zeit ist's jetzt, der Schwäche nachzugeben;
Muth ist uns Noth und ein gefasster Geist,
Und in der Stärke müssen wir uns üben.
Drum besser, es entscheidet sich ihr Schicksal
Mit einem Wort — Man hintergeht Euch, Schwester.
Ihr glaubt, der Herzog sey entsetzt — der Herzog
Ist nicht entsezt — er ist —

THEKLA zur Gräfinn gehend.

Wollt Ihr sie tödten?

GRÄFINN.

Der Herzog ist —

THEKLA die Arme um die Mutter schlagend.

O standhaft, meine Mutter!

GRÄFINN.

Empört hat sich der Herzog, zu dem Feind
Hat er sich schlagen wollen, die Armee

Hat ihn verlassen, und es ist misslungen.
(Während diesen Worten wankt die Herzoginn und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

Ein grosser Saal beim Herzog von Friedland.

WALLENSTEIN *im Harnisch.*

Du hast's erreicht, Octavio! — Fast bin ich
Jetzt so verlassen wieder, als ich einst
Vom Regensburger Fürstentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich selbst — doch was
Ein Mann kann werth seyn, habt ihr schon erfahren;
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm? Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
Schon einmal galt ich euch statt eines Heers,
Ich Einzelner. Dahingeschmolzen vor
Der schwed'schen Stärke waren eure Heere,
Am Lech sank Tilly, euer letzter Hort,
Ins Baierland, wie ein geschwollner Strom,
Ergoss sich dieser Gustav, und zu Wien
In seiner Hofburg zitterte der Kaiser.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth; es beugte sich
Der Stolz des Kaisers vor dem Schwergekränkten,
Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Lager Menschen sammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
Und Friedland wird sein Lager um sich füllen,
Führt eure Tausende mir kühn entgegen;
Gewohnt wohl sind sie, unter mir zu siegen,
Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glied sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnte.
(ILLO und TERZKY treten ein.)
Muth, Freude, Muth! Wir sind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Terzky sind noch unser,
Und Buttlers wackre Schaaren — Morgen stösst
Ein Heer zu uns von sechzehntausend Schweden.
Nicht mächt'ger war ich, als ich vor neun Jahren
Auszog, dem Kaiser Deutschland zu erobern.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. NEUMANN, *der den Grafen Terzky bei Seite führt und mit ihm spricht.*

TERZKY zu Neumann.
Was suchen sie?

WALLENSTEIN.
Was gibt's?

TERZKY.
Zehn Kürassiere
Von Pappenheim verlangen dich im Namen
Des Regiments zu sprechen.

WALLENSTEIN schnell zu Neumann.
Lass sie kommen.
(Neumann geht hinaus.)
Davon erwart' ich etwas. Gebet Acht,
Sie zweifeln noch und sind noch zu gewinnen.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. TERZKY. ILLO. ZEHN KÜRASSIERE *von einem Gefreiten geführt, marschieren auf und stellen sich nach dem Kommando in einem Glied vor den Herzog, die Honneurs machend.*

WALLENSTEIN nachdem er sie eine Zeitlang mit den Augen gemessen, zum Gefreiten.
Ich kenn' dich wohl. Du bist aus Brügg in Flandern,
Dein Nam' ist Mercy.

GEFREITER.
Heinrich Mercy heiss' ich.

WALLENSTEIN.
Du wurdest abgeschnitten auf dem Marsch,
Von Hessischen umringt und schlugst dich durch,
Mit hundertachtzig Mann durch ihrer Tausend.

GEFREITER.
So ist's, mein General.

WALLENSTEIN.
Was wurde dir
Für diese wack're That?

GEFREITER.
Die Ehr', mein Feldherr,
Um die ich bat, bei diesem Corps zu dienen.

WALLENSTEIN wendet sich zu einem andern.
Du warst darunter, als ich die Freiwill'gen
Heraus liess treten auf dem Altenberg,
Die schwed'sche Batterie hinweg zu nehmen.

ZWEITER KÜRASSIER.
So ist's, mein Feldherr.

WALLENSTEIN.
Ich vergesse Keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechselt.
Bringt eure Sache vor.

GEFREITER kommandirt.
Gewehr in Arm!

WALLENSTEIN zu einem dritten gewendet.
Du nennst dich Risbeck, Cölln ist dein Geburtsort.

DRITTER KÜRASSIER.
Risbeck aus Cölln.

WALLENSTEIN.
Den schwed'schen Oberst Dübald brachtest du
Gefangen ein im Nürenberger Lager.

DRITTER KÜRASSIER.
Ich nicht, mein General.

WALLENSTEIN.
Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — du hattest
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

DRITTER KÜRASSIER.
Er steht bei Olmütz bei des Kaisers Heer.

WALLENSTEIN zum Gefreiten.
Nun so lass hören!

GEFREITER.
Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

WALLENSTEIN unterbricht ihn.
Wer wählte euch?

GEFREITER.
Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durch's Loos.

WALLENSTEIN.
Nun denn zur Sache!

GEFREITER.
Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,

Weil du ein Feind und Landsverräther seyst.

WALLENSTEIN.

Was habt ihr drauf beschlossen?

GEFREITER.

Unsre Kameraden
Zu Braunau, Budweiss, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht und ihrem Beispiel folgten
Die Regimenter Tiefenbach, Toscana,
— Wir aber glauben's nicht, dass du ein Feind
Und Landsverräther bist, wir halten's blos
Für Lug und Trug und spanische Erfindung.

(Treuherzig.)

Du selber sollst uns sagen, was du vorhast,
Denn du bist immer wahr mit uns gewesen;
Das höchste Zutrau'n haben wir zu dir;
Kein fremder Mund soll zwischen uns sich schieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

WALLENSTEIN.

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

GEFREITER.

Und dies entbietet dir dein Regiment.
Ist's deine Absicht blos, dies Kriegesscepter,
Das dir gebührt, das dir der Kaiser hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,
Oestreichs rechtschaffner Feldhauptmann zu seyn,
So wollen wir dir beistehn und dich schützen
Bei deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu seyn, unser Leben für dich lassen:
Denn das ist unsre Reiterpflicht, dass wir
Umkommen lieber, als dich sinken lassen:
Wenn's aber so ist, wie des Kaisers Brief
Besagt, wenn's wahr ist, dass du uns zum Feind
Treuloser Weise willst hinüber führen,
Was Gott verhüte! ja, so willen wir
Dich auch verlassen und dem Brief gehorchen.

WALLENSTEIN.

Hört, Kinder —

GEFREITER.

Braucht nicht viele Worte. Sprich
Ja oder Nein, so sind wir schon zufrieden.

WALLENSTEIN.

Hört an. Ich weiss, dass ihr verständig seyd,
Selbst prüft und denkt und nicht der Heerde folgt,
Drum hab' ich euch, ihr wisst's, auch ehrenvoll
Stets unterschieden in der Heereswoge,
Denn nur die Fahnen zählt der schnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrscht und blind der eiserne Befehl,
Es kann der Mensch dem Menschen hier nichts gelten—
So, wisst ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten:
Wie ihr euch selbst zu fassen angefangen
Im rohen Handwerk, wie von euern Stirnen
Der menschliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freie Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugestanden —

GEFREITER.

Ja, würdig hast du stets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, uns geehrt durch dein Vertraun,
Uns Gunst erzeigt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem grossen Haufen nicht,
Du siehst's! Wir wollen treulich bei dir halten.
Sprich nur ein Wort, dein Wort soll uns genügen,
Dass es Verrath nicht sey, worauf du sinnst,
Dass du das Heer zum Feind nicht wolltest führen.

WALLENSTEIN.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiser meinen Feinden, fallen muss ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Festung! Seht, auf diese Brust
Zielt man! Nach diesem greisen Haupte! — Das
Ist span'sche Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordschlacht auf der alten Veste,
Auf Lützens Ebnen! darum warfen wir
Die nackte Brust der Partisan' entgegen!
Drum machten wir die eisbedeckte Erde,
Den harten Stein zu unserm Pfühl, kein Strom
War uns zu schnell, kein Wald zu undurchdringlich,
Wir folgten jenem Mansfeld unverdrossen
Durch alle Schlangen-Krümmen seiner Flucht,
Ein ruheloser Marsch war unser Leben,
Und wie des Windes Sausen, heimatlos,
Durchstürmten wir die kriegbewegte Erde.
Und jetzt, da wir die schwere Waffenarbeit,
Die undankbare, fluchbeladene gethan,
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Last
Gewälzt, soll dieser kaiserliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, soll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde *unsers* Haupts,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

GEFREITER.

Das soll er nicht, so lang wir's hindern können.
Niemand als du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll diesen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führtest uns heraus ins blut'ge Feld
Des Todes, du, kein Andrer, sollst uns fröhlich
Heimführen in des Friedens schöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen —

WALLENSTEIN.

Wie? Denkt ihr euch im späten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht!
Ihr werdet dieses Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieser Krieg verschlingt uns Alle.
Oestreich will keinen Frieden; darum eben,
Weil ich den Frieden suche, muss ich fallen.
Was kümmert's Oestreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüstet,
Es will nur wachsen stets und Land gewinnen.
Ihr seyd gerührt — ich seh' den edeln Zorn
Aus euern kriegerischen Augen blitzen.
O dass mein Geist euch jetzt beseelen möchte,
Kühn, wie er einst in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir beistehn, wollt mich mit den Waffen
Bei meinem Rechte schützen — das ist edelmüthig!
Doch denket nicht, dass ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
Für euern Feldherrn euch geopfert haben.

(Zutraulich.)

Nein! Lasst uns sicher gehen, Freunde suchen!
Der Schwede sagt uns Hülfe zu; lasst uns
Zum Schein sie nutzen, bis wir, Beiden furchtbar,
Europens Schicksal in den Händen tragen,
Und der erfreuten Welt aus unserm Lager
Den Frieden schön bekränzt entgegen führen.

GEFREITER.

So treibst du's mit dem Schweden nur zum Schein?
Du willst den Kaiser nicht verrathen, willst uns
Nicht schwedisch machen? Sieh, das ist's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

WALLENSTEIN.

Was geht der Schwed' mich an? Ich hass' ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.
Mir ist's allein um's Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt [mich
Ihr seyd gemeine Männer nur, doch denkt

Ihr nicht gemein, ihr scheint mir's werth vor Andern,
Dass ich ein traulich Wörtlein zu euch rede —
Seht! Fünfzehn Jahr schon brennt die Kriegesfackel
Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed' und Deut-
Papist und Lutheraner! Keiner will [scher!
Dem Andern weichen! Jede Hand ist wider
Die andre! Alles ist Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der sich endlos selbst
Vermehrend wächst — Er muss zerhauen werden.
Ich fühl's, dass ich der Mann des Schicksals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen.

SECHZEHNTER AUFTRITT.

BUTTLER. VORIGE.

BUTTLER im Eifer.
Das ist nicht wohlgethan, mein Feldherr!
WALLENSTEIN.
Was?
BUTTLER.
Das muss uns schaden bei den Gutgesinnten.
WALLENSTEIN.
Was denn?
BUTTLER.
Es heisst den Aufruhr öffentlich erklären!
WALLENSTEIN.
Was ist es denn?
BUTTLER.
Graf Terzky's Regimenter reissen
Den kaiserlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.
GEFREITER zu den Kürassieren.
Rechts um!
WALLENSTEIN.
Verflucht sey dieser Rath und wer ihn gab!
(Zu den Kürassieren, welche abmarschieren.)
Halt, Kinder, halt — Es ist ein Irrthum — Hört —
Und streng will ich's bestrafen — Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht. (*Zu Illo*) Geh nach, bedeute sie,
Bring' sie zurück, es koste, was es wolle.
(Illo eilt hinaus.)
Das stürzt uns ins Verderben — Buttler! Buttler!
Ihr seyd mein böser Dämon, warum musstet Ihr's
In ihrem Beiseyn melden! — Alles war
Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen —
Die Rasenden, mit ihrer unbedachten
Dienstfertigkeit! O grausam spielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Hass der Feinde.

SIEBZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. DIE HERZOGINN *stürzt ins Zimmer. Ihr folgt* THEKLA *und die* GRÄFINN. *Dann* ILLO.

HERZOGINN.
O Albrecht! Was hast du gethan?
WALLENSTEIN.
Nun das noch!
GRÄFINN.
Verzeih mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht,
Sie wissen Alles.
HERZOGINN.
Was hast du gethan?
GRÄFINN zu Terzky.
Ist keine Hoffnung mehr? Ist Alles denn
Verloren?
TERZKY.
Alles. Prag ist in des Kaisers Hand,
Die Regimenter haben neu gehuldigt.
GRÄFINN.
Heimtückischer Octavio! Und auch
Graf Max ist fort?
TERZKY.
Wo sollt' er seyn? Er ist
Mit seinem Vater über zu dem Kaiser.
(Thekla stürzt in die Arme ihrer Mutter, das Gesicht an ihrem Busen verbergend.)
HERZOGINN sie in die Arme schliessend.
Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!
WALLENSTEIN bei Seite gehend mit Terzky.
Lass einen Reisewagen schnell bereit seyn
Im Hinterhofe, diese wegzubringen.
(Auf die Frauen zeigend.)
Der Scherfenberg kann mit, der ist uns treu;
Nach Eger bringt er sie, wir folgen nach.
(Zu Illo, der wieder kommt.)
Du bringst sie nicht zurück?
ILLO.
Hörst du den Auflauf?
Das ganze Corps der Pappenheimer ist
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberst,
Den Max zurück, er sey hier auf dem Schloss,
Behaupten sie, du haltest ihn mit Zwang,
Und wenn du ihn nicht losgebst, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreien wissen.
(Alle stehen erstaunt.)
TERZKY.
Was soll man daraus machen?
WALLENSTEIN.
Sagt' ich's nicht?
O mein wahrsagend Herz! Er ist noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt.
GRÄFINN.
Ist er noch hier, o dann ist Alles gut,
Dann weiss ich, was ihn ewig halten soll!
(Thekla umarmend.)
TERZKY.
Es kann nicht seyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, ist zum Kaiser über;
Wie kann *er's* wagen, hier zu seyn?
ILLO zum Wallenstein.
Den Jagdzug,
Den du ihm kürzlich schenktest, sah ich noch
Vor wenig Stunden über'n Markt wegführen.
GRÄFINN.
O Nichte, dann ist er nicht weit!
THEKLA hat den Blick nach der Thür geheftet und ruft lebhaft.
Da ist er!

ACHTZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MAX PICCOLOMINI.

MAX mitten in den Saal tretend.
Ja! Ja! Da ist er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leisem Tritt um dieses Haus zu schleichen,
Den günst'gen Augenblick verstohlen zu
Erlauern — Dieses Harren, diese Angst
Geht über meine Kräfte!
(Auf Thekla zugehend, welche sich ihrer Mutter in die Arme geworfen.)
O sieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte Niemand.

Es höre, wer es will, dass wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniss
Ist für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungslose, keinen Schleier mehr,
Frei unter tausend Sonnen kann es handeln.

(Er bemerkt die Gräfinn, welche mit frohlockendem Gesicht auf Thekla blickt.)

Nein, Base Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abschied zu nehmen, komm' ich — Es ist aus.
Ich muss, muss dich verlassen, Thekla — muss!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Hass kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', dass du mich nicht hassest. Sag' mir's, Thekla.

(Indem er ihre Hand fasst, heftig bewegt.)

O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieser Stelle.
Ich kann es nicht — kann diese Hand nicht lassen.
Sag', Thekla, dass du Mitleid mit mir hast,
Dich selber überzeugst, ich kann nicht anders.

(Thekla, seinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet sich nach dem Herzog um, den er jetzt erst gewahr wird.)

Du hier? Nicht du bist's, den ich hier gesucht.
Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von diesem Herzen freigesprochen seyn,
An allen andern ist nichts mehr gelegen.

WALLENSTEIN.

Denkst du, ich soll der Thor seyn und dich ziehen lassen,
Und eine Grossmuthscene mit dir spielen?
Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden,
Du bist mir nichts mehr als sein Sohn, sollst nicht
Umsonst in meine Macht gegeben seyn.
Denkt nicht, dass ich die alte Freundschaft ehren werde,
Die er so ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
Und Hass und Rache kommen an die Reihe.

MAX.

Du wirst mit mir verfahren, wie du Macht hast.
Wohl aber weisst du, dass ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weisst du!

(Thekla bei der Hand fassend.)

Sieh! Alles, — Alles wollt' ich dir verdanken,
Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du hast's
Zerstört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittst du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienst, ist kein Gott der Gnade,
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schliessen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertrau'n, an dich
Die sich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gastlichen Gestalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich stiller Weile
Gährt's in dem tück'schen Feuerschlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausamer Zerstörung.

WALLENSTEIN.

Du schilderst deines Vaters Herz. Wie du's
Beschreibst, so ist's in seinem Eingeweide,
In dieser schwarzen Heuchlers-Brust gestaltet.
O mich hat Höllenkunst getäuscht. Mir sandte
Der Abgrund den verstecktesten der Geister,
Den lügekundigsten herauf, und stellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerstehn! Ich zog
Den Basilisken auf an meinem Busen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er sog
Sich schwelgend voll an meiner Liebe Brüsten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen liess ich des Gedankens Thore,
Und warf die Schlüssel weiser Vorsicht weg —
Am Sternenhimmel suchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeschlossen.
— Wär' ich dem *Ferdinand* gewesen, was
Octavio *mir* war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein strenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser;
Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er
Den Feldherrnstab in meine Hände legte:
Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn;
Nur zwischen Glauben und Vertrau'n ist Friede.
Wer das Vertrau'n vergiftet, o der mordet
Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!

MAX.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, dass ich's nicht kann!
Unglücklich schwere Thaten sind geschehn,
Und eine Frevelhandlung fasst die andre
In enggeschlossner Kette grausend an.
Doch wie geriethen *wir*, die nichts verschuldet,
In diesen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen *wir* die Treue? Warum muss
Der Väter Doppelschuld und Frevelthat
Uns grässlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unversöhnter Hass
Auch uns, die Liebenden, zerreissend scheiden?

(Er umschlingt Thekla mit heftigem Schmerz.)

WALLENSTEIN hat den Blick schweigend auf ihn geheftet und nähert sich jetzt.

Max! bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager
Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erstarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wolltest männlich sie nicht lassen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,
Ich selbst war deine Wärterinn, nicht schämt' ich
Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühltest.
Wann hab' ich seitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen — dich hab' ich *geliebt*,
Mein Herz, mich selber hab' ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warst
Das Kind des Hauses — Max! du kannst mich nicht verlassen!
Es kann nicht seyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Dass mich der Max verlassen kann.

MAX.

O Gott!

WALLENSTEIN.

Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?
Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen;
Zerreiss es, wenn du kannst — Du bist an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Fessel der Natur,
Die Menschen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlass mich, diene deinem Kaiser,
Lass dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit seinem Widderfell, dafür belohnen,

Dass dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Dass dir das heiligste Gefühl nichts galt.

MAX im heftigem Kampf.

O Gott! Wie kann ich anders? Muss ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

WALLENSTEIN.

Pflicht, gegen wen? Wer bist du?
Wenn *ich* am Kaiser unrecht handle, ist's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst
Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,
Stehst frei da in der Welt, wie ich, dass du
Der Thäter deiner Thaten könntest seyn?
Auf *mich* bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,
Mir angehören, mir gehorchen, *das*
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebst und wohnst,
Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft
Auf eine nächste Welt und sie entzündet,
Du kannst nicht wählen, ob du folgen willst,
Fort reisst er dich in seines Schwunges Kraft,
Samt seinem Ring und allen seinen Monden.
Mit leichter Schuld geh'st du in diesen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, sie wird's loben,
Dass dir der Freund das Meiste hat gegolten.

NEUNZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. NEUMANN.

WALLENSTEIN.

Was gibt's?

NEUMANN.

Die Pappenheimischen sind abgesessen
Und rücken an zu Fuss, sie sind entschlossen,
Den Degen in der Hand das Haus zu stürmen;
Den Grafen wollen sie befrei'n.

WALLENSTEIN zu Terzky.

Man soll
Die Ketten vorziehn, das Geschütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich sie empfangen.

(Terzky geht.)

Mir vorzuschreiben mit dem Schwert! Geh, Neumann,
Sie sollen sich zurückziehn, Augenblicks,
Ist mein Befehl, und in der Ordnung *schweigend* warten,
Was mir gefallen wird zu thun.

(Neumann geht ab. Illo ist ans Fenster getreten.)

GRÄFINN.

Entlass ihn!
Ich bitte dich, entlass ihn!

ILLO am Fenster.

Tod und Teufel!

WALLENSTEIN.

Was ist's?

ILLO.

Auf's Rathhaus steigen sie, das Dach
Wird abgedeckt, sie richten die Kanonen
Auf's Haus —

MAX.

Die Rasenden!

ILLO.

Sie machen Anstalt,
Uns zu beschiessen —

HERZOGINN *und* GRÄFINN.

Gott im Himmel!

MAX zu Wallenstein.

Lass mich
Hinunter, sie bedeuten —

WALLENSTEIN.

Keinen Schritt!

MAX auf Thekla und die Herzoginn zeigend.

Ihr Leben aber! Deins!

WALLENSTEIN.

Was bringst du, Terzky?

ZWANZIGSTER AUFTRITT.

VORIGE. TERZKY *kommt zurück*.

TERZKY.

Botschaft von unsern treuen Regimentern.
Ihr Muth sey länger nicht zu bändigen,
Sie flehen um Erlaubniss anzugreifen,
Vom Prager — und vom Mühlthor sind sie Herr,
Und wenn du nur die Losung wolltest geben,
So könnten sie den Feind im Rücken fassen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Strassen leicht ihn überwältigen.

ILLO.

O komm! Lass ihren Eifer nicht erkalten!
Die Buttlerischen halten treu zu uns.
Wir sind die grössre Zahl und werfen sie,
Und enden hier in Pilsen die Empörung.

WALLENSTEIN.

Soll diese Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Strassen losgelassen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entscheidung übergeben seyn?
Hier ist nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag seyn! Ich hab' es lang' bedacht,
So mag sich's rasch und blutig denn entladen.

(Zu Max gewendet.)

Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?
Freiheit zu gehen hast du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe sie zum Kampf.
Den Krieg verstehst du, hast bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,
Und keinen schönern Tag erlebst du, mir
Die Schule zu bezahlen.

GRÄFINN.

Ist es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt Ihr's tragen?

MAX.

Die Regimenter, die mir anvertraut sind,
Dem Kaiser treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt; dies will ich halten oder sterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt ist mir noch heilig.

(Es geschehen zwei Schüsse. Illo und Terzky eilen ans Fenster.)

WALLENSTEIN.

Was ist das?

TERZKY.

Er stürzt.

WALLENSTEIN.

Stürzt! Wer?

ILLO.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuss.

WALLENSTEIN.

Auf wen?

ILLO.

Auf diesen Neumann, den
Du schicktest —

WALLENSTEIN auffahrend.
Tod und Teufel! So will ich —
(Will gehen.)

TERZKY.
Dich ihrer blinden Wuth entgegen stellen?

HERZOGIN *und* GRÄFINN.
Um Gotteswillen nicht!

ILLO.
Jetzt nicht, mein Feldherr!

GRÄFINN.
O halt ihn! halt ihn!

WALLENSTEIN.
Lass mich!

MAX.
Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig rasche That hat sie
In Wuth gesetzt, erwarte ihre Reue —

WALLENSTEIN.
Hinweg! Zu lange schon hab' ich gezaudert.
Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
Weil sie mein Angesicht nicht sahn — Sie sollen
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht *meine* Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Lass sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und schnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder.
(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler.)

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

GRÄFINN. HERZOGINN. MAX *und* THEKLA.

GRÄFINN zur Herzoginn.
Wenn sie ihn sehn — Es ist noch Hoffnung, Schwester.

HERZOGINN.
Hoffnung! ich habe keine.

MAX, der während des letzten Auftritts in einem sichtbare Kampf von ferne gestanden, tritt näher.
Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit fest entschiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muss hier stehen, wie ein Hassenswerther,
Ein roh Unmenschlicher, vom Fluch belastet,
Vom Abscheu Aller, die mir theuer sind,
Unwürdig schwer bedrängt die Lieben sehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört sich, es erheben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust,
In mir ist Nacht, ich weiss das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich stehe wankend, weiss nicht was ich soll.

GRÄFINN.
Sie wissen's nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen sagen!
Ihr Vater hat den schreienden Verrath
An uns begangen, an des Fürsten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt; daraus
Ergibt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen;
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beispiel aufzustellen frommer Treu,
Dass nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied sey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallensteiner.

MAX.
Wo ist eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns Alle
Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Dass jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
Das Rechte mir, das Unverfälschte, schöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!
(Indem seine Augen auf Thekla fallen.)
Wie? Such' ich diesen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?
(Er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend.
Hier, auf dieses Herz,
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglückselig Schuldigen sich wendet.
Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, dass du's kannst, und ich bin euer.

GRÄFINN mit Bedeutung.
Bedenkt —

MAX unterbricht sie.
Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlst.

GRÄFINN.
An Euren Vater denkt —

MAX unterbricht sie.
Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage dich, dich, die Geliebte frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen;
Das möchtest du mit klugem Geist bedenken.
Die Ruhe deines Freundesgilt's, das Glück
Von einem Tausend tapfrer Heldenherzen,
Die seine That zum Muster nehmen werden.
Soll ich dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die vatermörderische Kugel senden?
Denn wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg.

THEKLA.
O Max —

MAX unterbricht sie.
Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich. Dem edlen Herzen könnte
Die schwerste Pflicht die nächste scheinen. Nicht
Das Grosse, nur das Menschliche geschehe.
Denk, was der Fürst von je an mir gethan.
Denk' auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten;
O auch die schönen, freien Regungen
Der Gastlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen sie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der sie grässlich schändet.
Leg' Alles, Alles in die Wage, sprich
Und lass dein Herz entscheiden.

THEKLA.
O das deine
Hat längst entschieden. Folge deinem ersten
Gefühl —

GRÄFINN.
Unglückliche!

THEKLA.
Wie könnte *das*
Das Rechte seyn, was dieses zarte Herz
Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht! *Ich* würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig

Gehandelt haben — aber Reue soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

MAX.

So muss ich dich verlassen, von dir scheiden!

THEKLA.

Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir;
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Hass entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuser Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unsrer unglückseligen zu trennen.
Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels;
Es ist dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schicksal
Wird bald entschieden seyn.

(Max fasst sie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geschrei: Vivat Ferdinandus, von kriegerischen Instrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen.)

ZWEIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

VORIGE. TERZKY.

GRÄFINN ihm entgegen.

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

TERZKY.

Es is vorbei und Alles ist verloren.

GRÄFINN.

Wie, und sie gaben nichts auf seinen Anblick?

TERZKY.

Nichts. Alles war umsonst.

HERZOGINN.

Sie riefen Vivat.

TERZKY.

Dem Kaiser.

GRÄFINN.

O die Pflichtvergessenen!

TERZKY.

Man liess ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen sie
Mit kriegerischem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

DREIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT.

VORIGE. WALLENSTEIN, *begleitet von* ILLO *und* BUTTLER. *Darauf* KÜRASSIERE.

WALLENSTEIN im Kommen.

Terzky!

TERZKY.

Mein Fürst!

WALLENSTEIN.

Lass unsre Regimenter
Sich fertig halten, heut noch aufzubrechen;
Denn wir verlassen Pilsen noch vor Abend,

(Terzky geht ab.)

Buttler —

BUTTLER.

Mein General!

WALLENSTEIN.

Der Kommandant zu Eger
Ist Euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er soll bereit seyn,
Uns morgen in die Festung einzunehmen —
Ihr folgt uns selbst mit Eurem Regiment.

BUTTLER.

Es soll geschehn, mein Feldherr!

WALLENSTEIN tritt zwischen Max und Thekla, welche sich während dieser Zeit fest umschlungen gehalten.

Scheidet!

MAX.

Gott!

(Kürrassiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und sammeln sich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Passagen aus dem Pappenheimer Marsch, welche dem Max zu rufen scheinen.)

WALLENSTEIN zu den Kürassieren.

Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr.

(Er steht abgewendet und so, dass Max ihm nicht beikommen, noch sich dem Fräulein nähern kann.)

MAX.

Du hassest mich, treibst mich im Zorn von dir.
Zerreissen soll das Band der alten Liebe,
Nicht sanft sich lösen und du willst den Riss,
Den schmerzlichen, mir schmerzlicher noch machen!
Du weisst, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüste geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth ist, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verstoss mich nicht —

(Er will seine Hand fassen. Wallenstein zieht sie zurück. Er wendet sich an die Gräfinn.)

Ist hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Base Terzky —

(Sie wendet sich von ihm; er kehrt sich zur Herzoginn.)

Ehrwürd'ge Mutter —

HERZOGINN.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einst
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.

MAX.

Hoffnung geben *Sie* mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.
O täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück ist gewiss, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

(Die Kriegsmusik beginnt wieder. Der Saal füllt sich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er sieht Buttlern dastehn.)

Ihr auch hier, Oberst Buttler — Und ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt Eurem neuen Herrn
Getreuer, als dem alten. Kommt! Versprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, dass Ihr sein Leben
Beschützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert seine Hand.)

Des Kaisers Acht hängt über ihm, und gibt
Sein fürstlich Haupt jedwedem Mordknecht preis,
Der sich den Lohn der Bluttbat will verdienen;
Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich scheidend um ihn seh' —

(Zweideutige Blicke auf Illo und Buttler richtend.)

ILLO.

Sucht die Verräther
In Eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier ist nur Einer noch. Geht und befreit uns
Von seinem hassenswürd'gen Anblick! Geht!

(Max versucht es noch einmal, sich der Thekla zu nähern. Wallenstein verhindert es. Er steht unschlüssig, schmerzvoll; indess füllt sich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzern Pausen.)

MAX.

Blas't! Blas't — O wären es die schwed'schen Hörner,
Und ging's von hier gerad' ins Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblösst muss sehn, durchdrängen meinen Busen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reissen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal ist ganz mit Bewaffneten erfüllt.)

Noch mehr — Es hängt Gewicht sich an Gewicht
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reisst mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttinn weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der sey bereit zu sterben!

(Indem er sich nach dem Hintergrund wendet, entsteht eine rasche Bewegung unter den Kürassieren, sie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenstein bleibt unbeweglich, Thekla sinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

VIERTER AUFZUG.

In des Bürgermeisters Hause zu Eger.

ERSTER AUFTRITT.

BUTTLER *der eben anlangt.*

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniss.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederliess und schwebend wieder hob,
Ist jeder Rettungsweg ihm abgeschnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttinn. Aus der böhm'schen Erde
Erhub sich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Gränze muss es sinken!
— Du hast die alten Fahnen abgeschworen,
Verblendeter, und traust dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder,
Den heil'gen Herd der Laren umzustürzen,
Bewaffnest du die frevelhafte Hand.
Nimm dich in Acht — dich treibt der böse Geist
Der Rache — dass dich Rache nicht verderbe!

ZWEITER AUFTRITT.

BUTTLER *und* GORDON.

GORDON.

Seyd Ihr's? O wie verlangt mich, Euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Und sein fürstlich Haupt geächtet!
Ich bitt' Euch, General, sagt mir ausführlich,
Wie alles dies zu Pilsen sich begeben?

BUTTLER.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich Euch
Durch einen Eilenden vorausgesendet?

GORDON.

Und habe treu gethan, wie Ihr mich heisst,
Die Festung unbedenklich ihm geöffnet,
Denn mir befiehlt ein kaiserlicher Brief,
Nach *Eurer* Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch verzeiht! als ich den Fürsten selbst
Nun sah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Geächteter
Trat Herzog Friedland ein in diese Stadt.
Von seiner Stirne leuchtete wie sonst
Des Herrschers Majestät, Gehorsam fordernd,
Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenschaft mir ab.
Leutselig macht das Missgeschick, die Schuld,
Und schmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter sich zu beugen;
Doch sparsam und mit Würde wog der Fürst
Mir jedes Wort des Beifalls, wie der Herr
Den Diener lobt, der seine Pflicht gethan.

BUTTLER.

Wie ich Euch schrieb, so ist's genau geschehn;
Es hat der Fürst dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlassen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Terzkyschen, die ihm hieher gefolgt.
Die Acht ist ausgesprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, lebend oder todt,
Ist jeder treue Diener aufgefordert.

GORDON.

Verräther an dem Kaiser — solch ein Herr!
So hochbegabt! O was ist Menschengrösse!
Ich sagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallstrick ward ihm seine Gröss' und Macht
Und diese dunkelschwankende Gewalt.
Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mässigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz,
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich;
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O Schad' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

BUTTLER.

Spart Eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch ist der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden sind im Anmarsch gegen Eger,
Und schnell, wenn wir's nicht rasch entschlossen hindern,
Wird die Vereinigung geschehn. Das darf nicht seyn!
Es darf der Fürst nicht freien Fusses mehr
Aus diesem Platz; denn Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und Euer Beistand ist's, auf den ich rechne.

GORDON.

O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!
Aus seiner Hand empfing ich diese Würde,
Er selber hat dies Schloss mir anvertraut,
Das ich in seinen Kerker soll verwandeln.
Wir Subalternen haben keinen Willen;
Der freie Mann, der mächtige allein,
Gehorcht dem schönen menschlichen Gefühl.
Wir aber sind nur Schergen des Gesetzes,
Des grausamen; Gehorsam heisst die Tugend,
Um die der Niedre sich bewerben darf.

BUTTLER.

Lasst Euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

GORDON.

So hat ihn Alles denn verlassen, sagt Ihr?
Er hat das Glück von Tausenden gegründet,

Denn königlich war sein Gemüth und stets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(Mit einem Seitenblick auf Buttlern.)
Vom Staube hat er Manchen aufgelesen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat sich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

BUTTLER.
Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

GORDON.
Ich hab' mich keiner Gunst von ihm erfreut.
Fast zweifl' ich, ob er je in seiner Grösse
Sich eines Jugendfreunds erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienst, sein Auge
Verlor mich in den Mauern dieser Burg,
Wo ich, von seiner Gnade nicht erreicht,
Das freie Herz im Stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieses Schloss gesetzt,
War's ihm noch Ernst um seine Pflicht; nicht sein
Vertrauen täusch' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

BUTTLER.
So sagt, wollt Ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mir Eure Hülfe leih'n, ihn zu verhaften?

GORDON nach einem nachdenklichen Stillschweigen, kummervoll.
Ist es an dem — verhält sich's, wie Ihr sprecht —
Hat er den Kaiser seinen Herrn verrathen,
Das Heer verkauft, die Festungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann ist
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es ist hart,
Dass unter Allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug seines Sturzes muss erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der ältre.

BUTTLER.
Ich weiss davon.

GORDON.
Wohl dreissig Jahre sind's. Da strebte schon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.
Ernst über seine Jahre war sein Sinn,
Auf grosse Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unsre Mitte ging er stillen Geists,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische, der Knaben zog ihn an,
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnissvollen Brust entfuhr,
Sinnvoll, und leuchtend, ein Gedankenstrahl,
Dass wir uns staunend ansahn, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.

BUTTLER.
Dort war's, wo er zwei Stock hoch niederstürzte,
Als er im Fensterbogen eingeschlummert,
Und unbeschädigt stand er wieder auf.
Von diesem Tag an, sagt man, liessen sich
Anwandlungen des Wahnsinns bei ihm spüren.

GORDON.
Tiefsinn'ger wurd' er, das ist wahr, er wurde
Katholisch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Rettung umgekehrt. Er hielt sich nun
Für ein begünstigt und befreites Wesen,
Und keck wie Einer, der nicht straucheln kann,
Lief er auf schwankem Seil des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schicksal auseinander,
Weit, weit, er ging der Grösse kühnen Weg,
Mit schnellem Schritt, ich sah ihn schwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürst und Herzog und Dictator,
Und jetzt ist Alles ihm zu klein, er streckt
Die Hände nach der Königskrone aus,
Und stürzt in unermessliches Verderben!

BUTTLER.
Brecht ab. Er kommt.

DRITTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN *im Gespräch mit dem* BÜRGERMEISTER *von* EGER. DIE VORIGEN.

WALLENSTEIN.
Ihr war't sonst eine freie Stadt? Ich seh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

BÜRGERMEISTER.
Wir waren reichsfrei;
Doch seit zweihundert Jahren ist die Stadt
Der böhm'schen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Dass wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil ist cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöst.

WALLENSTEIN.
Ihr verdientet
Die Freiheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem
Aufwieglervolk Gehör. Wie hoch seyd ihr
Besteuert?

BÜRGERMEISTER zuckt die Achseln.
Dass wir's kaum erschwingen können.
Die Garnison lebt auch auf unsre Kosten.

WALLENSTEIN.
Ihr sollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es sind noch Protestanten in der Stadt?
(Bürgermeister stutzt.)
Ja, ja. Ich weiss es. Es verbergen sich noch Viele
In diesen Mauern — ja! gesteht's nur frei —
Ihr selbst — Nicht wahr?
(Fixirt ihn mit den Augen. Bürgermeister erschrickt.)
Seyd ohne Furcht! ich hasse
Die Jesuiten — Läg's an mir, sie wären längst
Aus Reiches Gränzen — Messbuch oder Bibel!
Mir ist's all eins — Ich hab's der Welt bewiesen —
In Glogau hab' ich selber eine Kirche
Den Evangelischen erbauen lassen.
— Hört, Bürgermeister — wie ist Euer Name?

BÜRGERMEISTER.
Pachhälbel, mein erlauchter Fürst.

WALLENSTEIN.
Hört — aber sagt's nicht weiter, was ich Euch
Jetzt im Vertrau'n eröffne.
(Ihm die Hand auf die Achsel legend, mit einer gewissen Feierlichkeit.)
Die Erfüllung
Der Zeiten ist gekommen, Bürgermeister;
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben sich — Behaltet's aber bei Euch!
Die spanische Doppelherrschaft neiget sich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein — Ihr saht doch jüngst
Am Himmel die drei Monde?

BÜRGERMEISTER.
Mit Entsetzen.

WALLENSTEIN.
Davon sich zwei in blut'ge Dolchgestalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb stehn in seiner Klarheit.

BÜRGERMEISTER.
Wir zogen's auf den Türken.

WALLENSTEIN.
Türken! Was?

Zwei Reiche werden blutig untergehen,
Im Osten und im Westen, sag' ich Euch,
Und nur der lutherische Glaub' wird bleiben.

(Er bemerkt die zwei Andern.)

Ein starkes Schiessen war ja diesen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Festung?

GORDON.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad' von Süden her.

BUTTLER.

Von *Neustadt* oder *Weiden* schien's zu kommen.

WALLENSTEIN.

Das ist der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie stark ist die Besatzung?

GORDON.

Hundert achtzig
Dienstfähige Mann, der Rest sind Invaliden.

WALLENSTEIN.

Und wie viel stehn im Jochimsthal?

GORDON.

Zweihundert
Arkebusierer hab' ich hingeschickt,
Den Posten zu verstärken gegen die Schweden.

WALLENSTEIN.

Ich lobe Eure Vorsicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich sah's bei der Hereinfahrt.

GORDON.

Weil uns der Rheingraf jetzt so nah bedrängt,
Liess ich noch zwei Basteien schnell errichten.

WALLENSTEIN.

Ihr seyd genau in Eures Kaisers Dienst.
Ich bin mit Euch zufrieden, Oberstleutnant.

(Zu Buttlern.)

Der Posten in dem Jochimsthal soll abziehn,
Sammt allen, die dem Feind entgegen stehn.

(Zu Gordon.)

In Euren treuen Händen, Kommandant,
Lass ich mein Weib, mein Kind und meine Schwester.
Denn hier ist meines Bleibens nicht; nur Briefe
Erwart' ich, mit dem Frühesten die Festung
Sammt allen Regimentern zu verlassen.

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. TERZKY.

TERZKY.

Willkommne Botschaft! Frohe Zeitungen!

WALLENSTEIN.

Was bringst du?

TERZKY.

Eine Schlacht ist vorgefallen
Bei Neustadt und die Schweden blieben Sieger.

WALLENSTEIN.

Was sagst du? Woher kommt dir diese Nachricht?

TERZKY.

Ein Landmann bracht' es mit von Tirschenreut,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiserlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das schwed'sche Lager,
Zwei Stunden hab' das Schiessen angehalten,
Und tausend Kaiserliche sey'n geblieben,
Ihr Oberst mit, mehr wusst' er nicht zu sagen.

WALLENSTEIN.

Wie käme kaiserliches Volk nach Neustadt?
Der Altringer, er müsste Flügel haben,
Stand gestern vierzehn Meilen noch von da;
Des Gallas Völker sammeln sich zu Frau'nberg
Und sind noch nicht beisammen. Hätte sich
Der Suys etwa so weit vorgewagt?
Es kann nicht seyn.

(Illo erscheint.)

TERZKY.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

FÜNFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ILLO.

ILLO zu Wallenstein.

Ein Reitender ist da und will dich sprechen.

TERZKY.

Hat's mit dem Siege sich bestätigt? Sprich!

WALLENSTEIN.

Was bringt er? Woher kommt er?

ILLO.

Von dem Rheingraf,
Und was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden stehn fünf Meilen nur von hier.
Bei Neustadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterei auf sie geworfen,
Ein fürchterliches Morden sey geschehn,
Doch endlich hab' die Menge überwältigt;
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der sie geführt — sey'n auf dem Platz geblieben.

WALLENSTEIN.

Wo ist der Bote? Bringt mich zu ihm.

(Will abgehen. Indem stürzt Fräulein Neubrunn ins Zimmer; ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal rennen.)

NEUBRUNN.

Hülfe! Hülfe!

ILLO *und* TERZKY.

Was gibts?

NEUBRUNN.

Das Fräulein!

WALLENSTEIN *und* TERZKY.

Weiss sie's?

NEUBRUNN.

Sie will sterben.

(Eilt fort.)

(Wallenstein mit Terzky und Illo ihr nach.)

SECHSTER AUFTRITT.

BUTTLER *und* GORDON.

GORDON erstaunt.

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

BUTTLER.

Sie hat den Mann verloren, den sie liebte;
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

GORDON.

Unglücklich Fräulein!

BUTTLER.

Ihr habt gehört, was dieser Illo brachte,
Dass sich die Schweden siegend nahn.

GORDON.

Wohl hört' ich's.

BUTTLER.

Zwölf Regimenter sind sie stark, und fünf
Stehn in der Näh', den Herzog zu beschützen.
Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweihundert stark ist die Besatzung.

GORDON.

So ist's.

BUTTLER.

Nicht möglich ist's, mit so geringer Mannschaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

GORDON.

Das seh' ich ein.

BUTTLER.

Die Menge hätte bald das kleinste Häuflein
Entwaffnet, ihn befreit.

GORDON.

Das ist zu fürchten.

BUTTLER nach einer Pause.

Wisst! Ich bin Bürge worden für den Ausgang;
Mit meinem Haupte haft' ich für das seine.
Wort muss ich halten, führ's, wohin es will,
Und ist der Lebende nicht zu bewahren,
So ist — der Todte uns gewiss.

GORDON.

Versteh' ich Euch? Gerechter Gott! Ihr könntet —

BUTTLER.

Er darf nicht leben.

GORDON.

Ihr vermöchtet's?

BUTTLER.

Ihr oder ich. Er sah den letzten Morgen.

GORDON.

Ermorden wollt Ihr ihn?

BUTTLER.

Das ist mein Vorsatz.

GORDON.

Der Eurer Treu vertraut!

BUTTLER.

Sein böses Schicksal!

GORDON.

Des Feldherrn heilige Person!

BUTTLER.

Das *war* er!

GORDON.

O was er war, löscht kein Verbrechen aus!
Ohn' Urtheil?

BUTTLER.

Die Vollstreckung ist statt Urtheils.

GORDON.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit;
Denn hören muss sie auch den Schuldigsten.

BUTTLER.

Klar ist die Schuld; der Kaiser hat gerichtet,
Und seinen Willen nur vollstrecken wir.

GORDON.

Den blut'gen Spruch muss man nicht rasch vollziehn:
Ein Wort nimmt sich, ein Leben nie zurück.

BUTTLER.

Der hurt'ge Dienst gefällt den Königen.

GORDON.

Zu Henkers Dienst drängt sich kein edler Mann.

BUTTLER.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

GORDON.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewissen.

BUTTLER.

Was? Soll er frei ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöschliche, auf's Neu' entzünden?

GORDON.

Nehmt ihn gefangen; tödtet ihn nur nicht,
Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

BUTTLER.

Wär' die Armee des Kaisers nicht geschlagen,
Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben.

GORDON.

O warum schloss ich ihm die Festung auf!

BUTTLER.

Der Ort nicht, sein Verhängniss tödtet ihn.

GORDON.

Auf diesen Wällen wär' ich ritterlich,
Des Kaisers Schloss vertheidigend, gesunken.

BUTTLER.

Und tausend brave Männer kämen um!

GORDON.

In ihrer Pflicht — Das schmückt und ehrt den Mann;
Doch schwarzen Mord verfluchte die Natur.

BUTTLER eine Schrift hervorlangend.

Hier ist das Manifest, das uns befiehlt,
Uns seiner zu bemächtigen. Es ist an Euch
Gerichtet, wie an mich. Wollt Ihr die Folgen tragen,
Wenn er zum Feind entrinnt durch unsre Schuld?

GORDON.

Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

BUTTLER.

Nehmt Ihr's auf Euch. Steht für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich leg's auf Euch.

GORDON.

O Gott im Himmel!

BUTTLER.

Wisst Ihr andern Rath,
Des Kaisers Meinung zu vollziehen? Sprecht!
Denn stürzen, nicht vernichten will ich ihn.

GORDON.

O Gott! Was seyn muss, seh' ich klar, wie Ihr,
Doch anders schlägt das Herz in meiner Brust.

BUTTLER. *

Auch dieser Illo, dieser Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

GORDON.

O nicht um diese thut mir's leid. *Sie* trieb
Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in seine ruh'ge Brust
Den Samen böser Leidenschaft gestreut,
Die mit fluchwürdiger Geschäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag sie
Des bösen Dienstes böser Lohn ereilen!

BUTTLER.

Auch sollen sie im Tod ihm gleich voran.
Verabred't ist schon Alles. Diesen Abend
Bei eines Gastmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen, und im Schloss bewahren.
Viel kürzer ist es so. Ich geh' sogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. ILLO *und* TERZKY.

TERZKY.

Nun soll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftausend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien! He! Lustig, Alter! Kein
So herb Gesicht zu solcher Freudenbotschaft!

ILLO.

Jetzt ist's an uns, Gesetze vorzuschreiben,
Und Rach' zu nehmen an den schlechten Menschen,
Den schändlichen, die uns verlassen. Einer

* In einem frühern Manuscripte folgen hier die Zeilen:

Von härterm Stoff ist meins; gestählt hat mich
In rauher Schule die Nothwendigkeit.

Hat's schon gebüsst, der Piccolomini.
Ging's Allen so, die's übel mit uns meinen!
Wie schwer trifft dieser Schlag das alte Haupt!
Der hat sein ganzes Lebenlang sich ab-
Gequält, sein altes Grafenhaus zu fürsten,
Und jetzt begräbt er seinen einz'gen Sohn!

BUTTLER.

Schad' ist's doch um den heldenmüth'gen Jüngling;
Dem Herzog selbst ging's nah, man sah es wohl.

ILLO.

Hört, alter Freund! Das ist es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Welschen immer vorgezogen.
Auch jetzo noch, ich schwör's bei meiner Seele,
Säh' er uns Alle lieber zehnmal todt,
Könnt' er den Freund damit in's Leben rufen.

TERZKY.

Still! Still! Nicht weiter! Lass die Todten ruh'n!
Heut gilt es, wer den Andern niedertrinkt;
Denn Euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine lust'ge Fastnacht halten;
Die Nacht sey einmal Tag; bei vollen Gläsern
Erwarten wir die schwed'sche Avantgarde.

ILLO.

Ja, lasst uns heut noch guter Dinge seyn:
Denn heisse Tage stehen uns bevor;
Nicht ruh'n soll dieser Degen, bis er sich
In Oesterreich'schem Blute satt gebadet.

GORDON.

Pfui, welche Red' ist das, Herr Feldmarschall!
Warum so wüthen gegen Euren Kaiser —

BUTTLER.

Hofft nicht zu viel von diesem ersten Sieg.
Bedenkt, wie schnell des Glückes Rad sich dreht,
Denn immer noch sehr mächtig ist der Kaiser.

ILLO.

Der Kaiser hat Soldaten, keinen Feldherrn,
Denn dieser König Ferdinand von Ungarn
Versteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück,
Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und diese Schlange, der Octavio,
Kann in die Fersen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland stehn.

TERZKY.

Nicht fehlen kann's uns, glaubt mir's nur. Das Glück
Verlässt den Herzog nicht; bekannt ist's ja:
Nur unterm Wallenstein kann Oestreich siegen.

ILLO.

Der Fürst wird ehestens ein grosses Heer
Beisammen haben, Alles drängt sich, strömt
Herbei zum alten Ruhme seiner Fahnen.
Die alten Tage seh' ich wiederkehren;
Der Grosse wird er wieder, der er war.
Wie werden sich die Thoren dann ins Aug'
Geschlagen haben, die ihn jetzt verliessen!
Denn Länder schenken wird er seinen Freunden,
Und treue Dienste kaiserlich belohnen.
Wir aber sind in seiner Gunst die nächsten.

(Zu Gordon.)

Auch Euer wird er dann gedenken, wird Euch
Aus diesem Neste ziehen, Eure Treu'
In einem höhern Posten glänzen lassen.

GORDON.

Ich bin vergnügt, verlange höher nicht
Hinauf; wo grosse Höh', ist grosse Tiefe.

ILLO.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu bestellen,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Festung.
Kommt, Terzky. Es wird Zeit zum Abendessen.
Was meint Ihr? Lassen wir die Stadt erleuchten,
Dem Schwedischen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der ist ein Spanischer und ein Verräther.

TERZKY.

Lasst das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

ILLO.

Was! Wir sind Meister hier, und Keiner soll sich
Für kaiserlich bekennen, wo wir herrschen.
—Gut' Nacht, Gordon. Lasst Euch zum Letztenmal
Den Platz empfohlen seyn, schickt Runden aus!
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt Ihr dem Herzog selbst die Schlüssel,
Dann seyd Ihr Eures Schliesseramtes quitt:
Denn morgen ziehn die Schweden in die Festung.

TERZKY im Abgehen zu Buttler.

Ihr kommt doch auch auf's Schloss?

BUTTLER.

Zu rechter Zeit.

(Jene gehen ab.)

ACHTER AUFTRITT.

BUTTLER *und* GORDON.

GORDON ihnen nachsehend.

Die Unglückseligen! Wie ahnungslos
Sie in das ausgespannte Mordnetz stürzen,
In ihrer blinden Siegestrunkenheit! —
Ich kann sie nicht beklagen. Dieser Illo,
Der übermüthig freche Bösewicht,
Der sich in seines Kaisers Blut will baden!

BUTTLER.

Thut, wie er Euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, sorgt für die Sicherheit der Festung;
Sind jene oben, schliess' ich gleich die Burg,
Dass in der Stadt nichts von der That verlaute!

GORDON ängstlich.

O eilt nicht so! Erst sagt mir —

BUTTLER.

Ihr vernahmt's;
Der nächste Morgen schon gehört den Schweden.
Die Nacht nur ist noch unser; *sie* sind schnell,
Noch schneller wollen *wir* seyn — Lebet wohl.

GORDON.

Ach, Eure Blicke sagen mir nichts Gutes.
Versprechet mir —

BUTTLER.

Der Sonne Licht ist unter,
Herab steigt ein verhängnisvoller Abend —
Sie macht ihr Dünkel sicher. Wehrlos gibt sie
Ihr böser Stern in unsre Hand, und mitten
In ihrem trunknen Glückeswahne soll
Der scharfe Stahl ihr Leben rasch zerschneiden.
Ein grosser Rechenkünstler war der Fürst
Von jeher, Alles wusst' er zu berechnen,
Die Menschen wusst' er, gleich des Bretspiels Steinen,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.
Nicht Anstand nahm er, Andrer Ehr' und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu spielen.
Gerechnet hat er fort und fort und endlich
Wird doch der Kalkul irrig seyn; er wird
Sein Leben selbst hinein gerechnet haben,
Wie jener dort in seinem Zirkel fallen.

GORDON.

O seiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An seine Grösse denkt, an seine Milde,
An seines Herzens liebenswerthe Züge,

An alle Edelthaten seines Lebens,
Und lasst sie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen.

BUTTLER.

Es ist zu spät. Nicht Mitleid darf ich fühlen;
Ich darf nur blutige Gedanken haben.

(Gordons Hand fassend.)

Gordon! Nicht meines Hasses Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht, und hab' dazu nicht Ursach —
Doch nicht mein Hass macht mich zu seinem Mörder.
Sein böses Schicksal ist's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zusammenkunft der Dinge.
Es denkt der Mensch die freie That zu thun,
Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erschafft.
Was hälf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muss ihn dennoch tödten.

GORDON.

O wenn das Herz Euch warnt, folgt seinem Triebe!
Das Herz ist Gottes Stimme; Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung.
Was kann aus blut'ger That Euch Glückliches
Gedeihen? O aus Blut entspringt nichts Gutes!
Soll sie die Staffel Euch zur Grösse bauen?
O glaubt das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

BUTTLER.

Ihr wisst nicht. Fragt nicht. Warum mussten auch
Die Schweden siegen und so eilend nahn!
Gern überliess' ich ihn des Kaisers Gnade;
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muss ich lösen,
Und sterben muss er, oder — Hört und wisst!
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürst entkommt.

GORDON.

O solchen Mann zu retten —

BUTTLER schnell.

Was?

GORDON.

Ist eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

BUTTLER kalt und stolz.

Er ist ein grosser Herr, der Fürst — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt Ihr sagen.
Was liegt der Welt dran, meint Ihr, ob der niedrig
Geborene sich ehret oder schändet,
Wenn nur der Fürstliche gerettet wird.
— Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir;
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Dass ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein *Wille* gross und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muss er sterben.

GORDON.

O einen Felsen streb' ich zu bewegen!
Ihr seyd von Menschen menschlich nicht gezeugt;
Nicht hindern kann ich Euch; ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand.

(Sie gehen ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

(Ein Zimmer bei der Herzoginn.)

THEKLA (*in einem Sessel, bleich, mit geschlossenen Augen.*) HERZOGINN *und* FRÄULEIN *von* NEUBRUNN (*um sie beschäftigt.*) WALLENSTEIN *und die* GRÄFINN (*im Gespräch*).

WALLENSTEIN.

Wie wusste sie es denn so schnell?

GRÄFINN.

Sie scheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erschreckte sie, worin
Der kaiserliche Oberst sey gefallen.
Ich sah es gleich. Sie flog dem schwedischen
Kourier entgegen und entriss ihm schnell
Durch Fragen das unglückliche Geheimniss.
Zu spät vermissten wir sie, eilten nach;
Ohnmächtig lag sie schon in seinen Armen.

WALLENSTEIN.

So unbereitet musste dieser Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie ist's? Erholt sie sich?

(Indem er sich zur Herzoginn wendet.)

HERZOGINN.

Sie schlägt die Augen auf.

GRÄFINN.

Sie lebt!

THEKLA sich umschauend.

Wo bin ich?

WALLENSTEIN tritt zu ihr, sie mit seinen Armen aufrichtend.

Komm zu dir, Thekla. Sey mein starkes Mädchen!
Sieh deiner Mutter liebende Gestalt
Und deines Vaters Arme, die dich halten.

THEKLA richtet sich auf.

Wo ist er? Ist er nicht mehr hier?

HERZOGINN.

Wer, meine Tochter?

THEKLA.

Der dieses Unglückswort aussprach —

HERZOGINN.

O denke nicht daran, mein Kind! Hinweg
Von diesem Bilde wende die Gedanken!

WALLENSTEIN.

Lasst ihren Kummer reden! Lasst sie klagen!
Mischt eure Thränen mit den ihrigen!
Denn einen grossen Schmerz hat sie erfahren;
Doch wird sie's überstehn, denn meine Thekla
Hat ihres Vaters unbezwungnes Herz.

THEKLA.

Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu stehn.
Was weint die Mutter? Hab' ich sie erschreckt?
Es ist vorüber, ich besinn' mich wieder.

(Sie ist aufgestanden, und sucht mit den Augen im Zimmer.)

Wo ist er? Man verberge mir ihn nicht.
Ich habe Stärke gnug, ich will ihn hören.

HERZOGINN.

Nein, Thekla! Dieser Unglücksbote soll
Nie wieder unter deine Augen treten.

THEKLA.

Mein Vater —

WALLENSTEIN.

Liebes Kind!

THEKLA.

Ich bin nicht schwach,

Ich werde mich auch bald noch mehr erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte!

WALLENSTEIN.

Sprich!

THEKLA.

Erlauben Sie, dass dieser fremde Mann
Gerufen werde, dass ich ihn allein
Vernehme und befrage.

HERZOGINN.

Nimmermehr!

GRÄFINN.

Nein! Das ist nicht zu rathen! Gib's nicht zu!

WALLENSTEIN.

Warum willst du ihn sprechen, meine Tochter?

THEKLA.

Ich bin gefasster, wenn ich Alles weiss.
Ich will nicht hintergangen seyn. Die Mutter
Will mich nur schonen. Ich will nicht geschont seyn.
Das Schrecklichste ist ja gesagt; ich kann
Nichts Schrecklichers mehr hören.

GRÄFINN *und* HERZOGINN zu Wallenstein.

Thu es nicht!

THEKLA.

Ich wurde überrascht von meinem Schrecken;
Mein Herz verrieth mich bei dem fremden Mann,
Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
Ich sank in seine Arme — das beschämt mich.
Herstellen muss ich mich in seiner Achtung,
Und sprechen muss ich ihn, nothwendig, dass
Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

WALLENSTEIN.

Ich finde, sie hat recht — und bin geneigt,
Ihr diese Bitte zu gewähren. Ruft ihn!

(Fräulein Neubrunn geht hinaus.)

HERZOGINN.

Ich, deine Mutter, aber will dabei seyn.

THEKLA.

Am liebsten spräch' ich ihn allein. Ich werde
Alsdann um so gefasster mich betragen.

WALLENSTEIN zur Herzoginn.

Lass es geschehn. Lass sie's mit ihm allein
Ausmachen. Es gibt Schmerzen, wo der Mensch
Sich selbst nur helfen kann; ein starkes Herz
Will sich auf seine Stärke nur verlassen.
In *ihrer*, nicht an fremder, Brust muss sie
Kraft schöpfen, diesen Schlag zu überstehn.
Es ist mein starkes Mädchen; nicht als Weib,
Als Heldinn will ich sie behandelt sehn.

(Er will gehen.)

GRÄFINN hält ihn.

Wo gehst du hin? Ich hörte Terzky sagen,
Du denkest morgen früh von hier zu gehn,
Uns aber hier zu lassen.

WALLENSTEIN.

Ja, ihr bleibt
Dem Schutze wackrer Männer übergeben.

GRÄFINN.

O nimm uns mit dir, Bruder! Lass uns nicht
In dieser düstern Einsamkeit dem Ausgang
Mit sorgendem Gemüth entgegen harren.
Das gegenwärt'ge Unglück trägt sich leicht;
Doch grauenvoll vergrössert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

WALLENSTEIN.

Wer spricht von Unglück? Bess're deine Rede!
Ich hab' ganz andre Hoffnungen.

GRÄFINN.

So nimm uns mit. O lass uns nicht zurück
In diesem Ort der traurigen Bedeutung:
Denn schwer ist mir das Herz in diesen Mauern,
Und wie ein Todtenkeller haucht mich's an;
Ich kann nicht sagen, wie der Ort mir widert.
O führ' uns weg! Komm, Schwester, bitt' ihn auch,
Dass er uns fortnimmt! Hilf mir, liebe Nichte.

WALLENSTEIN.

Des Ortes böse Zeichen will ich ändern;
Er sey's, der mir mein Theuerstes bewahrte.

NEUBRUNN kommt zurück.

Der schwed'sche Herr!

WALLENSTEIN.

Lasst sie mit ihm allein. (*Ab.*)

HERZOGINN zu Thekla.

Sieh, wie du dich entfärbest! Kind, du kannst ihn
Unmöglich sprechen. Folge deiner Mutter!

THEKLA.

Die Neubrunn mag denn in der Nähe bleiben.

(Herzoginn und Gräfinn gehen ab.)

ZEHNTER AUFTRITT.

THEKLA. *Der schwedische* HAUPTMANN.
Fräulein NEUBRUNN.

HAUPTMANN naht sich ehrerbietig.

Prinzessinn — ich — muss um Verzeihung bitten,
Mein unbesonnen rasches Wort — Wie konnt' ich —

THEKLA mit edlem Anstand.

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehn;
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling schnell mir zum Vertrauten.

HAUPTMANN.

Ich fürchte, dass Sie meinen Anblick hassen:
Denn meine Zunge sprach ein traurig Wort.

THEKLA.

Die Schuld ist mein. Ich selbst entriss es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schicksals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte d'rum, dass Sie ihn enden.

HAUPTMANN bedenklich.

Prinzessinn, es wird Ihren Schmerz erneuern.

THEKLA.

Ich bin darauf gefasst — — Ich will gefasst seyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

HAUPTMANN.

Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
Ins Lager stürzte, rief: Der Feind sey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Rosseslauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; schnell war
Der Graben auch, der sich um's Lager zog,
Von diesen stürm'schen Schaaren überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den Andern; weit dahinten
War noch das Fussvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis sie ihm einen Wink gibt, fortzufahren.)

Von vorn und von den Flanken fassten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei,
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fussvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,

Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccolomini —

(Thekla schwindelnd, fasst einen Sessel.)

Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der Erste, selbst
Sein edles Ross darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchstossen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, sie will sinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu und empfängt sie in ihren Armen.)

NEUBRUNN.

Mein theures Fräulein —

HAUPTMANN gerührt.

Ich entferne mich.

THEKLA.

Es ist vorüber — bringen Sie's zu Ende.

HAUPTMANN.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern fechten sie; es reizt
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

THEKLA mit zitternder Stimme.

Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht Alles.

HAUPTMANN nach einer Pause.

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorber schmückte seinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht;
Denn Viele sind bei uns, die seine Grossmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst
Vereitelt' es; man sagt, er wollte sterben.

NEUBRUNN gerührt zu Thekla, welche ihr Angesicht verhüllt hat.

Mein theures Fräulein — Fräulein, sehn Sie auf!
O warum mussten Sie darauf bestehn?

THEKLA.

— Wo ist sein Grab?

HAUPTMANN.

In einer Klosterkirche
Bei Neustadt ist er beigesetzt, bis man
Von seinem Vater Nachricht eingezogen.

THEKLA.

Wie heisst das Kloster?

HAUPTMANN.

Sankt Kathrinenstift.

THEKLA.

Ist's weit bis dahin?

HAUPTMANN.

Sieben Meilen zählt man.

THEKLA.

Wie geht der Weg?

HAUPTMANN.

Man kommt bei Tirschenreut
Und Falkenberg durch unsre ersten Posten.

THEKLA.

Wer kommandirt sie?

HAUPTMANN.

Oberst Seckendorf.

THEKLA tritt an den Tisch und nimmt aus dem Schmuckkästchen einen Ring.

Sie haben mich in meinem Schmerz gesehn,
Und mir ein menschlich Herz gezeigt — Empfangen Sie

(Indem sie ihm den Ring gibt.)

Ein Angedenken dieser Stunde — Gehn Sie! —

HAUPTMANN bestürzt.

Prinzessinn —

(Thekla winkt ihm schweigend zu gehen und verlässt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

EILFTER AUFTRITT.

NEUBRUNN. THEKLA.

THEKLA fällt der Neubrunn um den Hals.

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir stets gelobt! Beweise dich
Als meine treue Freundinn und Gefährtinn!
— Wir müssen fort, noch diese Nacht.

NEUBRUNN.

Fort, und wohin?

THEKLA.

Wohin? Es ist nur Ein Ort in der Welt!
Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!

NEUBRUNN.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

THEKLA.

Was dort, Unglückliche! So würdest du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Ist Alles, was noch übrig ist von ihm;
Der einz'ge Fleck ist mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anstalt!
Lass uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

NEUBRUNN.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

THEKLA.

Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr.

NEUBRUNN.

Den Hohn der Welt! Des Tadels arge Zunge!

THEKLA.

Ich suche Einen auf, der nicht mehr ist.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

NEUBRUNN.

Und wir allein, zwei hülflos schwache Weiber?

THEKLA.

Wir waffnen uns; mein Arm soll dich beschützen.

NEUBRUNN.

Bei dunkler Nachtzeit?

THEKLA.

Nacht wird uns verbergen.

NEUBRUNN.

In dieser rauhen Sturmnacht?

THEKLA.

Ward *ihm* sanft
Gebettet, unter den Hufen seiner Rosse?

NEUBRUNN.

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!
Man wird uns nicht durchlassen.

THEKLA.

Es sind Menschen.

Frei geht das Unglück durch die ganze Erde!

NEUBRUNN.

Die weite Reise —

THEKLA.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

NEUBRUNN.

Die Möglichkeit aus dieser Stadt zu kommen?

THEKLA.

Gold öffnet uns die Thore. Geh' nur, geh'!

NEUBRUNN.

Wenn man uns kennt?

THEKLA.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, sucht Niemand Friedlands Tochter.

NEUBRUNN.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

THEKLA.

Mein Kavalier verschafft sie. Geh' und ruf' ihn!

NEUBRUNN.

Wagt er das ohne Wissen seines Herrn?

THEKLA.

Er wird es thun. O geh' nur! Zaudre nicht.

NEUBRUNN.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verschwunden sind?

THEKLA sich besinnend und schmerzvoll vor sich hinschauend.

O meine Mutter!

NEUBRUNN.

So viel schon leidet sie, die gute Mutter;
Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?

THEKLA.

Ich kann's ihr nicht ersparen! — Geh' nur, geh'!

NEUBRUNN.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

THEKLA.

Bedacht ist schon, was zu bedenken ist.

NEUBRUNN.

Und sind wir dort, was soll mit Ihnen werden?

THEKLA.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

NEUBRUNN.

Ihr Herz ist jetzt voll Unruh, theures Fräulein;
Das ist der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

THEKLA.

Zur tiefen Ruh, wie er sie auch gefunden.
— O eile! Geh'! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiss nicht, wie ich's nenne,
Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerstickende Band des Schmerzens wird
Sich lösen — Meine Thränen werden fliessen.
O geh'; wir könnten längst schon auf dem Wege seyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern
Entronnen bin — sie stürzen auf mich ein —
Fortstossend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was ist das für ein Gefühl!
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel
Aus diesen Wänden fort, die Lebende!

NEUBRUNN.

Sie setzen mich in Angst und Schrecken, Fräulein,
Dass ich nun selber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Rosenberg.

(Geht ab.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

THEKLA.

Sein Geist ist's, der mich ruft. Es ist die Schaar
Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniss klagen sie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und *ich* sollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorberkranz,
Der deine Todtenbahre schmückt, gewunden.
Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja, da ich dich den Liebenden gefunden,
Da *war* das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag!
Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden.
Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen;
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück:
In dein *Herz* fiel mein erster Blick!

(Sie sinkt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)

— Da kommt das Schicksal — Roh und kalt
Fasst es des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

DREIZEHNTER AUFTRITT.

THEKLA. *Fräulein* NEUBRUNN *mit dem* STALLMEISTER.

NEUBRUNN.

Hier ist er, Fräulein, und er will es thun.

THEKLA.

Willst du uns Pferde schaffen, Rosenberg?

STALLMEISTER.

Ich will sie schaffen.

THEKLA.

Willst du uns begleiten?

STALLMEISTER.

Mein Fräulein, bis ans End' der Welt.

THEKLA.

Du kannst
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

STALLMEISTER.

Ich bleib' bei Ihnen.

THEKLA.

Ich will dich belohnen,
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannst du
Uns aus der Festung bringen unentdeckt?

STALLMEISTER.

Ich kann's.

THEKLA.

Wann kann ich gehn?

STALLMEISTER.

In dieser Stunde.
— Wo geht die Reise hin?

THEKLA.

Nach—Sag's ihm, Neubrunn.

NEUBRUNN.

Nach Neustadt.

STALLMEISTER.
Wohl; ich geh', es zu besorgen.
(Ab.)

NEUBRUNN.
Ach, da kommt Ihre Mutter, Fräulein.

THEKLA.
Gott!

VIERZEHNTER AUFTRITT.

THEKLA. NEUBRUNN. DIE HERZOGINN.

HERZOGINN.
Er ist hinweg; ich finde dich gefasster.

THEKLA.
Ich bin es, Mutter — Lassen Sie mich jetzt
Bald schlafen gehen und die Neubrunn um mich seyn.
Ich brauche Ruh.

HERZOGINN.
Du sollst sie haben, Thekla.
Ich geh' getröstet weg, da ich den Vater
Beruhigen kann.

THEKLA.
Gut' Nacht denn, liebe Mutter!
(Sie fällt ihr um den Hals und umarmt sie in grosser Bewegung.)

HERZOGINN.
Du bist noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.
Du zitterst ja so heftig und dein Herz
Klopft hörbar an dem meinen.

THEKLA.
Schlaf wird es
Besänftigen — Gut' Nacht, geliebte Mutter!
(Indem sie aus den Armen der Mutter sich losmacht, fällt der Vorhang.)

FÜNFTER AUFZUG.

(Buttlers Zimmer.)

ERSTER AUFTRITT.

BUTTLER. MAJOR GERALDIN.

BUTTLER.
Zwölf rüstige Dragoner sucht Ihr aus;
Bewaffnet sie mit Piken, denn kein Schuss
Darf fallen — An dem Esssaal nebenbei
Versteckt Ihr sie, und wenn der Nachtisch auf-
Gesetzt, dringt Ihr herein und ruft: Wer ist
Gut Kaiserlich? — Ich will den Tisch umstürzen —
Dann werft Ihr Euch auf Beide, stosst sie nieder.
Das Schloss wird wohl verriegelt und bewacht,
Dass kein Gerücht davon zum Fürsten dringe.
Geht jetzt — Habt Ihr nach Hauptmann Deveroux
Und Macdonald geschickt?

GERALDIN.
Gleich sind sie hier.
(Geht ab.)

BUTTLER.
Kein Aufschub ist zu wagen. Auch die Bürger
Erklären sich für ihn; ich weiss nicht, welch
Ein Schwindelgeist die ganze Stadt ergriffen.
Sie seh'n im Herzog einen Friedensfürsten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt; schon haben
Sich ihrer hundert angeboten, Wache
Bey ihm zu thun. Drum gilt es, schnell zu seyn,
Denn Feinde droh'n von aussen und von innen.

ZWEITER AUFTRITT.

BUTTLER. *Hauptmann* DEVEROUX *und* MACDONALD.

MACDONALD.
Da sind wir, General.

DEVEROUX.
Was ist die Losung?

BUTTLER.
Es lebe der Kaiser!

BEIDE treten zurück.
Wie?

BUTTLER.
Haus Oestreich lebe!

DEVEROUX.
Ist's nicht der Friedland, dem wir Treu' geschworen?

MACDONALD.
Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beschützen?

BUTTLER.
Wir einen Reichsfeind und Verräther schützen?

DEVEROUX.
Nun ja, du nahmst uns ja für ihn in Pflicht.

MACDONALD.
Und bist ihm ja hieher gefolgt nach Eger.

BUTTLER.
Ich that's, ihn desto sich'rer zu verderben.

DEVEROUX.
Ja so!

MACDONALD.
Das ist was anders.

BUTTLER zu Deveroux.
Elender!
So leicht entweichst du von der Pflicht und Fahne?

DEVEROUX.
Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beispiel.
Kann der ein Schelm seyn, dacht' ich, kannst du's auch.

MACDONALD.
Wir denken *nicht* nach. Das ist deine Sache!
Du bist der General und kommandirst,
Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

BUTTLER besänftigt.
Nun gut! Wir kennen einander.

MACDONALD.
Ja, das denk' ich.

DEVEROUX.
Wir sind Soldaten der Fortuna; wer
Das Meiste bietet, hat uns.

MACDONALD.
Ja, so ist's.

BUTTLER.
Jetzt sollt ihr ehrliche Soldaten bleiben.

DEVEROUX.
Das sind wir gerne.

BUTTLER.
Und Fortüne machen.

MACDONALD.
Das ist noch besser.

BUTTLER.
Höret an.

BEIDE.
Wir hören.

BUTTLER.
Es ist des Kaisers Will' und Ordonnanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu fahen.

DEVEROUX.

So steht's im Brief?

MACDONALD.

Ja, lebend oder todt!

BUTTLER.

Und stattliche Belohnung wartet dessen
An Gold und Gütern, der die That vollführt.

DEVEROUX.

Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja! Wir wissen schon!
So eine goldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Ross, ein Pergament und so was.
— Der Fürst zahlt besser.

MACDONALD.

Ja, der ist splendid.

BUTTLER.

Mit dem ist's aus. Sein Glücksstern ist gefallen.

MACDONALD.

Ist das gewiss?

BUTTLER.

Ich sag's euch.

DEVEROUX.

Ist's vorbei
Mit seinem Glück?

BUTTLER.

Vorbei auf immerdar.
Er ist so arm wie wir.

MACDONALD.

So arm wie wir?

DEVEROUX.

Ja, Macdonald, da muss man ihn verlassen!

BUTTLER.

Verlassen ist er schon von Zwanzigtausend.
Wir müssen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut!
— Wir müssen ihn tödten.

(Beide fahren zurück.)

BEIDE.

Tödten?

BUTTLER.

Tödten, sag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erlesen.

BEIDE.

Uns?

BUTTLER.

Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

DEVEROUX nach einer Pause.

Wählt einen Andern.

MACDONALD.

Ja, wählt einen Andern.

BUTTLER zu Deveroux.

Erschreckt's dich! Feige Memme? Wie? Du hast
Schon deine dreissig Seelen auf dir liegen —

DEVEROUX.

Hand an den Feldherrn legen — das bedenk'!

MACDONALD.

Dem wir das Jurament geleistet haben!

BUTTLER.

Das Jurament ist null mit seiner Treu.

DEVEROUX.

Hör', General! Das dünkt mir doch zu grässlich.

MACDONALD.

Ja, das ist wahr! Man hat auch ein Gewissen.

DEVEROUX.

Wenn's nur der Chef nicht wär, der uns so lang
Gekommandirt hat und Respekt gefordert.

BUTTLER.

Ist das der Anstoss?

DEVEROUX.

Ja! Hör'! *Wen* du sonst willst!
Dem eignen Sohn, wenn's Kaisers Dienst verlangt,
Will ich das Schwert ins Eingeweide bohren —
Doch sieh, wir sind Soldaten, und den *Feldherrn*
Ermorden, das ist eine Sünd' und Frevel,
Davon kein Beichtmönch absolviren kann.

BUTTLER.

Ich bin dein Papst und absolvire dich.
Entschliesst euch schnell.

DEVEROUX steht bedenklich.

Es geht nicht.

MACDONALD.

Nein, es geht nicht.

BUTTLER.

Nun denn, so geht — und schickt mir Pestalutzen.

DEVEROUX stutzt.

Den Pestalutz — Hum!

MACDONALD.

Was willst du mit diesem?

BUTTLER.

Wenn ihr's verschmäht, es finden sich genug —

DEVEROUX.

Nein, wenn er fallen muss, so können wir
Den Preis so gut verdienen, als ein Andrer.
— Was denkst du, Bruder Macdonald?

MACDONALD.

Ja, wenn
Er fallen *muss* und *soll,* und 's ist nicht anders,
So mag ich's diesem Pestalutz nicht gönnen.

DEVEROUX nach einigem Besinnen.

Wann soll er fallen?

BUTTLER.

Heut, in dieser Nacht,
Denn morgen stehn die Schweden vor den Thoren.

DEVEROUX.

Stehst du mir für die Folgen, General?

BUTTLER.

Ich steh' für Alles.

DEVEROUX.

Ist's des Kaisers Will'?
Sein netter, runder Will'? Man hat Exempel,
Dass man den Mord liebt und den Mörder straft.

BUTTLER.

Das Manifest sagt: Lebend oder todt.
Und lebend ist's nicht möglich, seht ihr selbst —

DEVEROUX.

Todt also! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Stadt ist angefüllt mit Terzky'schen.

MACDONALD.

Und dann ist noch der Terzky und der Illo —

BUTTLER.

Mit diesen Beiden fängt man an, versteht sich.

DEVEROUX.

Was? sollen die auch fallen?

BUTTLER.

Die zuerst.

MACDONALD.

Hör', Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.

DEVEROUX.

Hast du schon deinen Mann dazu? Trag's *mir* auf.

BUTTLER.

Dem Major Geraldin ist's übergeben.
Es ist heut Fastnacht und ein Essen wird
Gegeben auf dem Schloss; dort wird man sie
Bei Tafel überfallen, niederstossen —
Der Pestalutz, der Lesley sind dabei —

DEVEROUX.

Hör', General! Dir kann es nichts verschlagen.
Hör' — lass mich tauschen mit dem Geraldin.

BUTTLER.

Die kleinere Gefahr ist bei dem Herzog.

DEVEROUX.

Gefahr? Was, Teufel! denkst du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug', nicht seinen Degen fürcht' ich.

BUTTLER.

Was kann sein Aug' dir schaden?

DEVEROUX.

Alle Teufel!
Du kennst mich, dass ich keine Memme bin.
Doch sieh, es sind noch nicht acht Tag, dass mir
Der Herzog zwanzig Goldstück' reichen lassen
Zu diesem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und wenn er mich nun mit der Pike sieht
Dastehn, mir auf den Rock sieht—sieh—so—so—
Der Teufel hol' mich! ich bin keine Memme.

BUTTLER.

Der Herzog gab dir diesen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkst dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing *ihm* der *Kaiser* um, den Fürstenmantel.
Wie dankt er's ihm? Mit Aufruhr und Verrath.

DEVEROUX.

Das ist auch wahr. Den Danker hol der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

BUTTLER.

Und willst du dein Gewissen
Beruhigen, darfst du den Rock nur ausziehn,
So kannst du's frisch und wohlgemuth vollbringen.

MACDONALD.

Ja! da ist aber noch was zu bedenken —

BUTTLER.

Was gibt's noch zu bedenken, Macdonald?

MACDONALD.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider *den?*
Er ist nicht zu verwunden, er ist *fest.*

BUTTLER fährt auf.

Was wird er —

MACDONALD.

Gegen Schuss und Hieb! Er ist
Gefroren, mit der Teufelskunst behaftet,
Sein Leib ist undurchdringlich, sag' ich dir.

DEVEROUX.

Ja, ja! In Ingolstadt war auch so Einer,
Dem war die Haut so fest wie Stahl, man musst' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederschlagen.

MACDONALD.

Hört, was ich thun will!

DEVEROUX.

Sprich.

MACDONALD.

Ich kenne hier
Im Kloster einen Bruder Dominikaner
Aus unsrer Landsmannschaft, der soll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Wasser,
Und einen kräft'gen Segen drüber sprechen;
Das ist bewährt, hilft gegen jeden Bann.

BUTTLER.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreissig
Handfeste Kerls, lasst sie dem Kaiser schwören —
Wenn's Eilf geschlagen — wenn die ersten Runden
Passirt sind, führt ihr sie in aller Stille
Dem Hause zu — Ich werde selbst nicht weit seyn.

DEVEROUX.

Wie kommen wir durch die Hartschiers und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache stehn?

BUTTLER.

Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch einen Mann vertheidigt wird,
Mir gibt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlass beim Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und schnell mit einem Dolchstoss in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartschier und mach' euch Bahn.

DEVEROUX.

Und sind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürsten, ohne dass
Das Hofgesind' erwacht und Lärmen ruft?
Denn er ist hier mit grossem Comitat.

BUTTLER.

Die Dienerschaft ist auf dem rechten Flügel;
Er hasst Geräusch, wohnt auf dem linken ganz allein.

DEVEROUX.

Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir ist
Seltsam dabei zu Muthe, weiss der Teufel.

MACDONALD.

Mir auch. Es ist ein gar zu grosses Haupt.
Man wird uns für zwei Bösewichter halten.

BUTTLER.

In Glanz und Ehr' und Ueberfluss könnt ihr
Der Menschen Urtheil und Gered' verlachen.

DEVEROUX.

Wenn's mit der Ehr' nur auch so recht gewiss ist.

BUTTLER.

Seyd unbesorgt. Ihr rettet Kron' und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering seyn.

DEVEROUX.

So ist's sein Zweck, den Kaiser zu entthronen?

BUTTLER.

Das ist er! Kron' und Leben ihm zu rauben!

DEVEROUX.

So müsst' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert?

BUTTLER.

Dies Schicksal könnt' er nimmermehr vermeiden.

DEVEROUX.

Komm, Macdonald! Er soll als Feldherr enden,
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.

(Sie gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

Ein Saal, aus dem man in eine Gallerie gelangt, die sich weit nach hinten verliert.

WALLENSTEIN *sitzt an einem Tisch. Der schwedische* HAUPTMANN *steht vor ihm. Bald darauf* GRÄFINN TERZKY.

WALLENSTEIN.

Empfehlt mich eurem Herrn. Ich nehme Theil
An seinem guten Glück, und wenn Ihr mich
So viele Freude nicht bezeugen seht,
Als diese Siegespost verdienen mag,
So glaubt, es ist nicht Mangel guten Willens,
Denn unser Glück ist nunmehr Eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für Eure Müh'. Die Festung
Soll sich euch aufthun morgen, wann ihr kommt.

(Schwedischer Hauptmann geht ab. Wallenstein sitzt in tiefen Gedanken, starr vor sich hinsehend, den Kopf in die Hand gesenkt. Gräfinn Terzky tritt herein, und steht eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine rasche Bewegung, erblickt sie und fasst sich schnell.)

Kommst du von ihr? Erholt sie sich? Was macht sie?

GRÄFINN.

Sie soll gefasster seyn nach dem Gespräch,
Sagt mir die Schwester — Jetzt ist sie zu Bette.

WALLENSTEIN.

Ihr Schmerz wird sanfter werden. Sie wird weinen.

GRÄFINN.

Auch dich, mein Bruder, find' ich nicht wie sonst.
Nach einem Sieg erwartet' ich dich heitrer.
O bleibe stark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du bist unser Licht und unsre Sonne.

WALLENSTEIN.

Sey ruhig. Mir ist nichts — Wo ist dein Mann?

GRÄFINN.

Zu einem Gastmahl sind sie, er und Illo.

WALLENSTEIN steht auf und macht einige Schritte durch den Saal.

Es ist schon finstre Nacht — Geh' auf dein Zimmer!

GRÄFINN.

Heiss mich nicht gehn, o lass mich um dich bleiben.

WALLENSTEIN ist ans Fenster getreten.

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, schnell geht
Der Wolken Zug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
— Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, ist aus der Kassiopeja,
Und dahin steht der Jupiter — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

(Er versinkt in Tiefsinn und sieht starr hinaus.)

GRÄFINN, die ihm traurig zusieht, fasst ihn bei der Hand.

Was sinnst du?

WALLENSTEIN.

Mir däucht, wenn ich ihn sähe, wär' mir wohl.
Es ist der Stern, der meinem Leben strahlt,
Und wunderbar oft stärkte mich sein Anblick.

(Pause.)

GRÄFINN.

Du wirst ihn wieder sehn.

WALLENSTEIN ist wieder in eine tiefe Zerstreuung gefallen, er ermuntert sich und wendet sich schnell zur Gräfinn.

Ihn wiedersehn?— O niemals wieder!

GRÄFINN.

Wie?

WALLENSTEIN.

Er ist dahin — ist Staub!

GRÄFINN.

Wen meinst du denn?

WALLENSTEIN.

Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
Das Schicksal keine Tücke mehr, — sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ist er über Wunsch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm ist wohl! Wer aber weiss, was uns
Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!

GRÄFINN.

Du sprichst von Piccolomini. Wie starb er?
Der Bote ging just von dir, als ich kam.

(Wallenstein bedeutet sie mit der Hand zu schweigen.)

O wende deine Blicke nicht zurück!
Vorwärts in hell're Tage lass uns schauen.
Freu' dich des Siegs, vergiss, was er dir kostet.
Nicht heute erst ward dir der Freund geraubt;
Als er sich von dir schied, da starb er dir.

WALLENSTEIN.

Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weiss ich,
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten, lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn Er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.

GRÄFINN.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Ist reich genug, sich selber zu beleben.
Du liebst und preisest Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet.

WALLENSTEIN an die Thür gehend.

Wer stört uns noch in später Nacht? — Es ist
Der Kommandant. Er bringt die Festungsschlüssel.
Verlass uns, Schwester! Mitternacht ist da.

GRÄFINN.

O mir wird heut so schwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

WALLENSTEIN.

Furcht! Wovor?

GRÄFINN.

Du möchtest schnell wegreisen diese Nacht,
Und beim Erwachen fänden wir dich nimmer.

WALLENSTEIN.

Einbildungen!

GRÄFINN.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängstigt,
Und wenn ich wachend sie bekämpft, sie fallen
Mein banges Herz in düstern Träumen an.
— Ich sah dich gestern Nacht mit deiner ersten
Gemahlinn, reich geputzt, zu Tische sitzen —

WALLENSTEIN.

Das ist ein Traum erwünschter Vorbedeutung:
Denn jene Heirath stiftete mein Glück.

GRÄFINN.

Und heute träumte mir, ich suchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthause
Zu *Gitschin* war's, die du gestiftet hast,
Und wo du willst, dass man dich hin begrabe.

WALLENSTEIN.

Dein Geist ist nun einmal damit beschäftigt.

GRÄFINN.

Wie? Glaubst du nicht, dass eine Warnungsstimme
In Träumen vorbedeutend zu uns spricht?

WALLENSTEIN.

Dergleichen Stimmen gibt's — Es ist kein Zweifel!
Doch Warnungsstimmen möcht' ich *sie* nicht nennen,
Die nur das *Unvermeidliche* verkünden.
Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Mahlt, eh' sie kommt, so schreiten auch den grossen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Es machte mir stets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs lies't.
Der König fühlte das Gespenst des Messers

Lang vorher in der Brust, eh' sich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh, es jagt' ihn auf in seinem Louvre.
Ins Freie trieb es ihn, wie Leichenfeier
Klang ihm der Gattinn Krönungsfest, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Füsse Tritt,
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten.

GRÄFINN.

Sagt dir die inn're Ahnungsstimme nichts?

WALLENSTEIN.

Nichts. Sey ganz ruhig!

GRÄFINN in düstres Nachsinnen verloren.

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefst du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thüren schlugen
Zusammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefasst mit kalter Hand,
Du warst's, und küsstest mich, und über uns
Schien eine rothe Decke sich zu legen —

WALLENSTEIN.

Das ist der rothe Teppich meines Zimmers.

GRÄFINN ihn betrachtend.

Wenn's dahin sollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir steht —

(Sie sinkt ihm weinend an die Brust.)

WALLENSTEIN.

Des Kaisers Achtbrief ängstigt dich. Buchstaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

GRÄFINN.

Fänd' er sie aber, dann ist mein Entschluss
Gefasst — ich führe bei mir, was mich tröstet.

(Geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

WALLENSTEIN. GORDON. *Dann der* KAMMERDIENER.

WALLENSTEIN.

Ist's ruhig in der Stadt?

GORDON.

Die Stadt ist ruhig.

WALLENSTEIN.

Ich höre rauschende Musik, das Schloss ist
Von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?

GORDON.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarschall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloss.

WALLENSTEIN für sich.

Es ist des Sieges wegen — Dies Geschlecht
Kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch.

(Klingelt. Kammerdiener tritt ein.)

Entkleide mich, ich will mich schlafen legen.

(Er nimmt die Schlüssel zu sich.)

So sind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den sichern Freunden eingeschlossen,
Denn Alles müsst' mich trügen, oder ein
Gesicht, wie dies, (*auf Gordon schauend*) ist keines [Heuchlers Larve.

(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen und die Feldbinde abgenommen.)

Gib Acht! was fällt da?

KAMMERDIENER.

Die goldne Kette ist entzwei gesprungen.

WALLENSTEIN.

Nun, sie hat lang genug gehalten. Gib!

(Indem er die Kette betrachtet).

Das war des Kaisers *erste* Gunst. Er hing sie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich sie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie sollte
Ein Talismann mir seyn, so lang ich sie
An meinem Halse glaubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, dess erste Gunst sie war,
Mir auf Zeitlebens binden — Nun es sey!
Mir muss fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieses Bannes Kraft ist aus.

(Kammerdiener entfernt sich mit den Kleidern. Wallenstein steht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor Gordon stehen.)

Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich seh' mich wieder an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zusammen Edelknaben waren.
Wir hatten öfters Streit, du meintest's gut
Und pflegtest gern den Sittenprediger
Zu machen, schaltest mich, dass ich nach hohen Dingen
Unmässig strebte, kühnen Träumen glaubend,
Und priesest mir den goldnen Mittelweg.
— Ei, deine Weisheit hat sich schlecht bewährt,
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne
Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Grossmüth'gen Sternen nicht dazwischen träte,
Im schlechten Winkel still verlöschen lassen.

GORDON.

Mein Fürst! Mit leichtem Muthe knüpft der arme Fischer
Den kleinen Nachen an im sichern Port,
Sieht er im Sturm das grosse Meerschiff stranden.

WALLENSTEIN.

So bist du schon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge;
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttinn noch,
Ein Jüngling ist der Geist, und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Dass über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.

(Er geht mit grossen Schritten durch's Zimmer, und bleibt auf der entgegengesetzten Seite, Gordon gegenüber, stehen.)

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu,
Hob aus der Menschen Reihen mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?
Zwar jetzo schein' ich tief herabgestürzt;
Doch werd' ich wieder steigen, hohe Fluth
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen —

GORDON.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück;
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet.
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben:
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

WALLENSTEIN lächelnd.

Den alten Gordon hör ich wieder sprechen.
— Wohl weiss ich, dass die ird'schen Dinge wechseln,
Die bösen Götter fordern ihren Zoll,
Das wussten schon die alten Heidenvölker,
Drum wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil,
Die eifersücht'ge Gottheit zu versöhnen,
Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.

(Nach einer Pause, ernst und stiller.)

Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel

Der liebste Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunst mehr freuen,
Als dieser Schlag mich hat geschmerzt — Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerschmetternd wollte niederschlagen.

FÜNFTER AUFTRITT.

VORIGE. SENI.

WALLENSTEIN.

Kommt da nicht Seni? Und wie ausser sich!
Was führt dich noch so spät hieher, Baptist?

SENI.

Furcht deinetwegen, Hoheit.

WALLENSTEIN.

Sag', was gibt's?

SENI.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht! Vertraue dich
Den Schwedischen nicht an!

WALLENSTEIN.

Was fällt dir ein?

SENI mit steigendem Ton.

Vertrau' dich diesen Schweden nicht!

WALLENSTEIN.

Was ist's denn?

SENI.

Erwarte nicht die Ankunft dieser Schweden!
Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil;
Die Zeichen stehen grausenhaft; nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

WALLENSTEIN.

Du träumst, Baptist, die Furcht bethöret dich.

SENI.

O glaube nicht, dass leere Furcht mich täusche.
Komm, lies es selbst in dem Planetenstand,
Dass Unglück dir von falschen Freunden droht.

WALLENSTEIN.

Von falschen Freunden stammt mein ganzes Unglück;
Die Weisung hätte früher kommen sollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

SENI.

O komm und sieh! Glaub' deinen eignen Augen.
Ein gräulich Zeichen steht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns — O lass dich warnen!
Nicht diesen Heiden überlief're dich,
Die Krieg mit unsrer heil'gen Kirche führen.

WALLENSTEIN lächelnd.

Schallt das Orakel *daher?* — Ja! Ja! Nun
Besinn' ich mich — Dies schwed'sche Bündniss hat
Dir nie gefallen wollen — Leg dich schlafen,
Baptista! Solche Zeichen fürcht ich nicht.

GORDON, der durch diese Reden heftig erschüttert worden, wendet sich zu Wallenstein.

Mein fürstlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus schlechtem Munde.

WALLENSTEIN.

Sprich frei!

GORDON.

Mein Fürst! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Vorsehung sich *dieses* Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

WALLENSTEIN.

Ihr sprecht im Fieber, Einer wie der Andre.
Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie suchten meinen Bund, er ist ihr Vortheil.

GORDON.

Wenn dennoch eben dieser Schweden Ankunft —
Gerade die es wär', die das Verderben
Beflügelte auf Ihr so sich'res Haupt —
(vor ihm niederstürzend.)
O noch ist's Zeit, mein Fürst —

SENI kniet nieder.

O hör' ihn! hör' ihn!

WALLENSTEIN.

Zeit, und wozu? Steht auf — Ich will's, steht auf.

GORDON steht auf.

Der Rheingraf ist noch fern. Gebieten Sie,
Und diese Festung soll sich ihm verschliessen.
Will er uns dann belagern, er versuch's,
Doch sag' ich dies: Verderben wird er eher
Mit seinem ganzen Volk vor diesen Wällen,
Als unsres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren soll er, was ein Heldenhaufe
Vermag, beseelt von einem Heldenführer,
Dem's Ernst ist, seinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiser rühren und versöhnen,
Denn gern zur Milde wendet sich sein Herz,
Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
Wird höher stehn in seines Kaisers Gnade,
Als je der niegefall'ne hat gestanden.

WALLENSTEIN betrachtet ihn mit Befremdung und Erstaunen, und schweigt eine Zeitlang, eine starke innere Bewegung zeigend.

Gordon — des Eifers Wärme führt Euch weit,
Es darf der Jugendfreund sich was erlauben.
— Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiser mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.
Hätt' ich vorher gewusst, was nun geschehn,
Dass es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt gesprochen —
Kann seyn, ich hätte mich bedacht — kann seyn
Auch nicht — Doch was nun schonen noch? Zu ernsthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn seinen Lauf!
(Indem er an's Fenster tritt.)
Sieh, es ist Nacht geworden; auf dem Schloss
Ist's auch schon stille — Leuchte, Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdessen still eingetreten, und mit sichtbarem Antheil in der Ferne gestanden, tritt hervor, heftig bewegt, und stürzt sich zu des Herzogs Füssen.)

Du auch noch? Doch ich weiss es ja, warum
Du meinen Frieden wünschest mit dem Kaiser.
Der arme Mensch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und sorgt, sie nehmen's ihm,
Weil er bei *mir* ist. Bin ich denn so arm,
Dass ich den Dienern nicht ersetzen kann?
Nun! Ich will Niemand zwingen. Wenn du meinst,
Dass mich das Glück geflohen, so verlass mich.
Heut magst du mich zum Letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiser übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Denn dieser letzten Tage Qual war gross,
Sorgt, dass sie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit stehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äussersten Gang verschwunden ist; dann drückt er durch Geberden seinen Schmerz aus, und lehnt sich gramvoll an eine Säule.)

SECHSTER AUFTRITT.

GORDON. BUTTLER, *anfangs hinter der Scene.*

BUTTLER.

Hier stehet still, bis ich das Zeichen gebe.

GORDON fährt auf.

Er ist's, er bringt die Mörder schon.

BUTTLER.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt schon Alles.

GORDON.

Was soll ich thun? Versuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

BUTTLER erscheint hinten.

Vom Korridor her schimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürsten.

GORDON.

Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiser? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verstärkend, lad' ich nicht
Auf *mein* Haupt alle fürchterlichen Folgen?

BUTTLER etwas näher kommend.

Still! Horch! Wer spricht da?

GORDON.

Ach, es ist doch besser,
Ich stell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Dass ich so grosser That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt;
Doch seine Rettung wäre *meine* That,
Und jede schwere Folge müsst' ich tragen,

BUTTLER herzutretend.

Die Stimme kenn' ich.

GORDON.

Buttler.

BUTTLER.

Es ist Gordon.
Was sucht Ihr hier? Entliess der Herzog Euch
So spät?

GORDON.

Ihr tragt die Hand in Eurer Binde?

BUTTLER.

Sie ist verwundet. Dieser Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden streckten —

GORDON schauert zusammen.

Sie sind todt!

BUTTLER.

Es ist geschehn.
— Ist er zu Bett?

GORDON.

Ach, Buttler!

BUTTLER dringend.

Ist er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

GORDON.

Er soll *nicht* sterben. Nicht durch Euch! Der Himmel
Will Euren Arm nicht. Seht, er ist verwundet.

BUTTLER.

Nicht *meines* Armes braucht's.

GORDON.

Die Schuldigen
Sind todt; genug ist der Gerechtigkeit
Geschehn! Lasst dieses Opfer sie versöhnen!

(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf dem Mund Stillschweigen gebietend.)

Er schläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

BUTTLER.

Nein, er soll wachend sterben.

(Will gehen.)

GORDON.

Ach, sein Herz ist noch
Den ird'schen Dingen zugewendet, nicht
Gefasst ist er, vor seinen Gott zu treten.

BUTTLER.

Gott ist barmherzig!

(Will gehen.)

GORDON hält ihn.

Nur die Nacht noch gönnt ihm.

BUTTLER.

Der nächste Augenblick kann uns verrathen.

GORDON hält ihn.

Nur eine Stunde!

BUTTLER.

Lasst mich los! Was kann
Die kurze Frist ihm helfen?

GORDON.

O die Zeit ist
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tausend Körner Sandes; schnell wie sie
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.
Nur eine Stunde! *Euer* Herz kann sich,
Das *seinige* sich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereigniss,
Entscheidend, rettend, schnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

BUTTLER.

Ihr erinnert mich,
Wie kostbar die Minuten sind.

(Er stampft auf den Boden.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MACDONALD. DEVEROUX *mit* HELLEBARDIERERN *treten hervor. Dann* KAMMERDIENER. VORIGE.

GORDON sich zwischen ihn und jene werfend.

Nein, Unmensch!
Erst über meinen Leichnam sollst du hingehn,
Denn nicht will ich das Grässliche erleben.

BUTTLER ihn wegdrängend.

Schwachsinn'ger Alter!

(Man hört Trompeten in der Ferne.)

MACDONALD und DEVEROUX.

Schwedische Trompeten!
Die Schweden stehn vor Eger! Lasst uns eilen!

GORDON.

Gott! Gott!

BUTTLER.

An Euren Posten, Kommandant!

(Gordon stürzt hinaus.)

KAMMERDIENER eilt herein.

Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog schläft.

DEVEROUX mit lauter fürchterlicher Stimme.

Freund! Jetzt ist's Zeit zu lärmen!

KAMMERDIENER Geschrei erhebend.

Hülfe! Mörder!

BUTTLER.

Nieder mit ihm!

KAMMERDIENER, von Deveroux durchbohrt, stürzt am Eingang der Gallerie.

Jesus Maria!

BUTTLER.

Sprengt die Thüren!

(Sie schreiten über den Leichnam weg, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwei Thüren nach einander stürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengetöse — dann plötzlich tiefe Stille.)

ACHTER AUFTRITT.

GRÄFINN TERZKY *mit einem Lichte.*

Ihr Schlafgemach ist leer, und sie ist nirgends
Zu finden; auch die Neubrunn wird vermisst,
Die bei ihr wachte — Wäre sie entflohn?
Wo kann sie hingeflohen seyn? Man muss
Nacheilen, Alles in Bewegung setzen!
Wie wird der Herzog diese Schreckenspost
Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gastmahl! Ob der Herzog wohl noch wach ist?
Mir war's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will doch hingeh'n, an der Thüre lauschen,
Horch! wer ist das? Es eilt die Trepp' herauf.

NEUNTER AUFTRITT.

GRÄFINN. GORDON. *Dann* BUTTLER.

GORDON eilfertig, athemlos hereinstürzend.
Es ist ein Irrthum — es sind nicht die Schweden.
Ihr sollt nicht weiter gehen — Buttler — Gott!
Wo ist er?
(Indem er die Gräfinn bemerkt.)
Gräfinn, sagen Sie —

GRÄFINN.
Sie kommen von der Burg? Wo ist mein Mann?

GORDON entsetzt.
Ihr Mann! — O fragen Sie nicht! Gehen Sie
Hinein — (*Will fort.*)

GRÄFINN hält ihn.
Nicht eher, bis Sie mir entdecken —

GORDON heftig dringend.
An diesem Augenblicke hängt die Welt;
Um Gotteswillen, gehen Sie — Indem
Wir sprechen — Gott im Himmel!
(Laut schreiend.)
Buttler! Buttler!

GRÄFINN.
Der ist ja auf dem Schloss mit meinem Mann.
(Buttler kommt aus der Gallerie.)

GORDON, der ihn erblickt.
Es war ein Irrthum — Es sind nicht die Schweden —
Die Kaiserlichen sind's, die eingedrungen —
Der Generalleutnant schickt mich her, er wird
Gleich selbst hier seyn — Ihr sollt nicht weiter gehn —

BUTTLER.
Er kommt zu spät.

GORDON stürzt an die Mauer.
Gott der Barmherzigkeit!

GRÄFINN ahnungsvoll.
Was ist zu spät? Wer wird gleich selbst hier seyn?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verrätherei! Verrätherei! Wo ist
Der Herzog?
(Eilt dem Gange zu.)

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. SENI. *Dann* BÜRGERMEISTER. PAGE. KAMMERFRAU. BEDIENTE *rennen schreckensvoll über die Scene.*

SENI, der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt.
O blutige, entsetzensvolle That!

GRÄFINN.
Was ist
Geschehen, Seni?

PAGE herauskommend.
O erbarmenswürd'ger Anblick!
(Bediente mit Fackeln.)

GRÄFINN.
Was ist's? Um Gotteswillen!

SENI.
Fragt Ihr noch—
Drinn liegt der Fürst ermordet, Euer Mann ist
Erstochen auf der Burg.
(Gräfinn bleibt erstarrt stehen.)

KAMMERFRAU eilt herein.
Hülf'! Hülf' der Herzoginn!

BÜRGERMEISTER kommt schreckensvoll.
Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieses Hauses?

GORDON.
Verflucht ist Euer Haus auf ew'ge Tage!
In Eurem Hause liegt der Fürst ermordet.

BÜRGERMEISTER.
Das wolle Gott nicht!
(Stürzt hinaus.)

ERSTER BEDIENTER.
Flieht! Flieht! Sie ermorden
Uns Alle!

ZWEITER BEDIENTER Silbergeräth tragend.
Da hinaus! Die untern Gänge sind besetzt.
(Hinter der Scene wird gerufen.)
Platz! Platz dem Generalleutnant!
(Bei diesen Worten richtet sich die Gräfinn aus ihrer Erstarrung auf, fasst sich und geht schnell ab.)
(Hinter der Scene.)
Besetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne die Gräfinn.* OCTAVIO PICCOLOMINI *tritt herein mit Gefolge.* DEVEROUX *und* MACDONALD *kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardierern. Wallensteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.*

OCTAVIO rasch eintretend.
Es darf nicht seyn! Es ist nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich will's nicht glauben. Saget Nein!

GORDON ohne zu antworten, weist mit der Hand nach hinten. Octavio sieht hin und steht von Entsetzen ergriffen.

DEVEROUX zu Buttler.
Hier ist das goldne Vliess, des Fürsten Degen.

MACDONALD.
Befehlt Ihr, dass man die Kanzlei —

BUTTLER auf Octavio zeigend.
Hier steht er,
Der jetzt allein Befehle hat zu geben.
(Deveroux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; Alles

verliert sich still, dass nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben.)

OCTAVIO zu Buttlern gewendet.

War das die Meinung, Buttler, als wir schieden?
Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser ungeheuern That
Nicht schuldig.

BUTTLER.

Eure Hand ist rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

OCTAVIO.

Ruchloser!
So musstest du des Herrn Befehl missbrauchen,
Und blutig grauenvollen Meuchelmord
Auf deines Kaisers heil'gen Namen wälzen?

BUTTLER gelassen.

Ich hab' des Kaisers Urtheil nur vollstreckt.

OCTAVIO.

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem schnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die fest unwiderrufliche, ankettet!
Musst' es so rasch gehorcht seyn? Konntest du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menschen Engel ist die Zeit — die rasche
Vollstreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

BUTTLER.

Was scheltet Ihr mich? Was ist mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan,
Ich hab' das Reich von einem furchtbar'n Feinde
Befreit, und mache Anspruch auf Belohnung.
Der einz'ge Unterschied ist zwischen *Eurem*
Und *meinem* Thun: Ihr habt den Pfeil geschärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr sä'tet Blut,
Und steht bestürzt, dass Blut ist aufgegangen.
Ich wusste immer, was ich that, und so
Erschreckt und überrascht mich kein Erfolg.
Habt Ihr sonst einen Auftrag mir zu geben?
Denn steh'nden Fusses reis' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaisers Thron
Zu legen und den Beifall mir zu holen,
Den der geschwinde, pünktliche Gehorsam
Von dem gerechten Richter fordern darf.

(Geht ab.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne Buttler.* GRÄFINN TERZKY *tritt auf, bleich und entstellt. Ihre Sprache ist schwach und langsam, ohne Leidenschaft.*

OCTAVIO ihr entgegen.

O Gräfinn Terzky, musst' es dahin kommen?
Das sind die Folgen unglückseI'ger Thaten.

GRÄFINN.

Es sind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Ist todt, mein Mann ist todt, die Herzoginn
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drinn, ich schloss es ab,
Und lief're hier die Schlüssel aus.

OCTAVIO mit tiefem Schmerz.

O Gräfinn,
Auch mein Haus ist verödet!

GRÄFINN.

Wer soll noch
Umkommen? Wer soll noch misshandelt werden?
Der Fürst ist todt; des Kaisers Rache kann
Befriedigt seyn. Verschonen Sie die alten Diener,
Das den Getreuen ihre Lieb' und Treu'
Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schicksal überraschte meinen Bruder
Zu schnell; er konnte nicht mehr an sie denken.

OCTAVIO.

Nichts von Misshandlung! Nichts von Rache, Gräfinn!
Die schwere Schuld ist schwer gebüsst, der Kaiser
Versöhnt, nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als sein Ruhm und sein Verdienst.
Die Kaiserinn ehrt Ihr Unglück, öffnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Fassen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie sich hoffnungsvoll
Der kaiserlichen Gnade.

GRÄFINN mit einem Blick zum Himmel.

Ich vertraue mich
Der Gnade eines grössern Herrn — Wo soll
Der fürstliche Leichnam seine Ruhstatt finden?
In der Karthause, die er selbst gestiftet,
Zu Gitschin ruht die Gräfinn Wallenstein;
An *ihrer* Seite, die sein erstes Glück
Gegründet, wünscht' er, dankbar, einst zu schlummern.
O lassen Sie ihn dort begraben seyn!
Auch für die Reste meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Gunst. Der Kaiser ist Besitzer
Von unsern Schlössern; gönne man uns nur
Ein Grab noch bei den Gräbern unsrer Ahnen.

OCTAVIO.

Sie zittern, Gräfinn — Sie erbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

GRÄFINN sammelt ihre letzte Kraft und spricht mit Lebhaftigkeit und Adel.

Sie denken würdiger von mir, als dass Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauses Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es sollte nicht seyn — doch wir *denken* königlich,
Und achten einen freien, muth'gen Tod
Anständiger, als ein entehrtes Leben.
— Ich habe Gift.....

OCTAVIO.

O rettet! Helft!

GRÄFINN.

Es ist zu spät.
In wenig Augenblicken ist mein Schicksal
Erfüllt.

(Sie geht ab.)

GORDON.

O Haus des Mordes und Entsetzens!

(Ein Kourier kommt und bringt einen Brief.)

GORDON tritt ihm entgegen.

Was gibts? Das ist das kaiserliche Siegel.

(Er hat die Aufschrift gelesen, und übergibt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs.)

Dem *Fürsten* Piccolomini.

(Octavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel. Der Vorhang fällt.)

MARIA STUART.

EIN TRAUERSPIEL.

PERSONEN.

ELISABETH, Königinn von England.
MARIA STUART, Königinn von Schottland, Gefangne in England.
ROBERT DUDLEY, Graf von Leicester.
GEORG TALBOT, Graf von Shrewsbury.
WILHELM CECIL, Baron von Burleigh, Grossschatzmeister.
GRAF VON KENT.
WILHELM DAVISON, Staatssekretär.
AMIAS PAULET, Ritter, Hüter der Maria.
MORTIMER, sein Neffe.
GRAF BELIEVRE, ausserordentlicher Botschafter von Frankreich.
GRAF AUBESPINE, französischer Gesandter.
OKELLY, Mortimers Freund.
DRUGEON DRURY, zweiter Hüter der Maria.
MELVIL, ihr Haushofmeister.
HANNA KENNEDY, ihre Amme.
MARGARETHA KURL, ihre Kammerfrau.
SHERIF der Grafschaft.
OFFIZIER DER LEIBWACHE.
FRANZÖSISCHE UND ENGLISCHE HERREN.
TRABANTEN.
HOFDIENER der Königinn von England.
DIENER UND DIENERINNEN der Königinn von Schottland.

ERSTER AUFZUG.

(Im Schloss zu Fotheringhay.)
(Ein Zimmer.)

ERSTER AUFTRITT.

HANNA KENNEDY, *Amme der Königinn von Schottland, in heftigem Streit mit* PAULET, *der im Begriff ist, einen Schrank zu öffnen.* DRUGEON DRURY, *sein Gehülfe, mit Brecheisen.*

KENNEDY.

Was macht Ihr, Sir? Welch neue Dreistigkeit!
Zurück von diesem Schrank!

PAULET.

Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
Der Gärtner hat bestochen werden sollen
Mit diesem Schmuck — Fluch über Weiberlist!
Trotz meiner Aufsicht, meinem scharfen Suchen,
Noch Kostbarkeiten, *noch* geheime Schätze!
(Sich über den Schrank machend.)
Wo das gesteckt hat, liegt noch mehr!

KENNEDY.

Zurück, Verwegner!
Hier liegen die Geheimnisse der Lady.

PAULET.

Die eben such' ich.
(Schriften hervorziehend.)

KENNEDY.

Unbedeutende
Papiere, blosse Uebungen der Feder,
Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

PAULET.

In müss'ger Weile schafft der böse Geist.

KENNEDY.

Es sind französische Schriften.

PAULET.

Desto Schlimmer!
Die Sprache redet Englands Feind.

KENNEDY.

Concepte
Von Briefen an die Königinn von England.

PAULET.

Die überliefr' ich — Sieh! Was schimmert hier?
(Er hat einen geheimen Ressort geöffnet, und zieht aus einem verborgenen Fach Geschmeide hervor.)
Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
Durchzogen mit den Lilien von Frankreich!
(Er gibt es seinem Begleiter.)
Verwahrt's, Drury. Legt's zu dem Uebrigen!
(Drury geht ab.)

KENNEDY.

O schimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

PAULET.

So lang sie noch besitzt, kann sie noch schaden,
Denn Alles wird Gewehr in ihrer Hand.

KENNEDY.

Seyd gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unserm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit;
Denn alles Andre habt ihr uns entrissen.

PAULET.

Es liegt in guter Hand. Gewissenhaft
Wird es zu seiner Zeit zurückgegeben!

KENNEDY.

Wer sieht es diesen kahlen Wänden an,
Dass eine Königinn hier wohnt? Wo ist
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muss sie den zärtlich weichgewöhnten Fuss
Nicht auf gemeinen rauhen Boden setzen?
Mit grobem Zinn, die schlechtste Edelfrau
Würd' es verschmähn, bedient man ihre Tafel.

PAULET.

So speiste sie zu Sterlyn ihren Gatten,

Da sie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

KENNEDY.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

PAULET.

So lang sie noch ihr eitles Bild beschauet,
Hört sie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

KENNEDY.

An Büchern fehlt's, den Geist zu unterhalten.

PAULET.

Die Bibel liess man ihr, das Herz zu bessern.

KENNEDY.

Selbst ihre Laute ward ihr weggenommen.

PAULET.

Weil sie verbuhlte Lieder drauf gespielt.

KENNEDY.

Ist das ein Schicksal für die Weicherzogne,
Die in der Wiege Königinn schon war,
Am üpp'gen Hof der Mediziäerinn
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen.
Es sey genug, dass man die Macht ihr nahm,
Muss man die armen Flitter ihr missgönnen?
In *grosses* Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

PAULET.

Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu,
Das in sich gehen und bereuen soll.
Ein üppig lastervolles Leben büsst sich
In Mangel und Erniedrigung allein.

KENNEDY.

Wenn ihre zarte Jugend sich verging,
Mag sie's mit Gott abthun und ihrem Herzen;
In England ist kein Richter über sie.

PAULET.

Sie wird gerichtet, wo sie frevelte.

KENNEDY.

Zum Freveln fesseln sie zu enge Bande.

PAULET.

Doch wusste sie aus diesen engen Banden
Den Arm zu strecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu schleudern,
Und gegen unsre Königinn, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.
Erregte sie aus diesen Mauern nicht
Den Bös'wicht *Parry* und den *Babington*
Zu der verfluchten That des Königsmords?
Hielt dieses Eisengitter sie zurück,
Das edle Herz des *Norfolk* zu umstricken?
Für sie geopfert fiel das beste Haupt
Auf dieser Insel unterm Henkerbeil —
Und schreckte dieses jammervolle Beispiel
Die Rasenden zurück, die sich wetteifernd
Um ihretwillen in den Abgrund stürzen?
Die Blutgerüste füllen sich für sie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis sie selbst,
Die Schuldigste, darauf geopfert ist.
— O Fluch dem Tag, da dieses Landes Küste
Gastfreundlich diese *Helena* empfing.

KENNEDY.

Gastfreundlich hätte England sie empfangen?
Die Unglückselige, die seit dem Tag,
Da sie den Fuss gesetzt in dieses Land,
Als eine Hülfeflehende, Vertriebne,
Bei der Verwandten Schutz zu suchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen sieht, in enger Kerkerhaft
Der Jugend schöne Jahre muss vertrauern. —
Die jetzt, nachdem sie Alles hat erfahren,
Was das Gefängniss Bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefordert wird und schimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königinn!

PAULET.

Sie kam ins Land als eine Mörderinn,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entsetzt,
Den sie mit schwerer Greuelthat geschändet.
Verschworen kam sie gegen Englands Glück,
Der spanischen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholisch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verschmähte sie's, den Edimburger
Vertrag zu unterschreiben, ihren Anspruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus diesem Kerker schnell sich aufzuthun
Mit einem Federstrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, sich misshandelt sehn,
Als dieses Titels leerem Prunk entsagen.
Wesswegen that sie das? Weil sie den Ränken
Vertraut, den bösen Künsten der Verschwörung,
Und unheilspinnend diese ganze Insel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

KENNEDY.

Ihr spottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte solche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Trostes, keine Stimme
Der Freundschaft aus der lieben Heimath dringt,
Die längst kein Menschenangesicht mehr schaute,
Als ihrer Kerkermeister finstre Stirn,
Die erst seit Kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in Eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben sich umgittert sieht —

PAULET.

Kein Eisengitter schützt vor ihrer List.
Weiss ich, ob diese Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieses Zimmers Boden, diese Wände,
Von aussen fest, nicht hohl von innen sind,
Und den Verrath einlassen, wenn ich schlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden ist,
Die unheilbrütend Listige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geist, erprobe
Des Schlosses Riegel und der Wächter Treu,
Und sehe zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es ist Hoffnung, dass es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Wachstehend an der Höllenpforte hüten,
Als diese ränkevolle Königinn.

KENNEDY.

Da kommt sie selbst!

PAULET.

Den Christus in der Hand,
Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen.

ZWEITER AUFTRITT.

MARIA *im Schleier, ein Kruzifix in der Hand. Die* VORIGEN.

KENNEDY *ihr entgegen eilend.*

O Königinn! Man tritt uns ganz mit Füssen.
Der Tyrannei, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gekröntes Haupt.

MARIA.

Fass' dich!

Sag an, was neu geschehen ist?

KENNEDY.

Sieh her!
Dein Pult ist aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,
Der letzte Rest von deinem Brautgeschmeide
Aus Frankreich ist in seiner Hand. Du hast nun
Nichts Königliches mehr, bist ganz beraubt.

MARIA.

Beruhige dich, Hanna. Diese Flitter machen
Die Königinn nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verschmerzen. Sir, Ihr habt Euch
Gewaltsam zugeeignet, was ich Euch
Noch heut zu übergeben Willens war.
Bei diesen Schriften findet sich ein Brief,
Bestimmt für meine königliche Schwester
Von England — Gebt mir Euer Wort, dass Ihr
Ihn redlich an sie selbst wollt übergeben;
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

PAULET.

Ich werde mich bedenken, was zu thun ist.

MARIA.

Ihr sollt den Inhalt wissen, Sir. Ich bitte
In diesem Brief um eine grosse Gunst —
— Um eine Unterredung mit ihr selbst,
Die ich mit Augen nie gesehen — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefordert,
Die ich als Meinesgleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir fassen kann.
Elisabeth ist meines Stammes, meines
Geschlechts und Ranges — Ihr allein, der Schwester,
Der Königinn, der Frau kann ich mich öffnen.

PAULET.

Sehr oft, Milady, habt Ihr Euer Schicksal
Und Eure Ehre Männern anvertraut,
Die Eurer Achtung minder würdig waren.

MARIA.

Ich bitte noch um eine zweite Gunst,
Unmenschlichkeit allein kann mir sie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniss
Der Kirche Trost, der Sakramente Wohlthat;
Und die mir Kron' und Freiheit hat geraubt,
Die meinem Leben selberd roht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verschliessen wollen.

PAULET.

Auf Euren Wunsch wird der Dechant des Orts —

MARIA unterbricht ihn lebhaft.

Ich will nichts vom Dechanten. Einen Priester
Von meiner eignen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzusetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage sind
Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

PAULET.

Da thut Ihr wohl;
Das sind Betrachtungen, die Euch geziemen.

MARIA.

Und weiss ich, ob nicht eine schnelle Hand
Des Kummers langsames Geschäft beschleunigt?
Ich will mein Testament aufsetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein ist.

PAULET.

Die Freiheit habt Ihr. Englands Königinn
Will sich mit Eurem Raube nicht bereichern.

MARIA.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo sind sie?
Was ist ihr Schicksal? Ihrer Dienste kann ich
Entrathen! doch beruhigt will ich seyn,
Dass die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

PAULET.

Für Eure Diener ist gesorgt.

(Er will gehen.)

MARIA.

Ihr geht, Sir? Ihr verlasst mich abermals
Und ohne mein geängstigt fürchtend Herz
Der Qual der Ungewissheit zu entladen.
Ich bin, Dank Eurer Späher Wachsamkeit,
Von aller Welt geschieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch diese Kerkermauern,
Mein Schicksal liegt in meiner Feinde Hand,
Ein peinlich langer Monat ist vorüber,
Seitdem die vierzig Kommissarien
In diesem Schloss mich überfallen, Schranken
Errichtet, schnell, mit unanständiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalts Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht gestellt,
Auf schlaugefasste schwere Klagepunkte
Mich, die Betäubte, Ueberraschte, flugs
Aus dem Gedächtniss Rede stehen lassen —
Wie Geister kamen sie und schwanden wieder.
Seit diesem Tage schweigt mir jeder Mund;
Ich such' umsonst in Eurem Blick zu lesen,
Ob meiner Unschuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böser Rath gesiegt.
Brecht endlich Euer Schweigen — Lasst mich wissen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

PAULET nach einer Pause.

Schliesst Eure Rechnung mit dem Himmel ab.

MARIA.

Ich hoff' auf seine Gnade, Sir — und hoffe
Auf strenges Recht von meinen ird'schen Richtern.

PAULET.

Recht soll Euch werden. Zweifelt nicht daran.

MARIA.

Ist mein Prozess entschieden, Sir?

PAULET.

Ich weiss nicht.

MARIA.

Bin ich verurtheilt?

PAULET.

Ich weiss nichts, Milady.

MARIA.

Man liebt hier rasch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder *überfallen,* wie die Richter?

PAULET.

Denkt immerhin, es sey so, und er wird Euch
In bessrer Fassung dann als diese finden.

MARIA.

Nichts soll mich in Erstaunen setzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Westminsterhall,
Den Burleighs Hass und Hattons Eifer lenkt,
Zu urtheln sich erdreiste — Weiss ich doch,
Was Englands Königinn wagen darf zu thun.

PAULET.

Englands Beherrscher brauchen nichts zu scheuen,
Als ihr Gewissen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit gesprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehn.

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MORTIMER, *Paulets Neffe, tritt herein und ohne der Königinn einige Aufmerksamkeit zu bezeigen, zu Paulet.*

MORTIMER.

Man sucht Euch, Oheim.

(Er entfernt sich auf eben diese Weise. Die Königinn bemerkt es mit Unwillen und wendet sich zu Paulet, der ihm folgen will.)

MARIA.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn *Ihr* mir was zu sagen habt — Von Euch
Ertrag' ich viel, ich ehre Euer Alter,
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht;
Spart mir den Anblick seiner rohen Sitten.

PAULET.

Was ihn Euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl ist es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falsche Weiberthräne schmelzt —
Er ist gereist, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt sein treu altenglisch Herz zurück;
Lady, an dem ist Eure Kunst verloren!

(Geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

MARIA. KENNEDY.

KENNEDY.

Darf Euch der Rohe das ins Antlitz sagen!
O es ist hart!

MARIA in Nachdenken verloren.

Wir haben in den Tagen unsers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr gelieh'n;
Gerecht ist's, gute Kennedy, dass wir
Des Vorwurfs ernste Stimme nun vernehmen.

KENNEDY.

Wie? so gebeugt, so muthlos, theure Lady?
Wart Ihr doch sonst so froh, Ihr pflegtet mich zu trösten,
Und eher musst' ich Euren Flattersinn
Als Eure Schwermuth schelten.

MARIA.

Ich erkenn' ihn.
Es ist der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe steigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maass erfüllet ist.

KENNEDY.

Was für Gedanken —

MARIA.

Du vergissest, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniss —
Der Jahrstag dieser unglückseligen That
Ist heute abermals zurückgekehrt;
Er ist's, den ich mit Buss' und Fasten feire.

KENNEDY.

Schickt endlich diesen bösen Geist zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu',
Mit schweren Leidensproben abgebüsst.
Die Kirche, die den Löseschlüssel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

MARIA.

Frischblutend steigt die längst vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Gespenst
Schickt keines Messdieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

KENNEDY.

Nicht Ihr habt ihn gemordet! Andre thaten's!

MARIA.

Ich wusste drum. Ich liess die That geschehn,
Und lockt' ihn schmeichelnd in das Todesnetz.

KENNEDY.

Die Jugend mildert Eure Schuld. Ihr war't
So zarten Alters noch.

MARIA.

So zart, und lud
Die schwere Schuld auf mein so junges Leben.

KENNEDY.

Ihr war't durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,
Den Eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen,
Den Ihr durch Euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit Eurer blühenden Person
Beglückt und Eurer angestammten Krone.
Konnt' er vergessen, dass sein prangend Loos
Der Liebe grossmuthvolle Schöpfung war?
Und doch vergass er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten Eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er Euren Augen.
Der Zauber schwand, der Euren Blick getäuscht;
Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preis — Und er —
Versucht er's, Eure Gunst zurückzurufen?
Bat er um Gnade? Warf er sich bereuend
Zu Euren Füssen, Besserung versprechend?
Trotz bot Euch der Abscheuliche — der Euer
Geschöpf war, Euren König wollt' er spielen;
Vor Euren Augen liess er Euch den Liebling,
Den schönen Sänger Rizio, durchbohren —
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

MARIA.

Und blutig wird sie auch an mir sich rächen;
Du sprichst mein Urtheil aus, da du mich tröstest.

KENNEDY.

Da Ihr die That geschehn liess't, war't Ihr nicht
Ihr selbst, gehörtet Euch nicht selbst. Ergriffen
Hatt' Euch der Wahnsinn blinder Liebesglut,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglücksel'gen Bothwell — Ueber Euch
Mit übermüth'gem Männerwillen herrschte
Der Schreckliche, der Euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünste das Gemüth verwirrend
Erhitzte —

MARIA.

Seine Künste waren keine andre,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit.

KENNEDY.

Nein, sag' ich. Alle Geister der Verdammniss
Musst' er zu Hülfe rufen, der dies Band
Um Eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundinn Warnungsstimme,
Kein Aug' für das, was wohlanständig war.
Verlassen hatte Euch die zarte Scheu
Der Menschen; Eure Wangen, sonst der Sitz
Schamhaft erröthender Bescheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimnisses
Von Euch; des Mannes keckes Laster hatte
Auch Eure Blödigkeit besiegt; Ihr stelltet
Mit dreister Stirne Eure Schmach zur Schau.
Ihr liesst das königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche

Nachschallten, durch die Gassen Edimburgs,
Vor Euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waffen Euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Zwangt Ihr mit frechem Possenspiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszusprechen —
Ihr gingt noch weiter — Gott!

MARIA.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

KENNEDY.

O! lasst ein ewig Schweigen diese That
Bedecken! Sie ist schauderhaft, empörend,
Ist einer ganz Verlornen werth — Doch Ihr seyd keine
Verlorene — ich kenn' Euch ja; ich bin's,
Die Eure Kindheit auferzogen. Weich
Ist Euer Herz gebildet, offen ist's
Der Scham — der Leichtsinn nur ist Euer Laster.
Ich wiederhol' es, es gibt böse Geister,
Die in des Menschen unverwahrter Brust
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die schnell in uns das Schreckliche begehn,
Und zu der Höll' entfliehend das Entsetzen
In dem befleckten Busen hinterlassen.
Seit dieser That, die Euer Leben schwärzt,
Habt Ihr nichts Lasterhaftes mehr begangen;
Ich bin ein Zeuge Eurer Besserung.
Drum fasset Muth! Macht Frieden mit Euch selbst!
Was Ihr auch zu bereuen habt, in England
Seyd Ihr nicht schuldig; nicht Elisabeth,
Nicht Englands Parlament ist Euer Richter.
Macht ist's, die Euch hier unterdrückt, vor diesen
Anmasslichen Gerichtshof dürft Ihr Euch
Hinstellen mit dem ganzen Muth der Unschuld.

MARIA.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt sich an der Thür.)

KENNEDY.

Es ist der Neffe. Geht hinein.

FÜNFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MORTIMER *scheu hereintretend.*

MORTIMER zur Amme.

Entfernt Euch, haltet Wache vor der Thür!
Ich habe mit der Königinn zu reden.

MARIA mit Ansehn.

Hanna, du bleibst.

MORTIMER.

Habt keine Furcht, Milady. Lernt mich kennen.

(Er überreicht ihr eine Charte.)

MARIA sieht sie an und fährt bestürzt zurück.

Ha! Was ist das!

MORTIMER zur Amme.

Geht, Dame Kennedy.
Sorgt, dass mein Oheim uns nicht überfalle!

MARIA zur Amme, welche zaudert und die Königinn fragend ansieht.

Geh! Geh! Thu, was er sagt.

(Die Amme entfernt sich mit Zeichen der Verwunderung.)

SECHSTER AUFTRITT.

MORTIMER. MARIA.

MARIA.

Von meinem Oheim!
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (*Liest.*)
« Traut dem Sir Mortimer, der Euch dies bringt,
» Denn keinen treuern Freund habt Ihr in England. »

(Mortimern mit Erstaunen ansehend.)

Ist's möglich? Ist's kein Blendwerk, das mich täuscht?
So nahe find' ich einen Freund und wähnte mich
Verlassen schon von aller Welt — find' ihn
In Euch, dem Neffen meines Kerkermeisters,
In dem ich meinen schlimmsten Feind —

MORTIMER sich ihr zu Füssen werfend.

Verzeihung
Für diese verhasste Larve, Königinn,
Die mir zu tragen Kampf genug gekostet,
Doch der ich's danke, dass ich mich Euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

MARIA.

Steht auf — Ihr überrascht mich, Sir — Ich kann
So schnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dies Glück begreiflich, dass ich's glaube.

MORTIMER steht auf.

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier seyn.
Und ein verhasster Mensch begleitet ihn.
Eh' Euch ihr Schreckensauftrag überrascht,
Hört an, wie Euch der Himmel Rettung schickt.

MARIA.

Er schickt sie durch ein Wunder seiner Allmacht!

MORTIMER.

Erlaubt, dass ich von mir beginne.

MARIA.

Redet, Sir!

MORTIMER.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königinn,
In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
In finsterm Hass des Papstthums aufgesäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feste Land. Ich liess
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimat, hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heissem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des grossen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riss mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königinn!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloss!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es hasst die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz; kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruss des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten, und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!

Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

MARIA.

O schonet mein! Nicht weiter. Höret auf,
Den frischen Lebensteppich vor mir aus
Zu breiten — Ich bin elend und gefangen.

MORTIMER.

Auch *ich* war's, Königinn! und mein Gefängniss
Sprang auf, und frei auf einmal fühlte sich
Der Geist, des Lebens schönen Tag begrüssend.
Hass schwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schliessen.
Viel edle Schotten drängten sich an mich
Und der Franzosen muntre Landsmannschaften.
Sie brachten mich zu Eurem edlen Oheim,
Dem Kardinal von Guise — Welch ein Mann!
Wie sicher, klar und männlich gross! — Wie ganz
Geboren, um die Geister zu regieren!
Das Muster eines königlichen Priesters,
Ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah!

MARIA.

Ihr habt sein theures Angesicht gesehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war.
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

MORTIMER.

Der Treffliche liess selber sich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerstreun.
Er zeigte mir, dass grübelnde Vernunft
Den Menschen ewig in der Irre leitet,
Dass seine Augen sehen müssen, was
Das Herz soll glauben, dass ein sichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, dass der Geist der Wahrheit
Geruht hat auf den Satzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'schen Seele,
Wie schwanden sie vor seinem siegenden
Verstand und vor der Suada seines Mundes!
Ich kehrte in der Kirche Schoos zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände.

MARIA.

So seyd Ihr Einer jener Tausende,
Die er mit seiner Rede Himmelskraft,
Wie der erhabne Prediger des Berges,
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

MORTIMER.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, sandt' er mich nach *Rheims*,
Wo die Gesellschaft Jesu, fromm geschäftig,
Für Englands Kirche Priester auferzieht,
Den alten Schotten *Morgan* fand ich hier,
Auch Euren treuen *Lesley*, den gelehrten
Bischof von *Rosse*, die auf Frankreichs Boden
Freudlose Tage der Verbannung leben —
Eng schloss ich mich an diese Würdigen,
Und stärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umsah in des Bischofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniss in die Augen,
Von rührend wundersamen Reiz; gewaltig
Ergriff es mich in meiner tiefsten Seele,
Und des Gefühls nicht mächtig stand ich da.
Da sagte mir der Bischof: Wohl mit Recht
Mögt Ihr gerührt bei diesem Bilde weilen.
Die schönste aller Frauen, welche leben,
Ist auch die jammernswürdigste von allen;
Um unsers Glaubens willen duldet sie
Und Euer Vaterland ist's, wo sie leidet.

MARIA.

Der Redliche! Nein, ich verlor nicht Alles,
Da solcher Freund im Unglück mir geblieben.

MORTIMER.

Drauf fing er an, mit herzerschütternder
Beredsamkeit mir Euer Märtyrthum
Und Eurer Feinde Blutgier abzuschildern.
Auch Euern Stammbaum wies er mir, er zeigte
Mir Eure Abkunft von dem hohen Hause
Der Tudor, überzeugte mich, dass Euch
Allein gebührt, in Engelland zu herrschen,
Nicht dieser Afterköniginn, gezeugt
In ehebrecherischem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, selbst verwarf als Bastardtochter.
Nicht seinem einz'gen Zeugniss wollt' ich traun,
Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher schlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Bestätigten mir Eures Anspruchs Kraft.
Ich weiss nunmehr, dass Euer gutes Recht
An England Euer ganzes Unrecht ist,
Dass Euch dies Reich als Eigenthum gehört,
Worin ihr schuldlos als Gefangne schmachtet.

MARIA.

O dieses unglücksvolle Recht! Es ist
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

MORTIMER.

Um diese Zeit kam mir die Kunde zu,
Dass Ihr aus Talbots Schloss hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —
Des Himmels wundervolle Rettungshand
Glaubt' ich in dieser Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Schicksals war sie mir,
Das *meinen* Arm gewählt, Euch zu befreien.
Die Freunde stimmen freudig bei, es gibt
Der Kardinal mir seinen Rath und Segen,
Und lehrt mich der Verstellung schwere Kunst.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete
Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
Ihr wisst's, vor zehen Tagen bin gelandet.

(Er hält inne.)

Ich sah Euch, Königinn — Euch selbst!
Nicht Euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloss! Kein Kerker! Eine Götterhalle,
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt ist, Eine Luft mit Euch zu athmen!
Wohl hat sie Recht, die Euch so tief verbirgt!
Aufstehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in seiner Scheide müssig bleiben,
Und die Empörung mit gigantischem Haupt
Durch diese Friedensinsel schreiten, sähe
Der Britte seine Königinn!

MARIA.

Wohl ihr,
Säh' jeder Britte sie mit Euren Augen!

MORTIMER.

Wär' er, wie ich, ein Zeuge Eurer Leiden,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Fassung,
Womit Ihr das Unwürdige erduldet!
Denn geht Ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königinn hervor? Raubt Euch
Des Kerkers Schmach von Eurem Schönheitglanze?
Euch mangelt Alles, was das Leben schmückt,
Und doch umfliesst Euch ewig Licht und Leben.
Nie setz' ich meinen Fuss auf diese Schwelle,
Dass nicht mein Herz zerrissen wird von Qualen,

Nicht von der Lust entzückt, Euch anzuschauen! —
Doch furchtbar naht sich die Entscheidung, wachsend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr;
Ich darf nicht länger säumen — Euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

MARIA.

Ist mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

MORTIMER.

Es ist gefällt. Die zweiundvierzig Richter haben
Ihr *Schuldig* ausgesprochen über Euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London,
Bestehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollstreckung; nur die Königinn säumt noch,
— Aus arger List, dass man sie nöthige,
Nicht aus Gefühl der Menschlichkeit und Schonung.

MARIA mit Fassung.

Sir Mortimer, Ihr überrascht mich nicht,
Erschreckt mich nicht. Auf solche Botschaft war ich
Schon längst gefasst. Ich kenne meine Richter.
Nach den Misshandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, dass man die Freiheit mir
Nicht schenken kann—Ich weiss, wo man hinaus will.
In ew'gen Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanspruch
Mit mir verscharren in Gefängnissnacht.

MORTIMER.

Nein, Königinn — o nein! nein! Dabei steht man
Nicht still. Die Tyrannei begnügt sich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang Ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königinn von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben;
Nur Euer Tod versichert ihren Thron.

MARIA.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

MORTIMER.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

MARIA.

Sie könnte *so* die eigne Majestät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet sie die Rache Frankreichs nicht?

MORTIMER.

Sie schliesst mit Frankreich einen ew'gen Frieden;
Dem Düc von Anjou schenkt sie Thron und Hand.

MARIA.

Wird sich der König Spaniens nicht waffnen?

MORTIMER.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie,
So lang sie Frieden hat mit ihrem Volke.

MARIA.

Den Britten wollte sie dies Schauspiel geben?

MORTIMER.

Dies Land, Milady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen *mehr* vom Thron
Herab aufs Blutgerüste steigen sehn.
Die eigne Mutter der Elisabeth
Ging diesen Weg, und Catharina Howard;
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

MARIA nach einer Pause.

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht.
Es ist die Sorge Eures treuen Herzens,
Die Euch vergebne Schrecknisse erschafft.
Nicht das Schaffot ist's, das ich fürchte, Sir.
Es gibt noch andre Mittel, stillere,
Wodurch sich die Beherrscherinn von England
Vor meinem Anspruch Ruhe schaffen kann.
Eh' sich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher sich ein Mörder dingen lassen.
— *Das* ist's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz' ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Dass nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt seyn von der Liebe meiner Schwester.

MORTIMER.

Nicht offenbar noch heimlich soll's dem Mord
Gelingen, Euer Leben anzutasten.
Seyd ohne Furcht! Bereitet ist schon Alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes sind
In meinem Bündniss, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, Euch
Mit starkem Arm aus diesem Schloss zu führen.
Graf *Aubespine*, der Abgesandte Frankreichs,
Weiss um den Bund; er bietet selbst die Hände,
Und sein Pallast ist's, wo wir uns versammeln.

MARIA.

Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht vor Freude.
Mir fliegt ein böses Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt Ihr? Wisst Ihr's? Schrecken Euch
Nicht *Babingtons*, nicht *Tishburns* blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der Unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden,
Und meine Ketten schwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit ist—wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt schon Kundschaft hat von Euch, nicht schon
In Eure Mitte den Verräther mischte.
Flieht aus dem Reiche schnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher beschützt.

MORTIMER.

Mich schrecken
Nicht Babingtons, nicht Tishburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück schon ist's für Eure Rettung sterben.

MARIA.

Umsonst! Mich rettet nicht Gewalt, nicht List.
Der Feind ist wachsam und die Macht ist sein.
Nicht Paulet nur und seiner Wächter Schar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freie Wille der Elisabeth allein
Kann sie mir aufthun.

MORTIMER.

O das hoffet nie!

MARIA.

Ein einz'ger Mann lebt, der sie öffnen kann.

MORTIMER.

O nennt mir diesen Mann —

MARIA.

Graf Lester.

MORTIMER tritt erstaunt zurück.

Lester!
Graf Lester! — Euer blutigster Verfolger,
Der Günstling der Elisabeth — Von diesem —

MARIA.

Bin ich zu retten, ist's allein durch ihn,
— Geht zu ihm. Oeffnet Euch ihm frei,
Und zur Gewähr, dass *ich's* bin, die Euch sendet,
Bringt ihm dies Schreiben. Es enthält mein Bildniss.

(Sie zieht ein Papier aus dem Busen, Mortimer tritt zurück und zögert, es anzunehmen.)

Nehmt hin. Ich trag' es lange schon bei mir,
Weil Eures Oheims strenge Wachsamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch sandte
Mein guter Engel —

MORTIMER.

Königinn — dies Räthsel —
Erklärt es mir —

MARIA.

Graf Lester wird's Euch lösen.
Vertraut ihm, er wird Euch vertraun — Wer kommt?

KENNEDY eilfertig eintretend.

Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

MORTIMER.

Es ist Lord Burleigh. Fasst Euch, Königinn!
Hört es mit Gleichmuth an, was er Euch bringt.

(Er entfernt sich durch eine Seitenthür, Kennedy folgt ihm.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MARIA. LORD BURLEIGH, *Grossschatzmeister von England, und* RITTER PAULET.

PAULET.

Ihr wünschtet heut Gewissheit Eures Schicksals;
Gewissheit bringt Euch Seine Herrlichkeit,
Mylord von Burleigh. Tragt sie mit Ergebung.

MARIA.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unschuld ziemt.

BURLEIGH.

Ich komme als Gesandter des Gerichts.

MARIA.

Lord Burleigh leiht dienstfertig dem Gerichte,
Dem er den Geist geliehn, nun auch den Mund.

PAULET.

Ihr sprecht, als wüsstet Ihr bereits das Urtheil.

MARIA.

Da es Lord Burleigh bringt, so weiss ich es.
— Zur Sache, Sir.

BURLEIGH.

Ihr habt Euch dem Gericht
Der Zweiundvierzig unterworfen, Lady —

MARIA.

Verzeiht, Mylord, dass ich Euch gleich zu Anfang
Ins Wort muss fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterspruch der Zweiundvierzig, sagt Ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Wie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes,
Und aller Fürsten nicht so viel vergeben.
Verordnet ist im englischen Gesetz,
Dass jeder Angeklagte durch Geschworne
Von Seinesgleichen soll gerichtet werden.
Wer in der Kommittee ist Meinesgleichen?
Nur Könige sind meine Peers.

BURLEIGH.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, liess't Euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

MARIA.

Ja, ich habe mich
Durch Hottons arge List verleiten lassen,
Blos meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe siegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Personen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

BURLEIGH.

Ob Ihr sie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das ist nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, geniesst den Schutz,
Die Wohlthat des Gesetzes, und so seyd Ihr
Auch seiner Herrschaft unterthan!

MARIA.

Ich athme
Die Luft in einem englischen Gefängniss.
Heisst das in England leben, der Gesetze
Wohlthat geniessen? Kenn' ich sie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerinn,
Bin eine freie Königinn des Auslands.

BURLEIGH.

Und denkt Ihr, dass der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande straflos auszusäen?
Wie stünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwert der *Themis* nicht
Die schuld'ge Stirn des königlichen Gastes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

MARIA.

Ich will mich nicht der Rechenschaft entziehn;
Die Richter sind es nur, die ich verwerfe.

BURLEIGH.

Die Richter! Wie, Milady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schamlose Zungendrescher, denen Recht
Und Wahrheit feil ist, die sich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen lassen?
Sind's nicht die ersten Männer dieses Landes,
Selbstständig gnug, um wahrhaft seyn zu dürfen,
Um über Fürstenfurcht und niedrige
Bestechung weit erhaben sich zu sehn?
Sind's nicht dieselben, die ein edles Volk
Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn schleunig stumm zu machen?
An ihrer Spitze steht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Kanterbury,
Der weise Talbot, der des Siegels wahret,
Und *Howard*, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrscherinn von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die Edelsten auslesen und zu Richtern
In diesem königlichen Streit bestellen?
Und wär's zu denken, dass Parteienhass
Den Einzelnen bestäche — Können vierzig
Erles'ne Männer sich in einem Spruche
Der Leidenschaft vereinigen?

MARIA nach einigem Stillschweigen.

Ich höre staunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je so unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,
Mit so kunstfert'gem Redner messen können! —
Wohl! Wären diese Lords, wie Ihr sie schildert,
Verstummen müsst' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, sprächen sie mich schuldig.
Doch diese Namen, die Ihr preisend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen,
Mylord, ganz andre Rollen seh' ich sie
In den Geschichten dieses Landes spielen.
Ich sehe diesen hohen Adel Englands,
Des Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Grossohms, schmeicheln —
Ich sehe dieses edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Gesetze prägen und verrufen, Ehen
Auflösen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürstentöchter heute
Enterben, mit dem Bastardnamen schänden,

Und morgen sie zu Königinnen krönen.
Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Vertauschter Ueberzeugung unter *vier*
Regierungen den Glauben *viermal* ändern —

BURLEIGH.

Ihr nennt Euch fremd in Englands Reichsgesetzen;
In Englands Unglück seyd Ihr sehr bewandert.

MARIA.

Und das sind meine Richter! — Lord Schatzmeister!
Ich will gerecht seyn gegen Euch! Seyd Ihr's
Auch gegen mich — Man sagt, Ihr meint es gut
Mit diesem Staat, mit Eurer Königinn,
Seyd unbestechlich, wachsam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert Euch, Euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Misstraut Euch, edler Lord, dass nicht der Nutzen
Des Staats Euch als Gerechtigkeit erscheine.
Nicht zweifl' ich dran, es sitzen neben Euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch sie sind *Protestanten*, Eiferer
Für Englands Wohl, und sprechen über mich,
Die Königinn von Schottland, die Papistinn!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht seyn, ist ein uralt Wort — Drum ist
Herkömmmlich seit der Väter grauen Zeit,
Dass vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen Jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieses seltsame Gesetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen;
Man muss sie ehren, Mylord — die Natur
Warf diese beiden feur'gen Völkerschaften
Auf dieses Bret im Ocean; ungleich
Vertheilte sie's, und hiess sie darum kämpfen.
Der Tweede schmales Bette trennt allein
Die heft'gen Geister; oft vermischte sich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, schauen sie sich drohend
Von beiden Ufern an, seit tausend Jahren.
Kein Feind bedrängte Engelland, dem nicht
Der Schotte sich zum Helfer zugesellte;
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöschen wird der Hass, bis endlich
Ein Parlament sie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Insel.

BURLEIGH.

Und eine Stuart sollte dieses Glück
Dem Reich gewähren?

MARIA.

Warum soll ich's läugnen?
Ja, ich gesteh's, dass ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Oelbaums frei und fröhlich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhasses Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eifersucht,
Der alten Zwietracht unglücksel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu ersticken,
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Rosen
Zusammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

BURLEIGH.

Auf schlimmem Weg verfolgtet Ihr dies Ziel,
Da Ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne steigen wolltet.

MARIA.

Das wollt' ich nicht — beim grossen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo sind die Proben?

BURLEIGH.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Ist keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es ist erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwei,
Dass Ihr die Akte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Gesetz verfallen seyd.
Es ist verordnet im vergangnen Jahr:
« Wenn sich Tumult im Königreich erhübe,
» Im Namen und zum Nutzen irgend einer
» Person, die Rechte vorgibt an die Krone,
» Dass man gerichtlich gegen sie verfahre,
» Bis in den Tod die Schuldige verfolge » —
Und da bewiesen ist —

MARIA.

Mylord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, dass ein Gesetz, ausdrücklich
Auf *mich* gemacht, verfasst, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen lassen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derselbe Mund,
Der das Gesetz gab, auch das Urtheil spricht!
Könnt Ihr es läugnen, Lord, dass jene Akte
Zu meinem Untergang ersonnen ist?

BURLEIGH.

Zu Eurer Warnung sollte sie gereichen;
Zum Fallstrick habt Ihr selber sie gemacht.
Den Abgrund saht Ihr, der vor Euch sich aufthat,
Und treugewarnet stürztet Ihr hinein.
Ihr wart mit Babington, dem Hochverräther,
Und seinen Mordgesellen einverstanden,
Ihr hattet Wissenschaft von Allem, lenktet
Aus Eurem Kerker planvoll die Verschwörung.

MARIA.

Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

BURLEIGH.

Die hat man Euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewiesen.

MARIA.

Die Copien von fremder Hand geschrieben!
Man bringe die Beweise mir herbei,
Dass ich sie selbst diktirt, dass ich sie *so*
Diktirt, gerade so, wie man gelesen.

BURLEIGH.

Dass es dieselben sind, die er empfangen,
Hat Babington vor seinem Tod bekannt.

MARIA.

Und warum stellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man so sehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

BURLEIGH.

Auch Eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, dass es die Briefe seyen,
Die sie aus Eurem Munde niederschrieben.

MARIA.

Und auf das Zeugniss meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königinn,
Die in demselben Augenblick die Treu
Mir brachen, da sie gegen mich gezeugt?

BURLEIGH.

Ihr selbst erklärtet sonst den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewissen.

MARIA.

So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängstigen, dass er
Aussagte und gestand, was er nicht wusste!

Durch falsches Zeugniss glaubt' er sich zu retten,
Und mir, der Königinn, nicht viel zu schaden.

BURLEIGH.

Mit einem freien Eid hat er's beschworen.

MARIA.

Vor meinem Angesichte nicht! — Wie, Sir?
Das sind zwei Zeugen, die noch beide leben!
Man stelle sie mir gegenüber, lasse sie
Ihr Zeugniss mir ins Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunst, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht versagt? Ich weiss
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Dass unter dieser nämlichen Regierung
Ein Reichsschluss durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzustellen.
Wie? Oder hab' ich falsch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab' Euch stets als Biedermann erfunden,
Beweist es jetzo. Sagt mir auf Gewissen,
Ist's nicht so? Gibt's kein solch Gesetz in England?

PAULET.

So ist's, Milady. Das ist bei uns Rechtens.
Was wahr ist, muss ich sagen.

MARIA.

Nun, Mylord!
Wenn man mich denn so streng nach englischem Recht
Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,
Warum dasselbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Gestellt, wie das Gesetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

BURLEIGH.

Ereifert Euch nicht, Lady. Euer Einverständniss
Mit Babington ist's nicht allein —

MARIA.

Es ist's
Allein, was mich dem Schwerte des Gesetzes
Blossstellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Mylord! Bleibt bei der Sache. Beugt nicht aus.

BURLEIGH.

Es ist bewiesen, dass Ihr mit Mendoza,
Dem spanischen Botschafter, unterhandelt —

MARIA *lebhaft.*

Bleibt bei der Sache, Lord!

BURLEIGH.

Dass Ihr Anschläge
Geschmiedet, die Religion des Landes
Zu stürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

MARIA.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Gesetzt, ich that's! — Mylord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land,
Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gastrecht fordernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königinn mich werfend —
Und so ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Ist mein Gewissen gegen diesen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus diesen Banden strebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieses Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, das darf ich üben,
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen;
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren, sag' ich — keinesweges mich
Verdammen, einem Rechtsspruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Ist zwischen mir und Engelland die Rede.

BURLEIGH *bedeutend.*

Nicht auf der Stärke schrecklich Recht beruft Euch,
Milady! Es ist der Gefangenen nicht günstig.

MARIA.

Ich bin die Schwache, sie die Mächt'ge. — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, sie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer.
Doch sie gestehe dann, dass sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Gesetze borge sie das Schwert,
Sich der verhassten Feindinn zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was sie *ist,* das wage sie zu scheinen!

(*Sie geht ab.*)

ACHTER AUFTRITT.

BURLEIGH. PAULET.

BURLEIGH.

Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — Dies stolze Herz
Ist nicht zu brechen — Ueberraschte sie
Der Urthelspruch? Saht Ihr sie eine Thräne
Vergiessen? ihre Farbe nur verändern?
Nicht unser Mitleid ruft sie an. Wohl kennt sie
Den Zweifelmuth der Königinn von England,
Und unsre Furcht ist's, was sie muthig macht.

PAULET.

Lord Grossschatzmeister! Dieser eitle Trotz wird schnell
Verschwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen
In diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf.
Man hätte diesen Babington und Tishburn
Ihr in Person vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber stellen sollen.

BURLEIGH *schnell.*

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen,
Zu gross ist ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ständ' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszusprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, sein Geständniss widerrufen —

PAULET.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehässigen Gerüchten,
Und des Prozesses festliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erscheinen.

BURLEIGH.

Dies ist der Kummer unsrer Königinn —
Dass diese Stifterinn des Unheils doch
Gestorben wäre, ehe sie den Fuss
Auf Englands Boden setzte!

PAULET.

Dazu sag' ich Amen.

BURLEIGH.
Dass Krankheit sie im Kerker aufgerieben!
PAULET.
Viel Unglück hätt' es diesem Land erspart.
BURLEIGH.
Doch hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — Wir hiessen doch die Mörder.
PAULET.
Wohl war. Man kann den Menschen nicht verwehren,
Zu denken, was sie wollen.
BURLEIGH.
Zu beweisen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräusch erregen —
PAULET.
Mag es Geräusch erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.
BURLEIGH.
O! Auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obsiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert,
Verhasst ist's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umsonst,
Dass wir, die Richter, nach Gewissen sprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht.
Sie muss es brauchen; unerträglich ist's,
Wenn sie den strengen Lauf lässt dem Gesetze!
PAULET.
Und also —
BURLEIGH rasch einfallend.
Also soll sie leben! Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dies, eben
Dies ist's, was unsre Königinn beängstigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich lese
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünsche nicht zu sprechen;
Doch vielbedeutend fragt ihr stummer Blick:
Ist unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhasste Wahl mir spart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grausam
Die Königinn, die eigne Blutsverwandte,
Dem Beil zu unterwerfen?
PAULET.
Das ist nun die Nothwendigkeit, steht nicht zu ändern.
BURLEIGH.
Wohl stünd's zu ändern, meint die Königinn,
Wenn sie nur aufmerksam're Diener hätte.
PAULET.
Aufmerksam're?
BURLEIGH.
Die einen stummen Auftrag
Zu deuten wissen.
PAULET.
Einen stummen Auftrag!
BURLEIGH.
Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.
PAULET bedeutungsvoll.
Ein hohes Kleinod ist der gute Name,
Der unbescholtne Ruf der Königinn,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!
BURLEIGH.
Als man die Lady von dem Shrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —
PAULET.
Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, dass man den schwersten Auftrag
Den reinsten Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieses Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, dass es
Den besten Mann in England forderte.
Lasst mich nicht denken, dass ich's etwas Anderm
Als meinem reinen Rufe schuldig bin.
BURLEIGH.
Man breitet aus, sie schwinde, lässt sie kränker
Und kränker werden, endlich still verscheiden;
So stirbt sie in der Menschen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein.
PAULET.
Nicht mein Gewissen.
BURLEIGH.
Wenn Ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet Ihr der fremden doch nicht wehren —
PAULET unterbricht ihn.
Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs sie schützen.
Ihr Leben ist mir heilig, heil'ger nicht
Ist mir das Haupt der Königinn von England.
Ihr seyd die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit ist, lasst den Zimmerer
Mit Axt und Säge kommen, das Gerüst
Aufschlagen — für den Scherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen seyn.
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut.
Und seyd gewiss, ich werde sie bewahren,
Dass sie nichts Böses thun soll, noch erfahren!
(Gehen ab.)

ZWEITER AUFZUG.

Der Palast zu Westminster.

ERSTER AUFTRITT.

DER GRAF VON KENT *und* SIR WILLIAM DAVISON *begegnen einander.*

DAVISON.
Seyd Ihr's, Mylord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und ist die Festlichkeit zu Ende?
KENT.
Wie? Wohntet Ihr dem Ritterspiel nicht bei?
DAVISON.
Mich hielt mein Amt.
KENT.
Ihr habt das schönste Schauspiel
Verloren, Sir, das der Geschmack ersonnen,
Und edler Anstand ausgeführt — denn wisst!
Es wurde vorgestellt die keusche Festung
Der Schönheit, wie sie vom Verlangen
Berennt wird — der Lord Marschall, Oberrichter,
Der Seneschal nebst zehen andern Rittern
Der Königinn vertheidigten die Festung,
Und Frankreichs Kavaliere griffen an.
Voraus erschien ein Herold, der das Schloss
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf spielte das Geschütz, und Blumensträusse,
Wohlriechend köstliche Essenzen wurden

Aus niedlichen Feldstücken abgefeuert.
Umsonst! die Stürme wurden abgeschlagen,
Und das Verlangen musste sich zurückziehn.

DAVISON.

Ein Zeichen böser Vorbedeutung, Graf,
Für die französische Brautwerbung.

KENT.

Nun, nun, das war ein Scherz—Im Ernste, denk' ich,
Wird sich die Festung endlich doch ergeben.

DAVISON.

Glaubt Ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

KENT.

Die schwierigsten Artikel sind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugestanden.
Monsieur begnügt sich, in verschlossener
Kapelle seinen Gottesdienst zu halten,
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu schützen — Hättet Ihr den Jubel
Des Volks gesehn, als diese Zeitung sich verbreitet!
Denn dieses war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte sterben ohne Leibeserben,
Und England wieder Papstes Fesseln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

DAVISON.

Der Furcht kann es entledigt seyn — *Sie* geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

KENT.

Die Königinn kommt!

ZWEITER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ELISABETH, *von* LEICESTER *geführt.* GRAF AUBESPINE, BELLIEVRE, GRAF SHREWSBURY, LORD BURLEIGH *mit noch andern französischen und englischen Herren treten auf.*

ELISABETH zu Aubespine.

Graf! Ich beklage diese edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, dass sie die Herrlichkeit
Des Hof's von St. Germain bei mir vermissen.
Ich kann so prächt'ge Götterfeste nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein gesittet fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz
Der Edelfräulein, die im Schönheitgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich selber und mein schimmerlos Verdienst.

AUBESPINE.

Nur eine Dame zeigt Westminsterhof
Dem überraschten Fremden — aber Alles,
Was an dem reizenden Geschlecht entzückt,
Stellt sich versammelt dar in dieser Einen.

BELLIEVRE.

Erhabne Majestät von Engelland,
Vergönne, dass wir unsern Urlaub nehmen,
Und Monsieur, unsern königlichen Herrn,
Mit der ersehnten Freudenpost beglücken.
Ihn hat des Herzens heisse Ungeduld
Nicht in *Paris* gelassen, er erwartet
Zu *Amiens* die Boten seines Glücks,
Und bis nach *Calais* reichen seine Posten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Aussprechen wird, mit Flügelschnelligkeit
Zu seinem trunknen Ohre hinzutragen.

ELISABETH.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich;
Nicht Zeit ist's jetzt, ich wiederhol' es Euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über diesem Land,
Und besser ziemte mir der Trauerflor,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

BELLIEVRE.

Nur dein Versprechen gib uns, Königinn,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

ELISABETH.

Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes;
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.
Mein Wunsch war's immer, unvermählt zu sterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein gesetzt,
Dass man dereinst auf meinem Grabstein läse:
Hier ruht die jungfräuliche Königinn.
Doch meine Unterthanen wollen's nicht;
Sie denken jetzt schon fleissig an die Zeit,
Wo ich dahin seyn werde — Nicht genug,
Dass *jetzt* der Segen dieses Land beglückt;
Auch ihrem künft'gen Wohl soll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit soll ich,
Mein höchstes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, dass ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben, wie ein Mann, und wie ein König.
Wohl weiss ich, dass man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verlässt, und Lob
Verdienen sie, die vor mir hier gewaltet,
Dass sie die Klöster aufgethan, und tausend
Schlachtopfer einer falschverstandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königinn, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müssiger Beschauung
Verbringt, die unverdrossen, unermüdet,
Die schwerste aller Pflichten übt, *die* sollte
Von dem Naturzweck ausgenommen seyn,
Der *eine* Hälfte des Geschlechts der Menschen
Der andern unterwürfig macht —

AUBESPINE.

Jedwede Tugend, Königinn, hast du
Auf deinem Thron verherrlicht; nichts ist übrig
Als dem Geschlechte, dessen Ruhm du bist,
Auch noch in seinen eigensten Verdiensten
Als Muster vorzuleuchten. Freilich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig ist,
Dass du die Freiheit ihm zum Opfer brächtest.
Doch wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerschönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, so —

ELISABETH.

Kein Zweifel,
Herr Abgesandter, dass ein Ehebündniss
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt: Ja, ich gesteh' es unverhohlen,
Wenn es sein *muss* — wenn ich's nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird stärker seyn als ich, befürcht' ich —
So kenn' ich in Europa keinen Fürsten,
Dem ich mein höchstes Kleinod, meine Freiheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Lasst dies Geständniss Euch Genüge thun.

BELLIEVRE.

Es ist die *schönste* Hoffnung, doch es ist
Nur eine *Hoffnung*, und mein Herr wünscht mehr —

ELISABETH.

Was wünscht er?

(Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend.)

Hat die Königinn doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weist auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienstbarkeit — Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette machen.
– Bringt Seiner Hoheit dies Geschenk. Es ist
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht;
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

BELLIEVRE kniet nieder, den Ring empfangend.

In seinem Namen, grosse Königinn,
Empfang' ich kniend dies Geschenk, und drücke
Den Kuss der Huldigung auf meiner Fürstinn Hand!

ELISABETH zum Grafen Leicester, den sie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat.

Erlaubt, Mylord!

(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem Bellievre um.)

Bekleidet seine Hoheit
Mit diesem Schmuck, wie ich Euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Hony soit qui mal y pense! — es schwinde
Der Argwohn zwischen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umschlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

AUBESPINE.

Erhabne Königinn, dies ist ein Tag
Der Freude! Möcht' er's Allen seyn und möchte
Kein Leidender auf dieser Insel trauern.
Die Gnade glänzt auf deinem Angesicht.
O! dass ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürstinn fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

ELISABETH.

Nicht weiter, Graf! vermengen wir
Nicht zwei ganz unvereinbare Geschäfte.
Wenn Frankreich ernstlich meinen Bund verlangt,
Muss es auch meine Sorgen mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht seyn —

AUBESPINE.

Unwürdig
In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückselige, die Glaubens-
Verwandte, und die Wittwe seines Königs
In diesem Bund vergässe — Schon die Ehre,
Die Menschlichkeit verlangt —

ELISABETH.

In diesem Sinn
Weiss ich sein Fürwort nach Gebühr zu schätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht; mir wird
Verstattet seyn, als Königinn zu handeln.

(Sie neigt sich gegen die französischen Herrn, welche sich mit den übrigen Lords ehrfurchtsvoll entfernen.)

DRITTER AUFTRITT.

ELISABETH. LEICESTER. BURLEIGH. TALBOT.

(Die Königinn setzt sich.)

BURLEIGH.

Ruhmvolle Königinn! Du krönest heut
Die heissen Wünsche deines Volks. Nun erst
Erfreun wir uns der segenvollen Tage,
Die du uns schenkst, da wir nicht zitternd mehr
In eine stürmevolle Zukunft schauen.
Nur Eine Sorge kümmert noch dies Land;
Ein Opfer ist's, das alle Stimmen fordern.
Gewähr auch dieses, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

ELISABETH.

Was wünscht mein Volk noch? Sprecht, Mylord.

BURLEIGH.

Es fordert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freiheit köstliches Geschenk, das theuer
Erworbne Licht der Wahrheit willst versichern,
So muss *sie* nicht mehr seyn — Wenn wir nicht ewig
Für dein kostbares Leben zittern sollen,
So muss die Feindinn untergehn! — Du weisst es,
Nicht alle deine Britten denken gleich;
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'sche Götzendienst auf dieser Insel.
Die alle nähren feindliche Gedanken;
Nach dieser Stuart steht ihr Herz, sie sind
Im Bunde mit den lothringischen Brüdern,
Den unversöhnten Feinden deines Namens.
Dir ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geschworen,
Den man mit falschen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Bischofssitz des Kardinals,
Dort ist das Rüsthaus, wo sie Blitze schmieden;
Dort wird der Königsmord gelehrt — Von dort
Geschäftig, senden sie nach deiner Insel
Die Missionen aus, entschlossne Schwärmer;
In allerlei Gewand vermummt — Von dort
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerschöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde sich aus diesem Schlunde.
— Und in dem Schloss zu *Fotheringhay* sitzt
Die *Ate* dieses ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieses Reich entzündet.
Für sie, die schmeichelnd Jedem Hoffnung gibt,
Weiht sich die Jugend dem gewissen Tod —
Sie zu befreien, ist die Losung; sie
Auf deinen Thron zu setzen, ist der Zweck.
Denn dies Geschlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; du heissest ihnen
Nur eine Räuberinn des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie waren's, die die Thörichte
Verführt, sich Englands Königinn zu schreiben.
Kein Friede ist mit ihr und ihrem Stamm!
Du musst den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben ist dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

ELISABETH.

Mylord! Ein traurig Amt verwaltet Ihr.
Ich kenne Eures Eifers reinen Trieb,
Weiss, dass gediegne Weisheit aus Euch redet,
Doch diese Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich hasse sie in meiner tiefsten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Shrewsbury! Sagt *Ihr* uns Eure Meinung.

TALBOT.

Du gabst dem Eifer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Brust beseelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht so beredt vom Munde,
Schlägt in der Brust kein minder treues Herz.
Mögst du noch lange leben, Königinn,
Die Freude deines Volks zu seyn, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Eiland nie
Gesehn, seit eigne Fürsten es regieren.
Mög' es sein Glück mit seinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigstens
Geschlossen seyn, wenn dies geschieht!

ELISABETH.

Verhüte Gott, dass wir den Ruhm beflecken!

TALBOT.

Nun dann, so wirst du auf ein ander Mittel sinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart ist ein ungerechtes Mittel.
Du kannst das Urtheil über *die* nicht sprechen,
Die dir nicht unterthänig ist.

ELISABETH.

So irrt
Mein Staatsrath und mein Parlament; im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieses Landes,
Die mir dies Recht einstimmig zuerkannt —

TALBOT.

Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe;
England ist nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menschlichen Geschlechter.
Dies heut'ge England ist das künft'ge nicht,
Wie's das vergang'ne nicht mehr ist — Wie sich
Die Neigung anders wendet, also steigt
Und fällt des *Urtheils* wandelbare Woge.
Sag nicht, du müssest der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willst, in jedem Augenblick
Kannst du erproben, dass dein Wille frei ist.
Versuch's! Erkläre, dass du Blut verabscheust,
Der Schwester Leben *willst* gerettet sehn.
Zeig' denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns;
Schnell wirst du die Nothwendigkeit verschwinden
Und Recht in Unrecht sich verwandeln sehn.
Du selbst musst richten, du allein. Du kannst dich
Auf dieses unstät schwanke Rohr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getrost.
Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz
Des Weibes — Und die Stifter dieses Reichs,
Die auch dem Weib die Herrscherzügel gaben,
Sie zeigten an, dass Strenge nicht die Tugend
Der Könige soll seyn in diesem Lande.

ELISABETH.

Ein warmer Anwalt ist Graf Shrewsbury
Für meine Feindinn und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

TALBOT.

Man gönnt ihr keinen Anwalt, Niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil sprechend, deinem Zorn
Sich bloss zu stellen — So vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdisch Hoffen mehr verführen kann,
Dass ich die Aufgegebene beschütze.
Man soll nicht sagen, dass in deinem Staatsrath
Die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geschwiegen.
Verbündet hat sich Alles wider sie,
Du selber hast ihr Antlitz nie gesehn,
Nichts spricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man sagt,
Sie habe den Gemahl ermorden lassen;
Wahr ist's, dass sie den Mörder ehlichte,
Ein schwer Verbrechen! — Aber es geschah
In einer finster unglücksvollen Zeit,
Im Angstgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo sie, die Schwache, sich umrungen sah
Von heftigdringenden Vasallen, sich
Dem Muthvollstärksten in die Arme warf —
Wer weiss durch welcher Künste Macht besiegt?
Denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib.

ELISABETH.

Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
In dem Geschlecht — Ich will in meinem Beiseyn
Nichts von der Schwäche des Geschlechtes hören.

TALBOT.

Dir war das Unglück eine strenge Schule.
Nicht seine Freudenseite kehrte *dir*
Das Leben zu. Du sahest keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füssen.
Zu Woodstock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der gnäd'ge Vater dieses Landes
Zur ersten Pflicht durch Trübsal auferzog.
Dort suchte dich der Schmeichler nicht. Früh' lernte,
Vom eiteln Weltgeräusche nicht zerstreut,
Dein Geist sich sammeln, denkend in sich gehn,
Und dieses Lebens wahre Güter schätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward sie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.
Dort in der Feste ew'ger Trunkenheit
Vernahm sie nie der Wahrheit ernste Stimme.
Geblendet war sie von der Laster Glanz,
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil,
Sie überstrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Gestalt nicht minder als Geburt — —

ELISABETH.

Kommt zu Euch selbst, Mylord von Shrewsbury!
Denkt, dass wir hier im ernsten Rathe sitzen.
Das müssen Reize sondergleichen seyn,
Die einen Greis in solches Feuer setzen.
— Mylord von Lester! Ihr allein schweigt still!
Was ihn beredt macht, bindet's Euch die Zunge?

LEICESTER.

Ich schweige vor Erstaunen, Königinn,
Dass man dein Ohr mit Schrecknissen erfüllt,
Dass diese Mährchen, die in Londons Gassen
Den gläub'gen Pöbel ängsten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte steigen,
Und weise Männer ernst beschäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich gesteh's,
Dass diese länderlose Königinn
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wusste, ihrer eignen
Vasallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniss!
— Was, beim Allmächt'gen! machte sie dir furchtbar?
Dass sie dies Reich in Anspruch nimmt, dass dich
Die Guisen nicht als Königinn erkennen?
Kann dieser Guisen Widerspruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluss
Der Parlamente dir bestätigte?
Ist *sie* durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillschweigend abgewiesen, und wird England,
So glücklich im Genuss des neuen Lichts,
Sich der Papistinn in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchinn,
Zu Darnley's Mörderinn hinüberlaufen?
Was wollen diese ungestümen Menschen,
Die dich noch lebend mit der Erbinn quälen,
Dich nicht geschwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehst du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirst, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne dass
Du selber sie hinabzustürzen brauchtest —

BURLEIGH.

Lord Lester hat nicht immer so geurtheilt.

LEICESTER.

Wahr ist's, ich habe selber meine Stimme

Zu ihrem Tod gegeben im *Gericht*.
— Im *Staatsrath* sprech' ich anders. Hier ist nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Ist's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich sie verlässt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königssohn mit deiner Hand
Beglücken willst, die Hoffnung eines neuen
Regentenstammes diesem Lande blüht?
Wozu sie also tödten? Sie ist todt!
Verachtung ist der wahre Tod. Verhüte,
Dass nicht das Mitleid sie ins Leben rufe!
Drum ist mein Rath: Man lasse die Sentenz,
Die ihr das Haupt abspricht, in voller Kraft
Bestehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe sie, und schnell, wie sich
Ein Arm für sie bewaffnet, fall' es nieder.

ELISABETH steht auf.

Mylords, ich hab' nun Eure Meinungen
Gehört, und sag' Euch Dank für Euren Eifer.
Mit Gottes Beistand, der die Könige
Erleuchtet, will ich Eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Bessere mir dünkt.

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. RITTER PAULET *mit* MORTIMER.

ELISABETH.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt Ihr uns?

PAULET.

Glorwürd'ge Majestät!
Mein Neffe, der ohnlängst von weiten Reisen
Zurückgekehrt, wirft sich zu deinen Füssen
Und leistet dir sein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und lass
Ihn wachsen in der Sonne deiner Gunst.

MORTIMER lässt sich auf ein Knie nieder.

Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirn!

ELISABETH.

Steht auf. Seyd mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den grossen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereist und Rom und Euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was spinnen unsre Feinde?

MORTIMER.

Ein Gott verwirre sie, und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Brust die Pfeile,
Die gegen meine Königinn gesandt sind!

ELISABETH.

Saht ihr den *Morgan* und den ränkespinnenden
Bischof von *Rosse*?

MORTIMER.

Alle Schottischen
Verbannten lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anschläge schmieden gegen diese Insel.
In ihr Vertrauen stahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

PAULET.

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königinn von Schottland,
Die er mit treuer Hand *uns* überliefert.

ELISABETH.

Sagt, was sind ihre neuesten Entwürfe?

MORTIMER.

Es traf sie alle wie ein Donnerstreich,
Dass Frankreich sie verlässt, den festen Bund
Mit England schliesst; jetzt richten sie die Hoffnung
Auf Spanien.

ELISABETH.

So schreibt mir Walsingham.

MORTIMER.

Auch eine Bulle, die Papst Sixtus jüngst
Vom Vatikane gegen dich geschleudert,
Kam eben an zu Rheims, als ichs verliess;
Das nächste Schiff bringt sie nach dieser Insel.

LEICESTER.

Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr.

BURLEIGH.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

ELISABETH Mortimern forschend ansehend.

Man gab Euch Schuld, dass Ihr zu Rheims die Schulen
Besucht und Euren Glauben abgeschworen?

MORTIMER.

Die Miene gab ich mir, ich läugn' es nicht,
So weit ging die Begierde, dir zu dienen!

ELISABETH zu Paulet, der ihr ein Papier überreicht.

Was zieht Ihr da hervor?

PAULET.

Es ist ein Schreiben,
Das dir die Königinn von Schottland sendet.

BURLEIGH hastig darnach greifend.

Gebt mir den Brief!

PAULET gibt das Papier der Königinn.

Verzeiht, Lord Grosschatzmeister!
In meiner Königinn selbsteigne Hand
Befahl sie mir den Brief zu übergeben.
Sie sagt mir stets, ich sey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laster Feind; was sich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweisen.

(Die Königinn hat den Brief genommen. Während sie ihn liest, sprechen Mortimer und Leicester einige Worte heimlich mit einander.)

BURLEIGH zu Paulet.

Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königinn verschonen soll.

PAULET.

Was er
Enthält, hat sie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünstigung, das Angesicht
Der Königinn zu sehen.

BURLEIGH schnell.

Nimmermehr!

TALBOT.

Warum nicht? Sie erfleht nichts Ungerechtes.

BURLEIGH.

Die Gunst des königlichen Angesichts
Hat sie verwirkt, die Mordanstifterinn,
Die nach dem Blut der Königinn gedürstet.
Wer's treu mit seiner Fürstinn meint, der kann
Den falsch verrätherischen Rath nicht geben.

TALBOT.

Wenn die Monarchinn sie beglücken will,
Wollt Ihr der Gnade sanfte Regung hindern?

BURLEIGH.

Sie ist verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig ist's der Majestät,
Das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,
Wenn sich die Königinn ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

ELISABETH, nachdem sie den Brief gelesen, ihre Thränen trocknend.

Was ist der Mensch! Was ist das Glück der Erde!
Wie weit ist diese Königinn gebracht,

Die mit so stolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ältsten Thron der Christenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen schon aufs Haupt zu setzen meinte!
Welch andre Sprache führt sie jetzt als damals,
Da sie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs sich Königinn
Der zwei britannschen Inseln nennen liess!
—Verzeiht, Mylords, es schneidet mir ins Herz,
Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Dass Irdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsetzliche, so nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

TALBOT.

O Königinn! Dein Herz hat Gott gerührt.
Gehorche dieser himmlischen Bewegung!
Schwer büsste sie fürwahr die schwere Schuld.
Reich' ihr die Hand, der Tiefgefallenen!
Wie eines Engels Lichterscheinung steige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —

BURLEIGH.

Sey standhaft grosse Königinn. Lass nicht
Ein lobenswürdig menschliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht selbst
Die Freiheit, das Nothwendige zu thun.
Du *kannst* sie nicht begnadigen, *nicht* retten;
So lade nicht auf dich verhassten Tadel,
Dass du mit grausam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

LEICESTER.

Lasst uns in unsern Schranken bleiben, Lords.
Die Königinn ist weise, sie bedarf
Nicht unsers Raths, das Würdigste zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Gesetz, nicht der Monarchinn Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig ist's
Der grossen Seele der Elisabeth,
Dass *sie* des Herzens schönem Triebe folge,
Wenn das Gesetz den strengen Lauf behält.

ELISABETH.

Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet ab!

(Die Lords gehen. An der Thüre ruft sie den Mortimer zurück.)

Sir Mortimer! Ein Wort!

FUNFTER AUFTRITT.

ELISABETH. MORTIMER.

ELISABETH, nachdem sie ihn einige Augenblicke forschend mit den Augen gemessen.

Ihr zeigtet einen kecken Muth und seltne
Beherrschung Eurer selbst für Eure Jahre.
Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst
Ausübte, der ist würdig vor der Zeit,
Und er verkürzt sich seine Prüfungsjahre.
—Auf eine grosse Bahn ruft Euch das Schicksal,
Ich prophezeih' es Euch, und mein Orakel
Kann ich, zu Eurem Glücke! selbst vollziehn.

MORTIMER.

Erhabene Gebieterinn, was ich
Vermag und bin, ist deinem Dienst gewidmet.

ELISABETH.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Hass ist unversöhnlich gegen mich
Und unerschöpflich ihre Blut-Entwürfe.
Bis diesen Tag zwar schützte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang *sie* lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

MORTIMER.

Sie lebt nicht mehr, sobald du es gebietest.

ELISABETH.

Ach, Sir! Ich glaubte mich am Ziele schon
Zu sehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Gesetze handeln lassen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil ist gesprochen. Was gewinn' ich?
Es muss *vollzogen* werden, Mortimer!
Und *ich* muss die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Hass der That. Ich muss
Sie eingestehn, und kann den Schein nicht retten.
Das ist das Schlimmste!

MORTIMER.

Was kümmert dich
Der böse Schein bei der gerechten Sache?

ELISABETH.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man *scheint*,
Hat Jedermann zum Richter; was man *ist*, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich Niemand,
So muss ich Sorge tragen, dass mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bei solchen Thaten doppelter Gestalt
Gibts keinen Schutz, als in der Dunkelheit.
Der schlimmste Schritt ist, den man eingesteht,
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

MORTIMER ausforschend.

Dann wäre wohl das Beste —

ELISABETH schnell.

Freilich wär's
Das Beste—O mein guter Engel spricht
Aus Euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir!
Euch ist es Ernst, Ihr dringet auf den Grund,
Seyd ein ganz andrer Mann, als Euer Oheim —

MORTIMER betroffen.

Entdecktest du dem Ritter deinen Wunsch?

ELISABETH.

Mich reuet, dass ich's that.

MORTIMER.

Entschuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wagestücke fordern
Den kecken Muth der Jugend —

ELISABETH schnell.

Darf ich Euch —

MORTIMER.

Die Hand will ich dir leihen; rette du
Den Namen, wie du kannst —

ELISABETH.

Ja, Sir! Wenn Ihr
Mich eines Morgens mit der Botschaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindinn,
Ist heute Nacht verschieden!

MORTIMER.

Zählt auf mich.

ELISABETH.

Wann wird mein Haupt sich ruhig schlafen legen?

MORTIMER.

Der nächste Neumond ende deine Furcht.

ELISABETH.

—Gehabt Euch wohl, Sir! Lasst es Euch nicht leid thun,
Dass meine Dankbarkeit den Flor der Nacht

Entlehnen muss — Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen — Die engsten Bande sind's,
Die zärtesten, die das Geheimniss stiftet!
(Sie geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

MORTIMER *allein.*

Geh', falsche gleissnerische Königinn!
Wie du die Welt, so täusch' ich dich. Recht ist's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus, wie ein Mörder? Lasest du
Ruchlose Fertigkeit auf meiner Stirn?
Trau nur auf *meinen* Arm und halte *deinen*
Zurück. Gib dir den frommen Heuchelschein
Der Gnade vor der Welt! Indessen du
Geheim auf meine Mörderhülfe hoffst,
So werden wir zur Rettung Frist gewinnen!
Erhöhen willst du mich — zeigst mir von ferne
Bedeutend einen kostbarn Preis — und wärst
Du selbst der Preis und deine Frauengunst!
Wer bist du, Aermste, und was kannst du geben?
Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur ist des Lebens Reiz —
Um sie, in ew'gem Freudenchore, schweben
Der Anmuth Götter und der Jugendlust,
Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust,
Du hast nur todte Güter zu vergeben!
Das Eine Höchste, was das Leben schmückt,
Wenn sich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen schenkt in süssem Selbstvergessen,
Die Frauenkrone hast du nie besessen,
Nie hast du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muss den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhasster Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz,
Ich selber kann sie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis sey mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MORTIMER. PAULET.

PAULET.
Was sagte dir die Königinn?

MORTIMER.
Nichts, Sir.
Nichts — von Bedeutung.

PAULET fixirt ihn mit ernstem Blick.
Höre, Mortimer!
Es ist ein schlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend ist die Gunst
Der Könige; nach Ehre geizt die Jugend.
— Lass dich den Ehrgeiz nicht verführen!

MORTIMER.
War't Ihr's nicht selbst, der an den Hof mich brachte?

PAULET.
Ich wünschte, dass ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward *unsers* Hauses Ehre nicht gesammelt.
Steh fest, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewissen nicht!

MORTIMER.
Was fällt Euch ein? Was für Besorgnisse!

PAULET.
Wie gross dich auch die Königinn zu machen
Verspricht — Trau ihrer Schmeichelrede nicht.
Verläugnen wird sie dich, wenn du gehorcht,
Und ihren eignen Namen rein zu waschen,
Die Blutthat rächen, die sie selbst befahl.

MORTIMER.
Die Blutthat, sagt Ihr? —

PAULET.
Weg mit der Verstellung!
Ich weiss, was dir die Königinn angesonnen;
Sie hofft, dass deine ruhmbegier'ge Jugend
Willfähr'ger seyn wird, als mein starres Alter.
Hast du ihr zugesagt? Hast du?

MORTIMER.
Mein Oheim!

PAULET.
Wenn du's gethan hast, so verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —

LEICESTER kommt.
Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit Eurem Neffen. Die Monarchinn
Ist gnadenvoll gesinnt für ihn, sie will,
Dass man ihm die Person der Lady Stuart
Uneingeschränkt vertraue — Sie verlässt sich
Auf seine Redlichkeit —

PAULET.
Verlässt sich — Gut!

LEICESTER.
Was sagt Ihr, Sir?

PAULET.
Die Königinn verlässt sich
Auf ihn, und ich, Mylord, verlasse mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen.
(Er geht ab.)

ACHTER AUFTRITT.

LEICESTER. MORTIMER.

LEICESTER verwundert.
Was wandelte den Ritter an?

MORTIMER.
Ich weiss es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königinn mir schenkt —

LEICESTER ihn forschend ansehend.
Verdient Ihr, Ritter, dass man Euch vertraut?

MORTIMER eben so.
Die Frage thu' ich Euch, Mylord von Lester.

LEICESTER.
Ihr hattet mir was ingeheim zu sagen.

MORTIMER.
Versichert mich erst, dass ich's wagen darf.

LEICESTER.
Wer gibt mir die Versicherung für Euch?
— Lasst Euch mein Misstraun nicht beleidigen!
Ich seh' Euch zweierlei Gesichter zeigen
An diesem Hofe — Eins darunter ist
Nothwendig falsch, doch welches ist das wahre?

MORTIMER.
Es geht mir eben so mit Euch, Graf Lester.

LEICESTER.
Wer soll nun des Vertrauens Anfang machen?

MORTIMER.
Wer das Geringere zu wagen hat.

LEICESTER.
Nun! Der seyd Ihr!

MORTIMER.
Ihr seyd es! *Euer* Zeugniss,

Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden schlagen; *meins* vermag
Nichts gegen Euren Rang und Eure Gunst.

LEICESTER.

Ihr irrt Euch, Sir. In allem Andern bin ich
Hier mächtig, nur in diesem zarten Punkt,
Den ich jetzt Eurer Treu' Preis geben soll,
Bin ich der schwächste Mann an diesem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniss kann mich stürzen.

MORTIMER.

Wenn sich der allvermögende Lord Lester
So tief zu mir herunterlässt, ein solch
Bekenntniss mir zu thun, so darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir selbst.
Und ihm in Grossmuth ein Exempel geben.

LEICESTER.

Geht mir voran im Zutrau'n, ich will folgen.

MORTIMER den Brief schnell hervorziehend.

Dies sendet Euch die Königinn von Schottland.

LEICESTER schrickt zusammen und greift hastig darnach.

Sprecht leise, Sir — Was seh' ich! Ach! Es ist
Ihr Bild!

(Küsst es und betrachtet es mit stummen Entzücken.)

MORTIMER, der ihn während des Lesens scharf beobachtet.

Mylord, nun glaub' ich Euch.

LEICESTER nachdem er den Brief schnell durchlaufen.

Sir Mortimer! Ihr wisst des Briefes Inhalt?

MORTIMER.

Nichts weiss ich.

LEICESTER.

Nun! Sie hat Euch ohne Zweifel
Vertraut —

MORTIMER.

Sie hat mir nichts vertraut. *Ihr* würdet
Dies Räthsel mir erklären, sagte sie.
Ein Räthsel ist es mir, dass Graf von Lester,
Der Günstling der Elisabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann seyn soll, von dem die Königinn
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muss dem so seyn, denn Eure Augen sprechen
Zu deutlich aus, was Ihr für sie empfindet.

LEICESTER.

Entdeckt mir selbst es, wie es kommt, dass Ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schicksal,
Und was Euch ihr Vertrau'n erwarb.

MORTIMER.

Mylord,
Das kann ich Euch mit Wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeschworen
Zu Rom, und steh' im Bündniss mit den Guisen.
Ein Brief des Erzbischofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bei der Königinn von Schottland.

LEICESTER.

Ich weiss von Eurer Glaubensänderung;
Sie ist's, die mein Vertrauen zu Euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorsicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walsingham und Burleigh hassen mich;
Ich weiss, dass sie mir laurend Netze stellen.
Ihr könntet ihr Geschöpf und Werkzeug seyn,
Mich in das Garn zu ziehn —

MORTIMER.

Wie kleine Schritte
Geht ein so grosser Lord an diesem Hof!
Graf! Ich beklag' Euch!

LEICESTER.

Freudig werf' ich mich
In die vertraute Freundesbrust, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr seyd verwundert, Sir, dass ich so schnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That hasst' ich sie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht seit langen Jahren,
Ihr wisst's, eh' sie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit sie umlachte.
Kalt stiess ich damals dieses Glück von mir;
Jetzt im Gefängniss, an des Todes Pforten
Such' ich sie auf, und mit Gefahr des Lebens.

MORTIMER.

Das heisst grossmüthig handeln!

LEICESTER.

— Die Gestalt
Der Dinge, Sir, hat sich indess verändert.
Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein; ich hoffte
Auf den Besitz der Königinn von England.

MORTIMER.

Es ist bekannt, dass sie Euch allen Männern
Vorzog —

LEICESTER.

So schien es, edler Sir — und nun, nach zehn
Verlornen Jahren unverdross'nen Werbens,
Verhassten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!
Ich muss des langen Unmuths mich entladen —
Man preist mich glücklich — Wüsste man, was es
Für Ketten sind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bitt're Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechsel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigensinns,
Geliebkost jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit sprödem Stolz zurückgestossen,
Von ihrer Gunst und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eifersucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Gescholten — O die Sprache hat kein Wort
Für diese Hölle!

MORTIMER.

Ich beklag' Euch, Graf.

LEICESTER.

Täuscht mich am Ziel der Preis! Ein Andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einen jungen blühenden Gemahl
Verlier' ich meine lang besess'nen Rechte!
Heruntersteigen soll ich von der Bühne,
Wo ich so lange als der Erste glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunst
Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie ist ein Weib, und er ist liebenswerth.

MORTIMER.

Er ist Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichlers Künste ausgelernt.

LEICESTER.

So stürzen meine Hoffnungen — Ich suche,
In diesem Schiffbruch meines Glücks ein Bret
Zu fassen — und mein Auge wendet sich
Der ersten schönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir; Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein;
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken seh' ich sie in tiefes Elend

Herabgestürzt, gestürzt durch mein Verschulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und besitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieser Brief, den Ihr mir überbracht,
Versichert mir, dass sie verzeiht, sich mir
Zum Preise schenken will, wenn ich sie rette.

MORTIMER.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr liesst geschehn, dass sie verurtheilt wurde,
Gabt Eure Stimme selbst zu ihrem Tod!
Ein Wunder muss geschehn — Der Wahrheit Licht
Muss mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatikan zu Rom muss ihr der Himmel
Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonst fand sie nicht einmal den Weg zu Euch!

LEICESTER.

Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekostet!
Um selbe Zeit ward sie von Talbots Schloss
Nach Fotheringhay weggeführt, der strengen
Gewahrsam Eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr; ich musste
Fortfahren vor der Welt, sie zu verfolgen.
Doch denket nicht, dass ich sie leidend hätte
Zum Tode gehen lassen! Nein, ich hoffte,
Und hoffe noch, das Aeusserste zu hindern,
Bis sich ein Mittel zeigt, sie zu befrei'n.

MORTIMER.

Das ist gefunden — Lester, Euer edles
Vertraun verdient Erwiederung. Ich will sie
Befreien, darum bin ich hier, die Anstalt
Ist schon getroffen. Euer mächt'ger Beistand
Versichert uns den glücklichen Erfolg.

LEICESTER.

Was sagt Ihr? Ihr erschreckt mich. Wie? Ihr wolltet—

MORTIMER.

Gewaltsam aufthun will ich ihren Kerker;
Ich hab' Gefährten, Alles ist bereit —

LEICESTER.

Ihr habt Mitwisser und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniss reisst Ihr mich hinein!
Und diese wissen auch um *mein* Geheimniss?

MORTIMER.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne Euch entworfen;
Ohn' Euch wär' er vollstreckt, bestünde *sie*
Nicht drauf, *Euch* ihre Rettung zu verdanken.

LEICESTER.

So könnt Ihr mich für ganz gewiss versichern,
Dass in dem Bund mein Name nicht genannt ist?

MORTIMER.

Verlasst Euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Botschaft, die Euch Hülfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und besitzen,
Ihr findet Freunde, plötzlich unerwartet,
Vom Himmel fallen Euch die nächsten Mittel —
Doch zeigt Ihr mehr Verlegenheit als Freude?

LEICESTER.

Es ist nichts mit Gewalt. Das Wagestück
Ist zu gefährlich.

MORTIMER.

Auch das Säumen ist's!

LEICESTER.

Ich sag' Euch, Ritter, es ist nicht zu wagen.

MORTIMER bitter.

Nein, nicht für Euch, der sie *besitzen* will!
Wir wollen sie blos *retten*, und sind nicht so
Bedenklich —

LEICESTER.

Junger Mann, Ihr seyd zu rasch
In so gefährlich dornenvoller Sache.

MORTIMER.

Ihr — sehr bedacht in solchem Fall der Ehre.

LEICESTER.

Ich seh' die Netze, die uns rings umgeben.

MORTIMER.

Ich fühle Muth, sie alle zu durchreissen.

LEICESTER.

Tollkühnheit, Raserei ist dieser Muth.

MORTIMER.

Nicht Tapferkeit i diese Klugheit, Lord.

LEICESTER.

Euch lüstet's wohl, wie Babington zu enden?

MORTIMER.

Euch nicht, des Norfolks Grossmuth nachzuahmen.

LEICESTER.

Norfolk hat seine Braut nicht heimgeführt.

MORTIMER.

Er hat bewiesen, dass er's würdig war.

LEICESTER.

Wenn *wir* verderben, reissen wir sie nach.

MORTIMER.

Wenn wir uns schonen, wird sie nicht gerettet.

LEICESTER.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet Alles
Mit heftig blindem Ungestüm zerstören,
Was auf so guten Weg geleitet war.

MORTIMER.

Wohl auf den guten Weg, den *Ihr* gebahnt?
Was habt Ihr denn gethan, um sie zu retten?
— Und *wie?* Wenn ich nun Bube gnug gewesen,
Sie zu *ermorden*, wie die Königinn
Mir anbefahl, wie sie zu dieser Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anstalt,
Die Ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

LEICESTER erstaunt.

Gab Euch die Königinn diesen Blutbefehl?

MORTIMER.

Sie irrte sich in mir, wie sich *Maria*
In Euch.

LEICESTER.

Und Ihr habt zugesagt? Habt Ihr?

MORTIMER.

Damit sie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.

LEICESTER.

Ihr thatet wohl.
Dies kann uns Raum verschaffen. Sie verlässt sich
Auf Euren blut'gen Dienst, das Todesurtheil
Bleibt unvollstreckt, und wir gewinnen Zeit —

MORTIMER ungeduldig.

Nein, wir verlieren Zeit!

LEICESTER.

Sie zählt auf Euch;
So minder wird sie Anstand nehmen, sich
Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, dass ich durch List sie überrede,
Das Angesicht der Gegnerinn zu sehn,
Und dieser Schritt muss ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn sie sie gesehn.
— Ja, ich versuch' es, Alles biet' ich auf —

MORTIMER.

Und was erreicht Ihr dadurch? Wenn sie sich

In mir getäuscht sieht, wenn Maria fortfährt
Zu leben — Ist nicht Alles, wie zuvor?
Frei wird sie niemals! Auch das Mildeste,
Was kommen kann, ist ewiges Gefängniss.
Mit einer kühnen That müsst Ihr doch enden.
Warum wollt Ihr nicht gleich damit beginnen?
In Euren Händen ist die Macht, Ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborg'ne Freunde;
Der Howard und der Percy edle Häuser,
Ob ihre Häupter gleich gestürzt, sind noch
An Helden reich, sie harren nur darauf,
Dass ein gewalt'ger Lord das Beispiel gebe!
Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen edlen Kampf um sie! Ihr seyd
Herr der Person der Königinn von England,
Sobald Ihr wollt. Lockt sie auf Eure Schlösser,
Sie ist Euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt Ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet sie
Verwahrt, bis sie die Stuart frei gegeben!

LEICESTER.

Ich staune, ich entsetze mich — Wohin
Reisst Euch der Schwindel? — Kennt Ihr diesen Boden?
Wisst Ihr, wie's steht an diesem Hof, wie eng
Dies Frauenreich die Geister hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeist, der ehmals wohl
In diesem Land sich regte — Unterworfen
Ist Alles unterm Schlüssel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgespannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtsam.
— Ich höre kommen, geht.

MORTIMER.

Maria hofft!
Kehr' ich mit leerem Trost zu ihr zurück?

LEICESTER.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

MORTIMER.

Bringt Ihr die selbst! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht Euch zum Liebesboten!
(Er geht ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

ELISABETH. LEICESTER.

ELISABETH.

Wer ging da von Euch weg? Ich hörte sprechen.

LEICESTER sich auf ihre Rede schnell und erschrocken umwendend.

Es war Sir Mortimer.

ELISABETH.

Was ist Euch, Lord?
So ganz betreten?

LEICESTER fasst sich.

— Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich so reizend nie gesehn.
Geblendet steh' ich da von deiner Schönheit.
— Ach!

ELISABETH.

Warum seufzt Ihr?

LEICESTER.

Hab' ich keinen Grund
Zu seufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut sich mir der namenlose Schmerz
Des drohenden Verlustes.

ELISABETH.

Was verliert Ihr?

LEICESTER.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbst verlier' ich.
Bald wirst du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz besitzen.
Er ist von königlichem Blut, das bin
Ich nicht, doch trotz sey aller Welt geboten,
Ob Einer lebt auf diesem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Düc von Anjou hat dich nie gesehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben,
Ich liebe *Dich*. Wärst du die ärmste Hirtinn,
Ich als der grösste Fürst der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich heruntersteigen,
Mein Diadem zu deinen Füssen legen.

ELISABETH.

Beklag' mich, Dudley, schilt mich nicht! — Ich darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,
Die das erhöhen dürfen, was sie lieben.
So glücklich bin *ich* nicht, dass ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer ist, die Krone
Aufsetzen kann! — Der Stuart ward's vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verschenken;
Die hat sich Jegliches erlaubt, *sie* hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

LEICESTER.

Jetzt trinkt sie auch den bittern Kelch des Leidens.

ELISABETH.

Sie hat der Menschen Urtheil nichts geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud sie
Das Joch sich auf, dem *ich* mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Ansprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Lust zu freun;
Doch zog ich strenge Königspflichten vor.
Und doch gewann sie aller Männer Gunst,
Weil sie sich nur befliss, ein Weib zu seyn,
Und um sie buhlt die Jugend und das Alter.
So sind die Männer. Lüstlinge sind alle!
Dem Leichtsinn eilen sie, der Freude zu,
Und schätzen nichts, was sie verehren müssen.
Verjüngte sich nicht dieser Talbot selbst,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

LEICESTER.

Vergib es ihm. Er war ihr Wächter einst;
Die List'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

ELISABETH.

Und ist's denn wirklich wahr, dass sie so schön ist?
So oft musst' ich die Larve rühmen hören;
Wohl möcht' ich wissen, was zu glauben ist.
Gemählde schmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was schaut Ihr mich so seltsam an?

LEICESTER.

Ich stellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünscht' ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz ingeheim geschehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu sehn!
Dann solltest du erst deines ganzen Siegs
Geniessen! Die Beschämung gönnt' ich ihr,
Dass sie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat scharfe Augen — überzeugt sich sähe,
Wie sehr sie auch an Adel der Gestalt
Von dir besiegt wird, der sie so unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

ELISABETH.

Sie ist die jüngere an Jahren.

LEICESTER.

Jünger!
Man sieht's ihr nicht an. Freilich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bitter machte,
Das wäre, dich als Braut zu sehn! Sie hat
Des Lebens schöne Hoffnung hinter sich;
Dich sähe sie dem Glück entgegen schreiten!
Und als die Braut des Königssohns von Frankreich,
Da sie sich stets so viel gewusst, so stolz
Gethan mit der französischen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hülfe pocht!

ELISABETH nachlässig hinwerfend.

Man peinigt mich ja, sie zu sehn.

LEICESTER lebhaft.

Sie fordert's
Als eine Gunst; gewähr' es ihr als Strafe!
Du kannst sie auf das Blutgerüste führen,
Es wird sie minder peinigen, als sich
Von deinen Reizen ausgelöscht zu sehn.
Dadurch ermordest du sie, wie sie dich
Ermorden wollte — Wenn sie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Gestellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den sie, leichtsinnig buhlend, von sich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geschmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warst du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüsteter als eben jetzt — Mich selbst
Hast du umstrahlt wie eine Lichterscheinung,
Als du vorhin ins Zimmer tratest — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt wie du bist, hinträtest
Vor sie, du findest keine schön're Stunde —

ELISABETH.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Lester — Nein, das [muss ich
Erst wohl bedenken — mich mit Burleigh —

LEICESTER lebhaft einfallend.

Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte;
Der zarte Punkt gehört vor *Dein* Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja, auch Staatskunst [will es,
Dass du sie siehst, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Grossmuth dir gewinnest!
Magst du nachher dich der verhassten Feindinn,
Auf welche Weise dir's gefällt, entladen.

ELISABETH.

Nicht wohlanständig wär' mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu sehn. Man sagt,
Dass sie nicht königlich umgeben sey;
Vorwerfend wär' mir ihres Mangels Anblick.

LEICESTER.

Nicht ihrer Schwelle brauchst du dich zu nahn.
Hör' meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunsch gefügt. Heut ist das grosse Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbei,
Dort kann die Stuart sich im Park ergehn,
Du kommst ganz wie von ungefähr dahin,
Es darf nichts als vorher bedacht erscheinen,
Und wenn es dir zuwider, redest du
Sie gar nicht an —

ELISABETH.

Begeh' ich eine Thorheit,
So ist es Eure, Lester, nicht die meine.
Ich will Euch heute keinen Wunsch versagen,
Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut am wehesten gethan.

(Ihn zärtlich ansehend.)

Sey's eine Grille nur von Euch. Dadurch
Gibt Neigung sich ja kund, dass sie bewilligt
Aus freier Gunst, was sie auch nicht gebilligt.

(Leicester stürzt zu ihren Füssen, der Vorhang fällt.)

DRITTER AUFZUG.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen besetzt, hinten eine weite Aussicht.

ERSTER AUFTRITT.

MARIA *tritt in schnellem Lauf hinter Bäumen hervor.* HANNA KENNEDY *folgt langsam.*

KENNEDY.

Ihr eilet ja, als wenn Ihr Flügel hättet,
So kann ich Euch nicht folgen, wartet doch!

MARIA.

Lass mich der neuen Freiheit geniessen,
Lass mich ein Kind seyn, sey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniss entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Lass mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

KENNEDY.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Ist nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschliesst,
Weil sie der Bäume dicht Gesträuch versteckt.

MARIA.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem süssen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoss?
Die Blicke, frei und fessellos,
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
 Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
 Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
 Grüsset mir freundlich mein Jugendland!
 Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
 Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
 Frei in Lüften ist eure Bahn,
 Ihr seyd nicht dieser Königinn unterthan.

KENNEDY.

Ach, theure Lady! Ihr seyd ausser Euch,
Die langentbehrte Freiheit macht Euch schwärmen.

MARIA.

 Dort legt ein Fischer den Nachen an!
 Dieses elende Werkzeug könnte mich retten,
 Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
 Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
 Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
 Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
 Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
 Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

KENNEDY.
Verlorne Wünsche! Seht Ihr nicht, dass uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finster grausames Verbot scheucht jedes
Mitleidige Geschöpf aus unserm Wege.

MARIA.
Nein, gute Hanna. Glaub' mir, nicht umsonst
Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunst ist mir des grössern Glücks
Verkünderinn. Ich irre nicht. Es ist
Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke.
Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drinn.
Allmählig will man mein Gefängniss weiten,
Durch Kleineres zum Grössern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz dessen endlich schaue,
Der mir die Bande löst auf immerdar.

KENNEDY.
Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen!
Noch gestern kündigt man den Tod Euch an,
Und heute wird Euch plötzlich solche Freiheit.
Auch denen, hört' ich sagen, wird die Kette
Gelöst, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

MARIA.
Hörst du das Hifthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Ross mich zu schwingen,
An der fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich süsser Erinnerung voll.
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Haiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl.

ZWEITER AUFTRITT.

PAULET. DIE VORIGEN.

PAULET.
Nun! Hab ich's endlich recht gemacht, Milady?
Verdien' ich einmal Euern Dank?

MARIA.
Wie Ritter?
Seyd Ihr's, der diese Gunst mir ausgewirkt?
Ihr seyd's?

PAULET.
Warum soll ich's nicht seyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte Euer Schreiben —

MARIA.
Ihr übergabt es? Wirklich thatet Ihr's?
Und diese Freiheit, die ich jetzt geniesse,
Ist eine Frucht des Briefs —

PAULET *mit Bedeutung.*
Und nicht die einz'ge!
Macht Euch auf eine gröss're noch gefasst.

MARIA.
Auf eine gröss're, Sir? Was meint Ihr damit?

PAULET.
Ihr hörtet doch die Hörner —

MARIA *zurückfahrend, mit Ahnung.*
Ihr erschreckt mich!

PAULET.
Die Königinn jagt in dieser Gegend.

MARIA.
Was?

PAULET.
In wenigen Augenblicken steht sie vor Euch.

KENNEDY *auf Maria zueilend, welche zittert und hinzusinken droht.*
Wie wird Euch, theure Lady! Ihr verblasst.

PAULET.
Nun! ist's nun nicht recht? War's nicht Eure Bitte?
Sie wird Euch früher gewährt, als Ihr gedacht.
Ihr war't sonst immer so geschwinder Zunge,
Jetzt bringet Eure Worte an, jetzt ist
Der Augenblick, zu reden!

MARIA.
O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefasst, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchste Gunst erbeten,
Dünkt mir jetzt schrecklich, fürchterlich — Komm,
Führ' mich ins Haus, dass ich mich fasse, mich [Hanna,
Erhole —

PAULET.
Bleibt. Ihr müsst sie hier erwarten.
Wohl, wohl mag's Euch beängstigen, ich glaub's,
Vor Eurem Richter zu erscheinen.

DRITTER AUFTRITT.

GRAF SHREWSBURY *zu den* VORIGEN.

MARIA.
Es ist nicht darum! Gott, mir ist ganz anders
Zu Muth — Ach, edler Shrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugesendet!
— Ich kann sie nicht sehn! Rettet, rettet mich
Vor dem verhassten Anblick —

SHREWSBURY.
Kommt zu Euch, Königinn! Fasst Euren Muth
Zusammen. Das ist die entscheidungsvolle Stunde.

MARIA.
Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, Alles hab' ich mir
Gesagt und ins Gedächtniss eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist Alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Hass gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister.

SHREWSBURY.
Gebietet Eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Hass dem Hass begegnet.
Wie sehr auch Euer Innres widerstrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Gesetz der Stunde!
Sie ist die Mächtige — Demüthigt Euch!

MARIA.
Vor ihr! ich kann es nimmermehr.

SHREWSBURY.
Thut's dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelassenheit!
Ruft ihre Grossmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf Euer Recht, jetzo ist nicht die Stunde.

MARIA.
Ach, mein Verderben hab ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh' mögen Feu'r und Wasser sich in Liebe
Begegnen und das Lamm den Tiger küssen —
Ich *bin* zu schwer verletzt — sie *hat* zu schwer
Beleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung!

SHREWSBURY.
Seht sie nur erst von Angesicht!

Ich sah es ja, wie sie von Eurem Brief
Erschüttert war, ihr Auge schwamm in Thränen.
Nein, sie ist nicht gefühllos, hegt Ihr selbst
Nur besseres Vertrauen — Darum eben
Bin ich vorausgeeilt, damit ich Euch
In Fassung setzen und ermahnen möchte.

MARIA seine Hand ergreifend.

Ach, Talbot! Ihr war't stets mein Freund — Dass ich
In Eurer milden Haft geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Shrewsbury!

SHREWSBURY.

Vergesst jetzt Alles. Darauf denkt allein,
Wie Ihr sie unterwürfig wollt empfangen.

MARIA.

Ist Burleigh auch mit ihr, mein böser Engel?

SHREWSBURY.

Niemand begleitet sie als Graf von Lester.

MARIA.

Lord Lester!

SHREWSBURY.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht Er
Will Euren Untergang — Sein Werk ist es,
Dass Euch die Königinn die Zusammenkunft
Bewilligt.

MARIA.

Ach! Ich wusst' es wohl!

SHREWSBURY.

Was sagt Ihr?

PAULET.

Die Königinn kommt!

(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. ELISABETH. GRAF LEICESTER. GEFOLGE.

ELISABETH zu Leicester.

Wie heisst der Landsitz?

LEICESTER.

Fotheringhayschloss.

ELISABETH zu Shrewsbury.

Schickt unser Jagdgefolg voraus nach London.
Das Volk dringt allzuheftig in den Strassen,
Wir suchen Schutz in diesem stillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem sie zu Paulet weiter spricht.)

Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmässig,
Abgöttisch sind die Zeichen seiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

MARIA, welche diese Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt sich jetzt und ihr Auge begegnet dem gespannten Blick der Elisabeth. Sie schaudert zusammen und wirft sich wieder an der Amme Brust.

O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!

ELISABETH.

Wer ist die Lady?

(Ein allgemeines Schweigen.)

LEICESTER.

— Du bist zu Fotheringhay, Königinn.

ELISABETH stellt sich überrascht und erstaunt, einen finstern Blick auf Leicestern richtend.

Wer hat mir das gethan? Lord Lester!

LEICESTER.

Es ist geschehen, Königinn — und nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So lass die Grossmuth und das Mitleid siegen.

SHREWSBURY.

Lass dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft sich zusammen und will auf die Elisabeth zugehen, steht aber auf halbem Weg schaudernd still; ihre Geberden drücken den heftigsten Kampf aus.)

ELISABETH.

Wie, Mylords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geschmeidigt.

MARIA.

Sey's!
Ich will mich auch noch diesem unterwerfen.
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergessen, wer ich bin, und was
Ich litt, ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in diese Schmach herunterstiess.

(Sie wendet sich gegen die Königinn.)

Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester!
Gekrönt vom Sieg ist Euer glücklich Haupt;
Die *Gottheit* bet' ich an, die Euch erhöhte!

(Sie fällt vor ihr nieder.)

Doch seyd auch *Ihr* nun edelmüthig, Schwester!
Lasst mich nicht schmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

ELISABETH zurücktretend.

Ihr seyd an Eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preis' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, dass ich zu Euren Füssen
So liegen sollte, wie Ihr jetzt zu meinen.

MARIA mit steigendem Affekt.

Denkt an den Wechsel alles Menschlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet sie, die schrecklichen,
Die mich zu Euren Füssen niederstürzen —
Um dieser fremden Zeugen willen, ehrt
In mir Euch selbst! entweihet, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den Euren, fliesst — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, schroff und unzugänglich, wie
Die Felsenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend zu erfassen strebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft;
Löst *mir* das Herz, dass ich das Eure rühre!
Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick,
Schliesst sich das Herz mir schaudernd zu, der Strom
Der Thränen stockt, und kaltes Grausen fesselt
Die Flehensworte mir im Busen an.

ELISABETH kalt und streng.

Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse
Die Königinn, die schwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,
Und meines Anblicks Trost gewähr' ich Euch.
Dem Trieb der Grossmuth folg' ich, setze mich
Gerechtem Tadel aus, dass ich so weit
Heruntersteige — denn Ihr wisst,
Dass ihr mich habt ermorden lassen wollen.

MARIA.

Womit soll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich stellen, dass sie Euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne Euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.

— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist,
Denn ich bin eine Königinn wie Ihr,
Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu Euch als eine Bittende,
Und Ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schlosst mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grausam mir entrissen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man stellt mich vor ein schimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke, was ich Grausames erlitt.
— Seht! ich will Alles eine Schickung nennen;
Ihr seyd nicht schuldig, *ich* bin auch nicht schuldig,
Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf,
Den Hass in unsern Herzen zu entzünden,
Der unsre zarte Jugend schon entzweit.
Er wuchs mit uns, und böse Menschen fachten
Der unglücksel'gen Flamme Athem zu.
Wahnsinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —
Das ist das Fluchgeschick der Könige,
Dass sie, entzweit, die Welt in Hass zerreissen,
Und jeder Zwietracht Furien entfesseln,
— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns,
(Nähert sich ihr zutraulich und mit schmeichelndem Ton.)
Wir stehn einander selbst nun gegenüber.
Jetzt, Schwester, redet! Nennt mir meine Schuld;
Ich will Euch völliges Genüge leisten.
Ach, dass Ihr damals mir Gehör geschenkt,
Als ich so dringend Euer Auge suchte!
Es wäre nie so weit gekommen, nicht
An diesem traur'gen Ort geschähe jetzt
Die unglückselig traurige Begegnung.

ELISABETH.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Busen mir zu legen.
— Nicht die Geschicke, Euer schwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrsucht Eures Hauses.
Nichts Feindliches war zwischen uns geschehn,
Da kündigte mir Euer Ohm, der stolze,
Herrschwüth'ge Priester, der die freche Hand
Nach allen Kronen streckt, die Fehde an,
Bethörte Euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Priester Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen;
Hier selbst, im Friedenssitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott ist mit mir, und der stolze Priester
Behält das Feld nicht — meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das Eure fällt!

MARIA.

Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch
So blutig Eurer Macht nicht überheben —

ELISABETH.

Wer soll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beispiel allen Königen der Welt,
Wie man mit seinen Feinden Frieden macht.
Die Sankt Barthelemi sey meine Schule;
Was ist mir Blutverwandtschaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord;
Ich übe nur, was Eure Priester lehren.
Sagt! Welches Pfand gewährte mir für Euch,
Wenn ich grossmüthig Eure Bande löste?
Mit welchem Schloss verwahr' ich Eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüssel öffnen kann?
Gewalt nur ist die einz'ge Sicherheit;
Kein Bündniss ist mit dem Gezücht der Schlangen.

MARIA.

O das ist Euer traurig finstrer Argwohn!
Ihr habt mich stets als eine Feindinn nur
Und Fremdlinginn betrachtet. Hättet Ihr
Zu Eurer Erbinn mich erklärt, wie mir
Gebührt, so hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundinn und Verwandte
In mir erhalten.

ELISABETH.

Draussen, Lady Stuart,
Ist Eure Freundschaft, Euer Haus das Papstthum,
Der Mönch ist Euer Bruder — Euch zur Erbinn
Erklären! Der verrätherische Fallstrick!
Dass Ihr bey meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine listige Armida
Die edle Jugend meines Königreichs
In Eurem Buhlernetze schlau verstricktet —
Dass Alles sich der neu aufgeh'nden Sonne
Zuwendete, und ich —

MARIA.

Regiert in Frieden!
Jedwedem Anspruch auf dies Reich entsag' ich.
Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt;
Nicht Grösse lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist in langer Kerkerschmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeusserste an mir
Gethan, habt mich zerstört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schwester! Sprecht es aus
Das Wort, um dessentwillen Ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, dass Ihr kamt,
Um euer Opfer grausam zu verhöhnen.
Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: « Ihr seyd frei,
» Maria! Meine Macht habt Ihr gefühlt,
» Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren. »
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geschenk aus Eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht Alles ungeschehn. Ich warte
Darauf. O lasst mich's nicht zu lang erharren!
Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!
Denn wenn Ihr jetzt nicht segenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir scheidet — Schwester!
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfasst,
Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!

ELISABETH.

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? Ist kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für Euch die traur'ge Ritterschaft mehr wagen?
— Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüstet Keinen, Euer — vierter Mann
Zu werden, denn Ihr tödtet Eure Freier,
Wie Eure Männer!

MARIA auffahrend.

Schwester! Schwester!
O Gott! Gott! Gib mir Mässigung!

ELISABETH sieht sie lange mit einem Blick stolzer Verachtung an.

Das also sind die Reizungen, Lord Lester,
Die ungestraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!
Fürwahr! *Der* Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es kostet nichts, die *allgemeine* Schönheit
Zu seyn, als die *gemeine* seyn für *alle!*

MARIA.
Das ist zu viel!

ELISABETH höhnisch lachend.
Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

MARIA von Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde.
Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
Hab' ich verschmäht, mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiss die Welt von mir, und ich
Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.
Weh Euch, wenn sie von Euren Thaten einst
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleissend
Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt; man weiss, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot bestiegen,

SHREWSBURY tritt zwischen beide Königinnen.
O Gott des Himmels! Muss es dahin kommen!
Ist das die Mässigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

MARIA.
Mässigung! ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhalt'ner Groll!
Und *du*, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

SHREWSBURY.
O sie ist ausser sich!
Verzeih der Rasenden, der schwer Gereizten!

(Elisabeth, vor Zorn sprachlos, schiesst wüthende Blicke auf Marien.)

LEICESTER in der heftigsten Unruhe, sucht die Elisabeth hinweg zu führen.
Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von diesem unglücksel'gen Ort!

MARIA.
Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerinn betrogen.
— Regierte Recht, so läget *Ihr* vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.

(Elisabeth geht schnell ab, die Lords folgen ihr in der höchsten Bestürzung.)

FÜNFTER AUFTRITT.

MARIA. KENNEDY.

KENNEDY.
O was habt ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt ist es aus und alle Hoffnung schwindet.

MARIA noch ganz ausser sich.
Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!

(Der Kennedy um den Hals fallend.)

O wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stiess ich in der Feindinn Brust.

KENNEDY.
Unglückliche! Der Wahnsinn reisst Euch hin,
Ihr habt die Unversöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, sie ist die Königinn;
Vor ihrem Buhlen habt Ihr sie verhöhnt!

MARIA.
Vor Lesters Augen hab ich sie erniedrigt!
Er sah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich sie niederschlug von ihrer Höhe,
Er stand dabei, mich stärkte seine Nähe!

SECHSTER AUFTRITT.

MORTIMER *zu den* VORIGEN.

KENNEDY.
O Sir! Welch ein Erfolg —

MORTIMER.
Ich hörte Alles.

(Gibt der Amme ein Zeichen, sich auf ihren Posten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Wesen drückt eine heftige, leidenschaftliche Stimmung aus.)

Du hast gesiegt! Du tratst sie in den Staub,
Du warst die Königinn, *sie* der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an; wie eine Göttinn, gross und herrlich
Erscheinst du mir in diesem Augenblick.

MARIA.
Ihr spracht mit Lestern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geschenk — O redet, Sir!

MORTIMER mit glühenden Blicken sie betrachtend.
Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!

MARIA.
Ich bitt' Euch, Sir! Stillt mein Ungeduld;
Was spricht Mylord? O sagt, was darf ich hoffen?

MORTIMER.
Wer? Er? Das ist ein Feiger, ein Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergesst ihn!

MARIA.
Was sagt Ihr?

MORTIMER.
Er Euch retten und besitzen!
Er Euch! Er soll es wagen! Er! Mit mir
Muss er auf Tod und Leben darum kämpfen!

MARIA.
Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann ist's aus!

MORTIMER.
Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die seine nennen,
Der muss den Tod beherzt umarmen können.

MARIA.
Er will nichts für mich thun!

MORTIMER.
Nichts mehr von ihm!
Was kann *Er* thun, und was bedarf man sein?
Ich will dich retten, ich allein!

MARIA.
Ach, was vermögt Ihr!

MORTIMER.
Täuschet Euch nicht mehr,
Als ob es noch wie gestern mit Euch stünde!
So wie die Königinn jetzt von Euch ging,
Wie dies Gespräch sich wendete, ist Alles
Verloren, jeder Gnadenweg gesperrt.
Der *That* bedarf's jetzt, *Kühnheit* muss entscheiden,
Für Alles werde Alles frisch gewagt,
Frei müsst Ihr seyn, noch eh' der Morgen tagt.

MARIA.
Was sprecht Ihr? Diese Nacht! Wie ist das möglich?
MORTIMER.
Hört, was beschlossen ist. Versammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Priester hörte unsre Beichte an,
Ablass ist uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begingen, Ablass im Voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig sind wir zu der letzten Reise.
MARIA.
O welche fürchterliche Vorbereitung!
MORTIMER.
Dies Schloss ersteigen wir in dieser Nacht,
Der Schlüssel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reissen dich aus deiner Kammer.
Gewaltsam sterben muss von unsrer Hand,
Dass Niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.
MARIA.
Und Drury, Paulet, meine Kerkermeister?
O eher werden sie ihr letztes Blut —
MORTIMER.
Von meinem Dolche fallen sie zuerst!
MARIA.
Was? Euer Oheim, Euer zweiter Vater?
MORTIMER.
Von meinen Händen stirbt er. Ich ermord' ihn.
MARIA.
O blut'ger Frevel!
MORTIMER.
Alle Frevel sind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergste
Begehen, und ich *will's*.
MARIA.
O schrecklich, schrecklich!
MORTIMER.
Und müsst' ich auch die Königinn durchbohren.
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.
MARIA.
Nein, Mortimer! Eh' so viel Blut um mich —
MORTIMER.
Was ist mir alles gegen *dich*
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich lösen, eine zweite Wasserfluth
Herwogend alles Athmende verschlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entsage,
Eh' nahe sich das Ende aller Tage.
MARIA zurücktretend.
Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie schrecken, sie verscheuchen mich.
MORTIMER, mit irren Blicken, und im Ausdrück des stillen Wahnsinns.
Das Leben ist
Nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer!
— Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreisse man mit glühender Eisenzange.
(Indem er heftig auf sie zugeht, mit ausgebreiteten Armen.)
Wenn ich dich, Heissgeliebte, umfange —
MARIA zurücktretend.
Unsinniger, zurück! —
MORTIMER.
An dieser Brust,
Auf diesem liebeathmenden Munde —
MARIA.
Um Gotteswillen, Sir! Lasst mich hinein gehn!
MORTIMER.
Der ist ein Rasender, der nicht das Glück
Festhält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben.
Ich will dich retten, kost' es tausend Leben;
Ich rette dich, ich will es, doch so wahr
Gott lebt! ich schwör's, ich will dich auch besitzen.
MARIA.
O will kein Gott, kein Engel mich beschützen!
Furchtbares Schicksal! Grimmig schleuderst du
Von einem Schreckniss mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verschwört sich Hass und Liebe, mich zu schrecken?
MORTIMEE.
Ja, glühend, wie sie hassen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthaupten, diesen Hals,
Den blendend weissen, mit dem Beil durchschneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Hasse blutig opfern musst!
Mit diesen Reizen, die nicht dein mehr sind,
Beselige den glücklichen Geliebten!
Die schöne Locke, dieses seidne Haar,
Verfallen schon den finstern Todesmächten,
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten!
MARIA.
O welche Sprache muss ich hören! Sir!
Mein Unglück sollt' Euch heilig seyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht ist.
MORTIMER.
Die Krone ist von deinem Haupt gefallen,
Du hast nichts mehr von ird'scher Majestät,
Versuch' es, lass dein Herrscherwort erschallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter aufersteht.
Nichts blieb dir als die rührende Gestalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Die lässt mich Alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —
MARIA.
O wer errettet mich von seiner Wuth!
MORTIMER.
Verwegner Dienst belohnt sich auch verwegen!
Warum verspritzt der Tapfere sein Blut?
Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut!
Ein Rasender, der es umsonst verschleudert!
Erst will ich ruhn an seiner wärmsten Brust —
(Er presst sie heftig an sich.)
MARIA.
O muss ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —
MORTIMER.
Du bist nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an;
Dich kann die heisse Liebesbitte rühren,
Du hast den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.
MARIA.
Vermessener!
MORTIMER.
Er war nur dein Tyrann!
Du zittertest vor ihm, da du ihn liebtest!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beim Gott der Hölle —
MARIA.
Lasst mich! Raset Ihr?
MORTIMER.
Erzittern sollst du auch vor mir!
KENNEDY hereinstürzend.
Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

MORTIMER auffahrend und zum Degen greifend.
Ich beschütze dich.
MARIA.
O Hanna! rette mich aus seinen Händen!
Wo find' ich Aermste einen Zufluchsort?
Zu welchem Heiligen soll ich mich wenden?
Hier ist Gewalt und drinnen ist der Mord.
(Sie flieht dem Hause zu, Kennedy folgt.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MORTIMER. PAULET *und* DRURY, *welche ausser sich hinstürzen.* GEFOLGE *eilt über die Scene.*

PAULET.
Verschliesst die Pforten. Zieht die Brücken auf.
MORTIMER.
Oheim, was ist's?
PAULET.
Wo ist die Mörderinn?
Hinab mit ihr ins finsterste Gefängniss!
MORTIMER.
Was gibt's? Was ist geschehn?
PAULET.
Die Königinn!
Verfluchte Hände! Teuflisches Erkühnen!
MORTIMER.
Die Königinn! Welche Königinn?
PAULET.
Von England!
Sie ist ermordet auf der Londner Strasse!
(Eilt ins Haus.)

ACHTER AUFTRITT.

MORTIMER. *Gleich darauf* OKELLY.

MORTIMER.
Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand
Vorbei und rief: Die Königinn sey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken grässlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es ist Okell'. So schreckenvoll!
OKELLY hereinstürzend.
Flieht, Mortimer! Flieht! Alles ist verloren.
MORTIMER.
Was ist verloren?
OKELLY.
Fragt nicht lange. Denkt
Auf schnelle Flucht!
MORTIMER.
Was gibt's denn?
OKELLY.
Souvage führte
Den Streich, der Rasende.
MORTIMER.
So ist es wahr?
OKELLY.
Wahr, wahr! O rettet Euch!
MORTIMER.
Sie ist ermordet,
Und auf den Thron von England steigt Maria!
OKELLY.
Ermordet! Wer sagt das?
MORTIMER.
Ihr selbst!
OKELLY.
Sie lebt!
Und ich und Ihr, wir Alle sind des Todes.
MORTIMER.
Sie lebt!
OKELLY.
Der Stoss ging fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Shrewsbury entwaffnete den Mörder.
MORTIMER.
Sie lebt!
OKELLY.
Lebt, um uns Alle zu verderben!
Kommt, man umzingelt schon den Park.
MORTIMER.
Wer hat
Das Rasende gethan?
OKELLY.
Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den Ihr in der Kapelle
Tiefsinnig sitzen saht, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worin
Der Papst die Königinn mit dem Fluch belegt.
Das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befrei'n, die Märtyrkrone sich erwerben;
Dem Priester nur vertraut' er seine That,
Und auf dem Londner Weg ward sie vollbracht.
MORTIMER nach einem langen Stillschweigen.
O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schicksal,
Unglückliche! Jetz — ja, jetzt musst du sterben,
Dein Engel selbst bereitet deinen Fall.
OKELLY.
Sagt! Wohin wendet Ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.
MORTIMER.
Flieht hin und Gott geleite Eure Flucht!
Ich bleibe. Noch versuch' ich's, sie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.
(Gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

VIERTER AUFZUG.

Vorzimmer.

ERSTER AUFTRITT.

GRAF AUBESPINE. KENT *und* LEICESTER.

AUBESPINE.
Wie steht's um Ihro Majestät? Mylords,
Ihr seht mich noch ganz ausser mir vor Schrecken.
Wie ging das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreusten Volks geschehen?
LEICESTER.
Es geschah
Durch Keinen aus dem Volke. Der es that,
War Eures Königs Unterthan, ein Franke.
AUBESPINE.
Ein Rasender gewisslich.
KENT.
Ein Papist,
Graf Aubespine!

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. BURLEIGH *im Gespräch mit* DAVISON.

BURLEIGH.
Sogleich muss der Befehl
Zur Hinrichtung verfasst und mit dem Siegel
Versehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königinn zur Unterschrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit ist zu verlieren.

DAVISON.
Es soll geschehn.
(Geht ab.)

AUBESPINE Burleigh entgegen.
Mylord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieser Insel.
Lob sey dem Himmel, der den Mörderstreich
Gewehrt von diesem königlichen Haupt!

BURLEIGH.
Er sey gelobt, der unsrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

AUBESPINE.
Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieser fluchenswerthen That!

BURLEIGH.
Den Thäter und den schändlichen Erfinder.

AUBESPINE zu Kent.
Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarschall,
Bei Ihro Majestät mich einzuführen,
Dass ich den Glückwunsch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füssen schuldigst niederlege —

BURLEIGH.
Bemüht Euch nicht, Graf Aubespine.

AUBESPINE offiziös.
Ich weiss,
Lord Burleigh, was mir obliegt.

BURLEIGH.
Euch liegt ob,
Die Insel auf das Schleunigste zu räumen.

AUBESPINE tritt erstaunt zurück.
Was! Wie ist das?

BURLEIGH.
Der heilige Charakter
Beschützt Euch heute noch und morgen nicht mehr.

AUBESPINE.
Und was ist mein Verbrechen?

BURLEIGH.
Wenn ich es
Genannt, so ist es nich mehr zu vergeben.

AUBESPINE.
Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgesandten —

BURLEIGH.
Schützt — Reichsverräther nicht.

LEICESTER *und* KENT.
Ha! Was ist das?

AUBESPINE.
Mylord,
Bedenkt Ihr wohl —

BURLEIGH.
Ein Pass, von Eurer Hand
Geschrieben, fand sich in des Mörders Tasche.

KENT.
Ist's möglich?

AUBESPINE.
Viele Pässe theil' ich aus;
Ich kann der Menschen Innres nicht erforschen.

BURLEIGH.
In Eurem Hause beichtete der Mörder.

AUBESPINE.
Mein Haus ist offen.

BURLEIGH.
Jedem Feinde Englands.

AUBESPINE.
Ich fordre Untersuchung.

BURLEIGH.
Fürchtet sie!

AUBESPINE.
In meinem Haupt ist mein Monarch verletzt;
Zerreissen wird er das geschlossne Bündniss.

BURLEIGH.
Zerrissen schon hat es die Königinn:
England wird sich mit Frankreich nicht vermählen.
Mylord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen sicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat sein Hotel
Gestürmt, wo sich ein ganzes Arsenal
Von Waffen fand; es droht ihn zu zerreissen,
Wie er sich zeigt; verberget ihn, bis sich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für sein Leben!

AUBESPINE.
Ich gehe, ich verlasse dieses Land,
Wo man der Völker Recht mit Füssen tritt,
Und mit Verträgen spielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenschaft —

BURLEIGH.
Er hole sie!
(Kent und Aubespine gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

LEICESTER *und* BURLEIGH.

LEICESTER.
So löst Ihr selbst das Bündniss wieder auf,
Das Ihr geschäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Mylord, die Mühe konntet Ihr Euch sparen.

BURLEIGH.
Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der sich nichts Schlimmeres bewusst ist!

LEICESTER.
Man kennt Cecils geheimnissreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, ist eine gute Zeit für Euch;
Ein ungeheurer Frevel ist geschehn,
Und noch umhüllt Geheimniss seine Thäter.
Jetzt wird ein Inquisitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,
Gedanken selber vor Gericht gestellt.
Da seyd *Ihr* der allwicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats; ganz England liegt auf Euren Schultern.

BURLEIGH.
In Euch, Mylord, erkenn' ich meinen Meister.
Denn solchen Sieg, als Eure Rednerkunst
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

LEICESTER.
Was meint Ihr damit, Lord?

BURLEIGH.
Ihr war't es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königinn nach Fotheringhayschloss
Zu locken wusste?

LEICESTER.
Hinter Eurem Rücken!

Wann scheuten meine Thaten Eure Stirn?

BURLEIGH.

Die Königinn hättet *Ihr* nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die *Königinn*
Nicht hingeführt! — Die Königinn war es,
Die so gefällig war, *Euch* hinzuführen.

LEICESTER.

Was wollt Ihr damit sagen, Lord?

BURLEIGH.

Die edle
Person, die Ihr die Königinn dort spielen liesst!
Der herrliche Triumph, den Ihr der arglos
Vertrauenden bereitet! — Güt'ge Fürstinn!
So schamlos frech verspottete man dich,
So schonungslos wardst du dahin gegeben!
— Das also ist die Grossmuth und die Milde,
Die Euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!
Darum ist diese Stuart ein so schwacher,
Verachtungswerther Feind, dass es der Müh'
Nicht lohnt, mit ihrem Blut sich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugespitzt! Nur Schade,
Zu fein geschärfet, dass die Spitze brach!

LEICESTER.

Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königinn sollt Ihr mir Rede stehn.

BURLEIGH.

Dort trefft Ihr mich — Und sehet zu, Mylord,
Dass Euch dort die Beredsamkeit nicht fehle!

(Geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

LEICESTER *allein, darauf* MORTIMER.

LEICESTER.

Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut — Wie kam
Der Unglückselige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweise hat! Erfährt
Die Königinn, dass zwischen mir und der Maria
Verständnisse gewesen — Gott! Wie schuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterlistig treulos
Erscheint mein Rath, mein unglückseliges
Bemüh'n, nach Fotheringhay sie zu führen!
Grausam verspottet sieht sie sich von mir,
An die verhasste Feindinn sich verrathen!
O nimmer, nimmer kann sie das verzeihn!
Vorherbedacht wird Alles nun erscheinen,
Auch diese bittre Wendung des Gesprächs,
Der Gegnerinn Triumph und Hohngelächter,
Ja selbst die Mörderhand, die blutig schrecklich,
Ein unwartet ungeheures Schicksal,
Dazwischen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung seh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

MORTIMER kommt in der heftigsten Unruhe und blickt scheu umher.

Graf Lester! Seyd Ihr's! Sind wir ohne Zeugen!

LEICESTER.

Unglücklicher, hinweg! Was sucht Ihr hier?

MORTIMER.

Man ist auf unsrer Spur, auf Eurer auch;
Nehmt Euch in Acht!

LEICESTER.

Hinweg, hinweg!

MORTIMER.

Man weiss,
Dass bei dem Grafen Aubespine geheime
Versammlung war —

LEICESTER.

Was kümmerts mich!

MORTIMER.

Dass sich der Mörder
Dabei befunden —

LEICESTER.

Das ist Eure Sache!
Verwegener! Was unterfangt Ihr Euch,
In Euren blut'gen Frevel mich zu flechten?
Vertheidigt Eure bösen Händel selbst!

MORTIMER.

So hört mich doch nur an.

LEICESTER in heftigem Zorn.

Geht in die Hölle!
Was hängt Ihr Euch, gleich einem bösen Geist,
An meine Fersen! Fort! Ich kenn' Euch nicht;
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.

MORTIMER.

Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich;
Auch Eure Schritte sind verrathen —

LEICESTER.

Ha!

MORTIMER.

Der Grossschatzmeister war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geschehn war;
Der Königinn Zimmer wurden streng durchsucht,
Da fand sich —

LEICESTER.

Was?

MORTIMER.

Ein angefangner Brief
Der Königinn an Euch —

LEICESTER.

Die Unglücksel'ge!

MORTIMER.

Worin sie Euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Versprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildnisses gedenkt —

LEICESTER.

Tod und Verdammniss!

MORTIMER.

Lord Burleigh hat den Brief.

LEICESTER.

Ich bin verloren!

(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflunge voll auf und nieder.)

MORTIMER.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet *Euch*, errettet *sie* — Schwört Euch
Heraus, ersinnt Entschuldigungen, wendet
Das Aergste ab! Ich selbst kann nichts mehr thun.
Zerstreut sind die Gefährten, auseinander
Gesprengt ist unser ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu sammeln.
An Euch ist's jetzt; versucht, was Euer Ansehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

LEICESTER steht still, plötzlich besonnen.

Das will ich.

(Er geht nach der Thür, öffnet sie, und ruft:)

He da! Trabanten!

(Zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt.)

Diesen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die schändlichste Verschwörung ist entdeckt;
Ich bringe selbst der Königinn die Botschaft.

(Er geht ab.)

MORTIMER steht Anfangs starr vor Erstaunen, fasst sich aber bald und sieht Leicestern mit einem Blick der tiefsten Verachtung nach.

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene das.
Wer hiess mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken schreitet er;
Mein Fall muss ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund;
Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen.)

Was willst du, feiler Sklav der Tyrannei?
Ich spotte deiner, ich bin frei!

(Einen Dolch ziehend.)

OFFIZIER.

Er ist bewehrt — Entreisst ihm seinen Dolch!

(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt sich ihrer.)

MORTIMER.

Und frei im letzten Augenblicke soll
Mein Herz sich öffnen, meine Zunge lösen!
Fluch und Verderben Euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königinn verrathen!
Die von der irdischen Maria sich
Treulos, wie von der himmlischen gewendet,
Sich dieser Bastardköniginn verkauft —

OFFIZIER.

Hört ihr die Läst'rung! Auf! Ergreifet ihn.

MORTIMER.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

(Er durchsticht sich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.)

FÜNFTER AUFTRITT.

Zimmer der Königinn.

ELISABETH, *einen Brief in der Hand.* BURLEIGH.

ELISABETH.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor seiner Buhlerinn mich aufzuführen!
O so ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

BURLEIGH.

Ich kann es noch nicht fassen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünste
Gelang, die Klugheit meiner Königinn
So sehr zu überraschen.

ELISABETH.

O ich sterbe
Vor Scham! Wie musst' er meiner Schwäche spotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich selber, ihres Spottes Ziel!

BURLEIGH.

Du siehst nun ein, wie treu *ich* dir gerathen!

ELISABETH.

O ich bin schwer dafür gestraft, dass ich
Von Eurem weisen Rathe mich entfernt!
Und sollt' ich *ihm* nicht glauben? In den Schwüren
Der treusten Liebe einen Fallstrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn *er* mich hinterging?
Er, den ich gross gemacht vor allen Grossen,
Der mir der Nächste stets am Herzen war,
Dem ich verstattete, an diesem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

BURLEIGH.

Und zu derselben Zeit verrieth er dich
An diese falsche Königinn von Schottland!

ELISABETH.

O sie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! Ist das Urtheil abgefasst?

BURLEIGH.

Es liegt
Bereit, wie du befohlen.

ELISABETH.

Sterben soll sie!
Er soll sie fallen sehn, und nach ihr fallen.
Verstossen hab' ich ihn aus meinem Herzen;
Fort ist die Liebe; Rache füllt es ganz.
So hoch er stand, so tief und schmählich sey
Sein Sturz! Er sey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beispiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower, ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Gesetzes.

BURLEIGH.

Er wird sich zu dir drängen, sich rechtfert'gen —

ELISABETH.

Wie kann er sich rechtfert'gen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief? O sein Verbrechen ist
Klar, wie der Tag!

BURLEIGH.

Doch du bist mild und gnädig;
Sein Anblick, seine mächt'ge Gegenwart —

ELISABETH.

Ich will ihn nicht sehn. Niemals, niemals wieder!
Habt Ihr Befehl gegeben, dass man ihn
Zurück weist, wenn er kommt?

BURLEIGH.

So ist's befohlen!

PAGE tritt ein.

Mylord von Lester!

KÖNIGINN.

Der Abscheuliche!
Ich will ihn nicht sehn. Sagt ihm, dass ich ihn
Nicht sehen will.

PAGE.

Das wag' ich nicht dem Lord
Zu sagen, und er würde mir's nicht glauben.

KÖNIGINN.

So hab' ich ihn erhöht, dass meine Diener
Vor seinem Ansehn mehr als meinem zittern!

BURLEIGH zum Pagen.

Die Königinn verbiet' ihm, sich zu nahn!

(Page geht zögernd ab.)

KÖNIGINN nach einer Pause.

Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er sich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallstrick seyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treusten Freunde zu entzwei'n!
O sie ist eine abgefeimte Bübinn.
Wenn sie den Brief nur schrieb, mir gift'gen Argwohn
Ins Herz zu streu'n, ihn, den sie hasst, ins Unglück
Zu stürzen —

BURLEIGH.

Aber Königinn, erwäge —

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE. LEICESTER.

LEICESTER reisst die Thür mit Gewalt auf, und tritt mit gebieterischem Wesen herein.

Den Unverschämten will ich sehn, der mir
Das Zimmer meiner Königinn verbietet.

ELISABETH.

Ha, der Verwegene!

LEICESTER.

Mich abzuweisen!
Wenn sie für einen Burleigh sichtbar ist,
So ist sie's auch für mich!

BURLEIGH.

Ihr seyd sehr kühn, Mylord,
Hier wider die Erlaubniss einzustürmen.

LEICESTER.

Ihr seyd sehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniss? Was? Es ist an diesem Hofe
Niemand, durch dessen Mund Graf Lester sich
Erlauben und verbieten lassen kann!

(Indem er sich der Elisabeth demüthig nähert.)

Aus meiner Königinn eignem Mund will ich —

ELISABETH ohne ihn anzusehen.

Aus meinem Angesicht, Nichtswürdiger!

LEICESTER.

Nicht meine gütige Elisabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in diesen
Unholden Worten — Ich berufe mich auf *meine*
Elisabeth — Du liehest *ihm* dein Ohr;
Das Gleiche fordr' ich.

ELISABETH.

Redet, Schändlicher!
Vergrössert Euren Frevel! Läugnet ihn!

LEICESTER.

Lasst diesen Ueberlästigen sich erst
Entfernen — Tretet ab, Mylord — Was ich
Mit meiner Königinn zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht!

ELISABETH zu Burleigh.

Bleibt, ich befehl' es!

LEICESTER.

Was soll der Dritte zwischen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchinn
Hab' ich's zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es sind heil'ge Rechte!
Und ich bestehe drauf, dass sich der Lord
Entferne!

ELISABETH.

Euch geziemt die stolze Sprache!

LEICESTER.

Wohl ziemt sie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunst den hohen Vorzug gab;
Das hebt mich über ihn und über Alle!
Dein Herz verlieh mir diesen stolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wissen.
Er geh' — und zweier Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verständigen.

ELISABETH.

Ihr hofft umsonst, mich listig zu beschwatzen.

LEICESTER.

Beschwatzen konnte dich der Plauderer;
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und was ich im Vertrau'n auf deine Gunst
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

ELISABETH.

Schamloser! Eben diese ist's, die Euch zuerst
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Mylord!

BURLEIGH.

Hier ist er!

LEICESTER durchläuft den Brief, ohne die Fassung zu verändern.

Das ist der Stuart Hand!

ELISABETH.

Les't und verstummt!

LEICESTER nachdem er gelesen, ruhig.

Der Schein ist gegen mich; doch darf ich hoffen,
Dass ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

ELISABETH.

Könnt' Ihr es läugnen, dass Ihr mit der Stuart
In heimlichem Verständniss war't, ihr Bildniss
Empfingt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?

LEICESTER.

Leicht wäre mir's, wenn ich mich schuldig fühlte,
Das Zeugniss einer Feindinn zu verwerfen!
Doch frei ist mein Gewissen; ich bekenne,
Dass sie die Wahrheit schreibt!

ELISABETH.

Nun denn,
Unglücklicher!

BURLEIGH.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

ELISABETH.

Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!

LEICESTER.

Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, dass ich
Aus diesem Schritt dir ein Geheimniss machte;
Doch redlich war die Absicht; es geschah,
Die Feindinn zu erforschen, zu verderben.

ELISABETH.

Elende Ausflucht! —

BURLEIGH.

Wie, Mylord? Ihr glaubt —

LEICESTER.

Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt,
Ich weiss, und nur Graf Lester durfte sich
An diesem Hofe solcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart hasse, weiss die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königinn mich ehrt, muss jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederschlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Gunst vor Allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einschlagen, seine Pflicht zu thun.

BURLEIGH.

Warum,
Wenn's eine gute Sache war, verschwiegt Ihr?

LEICESTER.

Mylord! Ihr pflegt zu schwatzen, eh' Ihr handelt,
Und seyd die Glocke Eurer Thaten. *Das*
Ist *Eure* Weise, Lord. Die meine ist,
Erst handeln und dann reden!

BURLEIGH.

Ihr redet jetzo, weil Ihr müsst.

LEICESTER ihn stolz und höhnisch mit den Augen messend.

Und Ihr
Berühmt Euch, eine wundergrosse That
Ins Werk gerichtet, Eure Königinn
Gerettet, die Verrätherei entlarvt
Zu haben — Alles wisst Ihr, Eurem Scharfblick

Kann nichts entgehen, meint Ihr — Armer Prahler!
Trotz Eurer Spürkunst war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn *ich* es nicht verhindert.

BURLEIGH.

Ihr hättet —

LEICESTER.

Ich, Mylord. Die Königinn
Vertraute sich dem Mortimer, sie schloss
Ihr Innerstes ihm auf, sie ging so weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim sich mit Abscheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Ist es nicht so?

(Königinn und Burleigh sehen einander betroffen an.)

BURLEIGH.

Wie gelangtet Ihr
Dazu? —

LEICESTER.

Ist's nicht so? — Nun, Mylord! Wo hattet
Ihr Eure tausend Augen, nicht zu sehn,
Dass dieser Mortimer Euch hinterging?
Dass er ein wüthender Papist, ein Werkzeug
Der Guisen, ein Geschöpf der Stuart war,
Ein keck entschlossner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befrei'n, die Königinn
Zu morden —

ELISABETH mit äusserstem Erstaunen.

Dieser Mortimer!

LEICESTER.

Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf diesem Wege kennen lernte.
Noch heute sollte sie aus ihrem Kerker
Gerissen werden; diesen Augenblick
Entdeckte mir's sein eigner Mund; ich liess ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, sich entlarvt zu sehn,
Gab er sich selbst den Tod!

ELISABETH.

O ich bin unerhört
Betrogen — Dieser Mortimer!

BURLEIGH.

Und jetzt
Geschah das? Jetzt, nachdem ich Euch verlassen!

LEICESTER.

Ich muss um meinetwillen sehr beklagen,
Dass es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniss,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.
Die strengste Rechtsform sollte meine Unschuld
Vor aller Welt bewähren und besiegeln.

BURLEIGH.

Er tödtete sich, sagt Ihr. Er sich selber? Oder
Ihr ihn?

LEICESTER.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!

(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein.)

Erstattet Ihrer Majestät Bericht,
Wie dieser Mortimer umkam!

OFFIZIER.

Ich hielt die Wache
Im Vorsaal, als Mylord die Thüre schnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir sahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünschung
Der Königinn, und eh' wir's hindern konnten,
Ihn in die Brust sich stossen, dass er todt
Zu Boden stürzte —

LEICESTER.

Es ist gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königinn weiss genug!

(Offizier geht ab.)

ELISABETH.

O welcher Abgrund von Abscheulichkeiten!

LEICESTER.

Wer war's nun, der dich rettete? War es
Mylord von Burleigh? Wusst' er die Gefahr
Die dich umgab? War *er's*, der sie von dir
Gewandt? — Dein treuer Lester war dein Engel!

BURLEIGH.

Graf! Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen.

ELISABETH.

Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Ich glaub' Euch,
Und glaub' Euch nicht. Ich denke, Ihr seyd schuldig,
Und seyd es nicht! O die Verhasste, die
Mir all' dies Weh bereitete!

LEICESTER.

Sie muss sterben.
Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollstreckt zu lassen,
Bis sich auf's Neu' ein Arm für sie erhübe.
Dies ist geschehn — und ich bestehe drauf,
Dass man das Urtheil ungesäumt vollstrecke.

BURLEIGH.

Ihr riethet dazu! Ihr!

LEICESTER.

So sehr es mich
Empört, zu einem Aeussersten zu greifen,
Ich sehe nun und glaube, dass die Wohlfahrt
Der Königinn dies blut'ge Opfer heischt;
Drum trag' ich darauf an, dass der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

BURLEIGH zur Königinn.

Da es Mylord so treu und ernstlich meint,
So trag' ich darauf an, dass die Vollstreckung
Des Richterspruchs ihm übertragen werde.

LEICESTER.

Mir!

BURLEIGH.

Euch. Nicht besser könnt Ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf Euch lastet, widerlegen,
Als wenn Ihr *sie*, die Ihr geliebt zu haben
Beschuldigt werdet, selbst enthaupten lasset.

ELISABETH Leicestern mit den Augen fixirend.

Mylord räth gut. So sey's, und dabei bleib' es.

LEICESTER.

Mich sollte billig meines Ranges Höh'
Von einen Auftrag dieses traur'gen Inhalts
Befrei'n, der sich in jedem Sinne besser
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer seiner Königinn so nahe steht,
Der sollte nichts Unglückliches vollbringen.
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königinn genugzuthun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhasste Pflicht.

ELISABETH.

Lord Burleigh theile sie mit Euch!

(Zu diesem.)

Tragt Sorge,
Dass der Befehl gleich ausgefertigt werde.

(Burleigh geht. Man hört draussen ein Getümmel.)

SIEBENTER AUFTRITT.

GRAF VON KENT *zu den* VORIGEN.

ELISABETH.
Was gibt's, Mylord von Kent? was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was ist es?
KENT.
Königinn,
Es ist das Volk, das den Palast umlagert,
Es fordert heftig dringend, dich zu sehn.
ELISABETH.
Was will mein Volk?
KENT.
Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben sey bedroht, es gehen Mörder
Umher vom Papste wider dich gesendet.
Verschworen seyen die Katholischen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reissen und zur Königinn auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.
ELISABETH.
Wie? Soll mir Zwang geschehn?
KENT.
Sie sind entschlossen, eher nicht zu weichen
Bis du das Urtheil unterzeichnet hast.

ACHTER AUFTRITT.

BURLEIGH *und* DAVISON *mit einer Schrift.* DIE VORIGEN.

ELISABETH.
Was bringt Ihr, Davison?
DAVISON nähert sich, ernsthaft.
Du hast befohlen.
O Königinn —
ELISABETH.
Was ist's?
(Indem sie die Schrift ergreifen will, schauert sie zusammen und fährt zurück.)
O Gott!
BURLEIGH.
Gehorche
Der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes.
ELISABETH unentschlossen mit sich selbst kämpfend.
O meine Lords! Wer sagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach, wie sehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Dass eine ganz verschied'ne Stimme sich
Wird hören lassen — ja, dass eben die,
Die jetzt gewaltsam zu der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!

NEUNTER AUFTRITT.

GRAF SHREWSBURY *zu den* VORIGEN.

SHREWSBURY kommt in grosser Bewegung.
Man will dich übereilen, Königinn!
O halte fest, sey standhaft!
(Indem er Davison mit der Schrift gewahr wird.)
Oder ist es
Geschehen? Ist es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückselig Blatt in dieser Hand.
Das komme meiner Königinn jetzt nicht
Vor Augen.
ELISABETH.
Edler Shrewsbury! Man zwingt mich.
SHREWSBURY.
Wer kann dich zwingen? Du bist Herrscherinn;
Hier gilt es, deine Majestät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die sich erdreisten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du selbst bist ausser dir, bist schwer gereizt,
Du bist ein Mensch und jetzt kannst du nicht richten.
BURLEIGH.
Gerichtet ist schon längst. Hier ist kein Urtheil
Zu *fällen*; zu *vollziehen* ist's.
KENT, der sich bei Shrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück.
Der Auflauf wächst, Das Volk ist länger nicht
Zu bändigen.
ELISABETH zu Shrewsbury.
Ihr seht, wie sie mich drängen!
SHREWSBURY.
Nur Aufschub fordr' ich. Dieser Federzug
Entscheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du hast es Jahre lang bedacht; soll dich
Der Augenblick im Sturme mit sich führen?
Nur kurzen Aufschub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.
BURLEIGH heftig.
Erwarte, zögre, säume, bis das Reich
In Flammen steht, bis es der Feindinn endlich
Gelingt, den Mordstreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt.
Heut hat er *nahe* dich berührt; noch einmal
Ein Wunder hoffen, hiesse Gott versuchen.
SHREWSBURY.
Der Gott, der dich durch seine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem schwachen Arm
Des Greisen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwält'gen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt ist nicht die Zeit,
Du kannst in diesem Sturme sie nicht hören.
Dies Eine nur vernimm! Du zitterst jetzt
Vor dieser lebenden Maria! Nicht
Die Lebende hast du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erstehen, eine Zwietrachtgöttinn,
Ein Rachegeist in deinem Reich herumgeh'n,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt hasst der Britte die Gefürchtete;
Er wird sie *rächen,* wenn sie nicht mehr ist.
Nicht mehr die Feindinn seines Glaubens, nur
Die Enkeltochter seiner Könige,
Des Hasses Opfer und der Eifersucht
Wird er in der Bejammerten erblicken!
Schnell wirst du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geschehen, zeige dich dem Volk, das sonst
Sich jubelnd um dich her ergoss, du wirst
Ein andres England sehn, ein andres Volk,
Denn dich umgibt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Besiegte! *Furcht,* die schreckliche Begleitung
Der Tyrannei, wird schaudernd vor dir herziehn,
Und jede Strasse, wo du gehst, veröden.

Du hast das Letzte, Aeusserste gethan;
Welch Haupt steht fest, wenn dieses heil'ge fiel!

ELISABETH.

Ach, Shrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum liesset ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner stillen Gruft! Fürwahr!
Ich bin des Lebens und des Herschens müd'.
Muss eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es ist
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht *die* seyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm seine Majestät zurück.
Gott ist mein Zeuge, dass ich nicht für mich,
Nur für das Beste meines Volks gelebt.
Hofft es von dieser schmeichlerischen Stuart,
Der jüngern Königinn, glücklichere Tage,
So steig' ich gern von diesem Thron, und kehre
In Woodstocks stille Einsamkeit zurück,
Wo meine anspruchslose Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengrösse fern,
Die Hoheit in mir selber fand — Bin ich
Zur Herrscherinn doch nicht gemacht! Der Herrscher
Muss hart seyn können, und mein Herz ist weich.
Ich habe diese Insel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erste schwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

BURLEIGH.

Nun bei Gott!
Wenn ich so ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königinn Mund vernehmen muss,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger still zu schweigen.
— Du sagst, du liebst dein Volk, mehr als dich selbst,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für *dich* und überlass das Reich den Stürmen.
— Denk an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
Der alte Aberglauben wiederkehren?
Der Mönch auf's Neu' hier herrschen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen
Verschliessen, unsre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen
Ich fordre sie von *dir* — Wie du jetzt handelst,
Sind sie gerettet oder sind verloren.
Hier ist nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht;
Hat Shrewsbury das Leben dir gerettet,
So will *ich* England retten — das ist mehr!

ELISABETH.

Man überlasse mich mir selbst! Bei Menschen ist
Nicht Rath noch Trost in dieser grossen Sache.
Ich trage sie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun—Entfernt Euch,
Mylords!

(Zu Davison.)

Ihr, Sir, könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Shrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königinn stehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er sich langsam, mit einem Ausdruck des tiefsten Schmerzens.)

ZEHNTER AUFTRITT.

ELISABETH *allein.*

O Sklaverei des Volksdienst's! Schmähliche
Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
Wenn soll ich frei auf diesem Throne stehn!
Die Meinung muss ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einem Pöbel muss ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muss! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.
Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehasst mein Leben lang, dass ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewaltthat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
War ich tyrannisch, wie die spanische
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verspritzen!
Doch war's denn meine eig'ne freie Wahl,
Gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir diese Tugend.
Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten, streben alle Mächte
Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
Der röm'sche Papst den Bannfluch auf mein Haupt;
Mit falschem Bruderkuss verräth mich Frankreich,
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So steh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muss ich die Blösse meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürstlichen Geburt,
Wodurch der eig'ne Vater mich geschändet.
Umsonst bedeck' ich ihn — Der Gegner Hass
Hat ihn entblösst, und stellt mir diese Stuart,
Ein ewig drohendes Gespenst, entgegen.
Nein, diese Furcht soll endigen!
Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben.
— Sie ist die Furie meines Lebens. Mir
Ein Plagegeist, vom Schicksal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreisst mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt sie mir! *Maria Stuart*
Heisst jedes Unglück, das mich niederschlägt!
Ist *sie* aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.

(Stillschweigend.)

Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe bess're Waffen;
Sie treffen tödtlich und du bist nicht mehr!

(Mit raschem Schritt nach dem Tische gehend und die Feder ergreifend.)

Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, so lang *du* lebst und athmest.
Der Zweifel meiner fürstlichen Geburt,
Er ist getilgt, sobald ich *dich* vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett' geboren!

(Sie unterschreibt mit einem raschen, festen Federzug, lässt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pause klingelt sie.)

EILFTER AUFTRITT.

ELISABETH. DAVISON.

ELISABETH.

Wo sind die andern Lords?

DAVISON.

Sie sind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.
Das Toben war auch Augenblicks gestillt,
Sobald der Graf von Shrewsbury sich zeigte.
« Der ist's, das ist er! » riefen hundert Stimmen;
« Der rettete die Königinn! Hört ihn,
« Den bravsten Mann in England! » Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In sanften Worten sein gewaltsames
Beginnen, sprach so kraftvoll überzeugend,
Dass Alles sich besänftigte, und still
Vom Platze schlich.

ELISABETH.

Die wankelmüth'ge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dies Rohr sich lehnet! — Es ist gut,
Sir Davison. Ihr könnt nun wieder gehn.

(Wie sich Jener nach der Thür gewendet.)

Und dieses Blatt — Nehmt es zurück — Ich leg's
In Eure Hände.

DAVISON wirft einen Blick in das Papier und erschrickt.

Königinn! Dein Name!
Du hast entschieden?

ELISABETH.

— Unterschreiben sollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entscheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

DAVISON.

Dein Name, Königinn, unter *dieser* Schrift
Entscheidet Alles, tödtet, ist ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dies Blatt
Befiehlt den Kommissarien, dem Sherif,
Nach Fotheringhayschloss sich steh'nden Fusses
Zur Königinn von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und schnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.
Hier ist kein Aufschub: jene hat gelebt,
Wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe.

ELISABETH.

Ja, Sir! Gott legt ein wichtig gross Geschick
In Eure schwachen Hände. Fleht ihn an,
Dass er mit seiner Weisheit Euch erleuchte.
Ich geh' und überlass' Euch Eurer Pflicht.

(Sie will gehen.)

DAVISON tritt ihr in den Weg.

Nein, meine Königinn! Verlass mich nicht,
Eh' du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchstäblich zu befolgen?
— Du legst dies Blatt in meine Hand, dass ich
Zu schleuniger Vollziehung es befördre?

ELISABETH.

Das werdet Ihr nach *Eurer* Klugheit —

DAVISON schnell und erschrocken einfallend.

Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorsam
Ist meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entscheiden übrig bleiben.
Ein klein Versehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabsehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieser grossen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu seyn.
In klare Worte fasse deine Meinung,
Was soll mit diesem Blutbefehl geschehn?

ELISABETH.

— Sein Name spricht es aus.

DAVISON.

So willst du, dass er gleich vollzogen werde?

ELISABETH zögernd.

Das *sag'* ich nicht, und zittre, es zu denken.

DAVISON.

Du willst, dass ich ihn länger noch bewahre?

ELISABETH schnell.

Auf Eure Gefahr? Ihr haftet für die Folgen.

DAVISON.

Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königinn! *Was* willst du?

ELISABETH ungeduldig.

Ich *will*, dass dieser unglücksel'gen Sache
Nicht mehr gedacht soll werden, dass ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

DAVISON.

Es kostet dir ein einzig Wort. O sage,
Bestimme, was mit dieser Schrift soll werden!

ELISABETH.

Ich *hab's* gesagt, und quält mich nun nicht weiter.

DAVISON.

Du hättest es gesagt? Du hast mir nichts
Gesagt — O, es gefalle meiner Königinn,
Sich zu erinnern.

ELISABETH stampft auf den Boden.

Unerträglich!

DAVISON.

Habe Nachsicht
Mit mir! Ich kam seit wenig Monden erst
In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige — In schlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachsen;
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Lass dich das Wort nicht reu'n, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

(Er nähert sich in flehender Stellung, sie kehrt ihm den Rücken zu, er steht in Verzweiflung, dann spricht er mit entschlossnem Ton.)

Nimm dies Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, dir in diesem furchtbaren
Geschäft zu dienen.

ELISABETH.

Thut, was Eures Amts ist!

(Sie geht ab.)

ZWOLFTER AUFTRITT.

DAVISON, *gleich darauf* BURLEIGH.

DAVISON.

Sie geht! Sie lässt mich rathlos, zweifelnd stehn
Mit diesem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ich's bewahren? Soll ich's übergeben?

(Zu Burleigh, der hereintritt.)

O gut, gut, dass Ihr kommt, Mylord! Ihr seyd's,
Der mich in dieses Staatsamt eingeführt!
Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig seiner Rechenschaft! Lasst mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf diesen Platz —

BURLEIGH.

Was ist Euch, Sir! Fasst Euch. Wo ist das Urtheil?
Die Königinn liess Euch rufen.

DAVISON.

Sie verliess mich
In heft'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!
Reisst mich aus dieser Höllenangst des Zweifels.
Hier ist das Urtheil — Es ist unterschrieben.

BURLEIGH hastig.

Ist es? O gebt! Gebt her!

DAVISON.

Ich darf nicht.

BURLEIGH.

Was?

DAVISON.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

BURLEIGH.

Nicht deutlich! Sie hat unterschrieben. Gebt!

DAVISON.

Ich soll's vollziehen lassen — soll es *nicht*
Vollziehen lassen — Gott! Weiss ich, was ich soll?

BURLEIGH heftiger dringend.

Gleich, Augenblicks sollt Ihr's vollziehen lassen.
Gebt her! Ihr seyd verloren, wenn Ihr säumt.

DAVISON.

Ich bin verloren, wenn ich's übereile.

BURLEIGH.

Ihr seyd ein Thor, Ihr seyd von Sinnen! Gebt!
(Er entreisst ihm die Schrift, und eilt damit ab.)

DAVISON ihm nacheilend.

Was macht Ihr? Bleibt! Ihr stürzt mich ins Verderben.

FÜNFTER AUFZUG.

Die Scene ist das Zimmer des ersten Aufzugs.

ERSTER AUFTRITT.

HANNA KENNEDY *in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem grossen, aber stillen Schmerz, ist beschäftigt, Pakete und Briefe zu versiegeln. Oft unterbricht sie der Jammer in ihrem Geschäft, und man sieht sie dazwischen still beten.* PAULET *und* DRURY, *gleichfalls in schwarzen Kleidern, treten ein, ihnen folgen viele* BEDIENTE, *welche goldene und silberne Gefässe, Spiegel, Gemälde und andere Kostbarkeiten tragen, und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkästchen nebst einem Papier, und bedeutet ihr durch Zeichen, dass es ein Verzeichniss der gebrachten Dinge enthalte. Beim Anblick dieser Reichthümer erneuert sich der Schmerz der Amme; sie versinkt in ein tiefes Trauern, indem jene sich still wieder entfernen.* MELVIL *tritt ein.*

KENNEDY schreit auf, sobald sie ihn gewahr wird.

Melvil! Ihr seyd es! Euch erblick' ich wieder!

MELVIL.

Ja, treue Kennedy! wir sehn uns wieder!

KENNEDY.

Nach langer, langer, schmerzenvoller Trennung!

MELVIL.

Ein unglückselig schmerzvoll Wiedersehn!

KENNEDY.

O Gott! Ihr kommt —

MELVIL.

Den letzten, ewigen
Abschied von meiner Königinn zu nehmen.

KENNEDY.

Jetzt endlich, jetzt am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es Euch erging,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man Euch von unsrer Seite riss.
Ach, dazu wird wohl einst die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Mussten wir's erleben,
Den Anbruch dieses Tags zu sehn!

MELVIL.

Lasst uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
So lang noch Leben in mir ist; nie soll
Ein Lächeln diese Wangen mir erheitern,
Nie will ich dieses nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich standhaft seyn — Versprecht
Auch Ihr mir, Euren Schmerz zu mässigen —
Und wenn die andern Alle der Verzweiflung
Sich trostlos überlassen, lasset *uns*
Mit männlich edler Fassung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab seyn auf dem Todesweg!

KENNEDY.

Melvil! Ihr seyd im Irrthum, wenn Ihr glaubt,
Die Königinn bedürfe unsers Beistands,
Um standhaft in den Tod zu geh'n! Sie selber ist's,
Die uns das Beispiel edler Fassung gibt.
Seyd ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königinn und Heldinn sterben.

MELVIL.

Nahm sie die Todespost mit Fassung auf?
Man sagt, dass sie nicht vorbereitet war.

KENNEDY.

Das war sie nicht. Ganz andre Schrecken waren's
Die meine Lady ängstigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreier zitterte Maria.
— Freiheit war uns verheissen. Diese Nacht
Versprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwischen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob sie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürstliche Person vertrauen dürfe,
Erwartete die Königinn den Morgen.
— Da wird ein Auflauf in dem Schloss, ein Pochen
Schreckt unser Ohr, und vieler Hämmer Schlag,
Wir glauben, die Befreier zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der süsse Trieb des Lebens
Wacht unwillkürlich, allgewaltig auf —
Da öffnet sich die Thür — Sir Paulet ist's,
Der uns verkündigt — dass — die Zimmerer
Zu unsern Füssen das Gerüst aufschlagen!
(Sie wendet sich ab, von heftigem Schmerz ergriffen.)

MELVIL.

Gerechter Gott! O sagt mir, wie ertrug
Maria diesen fürchterlichen Wechsel?

KENNEDY nach einer Pause, worin sie sich wieder etwas gefasst hat.

Man lös't sich nicht allmählig von dem Leben!
Mit Einem Mal, schnell, augenblicklich muss
Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In diesem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu stossen mit entschlossner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königinn — Dann erst,
Als sie Lord Lesters schändlichen Verrath
Vernahm, das unglückselige Geschick

Des werthen Jünglings, der sich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer sah
Dem seine letzte Hoffnung starb durch sie,
Da flossen ihre Thränen; nicht das eig'ne Schicksal,
Der fremde Jammer presste sie ihr ab.

MELVIL.

Wo ist sie jetzt, könnt Ihr mich zu ihr bringen?

KENNEDY.

Den Rest der Nacht durchwachte sie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden schriftlich Abschied,
Und schrieb ihr Testament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt sie einen Augenblick der Ruh;
Der letzte Schlaf erquickt sie.

MELVIL.

Wer ist bei ihr?

KENNEDY.

Ihr Leibarzt Burgoyn, und ihre Frauen.

ZWEITER AUFTRITT.

MARGARETHA KURL *zu den* VORIGEN.

KENNEDY.

Was bringt Ihr, Mistress? Ist die Lady wach?

KURL, ihre Thränen trocknend.

Schon angekleidet — Sie verlangt nach Euch.

KENNEDY.

Ich komme.

(Zu Melvil, der sie begleiten will.)

Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf Euren Anblick vorbereitet.

(Geht hinein.)

KURL.

Melvil!
Der alte Haushofmeister!

MELVIL.

Ja, der bin ich!

KURL.

O dieses Haus braucht keines Meisters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London. Wisst Ihr mir
Von meinem Manne nichts zu sagen?

MELVIL.

Er wird auf freien Fuss gesetzt, sagt man,
So bald —

KURL.

So bald die Königinn nicht mehr ist!
O der nichtswürdig schändliche Verräther!
Er ist der Mörder dieser theuren Lady;
Sein Zeugniss, sagt man, habe sie verurtheilt.

MELVIL.

So ist's.

KURL.

O seine Seele sey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falsch gezeugt —

MELVIL.

Milady Kurl! Bedenket Eure Reden!

KURL.

Beschwören will ich's vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie stirbt unschuldig —

MELVIL.

O das gebe Gott!

DRITTER AUFTRITT.

BURGOYN *zu den* VORIGEN. *Hernach* HANNA KENNEDY.

BURGOYN erblickt Melvil.

O Melvil!

MELVIL ihn umarmend.

Burgoyn!

BURGOYN zu Margaretha Kurl.

Besorget einen Becher
Mit Wein für unsre Lady! Machet hurtig!

(Kurl geht ab.)

MELVIL.

Wie? Ist der Königinn nicht wohl?

BURGOYN.

Sie fühlt sich stark, sie täuscht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speise glaubt sie zu bedürfen;
Doch ihrer wartet noch ein schwerer Kampf,
Und ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,
Dass Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

MELVIL zur Amme, welche hereintritt.

Will sie mich sehn?

KENNEDY.

Gleich wird sie selbst hier seyn.
— Ihr scheint Euch mit Verwunderung umzusehn,
Und Eure Blicke fragen mich: was soll
Das Prachtgeräth in diesem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten;
Erst mit dem Tode kommt der Ueberfluss zurück.

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. ZWEY ANDERE KAMMERFRAUEN *der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bei Melvils Anblick in laute Thränen aus.*

MELVIL.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiedersehn!
Gertrude! Rosamund!

ZWEITE KAMMERFRAU.

Sie hat uns von sich
Geschickt! Sie will zum Letztenmal allein
Mit Gott sich unterhalten!

(Es kommen noch zwei weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit stummen Geberden ihren Jammer ausdrücken.)

FÜNFTER AUFTRITT.

MARGARETHA KURL *zu den* VORIGEN. *Sie trägt einen goldenen Becher mit Wein, und setzt ihn auf den Tisch, indem sie sich bleich und zitternd an einem Stuhl hält.*

MELVIL.

Was ist Euch, Mistress? Was entsetzt Euch so?

KURL.

O Gott!

BOURGOYN.

Was habt Ihr?

KURL.

Was musst' ich erblicken!

MELVIL.

Kommt zu Euch! Sagt uns, was es ist!

KURL.

Als ich

Mit diesem Becher Wein die grosse Treppe
Herauf stieg, die zur untern Halle führt,
Da that die Thür sich auf — ich sah hinein —
Ich sah — o Gott!

MELVIL.

Was saht Ihr? Fasset Euch!

KURL.

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein gross Gerüst, mit schwarzem Tuch beschlagen,
Erhob sich von dem Boden, mitten drauf
Ein schwarzer Block, ein Kissen, und daneben
Ein blankgeschliffnes Beil — Voll Menschen war
Der Saal, die um das Mordgerüst sich drängten
Und, heisse Blutgier in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.

DIE KAMMERFRAU.

O Gott sey unsrer Lady gnädig!

MELVIL.

Fasst Euch! Sie kommt!

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. MARIA. *Sie ist weiss und festlich gekleidet; am Halse trägt sie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei; ein Rosenkranz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Crucifix in der Hand, und ein Diadem in den Haaren, ihr grosser schwarzer Schleier ist zurück geschlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anwesenden zu beiden Seiten zurück, und drücken den heftigsten Schmerz aus, Melvil ist mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Knie gesunken.*

MARIA, mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreise herumsehend.

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen solltet
Ihr euch mit mir, dass meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, dass meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der stolzen Feindinn
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien grossen Königinn
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend, nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!

(Indem sie einige Schritte weiter vortritt.)

Wie? Melvil hier? — Nicht also, edler Sir!
Steht auf! Ihr seyd zu Eurer Königinn
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, dass mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen ist, dass doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge dasteht in der Todesstunde.
— Sagt, edler Ritter! wie erging es Euch
In diesem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man Euch von meiner Seite riss?
Die Sorg' um Euch hat oft mein Herz bekümmert.

MELVIL.

Mich drückte sonst kein Mangel, als der Schmerz
Um dich, und meine Ohnmacht, dir zu dienen!

MARIA.

Wie steht's um Didier, meinen alten Kämm'rer?
Doch der Getreue schläft wohl lange schon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

MELVIL.

Gott hat ihm diese Gnade nicht erzeigt;
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

MARIA.

Dass mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuern Blutsverwandten zu umfassen!
Doch ich soll sterben unter Fremdlingen,
Nur Eure Thränen soll ich fliessen sehn!
— Melvil, die letzten Wünsche für die Meinen
Leg' ich in Eure treue Brust — Ich segne
Den allerchristlichsten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich segne meinen Oehm, den Kardinal,
Und Heinrich Guise, meinen edlen Vetter.
Ich segne auch den Papst, den heiligen
Statthalter Christi, der mich wieder segnet,
Und den kathol'schen König, der sich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie Alle steh'n in meinem Testament;
Sie werden die Geschenke meiner Liebe,
Wie arm sie sind, darum gering nicht achten.

(Sich zu ihren Dienern wendend.)

Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen; er wird sorgen
Für Euch, ein neues Vaterland Euch geben.
Und ist Euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, dass der Britte nicht
Sein stolzes Herz an Eurem Unglück weide,
Nicht *die* im Staube seh', die *mir* gedient.
Bei diesem Bildniss des Gekreuzigten
Gelobet mir, dies unglücksel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlassen!

MELVIL berührt das Crucifix.

Ich schwöre dir's, im Namen dieser Aller.

MARIA.

Was ich, die Arme, die Beraubte, noch besass,
Worüber mir vergönnt ist frei zu schalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt; man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren.
Auch was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!

(Zu den Fräulein.)

Dir, meine Alix, Gertrud, Rosamund,
Bestimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn Eure Jugend freut sich noch des Putzes.
Du, Margaretha, hast das nächste Recht
An meine Grossmuth, denn ich lasse dich
Zurück als die Unglücklichste von Allen.
Dass ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniss offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht;
Dir ist das höchste Kleinod mein Gedächtniss.
Nimm dieses Tuch! Ich hab's mit eig'ner Hand
Für dich gestickt in meines Kummers Stunden,
Und meine heissen Thränen eingewoben.
Mit diesem Tuch wirst du die Augen mir verbinden,
Wenn es so weit ist — Diesen letzten Dienst
Wünsch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

KENNEDY.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

MARIA.

Kommt Alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebewohl!

(Sie reicht ihre Hände hin; Eins nach dem Andern fällt ihr zu Füssen und küsst die dargebotne Hand unter heftigem Weinen.)

Leb' wohl, *Margaretha* — *Alix*, lebe wohl —

Dank, *Burgoyn*, für Eure treuen Dienste —
Dein Mund brennt heiss, *Gertrude* — Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud!
Denn Liebe fordert dieses glüh'nde Herz —
Bertha! Du hast das bessre Theil erwählt;
Die keusche Braut des Himmels willst du werden!
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich sind die Güter dieser Erden,
Das lern' an deiner Königinn! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

(Sie wendet sich schnell von ihnen; Alle, bis auf Melvil, entfernen sich.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MARIA. MELVIL.

MARIA.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menschen Schuldnerinn
Aus dieser Welt zu scheiden — Eins nur ist's,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, sich frei und freudig zu erheben.

MELVIL.

Entdecke mir's. Erleichtre deine Brust,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

MARIA.

Ich stehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald soll ich treten vor den höchsten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht versöhnt.
Versagt ist mir der Priester meiner Kirche.
Des Sakramentes heil'ge Himmelsspeise
Verschmäh' ich aus den Händen falscher Priester.
Im Glauben meiner Kirche will ich sterben;
Denn der allein ist's, welcher selig macht.

MELVIL.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig.

MARIA.

Ach, Melvil! Nicht allein genug ist sich
Das Herz; ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmlische sich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menschen, und verschloss
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnissvoll in einem sichtbar'n Leib.
— Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die kathol'sche heisst sie,
Denn nur der Glaube Aller stärkt den Glauben,
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.
— Ach die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet versammelt in dem Haus des Herrn!
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Messgewand,
Er fasst den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeschlossen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelssegen.

MELVIL.

Er dringt zu dir! Er ist dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felsen schlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann diesen Kelch, die irdische Erquickung,
Dir schnell in eine himmlische verwandeln.

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht.)

MARIA.

Melvil! Versteh' ich Euch? Ja! Ich versteh' Euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — Doch der Erlöser spricht:
Wo Zwei versammelt sind in meinem *Namen*,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So seyd *Ihr* mir, auch ungeweiht, ein Priester,
Ein Bote Gottes, der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und Euer Mund soll mir das Heil verkünden.

MELVIL.

Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königinn, dass dir zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier sey kein Priester, sagst du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irrest dich. Hier *ist*
Ein Priester, und ein Gott ist hier zugegen.

(Er entblösst bei diesen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hostie in einer goldenen Schale.)

— Ich bin ein Priester, deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die sieben Weih'n auf meinem Haupt empfangen,
Und diese Hostie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er selbst geweihet.

MARIA.

O so muss an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet seyn!
Wie ein Unsterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert,
Er schreitet mächtig durch verschlossne Pforten,
Und im Gefängniss steht er glänzend da.
So überrascht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'sche Retter mich getäuscht!
— Und Ihr, *mein* Diener einst, seyd jetzt der Diener
Des höchsten Gottes, und sein heil'ger Mund!
Wie Eure Kniee sonst vor mir sich beugten,
So lieg' ich jetzt im Staub vor Euch.

(Sie sinkt vor ihm nieder.)

MELVIL, indem er das Zeichen des Kreuzes über sie macht.

Im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!
Maria, Königinn! Hast du dein Herz
Erforschet, schwörst du, und gelobest du
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

MARIA.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

MELVIL.

Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen,
Seitdem du Gott zum Letztenmal versöhnt?

MARIA.

Von neid'schem Hasse war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Busen.
Vergebung hofft' ich Sünderinn von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerinn vergeben.

MELVIL.

Bereuest du die Schuld und ist's dein ernster
Entschluss, versöhnt aus dieser Welt zu scheiden?

MARIA.

So wahr ich hoffe, dass mir Gott vergebe.

MELVIL.

Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

MARIA.

Ach, nicht durch *Hass* allein, durch sünd'ge *Liebe*
Noch mehr hab' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlassen und betrogen!

MELVIL.

Bereuest du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?

MARIA.

Es war der schwerste Kampf, den ich bestand,
Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.

MELVIL.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewissen?

MARIA.

Ach, eine freie Blutschuld, längst gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenschaft,
Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, liess ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Streng büsst' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

MELVIL.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüsst?

MARIA.

Jetzt weisst du Alles, was mein Herz belastet.

MELVIL.

Denk an die Nähe des Allwissenden!
Der Strafen denke, die die heil'ge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod; denn das
Ist wider seinen heil'gen Geist gefrevelt!

MARIA.

So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wissend nichts verschwieg.

MELVIL.

Wie? deinem Gott verhehlst du das Verbrechen,
Um dessentwillen dich die Menschen strafen?
Du sagst mir nichts von deinem blut'gen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod stirbst du für diese That,
Willst du auch noch den ew'gen dafür sterben?

MARIA.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu geh'n;
Noch eh' sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn,
Doch wiederhol' ich's: meine Beichte ist vollendet.

MELVIL.

Erwäg' es wohl. Das Herz ist ein Betrüger.
Du hast vielleicht mit list'gem Doppelsinn
Das Wort vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der *Wille* das Verbrechen theilte.
Doch wisse, keine Gaukelkunst berückt
Das Flammenauge, das ins Innre blickt!

MARIA.

Ich habe alle Fürsten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befrei'n;
Doch nie hab' ich durch Vorsatz oder That
Das Leben meiner Feindinn angetastet!

MELVIL.

So hätten deine Schreiber falsch gezeugt?

MARIA.

Wie ich gesagt, so ist's. Was Jene zeugten,
Das richte Gott!

MELVIL.

So steigst du, überzeugt
Von deiner Unschuld, auf das Blutgerüste?

MARIA.

Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüssen.

MELVIL macht den Segen über sie.

So gehe hin, und sterbend büsse sie!
Sink' ein ergeb'nes Opfer am Altare;
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach,
Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, so geschehe dir!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tische steht, consekrirt ihn mit stillem Gebet, dann reicht er ihr denselben. Sie zögert, ihn anzunehmen, und weis't ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es ist für dich vergossen!
Nimm hin! Der Papst erzeigt dir diese Gunst!
Im Tode noch sollst du das höchste Recht
Der Könige, das priesterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch.)

Und wie du jetzt dich in dem ird'schen Leid
Geheimnissvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,
Wo keine Schuld mehr seyn wird und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er setzt den Kelch nieder. Auf ein Geräusch, das gehört wird, bedeckt er sich das Haupt, und geht an die Thür; Maria bleibt in stiller Andacht auf den Knien liegend.)

MELVIL zurückkommend.

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu besteh'n.
Fühlst du dich stark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Hasses zu besiegen!

MARIA.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Hass
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

MELVIL.

Nun so bereite dich, die Lords von Lester
Und Burleigh zu empfangen. Sie sind da.

ACHTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. BURLEIGH. LEICESTER *und* PAULET. *Leicester bleibt ganz in der Entfernung stehen, ohne die Augen aufzuschlagen. Burleigh, der seine Fassung beobachtet, tritt zwischen ihn und die Königinn.*

BURLEIGH.

Ich komme, Lady Stuart, Eure letzten
Befehle zu empfangen.

MARIA.

Dank, Mylord!

BURLEIGH.

Es ist der Wille meiner Königinn,
Dass Euch nichts Billiges verweigert werde.

MARIA.

Mein Testament nennt meine letzten Wünsche.
Ich hab's in Ritter Paulets Hand gelegt,
Und bitte, dass es treu vollzogen werde.

PAULET.

Verlasst Euch drauf.

MARIA.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlassen oder Frankreich,
Wohin sie selber wünschen und begehren.

BURLEIGH.

Es sey, wie Ihr es wünscht.

MARIA.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen soll,
So dulde man, dass dieser treue Diener,
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! Es war immer dort!

BURLEIGH.

Es soll geschehn.
Habt Ihr noch sonst —

MARIA.

Der Königinn von England
Bringt meinen schwesterlichen Gruss — Sagt ihr
Dass ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von gestern
Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte sie,
Und schenk' ihr eine glückliche Regierung!

BURLEIGH.

Sprecht! Habt Ihr noch nicht bessern Rath erwählt?
Verschmäht Ihr noch den Beistand des Dechanten?

MARIA.

Ich bin mit meinem Gott versöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' Euch schuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze Euch geraubt — O lasst
Mich hoffen, dass Ihr meiner nicht mit Hass
Gedenket —

PAULET *gibt ihr die Hand.*

Gott sey mit Euch! Gehet hin im Frieden!

NEUNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. HANNA KENNEDY *und* DIE ANDEREN FRAUEN *der Königinn dringen herein mit Zeichen des Entsetzens; ihnen folgt der* SHERIF, *einen weissen Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offen bleibende Thür* GEWAFFNETE MÄNNER.

MARIA.

Was ist dir, Hanna? — Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Sherif, uns zum Tod zu führen.
Es muss geschieden seyn! Lebt wohl! Lebt wohl!
(Ihre Frauen hängen sich an sie mit heftigem Schmerz; zu Melvil.)
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Sollt mich auf diesem letzten Gang begleiten.
Mylord, versagt mir diese Wohlthat nicht!

BURLEIGH.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

MARIA.

Wie?
Die kleine Bitte könntet Ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geschlecht! Wer soll
Den letzten Dienst mir leisten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schwester seyn,
Dass mein Geschlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

BURLEIGH.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüstes
Mit Euch besteigen — Ihr Geschrei und Jammern —

MARIA.

Sie soll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefasste Seele meiner Hanna!
Seyd gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerinn und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit sanfter Hand zum Tod.

PAULET *zu Burleigh.*

Lasst es gescheh'n!

BURLEIGH.

Es sey.

MARIA.

Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieser Welt —
(Sie nimmt das Crucifix und küsst es.)
Mein Heiland! Mein Erlöser!
Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen.
(Sie wendet sich zu gehen, in diesem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leicester, der bei ihrem Aufbruch unwillkürlich aufgefahren, und nach ihr hingesehen — Bei diesem Anblick zittert Maria, die Knie versagen ihr, sie ist im Begriff hinzusinken; da ergreift sie Graf Leicester, und empfängt sie in seinen Armen. Sie sieht ihn eine Zeitlang ernst und schweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich spricht sie)
Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr verspracht
Mir Euern *Arm*, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und Ihr leihet mir ihn jetzt!
(Er steht wie vernichtet. Sie fährt mit sanfter Stimme fort.)
Ja, Lester, und nicht blos
Die Freiheit wollt' ich Eurer Hand verdanken.
Ihr solltet mir die Freiheit *theuer* machen;
An Eurer Hand, beglückt durch Eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreu'n.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden, und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingesteh'n —
Lebt wohl, und wenn Ihr könnt, so lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen;
Ein zärtlich liebend Herz habt Ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füssen der Elisabeth!
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!
(Sie geht ab, der Sherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite. Burleigh und Paulet folgen, die Uebrigen sehen ihr jammernd nach, bis sie verschwunden ist; dann entfernen sie sich durch zwei andere Thüren.)

ZEHNTER AUFTRITT.

LEICESTER *allein zurückbleibend.*

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich?
Thut sich kein Schlund auf, das elendeste
Der Wesen zu verschlingen? Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!
— Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,
Und *mir* bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo ist mein Vorsatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu ersticken?
Ihr fallend Haupt zu seh'n mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erstorb'ne Scham?
Muss sie im Tod mit Liebesbanden mich umstricken?
— Verworfner, dir steht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibisch hinzuschmelzen.
Der Liebe Glück liegt nicht auf *deiner* Bahn,
Mit einem eh'rnen Harnisch angethan
Sey deine Brust! Die Stirne sey ein Felsen!

Willst du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
Dreist musst du sie behaupten und vollführen!
Verstumme, Mitleid! Augen, werdet Stein!
Ich seh' sie fallen, ich will Zeuge seyn.

(Er geht mit entschlossenem Schritt der Thür zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges stehen.)

Umsonst! Umsonst! Mich fasst der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
Kann sie nicht sterben sehen — Horch! Was war das?
Sie sind schon unten — Unter meinen Füssen
Bereitet sich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andere Thür entfliehen, findet sie aber verschlossen, und fährt zurück.)

Wie? Fesselt mich ein Gott an diesen Boden?
Muss ich anhören, was mir anzuschauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet sie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet sie —
Mit fester Stimme — Es wird still — Ganz still!
Nur schluchzen hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet auf's Kissen — legt das Haupt —

(Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen, und eine Weile inne gehalten, sieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zusammenfahren, und ohnmächtig niedersinken; zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Getöse von Stimmen, welches lange forthallt.)

EILFTER AUFTRITT.

(Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.)

ELISABETH *tritt aus einer Seitenthür, ihr Gang und ihre Geberden drücken die heftigste Unruhe aus.*

Noch Niemand hier — Noch keine Botschaft — Will es
Nicht Abend werden! Steht die Sonne fest
In ihrem himmlischen Lauf? Ich soll noch länger
Auf dieser Folter der Erwartung liegen.
— Ist es geschehen? Ist es *nicht?* — Mir graut
Vor Beidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Lester zeigt sich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollstrecken.
Sind sie von London abgereist — dann ist's
Gescheh'n, der Pfeil ist abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen: gält's mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer ist da?

ZWÖLFTER AUFTRITT.

ELISABETH. EIN PAGE.

ELISABETH.

Du kommst allein zurück. — Wo sind die Lords?

PAGE.

Mylord von Lester und der Grossschatzmeister —

ELISABETH in der höchsten Spannung.

— Wo sind sie?

PAGE.

Sie sind *nicht* in London.

ELISABETH.

Nicht?
— Wo sind sie denn?

PAGE.

Das wusste Niemand mir zu sagen.
Vor Tages Anbruch hätten beide Lords
Eilfertig und geheimnissvoll die Stadt
Verlassen.

ELISABETH lebhaft ausbrechend.

Ich bin Königinn von England!

(Auf und niedergehend in der höchsten Bewegung.)

Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie ist todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich diese Angst?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf sagen:
Ich hab's gethan! Es soll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefall'ne zu beweinen!

(Zum Pagen.)

Stehst du noch hier? — Mein Schreiber Davison
Soll augenblicklich sich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Shrewsbury — Da ist
Er selbst!

(Page geht ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

ELISABETH. GRAF SHREWSBURY.

ELISABETH.

Willkommen, edler Lord! Was bringt Ihr?
Nichts Kleines kann es seyn, was Euren Schritt
So spät hierher führt.

SHREWSBURY.

Grosse Königinn,
Mein sorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo *Kurl* und *Nau,* die Schreiber der Maria,
Gefangen sitzen; denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugnisses erproben.
Bestürzt, verlegen weigert sich der Leutnant
Des Thurms, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur verschafft' ich mir den Eintritt.
— Gott! Welcher Anblick zeigte mir sich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnsinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf seinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, so stürzt er
Zu meinen Füssen — schreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beschwört mich,
Ihm seiner Königinn Schicksal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, dass sie zum Tod verurtheilt sey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzu gefügt, dass es *sein* Zeugniss sey,
Wodurch sie sterbe, sprang er wüthend auf,
Fiel seinen Mitgefangnen an, riss ihn
Zu Boden, mit des Wahnsinns Riesenkraft,
Ihn zu erwürgen strebend. Kaum entrissen wir
Den Unglücksel'gen seines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen sich die Wuth, zerschlug
Mit grimm'gen Fäusten *sich* die Brust, verfluchte sich
Und den Gefährten allen Höllengeistern:
Er habe falsch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als ächt beschworen,
Sie seyen falsch, er habe andre Worte
Geschrieben, als die Königinn diktirt,
Der Böswicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenster, riss es auf
Mit wüthender Gewalt, schrie in die Gassen
Hinab, dass alles Volk zusammen lief:
Er sey der Schreiber der Maria, sey
Der Böswicht, der sie fälschlich angeklagt;
Er sey verflucht, er sey ein falscher Zeuge!

ELISABETH.

Ihr sagtet selbst, dass er von Sinnen war.
Die Worte eines Rasenden, Verrückten,

Beweisen nichts.

SHREWSBURY.

Doch dieser Wahnsinn selbst
Beweiset desto mehr! O Königinn!
Lass dich beschwören, übereile nichts,
Befiehl, dass man von Neuem untersuche.

ELISABETH.

Ich will es thun — weil Ihr es wünschet, Graf,
Nicht weil ich glauben kann, dass meine Peers
In dieser Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Untersuchung — Gut, dass es noch Zeit ist!
An unsrer königlichen Ehre soll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

DAVISON *zu den* VORIGEN.

ELISABETH.

Das Urtheil, Sir, das ich in Eure Hand
Gelegt — Wo ist's?

DAVISON im höchsten Erstaunen.

Das Urtheil?

ELISABETH.

Das ich gestern
Euch in Verwahrung gab —

DAVISON.

Mir in Verwahrung!

ELISABETH.

Das Volk bestürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich musst' ihm seinen Willen thun, ich that's,
Gezwungen that ich's, und in Eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen;
Ihr wisst, was ich Euch sagte — Nun!. Gebt her!

SHREWSBURY.

Gebt, werther Sir, die Sachen liegen anders,
Die Untersuchung muss erneuert werden.

ELISABETH.

Bedenkt Euch nicht so lang. Wo ist die Schrift?

DAVISON in Verzweiflung.

Ich bin gestürzt, ich bin ein Mann des Todes!

ELISABETH hastig einfallend.

Ich will nicht hoffen, Sir —

DAVISON.

Ich bin verloren!
Ich hab' sie nicht mehr.

ELISABETH.

Wie? Was?

SHREWSBURY.

Gott im Himmel!

DAVISON.

Sie ist in Burleighs Händen — schon seit gestern.

ELISABETH.

Unglücklicher! So habt Ihr mir gehorcht?
Befahl ich Euch nicht streng, sie zu verwahren?

DAVISON.

Das hast du nicht befohlen, Königinn.

ELISABETH.

Willst du mich Lügen strafen, Elender?
Wann hiess ich dir die Schrift an Burleigh geben?

DAVISON.

Nicht im bestimmten, klaren Worten — aber —

ELISABETH.

Nichtswürdiger! Du wagst es, meine Worte
Zu *deuten?* Deinen eig'nen blut'gen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieser eigenmächt'gen That erfolgt!
Mit deinem Leben sollst du mir's bezahlen
— Graf Shrewsbury, ihr sehet, wie mein Name
Gemissbraucht wird.

SHREWSBURY.

Ich sehe — O mein Gott!

ELISABETH.

Was sagt Ihr?

SHREWSBURY.

Wenn der Squire sich dieser That
Vermessen hat auf eigene Gefahr,
Und ohne deine Wissenschaft gehandelt,
So muss er vor den Richterstuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben.

LETZTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. BURLEIGH, *zuletzt* KENT.

BURLEIGH beugt ein Knie vor der Königinn.

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!

(Shrewsbury verhüllt sein Gesicht, Davison ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

ELISABETH.

Redet, Lord!
Habt Ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

BURLEIGH.

Nein, Gebieterinn! Ich empfing ihn
Von Davison.

ELISABETH.

Hat Davison ihn Euch
In meinem Namen übergeben?

BURLEIGH.

Nein!
Das hat er nicht —

ELISABETH.

Und Ihr vollstrecktet ihn,
Rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber Euch gebührte nicht,
Der Milde unsers Herzens vorzugreifen —
Drum seyd verbannt von unserm Angesicht!

(Zu Davison.)

Ein strengeres Gericht erwartet Euch,
Der seine Vollmacht frevelnd überschritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es ist mein Wille,
Dass man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen.
Ihr sollt fortan mein Führer seyn, mein Freund —

SHREWSBURY.

Verbanne deine treusten Freunde nicht,
Wirf sie *nicht* in's Gefängniss, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich schweigen!
— Mir aber, grosse Königinn, erlaube,
Dass ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

ELISABETH betroffen.

Nein, Shrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlassen, jetzt —

SHREWSBURY.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu versiegeln.

ELISABETH.

Verlassen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

SHREWSBURY.

Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich!
Die Gegnerinn ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten!
(Geht ab.)

ELISABETH zum Grafen Kent, der hereintritt.)

Graf Lester komme her!

KENT.

Der Lord lässt sich
Entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt sich und steht mit ruhiger Fassung da. Der Vorhang fällt.)

DIE

JUNGFRAU VON ORLEANS.

EINE ROMANTISCHE TRAGÖDIE.

PERSONEN.

KARL der Siebente, König von Frankreich.
KÖNIGINN ISABEAU, seine Mutter.
AGNES SOREL, seine Geliebte.
PHILIPP der Gute, Herzog von Burgund.
GRAF DUNOIS, Bastard von Orleans.
LA HIRE, DU CHATEL } Königliche Offiziere.
ERZBISCHOF von Rheims.
CHATILLON, ein burgundischer Ritter.
RAOUL, ein lothringischer Ritter.
TALBOT, Feldherr der Engelländer.
LIONEL, FASTOLF } englische Anführer.
MONTGOMERY, ein Walliser.
RATHSHERREN von Orleans.
Ein englischer HEROLD.
THIBAUT d'ARC, ein reicher Landmann.
MARGOT, LOUISON, JOHANNA } seine Töchter.
ETIENNE, CLAUDE MARIE, RAIMOND } ihre Freier.
BERTRAND, ein anderer Landmann.
DIE ERSCHEINUNG EINES SCHWARZEN RITTERS.
KÖHLER und KÖHLERWEIB.
Soldaten und Volk. Königliche Kronbediente. Bischöfe, Mönche, Marschälle, Magistratspersonen, Hofleute und andere stumme Personen im Gefolge des Krönungszuges.

PROLOG.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

ERSTER AUFTRITT.

THIBAUT D'ARC. SEINE DREI TÖCHTER. DREI JUNGE SCHÄFER, *ihre Freier.*

THIBAUT.

Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiss, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten lässt der Engelländer
Sein sieghaft Banner fliegen; seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprössling eines fremden Stammes.
Der Enkel unsrer Könige muss irren
Enterbt und flüchtig durch sein eig'nes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja, seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Thäler, die noch friedlich ruh'n.
— Drum, liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ich's heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.

(Zu dem ersten Schäfer.)

— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — Das stiftet
Ein gutes Ehband!

(Zu dem zweiten.)

Claude Marie! Ihr schweigt,
Und meine Louison schlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die sich fanden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer *hat* jetzt Schätze? Haus und Scheune sind
Des nächsten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

LOUISON.

Mein Vater!

CLAUDE MARIE.

Meine Louison!

LOUISON *Johanna umarmend.*

Liebe Schwester!

THIBAUT.

Ich gebe jeder dreissig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich gesegnet und so segn' er euch!

MARGOT *Johanna umarmend.*

Erfreue unsern Vater! Nimm ein Beispiel!

Lass diesen Tag drei frohe Bande schliessen!

THIBAUT.

Geht! Machet Anstalt! Morgen ist die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern.

(Die zwei Paare gehen Arm in Arm geschlungen ab.

ZWEITER AUFTRITT.

THIBAUT. RAIMOND. JOHANNA.

THIBAUT.

Jeannette, deine Schwestern machen Hochzeit,
Ich seh' sie glücklich, sie erfreu'n mein Alter,
Du, meine jüngste, machst mir Gram und Schmerz.

RAIMOND.

Was fällt Euch ein! Was scheltet Ihr die Tochter?

THIBAUT.

Hier dieser wackre Jüngling, dem sich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir seine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, schon ist's der dritte Herbst,
Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühn;
Du stössest ihn verschlossen, kalt, zurück,
Noch sonst ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes,
Doch stets vergebens harr' ich, dass die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschliesst in den Jahren des Gefühls.

RAIMOND.

Lasst's gut seyn, Vater Arc! Lasst sie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und still allmählig reift das Köstliche!
Jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den ergen,
Und von der freien Heide fürchtet sie
Herabzusteigen in das niedre Dach
Der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft seh' ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend steht,
Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.

THIBAUT.

Das ist es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft;
Die öden Berge sucht sie auf, verlässet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensstunde, wo der Mensch
Sich gern vertraulich an den Menschen schliesst,
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
Heraus in's graulich düstre Geisterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweisprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt sie immer *diesen* Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Dort unter dem Druidenbaume sitzen,
Den alle glücklichen Geschöpfe flieh'n.
Denn nicht geheur ist's hier, ein böses Wesen
Hat seinen Wohnsitz unter diesem Baum
Schon seit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aeltesten im Dorf erzählen sich
Von diesem Baume schauerhafte Mähren,
Seltsamer Stimmen wundersamen Klang
Vernimmt man oft aus seinen düstern Zweigen.
Ich selbst, als mich in später Dämm'rung einst
Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
Hab' ein gespenstisch Weib hier sitzen seh'n.
Das streckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbass und Gott befahl ich meine Seele.

RAIMOND auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend.

Des Gnadenbildes segenreiche Nähe,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt Eure Tochter her.

THIBAUT.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.
Zu dreien Malen hab' ich sie gesehn
Zu Rheims auf unsrer Könige Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drei weisse Lilien entsprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,
Der König selber, neigten sich vor ihr.
Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich stellt mir dieser Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wundergaben sie gesegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieses Thals,
So nährt sie sünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeist den Menschen fasst.

RAIMOND.

Wer hegt bescheid'nern tugendlichern Sinn,
Als Eure fromme Tochter? Ist sie's nicht,
Die ihren ältern Schwestern freudig dient?
Sie ist die hochbegabteste von allen,
Doch seht Ihr sie wie eine nied're Magd
Die schwersten Pflichten still gehorsam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen Euch die Heerden und die Saaten;
Um Alles, was sie schafft, ergiesset sich
Ein unbegreiflich überschwänglich Glück.

THIBAUT.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei diesem Segen!
—Nichts mehr davon. Ich schweige. Ich will schweigen:
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun, als warnen, für sie beten!
Doch warnen muss ich — Fliehe diesen Baum!
Bleib' nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und schreibe keine Zeichen in den Sand! —
Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leise hörend stürmen sie herauf.
Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.

DRITTER AUFTRITT.

BERTRAND *tritt auf, einen Helm in der Hand.*
THIBAUT. RAIMOND. JOHANNA.

RAIMOND.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

BERTRAND.

Ihr staunt mich an, Ihr seyd
Verwundert ob des seltsamen Geräthes
In meiner Hand.

THIBAUT.

Das sind wir. Saget an.
Wie kamt Ihr zu dem Helm, was bringt Ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna, welche in beiden vorigen Scenen still und ohne Antheil auf der Seite gestanden, wird aufmerksam und tritt näher.)

BERTRAND.

Kaum weiss ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs:
Ein grosses Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durch's Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, fasst mich ins Auge scharf,
Und spricht: Gesell, Ihr suchet einen Helm,
Ich weiss, Ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes steht er Euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, sagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber liess nicht ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach für's Haupt
Ist jetzo mehr werth als ein steinern Haus.
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, dass er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell,
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

JOHANNA rasch und begierig darnach greifend.

Gebt mir den Helm!

BERTRAND.

Was frommt Euch dies Geräthe?
Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

JOHANNA entreisst ihm den Helm.

Mein ist der Helm und mir gehört er zu.

THIBAUT.

Was fällt dem Mädchen ein?

RAIMOND.

Lasst ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck,
Denn ihre Brust verschliesst ein männlich Herz.
Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüstete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen schon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

THIBAUT zu Bertrand.

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück ist gescheh'n?
Was brachten jene Flüchtigen?

BERTRAND.

Gott helfe
Dem König und erbarme sich des Landes!
Geschlagen sind wir in zwei grossen Schlachten;
Mitten in Frankreich steht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er seine ganze Macht zusammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

THIBAUT.

Gott schütze den König!

BERTRAND.

Unermessliches
Geschütz ist aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunter fällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel,
So goss sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren dumpf erbraust das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die *Lütticher, Luxemburger,*
Die *Hennegauer*, die vom Lande *Namur*,
Und die das glückliche *Brabant* bewohnen.
Die üpp'gen *Genter*, die in Sammt und Seide
Stolzieren, die von *Seeland*, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres-Wasser heben,
Die Heerdemelkenden *Holländer*, die
Von *Utrecht*, ja vom äussersten *Westfriesland*,
Die nach dem Eispol schau'n — Sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

THIBAUT.

O des unselig jammervollen Zwists,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

BERTRAND.

Auch sie, die alte Königinn, sieht man,
Die stolze Isabeau, die Baierfürstinn,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den sie in ihrem Mutterschoss getragen!

THIBAUT.

Fluch treffe sie! Und möge Gott sie einst,
Wie jene stolze Jesabel, verderben!

BERTRAND.

Der fürchterliche *Sal'sbury*, der Mauern-
Zertrümmerer, führt die Belag'rung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und *Talbot*, der mit mörderischem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muthe haben sie geschworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben späht
Graf Sal'sbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt die schnellen Wandrer auf den Gassen.
Viel tausend Kugeln schon von Centners Last
Sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen

Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt sein erhab'nes Haupt.
Auch Pulvergänge haben sie gegraben
Und über einem Höllenreiche steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Dass es mit Donners Krachen sich entzünde.

(Johanna horcht mit gespannter Aufmerksamkeit und setzt sich den Helm auf.)

THIBAUT.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr,
Der heldenmüth'ge Bastard, dass der Feind
So allgewaltig reissend vorwärts drang?
Wo ist der König selbst, und sieht er müssig
Des Reiches Noth und seiner Städte Fall?

BERTRAND.

Zu *Chinon* hält der König seinen Hof;
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herab gesandt,
Hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen.
Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot.
Wie sich die Schafe bang zusammen drängen,
Wenn sich des Wolfes Heulen hören lässt,
So sucht der Franke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine schwache Mannschaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit sechzehn Fahnen.

JOHANNA schnell.

Wie heisst der Ritter?

BERTRAND.

Baudricour. Doch schwerlich
Möcht' er des Feindes Kundschaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren seinen Fersen folgt.

JOHANNA.

Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn Ihr's wisset.

BERTRAND.

Er steht kaum eine Tagereise weit
Von Vaucouleurs.

THIBAUT zu Johanna.

Was kümmert's dich! Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

BERTRAND.

Weil nun der Feind so mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben sie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beschluss
Gefasst, sich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsstamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.

JOHANNA in Begeisterung.

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern!
Sein Mass ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und seines Stolzes Saaten niedermäh'n;
Herab vom Himmel reisst sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh' der Rocken
Gelb wird, eh' sich die Mondesscheibe füllt,
Wird kein engländisch Ross mehr aus den Wellen
Der prächtigströmenden Loire trinken.

BERTRAND.

Ach! Es geschehen keine Wunder mehr!

JOHANNA.

Es geschehn noch Wunder — Eine weisse Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreissen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hunderthändigen,
Und diesen Sal'sbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr seyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!

THIBAUT.

Was für ein Geist ergreift die Dirn'?

RAIMOND.

Es ist
Der Helm, der sie so kriegerisch beseelt.
Seht Eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen!

JOHANNA.

Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks?
— Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht;
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig;
Von hier aus ward Jerusalem erobert.

BERTRAND erstaunt.

Hört ihre Rede! Woher schöpfte sie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

JOHANNA.

Wir sollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde.
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Grösste,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der vom Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte,
Und scherzet mit dem Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von Aussen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruh'n, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater seyn zu seinen Söhnen?

THIBAUT.

Gott schütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wissen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Ross
Zu tummeln. — Lasst uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes,
Und unser *Herr* ist, wer die heil'ge Oelung
Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Grossen,

Der Erde Fürsten um die Erde losen;
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder!
(Alle ausser der Jungfrau gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

JOHANNA *allein.*

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch lass ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seyd jetzt eine hirtenlose Schaar,
Denn eine andre Heerde muss ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederliess,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben *Isai's,*
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
« Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen. »

« In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren,
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären. »

« Denn wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen,
Und wie die rasche Schnitterinn die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrein und deinen König krönen! »

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheissen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von *ihm,*
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reissen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.
(Sie geht ab.)

ERSTER AUFZUG.

Hoflager König Karls zu Chinon.

ERSTER AUFTRITT.

DUNOIS *und* DU CHATEL.

DUNOIS.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich sage
Mich los von diesem König, der unrühmlich
Sich selbst verlässt. Mir blutet in der Brust
Das tapfre Herz und glüh'nde Thränen möcht' ich [weinen,
Dass Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die rost'gen Schlüssel überliefern,
Indess wir hier in thatenloser Ruh
Die köstlich edle Rettungszeit verschwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet
An seines Heeres Spitze schon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelspielern
Und Troubadours, spitzfind'ge Räthsel lösend
Und der Sorel galante Feste gebend,
Als waltete im Reich der tiefste Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anseh'n. — Ich verlass' ihn auch,
Und übergeb' ihn seinem bösen Schicksal.

DU CHATEL.

Da kommt der König!

ZWEITER AUFTRITT.

KÖNIG KARL *zu den* VORIGEN.

KARL.

Der Konnetable schickt sein Schwert zurück,
Und sagt den Dienst mir auf. — In Gottes Namen!
So sind wir eines mürr'schen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meistern wollte.

DUNOIS.

Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

KARL.

Das sagst du nur aus Lust des Widerspruchs;
So lang er da war, warst du nie sein Freund.

DUNOIS.

Er war ein stolz verdriesslich schwerer Narr,
Und wusste nie zu enden — diesmal aber
Weiss er's. Er weiss zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen ist.

KARL.

Du bist in deiner angenehmen Laune;
Ich will dich nicht drinn stören. — Du Chatel!
Es sind Gesandte da vom alten König
René *, belobte Meister im Gesang,

* Anmerkung in der ersten Ausgabe. René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hause Anjou; sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tode Anspruch auf dieses Reich, scheiterte aber in der Unternehmung. Er suchte die alte provençalische Poesie, und die *Cour d'amour* wieder herzustellen, und setzte einen *Prince d'amour* ein, als höchsten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demselben romantischen Geist machte er sich mit seiner Gemahlinn zum Schäfer.

Und weit berühmt. — Man muss sie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.

(Zum Bastard.)

Worüber lachst du?

DUNOIS.

Dass du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttelst.

DU CHATEL.

Sire! Es ist
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

KARL.

So schaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

DU CHATEL.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verschont, so lang' noch Rath und Hülfe war.
Doch endlich löst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du hast nichts mehr zu schenken, ach! du hast
Nicht mehr, wovon du morgen könntest leben!
Die hohe Fluth des Reichthums ist zerflossen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt;
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiss
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürstlich, zu erhalten.

KARL.

Verpfände meine königlichen Zölle
Und lass dir Geld darleihn von den Lombarden.

DU CHATEL.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.

DUNOIS.

Und unterdess geht Pfand und Land verloren.

KARL.

Uns bleiben noch viel reiche schöne Länder.

DUNOIS.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen ist, magst du
Mit deinem König René Schafe hüten.

KARL.

Stets übst du deinen Witz an diesem König,
Doch ist es dieser länderlose Fürst,
Der eben heut mich königlich beschenkte.

DUNOIS.

Nur nicht mit seiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die ist feil,
Hab' ich gehört, seitdem er Schafe weidet.

KARL.

Das ist ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Fest,
Das er sich selbst und seinem Herzen gibt,
Sich eine schuldlos reine Welt zu gründen
In dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit.
Doch was er Grosses, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter grosse Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte sassen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie sie noch in alten Liedern leben.
So will er sie, wie eine Himmelstadt
In goldnen Wolken, auf die Erde setzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter sollen wallen,
Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren soll,
Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe.

DUNOIS.

Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen,
Dass ich der Liebe Herrschaft sollte schmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich;
Doch auch kein feindlich Schloss war ihm zu fest.
Willst du der Liebe Fürst dich würdig nennen,
So sey der Tapfern Tapferster! — Wie *ich*
Aus jenen alten Büchern mir gelesen,
War Liebe stets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer sassen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier ist
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und hast du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angestammte Krone kühn erobert,
Dann ist es Zeit und steht dir fürstlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

KARL zu einem Edelknecht, der hereintritt.

Was gibt's?

EDELKNECHT.

Rathsherrn von Orleans fleh'n um Gehör.

KARL.

Führ' sie herein!

(Edelknecht geht ab.)

Sie werden Hülfe fordern;
Was kann ich thun, der selber hülflos ist!

DRITTER AUFTRITT.

DREI RATHSHERREN *zu den* VORIGEN.

KARL.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?
Fährt sie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

RATHSHERR.

Ach Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äussern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblösst sind von Vertheidigern die Mauern,
Denn rastlos fechtend fällt die Mannschaft aus,
Doch wen'ge seh'n die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drinn befiehlt, in dieser höchsten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld
Erschien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.

(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

KARL.

Die Frist ist kurz.

RATHSHERR.

Und jetzo sind wir hier

Mit Feinds Geleit, dass wir dein fürstlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu senden binnen dieser Frist,
Sonst übergibt er sie am zwölften Tage.

DUNOIS.

Saintrailles konnte seine Stimme geben
Zu solchem schimpflichen Vertrag!

RATHSHERR.

Nein, Herr!
So lang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede seyn von Fried' und Uebergabe.

DUNOIS.

So ist er todt!

RATHSHERR.

An unsern Mauern sank
Der edle Held für seines Königs Sache.

KARL.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

(Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Bastard, welcher betroffen auffährt.)

DUNOIS.

Auch das noch!

KARL.

Nun! Was gibt's?

DUNOIS.

Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn,
Wenn sie nicht heut den Rückstand noch erhalten.

KARL.

Du Chatel!

DU CHATEL zuckt die Achseln.

Sire! ich weiss nicht Rath.

KARL.

Versprich,
Verpfände, was du hast, mein halbes Reich —

DU CHATEL.

Hilft nichts! Sie sind zu oft vertröstet worden!

KARL.

Es sind die besten Truppen meines Heers!
Sie sollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlassen!

RATHSHERR mit einem Fussfall.

O König! hilf uns! *Unsrer* Noth gedenke!

KARL verzweiflungsvoll.

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reisst mich in Stücken, reisst das Herz mir aus,
Und münzet es statt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

(Er sieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

VIERTER AUFTRITT.

AGNES SOREL *ein Kästchen in der Hand. Zu den* VORIGEN.

KARL.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommst, mich der Verzweiflung zu entreissen!
Ich habe dich, ich flieh' an deine Brust,
Nichts ist verloren, denn du bist noch mein.

SOREL.

Mein theurer König!

(Mit ängstlich fragendem Blick umher schauend.)

Dunois! Ist's wahr?
Du Chatel?

DU CHATEL.

Leider!

SOREL.

Ist die Noth so gross?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

DU CHATEL.

Ja, leider ist es so!

SOREL ihm das Kästchen aufdringend.

Hier, hier ist Gold,
Hier sind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlösser — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht Alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren!

(Treibt ihn fort.)

KARL.

Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich Euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Besitze? — Sie ist edel, wie ich selbst,
Geboren; selbst das königliche Blut
Der Valois ist nicht reiner; zieren würde sie
Den ersten Thron der Welt—doch sie verschmäht ihn,
Nur meine Liebe will sie seyn und heissen.
Erlaubte sie mir jemals ein Geschenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder seltne Frucht! Von mir
Nimmt sie kein Opfer an, und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Besitz
Grossmüthig an mein untersinkend Glück.

DUNOIS.

Ja, sie ist eine Rasende, wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus,
Und schöpft ins lecke Fass der Danaiden.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst
Wird sie mit dir verderben —

SOREL.

Glaub' ihm nicht!
Er hat sein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt, dass ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht Alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Lass uns allen überfluss'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Lass mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen, Alles was du hast,
Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegerische Ross lass uns besteigen,
Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König,
Dem Aermsten gleich, ausdauern und entbehren!

KARL lächelnd.

Ja, nun erfüllt sich mir ein altes Wort
Der Weissagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'schen Geiste sprach.
Ein Weib, verhiess die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern sucht' ich sie im Feindeslager auf;
Das Herz der Mutter hofft' ich zu versöhnen;
Hier steht die Heldinn, die nach Rheims mich führt;
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen!

SOREL.

Du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

KARL.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir ist sich're Kunde zugekommen,
Dass zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht Alles mehr
So steht wie sonst — Drum hab' ich den La Hire
Mit Botschaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu' zurückzuführen. —
Mit jeder Stunde wart' ich seiner Ankunft.

DU CHATEL am Fenster.

Der Ritter sprengt so eben in den Hof.

KARL.

Willkommner Bote! Nun so werden wir
Bald wissen, ob wir weichen oder siegen.

FÜNFTER AUFTRITT.

LA HIRE *zu den* VORIGEN.

KARL geht ihm entgegen.

La Hire! Bringst du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

LA HIRE.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

KARL.

Der stolze Herzog lässt sich nicht versöhnen?
O sprich! Wie nahm er meine Botschaft auf?

LA HIRE.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Dass ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder seines Vaters nennt.

KARL.

Und, weigern wir uns dieser Schmachbedingung?

LA HIRE.

Dann sey der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

KARL.

Hast du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo sein Vater fiel?

LA HIRE.

Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach:
Du wolltest deiner Hoheit dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er schon besitze.
Doch wenn dich so nach Kämpfen lüstete,
So würdest du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens sey zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

KARL.

Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

LA HIRE.

Sie ist verstummt vor der Parteien Wuth.
Ein Schluss des Parlaments erklärt dich
Des Throns verlustig, dich und dein Geschlecht.

DUNOIS.

Ha, frecher Stolz des Herrgeword'nen Bürgers!

KARL.

Hast du bei meiner Mutter nichts versucht?

LA HIRE.

Bei deiner Mutter!

KARL.

Ja! Wie liess sie sich vernehmen?

LA HIRE nachdem er einige Augenblicke sich bedacht.

Es war gerad' das Fest der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariser;
In jeder Gasse stiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländ'sche König zog.
Bestreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich seinen schönsten Sieg
Erfochten, sprang der Pöbel um den Wagen.

SOREL.

Sie jauchzten — jauchzten, dass sie auf das Herz
Des liebevollen sanften Königs traten!

LA HIRE.

Ich sah den jungen Harry Lancaster,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs sitzen; seine stolzen Oehme
Bedford und Gloster standen neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leistete den Eid für seine Länder.

KARL.

O ehrvergessner Pair! Unwürd'ger Vetter!

LA HIRE.

Das Kind war bang und strauchelte, da es
Die hohen Stufen an den Thron hinan stieg.
Ein böses Omen! murmelte das Volk,
Und es erhob sich schallendes Gelächter.
Da trat die alte Königinn, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüstet es zu sagen!

KARL.

Nun?

LA HIRE.

In die Arme fasst sie den Knaben,
Und setzt' ihn selbst auf deines Vaters Stuhl.

KARL.

O Mutter! Mutter!

LA HIRE.

Selbst die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei diesem Anblick.
Sie nahm es wahr und, an das Volk gewendet,
Rief sie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzosen,
Dass ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem miss-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt sich, Agnes eilt auf ihn zu und schliesst ihn in die Arme, alle Umstehenden drücken ihren Abscheu, ihr Entsetzen aus.)

DUNOIS.

Die Wölfinn! die wuthschnaubende Megäre!

KARL nach einer Pause zu den Rathsherren.

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlass' ich sie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und sich
Der Gnade des Burgundiers ergeben;
Er heisst der *Gute*, er wird menschlich seyn.

DUNOIS.

Wie, Sire! Du wolltest Orleans verlassen!

RATHSHERR kniet nieder.

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrschaft hin.
Sie ist ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

DUNOIS.

Sind wir
Geschlagen? Ist's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh' noch ein Schwertstreich um die Stadt geschehn?

Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Geflossen ist, denkst du die beste Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

KARL.

Gnug
Des Blutes ist geflossen und vergebens!
Des Himmels schwere Hand ist gegen mich;
Geschlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptstadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächsten sind am Blut, verlassen,
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten.
— Wir wollen jenseits der Loire uns ziehn,
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer ist.

SOREL.

Das wolle Gott nicht, dass wir, an uns selbst
Verzweifelnd, diesem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Brust.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirst dich wieder finden, männlich fassen,
Mit edelm Muth dem Schicksal widerstehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

KARL in düsteres Sinnen verloren.

Ist es nicht wahr?
Ein finster furchtbares Verhängniss waltet
Durch Valois Geschlecht, es ist verworfen
Von Gott, der Mutter Lasterthaten führten
Die Furien herein in dieses Haus;
Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es ist des Himmels Schluss,
Das Haus des sechsten Karls soll untergehn.

SOREL.

In dir wird es sich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an dich selbst. — O! nicht umsonst
Hat dich ein gnädig Schicksal aufgespart
Von deinen Brüdern allen, dich, den jüngsten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner sanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden sich bereitet,
Die der Parteien Wuth dem Lande schlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirst du löschen,
Mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter seyn.

KARL.

Nicht ich. Die rauhe sturmbewegte Zeit
Heischt einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Hass verschliessen.

SOREL.

Verblendet ist das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieser Taumel wird vorübergehn,
Erwachen wird, nicht fern mehr ist der Tag,
Die Liebe zu dem angestammten König,
Die tief gepflanzt ist in des Franken Brust,
Der alte Hass, die Eifersucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den stolzen Sieger stürzt sein eignes Glück.
Darum verlasse nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fussbreit Erde,
Wie deine eigne Brust vertheidige
Dies Orleans! Lass alle Fähren lieber
Versenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über diese Scheide deines Reichs
Das styg'sche Wasser der Loire dich führen.

KARL.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargestellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umsonst verschwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte sinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zertheilen lassen mit dem Schwert?
Nein, dass es lebe, will ich ihm entsagen.

DUNOIS.

Wie, Sire? Ist das die Sprache eines Königs?
Gibt man so eine Krone auf? Es setzt
Der schlecht'ste deines Volkes Gut und Blut
An seine Meinung, seinen Hass und Liebe;
Partei wird Alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen ist.
Der Ackersmann verlässt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger zündet seine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen seine Saaten an,
Um dir zu schaden oder wohl zu thun,
Und seines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts schont er selber und erwartet sich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt. — Lass du
Den Krieg ausrasen, wie er angefangen.
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muss das Volk sich opfern;
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiss es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

KARL zu den Rathsherren.

Erwartet keinen anderen Bescheid.
Gott schütz' euch. Ich kann nicht mehr.

DUNOIS.

Nun so kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hast
Dich selbst verlassen; so verlass' ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs sind geborne Helden;
Du aber bist unkriegerisch gezeugt.

(Zu den Rathsherren.)

Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

SOREL zum König.

O lass ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund spricht rauhe Worte, doch sein Herz
Ist treu wie Gold; es ist derselbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Gesteht, dass Euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih' dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt! kommt! Lasst mich eure Herzen schnell
Vereinigen, eh' sich der rasche Zorn
Unlöschbar, der verderbliche, entflammt!

(Dunois fixirt den König und scheint eine Antwort zu erwarten.)

KARL zu Du Chatel.

Wir gehen über die Loire. Lass mein
Geräth zu Schiffe bringen!

DUNOIS schnell zur Sorel.

Lebet wohl!

(Wendet sich schnell und geht, Rathsherren folgen.)

SOREL ringt verzweiflungsvoll die Hände.

O wenn er geht, so sind wir ganz verlassen!
— Folgt ihm, La Hire. O sucht ihn zu begüt'gen.

(La Hire geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

KARL. SOREL. DU CHATEL.

KARL.

Ist denn die Krone ein so einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Ich kenne was noch schwerer sich erträgt.
Von diesen trotzig herrischen Gemüthern
Sich meistern lassen, von der Gnade leben
Hochsinnig eigenwilliger Vasallen,
Das ist das Harte für ein edles Herz,
Und bittrer als dem Schicksal unterliegen!

(Zu Du Chatel, der noch zaudert.)

Thu', was ich dir befohlen!

DU CHATEL wirft sich zu seinen Füssen.

O mein König!

KARL.

Es ist beschlossen. Keine Worte weiter!

DU CHATEL.

Mach' Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonst seh' ich keine Rettung mehr für dich.

KARL.

Du räthst mir dieses, und *dein Blut* ist es,
Womit ich diesen Frieden soll versiegeln?

DU CHATEL.

Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüste.
Befriedige den Herzog! Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge seines Zorns und lass
Mein fliessend Blut den alten Hass versöhnen!

KARL blickt ihn eine Zeitlang gerührt und schweigend an.

Ist es denn wahr? Steht es so schlimm mit mir,
Dass meine Freunde, die mein Herz durchschauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertrau'n ist hin auf meine Ehre.

DU CHATEL.

Bedenk' —

KARL.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müsst' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu', was ich dir befohlen. Geh und lass
Mein Heergeräth einschiffen.

DU CHATEL.

Es wird schnell
Gethan seyn.

(Steht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.)

SIEBENTER AUFTRITT.

KARL *und* AGNES SOREL.

KARL ihre Hand fassend.

Sey nicht traurig, meine Agnes.
Auch jenseits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und sanfte Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Gesänge
Und schöner blüht das Leben und die Liebe.

SOREL.

O muss ich diesen Tag des Jammers schauen!
Der König muss in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause
Und seine Wiege mit dem Rücken schauen.
O angenehmes Land, das wir verlassen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

ACHTER AUFTRITT.

LA HIRE *kommt zurück.* KARL *und* SOREL.

SOREL.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?

(Indem sie ihn näher ansieht.)

La Hire! Was gibt's? Was sagt mir Euer Blick?
Ein neues Unglück ist geschehn!

LA HIRE.

Das Unglück
Hat sich erschöpft und Sonnenschein ist wieder!

SOREL.

Was ist's? Ich bitt' Euch.

LA HIRE zum König.

Ruf' die Abgesandten
Von Orleans zurück!

KARL.

Warum? was gibt's?

LA HIRE.

Ruf' sie zurück! Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn, du hast *gesiegt.*

SOREL.

Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!

KARL.

La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

LA HIRE.

O du wirst bald noch gröss're Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbischof. Er führt den Bastard
In deinen Arm zurück —

SOREL.

O schöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Versöhnung, trägt!

NEUNTER AUFTRITT.

ERZBISCHOF *von* RHEIMS. DUNOIS. DU CHATEL *mit* RAOUL, *einem geharnischten Ritter, zu den* VORIGEN.

ERZBISCHOF führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander.

Umarmt Euch, Prinzen!
Lasst allen Groll und Hader jetzo schwinden,
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt.

(Dunois umarmt den König.)

KARL.

Reisst mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an?
Was wirkte diesen schnellen Wechsel?

ERZBISCHOF führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König.

Redet!

RAOUL.

Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stossen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs

War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehn;
Da sank dem Tapfersten das Herz und Alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer miteinander noch
Rath suchten und nicht fanden — sieh, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttinn, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sand's im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riss sie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerinn,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschau'n,
Stürzt Mann und Ross sich in des Flusses Bette,
Und lässt sich würgen ohne Widerstand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluss verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermisst.

KARL.

Seltsam, bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!

SOREL.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her! Wer ist sie?

RAOUL.

Wer sie sey,
Will sie allein dem König offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherinn und Gott-
Gesendete Prophetinn, und verspricht
Orleans zu retten, eh' der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier seyn.

(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander geschlagen werden.)

Hört ihr den Auflauf? das Geläut der Glocken?
Sie ist's, das Volk begrüsst die Gottgesandte.

KARL zu Du Chatel.

Führt sie herein —

(Zum Erzbischof.)

Was soll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur.
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

VIELE STIMMEN hinter der Scene.

Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterinn!

KARL.

Sie kommt!

(Zu Dunois.)

Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen.
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen.

(Dunois setzt sich, der König steht zu seiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbischof mit den Uebrigen gegenüber, dass der mittlere Raum leer bleibt.)

ZEHNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. JOHANNA, *begleitet von den* RATHSHERREN *und vielen* RITTERN, *welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edelm Anstand tritt sie vorwärts, und schaut die Umstehenden der Reihe nach an.*

DUNOIS nach einer tiefen feierlichen Stille.

Bist du es, wunderbares Mädchen —

JOHANNA unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anschauend.

Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen!
Steh' auf von diesem Platz, der dir nicht ziemt!
An diesen Grösseren bin ich gesendet.

(Sie geht mit entschiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und steht sogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anwesenden drücken ihr Erstaunen aus. Dunois verläset seinen Sitz und es wird Raum vor dem König.)

KARL.

Du siehst mein Antlitz heut zum Erstenmal;
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

JOHANNA.

Ich sah dich, wo dich Niemand sah, als Gott.

(Sie nähert sich dem König und spricht geheimnissvoll.)

In jüngst verwichner Nacht, besinne dich!
Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da standst du auf von deinem Lager,
Und that'st ein brünstiges Gebet zu Gott.
Lass *die* hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

KARL.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menschen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, dass dich Gott begeistert.

JOHANNA.

Es waren drei Gebete, die du that'st;
Gib wohl Acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!
Zum Ersten flehtest du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hafte,
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gebüsst, von deiner Väter Zeiten her,
Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugiessen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Zorns.

KARL tritt mit Schrecken zurück.

Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?

(Alle zeigen ihr Erstaunen.)

JOHANNA.

Du that'st dem Himmel diese zweite Bitte:
Wenn es sein hoher Schluss und Wille sey,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir Alles zu entziehn, was deine Väter
Die Könige in diesem Reich besassen,
Drei einz'ge Güter flehtest du ihn an

Dir zu bewahren, die zufried'ne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(Der König verbirgt das Gesicht, heftig weinend; grosse Bewegung des Erstaunens unter den Anwesenden. Nach einer Pause.)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

KARL.

Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

ERZBISCHOF.

Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer sind
Die gottgeliebten Aeltern, die dich zeugten?

JOHANNA.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebornen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und dass sie schon die grosse Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottes-Bild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschahn,
Und eine heil'ge Eiche steht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten sass ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz,
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst, wie ich,
Als Schäferinn gekleidet, und sie sprach zu mir:
« Ich bin's. Steh' auf, Johanna. Lass die Heerde.
» Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
» Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
» Damit vertilge meines Volkes Feinde,
» Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
» Und krön' ihn mit der königlichen Krone! »
Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: « Eine reine Jungfrau
» Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
» Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
» Sieh *mich* an! Eine keusche Magd, wie du,
» Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
» Und göttlich bin ich selbst! » — Und sie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weisse Lilien in der Hand,
Und süsser Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so drei Nächte nacheinander liess
Die Heilige sich sehn, und rief: « Steh' auf, Johanna!
» Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft. »
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie und scheltend sprach sie dieses Wort:
» Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
» Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
» Durch strengen Dienst muss sie geläutert werden;
» Die hier gedienet, ist dort oben gross. »
Und also sprechend liess sie das Gewand
Der Hirtinn fallen und als Königinn
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen
Und goldne Wolken trugen sie hinauf
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

(Alle sind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust.)

ERZBISCHOF nach einem langen Stillschweigen.

Vor solcher göttlicher Beglaubigung
Muss jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, dass sie Wahrheit spricht;
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.

DUNOIS.

Nicht ihren Wundern; ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

KARL.

Und bin ich Sünd'ger solcher Gnade werth?
Untrüglich allerforschend Aug', du siehst
Mein Innerstes und kennest meine Demuth!

JOHANNA.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben;
Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben.

KARL.

So werd' ich meinen Feinden widerstehn?

JOHANNA.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füssen!

KARL.

Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?

JOHANNA.

Eh' siehst du die Loire zurücke fliessen.

KARL.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

JOHANNA.

Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anwesenden Ritter erregen ein Getöse mit ihren Lanzen und Schilden, und geben Zeichen des Muths.)

DUNOIS.

Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!

LA HIRE.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite;
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein grosses Waffengetös und treten vorwärts.)

KARL.

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetinn,
Und sey fortan —

JOHANNA.

Nicht also; edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiss
Ein ander Schwert, durch das ich siegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geist
Mich lehrte; sende hin und lass es holen.

KARL.

Nenn' es, Johanna.

JOHANNA.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof,
Ist ein Gewölb, wo vieles Eisen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
An dreien goldnen Lilien ist's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind.
Dies Schwert lass holen, denn durch dieses wirst du [siegen.

KARL.

Man sende hin und thue, wie sie sagt.

JOHANNA.

Und eine weisse Fahne lass mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefasst.
Auf dieser Fahne sey die Himmelsköniginn
Zu sehen mit dem schönen Jesusknaben,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also zeigte mir's die heil'ge Mutter.

KARL.

Es sey so wie du sagst.

JOHANNA *zum Erzbischof.*

Ehrwürd'ger Bischof,
Legt Eure priesterliche Hand auf mich,
Und sprecht den Segen über Eure Tochter!
(Kniet nieder.)

ERZBISCHOF.

Du bist gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh' mit Gottes Kraft!
Wir aber sind Unwürdige und Sünder.
(Sie steht auf.)

EDELKNECHT.

Ein Herold kommt vom engelländ'schen Feldherrn.

JOHANNA.

Lass ihn eintreten, denn ihn sendet Gott!
(Der König winkt dem Edelknecht, der hinaus geht.)

EILFTER AUFTRITT.

DER HEROLD *zu den* VORIGEN.

KARL.

Was bringst du? Herold? Sage deinen Auftrag!

HEROLD.

Wer ist es, der für Karl von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

DUNOIS.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechst du dich, den König der Franzosen
Auf seinem eig'nen Boden zu verläugnen?
Dich schützt dein Wappenrock, sonst solltest du —

HEROLD.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieser lebt im engelländischen Lager.

KARL.

Seyd ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

HEROLD.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das schon geflossen und noch fliessen soll,
Hält seiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Lässt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

KARL.

Lass hören!

JOHANNA *tritt hervor.*

Sire! Lass mich an deiner Statt
Mit diesem Herold reden.

KARL.

Thu' das, Mädchen!
Entscheide du, ob Krieg sey oder Friede.

JOHANNA *zum Herold.*

Wer sendet dich und spricht durch deinen Mund?

HEROLD.

Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

JOHANNA.

Herold, du lügst! Der Lord spricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen sprechen, nicht die Todten.

HEROLD.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Gesundheit
Und Kraft, und lebt euch Allen zum Verderben.

JOHANNA.

Er lebte, da du abgingst. Diesen Morgen
Streckt' ihn ein Schuss aus Orleans zu Boden,
Als er vom Thurm La Tournelle niedersah.
— Du lachst, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir seiner Leiche Zug,
Wenn deine Füsse dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, sprich und sage deinen Auftrag.

HEROLD.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weisst,
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage.

JOHANNA.

Ich brauch' ihn nicht zu wissen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und diese Worte
Verkündige den Fürsten, die dich sandten!
— König von England, und ihr, Herzoge
Bedfort und Gloster, die das Reich verwesen!
Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoss'nen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüssel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das sag' ich euch, damit ihr's wisset:
Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden
Vom Sohne der Maria — sondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Grossen seines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh' und mach' dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magst erreichen,
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.
(Sie geht, Alles setzt sich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

ZWEITER AUFZUG.

Gegend, von Felsen begränzt.

ERSTER AUFTRITT.

TALBOT *und* LIONEL, *englische Heerführer*, PHILIPP, *Herzog von Burgund.* RITTER FASTOLF *und* CHATILLON *mit* SOLDATEN *und* *Fahnen.*

TALBOT.

Hier unter diesen Felsen lasset uns
Halt machen und ein festes Lager schlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.

Stellt gute Wachen aus, besetzt die Höh'n!
Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. — Dennoch
Bedarf's der Vorsicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und sind geschlagen.

(Ritter Fastolf geht ab mit den Soldaten.)

LIONEL.

Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, dass der Franke
Des Engelländers Rücken heut gesehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beschimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

BURGUND.

Das muss uns trösten. Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

TALBOT.

Vom Teufel unsrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Gespenst des Pöbels auch die Fürsten?
Der Aberglaube ist ein schlechter Mantel
Für Eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerst.

BURGUND.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

TALBOT.

Nein, Herr! Auf Eurem Flügel fing es an.
Ihr stürztet Euch in unser Lager, schreiend:
Die Höll' ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet so die Andern in Verwirrung.

LIONEL.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerst.

BURGUND.

Weil dort der erste Angriff war.

TALBOT.

Das Mädchen kannte unsers Lagers Blösse;
Sie wusste, wo die Furcht zu finden war.

BURGUND.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen!

LIONEL.

Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott! wir hätten Orleans nicht verloren!

BURGUND.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

LIONEL.

Wenn es die grossen Worte thäten, Herzog,
So hättet Ihr allein Frankreich erobert.

BURGUND.

Ihr seyd unlustig, weil Euch Orleans
Entging und lasst nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

TALBOT.

Nicht Eurentwegen haben wir's belagert.

BURGUND.

Wie stünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück?

LIONEL.

Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig wur-[den.

BURGUND.

Doch that's euch sehr um unsre Freundschaft Noth,
Und theuer kaufte sie der Reichsverweser.

TALBOT.

Ja, theuer, theuer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.

BURGUND.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' Euch reuen!
Verliess ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling solches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen soll,
So will ich's meinem angebornen König.

TALBOT.

Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wissen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu schützen.

BURGUND.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir so? — Chatillon!
Lass meine Völker sich zum Aufbruch rüsten;
Wir gehn in unser Land zurück.

(Chatillon geht ab.)

LIONEL.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,
Als da er seinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe Jeder seine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Französisch Blut
Und Englisch kann sich redlich nie vermischen.

ZWEITER AUFTRITT.

KÖNIGINN ISABEAU *von einem Pagen begleitet zu den* VORIGEN.

ISABEAU.

Was muss ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Hass euch trennen und euch selbst
Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' Euch, edler Herzog, ruft den raschen
Befehl zurück. Und Ihr, ruhmvoller Talbot,
Besänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die stolzen Geister
Zufrieden sprechen und Versöhnung stiften.

LIONEL.

Ich nicht, Milady. Mir ist Alles gleich.
Ich denke so: was nicht zusammen kann
Bestehen, thut am besten, sich zu lösen.

ISABEAU.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunst, die uns
Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fort uns sinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!

(Zu Talbot.)

Seyd Ihr's, der seines Vortheils so vergass,
Den werthen Bundsgenossen zu verletzen?

Was wollt Ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er baute Eurem König seinen Thron;
Er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verstärkt Euch und noch mehr sein Name.
Ganz England, strömt' es alle seine Bürger
Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

TALBOT.

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falschen wehren ist der Klugheit Pflicht.

BURGUND.

Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

ISABEAU.

Wie, edler Herzog? Könntet Ihr so sehr
Der Scham absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Eurige zu legen? Wärt Ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den Ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah' dem Falle wolltet Ihr ihn halten,
Und Euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen Eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

BURGUND.

Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

ISABEAU.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt!
Und ungerecht, ihr wisst es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, lasst mich diesen Riss
Schnell heilend schliessen, eh' er ewig wird.

TALBOT.

Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.
Die Königinn hat ein kluges Wort geredet;
Lasst diesen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend schlug.

BURGUND.

Madame sprach ein verständig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

ISABEAU.

Wohl! so besiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuss, und mögen
Die Winde das Gesprochene verwehen.

(Burgund und Talbot umarmen sich.)

LIONEL betrachtet die Gruppe, für sich.

Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!

ISABEAU.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn!
Das Glück war uns zuwider; darum aber
Entsink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunst zu Hülfe; doch er habe
Umsonst sich der Verdammniss übergeben,
Und seine Hölle selbst errett' ihn nicht.
Ein sieghaft Mädchen führt des Feindes Heer;
Ich will das eure führen, *ich* will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetinn seyn.

LIONEL.

Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen.

TALBOT.

Geht! Geht! Seit Ihr im Lager seyd, geht Alles
Zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

BURGUND.

Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Aergerniss an Euch.

ISABEAU sieht einen um den andern erstaunt an.

Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partei mit diesen undankbaren Lords?

BURGUND.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

ISABEAU.

Ich hab' kaum Frieden zwischen euch gestiftet,
So macht ihr schon ein Bündniss wider mich?

TALBOT.

Geht, geht mit Gott, Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seyd.

ISABEAU.

Bin ich nicht eure treue Bundsgenossinn?
Ist eure Sache nicht die meinige?

TALBOT.

Doch Eure nicht die unsrige. Wir sind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

BURGUND.

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

TALBOT.

Doch grad' heraus! Was Ihr am Dauphin thut,
Ist weder menschlich gut, noch göttlich recht.

ISABEAU.

Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

BURGUND.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

ISABEAU.

Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten!

LIONEL.

Das war unehrerbietig von dem Sohn!

ISABEAU.

In die Verbannung hat er mich geschickt.

TALBOT.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

ISABEAU.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh' er herrscht in seines Vaters Reich —

TALBOT.

Eh' opfert Ihr die Ehre seiner Mutter!

ISABEAU.

Ihr wisst nicht, schwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes thut, und hasse,
Wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn,
Den ich geboren, desto hassenswerther.
Dem ich das Daseyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth
Den eignen Schoss verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen euch
Verschuldet? Welche Pflichten brach er euch?
Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid;
Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren.

TALBOT.

Wohl, an der Rache fühlt er seine Mutter!

ISABEAU.

Armsel'ge Gleisner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch selbst so wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer streckt die Räuberhände
Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anspruch habt auf so viel Erde,

Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieser Herzog,
Der sich den *Guten* schelten lässt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn.—Gleichwohl
Ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin,
So sehe mich das Aug' der Welt.

BURGUND.

Wahr ist's!
Den Ruhm habt Ihr mit starkem Geist behauptet.

ISABEAU.

Ich habe Leidenschaften, warmes Blut,
Wie eine Andre, und ich kam als Königinn
In dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen.
Sollt' ich der Freud' absterben, weil der Fluch
Des Schicksals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnsinn'gen Gatten hat gesellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich streiten über meine Rechte?
Schwer fliesst das dicke Blut in euren Adern;
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth!
Und dieser Herzog, der sein Lebenlang
Geschwankt hat zwischen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen hassen, noch von Herzen lieben.
— Ich geh' nach *Melün*. Gebt mir diesen da,

(auf Lionel zeigend.)

Der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft,
Und dann macht, was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.

(Sie winkt ihrem Pagen und will gehen.)

LIONEL.

Verlasst Euch drauf. Die schönsten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, schicken wir nach Melün.

ISABEAU zurückkommend.

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu schlagen;
Der Franke nur weiss Zierliches zu sagen.

(Sie geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

TALBOT. BURGUND. LIONEL.

TALBOT.

Was für ein Weib!

LIONEL.

Nun eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen schnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöschen?

BURGUND.

Wir sind zu schwach, die Völker sind zerstreut,
Zu neu ist noch der Schrecken in dem Heer.

TALBOT.

Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt,
Der schnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erschreckten Einbildung
Wird, näher angesehn, in Nichts verschwinden.
Drum ist mein Rath, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

BURGUND.

Ueberlegt —

LIONEL.

Mit Eurer
Erlaubniss. Hier ist nichts zu überlegen.
Wir müssen das Verlorne schleunig wieder
Gewinnen oder sind beschimpft auf ewig.

TALBOT.

Es ist beschlossen. Morgen schlagen wir,
Um dies Phantom des Schreckens zu zerstören,
Das unsere Völker blendet und entmannt.
Lasst uns mit diesem jungfräulichen Teufel
Uns messen in persönlichem Gefecht.
Stellt sie sich unserm tapfern Schwert, nun dann
So hat sie uns zum Letztenmal geschadet;
Stellt sie sich nicht, — und seyd gewiss, sie meidet
Den ernsten Kampf, — so ist das Heer entzaubert.

LIONEL.

So sey's! Und *mir*, mein Feldherr, überlasset
Dies leichte Kampfspiel, wo kein Blut soll fliessen.
Denn lebend denk' ich das Gespenst zu fangen,
Und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf diesen Armen sie herüber
Zur Lust des Heers, in das britann'sche Lager.

BURGUND.

Versprechе nicht zu viel.

TALBOT.

Erreich' ich sie,
Ich denke sie so sanft nicht zu umarmen.
Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe!

(Sie gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

JOHANNA *mit der Fahne, im Helm und Brustharnisch, sonst aber weiblich gekleidet.* DUNOIS, LA HIRE, RITTER *und* SOLDATEN *zeigen sich oben auf dem Felsenweg, ziehen still darüber hinweg, und erscheinen gleich darauf auf der Scene.*

JOHANNA zu den Rittern, die sie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortfährt.

Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht
Von euch, die euren stillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund—Gott und die Jungfrau!

ALLE rufen laut unter wildem Waffengetös.

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten.)

SCHILDWACHE hinter der Scene.

Feinde! Feinde! Feinde!

JOHANNA.

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod!

(Soldaten eilen fort, sie will folgen.)

DUNOIS hält sie zurück.

Du hast das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager hast du uns geführt,
Den Feind hast du in unsre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück!
Uns überlass die blutige Entscheidung.

LA HIRE.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Dit Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

JOHANNA.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muss fliegen,

Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muss Johanna seyn;
Nicht *heut*, nicht *hier* ist mir bestimmt zu fallen;
Die Krone muss ich sehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreissen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheissen.
(Sie geht ab.)

LA HIRE.

Kommt, Dunois! Lasst uns der Heldinn folgen,
Und ihr die tapfre Brust zum Schilde leihn!
(Gehen ab.)

FUNFTER AUFTRITT.

ENGLISCHE SOLDATEN *fliehen über die Bühne. Hierauf* TALBOT.

ERSTER.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

ZWEITER.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam sie in das Lager?

DRITTER.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

VIERTER *und* FÜNFTER.

Flieht! Flieht! Wir Alle sind des Todes!
(Gehen ab.)

TALBOT kommt.

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht stehn!
Gelöst sind alle Bande des Gehorsams!
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geister ausgespieen, reisst
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort, nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Fluth entgegenstellen,
Die wachsend, wogend, in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne und Alles
Muss um mich her in Fiebers-Hitze rasen?
Vor diesen fränk'schen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttinn, die der Schlachten Glück
Auf Einmal wendet, und ein schüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerinn, die die gelernte Rolle
Der Heldinn spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entriss mir allen Siegesruhm?

SOLDAT stürzt herein.

Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!

TALBOT stösst ihn nieder.

Flieh zur Hölle
Du selbst! Den soll dies Schwert durchboren,
Der mir von Furcht spricht und von feiger Flucht!
(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

Der Prospekt öffnet sich. Man sieht das englische Lager in vollen Flammen stehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt MONTGOMERY.

MONTGOMERY allein.

Wo soll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der, mit droh'ndem [Schwert
Die Flucht versperrend, uns dem Tod entgegentreibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her
Wie die Brunst des Feuers raset — und rings um kein
Der mich verbärge, keiner Höhle sichrer Raum! [Busch,
O wär ich nimmer über Meer hieher geschifft,
Ich Unglücksel'ger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Gestad
Im sichern Vaterhause, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte süsse Braut.
(Johanna zeigt sich in der Ferne.)
Weh mir! Was seh' ich! Dort erscheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn ich! Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füsse, fest und fester, wirret sich
Das Zauberknäul, dass sie gefesselt mir die Flucht
Versagen! Hinsehn muss ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Gestalt!
(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder stehen.)
Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerst mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn; sie ist ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen kann!
(Indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch entgegen.)

SIEBENTER AUFTRITT.

JOHANNA. MONTGOMERY.

JOHANNA.

Du bist des Todes! Eine britt'sche Mutter zeugte dich.

MONTGOMERY fällt ihr zu Füssen.

Halt ein, Furchtbare! Nicht den Unvertheidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild;
Zu deinen Füssen sink' ich wehrlos, flehend hin.
Lass mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!
Reich an Besitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im schönen Lande Wallis, wo die schlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberstrom,
Und fünfzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.
Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

JOHANNA.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klau'n,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit;
Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnissvoll entgegen schickt.

MONTGOMERY.

Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft;
Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzuschaun;
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts
Fleh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

JOHANNA.

Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht
Gleich wie die körperlosen Geister, die nicht frei'n [Weib!
Auf ird'sche Weise, schliess' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

MONTGOMERY.

O bei der Liebe heilig waltendem Gesetz,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör' ich dich.
Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut,
Schön wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O wenn du selber je zu lieben hoffst, und hoffst
Beglückt zu seyn durch Liebe! Trenne grausam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündniss knüpft!

JOHANNA.

Du rufest lauter irdisch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich sind. Ich weiss
Nichts von der Liebe Bündniss, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

MONTGOMERY.

O so erbarme meiner jammervollen Aeltern dich,
Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiss auch du
Verliessest Aeltern, die die Sorge quält um dich.

JOHANNA.

Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden sind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren, und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

MONTGOMERY.

O schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

JOHANNA.

Wer rief euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiss
Der Felder zu verwüsten, von dem heim'schen Herd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet schon in eures Herzens eiteln Wahn,
Den freigebornen Franken in der Knechtschaft Schmach
Zu stürzen und dies grosse Land, gleichwie ein Boot,
An euer stolzes Meerschiff zu befestigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes; eher riss't ihr einen Stern
Vom Himmelwagen, als ein Dorf aus diesem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns
Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt.

MONTGOMERY lässt ihre Hand los.

O ich muss sterben! Grausend fasst mich schon der Tod.

JOHANNA.

Stirb, Freund! Warum so zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geschick? — Sieh *mich* an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferinn
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch weggerissen von der heimathlichen Flur,
Vom Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust
Muss ich *hier*, ich *muss* — mich treibt die Götterstimme,
Eignes Gelüsten, *euch* zu bitterm Harm, mir nicht [nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer seyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn;
Noch vielen von den euren werd' ich tödtlich seyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.
— Erfülle du auch deines. Greife frisch zum Schwert,
Und um des Lebens süsse Beute kämpfen wir.

MONTGOMERY steht auf.

Nun, wenn du sterblich bist wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beschieden seyn,
Zur Hölle dich sendend Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geschick.
Ruf' du, Verdammte, deine Höllengeister an,
Dir beizustehen! Wehre deines Lebens dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf sie ein; kriegerische Musik erschallt in der Ferne; nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

ACHTER AUFTRITT.

JOHANNA *allein.*

Dich trug dein Fuss zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll stehen.)

Erhab'ne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blüh'nden Leib des Gegners zu verletzen;
Schon vor des Eisens blanker Scheide schaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.

NEUNTER AUFTRITT.

Ein RITTER *mit geschlossenem Visier.* JOHANNA.

RITTER.

Verfluchte! Deine Stunde ist gekommen,
Dich sucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgestiegen bist.

JOHANNA.

Wer bist du, den sein böser Engel mir
Entgegen schickt? Gleich eines Fürsten ist
Dein Anstand, auch kein Britte scheinst du mir,
Denn dich bezeichnet die burgund'sche Binde,
Vor der sich meines Schwertes Spitze neigt.

RITTER.

Verworfne, du verdientest nicht zu fallen
Von eines Fürsten edler Hand. Das Beil
Des Henkers sollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfere Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

JOHANNA.

So bist du dieser edle Herzog selbst?

RITTER schlägt das Visier auf.

Ich bin's. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünste schützen dich nicht mehr,
Du hast bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen;
Ein Mann steht vor dir.

ZEHNTER AUFTRITT.

DUNOIS *und* LA HIRE *zu den* VORIGEN.

DUNOIS.

Wende dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

LA HIRE.

Wir schützen der Prophetinn heilig Haupt;
Erst muss dein Degen diese Brust durchbohren —

BURGUND.

Nicht diese buhlerische Circe fürcht' ich,
Noch euch, die sie so schimpflich hat verwandelt.
Erröthe, Bastard, Schande dir, La Hire,
Dass du die alte Tapferkeit zu Künsten
Der Höll' erniedrigst, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machst.
Kommt her! Euch Allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten sich zum Kampf, Johanna tritt dazwischen.)

JOHANNA.

Haltet inne!

BURGUND.

Zitterst du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen soll er —

(Dringt auf Dunois ein.)

JOHANNA.

Haltet inne!
Trennt sie, La Hire — Kein französisch Blut soll fliessen!
Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden.
Ein Andres ist beschlossen in den Sternen —
Aus einander, sag' ich — Höret und verehret
Den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet!

DUNOIS.

Was hältst du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmst des Schwertes blutige Entscheidung?
Das Eisen ist gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und versöhnen soll.

JOHANNA stellt sich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwischenraum; zum Bastard.

Tritt auf die Seite!

(Zu La Hire.)

Bleib' gefesselt stehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(Nachdem Alles ruhig ist.)

Was willst du thun, Burgund? Wer ist der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig suchen?
Dieser edle Prinz ist Frankreichs Sohn, wie du,
Dieser Tapfere ist dein Waffenfreund und Landsmann;
Ich selbst bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir Alle, die du zu vertilgen strebst,
Gehören zu den Deinen — unsre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unsre Knie
Bereit, dich zu verehren — unser Schwert
Hat keine Spitze gegen Dich. Ehrwürdig
Ist uns das Antlitz, selbst im Feindeshelm,
Das unsers Königs theure Züge trägt.

BURGUND.

Mit süsser Rede schmeichlerischem Ton
Willst du, Sirene! deine Opfer locken.
Arglist'ge, mich bethörst du nicht. Verwahrt
Ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen,
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harnisch meines Busens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten lass uns fechten.

DUNOIS.

Erst Worte und dann Streiche. Fürchtest du
Vor Worten dich? Auch das ist Feigheit
Und der Verräther einer bösen Sache.

JOHANNA.

Uns treibt nicht die gebieterische Noth
Zu deinen Füssen; nicht als Flehende
Erscheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Asche liegt das engelländ'sche Lager
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörst der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entschieden, unser ist der Sieg.
Des schönen Lorbeers frisch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unserm Freund zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling, komm!
Herüber, wo das Recht ist und der Sieg.
Ich selbst, die Gottgesandte, reiche dir
Die schwesterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unsre Seite! —
Der Himmel ist für Frankreich. Seine Engel,
Du siehst sie nicht, sie fechten für den König;
Sie alle sind mit Lilien geschmückt,
Lichtweiss wie diese Fahn' ist unsre Sache;
Die reine Jungfrau ist ihr keusches Sinnbild.

BURGUND.

Verstrickend ist der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede ist wie eines Kindes.
Wenn böse Geister ihr die Worte leihn,
So ahmen sie die Unschuld sigreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, ist schwächer, als mein Arm.

JOHANNA.

Du nennst mich eine Zauberinn, gibst mir Künste
Der Hölle Schuld — Ist Friedenstiften, Hass
Versöhnen, ein Geschäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?
Seit wann ist die Natur so mit sich selbst
Im Streite, dass der Himmel die gerechte Sache
Verlässt, und dass die Teufel sie beschützen?
Ist aber das, was ich dir sage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's schöpfen?
Wer hätte sich auf meiner Schäfertrift
Zu mir gesellt, das kind'sche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürsten nie gestanden,
Die Kunst der Rede ist dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Besitz' ich Einsicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

BURGUND lebhaft bewegt, schlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet sie mit Erstaunen und Rührung.

Wie wird mir? Wie geschieht mir? Ist's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet!
— Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt!
Nein! Nein! Bin ich durch *Zaubers* Macht geblendet,
So ist's durch eine himmlische Gewalt;
Mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet.

JOHANNA.

Er ist gerührt, er ist's! Ich habe nicht
Umsonst gefleht; des Zornes Donnerwolke schmilzt
Von seiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede strahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er ist bezwungen, er ist unser!

(Schwert und Fahne entsinken ihr, sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umschlingt ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm. La Hire und Dunois lassen die Schwerter fallen und eilen, ihn zu umarmen.)

DRITTER AUFZUG.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

ERSTER AUFTRITT.

DUNOIS *und* LA HIRE.

DUNOIS.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten fest in Noth und Tod zusammen.
Lasst Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schicksalswechsel ausgehalten.

LA HIRE.

Prinz, hört mich an!

DUNOIS.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir ist wohlbekannt, worauf Ihr sinnt.
Zum König denkt Ihr steh'nden Fusses jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geschenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wisst — eh' ich in eines Andern Arm
Sie sehe —

LA HIRE.

Hört mich, Prinz!

DUNOIS.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig schnelle Lust zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare sah,
Die eines Gottes Schickung diesem Reich
Zur Retterinn bestimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut sie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundinn seyn
Des starken Mannes, und dies glühnde Herz
Sehnt sich an einer gleichen Brust zu ruhn,
Die seine Kraft kann fassen und ertragen.

LA HIRE.

Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein schwach Verdienst
Mit Eures Namens Heldenruhm zu messen!
Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt,
Muss jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferinn kann nicht
Als Gattinn würdig Euch zur Seite stehn.
Das königliche Blut, das Eure Adern
Durchrinnt, verschmäht so niedrige Vermischung.

DUNOIS.

Sie ist das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und ist mir ebenbürtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterschein
Umgibt, der heller strahlt als ird'sche Kronen,
Die jedes Grösste, Höchste dieser Erde
Klein unter ihren Füssen liegen sieht?
Denn alle Fürstenthronen auf einander
Gestellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo *sie* steht,
In ihrer Engels-Majestät!

LA HIRE.

Der König mag entscheiden.

DUNOIS.

Nein, sie selbst
Entscheide! Sie hat Frankreich frei gemacht
Und selber frei muss sie ihr Herz verschenken.

LA HIRE.

Da kommt der König.

ZWEITER AUFTRITT.

KARL. AGNES SOREL. DU CHATEL *und* CHATILLON *zu den* VORIGEN.

KARL *zu Chatillon.*

Er kommt! Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt Ihr, und mir huldigen?

CHATILLON.

Hier, Sire, in seiner königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füssen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüssen;
Er folgt mir auf dem Fuss, gleich naht er selbst.

SOREL.

Er kommt! O schöne Sonne dieses Tags,
Der Freude bringt und Friede und Versöhnung!

CHATILLON.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füssen niederknien;
Doch er erwartet, dass du es *nicht* duldest,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmest.

KARL.

Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.

CHATILLON.

Der Herzog bittet, dass des alten Streits
Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte
Meldung gescheh'!

KARL.

Versenkt im Lethe sey
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage sehn.

CHATILLON.

Die für Burgund gefochten, Alle sollen
In die Versöhnung aufgenommen seyn.

KARL.

Ich werde so mein Königreich verdoppeln!

CHATILLON.

Die Königinn Isabeau soll in dem Frieden
Mit eingeschlossen seyn, wenn sie ihn annimmt.

KARL.

Sie führt Krieg mit mir, nicht ich mit *ihr*.
Unser Streit ist aus, sobald sie selbst ihn endigt.

CHATILLON.

Zwölf Ritter sollen bürgen für dein Wort.

KARL.

Mein Wort ist heilig.

CHATILLON.

Und der Erzbischof
Soll eine Hostie theilen zwischen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Versöhnung.

KARL.

So sey mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handschlag bei mir einig sind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

CHATILLON *mit einem Blick auf Du Chatel.*

Hier seh' ich Einen, dessen Gegenwart
Den ersten Gruss vergiften könnte.

(*Du Chatel geht schweigend.*)

KARL.

Geh,
Du Chatel! bis der Herzog deinen Anblick

Ertragen kann, magst du verborgen bleiben!

(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als dies
Für meine Ruhe thun!

(Du Chatel geht ab.)

CHATILLON.

Die andern Punkte nennt dies Instrument.

KARL zum Erzbischof.

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen Alles;
Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle sollen sich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feste schmücke sich die ganze Stadt,
Und alle Glocken sollen es verkünden,
Dass Frankreich und Burgund sich neu verbinden.

(Ein Edelknecht kommt. Man hört die Trompeten.)

Horcht! was bedeutet der Trompeten Ruf?

EDELKNECHT.

Der Herzog von Burgend hält seinen Einzug.

(Geht ab.)

DUNOIS geht mit La Hire und Chatillon.

Auf! Ihm entgegen!

KARL zur Sorel.

Agnes, du weinst? Beinah' gebricht auch mir
Die Stärke, diesen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mussten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiedersehen.
Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spät'sten Früchte!

ERZBISCHOF am Fenster.

Der Herzog kann sich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Sporen.

KARL.

Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe
Raschlodernd, wie in seinem Zorn. — Wie schnell
Vergessen ist's, dass eben dieser Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne schlug;
Der Augenblick verschlingt ein ganzes Leben!
— Fass' dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele seyn;
Nichts soll ihn hier beschämen, noch betrüben.

DRITTER AUFTRITT.

HERZOG VON BURGUND. DUNOIS. LA HIRE. CHATILLON *und noch* ZWEI ANDERE RITTER *von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang stehen; der König bewegt sich gegen ihn, sogleich nähert sich Burgund und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie will niederlassen, empfängt ihn der König in seinen Armen.*

KARL.

Ihr habt uns überrascht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch Ihr habt schnelle Pferde.

BURGUND.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

(Er umarmt die Sorel, und küsst sie auf die Stirn.)

Mit Eurer
Erlaubniss, Base. Das ist unser Herrenrecht
Zu *Arras* und kein schönes Weib darf sich
Der Sitte weigern.

KARL.

Eure Hofstatt ist
Der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muss den Stapel halten.

BURGUND.

Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen
Wird ausgestellt zur Schau und zum Genuss
Auf unserm Markt zu *Brügg*, das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

SOREL.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird sie nicht geseh'n.

KARL.

Ihr steht im bösen Ruf und Leumund, Vetter,
Dass Ihr der Frauen schönste Tugend schmäht.

BURGUND.

Die Ketzerei straft sich am schwersten selbst.
Wohl Euch, mein König! Früh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben spät, gelehrt!

(Er bemerkt den Erzbischof und reicht ihm die Hand.)

Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer Euch will finden, muss im Guten wandeln.

ERZBISCHOF.

Mein Meister rufe, wann er will; dies Herz
Ist freudensatt und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag geseh'n!

BURGUND zur Sorel.

Man spricht, Ihr habt Euch Eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Wie? Seyd Ihr so kriegerisch
Gesinnt? War's Euch so ernst mich zu verderben?
Doch unser Streit ist nun vorbei; es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.
Auch Euer Schmuck hat sich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er bestimmt:
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(Er empfängt von einem seiner Begleiter das Schmuckkästchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel sieht den König betroffen an.)

KARL.

Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach theures Pfand
Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

BURGUND, indem er eine brillantene Rose in ihre Haare steckt.

Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt befestigen.

(Ihre Hand bedeutend fassend.)

Und — zählt auf mich, wenn Ihr dereinst des Freundes
Bedürfen solltet!

(Agnes Sorel in Thränen ausbrechend tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine grosse Bewegung, alle Umstehenden blicken gerührt auf beide Fürsten.)

BURGUND, nachdem er alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs.

O mein König!

(In demselben Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbischof zu und umarmen einander. Beide Fürsten liegen eine Zeitlang einander sprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen!

KARL.

Still! Still! Nicht weiter!

BURGUND.

Diesen Engelländer
Konnt' ich krönen! Diesem Fremdling Treue schwören!
Euch, meinen König, ins Verderben stürzen!

KARL.

Vergesst es! Alles ist verziehen. Alles
Tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

BURGUND fasst seine Hand.

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden sollen Euch erstattet werden,
Euer ganzes Königreich sollt Ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

KARL.

Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

BURGUND.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider Euch. O wüsstet Ihr —
Warum habt Ihr mir *diese* nicht geschickt?
(Auf die Sorel zeigend.)
Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Brust an Brust geschlossen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden.
An diesem Herzen endet meine Irrfahrt.

ERZBISCHOF tritt zwischen Beide.

Ihr seyd vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Asche,
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit geflossen, *sind* und *bleiben*
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Lasst's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreisst. Loslassen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Falk sich aus den Lüften
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand des Retters aus den Wolken.

BURGUND.

O, Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh' ich sie nicht hier?

KARL.

Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

ERZBISCHOF.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müss'gen Hofs,
Und ruft sie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, so meidet sie
Verschämt den eiteln Blick gemeiner Augen!
Gewiss bespricht sie sich mit Gott, wenn sie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

VIERTER AUFTRITT.

JOHANNA *zu den* VORIGEN. *Sie ist im Harnisch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.*

KARL.

Du kommst als Priesterinn geschmückt, Johanna,
Den Bund, den du gestiftet, einzuweihn!

BURGUND.

Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Anmuth sie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöst, Johanna? Bist du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beifall?

JOHANNA.

Dir selbst hast du die grösste Gunst erzeigt.
Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düsterm Schein
Ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst.
(Sich umschauend.)
Viel edle Ritter find' ich hier versammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell;
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der sich verbergen muss, wo Alles jauchzt.

BURGUND.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewusst,
Dass er an unsrer Huld verzweifeln müsste?

JOHANNA.

Darf er sich nahn? O sage, dass er's darf?
Mach dein Verdienst vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe *Hass*, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sey so blutig, dass Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

BURGUND.

Ha, ich verstehe dich!

JOHANNA.

Und willst verzeihn?
Du willst es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!
(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein; dieser bleibt in der Entfernung stehen.)
Der Herzog ist mit seinen Feinden allen
Versöhnt, er ist es auch mit dir.
(Du Chatel tritt einige Schritte näher und sucht in den Augen des Herzogs zu lesen.)

BURGUND.

Was machst du
Aus mir, Johanna? Weisst du, was du forderst?

JOHANNA.

Ein güt'ger Herr thut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schliesst er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muss die Gnade Freund und Feind umschliessen.
Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmessend giesst der Himmel seinen Thau
Auf alle durstende Gewächse aus.
Was irgend gut ist und von oben kommt,
Ist allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finsterniss!

BURGUND.

O sie kann mit mir schalten, wie sie will;
Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch.
Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich fasse.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Dass ich mein schrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da schlägt kein Herz mehr, da ist Alles ewig,
Steht Alles unbeweglich fest — doch anders
Ist es hier oben in der Sonne Licht.
Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

KARL zur Johanna.

Was dank' ich dir nicht Alles, hohe Jungfrau!
Wie schön hast du dein Wort gelöst!
Wie schnell mein ganzes Schicksal umgewandelt!
Die Freunde hast du mir versöhnt, die Feinde
Mir in den Staub gestürzt, und meine Städte

Dem fremden Joch entrissen. — Du allein
Vollbrachtest Alles. — Sprich, wie lohn' ich dir!

JOHANNA.

Sey immer menschlich, Herr, im Glück, wie du's
Im Unglück warst — Und auf der Grösse Gipfel
Vergiss nicht, was ein Freund wiegt in der Noth;
Du hast's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks, denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterinn — du wirst
Ganz Frankreich sammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr grosser Fürsten seyn;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, so lang er sich die Liebe
Bewahrt im Herzen seines Volks.
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnissvoll
Den schuldbefleckten Enkeln das Verderben!

BURGUND.

Erleuchtet Mädchen, das der Geist beseelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So sprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

JOHANNA.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe hast
Du deinen Stuhl gesetzt, und höher strebt
Das stolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird seinem Wachsthum schleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauses Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und sceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schoos entblühn.
Sie werden herrschen auf zwei grossen Thronen,
Gesetze schreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeschifften Meeren.

KARL.

O sprich, wenn es der Geist dir offenbaret,
Wird dieses Freundesbündniss, das wir jetzt
Erneut, auch noch die späten Enkelsöhne
Vereinigen?

JOHANNA nach einem Stillschweigen.

Ihr Könige und Herrscher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft, denn Einmal
Erwacht bezähmt er spät sich wieder! Enkel
Erzeugt er sich, ein eisernes Geschlecht,
Fortzündet an dem Brande sich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wissen! Freuet euch
Der Gegenwart. Lasst mich die Zukunft still
Bedecken!

SOREL.

Heilig Mädchen, du erforschest
Mein Herz, du weisst, ob es nach Grösse eitel strebt,
Auch mir gib ein erfreuliches Orakel.

JOHANNA.

Mir zeigt der Geist nur grosse Weltgeschicke;
Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust!

DUNOIS.

Was aber wird dein eigen Schicksal seyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt?
Dir blüht gewiss das schönste Glück der Erde,
Da du so fromm und heilig bist.

JOHANNA.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schoos des ew'gen Vaters.

KARL.

Dein Glück sey fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; selig preisen sollen dich
Die spätesten Geschlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

(Er zieht das Schwert und berührt sie mit demselben.)

Und steh' auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du sollst die Lilie im Wappen tragen,
Den Besten sollst du ebenbürtig seyn
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois sey edler, als das deine!
Der Grösste meiner Grossen fühle sich
Durch deine Hand geehrt; mein sey die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

DUNOIS tritt vor.

Mein Herz erkor sie, da sie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heil'gen Bischofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürstlichen Gemahlinn,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

KARL.

Unwiderstehlich Mädchen, du häufst Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, dass dir nichts
Unmöglich ist. Du hasst dies stolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jetzt.

LA HIRE tritt vor.

Johanna's schönster Schmuck,
Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz.
Der Huldigung des Grössten ist sie werth,
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erheben.
Sie strebt nicht schwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr, und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

KARL.

Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzwein? Es kann sie Einer nur besitzen,
Und Jeden acht' ich solches Preises werth.
So rede du, dein Herz muss hier entscheiden.

SOREL tritt näher.

Die edle Jungfrau seh' ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundinn zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der fest verschloss'nen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schwesterlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegnen Busen
Darbieten darf. — Man lass uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschliessen werden.

KARL im Begriff zu gehen.

Also sey's!

JOHANNA.

Nicht also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edeln Frau nichts zu vertraun,
Dess ich vor Männern mich zu schämen hätte.
Hoch ehrt mich dieser edeln Ritter Wahl,

Doch nicht verliess ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehrne Waffenrüstung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerinn des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattinn seyn.

ERZBISCHOF.

Dem Mann zur liebenden Gefährtinn ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!
Und hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verläugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen.

JOHANNA.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiss noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heisst er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heisst mein Herr nicht König.

KARL.

Wir sind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

JOHANNA.

Lass uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verschliessen.
Doch mitten durch sie alle führ' ich dich!

DUNOIS.

Wenn aber Alles wird vollendet seyn,
Wenn wir zu Rheims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

JOHANNA.

Will es der Himmel, dass ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtinn
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

KARL ihre Hand fassend.

Dich treibt des Geistes Stimme jetzt; es schweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen,
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Busen ein und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Thränen süsser Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoss — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du rettend Tausende beglückt,
Und *Einen* zu beglücken wirst du enden!

JOHANNA.

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, dass du ihr Gefäss zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?
Weh' mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte, und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr, sag ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

KARL.

Brecht ab. Es ist umsonst, sie zu bewegen.

JOHANNA.

Befiehl, dass man die Kriegstrommete blase!
Mich presst und ängstigt diese Waffenstille;
Es jagt mich auf aus dieser müss'gen Ruh,
Und treibt mich fort, dass ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

FÜNFTER AUFTRITT.

EIN RITTER *eilfertig*.

KARL.

Was ist's?

RITTER.

Der Feind ist über die Marne gegangen.
Und stellt sein Heer zum Treffen.

JOHANNA begeistert.

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Bande frei.
Bewaffnet euch, ich ordn' indess die Schaaren.

(Sie eilt hinaus.)

KARL.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

DUNOIS.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

KARL.

Burgund, Euch sporn' ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

BURGUND.

Ihr sollt mit mir zufrieden seyn.

KARL.

Ich selbst
Will Euch voran gehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

AGNES umarmt ihn.

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, dass wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir sagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während dass verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über; das Orchester fällt ein bei offener Scene und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Scene begleitet.)

SECHSTER AUFTRITT.

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begränzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

TALBOT *auf* FASTOLF *gestützt und von* SOLDATEN *begleitet. Gleich darauf* LIONEL.

TALBOT.

Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,

Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

FASTOLF.

O unglückselig jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

LIONEL.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!
Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, dass sie lebe!

TALBOT.

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahin geschmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn. — Rheims ist verloren.
So eilt, Paris zu retten!

LIONEL.

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

TALBOT reisst den Verband auf.

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

LIONEL.

Ich kann nicht bleiben.—Fastolf, bringt den Feldherrn
An einen sichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten;
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

TALBOT.

Unsinn, du siegst und ich muss untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerinn
Des Weltgebäudes, Führerinn der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Ross
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Grosse
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

LIONEL.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — Denkt
An Euern Schöpfer!

TALBOT.

Wären wir als Tapfere
Durch andre Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht —
Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen!
War unser ernstes arbeitsvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs werth?

LIONEL reicht ihm die Hand.

Mylord, fahrt wohl! Der Thränen schuldigen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend sitzt und seine Loose schüttelt.
Auf Wiedersehn in einer andern Welt;
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.

(Geht ab.)

TALBOT.

Bald ist's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns'erhaben schien und wünschenswerth. —

SIEBENTER AUFTRITT.

KARL. BURGUND. DUNOIS. DU CHATEL *und* SOLDATEN *treten auf.*

BURGUND.

Die Schanze ist erstürmt.

DUNOIS.

Der Tag ist unser.

KARL Talbot bemerkend.

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt?
Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann.
Geht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

FASTOLF.

Zurück; bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünscht!

BURGUND.

Was seh' ich! Talbot liegt in seinem Blut!

(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt.)

FASTOLF.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

DUNOIS.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeistes gnügen.
— Erst jetzo, Sire, begrüss' ich Euch als König:
Die Krone zitterte auf Euerm Haupt,
So lang ein Geist in diesem Körper lebte.

KARL, nachdem er den Todten stillschweigend betrachtet.

Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' sey mit seinem Staube!
Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabschrift sey der Ort, wo man ihn findet.

FASTOLF gibt sein Schwert ab.

Herr, ich bin dein Gefangener.

KARL gibt ihm sein Schwert zurück.

Nicht also!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt Ihr Euerm Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreisst sie ihrer Angst um uns — Bringt ihr
Die Botschaft, dass wir leben, dass wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Rheims!

(Du Chatel geht ab.)

ACHTER AUFTRITT.

LA HIRE *zu den* VORIGEN.

DUNOIS.

La Hire,
Wo ist die Jungfrau?

LA HIRE.

Wie? Das frag' ich Euch.
An Eurer Seite fechtend liess ich sie.

DUNOIS.

Von Eurem Arme glaubt' ich sie beschützt,
Als ich dem König beizuspringen eilte.

BURGUND.

Im dichtsten Feindeshaufen sah ich noch
Vor Kurzem ihre weisse Fahne wehn.

DUNOIS.

Weh' uns, wo ist sie? Böses ahnet mir!
Kommt, eilen wir, sie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zu weit geführt,
Umringt von Feinden kämpft sie ganz allein,
Und hülflos unterliegt sie jetzt der Menge.

KARL.

Eilt, rettet sie!

LA HIRE.

Ich folg' euch, kommt!

BURGUND.

Wir Alle!

(Sie eilen fort.)

NEUNTER AUFTRITT.

(Eine andere öde Gegend des Schlachtfelds. Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.)

EIN RITTER *in ganz schwarzer Rüstung, mit geschloss'nem Visier.* JOHANNA *verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.*

JOHANNA.

Arglist'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!
Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal
Von vieler Brittensöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

SCHWARZER RITTER.

Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

JOHANNA.

Verhasst in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer bist du? Oeffne dein Visier. — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

SCHWARZER RITTER.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?

JOHANNA.

Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Dass mir das Unglück an der Seite steht.

SCHWARZER RITTER.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
Eh' es sich zürnend selbst befreit, es hasst
Die Treu' und Keinem dient es bis an's Ende.

JOHANNA.

Was heissest du in Mitte meines Laufs
Mich stillestehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Gelübde!

SCHWARZER RITTER.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

JOHANNA.

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

SCHWARZER RITTER.

Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten;
Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
— Geh' nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

JOHANNA.

Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen,
Das mich erschrecken und verwirren will?
Was massest du dir an, mir falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du stehst
Mir Rede, oder stirbst von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

SCHWARZER RITTER (berührt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen.)

Tödte! was sterblich ist!

(Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter versinkt.)

JOHANNA steht Anfangs erstaunt; fasst sich aber bald wieder.

Es war nichts Lebendes! Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Herauf gestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehen.)

ZEHNTER AUFTRITT.

LIONEL. JOHANNA.

LIONEL.

Verfluchte, rüste dich zum Kampf — Nicht Beide
Verlassen wir lebendig diesen Platz.
Du hast die Besten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die grosse Seele
In meinen Busen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile sein Geschick.
Und dass du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsers Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.

(Er dringt auf sie ein; nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloses Glück!

(Er ringt mit ihr.)

JOHANNA ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reisst ihm den Helm gewaltsam herunter, dass sein Gesicht entblösst wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten.

Erleide, was du suchtest,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In diesem Augenblicke sieht sie ihm in's Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und lässt dann langsam den Arm sinken.)

LIONEL.

Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.)

Entfliehen soll ich? *Dir* soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

JOHANNA mit abgewandtem Gesicht.

Ich will nichts davon wissen, dass dein Leben
In meine Macht gegeben war.

LIONEL.

Ich hasse dich und dein Geschenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabscheut, der dich tödten wollte.

JOHANNA.

Tödte mich
— Und fliehe!

LIONEL.

Ha! was ist das?

JOHANNA verbirgt das Gesicht.

Wehe mir!

LIONEL tritt ihr näher.

Du tödtest, sagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonen?

JOHANNA erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, lässt es aber, wie sie ihn ins Gesicht fasst, schnell wieder sinken.

Heil'ge Jungfrau!

LIONEL.

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiss *nichts* von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir!

JOHANNA in der heftigsten Beängstigung.

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

LIONEL betrachtet sie mit Theilnahme und tritt ihr näher.

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührst mich, du hasst Grossmuth ausgeübt,
An mir allein, ich fühle, dass mein Hass
Verschwindet, ich muss Antheil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

JOHANNA.

Fort! Entfliehe!

LIONEL.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! Komm! Entsage dieser grässlichen
Verbindung — Wirf sie von dir diese Waffen!

JOHANNA.

Ich bin unwürdig, sie zu führen!

LIONEL.

Wirf
Sie von dir, schnell, und folge mir!

JOHANNA mit Entsetzen.

Dir folgen!

LIONEL.

Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber säume nicht.
Mich fasst ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —

(Bemächtigt sich ihres Armes.)

JOHANNA.

Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden —

LIONEL.

Ich beschütze dich!

JOHANNA.

Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!

LIONEL.

Bin ich dir theuer?

JOHANNA.

Heilige des Himmels!

LIONEL.

Werd' ich dich wiedersehen? Von dir hören?

JOHANNA.

Nie! Niemals!

LIONEL.

Dieses Schwert zum Pfand, dass ich
Dich wiedersehe!

(Er entreisst ihr das Schwert.)

JOHANNA.

Rasender, du wagst es?

LIONEL.

Jetzt weich' ich der Gewalt, ich seh' dich wieder!

(Er geht ab.)

EILFTER AUFTRITT.

DUNOIS *und* LA HIRE. JOHANNA.

LA HIRE.

Sie lebt! Sie ist's!

DUNOIS.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

LA HIRE.

Flieht dort nicht Lionel?

DUNOIS.

Lass ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache siegt.
Rheims öffnet seine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

LA HIRE.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!

(Johanna schwindelt und will sinken.)

DUNOIS.

Sie ist verwundet — Reisst den Panzer auf —
Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.

LA HIRE.

Ihr Blut entfliesst.

JOHANNA.

Lasst es mit meinem Leben
Hinströmen!

(Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

VIERTER AUFZUG.

Ein festlich ausgeschmückter Saal, die Säulen sind mit Festons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.

ERSTER AUFTRITT.

JOHANNA.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,

Durch alle Strassen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festes-Glanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims fasst nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich noch jüngst in blut'gem Hass getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Franken sich bekennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewusst,
Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all' dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet;
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
Ins britt'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muss ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterinn,
Des höchsten Gottes Kriegerinn,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham!

(Die Musik hinter der Scene geht in eine weiche schmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!

Dass der Sturm der Schlacht mich fasste,
Speere sausend mich umtönten
In des heissen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen,
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuths-Thränen!

(Nach einer Pause lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum musst' ich ihm in die Augen sehn!
Die Züge schaun des edeln Angesichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen musstest du's vollbringen!
Sobald du *sahst*, verliess dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen, sie versinkt in eine stillen Wehmuth.)

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche! mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelsköniginn!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Musstest du ihn auf mich laden
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf!

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle *sie*, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtinn weiche Seele!

Kümmert *mich* das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh.
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

ZWEITER AUFTRITT.

AGNES SOREL. JOHANNA.

SOREL kommt in lebhafter Rührung; wie sie die Jungfrau erblickt, eilt sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich besinnt sie sich, lässt sie los und fällt vor ihr nieder.)

Nein! Nicht so! Hier im Staub vor dir —

JOHANNA will sie aufheben.

Steh auf!
Was ist dir? Du vergissest dich und mich.

SOREL.

Lass mich! Es ist der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füssen niederwirft — ich muss
Mein überwallend Herz vor Gott ergiessen;
Den Unsichtbaren bet' ich an in *dir*.
Du bist der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone schmückt.
Was ich zu sehen nie geträumt, es ist
Erfüllt! Der Krönungzug bereitet sich,
Der König steht im festlichen Ornat,
Versammelt sind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Insignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend strömt das Volk;
Es schallt der Reigen und die Glocken tönen.
O dieses Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt sie sanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem sie der Jungfrau näher in's Auge sieht.)

Doch *du* bleibst immer ernst und streng; du kannst

Das Glück erschaffen, doch du theilst es nicht.
Dein Herz ist kalt, du fühlst nicht unsre Freuden,
Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn,
Die reine Brust bewegt kein irdisch Glück.

(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, lässt sie aber schnell wieder fahren.)

O könntest du ein Weib seyn und empfinden!
Leg' diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
Bekenne dich zum sanfteren Geschlechte!
Mein liebend Herz flieht scheu vor dir zurück,
So lange du der strengen Pallas gleichst.

JOHANNA.

Was forderst du von mir!

SOREL.

Entwaffne dich!
Leg' diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet
Sich dieser stahlbedecken Brust zu nahn.
O sey ein Weib und du wirst Liebe fühlen!

JOHANNA.

Jetzt soll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Brust entblössen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o möchte siebenfaches Erz
Vor euern Festen, vor mir selbst mich schützen!

SOREL.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu sehn — es ist noch schöner, ihn zu lieben!

(Johanna wendet sich mit Abscheu hinweg.)

Du hassest ihn! Nein, nein du kannst ihn nur
Nicht lieben — Doch wie solltest du ihn hassen!
Man hasst nur den, der den Geliebten uns
Entreisst; doch dir ist keiner der Geliebte!
Dein Herz ist ruhig — Wenn es fühlen könnte —

JOHANNA.

Beklage mich! Beweine mein Geschick!

SOREL.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du hast dein Wort gelös't, Frankreich ist frei,
Bis in die Krönungsstadt hast du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erstritten;
Dir huldiget, dich preist ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überströmend fliesst
Dein Lob; du bist die Göttinn dieses Festes;
Der König selbst mit seiner Krone strahlt
Nicht herrlicher, als du.

JOHANNA.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefsten Schoss der Erde!

SOREL.

Was ist dir? Welche seltsame Bewegung!
Wer dürfte frei aufschaun an diesem Tage,
Wenn *du* die Blicke niederschlagen sollst!
Mich lass erröthen, mich, die neben dir
So klein sich fühlt, zu deiner Heldenstärke sich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn soll ich meine ganze Schwäche dir
Gestehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, *ihm* jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, *ihm* streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ist's.

JOHANNA.

O du bist glücklich! Selig preise dich!
Du liebst, wo Alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschliessen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern fluthend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, sie heil'gen es;
Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz,
Eins bist du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebst das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du siehst, ist deiner Liebe Glanz!

SOREL *ihr um den Hals fallend.*

O du entzückst mich, du verstehst mich ganz!
Ja ich verkannte dich, du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst du mächtig aus.
Von seiner Furcht und Scheue löst sich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

JOHANNA *entreisst sich mit Heftigkeit ihren Armen.*

Verlass mich! Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe!
Sey glücklich, geh! Mich lass in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen —

SOREL.

Du erschreckst mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und stets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Wesen.
Wer möcht' es fassen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erschreckt!

JOHANNA.

Du bist die Heilige! *Du* bist die Reine!
Sähst du mein Innerstes, du stiessest schaudernd
Die Feindinn von dir, die Verrätherinn!

DRITTER AUFTRITT.

DUNOIS. DU CHATEL *und* LA HIRE *mit der Fahne der Johanna.*

DUNOIS.

Dich suchen wir, Johanna. Alles ist
Bereit; der König sendet uns, er will,
Dass du vor ihm die heil'ge Fahne tragest;
Du sollst dich schliessen an der Fürsten Reihn,
Die Nächste an ihm selber sollst du gehn:
Denn er verläugnet's nicht und alle Welt
Soll es bezeugen, dass er dir allein
Die Ehre dieses Tages zuerkennt.

LA HIRE.

Hier ist die Fahne. Nimm sie, edle Jungfrau!
Die Fürsten warten und es harrt das Volk.

JOHANNA.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

DUNOIS.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Ist rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du schwangst sie im Gefechte; trage sie
Zur Zierde nun auf diesem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, sie bebt schaudernd davor zurück.)

JOHANNA.

Hinweg! Hinweg!

LA HIRE.

Was ist dir? Du erschrickst
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh sie an!

(Er rollt die Fahne auseinander.)

Es ist dieselbe, die du siegend schwangst.
Die Himmelsköniginn ist drauf gebildet,

Die über einer Erdenkugel schwebt;
Denn also lehrte dich's die heil'ge Mutter.

JOHANNA mit Entsetzen hinschauend:

Sie ist's! Sie selbst! Ganz so erschien sie mir.
Seht, wie sie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finstern Wimpern schaut!

SOREL.

O sie ist ausser sich! Komm zu dir selbst!
Erkenne dich! Du siehst nichts Wirkliches!
Das ist ihr irdisch nachgeahmtes Bild,
Sie selber wandelt in des Himmels Chören!

JOHANNA.

Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen?
Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze,
Und lass sie fallen auf mein schuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen!

DUNOIS.

Weh uns! Was ist das! Welch' unsel'ge Reden!

LA HIRE erstaunt zu Du Chatel.

Begreift Ihr diese seltsame Bewegung?

DU CHATEL.

Ich sehe, was ich seh'. Ich hab' es längst
Gefürchtet.

DUNOIS.

Wie? Was sagt Ihr?

DU CHATEL.

Was ich denke,
Darf ich nicht sagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

LA HIRE.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieser Fahne
Ausging, sich auf dich selbst zurück gewendet?
Den Britten lass vor diesem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs ist es fürchterlich,
Doch seinen treuen Bürgern ist es gnädig.

JOHANNA.

Ja, du sagst recht! Den Freunden ist es hold,
Und auf die Feinde sendet es Entsetzen!

(Man hört den Krönungsmarsch.)

DUNOIS.

So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, sie ergreift sie mit heftigem Widerstreben und geht ab; die Andern folgen.)

VIERTER AUFTRITT.

Die Scene verwandelt sich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

ZUSCHAUER *erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten* BERTRAND, CLAUDE MARIE *und* ETIENNE *und kommen vorwärts, in der Folge auch* MARGOT *und* LOUISON. *Der Krönungsmarsch erschallt gedämpft aus der Ferne.*

BERTRAND.

Hört die Musik! Sie sind's! Sie nahen schon!
Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, dass wir vom Aufzug nichts verlieren!

ETIENNE.

Es ist nicht durchzukommen. Alle Strassen sind
Von Menschen vollgedrängt, zu Ross und Wagen.
Lasst uns hieher an diese Häuser treten,
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüber kommt!

CLAUDE MARIE.

Ist's doch, als ob
Halb Frankreich sich zusammen hier gefunden;
So allgewaltig ist die Fluth, dass sie
Auch uns im fernen lothringischen Land
Hat aufgehoben und hieher gespühlt!

BERTRAND.

Wer wird
In seinem Winkel müssig sitzen, wenn
Das Grosse sich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiss und Blut genug gekostet,
Bis dass die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und *unser* König, der der wahre ist,
Dem wir die Kron' jetzt geben, soll nicht schlechter
Begleitet seyn, als der Pariser ihrer,
Den sie zu Saint Denis gekrönt! Der ist
Kein Wohlgesinnter, der von diesem Fest
Wegbleibt, und nicht mit ruft: Es lebe der König!

FÜNFTER AUFTRITT.

MARGOT *und* LOUISON *treten zu ihnen.*

LOUISON.

Wir werden unsre Schwester sehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

MARGOT.

Wir werden sie im Glanz
Und in der Hoheit sehn, und zu uns sagen:
Es ist Johanna, es ist unsre Schwester!

LOUISON.

Ich kann's nicht glauben, bis ich sie mit Augen
Gesehn, dass diese Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unsre Schwester
Johanna ist, die uns verloren ging.

(Der Marsch kommt immer näher.)

MARGOT.

Du zweifelst noch! Du wirst's mit Augen sehn!

BERTRAND.

Gebt Acht! Sie kommen!

SECHSTER AUFTRITT.

Flötenspieler und Hoboisten eröffnen den Zug. Kinder folgen, weiss gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter diesen zwei Herolde. Darauf ein Zug von Hellebardieren. Magistratspersonen in der Robe folgen. Hierauf zwei Marschälle mit dem Stabe, Herzog von Burgund, das Schwert tragend, Dunois mit dem Scepter, andere Grosse mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsstabe, andere mit Opfergaben; hinter diesen Ritter in ihrem Ordensschmuck; Chorknaben mit dem Rauchfass, dann zwei Bischöfe mit der Ste. Ampoule, Erzbischof mit dem Crucifix; ihm folgt Johanna mit der Fahne. Sie geht mit gesenktem Haupt und ungewissen Schritten, die Schwestern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erstaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der König unter einem Thronhimmel, welchen vier Barone tragen, Hofleute folgen, Soldaten schliessen. Wenn der Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch.

SIEBENTER AUFTRITT.

LOUISON. MARGOT. CLAUDE MARIE. ETIENNE. BERTRAND.

MARGOT.

Sahst du die Schwester?

CLAUDE MARIE.

Die im goldnen Harnisch,
Die vor dem König herging mit der Fahne?

MARGOT.

Sie war's. Es war Johanna, unsre Schwester!

LOUISON.

Und sie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der schwesterlichen Brust.
Sie sah zur Erde und erschien so blass,
Und unter ihrer Fahne ging sie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich sie sah.

MARGOT.

So hab' ich unsre Schwester nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit gesehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da sie die Heerde trieb auf unsern Bergen,
Dass wir in solcher Pracht sie würden schaun.

LOUISON.

Der Traum des Vaters ist erfüllt, dass wir
Zu Rheims uns vor der Schwester würden neigen.
Das ist die Kirche, die der Vater sah
Im Traum, und Alles hat sich nun erfüllt.
Doch der Vater sah auch traurige Gesichte;
Ach, mich bekümmert's, sie so gross zu sehn!

BERTRAND.

Was stehn wir müssig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzusehn!

MARGOT.

Ja, kommt!
Vielleicht, dass wir der Schwester dort begegnen.

LOUISON.

Wir haben sie gesehen. Kehren wir
In unser Dorf zurück.

MARGOT.

Was? Eh' wir sie
Begrüsst und angeredet?

LOUISON.

Sie gehört
Uns nicht mehr an; bei Fürsten ist ihr Platz
Und Königen — Wer sind wir, dass wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da sie noch unser war!

MARGOT.

Wird sie sich unser schämen, uns verachten?

BERTRAND.

Der König selber schämt sich unser nicht,
Er grüsste freundlich auch den Niedrigsten.
Sey sie so hoch gestiegen, als sie will,
Der König ist doch grösser!

(Trompeten und Pauken erschallen aus der Kirche.)

CLAUDE MARIE.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrunde, wo sie sich unter dem Volke verlieren.)

ACHTER AUFTRITT.

THIBAUT *kommt, schwarz gekleidet,* RAIMOND *folgt ihm und will ihn zurück halten.*

RAIMOND.

Bleibt, Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier seht Ihr lauter frohe Menschen,
Und Euer Gram beleidigt dieses Fest.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

THIBAUT.

Sahst du mein unglückselig Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

RAIMOND.

O ich bitt' Euch, flieht!

THIBAUT.

Bemerktest du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand;
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(Er will gehen.)

RAIMOND.

Bleibt! Was wollt Ihr thun?

THIBAUT.

Ich will sie überraschen, will sie stürzen
Von ihrem eiteln Glück; ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.

RAIMOND.

Ach! Erwägt es wohl!
Stürzt Euer eigen Kind nicht in's Verderben!

THIBAUT.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.

(Johanna stürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adorirt sie und küsst ihre Kleider, sie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie ist's! Bleich stürzt sie aus der Kirche,
Es treibt die Angst sie aus dem Heiligthum.
Das ist das göttliche Gericht, das sich
An ihr verkündiget! —

RAIMOND.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, dass ich länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich habe Eure Tochter wieder gesehn,
Und fühle, dass ich sie auf's Neu' verliere!

(Er geht ab, Thibaut entfernt sich auf der entgegengesetzten Seite.)

NEUNTER AUFTRITT.

JOHANNA. VOLK. *Hernach ihre* SCHWESTERN.

JOHANNA hat sich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.

Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muss ich suchen!
Die Fahne liess ich in dem Heiligthum,
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louison, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

MARGOT hervortretend.

Sie ist's! Johanna ist's!

LOUISON eilt ihr entgegen.

O meine Schwester!

JOHANNA.

So war's kein Wahn — ihr seyd es — Ich umfass' euch,
Dich, meine Louison! Dich, meine Margot!
Hier in der fremden menschenreichen Oede
Umfang' ich die vertraute Schwesterbrust!

MARGOT.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.

JOHANNA.

Und eure Liebe führt euch zu mir her,
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verliess!

LOUISON.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

MARGOT.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,

Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf,
Und hergeführt zu dieses Festes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!

JOHANNA schnell.

Der Vater ist mit euch!
Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?

MARGOT.

Der Vater ist nicht mit uns.

JOHANNA.

Nicht? Er will sein Kind
Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?

LOUISON.

Er weiss nicht, dass wir hier sind.

JOHANNA.

Weiss es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr schweigt?
Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?

MARGOT.

Seitdem du weg bist —

LOUISON winkt ihr.

Margot!

MARGOT.

Ist der Vater
Schwermüthig worden.

JOHANNA.

Schwermüthig!

LOUISON.

Tröste dich!
Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird sich fassen, sich zufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, dass du glücklich bist.

MARGOT.

Du bist doch glücklich? Ja, du musst es seyn,
Da du so gross bist und geehrt!

JOHANNA.

Ich bin's,
Da ich *euch* wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder seyn, nicht wieder werden!

(Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisons Brust. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich und bleiben schüchtern in der Ferne stehen.)

MARGOT.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz; sie ist so sanft
Und spricht so freundlich, als sie nie gethan,
Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen; Johanna sieht sie mit starren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

JOHANNA.

Wo war ich? Sagt mir! War das Alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn lebhaft träumt sich's unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich selbst
Hieher? Nie, nie verliess ich Dom Remi!
Gesteht mir's offen und erfreut mein Herz.

LOUISON.

Wir *sind* zu Rheims, Dir hat von diesen Thaten
Nicht blos geträumt; du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick' um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Brust, besinnt sich und erschrickt.)

BERTRAND.

Aus meiner Hand empfingt Ihr diesen Helm.

CLAUDE MARIE.

Es ist kein Wunder, dass Ihr denkt zu träumen,
Denn was Ihr ausgerichtet und gethan,
Kann sich im Traum nicht wunderbarer fügen.

JOHANNA schnell.

Kommt, lasst uns fliehn! Ich geh' mit euch, ich kehre
In unser Dorf, in Vaters Schoss zurück.

LOUISON.

O komm! Komm mit uns!

JOHANNA.

Diese Menschen alle
Erheben mich weit über mein Verdienst!
Ihr habt mich kindisch, klein und schwach gesehn;
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

MARGOT.

Du wolltest allen diesen Glanz verlassen!

JOHANNA.

Ich werf' ihn von mir, den verhassten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtinn will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büssen will ich's mit der strengsten Busse,
Dass ich mich eitel über euch erhob!

(Trompeten erschallen.)

ZEHNTER AUFTRITT.

Der KÖNIG *tritt aus der Kirche; er ist im Krönungs-Ornat.* AGNES SOREL, ERZBISCHOF, BURGUND, DUNOIS, LA HIRE, DU CHATEL, RITTER, HOFLEUTE *und* VOLK.

ALLE STIMMEN rufen wiederholt, während dass der König vorwärts kommt.

Es lebe der König, Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König gibt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillschweigen.)

KÖNIG.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott auf's Haupt gesetzt,
Durch's Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benetzt;
Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen.
Gedankt sey Allen, die für uns gefochten,
Und Allen, die uns widerstanden, sey
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sey — Gnade!

VOLK.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

KÖNIG.

Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie *sichtbarer* Weise
Aus seiner Hand empfangen.

(Zur Jungfrau sich wendend.)

Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name soll dem heiligen *Denis*
Gleich seyn, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben!

VOLK.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterinn!
(Trompeten.)

KÖNIG zur Johanna.

Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen?
Doch wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und lass dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, dass wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(Ein allgemeines Stillschweigen; jedes Auge ist auf die Jungfrau gerichtet.)

JOHANNA plötzlich aufschreiend.

Gott! Mein Vater!

EILFTER AUFTRITT.

THIBAUT *tritt aus der Menge und steht ihr gerade gegenüber.*

MEHRERE STIMMEN.

Ihr Vater!

THIBAUT.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

BURGUND.

Ha! Was ist das?

DU CHATEL.

Jetzt wird es schrecklich tagen!

THIBAUT zum König.

Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.

(Alle treten mit Entsetzen zurück.)

DUNOIS.

Ras't dieser Mensch?

THIBAUT.

Nicht ich, du aber rasest,
Und diese hier, und dieser weise Bischof,
Die glauben, dass der Herr der Himmel sich
Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
Lass sehn, ob sie auch in des Vaters Stirn'
Der dreisten Lüge Gaukelspiel behauptet,
Womit sie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?

(Allgemeine Stille; alle Blicke sind auf sie gespannt; sie steht unbeweglich.)

SOREL.

Gott, sie verstummt!

THIBAUT.

Das muss sie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle Tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte
Ward es ersonnen, unterm Zauberbaum,
Wo schon von Alters her die bösen Geister
Den Sabbat halten — Hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Theil,
Dass er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Lasst sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

BURGUND.

Entsetzlich! — Doch dem Vater muss man glauben,
Der wider seine eigne Tochter zeugt!

DUNOIS.

Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden,
Der in dem eignen Kind sich selber schändet!

SOREL zur Johanna.

O rede! Brich dies unglücksel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen fest auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber sprich! Vernichte
Die grässliche Beschuldigung — Erkläre,
Du seyst unschuldig und wir glauben dir.

(Johanna steht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entsetzen von ihr hinweg.)

LA HIRE.

Sie ist erschreckt. Erstaunen und Entsetzen
Schliesst ihr den Mund. — Vor solcher grässlichen
Anklage muss die Unschuld selbst erbeben.

(Er nähert sich ihr.)

Fass' dich, Johanna. Fühle dich. Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beschäme, strafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend schmäht.

(Johanna steht unbeweglich. La Hire tritt entsetzt zurück; die Bewegung vermehrt sich.)

DUNOIS.

Was zagt das Volk? Was zittern selbst die Fürsten?
Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich,
Ich selbst für sie mit meiner Fürstenehre!
Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin;
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerschlag; Alle stehen entsetzt.)

THIBAUT.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du seyst schuldlos. Läugn' es, dass der Feind
In deinem Herzen ist, und straf' mich Lügen!

(Ein zweiter stärkerer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten.)

BURGUND.

Gott schütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

DU CHATEL zum König.

Kommt! Kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!

ERZBISCHOF zur Johanna.

Im Namen Gottes frag' ich dich. Schweigst du
Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme *für* dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gib ein Zeichen!

Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerschläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, La Hire, und Du Chatel gehen ab.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

DUNOIS. JOHANNA.

DUNOIS.

Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Zorn, verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber *mir* vertraue dich;
An deiner Unschuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag' mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, dass du meinem Arme
Getrost vertraust und deiner guten Sache.

(Er reicht ihr die Hand hin, sie wendet sich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in starrem Entsetzen stehen.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

JOHANNA. DU CHATEL. DUNOIS, *zuletzt* RAIMOND.

DU CHATEL zurückkommend.

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Dass Ihr die Stadt verlasset ungekränkt.
Die Thore stehn Euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch schützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen. — Welch ein Ausgang!

(Er geht. Dunois fährt aus seiner Erstarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Diese steht einen Augenblick ganz allein. Endlich erscheint *Raimond*, bleibt eine Weile in der Ferne stehen, und betrachtet sie mit stillem Schmerz. Dann tritt er auf sie zu und fasst sie bei der Hand.)

RAIMOND.

Ergreift den Augenblick. Die Strassen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will Euch führen.

(Bei seinem Anblick gibt sie das erste Zeichen der Empfindung, sieht ihn starr an, und blickt zum Himmel; dann ergreift sie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

FÜNFTER AUFZUG.

(Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es ist ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwischen Schiessen.)

ERSTER AUFTRITT.

KÖHLER *und* KÖHLERWEIB.

KÖHLER.

Das ist ein grausam, mörd'risch Ungewitter;
Der Himmel droht in Feuerbächen sich
Herabzugiessen, und am hellen Tag
Ist's Nacht, dass man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelass'ne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eschen ihre Krone,
Und dieser fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Dass sie sich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menschen keinen Frieden stiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschützes;
Die beiden Heere stehen sich so nah,
Dass nur der Wald sie trennt, und jede Stunde
Kann es sich blutig fürchterlich entladen.

KÖHLERWEIB.

Gott steh' uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geschlagen und zerstreut.
Wie kommt's, dass sie auf's Neu' uns ängstigen?

KÖHLER.

Das macht, weil sie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böse Feind uns nicht mehr hilft,
Geht Alles rückwärts.

KÖHLERWEIB.

Horch! Wer naht sich da?

ZWEITER AUFTRITT.

RAIMOND *und* JOHANNA *zu den* VORIGEN.

RAIMOND.

Hier seh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus; drei Tage schon seyd Ihr
Herumgeirrt, der Menschen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren Eure Speise.

(Der Sturm legt sich, es wird hell und heiter.)

Es sind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!

KÖHLER.

Ihr scheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unser schlechtes Dach vermag, ist euer.

KÖHLERWEIB.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt ist eine schwere Zeit,
Wo auch das Weib sich in den Panzer steckt!
Die Königinn selbst, Frau Isabeau, sagt man,
Lässt sich gewaffnet sehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König unsern Herrn gefochten.

KÖHLER.

Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

RAIMOND zur Johanna.

Ihr seht, es sind nicht alle Menschen grausam;
Auch in der Wildniss wohnen sanfte Herzen.
Erheitert Euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich strahlend geht die Sonne nieder.

KÖHLER.

Ich denk', ihr wollt zu unsers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiset — Seht euch vor!
Die Engelländer stehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren streifen durch den Wald.

RAIMOND.

Weh uns! Wie ist da zu entkommen?

KÖHLER.

Bleibt,
Bis dass mein Bub zurück ist aus der Stadt,
Der soll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Dass ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

RAIMOND zur Johanna.

Legt den Helm ab und die Rüstung;
Sie macht Euch kenntlich und beschützt Euch nicht.

(Johanna schüttelt den Kopf.)

KÖHLER.

Die Jungfrau ist sehr traurig — Still! wer kommt da?

DRITTER AUFTRITT.

KÖHLERWEIB *kommt aus der Hütte mit einem Becher.* KÖHLERBUB.

KÖHLERWEIB.

Es ist der Bub, den wir zurück erwarten.

(Zur Johanna.)

Trinkt edle Jungfrau! Mögs Euch Gott gesegnen!

KÖHLER zu seinem Sohn.

Kommst du, Anet? Was bringst du?

KÖHLERBUB hat die Jungfrau ins Auge gefasst, welche eben den Becher an den Mund setzt; er erkennt sie, tritt auf sie zu und reisst ihr den Becher vom Munde.

Mutter! Mutter!

Was macht Ihr? Wen bewirthet Ihr? Das ist die Hexe
Von Orleans!

KÖHLER *und* KÖHLERWEIB.

Gott sey uns gnädig!

(Bekreuzen sich und entfliehen.)

VIERTER AUFTRITT.

RAIMOND. JOHANNA.

JOHANNA gefasst und sanft.

Du siehst, mir folgt der Fluch, und Alles flieht mich;
Sorg' für dich selber und verlass mich auch.

RAIMOND.

Ich Euch verlassen! Jetzt! Und wer soll Euer
Begleiter seyn?

JOHANNA.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du hast den Donner über mir gehört.
Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne dass ich's suche.

RAIMOND.

Wo wollt Ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehn die Unsern, die Euch ausgestossen,
Verbannt —

JOHANNA.

Mich wird nichts treffen, als was seyn muss.

RAIMOND.

Wer soll Euch Nahrung suchen? Wer Euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?

JOHANNA.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig und an Leben reich
Ist die Natur.

RAIMOND fasst sie bei der Hand.

Wollt Ihr nicht in Euch gehn?
Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoss
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

JOHANNA.

Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

RAIMOND.

Muss ich nicht? Euer schweigendes Geständniss —

JOHANNA.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstiess, du hältst mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entsagt —

(Raimond schweigt.)

O das ist hart!

RAIMOND erstaunt.

Ihr wäret wirklich keine Zauberinn?

JOHANNA.

Ich eine Zauberinn?

RAIMOND.

Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

JOHANNA.

Mit welcher sonst?

RAIMOND.

Und Ihr verstummtet auf die grässliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!

JOHANNA.

Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

RAIMOND.

Ihr konntet Eurem Vater nichts erwiedern!

JOHANNA.

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung seyn.

RAIMOND.

Der Himmel selbst bezeugte Eure Schuld!

JOHANNA.

Der Himmel sprach; drum schwieg ich.

RAIMOND.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort Euch reinigen, und liesst
Die Welt in diesem unglücksel'gen Irrthum?

JOHANNA.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

RAIMOND.

Ihr littet alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!
— Ich staune über Euch, ich steh' erschüttert;
Im tiefsten Busen kehrt sich mir das Herz!
O gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit;
Denn schwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, dass ein menschlich Herz
Das Ungeheure schweigend würde tragen!

JOHANNA.

Verdient' ich's, die Gesendete zu seyn,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte!
Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig;
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewusst!

RAIMOND.

O kommt, kommt, lasst uns eilen, Eure Unschuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

JOHANNA.

Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!
Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fliessen.

RAIMOND.

Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —

JOHANNA ihn sanft bei der Hand fassend.

Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.
Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiss
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

FÜNFTER AUFTRITT.

KÖNIGINN ISABEAU *mit* SOLDATEN *erscheint im Hintergrunde.*

ISABEAU noch hinter der Scene.
Dies ist der Weg ins engelländ'sche Lager!

RAIMOND.
Weh uns! die Feinde!

(Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna und taumeln erschrocken zurück.)

ISABEAU.
Nun! was hält der Zug!

SOLDATEN.
Gott steh uns bei!

ISABEAU.
Erscheint euch ein Gespenst?
Seyd ihr Soldaten? Memmen seyd ihr! — Wie?

(Sie drängt sich durch die Andern, tritt hervor und fährt zurück, wie sie die Jungfrau erblickt.)

Was seh' ich! Ha!

(Schnell fasst sie sich und tritt ihr entgegen.)

Ergib dich! Du bist meine
Gefangene!

JOHANNA.
Ich bin's.

(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

ISABEAU zu den Soldaten.
Legt sie in Ketten!

(Die Soldaten nahen sich der Jungfrau schüchtern; sie reicht den Arm hin und wird gefesselt.)

Ist das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer scheuchte,
Die jetzt sich selbst nicht beschützen kann?
Thut sie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

(Zur Jungfrau.)

Warum verliessest du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beschützer?

JOHANNA.
Ich bin verbannt.

ISABEAU erstaunt zurücktretend.
Was? Wie? Du bist verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

JOHANNA.
Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht; bestimme mein Geschick.

ISABEAU.
Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm hast aufgesetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt sie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgespenst, vor dem sie so gezittert!
Sie eine Zauberinn? Ihr ganzer Zauber
Ist euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine *Närrinn* ist sie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt sie zu Lionel —
Das Glück der Franken send' ich ihm gebunden;
Gleich folg' ich selbst.

JOHANNA.
Zu Lionel? Ermorde mich
Gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest.

ISABEAU zu den Soldaten.
Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr!

(Geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

JOHANNA. SOLDATEN.

JOHANNA zu den Soldaten.
Engländer! Duldet nicht, dass ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz,
Reisst mich entseelt zu eures Feldherrn Füssen!
Denkt, dass Ich's war, die eure Trefflichsten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engelländ'schen Bluts,
Vergossen, euren tapfern Heldensöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blutige Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So schwach mich sehn —

ANFÜHRER DER SOLDATEN.
Thut, was die Königinn befahl!

JOHANNA.
Sollt' ich
Noch unglücksel'ger werden, als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand ist schwer!
Hast du mich ganz aus deiner Huld verstossen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr;
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen.

(Sie folgt den Soldaten.)

SIEBENTER AUFTRITT.

Das französische Lager.

DUNOIS *zwischen dem* ERZBISCHOF *und* DU CHATEL.

ERZBISCHOF.
Bezwinget Euern finstern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu Euerm König!
Verlasset nicht die allgemeine Sache
In diesem Augenblick, da wir auf's Neu'
Bedränget, Eures Heldenarms bedürfen.

DUNOIS.
Warum sind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind sich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war siegend und der Krieg geendigt.
Die Retterinn habt ihr verbannt; nun rettet
Euch selbst! Ich aber will das Lager
Nicht wieder sehen, wo sie nicht mehr ist.

DU CHATEL.
Nehmt bessern Rath an, Prinz! Entlasst uns nicht
Mit einer solchen Antwort!

DUNOIS.
Schweigt, Du Chatel!
Ich hasse Euch; von Euch will ich nichts hören.
Ihr seyd es, der zuerst an ihr gezweifelt.

ERZBISCHOF.
Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an diesem unglücksel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen sie bewiesen!
Wir waren überrascht, betäubt; der Schlag
Traf zu erschütternd unser Herz — Wer konnte
In dieser Schreckensstunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Besonnenheit zurück;
Wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir sind verwirrt — wir fürchten, schweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,

Der Herzog klagt sich an, La Hire ist trostlos,
Und jedes Herz hüllt sich in Trauer ein.

DUNOIS.

Sie eine Lügnerinn? Wenn sich die Wahrheit
Verkörpern will in sichtbarer Gestalt,
So muss sie ihre Züge an sich tragen!
Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muss sie wohnen!

ERZBISCHOF.

Der Himmel schlage durch ein Wunder sich
Ins Mittel, und erleuchte dies Geheimniss,
Das unser sterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie sich's auch entwirren mag und lösen,
Eins von den beiden haben wir verschuldet!
Wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und Beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieses unglücksel'ge Land!

ACHTER AUFTRITT.

EIN EDELMANN *zu den* VORIGEN, *hernach* RAIMOND.

EDELMANN.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fordert dringend, mit dir selbst zu reden,
Er komme, sagt er, von der Jungfrau —

DUNOIS.

Eile!
Bringt ihn herein! Er kommt von ihr!

(Edelmann öffnet dem *Raimond* die Thür. Dunois eilt ihm entgegen.)

Wo ist sie?
Wo ist die Jungfrau?

RAIMOND.

Heil Euch, edler Prinz!
Und Heil mir, dass ich diesen frommen Bischof,
Den Heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlass'nen bei Euch finde!

DUNOIS.

Wo ist die Jungfrau?

ERZBISCHOF.

Sag' es uns, mein Sohn!

RAIMOND.

Herr, sie ist keine schwarze Zauberinn!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum ist das Volk. Ihr habt die Unschuld
Verbannt, die Gottgesendete verstossen!

DUNOIS.

Wo ist sie? Sage!

RAIMOND.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald;
Mir hat sie dort ihr Innerstes gebeichtet.
In Martern will ich sterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn sie nicht rein ist, Herr, von aller Schuld!

DUNOIS.

Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!
Wo ist sie? sprich!

RAIMOND.

O wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet sie!
Sie ist gefangen bei den Engelländern.

DUNOIS.

Gefangen! Was?

ERZBISCHOF.

Die Unglückselige!

RAIMOND.

In den Ardennen, wo wir Obdach suchten,
Ward sie ergriffen von der Königinn,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet sie, die Euch gerettet hat,
Von einem grausenvollen Tode!

DUNOIS.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muss sie seyn, noch eh' der Tag sich endet!

(Gehen ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.

JOHANNA *und* LIONEL.

FASTOLF eilig hereintretend.

Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, dass die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödtet sie,
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Zinnen.
Ihr fliessend Blut allein versöhnt das Heer.

ISABEAU kommt.

Sie setzen Leitern an, sie laufen Sturm.
Befriediget das Volk! Wollt Ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren und wir Alle mit verderben?
Ihr könnt sie nicht beschützen. Gebt sie hin.

LIONEL.

Lasst sie anstürmen! Lasst sie wüthend toben!
Dies Schloss ist fest, und unter seinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sey die Meine,
Und gegen eine Welt beschütz' ich dich.

ISABEAU.

Seyd Ihr ein Mann?

LIONEL.

Verstossen haben dich
Die Deinen; aller Pflichten bist du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, sie verliessen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen *mein* Volk und das *deine*
Behaupt' ich dich. — Einst liessest du mich glauben,
Dass dir mein Leben theuer sey! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber;
Jetzt hast du keinen Freund, als mich!

JOHANNA.

Du bist
Der Feind mir, der verhasste, meines Volks.
Nichts kann gemein seyn zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, so lass es Segen bringen
Für unsre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüssel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, sende Geisseln
Des Heiligen Vertrags, so biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

ISABEAU.

Willst du in Banden uns Gesetze geben?

JOHANNA.

Thu' es bei Zeiten, denn du musst es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere seyn.
Gefallen sind euch eure Besten, denkt
Auf eine sichere Rückkehr; euer Ruhm
Ist doch verloren, eure Macht ist hin.

ISABEAU.

Könnt Ihr den Trotz der Rasenden ertragen?

ZEHNTER AUFTRITT.

EIN HAUPTMANN *kommt eilig.*

HAUPTMANN.

Eilt Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu stellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen;
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

JOHANNA *begeistert.*

Die Franken rücken an! Jetzt, stolzes England,
Heraus ins Feld! Jetzt gilt es, frisch zu fechten!

FASTOLF.

Unsinnige, bezähme deine Freude!
Du wirst das Ende dieses Tags nicht sehn.

JOHANNA.

Mein Volk wird siegen und ich werde sterben;
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

LIONEL.

Ich spotte dieser Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns her gescheucht in zwanzig Schlachten,
Eh' dieses Heldenmädchen für sie stritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und diese haben sie verbannt. — Kommt, Fastolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königinn, bleibt in diesem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen sich entschieden;
Ich lass' Euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

FASTOLF.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und diese Wüthende im Rücken lassen?

JOHANNA.

Erschreckt dich ein gefesselt Weib?

LIONEL.

Gib mir
Dein Wort, Johann, dich nicht zu befreien!

JOHANNA.

Mich zu befreien ist mein einz'ger Wunsch.

ISABEAU.

Legt ihr dreifache Fesseln an! Mein Leben
Verbürg' ich, dass sie nicht entkommen soll.

(*Sie wird mit schweren Ketten um den Leib und um die Arme gefesselt.*)

LIONEL *zur Johanna.*

Du willst es so! Du zwingst uns! Noch steht's bei dir!
Entsage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du bist frei, und diese Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

FASTOLF *dringend.*

Fort, fort, mein Feldherr!

JOHANNA.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an. Vertheid'ge dich!

(*Trompeten ertönen, Lionel eilt fort.*)

FASTOLF.

Ihr wisst, was Ihr zu thun habt, Königinn!
Erklärt das Glück sich gegen uns, seht Ihr,
Dass unsre Völker fliehen —

ISABEAU *einen Dolch ziehend.*

Sorget nicht!
Sie soll nicht leben, unsern Fall zu sehn.

FASTOLF *zur Johanna.*

Du weisst, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!

(*Er geht ab.*)

EILFTER AUFTRITT.

ISABEAU. JOHANNA. SOLDATEN.

JOHANNA.

Das will ich!
Daran soll Niemand mich verhindern. — Horch!
Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah, sie kann nicht vor euch her, wie sonst,
Die Fahne tragen — schwere Bande fesseln sie,
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs.

ISABEAU *zu einem Soldaten.*

Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin steht und sag' uns, wie die Schlacht sich wendet.

(*Soldat steigt hinauf.*)

JOHANNA.

Muth, Muth, mein Volk! Es ist der letzte Kampf!
Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

ISABEAU.

Was siehest du?

SOLDAT.

Schon sind sie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Barberross,
Im Tigerfell, springt vor mit den Gendarmen.

JOHANNA.

Das ist Graf Dunois! Frisch, wackrer Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

SOLDAT.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

ISABEAU.

Dass zehen Lanzen ihm
In's falsche Herz eindrängen, dem Verräther!

SOLDAT.

Lord Fastolf thut ihm mannhaft Widerstand.
Sie sitzen ab, sie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unsrigen.

ISABEAU.

Siehst du den Dauphin nicht? Erkennst du nicht
Die königlichen Zeichen?

SOLDAT.

Alles ist
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterscheiden.

JOHANNA.

Hätt' er *mein* Auge oder stünd' ich oben,
Das Kleinste nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchsten Lüften.

SOLDAT.

Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng;
Die Grössten, scheint's, die Ersten kämpfen dort.

ISABEAU.

Schwebt unsre Fahne noch?

SOLDAT.

Hoch flattert sie.

JOHANNA.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze schauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

SOLDAT.

Weh' mir! was seh' ich! Unser Feldherr ist
Umzingelt!

ISABEAU zuckt den Dolch auf Johanna.

Stirb, Unglückliche!

SOLDAT schnell.

Er ist befreit.
Im Rücken fasst der tapfere Fastolf
Den Feind — er bricht in seine dichtsten Schaaren.

ISABEAU zieht den Dolch zurück.

Das sprach dein Engel!

SOLDAT.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

ISABEAU.

Wer flieht?

SOLDAT.

Die Franken, die Burgunder fliehn;
Bedeckt mit Flüchtigen ist das Gefilde.

JOHANNA.

Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!

SOLDAT.

Ein schwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk springt ihm zu Hülf, es ist ein Fürst.

ISABEAU.

Der Unsern Einer oder Fränkischen?

SOLDAT.

Sie lösen ihm den Helm, Graf Dunois ist's.

JOHANNA greift mit krampfhafter Anstrengung in ihre Ketten.

Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

SOLDAT.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

JOHANNA lebhaft.

Das ist mein Herr, der König.

SOLDAT.

Sein Ross wird scheu — es überschlägt sich — stürzt,
Er windet schwer arbeitend sich hervor —

(Johanna begleitet diese Worte mit leidenschaftlichen Bewegungen.)

Die Unsern nahen schon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

JOHANNA.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

ISABEAU hohnlachend.

Jetzt ist es Zeit! Jetzt, Retterinn, errette!

JOHANNA stürzt auf die Knie, mit gewaltsam heftiger Stimme betend.

Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu dir, in heissem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich — Du halfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt,
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend fasst' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an,
Und neigt' sich und stürzte das Gebäude —

SOLDAT.

Triumph! Triumph!

ISABEAU.

Was ist's?

SOLDAT.

Der König ist
Gefangen!

JOHANNA springt auf.

So sey Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefasst und zerrissen. In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Soldaten, entreisst ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr mit starrem Erstaunen nach.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* JOHANNA.

ISABEAU nach einer langen Pause.

Was war das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese zentnerschweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht selbst gesehn mit meinen Augen.

SOLDAT auf der Warte.

Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

ISABEAU.

Sprich, ist sie unten?

SOLDAT.

Mitten
Im Kampfe schreitet sie — Ihr Lauf ist schneller
Als mein Gesicht — Jetzt ist sie hier — jetzt dort —
Ich sehe sie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr;
Die Franken stehn, sie stellen sich auf's Neu'!
— Weh mir! Was seh' ich! Unsre Völker werfen
Die Waffen von sich, unsre Fahnen sinken —

ISABEAU.

Was? Will sie uns den sichern Sieg entreissen?

SOLDAT.

Grad' auf den König dringt sie an — sie hat ihn
Erreicht — Sie reisst ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Fastolf stürzt — Der Feldherr ist gefangen.

ISABEAU.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab!

SOLDAT.

Flieht, Königinn! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.

(Er steigt herunter.)

ISABEAU das Schwert ziehend.

So fechtet, Memmen!

DREIZEHNTER AUFTRITT.

LA HIRE *mit* SOLDATEN *kommt. Bei seinem Eintritt streckt das Volk der Königinn die Waffen.*

LA HIRE naht ihr ehrerbietig.

Königinn, unterwerft Euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben sich
Ergeben, aller Widerstand ist unnütz!
— Nehmt meine Dienste an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet seyn.

ISABEAU.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.

(Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Scene verwandelt sich in das Schlachtfeld.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

SOLDATEN *mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der* KÖNIG *und der* HERZOG VON BURGUND; *in den Armen beider Fürsten liegt* JOHANNA, *tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langsam vorwärts.* AGNES SOREL *stürzt herein.*

SOREL wirft sich an des Königs Brust.

Ihr seyd befreit — Ihr lebt — Ich hab' Euch wieder!

KÖNIG.

Ich bin befreit — Ich bin's um diesen Preis!

(Zeigt auf Johanna.)

SOREL.

Johanna! Gott! Sie stirbt!

BURGUND.

Sie hat geendet!
Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie da liegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge;
Kein Athem hebt den Busen mehr, doch Leben
Ist noch zu spüren in der warmen Hand.

KÖNIG.

Sie ist dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'sche nicht mehr schauen.
Schon schwebt sie droben, ein verklärter Geist,
Sieht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue.

SOREL.

Sie schlägt die Augen auf, sie lebt!

BURGUND erstaunt.

Kehrt sie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt sie den Tod?
Sie richtet sich empor! Sie steht!

JOHANNA steht ganz aufgerichtet und schaut umher.

Wo bin ich?

BURGUND.

Bei deinem Volk, Johanna! Bei den Deinen!

KÖNIG.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

JOHANNA, nachdem sie ihn lange starr angesehen.

Nein, ich bin keine Zauberinn! Gewiss,
Ich bin's nicht.

KÖNIG.

Du bist heilig, wie ein Engel;
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

JOHANNA sieht heiter lächelnd umher.

Und bin ich wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verstossen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich Alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh' ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut;
Vor seinem Thron muss ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

KÖNIG mit abgewandtem Gesichte.

Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel ist von einem rosigen Schein beleuchtet.)

JOHANNA.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie liebend mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt todt darauf nieder — Alle stehen lange in sprachloser Rührung — Auf einen leisen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, dass sie ganz davon bedeckt wird.)

DIE BRAUT VON MESSINA,

ODER

DIE FEINDLICHEN BRÜDER.

EIN TRAUERSPIEL MIT CHÖREN.

PERSONEN.

DONNA ISABELLA, Fürstinn von Messina.
DON MANUEL, } ihre Söhne.
DON CESAR, }
BEATRICE.

DIEGO.
BOTEN.
CHOR, besteht aus dem Gefolge der Brüder.
Die AELTESTEN VON MESSINA, reden nicht.

UEBER

DEN GEBRAUCH DES CHORS

IN DER TRAGÖDIE.

Ein poetisches Werk muss sich selbst rechtfertigen, und wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es also gar wohl dem Chor überlassen, sein eigner Sprecher zu seyn, wenn er nur erst selbst auf die gehörige Art zur Darstellung gebracht wäre. Aber das tragische Dichterwerk wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen: nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzu kommen, sie zu beleben. So lange also dem Chor diese sinnlich mächtige Begleitung fehlt, so lange wird er in der Oekonomie des Trauerspiels als ein Aussending, als ein fremdartiger Körper, und als ein Aufenthalt erscheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuschung stört, der den Zuschauer erkältet. Um dem Chor sein Recht anzuthun, muss man sich also von der wirklichen Bühne auf eine *mögliche* versetzen, aber das muss man überall, wo man zu etwas Höherm gelangen will. Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, dass das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut nach einem Ideal arbeiten, der Kunstrichter hat gut nach Ideen urtheilen; die bedingte, beschränkte, ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfniss. Der Unternehmer will bestehen, der Schauspieler will sich zeigen, der Zuschauer will unterhalten und in Bewegung gesetzt seyn. Das Vergnügen sucht er, und ist unzufrieden, wenn man ihm da eine Anstrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuss verschafft. Der höchste Genuss aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen; er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, sein gemeines Leben, sein Individuum vergessen, er will sich in ausserordentlichen Lagen fühlen, sich an den seltsamen Kombinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermisst, auf der Schaubühne finden. Aber er weiss selbst recht gut, dass er nur ein leeres Spiel treibt, dass er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub wie vorher,

denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuschung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit, oder die beliebte Wahrscheinlichkeit nöthig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt.

Die wahre Kunst aber hat es nicht blos auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen: es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht blos in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu *machen,* und dieses dadurch, dass sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.

Und eben darum, weil die wahre Kunst etwas Reelles und Objektives will, so kann sie sich nicht blos mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell seyn —wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs Genaueste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, das ist's, was Wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Foderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben scheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, dass man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen sucht, und eben deswegen Beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer Mahler des Wirklichen seyn, er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen, aber es wird eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Produkt unsers bildenden Geistes seyn, und kann also auch die wohlthätige Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entlässt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück versetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden, der wird sich um keine Wahrheit bekümmern; sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch phantastische und bizarre Kombinationen zu überraschen suchen, und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des Andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich aneinander reihen, heisst nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heisst nicht die Natur darstellen. Beide foderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, dass sie vielmehr — eine und dieselbe sind; dass die Kunst nur dadurch wahr ist, dass sie das Wirkliche ganz verlässt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Blos der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer seyn, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, dass der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, dass sein Werk in *allen* seinen Theilen ideell seyn muss, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Was von Poesie und Kunst im Ganzen wahr ist, gilt auch von allen Gattungen derselben, und es lässt sich ohne Mühe von dem jetzt Gesagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des *Natürlichen* zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunst gibt man zwar nothdürftig, doch mehr aus konventionellen als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man *Illusion,* die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gauklerbetrug seyn würde. Alles Aeussere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — Alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architektur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal; aber die Handlung soll nun einmal real seyn, und der Theil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz missverstanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre, als der blosse ideale Raum, und eine andere Zeit, als blos die stetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man indess der poetischen Tragödie schon um einen grossen Schritt näher gekommen. Es sind einige lyrische Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigne lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrschende Vorurtheil errungen. Aber mit dem Einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es ist nicht genug, dass man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie ist. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt — und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalism in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer seyn, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschliessen, und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.

Die Tagödie der Griechen ist, wie man weiss, aus dem Chor entsprungen. Aber so wie sie sich historisch und der Zeitfolge nach daraus loswand, so kann man auch sagen, dass sie poetisch und dem Geiste nach aus demselben entstanden, und dass ohne diesen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abschaffung des Chors und die Zusammenziehung dieses sinnlich mächtigen Organs in die charakterlose langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war also keine so grosse Verbesserung der Tragödie, als die Franzosen und ihre Nachbeter sich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; sie fand

ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte schon aus der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan; er hilft die Poesie *hervorbringen*. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muss ihn poetisch erschaffen und einführen, das ist, er muss mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurück versetzt wird.

Der Chor leistet daher dem neuern Tragiker noch weit wesentlichere Dienste, als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poesie widerstrebt, und ihn auf die einfachsten, ursprünglichsten und naivsten Motive hinauftreibt. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die sinnlich lebendige Masse, ist, wo sie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muss die Paläste wieder aufthun, er muss die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muss die Götter wieder aufstellen, er muss alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen, und alles künstliche Machwerk *an* dem Menschen und *um* denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äussern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht.

Aber eben so, wie der bildende Künstler die faltige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Parthien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistreich zu verhüllen und sichtbar zu machen, eben so durchflicht und umgibt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weit gefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar seyn; die chemische Farbe verschwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat seine Herrlichkeit, und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muss er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunst ist dieses Jedem leicht verständlich; aber auch in der Poesie, und in der tragischen, von der hier die Rede ist, findet dasselbe statt. Alles, was der Verstand sich im Allgemeinen ausspricht, ist eben so wie das, was blos die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrscht, unausbleiblich das Poetische zerstören; denn dieses liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun ist aber der Mensch so gebildet, dass er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muss also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll sie aber diesen Platz verdienen, so muss sie das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen: denn wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden *zusammen* wirken, so müssen sie *neben einander* wirken, oder die Poesie ist aufgehoben. Wenn die Wage nicht vollkommen inne steht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine *Schwankung* der beiden Schalen hergestellt werden.

Und dieses leistet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentirt sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verlässt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die grossen Resultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor *reinigt* also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert, und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet; eben so wie der bildende Künstler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben so wie sich der Mahler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verstärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so legt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnissmässig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken. Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen, und seinem Gemählde dadurch die tragische Grösse zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muss die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder was jetzt gross und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen. Der alte Chor, in das französische Trauerspiel eingeführt, würde es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zunichte machen; eben derselbe würde ohne Zweifel Shakespears Tragödie erst ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache *Leben* bringt, so bringt er *Ruhe* in die Handlung — aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerkes seyn muss. Denn das Gemüth des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke seyn, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, dass er die Täuschung aufhebe, dass er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu seiner höchsten Empfehlung, denn eben diese blinde Gewalt der Affekte ist es, die der wahre Künstler vermeidet; diese Täuschung ist es, die er zu erregen ver-

schmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung auf einander folgten, so würde das Leiden über die Thätigkeit siegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben. Dadurch, dass der Chor die Theile aus einander hält, und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unsere Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirklichen Wesen, die blos der Gewalt des Moments gehorchen, und blos ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge sie vernimmt, und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischenkunft bändigt, motivirt die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie reden. Sie stehen gewissermassen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher von dem Kunst-Theater zu einem Publikum zu reden.

Soviel über meine Befugniss, den alten Chor auf die tragische Bühne zurückzuführen. Chöre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechischen Trauerspiels, so wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen operhaften Chören wesentlich verschieden, und wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von *Chören* anstatt von einem Chor sprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, dass man nicht recht wisse, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ich habe den Cohr zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als *Chor* und als ideale Person ist er immer Eins mit sich selbst. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgehen lassen; aber auch Æschylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der grösste Meister in dieser Kunst, haben sich dieser Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen seyn. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem Alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muss dem Dichter erlaubt seyn, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.

DIE BRAUT VON MESSINA.

Die Scene ist eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten sind Eingänge, eine grosse Flügelthür in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

DONNA ISABELLA *in tiefer Trauer, die* AELTESTEN VON MESSINA *stehen um sie her.*

ISABELLA.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt,
Heraus zu euch aus den verschwiegenen
Gemächern meines Frauensaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entschleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen,
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterstimme mich
An das entwöhnte Licht der Welt hervor.
Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt
Erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl
Zu seiner letzten Ruhestätte trug,
Der mächtigwaltend dieser Stadt gebot,
Mit starkem Arme gegen eine Welt
Euch schützend, die euch feindlich rings umlagert.
Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz.
Ihr habt sie unter euch in freud'ger Kraft
Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnissvollem Samen
Auch ein unsel'ger Bruderhass empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreissend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernst der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
An diesen Brüsten nährt' ich Beide gleich;
Gleich unter sie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und Beide weiss ich kindlich mir geneigt.
In diesem einz'gen Triebe sind sie eins;
In allem Andern trennt sie blut'ger Streit.
Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrschte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die Heftigbrausenden im Zügel,
Und unter Eines Joches Eisenschwere
Bog er vereinend ihren starren Sinn.
Nicht waffentragend durften sie sich nahn,
Nicht in denselben Mauern übernachten;
So hemmt' er zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs,
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Liess er den *Hass* — Der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.
Was kommen musste, kam. Als er die Augen
Im Tode schloss, und seine starke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepresste Gluth,
Zur offnen Flamme sich entzündend los.
Ich sag' euch, was ihr Alle selbst bezeugt,
Messina theilte sich, die Bruderfehde
Löst' alle heil'ge Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Losung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die [Stadt,
Ja, diese Hallen selbst besprützte Blut.
Des Staates Bande sahet ihr zerreissen,
Doch mir zerris im Innersten das Herz —

Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und spracht dies harte Wort:
» Du siehst, dass deiner Söhne Bruderzwist
» Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
» Die von dem bösen Nachbar rings umgarnt,
» Durch Eintracht nur dem Feinde widersteht.
» — Du bist die Mutter! Wohl, so siehe zu,
» Wie du der Söhne blut'gen Hader stillst.
» Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
» Der Herrscher? Sollen *wir* zu Grunde gehn,
» Weil deine Söhne wüthend sich befehden?
» Wir wollen uns *selbst* rathen ohne sie,
» Und einem andern Herrn uns übergeben,
» Der unser Bestes will und schaffen kann! »
So spracht ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur sorgend und für eure Stadt,
Und wälztet noch die öffentliche Noth
Auf dieses Herz, das von der Mutter Angst
Und Sorgen schwer genug belastet war.
Ich unternahm das nicht zu Hoffende,
Ich warf mit dem zerriss'nen Mutterherzen
Mich zwischen die Ergrimmten, Friede rufend —
Unabgeschreckt, geschäftig, unermüdlich
Beschickt' ich sie, den Einen um den Andern,
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Dass sie's zufrieden sind, in dieser Stadt
Messina, in dem väterlichen Schloss,
Unfeindlich sich von Angesicht zu sehn,
Was nie geschah, seitdem der Fürst verschieden.
Dies ist der Tag! Des Boten harr' ich stündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.
— Seyd dann bereit, die Herrscher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur eure Pflicht zu leisten seyd bedacht;
Fürs Andre lasst uns Andere gewähren.
Verderblich diesem Land, und ihnen selbst
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Versöhnt, vereinigt, sind sie mächtig gnug,
Euch zu beschützen gegen eine Welt,
Und Recht sich zu verschaffen — gegen euch!

(Die Aeltesten entfernen sich schweigend, die Hand auf der Brust. Sie winkt einem alten Diener, der zurückbleibt.)

ISABELLA. DIEGO.

ISABELLA.

Diego!

DIEGO.

Was gebietet meine Fürstinn?

ISABELLA.

Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leiden hast du, meinen Schmerz getheilt;
So theil' auch jetzt das Glück der Glücklichen.
Verpfändet hab' ich deiner treuen Brust
Mein schmerzlich süsses, heiliges Geheimniss.
Der Augenblick ist da, wo es ans Licht
Des Tages soll hervorgezogen werden.
Zu lange schon erstickt' ich der Natur
Gewalt'ge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herrisch waltete.
Jetzt darf sich ihre Stimme frei erheben;
Noch heute soll dies Herz befriedigt seyn,
Und dieses Haus, das lang verödet war,
Versammle Alles, was mir theuer ist.
So lenke denn die alterschweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloster hin,
Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warst es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf bess're Tage,
Den traur'gen Dienst der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jetzt der Glücklichen
Das theure Pfand zurück!

(Man hört in der Ferne blasen.)

O eile, eile,
Und lass die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegerischer Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.

(Diego geht ab. Die Musik lässt sich noch von einer entgegengesetzten Seite immer näher und näher hören.)

ISABELLA.

Erregt ist ganz Messina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt sich brausend her —
Sie sind's! Das Herz der Mutter, mächtig schlagend,
Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie sind's! O meine Kinder, meine Kinder!

(Sie eilt hinaus.)

CHOR tritt auf.

(Er besteht aus zwei Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwei entgegengesetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrunde eintreten, rund um die Bühne gehen, und sich alsdann auf derselben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe stellen. Den einen Halbchor bilden die älteren, den andern die jüngeren Ritter; beide sind durch Farbe und Abzeichen verschieden. Wenn beide Chöre einander gegenüber stehen, schweigt der Marsch und die beiden Chorführer reden *.)

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Dich begrüss ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrscher
Fürstliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach!

Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert!
Vor den Thoren gefesselt
Liege des Streits schlangenhaarigtes Scheusal!
Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der *Eid*, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen;
Zu dem Kampf ist die Faust geballt.
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhasste Gestalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich schreckt die *Eumenide*,
Die Beschirmerinn dieses Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Weisere Fassung
Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüsse zuerst.

(Zu dem zweiten Chor.)

Sey mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle

* Anmerkung des Herausgebers. Der Verfasser hat bei Uebersendung des Manuscripts an das Theater zu Wien einen Vorschlag beigefügt, wie die Reden des Chors unter einzelne Personen vertheilt werden könnten. Der erste Chor sollte nämlich aus *Cajetan*, *Berengar*, *Manfred*, *Tristan* und acht Rittern Don Manuels, der zweite aus *Bohemund*, *Roger*, *Hippolyt* und neun Rittern Don Cesars bestehen. Was jede dieser Personen nach des Verfassers Plane zu sagen haben würde, ist bei dieser Ausgabe angedeutet worden.

Brüderlich theilend,
Dieses Palastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrst!
Weil sich die Fürsten gütlich besprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut;
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber treff' ich dich draussen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

DER GANZE CHOR.

Aber treff' ich dich draussen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

ERSTER CHOR. *Berengar.*

Dich nicht hass' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist Ordnung, so will es das Recht

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter lässt verachten.

DER GANZE CHOR.

Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter lässt verachten.

EINER AUS DEM CHOR. *Berengar.*

Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müssig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brausende Blut.
Sind sie nicht unser, diese Staaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuss
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,
Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen,
Von der Sonne röthlichem Untergang;
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unsre Väter! Die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns als Knechte
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

EIN ZWEITER. *Manfred.*

Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir können es fröhlich geniessen,
Aber es lässt sich nicht sperren und schliessen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den grossen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammen geflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reissen die Brücken und reissen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme,
Doch nur der Augenblick hat sie geboren;
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

(Die hintere Thür öffnet sich; Donna Isabella erscheint zwischen ihren Söhnen Don Manuel und Don Cesar.)

BEIDE CHÖRE. *Cajetan.*

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne;
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

ERSTER CHOR.

Schön ist des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz;
Schön ist der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniss zu sehn.
* Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
Schliesst sie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

ZWEITER CHOR. *Berengar.*

Freudig sieht sie aus ihrem Schosse
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut,
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

* ANMERKUNG DES HERAUSGEBERS. Nach der Absicht des Verfassers sollte die Stelle: « Hoch auf des Lebens — ihrem Sohn. » Auf dem Theater wegbleiben.

Roger.

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt.

ISABELLA mit ihren Söhnen hervortretend.

Blick nieder, hohe Königinn des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieses Herz,
Dass es der Uebermuth nicht schwellend hebe;
Denn leicht vergässe sich der Mutter Freude,
Wenn sie sich spiegelt in der Söhne Glanz.
Zum Erstenmal, seitdem ich sie geboren,
Umfass' ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf diesen Tag musst' ich gewaltsam
Des Herzens fröhliche Ergiessung theilen;
Vergessen ganz musst' ich den *einen* Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des *andern* freute.
O meine Mutterliebe ist nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig Zwei!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der süssen
Gewalt des trunknen Herzens überlassen?

(Zu Don Manuel.)

Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoss' ich den Stachel nicht in *deine* Brust?

(Zu Don Cesar.)

Wenn ich das Herz an *seinem* Anblick weide,
Ist's nicht ein Raub an dir? — O ich muss zittern,
Dass meine Liebe selbst, die ich euch zeige,
Nur eures Hasses Flammen heft'ger schüre.

(Nachdem sie Beide fragend angesehen.)

Was darf ich mir von euch versprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Ist's noch der alte unversöhnte Hass,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draussen vor des Schlosses Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt,
Und knirschend in das eherne Gebiss,
Um alsobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth sich zu entfesseln?

CHOR. *Bohemund.*

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Loose
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schosse'
Doch es wird sich noch, eh' wir uns trennen, entscheiden;
Wir sind bereit und gerüstet zu beiden.

ISABELLA im ganzen Kreis umher schauend.

Und welcher furchtbar kriegerische Anblick!
Was sollen diese hier? Ist's eine Schlacht,
Die sich in diesen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufschliessen will vor ihren Kindern?
Bis in den Schoss der Mutter fürchtet ihr
Der Arglist Schlingen, tückischen Verrath,
Dass ihr den Rücken euch besorglich deckt?
— O diese wilden Banden, die euch folgen,
Die raschen Diener eures Zorns — *Sie* sind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Dass sie euch wohlgesinnt zum Besten rathen!
Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
Sich über sie der Herrschaft angemasst?
Glaubt mir! Es liebt ein Jeder, frei sich selbst
Zu leben nach dem eigenen Gesetz;
Die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern versagten Dienst.
Lernt dies Geschlecht, das herzlos falsche, kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurem Glück, an eurer Grösse rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch,
Was sich vom Sohn zum Enkel fort erzählt,
Womit sie sich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die *Natur* ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles Andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstät treibt — Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

CHOR. *Cajetan.*

Ja, es ist etwas Grosses, ich muss es verehren,
Um einer Herrscherinn fürstlichen Sinn:
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durch's wüste Leben.

ISABELLA zu Don Cesar.

Du, der das Schwert auf seinen Bruder zückt!
Sieh dich umher in dieser ganzen Schaar,
Wo ist ein edler Bild als deines Bruders?

(Zu Don Manuel.)

Wer unter diesen, die du Freunde nennst,
Darf deinem Bruder sich zur Seite stellen?
Ein Jeder ist ein Muster seines Alters,
Und Keiner gleicht und Keiner weicht dem Andern.
Wagt es, euch in das Angesicht zu sehn!
O Raserei der Eifersucht, des Neides!
Ihn würdest du aus Tausenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geschlossen haben als den Einzigen,
Und jetzt, da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege schon ihn schenkte,
Trittst du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit stolzer Willkür ihr Geschenk mit Füssen,
Dich wegzuwerfen an den schlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuschliessen!

DON MANUEL.

Höre mich, Mutter!

DON CESAR.

Mutter, höre *mich!*

ISABELLA.

Nicht Worte sind's, die diesen traur'gen Streit
Erledigen — Hier ist das Mein und Dein,
Die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelstroms, der glühend sich ergoss?
Des unterird'schen Feuers schreckliche
Geburt ist Alles, eine Lavarinde
Liegt aufgeschichtet über den Gesunden,
Und jeder Fusstritt wandelt auf Zerstörung.
— Nur dieses Eine leg' ich euch an's Herz:
Das Böse, das der Mann, der mündige,

Dem Manne zufügt, *das*, ich will es glauben,
Vergibt sich und versöhnt sich schwer. Der Mann
Will seinen Hass, und keine Zeit verändert
Den Rathschluss, den er wohl besonnen fasst.
Doch *eures* Haders Ursprung steigt hinauf
In unverständ'ger Kindheit frühe Zeit;
Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.
Fraget zurück, was euch zuerst entzweite,
Ihr wisst es nicht, ja fändet ihr's auch aus,
Ihr würdet euch des kind'schen Haders schämen.
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit
Der, fortgezeugt in unglücksel'ger Kette,
Die neuste Unbill dieses Tags geboren.
Denn alle schweren Thaten, die bis jetzt geschahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer seyd?

(Beider Hände fassend.)

O meine Söhne! Kommt, entschliesset euch,
Die Rechnung gegenseitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten ist das Unrecht.
Seyd edel, und grossherztig schenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichster ist das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Hass der frühen Kinderzeit!
Der schönen Liebe sey das neue Leben,
Der Eintracht, der Versöhnung sey's geweiht.

(Sie tritt einen Schritt zwischen Beiden zurück, als wollte sie ihnen Raum geben, sich einander zu nähern. Beide blicken zur Erde, ohne einander anzusehen.)

CHOR. *Cajetan.*

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, sie spricht ein gewichtiges Wort!
Lasst es genug seyn und endet die Fehde,
Oder gefällt's euch, so setzet sie fort.
Was euch genehm ist, das ist mir gerecht,
Ihr seyd die Herrscher und ich bin der Knecht.

ISABELLA, nachdem sie einige Zeit inne gehalten, und vergebens eine Aeusserung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz.

Jetzt weiss ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich
Der Worte Köcher und erschöpft der Bitten Kraft
Im Grabe ruht, der euch gewaltsam bändigte,
Und machtlos steht die Mutter zwischen euch.
— Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch sinnlos wüthend treibt!
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar!
Lasst diese Halle selbst, die euch geboren,
Den Schauplatz werden eures Wechselmords.
Vor eurer Mutter Aug' zerstöret euch
Mit euren eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebanische Paar,
Rückt auf einander an, und wuthvoll ringend,
Umfanget euch mit eherner Umarmung!
Leben um Leben tauschend siege Jeder,
Den Dolch einbohrend in des Andern Brust,
Dass selbst der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme selbst, des Feuers rothe Säule,
Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander theile,
Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und gelebt!

(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander stehen.)

BEIDE BRÜDER. BEIDE CHÖRE.

CHOR. *Cajetan.*

Es sind nur Worte, die sie gesprochen,
Aber sie haben den fröhlichen Muth
In der felsigen Brust mir gebrochen.
Ich nicht vergoss das verwandte Blut.
Nein, zum Himmel erheb' ich die Hände,
Ihr seyd Brüder! Bedenket das Ende!

DON CESAR ohne Don Manuel anzusehen.

Du bist der ältre Bruder, rede du!
Dem Erstgebornen weich' ich ohne Schande.

DON MANUEL in derselben Stellung.

Sag' etwas Gutes und ich folge gern
Dem edeln Beispiel, das der Jüngre gibt.

DON CESAR.

Nicht, weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, oder schwächer gar mich fühle —

DON MANUEL.

Nicht Kleinmuths zeiht Don Cesarn, wer ihn kennt;
Fühlt er sich schwächer, würd' er stolzer reden.

DON CESAR.

Denkst du von deinem Bruder nicht geringer?

DON MANUEL.

Du bist zu stolz zur Demuth, ich zur Lüge.

DON CESAR.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz;
Doch in des Kampfes heftigster Erbittrung
Gedachtest du mit Würde deines Bruders.

DON MANUEL.

Du willst nicht meinen Tod; ich habe Proben.
Ein Mönch erbot sich dir, mich meuchlerisch
Zu morden; du bestraftest den Verräther.

DON CESAR tritt etwas näher.

Hätt' ich dich früher so gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeschehn geblieben.

DON MANUEL.

Und hätt' ich dir ein so versöhnlich Herz
Gewusst, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

DON CESAR.

Du wurdest mir viel stolzer abgeschildert.

DON MANUEL.

Es ist der Fluch der Hohen, dass die Niedern
Sich ihres offnen Ohrs bemächtigen.

DON CESAR lebhaft.

So ist's. Die Diener tragen alle Schuld.

DON MANUEL.

Die unser Herz in bitterm Hass entfremdet.

DON CESAR.

Die böse Worte hin und wieder trugen.

DON MANUEL.

Mit falscher Deutung jede That vergiftet.

DON CESAR.

Die Wunde nährten, die sie heilen sollten.

DON MANUEL.

Die Flamme schürten, die sie löschen konnten.

DON CESAR.

Wir waren die Verführten, die Betrognen!

DON MANUEL.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenschaft!

DON CESAR.

Ist's wahr, dass alles Andre treulos ist —

DON MANUEL.

Und falsch! Die Mutter sagt's; du darfst es glauben!

DON CESAR.

So will ich diese Bruderhand ergreifen —

(Er reicht ihm die Hand hin.)

DON MANUEL ergreift sie lebhaft.

Die mir die nächste ist auf dieser Welt.

(Beide stehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang schweigend.)

DON CESAR.

Ich seh' dich an, und überrascht, erstaunt
Find' ich in dir der Mutter theure Züge.

DON MANUEL.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt sich mir

In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

DON CESAR.

Bist du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und so gütig spricht?

DON MANUEL.

Ist dieser freundlich sanftgesinnte Jüngling
Der übelwollend mir gehäss'ge Bruder?

(Wiederum Stillschweigen; Jeder steht in den Anblick des Andern verloren.)

DON CESAR.

Du nahmst die Pferde von arab'scher Zucht
In Anspruch, aus dem Nachlass unsers Vaters.
Den Rittern, die du schicktest, schlug ich's ab.

DON MANUEL.

Sie sind dir lieb. Ich denke nicht mehr dran.

DON CESAR.

Nein, nimm die Rosse, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm sie, ich beschwöre dich.

DON MANUEL.

Ich will es thun, wenn du das Schloss am Meere
Beziehen willst, um das wir heftig stritten.

DON CESAR.

Ich nehm' es nicht, doch bin ich's wohl zufrieden,
Dass wir's gemeinsam brüderlich bewohnen.

DON MANUEL.

So sey's! Warum ausschliessend Eigenthum
Besitzen, da die Herzen einig sind?

DON CESAR.

Warum noch länger abgesondert leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden?

DON MANUEL.

Wir sind nicht mehr getrennt, wir sind vereinigt.

(Er eilt in seine Arme.)

ERSTER CHOR zum zweiten. *Cajetan.*

Was stehen wir hier noch feindlich geschieden,
Da die Fürsten sich liebend umfassen?
Ihrem Beispiel folg' ich und biete dir Frieden;
Wollen *wir* einander denn ewig hassen?
Sind sie Brüder durch Blutes Bande,
Sind *wir* Bürger und Söhne von einem Lande.

(Beide Chöre umarmen sich.)

EIN BOTE *tritt auf.*

ZWEITER CHOR zu Don Cesar. *Bohemund.*

Den Späher, den du ausgesendet, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Freue dich,
Don Cesar! Gute Botschaft harret dein:
Denn fröhlich strahlt der Blick des Kommenden.

BOTE.

Heil mir und Heil der fluchbefreiten Stadt!
Des schönsten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürsten seh' ich
In friedlichem Gespräche, Hand in Hand,
Die ich in heisser Kampfes-Wuth verlassen.

DON CESAR.

Du siehst die Liebe aus des Hasses Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix steigen.

BOTE.

Ein zweites leg' ich zu dem ersten Glück!
Mein Botenstab ergrünt von frischen Zweigen!

DON CESAR ihn bei Seite führend.

Lass hören, was du bringst.

BOTE.

Ein einz'ger Tag
Will Alles, was erfreulich ist, versammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir suchten,
Sie ist gefunden, Herr, sie ist nicht weit.

DON CESAR.

Sie ist gefunden! O wo ist sie? Sprich!

BOTE.

Hier in Messina, Herr, verbirgt sie sich.

DON MANUEL zu dem ersten Halbchor gewendet.

Von hoher Röthe Gluth seh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und sein Auge blitzt.
Ich weiss nicht, was es ist; doch ist's die Farbe
Der Freude und mitfreuend theil' ich sie.

DON CESAR zu dem Boten.

Komm, führe mich! — Leb wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier.

(Er will gehen.)

DON MANUEL.

Verschieb' es nicht. Das Glück begleite dich.

DON CESAR besinnt sich und kommt zurück.

Don Manuel! Mehr, als ich sagen kann,
Freut mich dein Anblick — Ja, mir ahnet schon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben;
Der lang gebundne Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger streben in der neuen Sonne;
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

DON MANUEL.

Die Blüthe deutet auf die schöne Frucht.

DON CESAR.

Es ist nicht recht, ich fühl's und tadle mich,
Dass ich mich jetzt aus deinen Armen reisse.
Denk nicht, ich fühle weniger als du,
Weil ich die festlich schöne Stunden rasch zerschneide.

DON MANUEL mit sichtbarer Zerstreuung.

Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

DON CESAR.

Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen ruft —

DON MANUEL.

Lass mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimniss.

DON CESAR.

Auch kein Geheimniss trennt uns ferner mehr;
Bald soll die letzte dunkle Falte schwinden!

(Zu dem Chor gewendet.)

Euch künd' ich's an, damit ihr's Alle wisset!
Der Streit ist abgeschlossen zwischen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,
Und werd' ihn hassen, wie der Hölle Pforten,
Der den erloschnen Funken unsers Streits
Aufbläst zu neuen Flammen — Hoffe Keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ernten,
Der von dem Bruder Böses mir berichtet,
Mit falscher Dienstbegier den bittern Pfeil
Des raschen Worts geschäftig weiter sendet.
— Nicht Wurzeln aus der Lippe schlägt das Wort,
Das unbedacht dem schnellen Zorn entflohen;
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort,
Und hängt an's Herz sich an mit tausend Aesten;
So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar sich die Guten und die Besten!

(Er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweiten Chore begleitet.)

DON MANUEL *und* DER ERSTE CHOR.

CHOR. *Cajetan.*

Verwundrungsvoll, o Herr, betracht' ich dich,
Und fast muss ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiederst du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend

Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Versunken in dich selber stehst du da
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen und die Seele fern.
Wer so dich sähe, möchte leicht der Kälte
Dich zeihn und stolz unfreundlichen Gemüths;
Ich aber will dich drum nicht fühllos schelten,
Denn heiter blickst du, wie ein Glücklicher,
Um dich und Lächeln spielt um deine Wangen.

DON MANUEL.

Was soll ich sagen? Was erwiedern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraschend neu Gefühl; er sieht
Den alten Hass aus seinem Busen schwinden,
Und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Hass mehr mitgebracht;
Kaum weiss ich noch, warum wir blutig stritten.
Denn über allen ird'schen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finstre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verschwunden.
— Ich sehe diese Hallen, diese Säle,
Und denke mir das freudige Erschrecken
Der überraschten hocherstaunten Braut,
Wenn ich als Fürstinn sie und Herrscherinn
Durch dieses Hauses Pforten führen werde.
— Noch liebt sie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Namenlosen hat sie sich gegeben.
Nicht ahnet sie, dass es Don Manuel,
Messina's Fürst ist, der die goldne Binde
Ihr um die schöne Stirne flechten wird.
Wie süss ist's, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Grösse, Glanz und Schein!
Längst spart' ich mir dies höchste der Entzücken;
Wohl bleibt es stets sein höchster Schmuck allein;
Doch auch die Hoheit darf das Schöne schmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelstein.

CHOR. *Cajetan.*

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum Erstenmal den stummen Mund entsiegeln.
Mit Späheraugen folgt' ich dir schon längst,
Ein seltsam wunderbar Geheimniss ahnend;
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllst, dir abzufragen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Lust,
Der Rosse Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Aug' verschwindest du,
So oft die Sonne sinkt zum Himmelsrande,
Und Keiner unsers Chors, die wir dich sonst
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines stillen Pfads Gefährte seyn.
Warum verschleierst du bis diesen Tag
Dein Liebesglück mit dieser neid'schen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, dass er verhehle?
Denn Furcht ist fern von deiner grossen Seele.

DON MANUEL.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel so nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich will's.
Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verstohlen werd' ich zu ihr schleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht;
Nicht mehr die Freude haschen auf der Flucht,
Das *Morgen* wird dem schönen *Heute* gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die schnell vorüber schiessen,
Und plötzlich von der Nacht verschlungen sind,
Mein Glück wird seyn, gleichwie des Baches Fliessen,
Gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt!

CHOR. *Cajetan.*

So nenne sie uns, Herr, die dich im Stillen
Beglückt, dass wir dein Loos beneidend rühmen
Und würdig ehren unsers Fürsten Braut.
Sag' an, *wo* du sie fandest! *wo* verbirgst,
In welches Orts verschwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen schwärmend weit und breit
Die Insel auf der Jagd verschlungnen Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So dass ich bald mich überreden möchte,
Es hülle sie ein Zaubernebel ein.

DON MANUEL.

Den Zauber lös' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne schauen.
Vernehmet denn und hört, wie mir geschah.
Fünf Monde sind's, es herrschte noch im Lande
Des Vaters Macht, und beugete gewaltsam
Der Jugend starren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich, als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegerische Lust.
— Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschah's,
Dass die Verfolgung einer weissen Hindinn
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riss.
Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Busch und Kluft und bahnenlos Gestrüpp;
Auf Wurfes Weite sah ich's stets vor mir,
Doch konnt' ich's nicht erreichen noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Ross herab mich werfend
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend;
Da seh' ich wundernd das erschrockne Thier
Zu einer Nonne Füssen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
Bewegungslos starr' ich das Wunder an,
Den Jagdspiess in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit grossen Augen flehend
Mich an; so stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Den alles Mass der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir
Erwiedert, möge Niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.
An meiner Brust fühlt' ich die ihre schlagen,
Als die Besinnungskraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten,
Und schnell, wie Geister in die Luft verwehen,
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen.

CHOR. *Cajetan.*

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub hast du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit sündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht.

DON MANUEL.

Jetzt hatt' ich Eine Strasse nur zu wandeln;
Das unstät schwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war sein Inhalt ausgefunden;
Und wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheissung glänzt,
So kehrte sich mein Hoffen und mein Sehnen

Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten still war unsrer Herzen Bund,
Nur der allseh'nde Aether über uns
War des verschwiegnen Glücks vertrauter Zeuge;
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.
Das waren goldne Stunden, sel'ge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefesselt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.

CHOR. *Cajetan.*

So war das Kloster eine Freistatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

DON MANUEL.

Ein heilig Pfand ward sie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einst werde fordern.

CHOR. *Cajetan.*

Doch welches Blutes rühmt sie sich zu seyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle stammen.

DON MANUEL.

Sich selber ein Geheimniss wuchs sie auf.
Nicht kennt sie ihr Geschlecht noch Vaterland.

CHOR. *Cajetan.*

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daseyns unbekannten Quellen?

DON MANUEL.

Dass sie von edelm Blut, gesteht der Mann,
Der Einz'ge, der um ihre Herkunft weiss.

CHOR. *Cajetan.*

Wer ist der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wissend nur kann ich dir nützlich rathen.

DON MANUEL.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwischen Kind und Mutter.

CHOR. *Cajetan.*

Von diesem Alten hast du nichts erforscht?
Feigherzig und geschwätzig ist das Alter.

DON MANUEL.

Nie wagt' ich's, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verschwieg'nes Glück gefährden konnte.

CHOR. *Cajetan.*

Was aber war der Inhalt seiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu besuchen kam?

DON MANUEL.

Auf eine Zeit, die Alles lösen würde,
Hat er von Jahr zu Jahren sie vertröstet.

CHOR. *Cajetan.*

Und diese Zeit, die Alles lösen soll,
Hat er sie näher deutend nicht bezeichnet?

DON MANUEL.

Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schicksals.

CHOR. *Cajetan.*

Er drohte, sagst du? Also fürchtest du
Ein Licht zu schöpfen, das dich nicht erfreut?

DON MANUEL.

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen;
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust.

CHOR. *Cajetan.*

Doch konnte die Entdeckung, die du fürchtest,
Auch deiner Liebe günst'ge Zeichen bringen.

DON MANUEL.

Auch stürzen konnte sie mein Glück; drum wählt' ich
Das Sicherste, ihr schnell zuvor zu kommen.

CHOR. *Cajetan.*

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllst du mich,
Und eine rasche That muss ich besorgen.

DON MANUEL.

Schon seit den letzten Monden liess der Greis
Geheimnissvolle Winke sich entfallen,
Dass nicht mehr ferne sey der Tag, der sie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit gestern aber sprach er's deutlich aus,
Dass mit der nächsten Morgensonne Strahl —
Dies aber ist der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schicksal sich entscheidend werde lösen.
Kein Augenblick war zu verlieren; schnell
War mein Entschluss gefasst und schnell vollstreckt.
In dieser Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte sie verborgen nach Messina.

CHOR. *Cajetan.*

Welch kühn verwegen-räuberische That!
— Verzeih, o Herr, die freie Tadelrede!
Doch solches ist des weisern Alters Recht,
Wenn sich die rasche Jugend kühn vergisst.

DON MANUEL.

Unfern vom Kloster der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeschiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Versöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht liess ich sie dort allein
Zurück, die sich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürstinn eingeholt,
Und auf erhabnem Fussgestell des Ruhms
Vor ganz Messina ausgestellt zu werden.
Denn anders nicht soll sie mich wiedersehn,
Als in der Grösse Schmuck und Staat, und festlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, dass Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatlose, Flüchtige
Der Mutter nahen soll, die ich ihr gebe;
Als eine Fürstinn fürstlich will ich sie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

CHOR. *Cajetan.*

Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

DON MANUEL.

Ich habe mich aus ihrem Arm gerissen,
Doch nur mit ihr werd' ich beschäftigt seyn.
Denn nach dem *Bazar* sollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild.
Erst wählet aus die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füsse Schutz und Zier;
Dann zum Gewande wählt das Kunstgewebe
Des Indiers, hellglänzend wie der Schnee
Des Ætna, der der nächste ist dem Licht —
Und leicht umfliess' es, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur sey, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Busen reizend knüpft;
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur schimmernd;
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergesst,
Die schönen Arme reizend zu umzirken;
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttinn wundersame Gaben.
Um die Locken winde sich ein Diadem,
Gefüget aus dem köstlichsten Gestein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
Oben im Haarschmuck sey der lange Schleier
Befestigt, der die glänzende Gestalt,

Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfliesse,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Ganze.

CHOR. *Cajetan.*

Es soll geschehen, Herr! wie du gebietest,
Denn fertig und vollendet findet sich
Dies Alles auf dem Bazar ausgestellt.

DON MANUEL.

Den schönsten Zelter führet dann hervor
Aus meinen Ställen; seine Farbe sey
Lichtweiss, gleichwie des Sonnengottes Pferde;
Von Purpur sey die Decke, und Geschirr
Und Zügel reich besetzt mit edeln Steinen:
Denn tragen soll er meine Königinn.
Ihr selber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterstaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner, eure Fürstinn heimzuführen.
Dies Alles zu besorgen geh' ich jetzt;
Zwei unter euch erwähl' ich zu Begleitern.
Ihr Andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrt's in eures Busens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelöst von eurem Munde.

(Er geht ab, von Zweien aus dem Chor begleitet.)

CHOR. *Cajetan.*

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muss der Mensch für den kommenden Morgen,
Dass er die Schwere des Daseyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmass der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

EINER AUS DEM CHOR. *Manfred.*

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süsses Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der *Krieg* auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müssige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

EIN ZWEITER. *Berengar.*

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem *Schönen* die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen;
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Dass sich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

EIN DRITTER. *Cajetan.*

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das *Schöne!* Und flechte sich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's
Einem ernsteren Gott zu dienen.

ERSTER. *Manfred.*

Der strengen Diana, der Freundinn der Jagden,
Lasset uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,
Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniss der Schlachten,
Des ernsten Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

ZWEITER. *Berengar.*

Oder wollen wir uns der blauen
Göttinn, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schoss?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloss?
Wer das grüne krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt;
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich;
Hier wird der Reiche schnell zum Armen
Und der Aermste dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um;
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

DRITTER. *Cajetan.*

Aber nicht blos im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresfluth,
Auch auf der Erde, so fest sie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief schon hat der Hass gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr missfällt mir dies Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraub's verwegne That:
Denn das Gute liebt sich das Gerade;
Böse Früchte trägt die böse Saat.

ZWEITER. *Berengar.*

Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf das sündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,

Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

CHOR. *Cajetan.*

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüsst wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Dass die Brüder sich wüthend selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutterschoss,
Sie sollte den Hass und den Streit gebären.
— Aber ich will es schweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter schaffen im Stillen,
Zeit ist's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn sie nahen und wirklich erscheinen.

(Der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt sich in einen Garten, der die Aussicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anstossenden Gartensaal tritt

BEATRICE, geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher spähend. Plötzlich steht sie still und horcht.

Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel sausend streichen;
Schon neigt die Sonne sich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt seh' ich die Stunden schleichen,
Und mich ergreift ein schauderndes Gefühl,
Es schreckt mich selbst das wesenlose Schweigen.
Nichts zeigt sich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er lässt mich hier in meiner Angst verzagen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertosen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrandend stossen.
Es stürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in diesem Furchtbargrossen,
Und fortgeschleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenlosen Raume.

Warum verliess ich meine stille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wiesenquelle,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich fasst die Welt in ihren Riesenarm;
Zerrissen hab' ich alle früh're Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein rasender Wahn?

Den Schleier zerriss ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umstrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer in sträflicher Flucht.

O komm, mein Geliebter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es fasst mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe versich'rе mein Herz!

Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein sich an mich schloss?
Denn ausgesetzt ward ich in's fremde Leben,
Und frühe schon hat mich ein strenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Gerissen von dem mütterlichen Schoss.

Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und so erwuchs ich still am stillen Orte,
In Lebens Gluth den Schatten beigesellt,
— Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
Schloss sich der Bund, den keine Menschen lösen.

Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Dass ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren.
Nicht frei erwählt' ich's; es hat *mich* gefunden;
Ein dringt der Gott auch zu verschloss'nen Thoren;
Zu Perseus Thurm hat er den Weg gefunden,
Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelross es dort ereilen.

Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu schauen,
In keine Heimat sehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Gibt es ein schönres als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen,
Die sich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn sie von dir mich, mein Geliebter, trennen.
Ein ewig Räthsel bleiben will ich mir;
Ich weiss genug, ich lebe *dir!*

(Aufmerkend.)

Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Wiederhall.
Und des Meeres dumpfes Brausen,
Das sich an den Ufern bricht,
Der Geliebte ist es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?
Mich umschlingt ein kaltes Grausen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer schwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?

(Sie geht unruhig umher.)

Aus des Gartens sichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entsetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuss zu setzen,
Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang,
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Als sie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerstehn.
Wenn ein Lauscher mich erspähte?
Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Unschuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz gestellt.
Grauend hab' ich's schon erfahren,
Als ich aus des Klosters Hut
In die fremden Menschenschaaren
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort bei jenes Festes Feier,
Da der Fürst begraben ward,

Mein Erkühnen büsst' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich schreckten,
Mir das Innerste durchzuckten,
In das tiefste Herz mir schaute —
Noch durchschauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Brust!
Nimmer, nimmer kann ich schauen
In die Augen des Geliebten,
Dieser stillen Schuld bewusst!

(Aufhorchend.)

Stimmen im Garten!
Er ist's, der Geliebte!
Er selber! Jetzt täuschte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt sich!
In seine Arme!
An seine Brust!

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens, Don Cesar tritt ihr entgegen.)

DON CESAR. BEATRICE. DER CHOR.

BEATRICE mit Schrecken zurückfliehend.

Weh mir! Was seh' ich!

(In demselben Augenblick tritt auch der Chor ein.)

DON CESAR.

Holde Schönheit, fürchte nichts!

(Zu dem Chor.)

Der rauhe Anblick eurer Waffen schreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne!

(Zu Beatricen.)

Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Schönheit ist mir heilig.

(Der Chor hat sich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.)

Wo warst du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich diese lange Zeit? Dich hab' ich
Gesucht, nach dir geforschet; wachend, träumend
Warst du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bei jenem Leichenfest des Fürsten
Wie eines Engels Lichterscheinung dich
Zum Erstenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangst.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth sie dir — ein kühneres Geständniss
Verbot des Ortes ernste Majestät.
— Der Messe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich von den Knieen jetzt erstanden,
Die ersten Blicke schnell auf dich sich heften,
Warst du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächt'gen Zaubers-Banden
Hast du mein Herz mit allen seinen Kräften.
Seit diesem Tage such' ich rastlos dich,
An aller Kirchen und Paläste Pforten;
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann,
Hab' ich das Netz der Späher ausgebreitet;
Doch meiner Mühe sah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Spähers glückbekrönte Wachsamkeit
In dieser nächsten Kirche dich entdeckte.

(Hier macht Beatrice, welche in dieser ganzen Zeit zitternd und abgewandt gestanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich hab' dich wieder, und der Geist verlasse
Eher die Glieder, eh' ich von dir scheide!
Und dass ich fest sogleich den Zufall fasse,
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor diesen Zeugen allen
Als meine Gattinn an und reiche dir
Zum Pfande dess die ritterliche Rechte.

(Er stellt sie dem Chor dar.)

Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur *Dich* von *Dir;* nichts frag' ich nach dem Andern.
Dass deine Seele wie dein Ursprung rein,
Hat mir dein erster Blick verbürget und beschworen,
Und wärst du selbst die Niedrigste geboren,
Du müsstest dennoch meine Liebe seyn,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.
Und dass du wissen mögest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sey, und hoch genug
Gestellt auf dieser Welt, auch das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Cesar und in dieser Stadt
Messina ist kein grössrer über mir.

(Beatrice schaudert zurück: er bemerkt es und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob' ich und dein sittsam Schweigen;
Schamhafte Demuth ist der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlasse dich dir selbst,
Dass sich dein Geist von seinem Schrecken löse:
Denn jedes Neue, auch das Glück, erschreckt.

(Zu dem Chor.)

Gebt ihr — Sie ist's von diesem Augenblick!
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürstinn,
Belehret sie von ihres Standes Grösse.
Bald kehr' ich selbst zurück, sie heimzuführen,
Wie's Meiner würdig ist und ihr gebührt.

(Er geht ab.)

BEATRICE *und der* CHOR.

CHOR. *Bohemund.*

Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrscherinn!
Dein ist die Krone,
Dein ist der Sieg!
Als die Erhalterinn
Dieses Geschlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüss' ich dich!

Roger.

Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Glückliche, trittst du
In ein götterbegünstigtes glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Zepter in stetiger Reihe
Wandert vom Ahnherrn zum Enkel hinab.

Bohemund.

Deines lieblichen Eintritts
Werden sich freuen
Die Penaten des Hauses,
Die hohen, die ernsten
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe
Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttinn,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.

Roger.

Nimmer entweicht

Die Krone der Schönheit
Aus diesem Geschlechte,
Scheidend reicht
Eine Fürstinn der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönste
Erlebt mein Auge,
Denn ich sehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

BEATRICE aus ihrem Schrecken erwachend.

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen,
Welche leben
Nicht in diese sollt' ich fallen!
Jetzt versteh' ich das Entsetzen,
Das geheimnissvolle Grauen,
Das mich schaudernd stets gefasst,
Wenn man mir den Namen nannte
Dieses furchtbaren Geschlechtes,
Das sich selbst vertilgend hasst,
Gegen seine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung ras't!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhass der Brüder,
Und jetzt reisst mein Schreckenschicksal
Mich die Arme, Rettungslose,
In den Strudel dieses Hasses,
Dieses Unglücks mich hinein!

(Sie flieht in den Gartensaal.)

CHOR. *Bohemund.*

Den begünstigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Besitzer der Macht!
Immer das Köstlichste ist sein Antheil,
Und von Allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird gepriesen,
Bricht er die Blume sich ab.

Roger.

Von den Perlen, welche der tauchende Fischer
Auffängt, wählt er die reinsten für sich.
Für den Herrscher legt man zurück das Beste,
Was gewonnen ward mit gemeinsamer Arbeit.
Wenn sich die Diener durch's Loos vergleichen,
Ihm ist das Schönste gewiss.

Bohemund.

Aber Eines doch ist sein köstlichstes Kleinod,
Jeder andre Vorzug sey ihm gegönnt,
Dieses beneid' ich ihm unter Allem,
Dass er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken ist aller Augen,
Dass er sie eigen besitzt.

Roger.

Mit dem Schwerte springt der Korsar an die Küste
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall;
Männer führt er davon und Frauen,
Und ersättigt die wilde Begierde,
Nur die schönste Gestalt darf er nicht berühren:
Die ist des Königes Gut.

Bohemund.

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Dass kein Ungeweihter in dieses Geheimniss
Dringe und der Herrscher uns lobe,
Der das Köstlichste, was er besitzet,
Unsrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt sich nach dem Hintergrunde. Die Scene verwandelt sich in ein Zimmer im Innern des Palastes.)

DONNA ISABELLA *steht zwischen* DON MANUEL *und* DON CESAR.

ISABELLA.

Nun endlich ist mir der erwünschte Tag,
Der lang ersehnte, festliche, erschienen —
Vereint seh ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zusammen füge,
Und im vertrauten Kreis zum Erstenmal
Kann sich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern ist der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwischen uns sich kampfgerüstet stellte —
Der Waffen Klang erschreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang
Mit altverjährtem Eigenthum genistet,
Auffliegt in düsterm Schwarm, den Tag verdunkelnd!
Wenn sich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen,
So flieht der alte Hass mit seinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigen Verdacht,
Der scheelen Missgunst und dem bleichen Neide,
Aus diesen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geselliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.

(Sie hält inne.)

— Doch nicht genug, dass dieser heut'ge Tag
Jedem von Beiden einen Bruder schenkt;
Auch eine Schwester hat er euch geboren.
— Ihr staunt? Ihr seht mich mit Verwundrung an?
Ja, meine Söhne! Es ist Zeit, dass ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löse
Von einem lang verschlossenen Geheimniss.
— Auch eine Tochter hab' ich eurem Vater
Geboren; — eine jüngre Schwester lebt
Euch noch — Ihr sollt noch heute sie umarmen.

DON CESAR.

Was sagst du, Mutter? Eine Schwester lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieser Schwester!

DON MANUEL.

Wohl hörten wir in froher Kinderzeit,
Dass eine Schwester uns geboren worden;
Doch in der Wiege schon, so ging die Sage,
Nahm sie der Tod hinweg.

ISABELLA.

Die Sage lügt!
Sie lebt!

DON CESAR.

Sie lebt und du verschwiegest uns?

ISABELLA.

Von meinem Schweigen geb' ich Rechenschaft.
Hört, was gesäet ward in früh'rer Zeit,
Und jetzt zur frohen Ernte reifen soll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber schon
Entzweite euch der jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Aeltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorberbäume wachsen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwischen beiden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, prasselnd aufschlug,

Und um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte
Befragt' der Vater einen sternekundigen
Arabier, der sein Orakel war,
An dem sein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schoss von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Söhne und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn — Und ich *ward* Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die Neugeborene alsbald
In's Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorsatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verschwiegnen Dienst.

DON CESAR.

Gesegnet sey er, der dir hülfreich war!
O nicht an Rath gebricht's der Mutterliebe!

ISABELLA.

Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich das Kindlein zu verschonen.
Auch mir ward eines Traumes seltsames
Orakel, als mein Schoss mit dieser Tochter
Gesegnet war: Ein Kind, wie Liebesgötter schön,
Sah ich im Grase spielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
Die frisch gejagte Beute trug, und liess
Sie schmeichelnd in den Schoss des Kindes fallen.
Und aus den Lüften schwang ein Adler sich
Herab, ein zitternd Reh in seinen Fängen,
Und legt' es schmeichelnd in den Schoss des Kindes.
Und beide, Löw' und Adler, legten fromm
Gepaart sich zu des Kindes Füssen nieder.
— Des Traums Verständniss löste mir ein Mönch,
Ein gottgeliebter Mann, bei dem das Herz
Rath fand und Trost in jeder ird'schen Noth.
Der sprach: « Genesen würd' ich einer Tochter,
» Die mir der Söhne streitende Gemüther
» In heisser Liebesgluth vereinen würde. »
— Im Innersten bewahrt' ich mir dies Wort;
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gott verheissne,
Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
Die mir des Friedens Werkzeug sollte seyn,
Als euer Hass sich wachsend stets vermehrte.

DON MANUEL *seinen Bruder umarmend.*

Nicht mehr der Schwester braucht's, der Liebe Band
Zu flechten, aber fester soll sie's knüpfen.

ISABELLA.

So liess ich an verborgner Stätte sie,
Von meinen Augen fern, geheimnissvoll,
Durch fremde Hand erziehn; — den Anblick selbst
Des lieben Angesichts, den heisserflehten,
Versagt' ich mir, den strengen Vater scheuend,
Der von des Argwohns ruheloser Pein
Und finster grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

DON CESAR.

Drei Monde aber deckt den Vater schon
Das stille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang' Verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unsre Herzen zu erfreuen?

ISABELLA.

Was sonst, als euer unglücksel'ger Streit,
Der, unauslöschlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entseelten Vaters sich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Versöhnung gab?
Konnt' ich die Schwester zwischen eure wild
Entblössten Schwerter stellen? Konntet ihr
In diesem Sturm die Mutterstimme hören?
Und sollt' ich *sie*, des Friedens theures Pfand,
Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
An eures Hasses Wuth unzeitig wagen?
— Erst musstet ihr's ertragen, euch als Brüder
Zu sehn, eh' ich die Schwester zwischen euch
Als einen Friedensengel stellen konnte.
Jetzt kann ich's und ich führe sie euch zu.
Den alten Diener hab' ich ausgesendet,
Und stündlich harr' ich seiner Wiederkehr,
Der, ihrer stillen Zuflucht sie entreissend,
Zurück an meine mütterliche Brust
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

DON MANUEL.

Und sie ist nicht die Einz'ge, die du heut
In deine Mutterarme schliessen wirst.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten;
Es füllt sich der verödete Palast,
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniss.
Eine Schwester gibst du mir — Ich will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter schenken.
Ja, Mutter! Segne deinen Sohn! — Dies Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich sie,
Die mir durch's Leben soll Gefährtinn seyn.
Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führ' ich
Die Gattinn dir Don Manuels zu Füssen.

ISABELLA.

An meine Brust will ich sie freudig schliessen,
Die meinen Erstgebornen mir beglückt;
Auf ihren Pfaden soll die Freude spriessen,
Und jede Blume, die das Leben schmückt,
Und jedes Glück soll mir den Sohn belohnen,
Der mir die schönste reicht der Mutterkronen!

DON CESAR.

Verschwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erstgebornen Sohn!
Wenn Liebe Segen gibt, so bring' auch ich
Dir eine Tochter, solcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führt auch
Don Cesar seine Gattinn dir entgegen.

DON MANUEL.

Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königinn der Seelen!
Dir unterwirft sich jedes Element,
Du kannst das Feindlichstreitende vermählen;
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn hast du
Besiegt, der unbezwungen stets geblieben.

(*Don Cesar umarmend.*)

Jetzt glaub' ich an dein Herz und schliesse dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Brust;
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannst lieben.

ISABELLA.

Dreimal gesegnet sey mir dieser Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom schwerbeladnen Busen hebt — Gegründet
Auf festen Säulen seh' ich mein Geschlecht,
Und in der Zeiten Unermesslichkeit
Kann ich hinabsehn mit zufriednem Geist.
Noch gestern sah' ich mich im Wittwenschleier,
Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos,
In diesen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blüh'nde Töchter mir zur Seite stehen.
Die Mutter zeige sich, die glückliche,

Von allen Weibern, die geboren haben,
Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürsten königliche Töchter
Erblühen denn an dieses Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

DON MANUEL.

Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier
Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der Alles lösen wird.
Am Besten mag die Braut sich selbst verkünden;
Dess sey gewiss, du wirst sie würdig finden.

ISABELLA.

Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn' ich
In meinem erstgebornen Sohn! *Der* liebte
Von jeher, sich verborgen in sich selbst
Zu spinnen und den Rathschluss zu bewahren
Im unzugangbar fest verschlossenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Frist vergönnen;
Doch mein Sohn Cesar, dess bin ich gewiss,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

DON CESAR.

Nicht meine Weise ist's, geheimnissvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen,
Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth,
Doch was du jetzt von mir begehrst zu wissen,
Das, Mutter — lass mich's redlich dir gestehn,
Hab' ich mich selbst noch nicht gefragt. Fragt man,
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt sich selbst;
Ihr Licht bezeugt, dass sie vom Lichte stamme.
In's klare Auge sah ich meiner Braut,
In's Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut,
Am reinen Glanz will ich die Perle kennen;
Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

ISABELLA.

Wie, mein Sohn Cesar? Kläre mir das auf!
Zu gern dem ersten mächtigen Gefühl
Vertrautest du, wie einer Götterstimme.
Auf rascher Jugendthat erwart' ich dich,
Doch nicht auf thöricht kindischer — Lass hören,
Was deine Wahl gelenkt.

DON CESAR.

Wahl, meine Mutter?
Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
Ereilt in der verhängnissvollen Stunde?
Nicht eine Braut zu suchen ging ich aus,
Nicht wahrlich solches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes;
Denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht.
Gleichgültig war und nichts bedeutend mir
Der Frauen leer geschwätziges Geschlecht;
Denn eine zweite sah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernste Todtenfeier;
Im Volksgedräng verborgen wohnten wir
Ihr bei, du weisst's, in unbekannter Kleidung;
So hattest du's mit Weisheit angeordnet,
Dass unsers Haders wild ausbrechende
Gewalt des Festes Würde nicht verletze.
— Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtensarg erhaben ruhte,
Mit weissbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch sahe man den Stab
Der Herrschaft liegen und die Fürstenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng.
— Und alles lag in stiller Andacht knieend,
Als ungesehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing sich zu regen,
Und hundertstimmig der Gesang begann —
Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit samt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überschleierte,
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden *nicht* folgend —
Doch auf den Seraphsflügeln des Gesangs
Schwang die befreite Seele sich nach oben,
Den Himmel suchend und den Schoss der Gnade.
— Dies Alles, Mutter! ruf' ich dir, genau
Beschreibend, in's Gedächtniss jetzt zurück,
Das du erkennest, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünschen mir im Herzen war.
Und diesen festlich ernsten Augenblick
Erwählte sich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl.
Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens.

ISABELLA.

Vollende dennoch! Lass mich Alles hören!

DON CESAR.

Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächeln holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden;
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

DON MANUEL mit Feuer einfallend.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bei, ich muss ihn loben,
Mein eigen Schicksal ist's, was er erzählt.
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beseelt.

ISABELLA.

Den eignen freien Weg, ich seh' es wohl,
Will das Verhängniss gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge stürzt der ungeheure Strom,
Wühlt sich sein Bette selbst und bricht sich Bahn;
Nicht des gemess'nen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf' ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unregiersam stärkern Götterhand,
Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt.
Der Söhne Herz ist meiner Hoffnung Pfand;
Sie denken gross, wie sie geboren sind.

ISABELLA. DON MANUEL. DON CESAR.
DIEGO *zeigt sich an der Thür.*

ISABELLA.

Doch sieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo ist mein Kind? — Sie wissen Alles! Hier
Ist kein Geheimniss mehr — Wo ist sie? Sprich!
Verbirg sie länger nicht! Wir sind gefasst,
Die höchste Freude zu ertragen. Komm!
(Sie will mit ihm nach der Thür gehen.)
Was ist das? Wie? Du zögerst? Du verstummst?
Das ist kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was ist dir? Sprich! Ein Schauder fasst mich an.
Wo ist sie? Wo ist Beatrice?
(Will hinaus.)

DON MANUEL für sich, betroffen.

Beatrice!

DIEGO hält sie zurück.

Bleib!

ISABELLA.

Wo ist sie? Mich entseelt die Angst.

DIEGO.

Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

ISABELLA.

Was ist geschehn? Bei allen Heiligen, rede!

DON CESAR.

Wo ist die Schwester? Unglücksel'ger, rede!

DIEGO.

Sie ist geraubt! Gestohlen von Korsaren!
O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!

DON MANUEL.

Fass' dich, o Mutter!

DON CESAR.

Mutter, sey gefasst!
Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!

DIEGO.

Ich machte schnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Strasse nach dem Kloster
Zum Letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

DON CESAR.

Zur Sache!

DON MANUEL.

Rede!

DIEGO.

Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Klosters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entsetzt vernehm' ich das Entsetzliche.
(Isabella sinkt bleich und zitternd auf einen Sessel, Don Manuel ist um sie beschäftigt.)

DON CESAR.

Und Mauren, sagst du, raubten sie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dies?

DIEGO.

Ein maurisch Räuberschiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern dem Kloster ankernd.

DON CESAR.

Manch Segel rettet sich in diese Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo ist das Schiff?

DIEGO.

Heut frühe sah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite suchen.

DON CESAR.

Hört man von anderm Raub noch, der geschehn?
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.

DIEGO.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderheerde, die dort weidete.

DON CESAR.

Wie konnten Räuber aus des Klosters Mitte
Die Wohlverschloss'ne heimlich raubend stehlen?

DIEGO.

Des Klostergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sprossen überstiegen.

DON CESAR.

Wie brachen sie in's Innerste der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der strenge Zwang.

DIEGO.

Die noch durch kein Gelübde sich gebunden,
Sie durfte frei im Freien sich ergehen.

DON CESAR.

Und pflegte sie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieses sage mir.

DIEGO.

Oft sah man sie des Gartens Stille suchen;
Der Wiederkehr vergass sie heute nur.

DON CESAR, nachdem er sich eine Weile bedacht.

Raub, sagst du? War sie frei genug dem Räuber,
So konnte sie in Freiheit auch *entfliehen.*

ISABELLA steht auf.

Es ist Gewalt! Es ist verwegner Raub!
Nicht pflichtvergessen konnte meine Tochter
Aus freier Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Cesar! Eine Schwester
Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich selbst
Soll jetzt sie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, dass eure Schwester
Des frechen Diebes Beute sey — Ergreift
Die Waffen! Rüstet Schiffe aus! Durchforscht
Die ganze Küste! Durch alle Meere setzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schwester!

DON CESAR.

Leb' wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!
(Er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerstreuung erwachend, wendet sich beunruhigt zu Diego.)

DON MANUEL.

Wann, sagst du, sey sie unsichtbar geworden?

DIEGO.

Seit diesem Morgen erst ward sie vermisst.

DON MANUEL zu Donna Isabella.

Und Beatrice nennt sich deine Tochter?

ISABELLA.

Dies ist ihr Name! Eile! Frage nicht!

DON MANUEL.

Nur Eines noch, o Mutter, lass mich wissen —

ISABELLA.

Fliege zur That! Des Bruders Beispiel folge!

DON MANUEL.

In welcher Gegend, ich beschwöre dich —

ISABELLA ihn forttreibend.

Sieh meine Thränen! Meine Todesangst!

DON MANUEL.

In welcher Gegend hältst du sie verborgen?

ISABELLA.

Verborgner nicht war sie im Schoss der Erde!

DIEGO.

O jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

DON MANUEL.

Furcht, und worüber? Sage, was du weisst.

DIEGO.

Dass ich des Raubs unschuldig Ursach sey.

ISABELLA.

Unglücklicher, entdecke, was geschehn.

DIEGO.

Ich habe dir's verhehlt, Gebieterinn,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verschonen.
Am Tage, als der Fürst beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernsten Feier sich entgegendrängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Klosters Mauern eingedrungen,
Lag sie mir an mit unabläss'gem Flehn,
Ihr dieses Festes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückseliger liess mich bewegen,
Verhüllte sie in ernste Trauertracht,
Und also war sie Zeuginn jenes Festes.
Und dort befürcht' ich, in des Volks Gewühl,
Das sich herbeigedrängt von allen Enden,
Ward sie vom Aug' des Räubers ausgespäht:
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

DON MANUEL für sich, erleichtert.

Glücksel'ges Wort, das mir das Herz befreit!
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

ISABELLA.

Wahnsinn'ger Alter! So verriethst du mich!

DIEGO.

Gebieterinn! Ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in diesem Wunsche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!
Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und so, aus guter Meinung, schafft' ich Böses!

DON MANUEL für sich.

Was steh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewissheit.
(Will gehen.)

DON CESAR der zurückkommt.

Verzieh, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

DON MANUEL.

Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!
(Er geht ab.)

DON CESAR sieht ihm verwundert nach.

Was ist dem Bruder? Mutter, sage mir's.

ISABELLA.

Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

DON CESAR.

Du siehst mich wiederkehren, meine Mutter;
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergass ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schwester kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiss,
Aus welchem Ort die Räuber sie gerissen?
Das Kloster nenne mir, das sie verbarg.

ISABELLA.

Der heiligen Cecilia ist's gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Ætna
Sich langsam steigend hebt, liegt es versteckt,
Wie ein verschwiegner Aufenthalt der Seelen.

DON CESAR.

Sey gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!
Die Schwester bring' ich dir zurück, müsst' ich
Durch alle Länder sie und Meere suchen.
Doch Eines, Mutter, ist es, was mich kümmert;
Die Braut verliess ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen;
Ich sende sie dir her, du wirst sie schauen;
An ihrer Brust, an ihrem lieben Herzen
Wirst du des Grams vergessen und der Schmerzen.
(Er geht ab.)

ISABELLA.

Wann endlich wird der alte Fluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand
Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen,
Und freudig winkend sah ich schon das Land
Im Abendglanz der Sonne sich erhellen;
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft gesandt,
Und reisst mich wieder in den Kampf der Wellen!
(Sie geht nach dem innern Hause, wohin ihr Diego folgt.)

(Die Scene verwandelt sich in den Garten.)

BEIDE CHÖRE. *Zuletzt* BEATRICE.

(Der Chor des Don Manuel kommt in festlichem Aufzug, mit Kränzen geschmückt, und die oben beschriebenen Brautgeschenke begleitend; der Chor des Don Cesar will ihm den Eintritt verwehren.)

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Du würdest wohl thun, diesen Platz zu leeren.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Ich will's, wenn bess're Männer es begehren.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Du könntest merken, dass du lästig bist.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Desswegen bleib' ich, weil es dich verdriesst.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Hier ist mein Platz. Wer darf zurück mich halten?

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Mein Herrscher sendet mich, Don Manuel.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Ich stehe hier auf meines Herrn Befehl.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Dem ältern Bruder muss der jüngre weichen.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Dem Erstbesitzenden gehört die Welt.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Verhasster, geh und räume mir das Feld!

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Nicht bis sich unsre Schwerter erst vergleichen.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Find' ich dich überall in meinen Wegen?

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Was hast du hier zu horchen und zu hüten?

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Was hast du hier zu fragen, zu verbieten?

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Dir steh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

In Tapferkeit bin ich, wie du, erfahren!

BEATRICE stürzt heraus.

Weh mir, was wollen diese wilden Schaaren?

ERSTER CHOR zum zweiten. *Cajetan.*

Nichts acht' ich dich und deine stolze Miene!

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Ein bess'rer ist der Herrscher, dem ich diene!

BEATRICE.
O weh mir, weh mir, wenn er jetzt erschiene!
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Du lügst! Don Manuel besiegt ihn weit!
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit.
BEATRICE.
Jetzt wird er kommen, dies ist seine Zeit!
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Wäre nicht Friede, Recht verschafft' ich mir!
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Wär's nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.
BEATRICE.
O wär' er tausend Meilen weit von hier!
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Das Gesetz fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Wohl thust du dran, es ist des Feigen Schutz.
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Fang an, ich folge!
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Mein Schwert ist heraus!
BEATRICE in der heftigsten Beängstigung.
Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!
Werft euch in seinen Weg ihr Hindernisse,
Eine Schlinge legt, ein Netz um seine Füsse,
Dass er verfehle diesen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuschet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet seine Schritte!
(Sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erscheint Don Manuel.)

DON MANUEL. DER CHOR.

DON MANUEL.
Was seh' ich! Haltet ein!
ERSTER CHOR zum zweiten. *Cajetan, Berengar, Manfred.*
Komm an! Komm an!
ZWEITER CHOR. *Bohemund, Roger, Hippolyt.*
Nieder mit ihnen! Nieder!
DON MANUEL tritt zwischen sie, mit gezogenem Schwert.
Haltet ein!
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Es ist der Fürst.
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Der Bruder! Haltet Friede!
DON MANUEL.
Den streck' ich todt auf dieses Rasens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortsetzt und dem Gegner droht!
Ras't ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwistes Flammen aufzublasen,
Der zwischen uns, den Fürsten, abgethan
Und ausgeglichen ist auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Redet! Ich will's wissen.
ERSTER CHOR. *Cajetan, Berengar.*
Sie standen hier —
ZWEITER CHOR. *Roger, Bohemund* unterbrechend.
Sie kamen —
DON MANUEL zum ersten Chor.
Rede du!
ERSTER CHOR. *Cajetan.*
Wir kamen her, mein Fürst, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befahlst.
Geschmückt zu einem Feste, keineswegs
Zum Krieg bereit, du siehst es, zogen wir
In Frieden unsern Weg, nichts Arges denkend
Und trauend dem beschworenen Vertrag;
Da fanden wir sie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang sperrend mit Gewalt.
DON MANUEL.
Unsinnige, ist keine Freistatt sicher
Genug vor eurer blinden tollen Wuth?
Auch in der Unschuld still verborgnen Sitz
Bricht euer Hader friedestörend ein?
(Zum zweiten Chor.)
Weiche zurück! Hier sind Geheimnisse,
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.
(Da derselbe zögert.)
Zurück, dein Herr gebietet dir's durch mich,
Denn wir sind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,
Und mein Befehl ist auch der Seine. Geh!
(Zum ersten Chor.)
Du bleibst und wahrst des Eingangs.
ZWEITER CHOR. *Bohemund.*
Was beginnen?
Die Fürsten sind versöhnt, das ist die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeschäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfter noch Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blut'gen Mantel
Der Schuld und leicht gereinigt steht er da.
Drum mögen sich die Fürsten selbst vergleichen.
Ich acht' es für gerathen, wir gehorchen.
(Der zweite Chor geht ab, der erste zieht sich nach dem Hintergrunde der Scene zurück. In demselben Augenblicke stürzt Beatrice heraus und wirft sich in Don Manuels Arme.)

BEATRICE. DON MANUEL.

BEATRICE.
Du bist's. Ich hab' dich wieder — Grausamer!
Du hast mich lange, lange schmachten lassen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — in deinen lieben Armen
Ist Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie sind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, lass uns keinen Augenblick verlieren!
(Sie will ihn mit sich fortziehen und sieht ihn jetzt erst genauer an.)
Was ist dir? So verschlossen feierlich
Empfängst du mich — entziehst dich meinen Armen,
Als wolltest du mich lieber ganz verstossen?
Ich kenne dich nicht mehr — Ist dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?
DON MANUEL.
Beatrice!
BEATRICE.
Nein! rede nicht! Jetzt ist nicht Zeit zu Worten!
Fort lass uns eilen, schnell! Der Augenblick
Ist kostbar. —
DON MANUEL.
Bleib! Antworte mir!
BEATRICE.
Fort! Fort,
Eh diese wilden Männer wiederkehren!
DON MANUEL.
Bleib! Jene Männer werden uns nicht schaden!
BEATRICE.
Doch, doch, du kennst sie nicht, o komm! Entfliehe!
DON MANUEL.
Von meinem Arm beschützt, was kannst du fürchten?

BEATRICE.
O glaube mir, es gibt hier mächt'ge Menschen!
DON MANUEL.
Geliebte, keinen Mächtigern als mich.
BEATRICE.
Du gegen diese Vielen ganz allein?
DON MANUEL.
Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchtest —
BEATRICE.
Du kennst sie nicht, du weisst nicht, *wem* sie dienen.
DON MANUEL.
Mir dienen sie, und ich bin ihr Gebieter.
BEATRICE.
Du bist — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!
DON MANUEL.
Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir schien zu seyn,
Der arme Ritter nicht, der Unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Woher ich stamme, hab' ich dir verborgen.
BEATRICE.
Du bist Don Manuel nicht! Weh mir, wer bist du?
DON MANUEL.
Don Manuel heiss' ich — doch ich bin der Höchste,
Der diesen Namen führt in dieser Stadt;
Ich bin Don Manuel, Fürst von Messina.
BEATRICE.
Du wärst Don Manuel, Don Cesars Bruder?
DON MANUEL.
Don Cesar ist mein Bruder.
BEATRICE.
Ist dein Bruder!
DON MANUEL.
Wie? Dies erschreckt dich? Kennst du den Don Cesar?
Kennst du noch sonsten Jemand meines Bluts?
BEATRICE.
Du bist Don Manuel, der mit dem Bruder
In Hasse lebt und unversöhnter Fehde?
DON MANUEL.
Wir sind versöhnt, seit heute sind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein von Herzen auch.
BEATRICE.
Versöhnt, seit heute!
DON MANUEL.
Sage mir, was ist das?
Was bringt dich so in Aufruhr? Kennst du mehr
Als nur den Namen blos von meinem Hause?
Weiss ich dein ganz Geheimniss? Hast du nichts,
Nichts mir verschwiegen oder vorenthalten?
BEATRICE.
Was denkst du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?
DON MANUEL.
Von deiner Mutter hast du mir noch nichts
Gesagt. Wer ist sie? Würdest du sie kennen,
Wenn ich sie dir beschriebe — dir sie zeigte?
BEATRICE.
Du kennst sie — kennst sie und verbargest mir?
DON MANUEL.
Weh' dir und wehe mir, wenn ich sie kenne!
BEATRICE.
O sie ist gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weissen Halses edle Form beschatten;
Ich seh' der Stirne rein gewölbten Bogen,
Des grossen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir —
DON MANUEL.
Weh mir! du schilderst sie!
BEATRICE.
Und ich entfloh ihr! konnte sie verlassen,
Vielleicht am Morgen eben dieses Tages,
Der mich auf ewig ihr vereinen sollte!
O selbst die Mutter gab ich hin für dich!
DON MANUEL.
Messina's Fürstinn wird dir Mutter seyn;
Zu *ihr* bring' ich dich jetzt, sie wartet deiner.
BEATRICE.
Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, Nimmermehr!
DON MANUEL.
Du schauderst? Was bedeutet dies Entsetzen?
Ist meine Mutter keine Fremde dir?
BEATRICE.
O unglückselig traurige Entdeckung!
O hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!
DON MANUEL.
Was kann dich ängstigen, nun du mich kennst,
Den Fürsten findest in dem Unbekannten?
BEATRICE.
O gib mir diesen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich selig!
DON CESAR hinter der Scene.
Zurück! Welch vieles Volk ist hier versammelt?
BEATRICE.
Gott! Diese Stimme! Wo verberg' ich mich?
DON MANUEL.
Erkennst du diese Stimme? Nein, du hast
Sie nie gehört, und kannst sie nicht erkennen!
BEATRICE.
O lass uns fliehen, komm und weile nicht.
DON MANUEL.
Was fliehn? Es ist des Bruders Stimme, der
Mich sucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —
BEATRICE.
Bei allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem heftig Stürmenden,
Lass dich von ihm an diesem Ort nicht finden.
DON MANUEL.
Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörst mich nicht: wir sind versöhnte Brüder!
BEATRICE.
O Himmel, rette mich aus dieser Stunde!
DON MANUEL.
Was ahnet mir! Welch ein Gedanke fasst
Mich schaudernd? — Wär' es möglich — Wäre
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warst? Mir grauet, weiter fort zu fragen!
Du warst — bei meines Vaters Leichenfeier?
BEATRICE.
Weh mir!
DON MANUEL.
Du warst zugegen?
BEATRICE.
Zürne nicht!
DON MANUEL.
Unglückliche, du warst?
BEATRICE.
Ich war zugegen.
DON MANUEL.
Entsetzen!

BEATRICE.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergib mir! Ich gestand dir meinen Wunsch;
Doch plötzlich ernst und finster liessest du
Die Bitte fallen, und so schwieg auch ich.
Doch weiss ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüsten.
Des Herzens heissen Drang musst' ich vergnügen;
Der alte Diener lieh mir seinen Beistand;
Ich war dir ungehorsam und ich ging.

(Sie schmiegt sich an ihn, indem tritt Don Cesar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

BEIDE BRÜDER. BEIDE CHÖRE. BEATRICE.

ZWEITER CHOR. *Bohemund* zu Don Cesar.

Du glaubst uns nicht — Glaub' deinen eignen Augen!

DON CESAR tritt heftig ein, und fährt beim Anblick seines Bruders mit Entsetzen zurück.

Blendwerk der Hölle! Was? In seinen Armen!

(Näher tretend, zu Don Manuel.)

Giftvolle Schlange! Das ist deine Liebe?
Desswegen logst du tückisch mir Versöhnung?
O eine Stimme Gottes war mein Hass!
Fahre zur Hölle, falsche Schlangenseele!

(Er ersticht ihn.)

DON MANUEL.

Ich bin des Todes — Beatrice! — Bruder!

(Er sinkt und stirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen Alle!
Mit Blut gerächet sey die blut'ge That!

(Alle ziehen die Degen.)

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Heil uns! Der lange Zwiespalt ist geendigt.
Nur Einem Herrscher jetzt gehorcht Messina.

ERSTER CHOR. *Cajetan, Berengar, Manfred.*

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein sühnend Opfer dem Gemordeten!

ZWEITER CHOR. *Bohemund, Roger, Hippolyt.*

Herr, fürchte nichts, wir stehen treu zu dir.

DON CESAR mit Ansehen zwischen sie tretend.

Zurück — ich habe meinen Feind getödtet.
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallstrick legte.
Ein furchtbar grässlich Ansehn hat die That;
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Weh dir, Messina! Wehe! Wehe! Wehe!
Das grässlich Ungeheure ist geschehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greisen,
Und wehe der noch ungebornen Frucht!

DON CESAR.

Die Klage kommt zu spät — *Hier* schaffet Hülfe!

(Auf Beatricen zeigend.)

Ruft *sie* in's Leben! Schnell entfernet sie
Von diesem Ort des Schreckens und des Todes.
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schwester.
— Bringt sie in meiner Mutter Schloss und sprecht:
Es sey ihr Sohn, Don Cesar, der sie sende!

(Er geht ab; die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweiten Chor auf eine Bank gesetzt und so hinweg getragen; der erste Chor bleibt bei dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeschenke tragen, in einem Halbkreise herumstehen.)

CHOR. *Cajetan.*

Sagt mir! Ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht.
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That.
Dennoch übergiesst mich ein Grauen,
Dass sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muss vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der grässlich entschiedenen Gegenwart.

EINER AUS DEM CHOR. *Manfred.*

Lasset erschallen die Stimme der Klage! —
Holder Jüngling!
Da liegt er entseelt
Hingestreckt in der Blüthe der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem stummen erwacht
Lauter unermesslicher Jammer.

EIN ZWEITER. *Cajetan.*

Wir kommen, wir kommen,
Mit festlichem Prangen
Die Braut zu empfangen;
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Fest ist bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten ist schwer.

GANZER CHOR.

Schwer und tief ist der Schlummer der Todten;
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut.
Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut;
Starr und fühllos liegt er am Boden!

EIN DRITTER. *Cajetan.*

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde,
Diese Sonne, die jetzo nieder-
Geht, sie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegst du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die grässliche Wunde!
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichem Grunde?

CHOR. *Berengar.*

Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Last!
Diese Cypresse lasst uns zerschlagen
Mit der mördrischen Schneide der Axt,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer soll sie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs sich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben,
Die sich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht seyn zum Dienst der Todten!

ERSTER. *Cajetan.*

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörichtem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen sitzen
Lichtlos, ohne Gesang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergessen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit messen,
Fangen es auf in schwarzen Gefässen,
Rühren und mengen die schreckliche Rache.

ZWEITER. *Berengar.*
Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnissvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoss aufnahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein grosses Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Samen.

DRITTER. *Cajetan.*
Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödtliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Orestes die höllischen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an:
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wussten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber da er den Schoss jetzt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe da kehrten sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jetzt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiss nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphische Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend.)

(Die Säulenhalle — Es ist Nacht; die Scene ist von oben herab durch eine grosse Lampe erleuchtet.)

DONNA ISABELLA *und* DIEGO *treten auf.*

ISABELLA.
Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur sich fand von der Verlornen?

DIEGO.
Noch nichts, Gebieterinn! — doch hoffe Alles
Von deiner Söhne Ernst und Emsigkeit.

ISABELLA.
Wie ist mein Herz geängstiget, Diego!
Es stand bei mir, dies Unglück zu verhüten.

DIEGO.
Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz.
An welcher Vorsicht liessest du's ermangeln?

ISABELLA.
Hätt' ich sie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

DIEGO.
Die Klugheit wehrte dir's; du thatest weise,
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

ISABELLA.
Ach, so ist keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommnes ohne diesen Zufall!

DIEGO.
Dies Glück ist nur verzögert, nicht zerstört;
Geniesse du jetzt deiner Söhne Frieden.

ISABELLA.
Ich habe sie einander Herz an Herz
Umarmen sehn — ein nie erlebter Anblick!

DIEGO.
Und nicht ein Schauspiel blos, es ging von Herzen;
Denn ihr Geradsinn hasst der Lüge Zwang.

ISABELLA.
Ich seh' auch, dass sie zärtlicher Gefühle,
Der schönen Neigung fähig sind; mit Wonne
Entdeck' ich, dass sie ehren, was sie lieben.
Der ungebundnen Freiheit wollen sie
Entsagen, nicht dem Zügel des Gesetzes
Entzieht sich ihre brausend wilde Jugend,
Und sittlich selbst blieb ihre Leidenschaft.
— Ich will dir's jetzo gern gestehn, Diego,
Dass ich mit Sorge diesem Augenblick,
Der aufgeschloss'nen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen sah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Hasses auch noch dieser Blitz,
Der Eifersucht feindsel'ge Flamme schlug —
Mir schaudert es zu denken — ihr Gefühl,
Das niemals einig war, gerade hier
Zum Erstenmal unselig sich begegnet —
Wohl mir! Auch diese donnerschwere Wolke,
Die über mir schwarz drohend niederhing,
Sie führte mir ein Engel still vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Brust.

DIEGO.
Ja, freue deines Werkes dich. Du hast
Mit zartem Sinn und ruhigem Verstand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller seiner Herrscher-Macht — Dein ist
Der Ruhm; doch auch dein Glücksstern ist zu loben!

ISABELLA.
Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts Kleines war es, solche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen diese langen Jahre,
Den Mann zu täuschen, den umsichtigsten
Der Menschen, und in's Herz zurückzudrängen
Den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers
Verschloss'ner Gott, aus seinen Banden strebte!

DIEGO.
Ein Pfand ist mir des Glückes lange Gunst,
Dass Alles sich erfreulich lösen wird.

ISABELLA.
Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieser Thaten sah.
Dass mir der böse Genius nicht schlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ich's, hier in müss'ger Ruh'
Zu harren des Erfolgs, indess die Söhne
Geschäftig forschen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menschenkunst
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

DIEGO.
Entdecke mir, was mir zu wissen ziemt.

ISABELLA.
Einsiedelnd auf des Ætna Höhen haust
Ein frommer Klausner, von Uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menschen
Tief wandelndes Geschlecht, den ird'schen Sinn
In leichter reiner Ætherluft geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
Des unverständlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd ist ihm das Schicksal meines Hauses;

Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebetet.
Zu ihm hinauf gesandt hab' ich alsbald
Des raschen Boten jugendliche Kraft,
Dass er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und stündlich harr' ich dessen Wiederkehr.

DIEGO.

Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterinn,
So ist's derselbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Emsige!

BOTE. DIE VORIGEN.

ISABELLA.

Sag' an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, sondern schöpfe rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Bescheide?

BOTE.

Ich soll mich schnell zurück begeben, war
Die Antwort, die Verlorne sey gefunden.

ISABELLA.

Glücksel'ger Mund, erfreulich Himmelswort!
Stets hast du das Erwünschte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne war's verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

BOTE.

Die Tiefverborgne fand dein ältster Sohn.

ISABELLA.

Don Manuel ist es, dem ich sie verdanke!
Ach, stets war dieser mir ein Kind des Segens!
— Hast du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geschenk ich ihm gesendet,
Sie anzuzünden seinem Heiligen?
Denn was von Gaben sonst der Menschen Herzen
Erfreut, verschmäht der fromme Gottesdiener.

BOTE.

Die Kerze nahm er schweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er sie flugs
Dort an, und schnell in Brand steckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt seit neunzig Jahren.

ISABELLA.

Was sagst du? Welches Schreckniss nennst du mir?

BOTE.

Und dreimal Wehe! Wehe! rufend, stieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er schweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuschauen.
Und so, gejagt von Grausen, eilt' ich her!

ISABELLA.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängstlich schwankende Verworrenheit,
Stürzt mich das Widersprechende zurück.
Gefunden sey mir die verlorne Tochter
Von meinem ältsten Sohn, Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglücksel'gen That.

BOTE.

Blick hinter dich, Gebieterinn! Du siehst
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen;
Denn Alles müsst' mich trügen, oder dies
Ist die verlorne Tochter, die du suchst,
Von deiner Söhne Ritterschaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweiten Halbchor auf einem Tragsessel gebracht und auf der vordern Bühne niedergesetzt. Sie ist noch ohne Leben und Bewegung.)

ISABELLA. DIEGO. BOTE. BEATRICE. CHOR. BOHEMUND, ROGER, HIPPOLYT *und die andern neun Ritter* DON CESARS.

CHOR. *Bohemund.*

Des Herrn Geheiss erfüllend setzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füssen nieder,
Gebieterinn! — Also befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieses Wort:
Es sey dein Sohn Don Cesar, der sie sende!

ISABELLA ist mit ausgebreiteten Armen auf sie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück.

O Himmel! Sie ist bleich und ohne Leben!

CHOR. *Bohemund.*

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erstaunlichen sich zu erholen,
Das ihre Geister noch gebunden hält.

ISABELLA.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So sehen wir uns wieder! So musst du
Den Einzug halten in des Vaters Haus!
O lass' an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Brust
Will ich dich pressen, bis vom Todesfrost
Gelöst die warmen Adern wieder schlagen!

(Zum Chor.)

O sprich! Welch' Schreckliches ist hier geschehn?
Wo fand'st du sie? Wie kam das theure Kind
In diesen kläglich jammervollen Zustand?

CHOR. *Bohemund.*

Erfahr' es nicht von mir, mein Mund ist stumm.
Dein Sohn Don Cesar wird dir Alles deutlich
Verkündigen, denn Er ist's, der sie sendet.

ISABELLA.

Mein Sohn Don Manuel, so willst du sagen?

CHOR. *Bohemund.*

Dein Sohn Don Cesar sendet sie dir zu.

ISABELLA zu dem Boten.

War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

BOTE.

So ist es, Herrinn, das war seine Rede.

ISABELLA.

Welcher es sey, er hat mein Herz erfreut;
Die Tochter dank' ich ihm, er sey gesegnet!
O muss ein neid'scher Dämon mir die Wonne
Des heiss erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muss ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter seh' ich in des Vaters Haus,
Sie aber sieht nicht *mich*, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.
O öffnet euch, ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,
Lebloser Busen, und schlage der Lust!
Diego! Das ist meine Tochter — *Das*
Die lang verborgne, die gerettete,
Vor aller Welt kann ich sie jetzt erkennen!

CHOR. *Bohemund.*

Ein seltsam neues Schreckniss glaub' ich ahnend,
Vor mir zu sehn, und stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

ISABELLA zum Chor, der Bestürzung und Verlegenheit ausdrückt.

O ihr seyd undurchdringlich harte Herzen!
Vom ehrnen Harnisch eurer Brust, gleichwie
Von einem schroffen Meeresfelsen, schlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umsonst in diesem ganzen Kreis umher
Späh' ich nach einem Auge, das empfindet.

Wo weilen meine Söhne, dass ich Antheil
In einem Auge lese, denn mir ist,
Als ob der Wüste unmitleid'ge Schaaren
Des Meeres Ungeheuer mich umständen.

DIEGO.

Sie schlägt die Augen auf! Sie regt sich, lebt!

ISABELLA.

Sie lebt! Ihr erster Blick sey auf die Mutter!

DIEGO.

Das Auge schliesst sie schaudernd wieder zu.

ISABELLA zum Chor.

Weicht zurück! Sie schreckt der fremde Anblick.

CHOR tritt zurück. *Bohemund.*

Gern meid' ich's, ihrem Blicke zu begegnen.

DIEGO.

Mit grossen Augen misst sie staunend dich.

BEATRICE.

Wo bin ich? Diese Züge sollt' ich kennen.

ISABELLA.

Langsam kehrt die Besinnung ihr zurück.

DIEGO.

Was macht sie? Auf die Kniee senkt sie sich.

BEATRICE.

O schönes Engelsantlitz meiner Mutter!

ISABELLA.

Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!

BEATRICE.

Zu deinen Füssen sieh die Schuldige.

ISABELLA.

Ich habe dich wieder! Alles sey vergessen!

DIEGO.

Betracht' auch mich! Erkennst du meine Züge?

BEATRICE.

Des redlichen Diego greises Haupt!

ISABELLA.

Der treue Wächter deiner Kinderjahre.

BEATRICE.

So bin ich wieder in dem Schoss der Meinen?

ISABELLA.

Und nichts soll uns mehr scheiden, als der Tod.

BEATRICE,

Du willst mich nicht mehr in die Fremde stossen?

ISABELLA.

Nichts trennt uns mehr; das Schicksal ist befriedigt.

BEATRICE sinkt an ihre Brust.

Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?
Und Alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein schwerer fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich sah ihn todt zu meinen Füssen fallen!
— Wie komm' ich aber hieher? Ich besinne
Mich nicht — Ach, wohl mir, wohl, dass ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürstinn Mutter von Messina bringen.
Eher in's Grab!

ISABELLA.

Komm zu dir, meine Tochter!
Messina's Fürstinn —

BEATRICE.

Nenne sie nicht mehr!
Mir giesst sich bei dem unglücksel'gen Namen
Ein Frost des Todes durch die Glieder.

ISABELLA.

Höre mich.

BEATRICE.

Sie hat zwei Söhne, die sich tödtlich hassen;
Don Manuel, Don Cesar nennt man sie.

ISABELLA.

Ich bin's ja selbst! Erkenne deine Mutter!

BEATRICE.

Was sagst du? Welches Wort hast du geredet?

ISABELLA.

Ich, deine Mutter, bin Messina's Fürstinn.

BEATRICE.

Du bist Don Manuels Mutter und Don Cesars?

ISABELLA.

Und *deine* Mutter! Deine *Brüder* nennst du!

BEATRICE.

Weh, weh mir! O entsetzenvolles Licht!

ISABELLA.

Was ist dir? Was erschüttert dich so seltsam?

BEATRICE wild um sich der schauend, erblickt den Chor.

Das sind sie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich sie.
Mich hat kein Traum getäuscht — Die sind's! Die waren
Zugegen — Es ist fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?

(Sie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der sich von ihr abwendet. Ein Trauermarsch lässt sich in der Ferne hören.)

CHOR.

Wehe! Wehe!

ISABELLA.

Wen verborgen? Was ist wahr?
Ihr schweigt bestürzt — Ihr scheint sie zu verstehn.
Ich les' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglücksel'ges,
Das mir zurückgehalten wird — Was ist's?
Ich will es wissen. Warum heftet ihr
So schreckensvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör' ich da erschallen?

CHOR. *Bohemund.*

Es naht sich! Es wird sich mit Schrecken erklären,
Sey stark, Gebieterinn, stähle dein Herz!
Mit Fassung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

ISABELLA.

Was naht sich? Was erwartet mich? — Ich höre
Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo sind meine Söhne?

(Der erste Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der leer gelassenen Seite der Scene niedersetzt. Ein schwarzes Tuch ist darüber gebreitet.)

ISABELLA. BEATRICE. DIEGO. BEIDE CHÖRE.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Durch die Strassen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verschont.
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später,
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

Berengar.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur

Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der *Mord* auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

Cajetan.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

ISABELLA.

Was soll ich hören? Was verhüllt dies Tuch?

(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unschlüssig zaudernd stehen.)

Es zieht mich grausend hin und zieht mich schaudernd
Mit dunkler kalter Schreckenshand zurück.

(Zu Beatricen, welche sich zwischen sie und die Bahre geworfen.)

Lass' mich! Was es auch sey, ich will's enthüllen!

(Sie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.)

O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!

(Sie bleibt mit starrem Entsetzen stehen — Beatrice sinkt mit einem Schrei des Schmerzens neben der Bahre nieder.)

CHOR. *Cajetan. Berengar. Manfred.*

Unglückliche Mutter! Es ist dein Sohn!
Du hast es gesprochen das Wort des Jammers;
Nicht meinen Lippen ist es entflohn.

ISABELLA.

Mein Sohn! Mein Manuel! — O ewige
Erbarmung — *So* muss ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben musstest du die Schwester
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, dass sein Arm dich nicht beschützte
— O Fluch der Hand, die diese Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen geboren,
Der mir den Sohn erschlug! Fluch seinem ganzen
Geschlecht!

CHOR.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

ISABELLA.

So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, das ist eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!
Worauf hab' ich gehofft, wovor gezittert,
Wenn dies der Ausgang ist! — O die ihr hier
Mich schreckenvoll umsteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuschen!
Glaube noch Einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieser Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er säh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorberbäume wachsen — Zwischen ihnen
Wuchs eine Lilie empor; sie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff,
Und um sich wüthend schnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerfluth verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte
Befrug der Vater einen Vogelschauer
Und schwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schoss
Von einer Tochter sich entbinden würde,
So würde sie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen seinen Stamm!

CHOR. *Cajetan* und *Bohemund.*

Gebieterinn, was sagst du? Wehe! Wehe!

ISABELLA.

Darum befahl der Vater, sie zu tödten;
Doch ich entrückte sie dem Jammerschicksal.
— Die arme Unglückselige! Verstossen
Ward sie als Kind aus ihrer Mutter Schoss,
Dass sie, erwachsen, nicht die Brüder morde!
Und jetzt durch Räubershände fällt der Bruder;
Nicht die Unschuldige hat ihn getödtet!

CHOR.

Weh! Wehe! Wehe! Wehe!

ISABELLA.

Keinen Glauben
Verdiente mir des Götzendieners Spruch;
Ein bess'res Hoffen stärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieser Tochter:
« In heisser Liebe würde sie dereinst
» Der Söhne Herzen mir vereinigen. »
— So widersprachen die Orakel sich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat sie
Verschuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen.
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts;
Betrüger sind sie, oder sind betrogen.
Nichts Wahres lässt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts.

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Weh! Wehe! Was sagst du? Halt ein, halt ein!
Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel *sehen* und treffen ein;
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben.

ISABELLA.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum besuchen wir die heil'gen Häuser,
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüth'ge Thoren, was gewinnen wir
Mit unserm Glauben? So unmöglich ist's,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu schiessen.
Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne *so* sich oder anders fügen;
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur;
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen.

ZWEITER CHOR. *Bohemund.*

Halt ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du läugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben.
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

ALLE RITTER.

Die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

BEATRICE.

O Mutter! Mutter! Warum hast du mich

Gerettet! Warum warfst du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh' ich war, mich schon verfolgte?
Blödsicht'ge Mutter! Warum dünktest du
Dich weiser, als die Allesschauenden,
Die Nah und Fernes aneinander knüpfen,
Und in der Zukunft späte Saaten sehn?
Dir selbst und mir, uns Allen zum Verderben
Hast du den Todesgöttern ihren Raub,
Den sie gefordert, frevelnd vorenthalten!
Jetzt nehmen sie ihn zweifach, dreifach selbst.
Nicht dank' ich dir das traurige Geschenk;
Dem Schmerz, dem Jammer hast du mich erhalten!

ERSTER CHOR. *Cajetan* in heftiger Bewegung nach der Thür sehend.

Brechet auf, ihr Wunden!
Fliesset, fliesset!
In schwarzen Güssen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Berengar.

Eherner Füsse
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen.
Ich erkenne der Furien Schritt!

Cajetan.

Stürzet ein, ihr Wände!
Versink', o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füsse Tritt!
Schwarze Dämpfe, entsteiget, entsteiget
Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

DON CESAR. ISABELLA. BEATRICE. DER CHOR.

(Beim Eintritt des Don Cesar zertheilt sich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm; er bleibt allein in der Mitte der Scene stehen.)

BEATRICE.

Weh mir, er ist's!

ISABELLA tritt ihm entgegen.

O mein Sohn Cesar! Muss ich *so*
Dich wiedersehen — O blick' her und sieh
Den Frevel einer gottverfluchten Hand!

(Führt ihn zu dem Leichnam. Don Cesar tritt mit Entsetzen zurück, das Gesicht verhüllend.)

ERSTER CHOR. *Cajetan, Berengar.*

Brechet auf, ihr Wunden!
Fliesset, fliesset!
In schwarzen Güssen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts!

ISABELLA.

Du schauderst und erstarrst! — Ja, das ist Alles,
Was dir noch übrig ist von deinem Bruder!
Da liegen meine Hoffnungen — Sie stirbt
Im Keim die junge Blume eures Friedens,
Und keine schöne Früchte sollt' ich schauen.

DON CESAR.

Tröste dich, Mutter! Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beschloss der Himmel.

ISABELLA.

O ich weiss, du liebtest ihn, ich sah entzückt
Die schönen Bande zwischen euch sich flechten!
An deinem Herzen wolltest du ihn tragen,
Ihm reich ersetzen die verlornen Jahre.
Der blut'ge Mord kam deiner schönen Liebe
Zuvor — Jetzt kannst du nichts mehr, als ihn rächen —

DON CESAR.

Komm, Mutter, komm! Hier ist kein Ort für dich.
Entreiss dich diesem unglücksel'gen Anblick!

(Er will sie fortziehen.)

ISABELLA fällt ihm um den Hals.

Du lebst mir noch! *Du* jetzt mein Einziger!

BEATRICE.

Weh Mutter! Was beginnst du?

DON CESAR.

Weine dich aus
An diesem treuen Busen! Unverloren
Ist dir der Sohn, denn seine Liebe lebt
Unsterblich fort in deines Cesars Brust.

ERSTER CHOR. *Caj., Ber., Manf.*

Brechet auf, ihr Wunden!
Redet, ihr stummen!
In schwarzen Fluthen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

ISABELLA beider Hände fassend.

O meine Kinder!

DON CESAR.

Wie entzückt es mich,
In deinen Armen sie zu sehen, Mutter!
Ja, lass sie deine Tochter seyn! Die Schwester —

ISABELLA unterbricht ihn.

Dir dank' ich die Gerettete, mein Sohn!
Du hieltest Wort, du hast sie mir gesendet.

DON CESAR erstaunt.

Wen, Mutter, sagst du, hab' ich dir gesendet?

ISABELLA.

Sie mein' ich, die du vor dir siehst, die Schwester.

DON CESAR.

Sie, meine Schwester!

ISABELLA.

Welche Andre sonst?

DON CESAR.

Meine Schwester?

ISABELLA.

Die du selber mir gesendet.

DON CESAR.

Und *seine* Schwester!

CHOR.

Wehe! Wehe! Wehe!

BEATRICE.

O meine Mutter!

ISABELLA.

Ich erstaune — Redet!

DON CESAR.

So sey der Tag verflucht, der mich geboren!

ISABELLA.

Was ist dir? Gott!

DON CESAR.

Verflucht der Schoss, der mich
Getragen! — und verflucht sey deine Heimlichkeit,
Die all' dies Grässliche verschuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert!
Nicht länger halt' ich schonend ihn zurück —
Ich selber, wiss' es, ich erschlug den Bruder;
In *ihren* Armen überrascht' ich ihn;
Sie ist es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weisst du nun!
— Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu' und Büssung kann versöhnen!

CHOR. *Bohemund.*

Es ist gesprochen, du hast es vernommen;
Das Schlimmste weisst du, nichts ist mehr zurück!

Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen;
Denn noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,
Der muss es selber erbauend vollenden.

ISABELLA.

Was kümmert's mich noch, ob die Götter sich
Als Lügner zeigen, oder sich als wahr
Bestätigen? Mir haben sie das Aergste
Gethan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen, als sie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet sie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem Lebenden scheid' ich mich selbst.
Er ist mein Sohn nicht — Einen Basilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.
— Komm, meine Tochter! Hier ist unsers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeistern überlass' ich
Dies Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten, und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's — Alles dies
Erleid' ich schuldlos, doch bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet sind die Götter.

(Sie geht ab. Diego folgt ihr.)

BEATRICE. DON CESAR. DER CHOR.

DON CESAR Beatrice zurück haltend.

Bleib, Schwester! Scheide *du* nicht so von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dies Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber *du*
Fluche mir nicht! Von dir kann ich's nicht tragen.

(Beatrice zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Leichnam.)

DON CESAR.

Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den *Bruder* hab' ich dir, und hab' ihn mir
Gemordet — Dir gehört der Abgeschiedne jetzt
Nicht näher an, als *ich* der Lebende,
Und *ich* bin mitleidswürdiger als Er,
Denn Er schied rein hinweg und ich bin schuldig.

(Beatrice bricht in heftige Thränen aus.)

DON CESAR.

Wein' um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Diesen Vorzug,
Den du dem Todten gibst, ertrag' ich nicht.
Den einz'gen Trost, den letzten, lass mich schöpfen
Aus unsers Jammers bodenloser Tiefe,
Dass *er* dir näher nicht gehört als ich —
Denn unser furchtbar aufgelöstes Schicksal
Macht unsre Rechte gleich, wie unser Unglück.
In Einen Fall verstrickt, drei liebende
Geschwister, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muss, dass deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann mischt sich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verlässt der Wehmuth letzter Trost.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer seinen Manen bringen;
Doch sanft nachsenden will ich ihm die Seele,
Weiss ich nur, dass du meinen Staub mit seinem
In Einem Aschenkruge sammeln wirst.

(Den Arm um sie schlingend mit einer leidenschaftlich zärtlichen Heftigkeit.)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warst.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,
Trag' ich den schweren Fluch des Brudermords;
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt bist du meine Schwester und dein Mitleid
Fodr' ich von dir als einen heil'gen Zoll.

(Er sieht sie mit forschenden Blicken und schmerzlicher Erwartung an, dann wendet er sich mit Heftigkeit von ihr.)

Nein, nein, nicht sehen kann ich diese Thränen —
In dieses Todten Gegenwart verlässt
Der Muth mich und die Brust zerreisst der Zweifel —
— Lass mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh *nie* mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder sehen.
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nannt' ihn ihren *bessern* Sohn! — So hat sie
Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du bist falsch, wie sie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abscheu! Mein verhasstes Antlitz
Sollst du nicht wieder sehn! Geh hin auf ewig!

(Er geht ab. Sie steht unschlüssig, im Kampf widersprechender Gefühle, dann reisst sie sich los und geht.)

CHOR. *Cajetan.*

— — — — — — — —

Wohl dem, selig muss ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewarnt sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle;
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.

Berengar, Bohemund und *Manfred.*

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual.

(Der ganze Chor wiederholt:)

Auf den Bergen u. s. w.

DON CESAR. DER CHOR.

DON CESAR gefasster.

Das Recht des Herrschers üb' ich aus zum Letztenmal,
Dem Grab zu übergeben diesen theuren Leib;
Denn dieses ist der Todten letzte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernstlichen Beschluss,
Und wie ich's euch gebiete, also übt es aus
Genau — Euch ist im frischen Angedenken noch
Das ernste Amt, denn nicht von langen Zeiten ist's,
Dass ihr zur Gruft begleitet eures Fürsten Leib.
Die Todtenklage ist in diesen Mauern kaum
Verhallt und eine Leiche drängt die andre fort

In's Grab, dass eine Fackel an der andern sich
Anzünden, auf der Treppe Stufen sich der Zug
Der Klagemänner fast begegnen mag.
So ordnet denn ein feierlich Begräbnissfest
In dieses Schlosses Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuschlos bei verschloss'nen Pforten an,
Und Alles werde, wie es damals war, vollbracht.

CHOR. *Bohemund.*

Mit schnellen Händen soll dies Werk bereit seyn,
O Herr — denn aufgerichtet steht der Katafalk,
Ein Denkmal jener ernsten Festlichkeit, noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

DON CESAR.

Das war kein glücklich Zeichen, dass des Grabes Mund
Geöffnet blieb im Hause der Lebendigen.
Wie kam's, dass man das unglückselige Gerüst
Nicht nach vollbrachtem Dienste alsobald zerbrach?

CHOR. *Bohemund.*

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwist,
Der gleich nachher, Messina feindlich theilend, sich
Entflammt, zog unsre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verschlossen, dieses Heiligthum.

DON CESAR.

An's Werk denn eilet ungesäumt! Noch diese Nacht
Vollende sich das mitternächtliche Geschäft!
Die nächste Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus, und leuchte einem fröhlichern Geschlecht.

(Der zweite Chor entfernt sich mit Don Manuels Leichnam.)

ERSTER CHOR. *Cajetan.*

Soll ich der Mönche fromme Brüderschaft hieher
Berufen, dass sie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einsegne den Begrabenen?

DON CESAR.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unserm Grab
Auf ew'ge Zeiten schallen bei der Kerze Schein;
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blut'ge Mord verscheucht das Heilige.

CHOR. *Cajetan.*

Beschliesse nichts gewaltsam Blutiges, o Herr,
Wider dich selber wüthend mit Verzweiflungsthat!
Denn auf der Welt lebt Niemand, der dich strafen kann,
Und fromme Büssung kauft den Zorn des Himmels ab.

DON CESAR.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend strafen kann;
Drum muss ich selber an mir selber es vollziehn.
Bussfert'ge Sühne, weiss ich, nimmt der Himmel an;
Doch nur mit Blute büsst sich ab der blut'ge Mord.

CHOR. *Cajetan.*

Des Jammers Fluthen, die auf dieses Haus gestürmt,
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

DON CESAR.

Den alten Fluch des Hauses lös' ich sterbend auf.
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.

CHOR. *Cajetan.*

Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land,
Weil du des andern Herrscherhauptes uns beraubt.

DON CESAR.

Zuerst den Todesgöttern zahl' ich meine Schuld;
Ein andrer Gott mag sorgen für die Lebenden.

CHOR. *Cajetan.*

So weit die Sonne leuchtet, ist die Hoffnung auch;
Nur von dem Tod gewinnt sich nichts! Bedenk' es wohl!

DON CESAR.

Du selbst bedenke schweigend deine Dienerpflicht!
Mich lass dem Geist gehorchen, der mich furchtbar treibt!
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir schaun.
Und ehrst du fürchtend auch den Herrscher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche schwerster
Das Haupt verehre des Unglücklichen, [drückt!
Das auch den Göttern heilig ist — Wer das erfuhr,
Was ich erleide und im Busen fühle,
Gibt keinem Irdischen mehr Rechenschaft.

DONNA ISABELLA. DON CESAR. DER CHOR.

ISABELLA kommt mit zögernden Schritten und wirft unschlüssige Blicke auf Don Cesar. Endlich tritt sie ihm näher und spricht mit gefasstem Ton.

Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen,
So hatt' ich mir's in meinem Schmerz gelobt;
Doch in der Luft verwehen die Entschlüsse,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme fasst — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückseliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Ist es wahr,
Dass mir Ein Tag zwei Söhne rauben soll?

CHOR. *Cajetan.*

Entschlossen siehst du ihn, festen Muths,
Hinab zu gehen mit freiem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jetzt die Kraft des Bluts,
Die Gewalt der rührenden Mutterbitte!
Meine Worte hab' ich umsonst verloren.

ISABELLA.

Ich rufe die Verwünschungen zurück,
Die ich im blinden Wahnsinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Busens Kind,
Das sie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel solche sündige
Gebete; schwer von Thränen fallen sie
Zurück von seinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber sehn
Des Einen Kindes, als um beide weinen.

DON CESAR.

Nicht wohl bedenkst du, Mutter, was du wünschest
Dir selbst und mir — Mein Platz kann nicht mehr seyn
Bei den Lebendigen — Ja, könntest *du*
Des Mörders gottverhassten Anblick auch
Ertragen, Mutter, *ich* ertrüge nicht
Den stummen Vorwurf deines ew'gen Grams.

ISABELLA.

Kein Vorwurf soll dich kränken, keine laute
Noch stumme Klage in das Herz dir schneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz sich lösen.
Gemeinsam trauernd wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

DON CESAR fasst ihre Hand, mit sanfter Stimme.

Das wirst du, Mutter. Also wird's geschehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz sich lösen —
Dann, Mutter, wenn *ein* Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umschliesst,
Ein Stein' sich wölbet über Beider Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet seyn — Dann wirst
Du deine Söhne nicht mehr unterscheiden;
Die Thränen, die dein schönes Auge weint,
Sie werden Einem wie dem Andern gelten;
Ein mächtiger Vetmittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Hass versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich ein weinend Schwesterbild mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, wehre du mir nicht, dass ich
Hinunter steige und den Fluch versöhne.

ISABELLA.

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Loretto's Haus,
Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heilige Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen;
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

DON CESAR.

Wohl lässt der Pfeil sich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das verletzte mehr gesunden.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung,
Mit strengen Busskasteiungen allmählig
Abschöpfend eine ew'ge Schuld — *Ich* kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muss ich freudig zu den Frohen,
Und in den Æther greifen über mir
Mit freiem Geist — Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkst du, dass ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Palaste
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern, und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.
Weit wie die Sterne abstehn von der Erde,
Wird Er erhaben stehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er rastlos mir das Herz zernagen,
Nun Er das Ewige mir abgewann,
Und jenseits alles Wettstreits wie ein Gott
In der Erinnerung der Menschen wandelt.

ISABELLA.

O hab' ich euch nur darum nach Messina
Gerufen, um euch Beide zu begraben!
Euch zu versöhnen rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegentheil mir um!

DON CESAR.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich Alles, was versprochen ward. Wir zogen ein
Mit Friedenshoffnungen in diese Thore,
Und friedlich werden wir zusammen ruhn,
Versöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

ISABELLA.

Lebe, mein Sohn! Lass deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Verhöhnung preisgegeben,
Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.

DON CESAR.

Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unserm Grabe,
Und rufe deiner Söhne Gottheit an;
Denn Götter sind wir dann, wir hören dich.
Und wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Trost
Dir nahe seyn und deine Seele stärken.

ISABELLA.

Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen, Alles zu verlieren!

(Sie schlingt ihre Arme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um ihn; er macht sich sanft von ihr los, und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Gesicht.)

DON CESAR.

Leb wohl!

ISABELLA.

Ach, wohl erfahr' ich's schmerzlich fühlend nun,
Dass nichts die Mutter über dich vermag!
Gibt's keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?

(Sie geht nach dem Eingang der Scene.)

Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn so gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schwester, die geliebte,
Mit schöner Lebenshoffnung Zauberschein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

BEATRICE *erscheint am Eingang der Scene.* DONNA ISABELLA. DON CESAR *und der* CHOR.

DON CESAR bei ihrem Anblick heftig bewegt sich verhüllend.

O Mutter! Mutter! Was ersannest du?

ISABELLA führt sie vorwärts.

Die Mutter hat umsonst zu ihm gefleht;
Beschwöre du, erfleh' ihn, dass er lebe!

DON CESAR.

Arglist'ge Mutter! Also prüfst du mich!
In neuen Kampf willst du zurück mich stürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?
— Da steht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir, und tausend Blumen schüttet er
Und tausend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn strömend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erstorbnen Brust
Die Hoffnung wieder und die Lebenslust.

ISABELLA.

Fleh' ihn, dich oder Niemand wird er hören,
Dass er den Stab nicht raube dir und mir.

BEATRICE.

Ein Opfer fordert der geliebte Todte;
Es soll ihm werden, Mutter — Aber mich
Lass dieses Opfer seyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh' ich das Leben sah. *Mich* fordert
Der Fluch, der dieses Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel ist das Leben, das ich lebe.
Ich bin's, die ihn gemordet, eures Streits
Entschlafne Furien geweckt — Mir
Gebührt es, seine Manen zu versöhnen!

CHOR. *Cajetan.*

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen sich eifernd alle deine Kinder,
Und lassen dich allein, verlassen, stehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

BEATRICE.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt!
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erst heute fand sie eine Tochter,
Und leicht entbehrt sie, was sie nie besass.

DON CESAR mit tief verwundeter Seele.

Wir mögen leben, Mutter, oder sterben,
Wenn *sie* nur dem Geliebten sich vereinigt!

BEATRICE.

Beneidest du des Bruders todten Staub?

DON CESAR.

Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben;
Ich werde ewig todt seyn bei den Todten.

BEATRICE.

O Bruder!

DON CESAR mit dem Ausdruck der heftigsten Leidenschaft.

Schwester, weinest du um *Mich?*

BEATRICE.

Lebe für unsre Mutter!

DON CESAR lässt ihre Hand los, zurücktretend.

Für die Mutter! —

BEATRICE neigt sich an seine Brust.

Lebe für *sie* und tröste deine Schwester.

CHOR. *Bohemund.*

Sie hat gesiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schwester konnt' er nicht widerstehen.
Trostlose Mutter! Gib Raum der Hoffnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(In diesem Augenblicke lässt sich ein Chorgesang hören, die Flügelthüre wird geöffnet, man sieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

DON CESAR gegen den Sarg gewendet.

Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'sche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, sollte glücklich seyn,
Und deine heil'ge Unschuld ungeräche
Im tiefen Grabe liegen? — das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Dass solche Theilung sey in seiner Welt —
— Die Thränen sah ich, die auch mir geflossen;
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.

(Er durchsticht sich mit einem Dolch und gleitet sterbend an seiner Schwester nieder, die sich der Mutter in die Arme wirft.)

CHOR. *Cajetan* nach einem tiefen Schweigen.

Erschüttert steh' ich, weiss nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preisen soll sein Loos.
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes *nicht;*
Der Uebel grösstes aber ist die *Schuld.*

WILHELM TELL.

SCHAUSPIEL.

PERSONEN.

HERRMANN GESSLER, Reichsvogt in Schwytz und Uri.
WERNER, Freiherr von Attinghausen, Bannerherr.
ULRICH VON RUDENZ, sein Neffe.
WERNER STAUFFACHER, KONRAD HUNN, ITEL REDING, HANS AUF DER MAUER, JÖRG im HOFE, ULRICH DER SCHMIDT, JOST VON WEILER, } Landleute aus Schwytz.
WALTER FÜRST, WILHELM TELL, RÖSSELMANN, der Pfarrer, PETERMANN, der Sigrist, KUONI, der Hirt, WERNI, der Jäger, RUODI, der Fischer, } aus Uri.
ARNOLD VOM MELCHTHAL, KONRAD BAUMGARTEN, MEIER VON SARNEN, STRUTH VON WINKELRIED, KLAUS VON DER FLÜE, BURKHART AM BÜHEL, ARNOLD VON SEWA, } aus Unterwalden.
PFEIFER VON LUZERN.
KUNZ VON GERSAU.
JENNI, Fischerknabe.
SEPPI, Hirtenknabe.
GERTRUD, Stauffachers Gattinn.
HEDWIG, Tells Gattinn, Fürsts Tochter.
BERTHA VON BRUNEK, eine reiche Erbinn.
ARMGART, MECHTHILD, ELSBETH, HILDEGARD, } Bäuerinnen.
WALTHER, WILHELM, } Tells Knaben.
FRIESSHARDT, LEUTHOLD, } Söldner.
RUDOLPH DER HARRAS, Gesslers Stallmeister.
JOHANNES PARRICIDA, Herzog von Schwaben.
STÜSSI, der Flurschütz.
DER STIER VON URI.
EIN REICHSBOTE.
FROHNVOGT.
MEISTER STEINMETZ, GESELLEN und HANDLANGER.
ÖFFENTLICHE AUSRUFER.
BARMHERZIGE BRÜDER.
GESSLERISCHE und LANDENBERGISCHE REITER.
VIELE LANDLEUTE, MÄNNER und WEIBER AUS DEN WALDSTÄTTEN.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwytz gegenüber. Der See macht eine Bucht in's Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläut der Heerdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortsetzt.

FISCHERKNABE singt im Kahn.
(*Melodie des Kuhreihens.*)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süss,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist *mein!*
Ich locke den Schäfer,
Ich zieh' ihn herein.

HIRT auf dem Berge.
(*Variation des Kuhreihens.*)

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden;
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fliessen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden;
Der Sommer ist hin.

ALPENJÄGER erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen.
(*Zweite Variation.*)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg,
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;

Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füssen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr:
Durch den Riss nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

(Die Landschaft verändert sich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

RUODI DER FISCHER *kommt aus der Hütte.* WERNI DER JÄGER *steigt vom Felsen.* KUONI DER HIRT *kommt mit der Melknapf auf der Schulter.* SEPPI, *sein Handbube, folgt ihm.*

RUODI.
Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brült der Firn,
Der Mytenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da seyn, eh' wir's denken.

KUONI.
'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

WERNI.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

KUONI zum Buben.
Lug', Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?

SEPPI.
Die braune Lisel kenn' ich am Geläut.

KUONI.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

RUODI.
Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

WERNI.
Und schmuckes Vieh—Ist's euer eignes, Landsmann?

KUONI.
Bin nicht so reich — 's ist meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

RUODI.
Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht.

KUONI.
Das weiss sie auch, dass sie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

RUODI.
Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

WERNI.
Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wissen *wir*, die wir die Gemsen jagen:
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

RUODI zum Hirten.
Treibt Ihr jetzt heim?

KUONI.
Die Alp ist abgeweidet.

WERNI.
Glücksel'ge Heimkehr, Senn!

KUONI.
Die wünsch' ich Euch.
Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

RUODI.
Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

WERNI.
Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

KONRAD BAUMGARTEN athemlos hereinstürzend.
Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

RUODI.
Nun, nun, was gibt's so eilig?

BAUMGARTEN.
Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

KUONI.
Landsmann, was habt Ihr?

WERNI.
Wer verfolgt Euch denn?

BAUMGARTEN zum Fischer.
Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

RUODI.
Warum verfolgen Euch die Reisigen?

BAUMGARTEN.
Erst rettet mich, und dann steh' ich Euch Rede.

WERNI.
Ihr seyd mit Blut befleckt, was hats gegeben?

BAUMGARTEN.
Des Kaisers Burgvogt, der auf Rossberg sass —

KUONI.
Der Wolfenschiessen? Lässt Euch *der* verfolgen?

BAUMGARTEN.
Der schadet nicht mehr; ich hab' ihn erschlagen.

ALLE fahren zurück.
Gott sey Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?

BAUMGARTEN.
Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

KUONI.
Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?

BAUMGARTEN.
Dass er sein bös Gelüsten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

WERNI.
Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerspalten?

KUONI.
O lasst uns Alles hören, Ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

BAUMGARTEN.
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes:
» Der Burgtvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, sie sey entsprungen, mich zu suchen. »
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet.

WERNI.
Ihr thatet wohl; kein Mensch kann Euch drum schelten.

KUONI.
Der Wütherich! Der hat nun seinen Lohn!
Hat's lang verdient um's Volk von Unterwalden.

BAUMGARTEN.
Die That ward ruchtbar; mir wird nachgesetzt —
Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit —
(Es fängt an zu donnern.)

KUONI.
Frisch, Fährmann — Schaff den Biedermann hinüber!

RUODI.
Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist
Im Anzug. Ihr müsst warten.

BAUMGARTEN.
Heiliger Gott!

Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tödtet —

KUONI zum Fischer.

Greif an mit Gott! Dem Nächsten muss man helfen;
Es kann uns Allen gleiches ja begegnen.

(Brausen und Donnern.)

RUODI.

Der Föhn ist los; ihr seht, wie hoch der See geht,
Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

BAUMGARTEN umfasst seine Knie.

So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —

WERNI.

Es geht um's Leben. Sey barmherzig, Fährmann!

KUONI.

'S ist ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerschläge.)

RUODI.

Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim: wie er — Seht hin
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es ist rein unmöglich, Ihr seht selbst.

BAUMGARTEN noch auf den Knien.

So muss ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muss hier liegen, hülflos, und verzagen!

KUONI.

Seht, wer da kommt!

WERNI.

Es ist der Tell aus Bürglen.

TELL mit der Armbrust.

Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

KUONI.

'S ist ein Alzeller Mann, er hat sein' Ehr
Vertheidigt und den Wolfenschiess erschlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Rossberg sass —
Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der fürcht't sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

RUODI.

Da ist der Tell, er führt das Ruder auch;
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

(Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf.)

Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen?
Das thäte Keiner, der bei Sinnen ist.

TELL.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten!

RUODI.

Vom sichern Port lässt sich's gemächlich rathen!
Da ist der Kahn, und dort der See! Versucht's!

TELL.

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.
Versuch es, Fährmann.

HIRTEN *und* JÄGER.

Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

RUODI.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht seyn; 's ist heut Simons und Judä:
Da ras't der See und will sein Opfer haben.

TELL.

Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muss Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willst du fahren?

RUODI.

Nein, nicht ich.

TELL.

In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

KUONI.

Ha, wackrer Tell!

WERNI.

Das gleicht dem Waidgesellen!

BAUMGARTEN.

Mein Retter seyd Ihr und mein Engel, Tell!

TELL.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nöthen muss ein Andrer helfen.
Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menschen!

(Zu dem Hirten.)

Landsmann, tröstet Ihr
Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte.

(Er springt in den Kahn.)

KUONI zum Fischer.

Ihr seyd ein Meister, Steuermann. Was sich
Der Tell getraute, das konntet *Ihr* nicht wagen?

RUODI.

Wohl bess're Männer thun's dem Tell nicht nach;
Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

WERNI ist auf den Fels gestiegen.

Er stösst schon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt.

KUONI am Ufer.

Die Fluth geht drüber weg — Ich seh's nicht mehr,
Doch halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung.

SEPPI.

Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

KUONI.

Weiss Gott, sie sind's! Das war Hülf' in der Noth.

(Ein Trupp Landenbergischer Reiter.)

ERSTER REITER.

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

ZWEITER.

Des Wegs kam er, umsonst verhehlt ihr ihn.

KUONI *und* RUODI.

Wen meint ihr, Reiter?

ERSTER REITER entdeckt den Nachen.

Ha, was seh' ich, Teufel!

WERNI oben.

Ist's der im Nachen, den ihr sucht? — Reit zu!
Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

ZWEITER.

Verwünscht! Er ist entwischt.

ERSTER zum Hirten und Fischer.

Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr sollt uns büssen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reisset ein, brennt und schlagt nieder!

(Eilen fort.)

SEPPI stürzt nach.

O meine Lämmer!

KUONI folgt.

Weh mir! meine Heerde!

WERNI.

Die Wüthriche!

RUODI ringt die Hände.

Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

(Folgt ihnen.)

Zu Steinen in Schwytz eine Linde vor des Stauffachers Hause an der Landstrasse, nächst der Brücke.

ZWEITER AUFTRITT.

WERNER STAUFFACHER, PFEIFER *von* LUZERN *kommen im Gespräch.*

PFEIFER.

Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch sagte,
Schwört nicht zu Oestreich, wenn Ihr's könnt vermeiden.
Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher!
Gott schirme Euch bei Eurer alten Freiheit!

(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)

STAUFFACHER.

Bleibt doch, bis meine Wirthinn kommt — Ihr seyd
Mein Gast zu Schwytz, ich in Luzern der Eure.

PFEIFER.

Viel Dank! Muss heute Gersau noch erreichen.
— Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von Eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann sich ändern; schnell
Ein andrer Kaiser kann an's Reich gelangen.
Seyd Ihr erst Oesterreichs, seyd Ihr's auf immer.

(Er geht ab. Stauffacher setzt sich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So findet ihn *Gertrud,* seine Frau, die sich neben ihn stellt, und ihn eine Zeitlang schweigend betrachtet.)

GERTRUD.

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finstrer Trübsinn deine Stirne furch't.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebresten.
Vertrau es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.

(Stauffacher reicht ihr die Hand und schweigt.)

Was kann dein Herz beklemmen, sag' es mir.
Gesegnet ist dein Fleiss, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Rinder Schaaren;
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmass ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell!
Mit bunten Wappenschildern ist's bemahlt,
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

STAUFFACHER.

Wohl steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

GERTRUD.

Mein Werner, sage, wie verstehst du das?

STAUFFACHER.

Vor dieser Linde sass ich jüngst wie heut,
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend;
Da kam daher von Küssnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reisigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an;
Doch ich erhub mich schnell, und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers richterliche Macht
Vorstellt im Lande. Wessen ist das Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wusst' es wohl.
Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so:
Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers,
Und Eures und mein Lehen — Da versetzt er:
« Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt,
Und will nicht, dass der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand, und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande;
Ich werd' mich unterstehn, Euch das zu wehren. »
Dies sagend ritt er trutziglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böse sprach.

GERTRUD.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magst du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Das edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Mann's. Wir Schwestern sassen,
Die Wolle spinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter
Versammelten, die Pergamente lasen
Der alten Kaiser, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Gespräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht.
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn was dich presste, sich, das wusst' ich längst.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniss, dass sich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

STAUFFACHER.

So ist's, das ist des Gesslers Groll auf mich.

GERTRUD.

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe
— Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dies Haus zu Lehn; du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über dir erkennst du keinen Herrn,
Als nur den Höchsten in der Christenheit —
Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses;
Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel;
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück
Mit schelen Augen gift'ger Missgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst du unversehrt. — Willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüsst?
Der kluge Mann baut vor.

STAUFFACHER.

Was ist zu thun!

GERTRUD tritt näher.

So höre meinen Rath! Du weisst, wie hier
Zu Schwytz sich alle Redlichen beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, dass sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd sind und des harten Jochs —
Denn wie der Gessler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben über'm See —
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, dass eurer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen,
Und der gerechten Sache gnädig seyn —
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?

STAUFFACHER.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angesehen grosse Herrenleute,

Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.

(Er steht auf.)

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

GERTRUD.

Ihr seyd *auch* Männer, wisset eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

STAUFFACHER.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniss ist
Der Krieg; die Heerde schlägt er und den Hirten.

GERTRUD.

Ertragen muss man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

STAUFFACHER.

Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten.
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

GERTRUD.

Wüsst' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand wärf' ich hinein mit eigner Hand.

STAUFFACHER.

Du glaubst an Menschlichkeit! Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

GERTRUD.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

STAUFFACHER.

Wir Männer können tapfer fechtend sterben.
Welch Schicksal aber wird das eure seyn?

GERTRUD.

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

STAUFFACHER stürzt in ihre Arme.

Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich stehnden Fusses gleich.
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walther Fürst,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt —
Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses —
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Gib reichlich und entlass ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äusserst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren. —

(Indem sie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene.)

TELL zu Baumgarten.

Ihr habt jetzt Meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hause gehet ein; dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch sieh, da ist er selber — Folgt mir, kommt!

(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt sich.)

DRITTER AUFTRITT.

Öffentlicher Platz bei Altdorf. Auf einer Anhöhe im Hintergrund sieht man eine Veste bauen, welche schon so weit gediehen, dass sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintere Seite ist fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüste steht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder steigen; auf dem höchsten Dach hängt der Schieferdecker— Alles ist in Bewegung und Arbeit.

FROHNVOGT. MEISTER STEINMETZ. GESELLEN *und* HANDLANGER.

FROHNVOGT mit dem Stabe, treibt die Arbeiter.

Nicht lang gefeiert, frisch! Die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren,
Wenn der Herr Landvogt kommt, dass er das Werk
Gewachsen sieht! — Das schlendert, wie die Schnecken.

(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)

Heisst das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht bestehlen!

ERSTER GESELL.

Das ist doch hart, dass wir die Steine selbst
Zu unserm Twing und Kerker sollen fahren!

FROHNVOGT.

Was murret ihr? Das ist ein schlechtes Volk,
Zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

ALTER MANN ruht aus.

Ich kann nicht mehr.

FROHNVOGT schüttelt ihn.

Frisch, Alter, an die Arbeit!

ERSTER GESELL.

Habt Ihr denn gar kein Eingeweid', dass Ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frohndienst treibt?

MEISTER STEINMETZ und GESELLEN.

'S ist himmelschreiend!

FROHNVOGT.

Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.

ZWEITER GESELL.

Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen,
Die wir da bau'n?

FROHNVOGT.

Zwing Uri soll sie heissen;
Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.

GESELLEN.

Zwing Uri!

FROHNVOGT.

Nun was gibt's dabei zu lachen?

ZWEITER GESELL.

Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

ERSTER GESELL.

Lass seh'n, wie viel man solcher Maulwurfshaufen
Muss über 'nander setzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund.)

MEISTER STEINMETZ.

Den Hammer werf' ich in den tiefsten See,
Der mir gedient bei diesem Fluchgebäude!

(Tell und Stauffacher kommen.)

STAUFFACHER.

O hätt' ich nie gelebt, um das zu schauen!

TELL.

Hier ist nicht gut seyn. Lasst uns weiter gehn.

STAUFFACHER.

Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?

MEISTER STEINMETZ.

O Herr, wenn Ihr die Keller erst gesehn
Unter den Thürmen! Ja, wer *die* bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.

STAUFFACHER.

O Gott!

STEINMETZ.

Seht diese Flanken, diese Strebepfeiler,
Die stehn, wie für die Ewigkeit gebaut!

TELL.

Was Hände bauten, können Hände stürzen.

(Nach den Bergen zeigend.)

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel; es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen, Weiber und Kinder dringen tumultuarisch nach.)

ERSTER GESELL.

Was will die Trommel? Gebet Acht!

MEISTER STEINMETZ.

Was für
Ein Fastnachtsaufzug und was soll der Hut?

AUSRUFER.

In des Kaisers Namen! Höret!

GESELLEN.

Still doch! Höret!

AUSRUFER.

Ihr sehet diesen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchsten Ort,
Und dieses ist des Landvogts Will' und Meinung;
Dem Hut soll gleiche Ehre, wie ihm selbst, geschehn.
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblösstem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorsamen erkennen.
Verfallen ist mit seinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, sie gehen vorüber.)

ERSTER GESELL.

Welch' neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgesonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

MEISTER STEINMETZ.

Wir unsre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?

ERSTER GESELL.

Wär's noch die kaiserliche Kron'! So ist's
Der Hut von Oesterreich; ich sah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!

MEISTER STEINMETZ.

Der Hut von Oesterreich! Gebt Acht, es ist
Ein Fallstrick, uns an Oestreich zu verrathen!

GESELLEN.

Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen.

MEISTER STEINMETZ.

Kommt, lasst uns mit den Andern Abred' nehmen.

(Sie gehen nach der Tiefe.)

TELL zum Stauffacher.

Ihr wisset nun Bescheid. Lebt wohl, Herr Werner!

STAUFFACHER.

Wo wollt Ihr hin? O eilt nicht so von dannen.

TELL.

Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl.

STAUFFACHER.

Mir ist das Herz so voll, mit Euch zu reden.

TELL.

Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

STAUFFACHER.

Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

TELL.

Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen.

STAUFFACHER.

Soll man ertragen, was unleidlich ist?

TELL.

Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
— Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden,
Löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geist
Geht ohne Schaden spurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe still bei sich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

STAUFFACHER.

Meint Ihr?

TELL.

Die Schlange sticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von selbst ermüden,
Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn.

STAUFFACHER.

Wir könnten viel, wenn wir zusammen stünden.

TELL.

Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter.

STAUFFACHER.

So kalt verlasst Ihr die gemeine Sache?

TELL.

Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

STAUFFACHER.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

TELL.

Der Starke ist am mächtigsten *allein.*

STAUFFACHER.

So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

TELL gibt ihm die Hand.

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?
Doch *was* Ihr thut, lasst mich aus Eurem *Rath!*
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zu bestimmter *That,*
Dann ruft den Tell! Es soll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entsteht um das Gerüste.)

MEISTER STEINMETZ eilt hin.

Was gibt's?

ERSTER GESELL kommt vor, rufend.

Der Schieferdecker ist vom Dach gestürzt.

(Bertha mit Gefolge.)

BERTHA stürzt herein.

Ist er zerschmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier ist Gold —

(Wirft ihr Geschmeide unter das Volk.)

MEISTER.

Mit Eurem Gold — Alles ist Euch feil
Um Gold, wenn Ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt Ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menschen, eh' Ihr kamt;
Mit Euch ist die Verzweiflung eingezogen.

BERTHA zu dem Frohnvogt, der zurückkommt.

Lebt er?

(Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils.)

O unglücksel'ges Schloss, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(Geht ab.)

Walther Fürsts Wohnung.

VIERTER AUFTRITT.

WALTHER FÜRST *und* ARNOLD VON MELCHTHAL *treten zugleich ein von verschiedenen Seiten.*

MELCHTHAL.

Herr Walther Fürst —

WALTHER FÜRST.

Wenn man uns überraschte!
Bleibt, wo Ihr seyd. Wir sind umringt von Spähern.

MELCHTHAL.

Bringt Ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefang'ner müssig hier zu liegen.
Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochsen mir,
Das treffliche Gespann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiss,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

WALTHER FÜRST.

Ihr seyd zu rasch. Der Bube war des Vogts,
Von Eurer Obrigkeit war er gesendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, musstet Euch,
Wie schwer sie war, der Busse schweigend fügen.

MELCHTHAL.

Ertragen sollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverschämten: « Wenn der Bauer Brot
« Wollt' essen, mög' er selbst am Pfluge ziehn! »
In die Seele schnitt mir's, als der Bub die Ochsen,
Die schönen Thiere, von dem Pfluge spannte;
Dumpf brüllten sie, als hätten sie Gefühl
Der Ungebühr, und stiessen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Boten.

WALTHER FÜRST.

O kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie soll die rasche Jugend sich bezähmen!

MELCHTHAL.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So sehr der Pflege, und sein Sohn ist fern.
Der Vogt ist ihm gehässig, weil er stets
Für Recht und Freiheit redlich hat gestritten.
Drum werden sie den alten Mann bedrängen,
Und Niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze.
— Werde mit mir, was will, ich muss hinüber.

WALTHER FÜRST.

Erwartet nur und fasst Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr seyd in Uri
Nicht sicher vor des Landenbergers Arm;
Denn die Tyrannen reichen sich die Hände.

MELCHTHAL.

Sie lehren uns, was *wir* thun sollten.

WALTHER FÜRST.

Geht!
Ich ruf' Euch wieder, wenn's hier sicher ist.

(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückselige, ich darf ihm nicht
Gestehen, was mir Böses schwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauscht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken;
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloss und Riegel an den Thüren.

(Er öffnet und tritt erstaunt zurück, da Werner Stauffacher hereintritt.)

Was seh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gast — Kein bess'rer Mann
Ist über diese Schwelle noch gegangen.
Seyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was sucht Ihr hier in Uri?

STAUFFACHER ihm die Hand reichend.

Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

WALTHER FÜRST.

Die bringt Ihr mit Euch — Sieh, mir wird so wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei Eurem Anblick.
— Setzt Euch, Herr Werner — Wie verliesset Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Wirthinn,
Des weisen Ibergs hochverständ'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welschland fahren,
Rühmt jeder Euer gastlich Haus — Doch sagt,
Kommt Ihr so eben frisch von Fluelen her,
Und habt Euch nirgend sonst noch umgesehn,
Eh' Ihr den Fuss gesetzt auf diese Schwelle?

STAUFFACHER setzt sich.

Wohl ein erstaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten sehen, das mich nicht erfreute.

WALTHER FÜRST.

O Freund, da habt Ihr's gleich mit Einem Blicke!

STAUFFACHER.

Ein solches ist in Uri nie gewesen —
Seit Menschendenken war kein Twinghof hier,
Und fest war keine Wohnung, als das Grab.

WALTHER FÜRST.

Ein Grab der Freiheit ist's! Ihr nennt's mit Namen.

STAUFFACHER.

Herr Walther Fürst, ich will Euch nicht verhalten;
Nicht eine müss'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken schwere Sorgen — Drangsal hab' ich
Zu Haus verlassen, Drangsal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich ist's, was wir erdulden,
Und dieses Dranges ist kein Ziel zu sehn.
Frei war der Schweizer von Uralters her;
Wir sind's gewohnt, dass man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.

WALTHER FÜRST.

Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben!
Auch unser edle Herr von Attinghausen,
Der noch die alten Zeiten hat gesehn,
Meint selber, es sey nicht mehr zu ertragen.

STAUFFACHER.

Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor,
Und blutig wird's gebüsst — Der Wolfenschiessen,
Des Kaisers Vogt, der auf dem Rossberg hauste,
Gelüsten trug er nach verbot'ner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,
Wollt' er zu frecher Ungebühr missbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erschlagen.

WALTHER FÜRST.

O die Gerichte Gottes sind gerecht!
— Baumgarten, sagt Ihr? Ein bescheidner Mann!
Er ist gerettet doch und wohl geborgen?

STAUFFACHER.

Euer Eidam hat ihn über'n See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt ich ihn verborgen —
— Noch Greulichers hat mir derselbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen ist gescheh'n.
Das Herz muss jedem Biedermanne bluten.

WALTHER FÜRST aufmerksam.

Sagt an, was ist's?

STAUFFACHER.

Im *Melchthal,* da wo man

Eintritt bei *Kerns*, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den *Heinrich* von der *Halden*,
Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

WALTHER FÜRST.

Wer kennt ihn nicht! Was ist's mit ihm? Vollendet!

STAUFFACHER.

Der Landenberger büsste seinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, liess die Ochsen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen;
Da schlug der Knab' den Knecht und wurde flüchtig.

WALTHER FÜRST in höchster Spannung.

Der Vater aber — Sagt, wie steht's um den?

STAUFFACHER.

Den Vater lässt der Landenberger fordern,
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da lässt der Vogt die Folterknechte kommen —

WALTHER FÜRST springt auf und will ihn auf die andre Seite führen.

O still, nichts mehr!

STAUFFACHER mit steigendem Ton.

« Ist mir der Sohn entgangen,
» So hab' ich dich » — lässt ihn zu Boden werfen,
Den spitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

WALTHER FÜRST.

Barmherz'ger Himmel!

MELCHTHAL stürzt heraus.

In die Augen, sagt Ihr?

STAUFFACHER erstaunt zum Walther Fürst.

Wer ist der Jüngling?

MELCHTHAL fasst ihn mit krampfhafter Heftigkeit.

In die Augen? Redet!

WALTHER FÜRST.

O der Bejammernswürdige!

STAUFFACHER.

Wer ist's?

(Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt.)

Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!

MELCHTHAL.

Und ich
Muss ferne seyn! — In seine beiden Augen?

WALTHER FÜRST.

Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

MELCHTHAL.

Um *meiner* Schuld, um *meines* Frevels willen!
— Blind also? Wirklich *blind*, und *ganz* geblendet?

STAUFFACHER.

Ich sagt's. Der Quell des Seh'ns ist ausgeflossen;
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.

WALTHER FÜRST.

Schont seines Schmerzens!

MELCHTHAL.

Niemals! Niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen, und schweigt einige Momente, dann wendet er sich von dem Einen zu dem Andern, und spricht mit sanfter, von Thränen erstickter Stimme.)

O eine Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muss sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch *leben* und nicht *sehen*,
Das ist ein Unglück — Warum seht Ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir in's Auge dringt.

STAUFFACHER.

Ach, ich muss Euren Jammer noch vergrössern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelassen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

MELCHTHAL.

Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermsten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Dass ich auf *meine* Sicherheit gedacht,
Und nicht auf Deine! — Dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heissen ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute kühle.

(Er will gehen.)

WALTHER FÜRST.

Bleibt!
Was könnt Ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und spottet
Ohnmächt'gen Zorns in seiner sichern Veste.

MELCHTHAL.

Und wohnt er droben auf dem Eispalast
Des *Schreckhorns* oder höher, wo die *Jungfrau*
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — Ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Gesinnt wie ich, zerbrech' ich seine Veste.
Und wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort unter'm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund,
Das ungeheuer Grässliche erzählen.

STAUFFACHER zu Walther Fürst.

Es ist auf seinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeusserste —

MELCHTHAL.

Welch Aeusserstes
Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitaxt schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angst;
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtetes Geweih,
Die Gemse reisst den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugstier selbst, der sanfte Hausgenoss
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses duldsam unter's Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt sein gewaltig Horn,
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

WALTHER FÜRST.

Wenn die drei Lande dächten, wie wir Drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

STAUFFACHER.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

MELCHTHAL.

Gross ist in Unterwalden meine Freundschaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieses Landes!
Ich stehe nur ein Jüngling zwischen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muss
Bescheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lüstern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchsten Jammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsen muss erbarmen.
Ihr selbst seyd Väter, Häupter eines Hauses,
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr selbst an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So sey euch darum unsre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannen Schwert,
Ihr habt das Land von Oestreich abgewendet;
Kein Anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr seyd in gleicher Mitschuld und Verdammniss.

STAUFFACHER zu Walther Fürst.

Beschliesset *Ihr!* Ich bin bereit zu folgen.

WALTHER FÜRST.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghausen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

MELCHTHAL.

Wo ist ein Namen in dem Waldgebirg'
Ehrwürdiger, als Eurer und der Eure?
An solcher Namen ächte Währung glaubt
Das Volk, sie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend,
Und habt es selber reich vermehrt — Was braucht's
Des Edelmanns? Lass't uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

STAUFFACHER.

Die Edeln drängt nicht gleiche Noth mit uns:
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Bis jetzt hat er die Höh'n noch nicht erreicht —
Doch ihre Hülfe wird uns nicht entstehn,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken.

WALTHER FÜRST.

Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
Doch, der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muss *Gott uns helfen*
Durch unsern Arm — Erforschet *Ihr* die Männer
Von Schwytz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber senden wir nach Unterwalden?

MELCHTHAL.

Mich sendet hin — Wem läg' es näher an —

WALTHER FÜRST.

Ich geb's nicht zu, Ihr seyd mein Gast, ich muss
Für Eure Sicherheit gewähren!

MELCHTHAL.

Lasst mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

STAUFFACHER.

Lasst ihn mit Gott hinüber gehn. Dort drüben
Ist kein Verräther — So verabscheut ist
Die Tyrannei, dass sie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller soll uns in dem Wald
Genossen werben und das Land erregen.

MELCHTHAL.

Wie bringen wir uns sich're Kunde zu,
Dass wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?

STAUFFACHER.

Wir könnten uns zu *Brunnen* oder *Treib*
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.

WALTHER FÜRST.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mytenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das *Rütli* heisst sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist's, wo uns're Landmark und die Eure

(Zu Melchthal.)

Zusammen grenzen, und in kurzer Fahrt

(Zu Stauffacher.)

Trägt Euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig sind mit uns,
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschliessen.

STAUFFACHER.

So sey's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht ihr die Eure her, und so wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns, die Hände
Zusammen flechten, redlich, ohne Falsch,
So wollen wir *Drei Länder* auch, zu Schutz
Und Trutz, zusammen stehn auf Tod und Leben.

WALTHER FÜRST und MELCHTHAL.

Auf Tod und Leben!

(Sie halten die Hände noch einige Pausen lang zusammen geflochten und schweigen.)

MELCHTHAL.

Blinder alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr *schauen;*
Du sollst ihn *hören* — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!

(Sie gehen auseinander.)

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Edelhof des *Freiherrn* von *Attinghausen.*

Ein gothischer Saal, mit Wappenschildern und Helmen verziert. Der FREIHERR, *ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemsenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet.* KUONI *und noch* SECHS KNECHTE *stehen um ihn her mit Rechen und Sensen* — ULRICH VON RUDENZ *tritt ein in Ritterkleidung.*

RUDENZ.

Hier bin ich, Oheim — Was ist Euer Wille?

ATTINGHAUSEN.

Erlaubt, dass ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erst mit meinen Knechten theile.

(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)

Sonst war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiss regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so in engem stets und enger'm Kreis,
Beweg' ich mich den engesten und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

KUONI zu Rudenz mit dem Becher.

Ich bring's Euch, Junker.

(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen.)

Trinket frisch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

ATTINGHAUSEN.

Geht Kinder, und wenn's Feierabend ist,
Dann reden wir auch von des Land's Geschäften.

(Knechte gehen ab.)

ATTINGHAUSEN *und* RUDENZ.

ATTINGHAUSEN.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

RUDENZ.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

ATTINGHAUSEN setzt sich.

Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Die Zeit so karg gemessen, dass du sie
An deinem alten Oheim musst ersparen?

RUDENZ.

Ich sehe, dass Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

ATTINGHAUSEN hat ihn lange mit den Augen gemustert.

Ja, leider bist du's. Leider ist die Heimath
Zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau,
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickst du mit Verachtung an,
Und schämst dich seiner traulichen Begrüssung.

RUDENZ.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm.

ATTINGHAUSEN.

Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn
Des Königs — Jedes Biedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich siehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
Hohnsprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürstengunst, indess
Dein Vaterland von schwerer Geissel blutet.

RUDENZ.

Das Land ist schwer bedrängt—Warum, mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um Augenblicks des Dranges los zu seyn,
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Dass es dem wahren Besten widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Dass die Waldstätte nicht zu Oestreich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelman — den *Kaiser*
Will man zum Herrn, um *keinen* Herrn zu haben.

ATTINGHAUSEN.

Muss ich *das* hören und aus deinem Munde!

RUDENZ.

Ihr habt mich aufgefordert, lasst mich enden.
— Welche Person ist's, Oheim, die Ihr selbst
Hier spielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landamman oder Bannerherr zu seyn
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschliessen,
Als Eurer eignen Knechte Pair zu seyn,
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

ATTINGHAUSEN.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet.

RUDENZ.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den *Baurenadel* schelten — Nicht ertrag' ich's,
Indess die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müssig still zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den *Kuhreih'n* und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

ATTINGHAUSEN.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heissen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruss verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich,
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr seyn kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlass sie nicht
Die heil'ge Sache deines Vaterland's!
— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muss ich denken bei dem letzten Hauch,
Dass du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Vor Gott empfing, von Oestreich zu empfangen!

RUDENZ.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, *sein*
Die Kaufmannsstrassen, und das Saumross selbst,
Das auf dem Gotthardt ziehet, muss ihm zollen.
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen.
— Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Oestreich's wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräussern?
— Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsicht
In diesen schweren Zeiten der Parteiung,
Sich anzuschliessen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm;
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniss.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heisst Saaten in die Zukunft streu'n.

ATTINGHAUSEN.

Bist du so weise?
Willst heller seh'n, als deine edlen Väter,
Die um der Freiheit kostbar'n Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiff nach *Luzern* hinunter, frage *dort*,
Wie Oestreich's Herrschaft lastet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Thore setzen,
Mit unsrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sey's *für uns* — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

RUDENZ.

Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?

ATTINGHAUSEN.

Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, *nicht* zu ertragen!
— O lerne fühlen, welches Stamm's du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heissen eines *freien* Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sey dein Stolz, *dess* Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schliess' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du hast uns lang' nicht mehr gesehn,
Versuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altdorf — Hörst du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur schenke dich den Deinen!

(Er fasst seine Hand.)

RUDENZ.

Ich gab mein Wort — Lasst mich — Ich bin gebunden.

ATTINGHAUSEN lässt seine Hand los, mit Ernst.

Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher!
Du bist's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden bist du durch der Liebe Seile!

(Rudenz wendet sich weg.)

— Verbirg dich, wie du willst. Das Fräulein ist's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich fesselt an des Kaisers Dienst.
Das Ritterfräulein willst du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg' dich nicht!
Dich anzulocken zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unschuld ist sie nicht beschieden.

RUDENZ.

Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.

(Er geht ab.)

ATTINGHAUSEN.

Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Wolfenschiessen abgefallen
Von seinem Land — so werden Andre folgen;
Der fremde Zauber reisst die Jugend fort,
Gewaltsam strebend über unsre Berge.
— O unglücksel'ge Stunde, da das Fremde
In diese still beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen;
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Die sind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt Meine Zeit,
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht zu leben!

(Geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

Eine Wiese von hohen Felsen und Wald umgeben. Auf den Felsen sind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabsteigen sieht. Im Hintergrunde zeigt sich der See, über welchem Anfangs ein Mondregenbogen zu sehen ist. Den Prospekt schliessen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es ist völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weissen Gletscher leuchten im Mondlicht.

MELCHTHAL, BAUMGARTEN, WINKELRIED, MEIER VON SARNEN, BURKHARDT AM BÜHEL, ARNOLD VON SEWA, KLAUS VON DER FLÜE *und noch vier andre Landleute, alle bewaffnet.*

MELCHTHAL noch hinter der Scene.

Der Bergweg öffnet sich, nur frisch *mir* nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli.

(Treten auf mit Windlichtern.)

WINKELRIED.

Horch!

SEWA.

Ganz leer.

MEIER.

'S ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

MELCHTHAL.

Wie weit ist's in der Nacht?

BAUMGARTEN.

Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen.

(Man hört in der Ferne läuten.)

MEIER.

Still! Horch!

AM BÜHEL.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.

VON DER FLÜE.

Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.

MELCHTHAL.

Geh'n Einige und zünden Reisholz an,
Dass es loh brenne, wenn die Männer kommen.

(Zwei Landleute gehen.)

SEWA.

'S ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

AM BÜHEL.

Sie haben eine leichte Fahrt.

WINKELRIED zeigt nach dem See.

Ha seht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

MEIER.

Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

MELCHTHAL.

Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.

VON DER FLÜE.

Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht gesehen.

SEWA.

Er ist doppelt, seht, ein blässerer steht drüber.

BAUMGARTEN.

Ein Nachen fährt so eben drunter weg.

MELCHTHAL.

Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn;
Der Biedermann lässt sich nicht lang erwarten.

(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)

MEIER.

Die Urner sind es, die am längsten säumen.

AM BÜHEL.

Sie müssen weit umgehen durch's Gebirg,
Dass sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.

(Unterdessen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)

MELCHTHAL am Ufer.

Wer ist da? Gebt das Wort!

STAUFFACHER von unten.

Freunde des Landes.

(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn steigen *Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmidt, Jost von Weiler* und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet.)

ALLE rufen.

Willkommen!

(Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüssen, kommt *Melchthal* mit *Stauffacher* vorwärts.)

MELCHTHAL.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,
Und glühend Rachgefühl hab' ich gesogen
Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

STAUFFACHER.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land
Geschafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst
Den Stricken des Verraths entgangen seyd.

MELCHTHAL.

Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,
Wo nur der heis're Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentrift, wo sich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüssen und gemeinsam weiden,
Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.
In den einsamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gast, bis dass ich kam
Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.
— Erschollen war in diesen Thälern schon
Der Ruf des neuen Greuels, der geschehn,
Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüstet fand ich diese graden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment:
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fliessen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten sie mir dar,
Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter,
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig sind,
Den Eurigen und Walther Fürst's — Was euch
Recht würde dünken, schwuren sie zu thun;
Euch schwuren sie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich sicher unter'm heil'gen Schirm
Des Gastrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimathliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit,
Mildthät'ger Menschen lebend —

STAUFFACHER.

Herr im Himmel!

MELCHTHAL.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goss ich die Kraft des heissen Schmerzens aus;
In tiefer Brust wie einen theuern Schatz
Verschloss ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs;
Kein Thal war so versteckt, ich späht' er aus;
Bis an der Gletscher eisbedeckten Fuss
Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuss mich trug,
Fand ich den gleichen Hass der Tyrannei,
Denn bis an diese letzte Grenze selbst
Belebter Schöpfung, wo der starre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieses biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unser sind sie all mit Herz und Mund.

STAUFFACHER.

Grosses habt Ihr in kurzer Frist geleistet.

MELCHTHAL.

Ich that noch mehr. Die beiden Vesten sind's,
Rossberg und *Sarnen*, die der Landmann fürchtet:
Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt
Der Feind sich leicht und schädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

STAUFFACHER.

Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?

MELCHTHAL.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht;
Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann:
Ich sah den Feind und ich erschlug ihn nicht.

STAUFFACHER.

Führwahr das Glück war Eurer Kühnheit hold.

(Unterdessen sind die andern Landleute vorwärts gekommen, und nähern sich den Beiden.)

Doch jetzo sagt mir, wer die Freunde sind,
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, dass wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

MEIER.

Wer kennte *Euch* nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dies hier ist
Mein Schwestersohn, der Struth von Winkelried.

STAUFFACHER.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Sumpf bei Weiler und sein Leben liess
In diesem Strauss.

WINKELRIED.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

MELCHTHAL zeigt auf zwei Landleute.

Die wohnen hinter'm Wald, sind Klosterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie *eigne* Leute sind,
Und nicht wie wir frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

STAUFFACHER zu den Beiden.

Gebt mir die Hand! Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

KONRAD HUNN.

Das ist Herr Reding, unser Altlandammann.

MEIER.

Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig.

(Schüttelt ihm die Hand.)

STAUFFACHER.

Das ist brav gesprochen.

WINKELRIED.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rechts und links sieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felsen herabsteigen.)

AUF DER MAUER.

Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheut er
Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

BAUMGARTEN.

Der Sigrist folgt ihm und Herr Walther Fürst;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

(*Walther Fürst, Rösselmann der Pfarrer, Petermann der Sigrist, Kuoni der Hirt, Werni der Jäger, Ruodi der Fischer* und noch fünf andre Landleute, alle zusammen, drei und dreissig an der Zahl, treten vorwärts und stellen sich um das Feuer.)

WALTHER FÜRST.

So müssen wir auf unserm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verstohlen
Zusammen schleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der sonnenscheuen
Verschwörung leihet, unser gutes Recht
Uns holen, das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schoss des Tages.

MELCHTHAL.

Lasst's gut seyn. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

RÖSSELMANN.

Hört, was mir Gott in's Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So lasst uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen,
Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.

STAUFFACHER.

Wohl, lasst uns tagen nach der alten Sitte;
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.

MELCHTHAL.

Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks; die *Besten* sind zugegen.

KONRAD HUNN.

Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben.

RÖSSELMANN.

Wohlan, so sey der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

AUF DER MAUER.

Der Landesammann nehme seinen Platz,
Und seine Waibel stehen ihm zur Seite!

SIGRIST.

Es sind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

MEIER.

Um diese Ehr' mag Schwytz mit Uri streiten;
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.

MELCHTHAL.

Wir stehn zurück; wir sind die Flehenden,
Die Hülfe heischen von den mächt'gen Freunden.

STAUFFACHER.

So nehme Uri denn das Schwert; sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

WALTHER FÜRST.

Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil;
Denn seines Stammes rühmen wir uns Alle.

RÖSSELMANN.

Den edeln Wettstreit lasst mich freundlich schlichten:
Schwytz soll im Rath, Uri im Felde führen.

WALTHER FÜRST reicht dem Stauffacher die Schwerter.

So nehmt!

STAUFFACHER.

Nicht mir, dem Alter sey die Ehre!

IM HOFE.

Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

AUF DER MAUER.

Der Mann ist wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter seyn in Schwytz.

STAUFFACHER.

Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was suchen wir noch einen würdigern?

WALTHER FÜRST.

Er sey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu stimmt, erhebe seine Hände.

(Alle heben die rechte Hand auf.)

REDING tritt in die Mitte.

Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen;
So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Dass ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um ihn her, Schwytz hält die Mitte, rechts stellt

sich Uri und links Unterwalden. Er steht auf sein Schlachtschwert gestützt.)
Was ist's, das die drei Völker des Gebirgs
Hier an des See's unwirthlichem Gestade
Zusammenführte in der Geisterstunde?
Was soll der Inhalt seyn des neuen Bunds,
Den wir hier unter'm Sternenhimmel stiften?

STAUFFACHER tritt in den Ring.

Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniss nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimath ist's, aus der wir zogen.

WINKELRIED.

So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Dass wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Dass sich der neue Bund am alten stärke.

STAUFFACHER.

Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein grosses Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloss die Landsgemeinde,
Dass jeder zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein grosser Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis dass sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam;
Da sass ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken *Schwytz*,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weitverschlungnen Wurzeln auszurotten —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis an's Weissland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken *Stanz* erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken *Altdorf* in dem Thal der Reuss —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Landes sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus;
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin.)

AUF DER MAUER.

Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

ALLE sich die Hände reichend.

Wir sind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

STAUFFACHER.

Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landesmarken
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch *wir*, der alten Schweizer ächter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie;
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

RÖSSELMANN.

Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

STAUFFACHER.

Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muss seyn, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Drum haben unsre Väter für den Boden,
Den sie der alten Wildniss abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der welschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt,
Denn dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

MELCHTHAL.

Was drüber ist, ist Merkmal eines Knechts.

STAUFFACHER.

Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Welschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Daheim regierten sie sich fröhlich selbst
Nach altem Brauch und eigenem Gesetz;
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers;
Und dazu war bestellt ein grosser Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menschen.
Wo sind hier Spuren, dass wir Knechte sind?
Ist Einer, der es anders weiss, der rede!

IM HOFE.

Nein, so verhält sich Alles, wie Ihr sprecht.
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

STAUFFACHER.

Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunst der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wüste schenkte —
Denn unser Daseyn hatte man verhehlt —
Da sprachen wir: « Erschlichen ist der Brief;
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren. »
— So sprachen unsre Väter! Sollen *wir*
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
— Wir haben diesen Boden uns *erschaffen*
Durch unsrer Hände Fleiss, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniss hing;
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht

Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?

(Eine grosse Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräusserlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehen vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!

ALLE an ihre Schwerter schlagend.

Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!

RÖSSELMANN tritt in den Ring.

Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl.
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiser schlichten.
Es kostet euch ein Wort und die Tyrannen,
Die euch jetzt schwer bedrängen, schmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat;
Trennt euch vom Reich, erkennet Oestreichs Hoheit—

AUF DER MAUER.

Was sagt der Pfarrer? Wir zu Oestreich schwören!

AM BÜHEL.

Hört ihn nicht an!

WINKELRIED.

Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

REDING.

Ruhig, Eidgenossen!

SEWA.

Wir Oestreich huldigen, nach solcher Schmach?

VON DER FLÜE.

Wir uns abtrotzen lassen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten?

MEIER.

Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu seyn!

AUF DER MAUER.

Der sey gestossen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Oestreich!
— Landammann, ich bestehe drauf: dies sey
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.

MELCHTHAL.

So sey's. Wer von Ergebung spricht an Oestreich,
Soll rechtlos seyn und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.

ALLE heben die rechte Hand auf.

Wir wollen es, das sey Gesetz!

REDING nach einer Pause.

Es ist's.

RÖSSELMANN.

Jetzt seyd ihr frei, ihr seyd's durch dies Gesetz.
Nicht durch Gewallt soll Oesterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

JOST VON WEILER.

Zur Tagesordnung, weiter!

REDING.

Eidgenossen!
Sind alle sanften Mittel auch versucht?
Vielleicht weiss es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,
Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.

STAUFFACHER zu Konrad Hunn.

Nun ist's an Euch, Bericht zu geben. Redet!

KONRAD HUNN.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, *Euren* Boten, wies man an die Räthe,
Und die entliessen mich mit leerem Trost:
« Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
» Er würde sonst einmal wohl an uns denken. »
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Erker weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tägerfeld,
Die riefen mir und sagten: « Helft euch selbst!
» Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
» Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
» Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
» Der Herzog fleht' ihn um sein Mütterliches:
» Er habe seine Jahre voll, es wäre
» Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
» Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränzlein setzt ihm
» Der Kaiser auf: das sey die Zier der Jugend. »

AUF DER MAUER.

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

REDING.

Nichts Andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

WALTHER FÜRST tritt in den Ring.

Abtreiben wollen wir verhassten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist:
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäss.

MEIER.

Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehen.

WALTHER FÜRST.

Ihr fahret fort, Oestreich die Pflicht zu leisten.

JOST VON WEILER.

Ich steure an die Herrn von Rappersweil.

WALTHER FÜRST.

Ihr fahret fort, zu zinsen und zu steuern.

RÖSSELMANN.

Der grossen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

WALTHER FÜRST.

Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

STAUFFACHER.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

WALTHER FÜRST.

Was seyn muss, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch wenn es seyn mag, ohne Blut. Es sehe
Der Kaiser, dass wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben,

Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn,
Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Faust sich *mässigt.*

REDING.

Doch lasset hören! *Wie* vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

STAUFFACHER.

Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.

MEIER.

Ist bald gesprochen, aber schwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt' fallen.
Rossberg und Sarnen muss bezwungen seyn,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

STAUFFACHER.

Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
Zu Viele sind's, die das Geheimniss theilen.

MEIER.

In den Waldstätten find't sich kein Verräther.

RÖSSELMANN.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

WALTHER FÜRST.

Schiebt man es auf, so wird der Twing vollendet
In Altdorf und der Vogt befestigt sich.

MEIER.

Ihr denkt an *Euch.*

SIGRIST.

Und ihr seyd ungerecht.

MEIER auffahrend.

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

REDING.

Bei eurem Eide! Ruh'!

MEIER.

Ja, wenn sich Schwytz
Versteht mit Uri, müssen *wir* wohl schweigen.

REDING.

Ich muss euch weisen vor der Landsgemeinde,
Dass ihr mit heft'gem Sinn den Frieden stört!
Stehn wir nicht Alle für dieselbe Sache?

WINKELRIED.

Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, dass alle Sassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloss;
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der grosse Haufe,
Und wenn die Andern glücklich sich des Thors
Ermächtiget, so wird ein Horn geblasen,
Und jene brechen aus dem Hinterhalt;
So wird das Schloss mit leichter Arbeit unser.

MELCHTHAL.

Den Rossberg übernehm' ich zu ersteigen,
Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
Und leicht bethör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.

REDING.

Ist's Aller Wille, dass verschoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hände.)

STAUFFACHER zählt die Stimmen.

Es ist ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

WALTHER FÜRST.

Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird
Aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes,
Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmarken zu entweichen.

STAUFFACHER.

Nur mit dem Gessler fürcht' ich schweren Stand,
Furchtbar ist er mit Reisigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.

BAUMGARTEN.

Wo's halsgefährlich ist, da stellt *mich* hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben;
Gern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beschützt, mein Herz befriedigt.

REDING.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
Man muss dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch seht, indess wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glüh'nde Hochwacht aus — Kommt, lasst uns schei-
Eh' uns des Tages Leuchten überrascht. [den,

WALTHER FÜRST.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern.

(Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröthe.)

RÖSSELMAN.

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüsst
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Lasst uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen seyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

(Alle sprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)

— Wir wollen frei seyn, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

(Wie oben.)

— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

STAUFFACHER.

Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genossame!
Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Heerde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund!
— *Was* noch bis dahin muss erduldet werden,
Erduldet's! Lasst die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf Einmal zahlt.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth,
Und spare für das Ganze seine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

(Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in grösster Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit einem prachtvollem Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Hof vor TELLS *Hause. Er ist mit der Zimmeraxt,* HEDWIG *mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt.* WALTHER *und* WILHELM *in der Tiefe spielen mit einer kleinen Armbrust.*

WALTHER singt.

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.
Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.
Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt gesprungen.)

Der Strang ist mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.

TELL.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.

(Knaben entfernen sich.)

HEDWIG.

Die Knaben fangen zeitig an zu schiessen.

TELL.

Früh übt sich, was ein Meister werden will.

HEDWIG.

Ach wollte Gott, sie lernten's nie.

TELL.

Sie sollen Alles lernen. Wer durch's Leben
Sich frisch will schlagen, muss zu Schutz und Trutz
Gerüstet seyn.

HEDWIG.

Ach, es wird keiner seine Ruh
Zu Hause finden.

TELL.

Mutter, ich kann's auch nicht;
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet!
Rastlos muss ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst geniess' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.

HEDWIG.

Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht,
Die sich indessen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Dass du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe dich im wilden Eisgebirg,
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh', wie die Gemse dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reisst,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht und du herabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

TELL.

Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den schreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.

(Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)

Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

(Nimmt den Hut.)

HEDWIG.

Wo gehst du hin?

TELL.

Nach Altdorf, zu dem Vater.

HEDWIG.

Sinnst du auch nichts Gefährliches? Gesteh' mir's!

TELL.

Wie kommst du darauf, Frau?

HEDWIG.

Es spinnt sich etwas
Gegen die Vögte — auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiss, und du bist auch im Bunde.

TELL.

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

HEDWIG.

Sie werden dich hinstellen, wo Gefahr ist;
Das Schwerste wird dein Antheil seyn, wie immer.

TELL.

Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen.

HEDWIG.

Den Unterwaldner hast du auch im Sturme
Ueber den See geschafft — Ein Wunder war's,
Dass ihr entkommen — Dachtest du denn gar nicht
An Kind und Weib?

TELL.

Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.

HEDWIG.

Zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heisst
Nicht Gott vertrauen! Das heisst Gott versuchen.

TELL.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

HEDWIG.

Ja, du bist gut und hülfreich, dienest Allen,
Und wenn du selbst in Noth kommst, hilft dir Keiner.

TELL.

Verhüt' es Gott, dass ich nicht Hülfe brauche!

(Er nimmt die Armbrust und Pfeile.

HEDWIG.

Was willst du mit der Armbrust? Lass sie hier!

TELL.

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(Die Knaben kommen zurück.)

WALTHER.

Vater, wo gehst du hin?

TELL.

Nach Altdorf, Knabe,
Zum Ehni — Willst du mit?

WALTHER.

Ja, freilich will ich.

HEDWIG.

Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib weg von Altdorf!

TELL.

Er *geht*, noch heute.

HEDWIG.

Drum lass ihn erst fort seyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weisst, er grollt uns.

TELL.

Mir soll sein böser Wille nicht viel schaden.
Ich thue recht und scheue keinen Feind.

HEDWIG.

Die recht thun, eben die hasst er am meisten.

TELL.

Weil er nicht an sie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden lassen, mein' ich.

HEDWIG.

So, weisst du das?

TELL.

Es ist nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menschenleerer Spur,
Und da ich einsam einen Felsensteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing schroff die Felswand her,
Und unten rauschte fürchterlich der Schächen,

(Die Knaben drängen sich rechts und links an ihn und sehen mit gespannter Neugier an ihm hinauf.)

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Blos Mensch zu Mensch und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein ansichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Ursach' willen schwer gebüsst,
Und sah mich mit dem stattlichen Gewehr
Daher geschritten kommen, da verblasst' er,
Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen,
Dass er jetzt an die Felswand würde sinken.
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidentlich und sprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus seinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und sandt' ihm sein Gefolge.

HEDWIG.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Dass du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.

TELL.

Drum meid' ich ihn, und er wird *mich* nicht suchen.

HEDWIG.

Bleib heute nur dort weg! Geh lieber jagen!

TELL.

Was fällt dir ein?

HEDWIG.

Mich ängstigt's. Bleibe weg!

TELL.

Wie kannst du dich so ohne Ursach' quälen?

HEDWIG.

Weil's keine Ursach' hat — Tell, bleibe hier!

TELL.

Ich hab's versprochen, liebes Weib, zu kommen.

HEDWIG.

Musst du, so geh — nur lasse mir den Knaben!

WALTHER.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

HEDWIG.

Wälty, verlassen willst du deine Mutter?

WALTHER.

Ich bring' dir auch was Hübsches mit vom Ehni.

(Geht mit dem Vater.)

WILHELM.

Mutter, ich bleibe bei dir!

HEDWIG umarmt ihn.

Ja, du bist
Mein liebes Kind; du bleibst mir noch allein!

(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

ZWEITER AUFTRITT.

Eine eingeschlossene wilde Waldgegend, Staubbäche stürzen von den Felsen.

BERTHA *im Jagdkleid. Gleich darauf* RUDENZ.

BERTHA.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

RUDENZ tritt rasch ein.

Fräulein, jetzt endlich find' ich Euch allein.
Abgründe schliessen rings umher uns ein;
In dieser Wildniss fürcht' ich keinen Zeugen;
Vom Herzen wälz' ich dieses lange Schweigen —

BERTHA.

Seyd Ihr gewiss, dass uns die Jagd nicht folgt?

RUDENZ.

Die Jagd ist dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muss den theuren Augenblick ergreifen —
Entschieden sehen muss ich mein Geschick,
Und sollt' es mich auf ewig von Euch scheiden.
— O waffnet Eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieser finstern Strenge — *Wer* bin ich,
Dass ich den kühnen Wunsch zu Euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht stellen mit den Rittern,
Die siegberühmt und glänzend Euch umwerben.
Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu' und Liebe —

BERTHA ernst und streng.

Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?

(Rudenz tritt zurück.)

Der Sklave Oesterreichs, der sich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker seines Volks?

RUDENZ.

Von Euch, mein Fräulein, hör' ich diesen Vorwurf?
Wen such' ich denn, als Euch auf jener Seite?

BERTHA.

Mich denkt Ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Gessler selbst, dem Unterdrücker, schenken,
Als dem naturvergess'nen Sohn der Schweiz,
Der sich zu seinem Werkzeug machen kann!

RUDENZ.

O Gott, was muss ich hören!

BERTHA.

Wie? Was liegt
Dem guten Menschen näher als die Seinen?
Gibt's schön're Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld seyn,
Das Recht der Unterdrückten zu beschirmen?
— Die Seele blutet mir um Euer Volk;
Ich leide *mit* ihm, denn ich muss es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beschützer gaben,
Und der's *verlässt*, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten schmiedet seinem Land,
Ihr seyd's, der mich verletzt und kränkt; ich muss
Mein Herz bezwingen, dass ich Euch nicht hasse.

RUDENZ.

Will ich denn nicht das Beste meines Volks?
Ihm unter Oestreichs mächt'gen Zepter nicht
Den Frieden —

BERTHA.

Knechtschaft wollt Ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt Ihr aus dem letzten Schloss,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk versteht sich besser auf sein Glück;
Kein Schein verführt sein sicheres Gefühl.
Euch haben sie das Netz um's Haupt geworfen —

RUDENZ.

Bertha! Ihr hasst mich, Ihr verachtet mich!

BERTHA.

Thät' ich's, mir wäre besser — Aber den
Verachtet *sehen* und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

RUDENZ.

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchste Himmelsglück,
Und stürzt mich tief in Einem Augenblick.

BERTHA.

Nein, nein, das Edle ist nicht ganz erstickt
In Euch! Es schlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müsst Gewalt ausüben an Euch selbst,
Die angestammte Tugend zu ertödten;
Doch wohl Euch! sie ist mächtiger als Ihr,
Und trotz Euch selber seyd Ihr gut und edel!

RUDENZ.

Ihr glaubt an mich! O Bertha, Alles lässt
Mich Eure Liebe seyn und werden!

BERTHA.

Seyd,
Wozu die herrliche Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin sie Euch gestellt;
Zu Eurem Volke steht und Eurem Lande,
Und kämpft für Euer heilig Recht!

RUDENZ.

Weh mir!
Wie kann ich Euch erringen, Euch besitzen,
Wenn ich der Macht des Kaisers widerstrebe?
Ist's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über Eure Hand tyrannisch waltet?

BERTHA.

In den Waldstätten liegen meine Güter,
Und ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.

RUDENZ.

Bertha! welch einen Blick thut Ihr mir auf!

BERTHA.

Hofft nicht durch Oestreichs Gunst mich zu erringen;
Nach meinem Erbe strecken sie die Hand,
Das will man mit dem grossen Erb' vereinen.
Dieselbe Ländergier, die Eure Freiheit
Verschlingen will, sie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich ausersehn,
Vielleicht um einen Günstling zu belohnen —
Dort, wo die Falschheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiserhof will man mich ziehn;
Dort harren mein verhasster Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

RUDENZ.

Ihr könntet Euch entschliessen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu seyn?
O Bertha, all mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch sucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mit mir Euch in das stille Thal
Einschliessen und der Erde Glanz entsagen —
O dann ist meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
An's sichre Ufer dieser Berge schlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinaus zu senden in des Lebens Weiten —
Dann mögen diese Felsen um uns her
Die undurchdringlich feste Mauer breiten,
Und dies verschloss'ne sel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet seyn!

BERTHA.

Jetzt bist du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt; mich hat mein Glaube nicht betrogen!

RUDENZ.

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich soll das Glück in meiner Heimath finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

BERTHA.

Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?
Hier wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich *Dich* im ächten Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner freier Huldigung verehrt,
Gross wie ein König wirkt in seinen Reichen.

RUDENZ.

Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken,
Und Alles rings beleben und beglücken!

BERTHA.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchste Lebensglück dich selbst
Zerstören sah — Weh mir! Wie stünd's um mich,
Wenn ich dem stolzen Ritter müsste folgen,
Dem Landbedrücker auf sein finstres Schloss!
— Hier ist kein Schloss. Mich scheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

RUDENZ.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge lösen,
Die ich mir thöricht selbst um's Haupt gelegt?

BERTHA.

Zerreisse sie mit männlichem Entschluss!
Was auch d'raus werde — steh' zu deinem Volk!
Es ist dein angeborner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne.)

Die Jagd
Kommt näher — Fort, wir müssen scheiden — Kämpfe
Für's Vaterland! du kämpfst für deine Liebe!
Es ist ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei!

(Gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

Wiese bei Altdorf. Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Prospekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

FRIESSHARDT *und* LEUTHOLD *halten Wache.*

FRIESSHARDT.

Wir passen auf umsonst. Es will sich Niemand
Heran begeben und dem Hut sein' Reverenz

Erzeigen. 'S war doch sonst wie Jahrmarkt hier;
Jetzt ist der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

LEUTHOLD.

Nur schlecht Gesindel lässt sich sehn und schwingt
Uns zum Verdriesse die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' sie den Rücken beugten vor dem Hut.

FRIESSHARDT.

Sie müssen über diesen Platz, wenn sie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagstunde.
Da meint' ich schon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn Keiner dachte dran, den Hut zu grüssen.
Da sieht's der Pfaff, der Rösselmann — kam just
Von einem Kranken her — und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigrist musste mit dem Glöcklein schellen;
Da fielen All' auf's Knie, ich selber mit,
Und grüssten die Monstranz, doch nicht den Hut. —

LEUTHOLD.

Höre, Gesell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir stehen hier am Pranger vor dem Hut;
'S ist doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu stehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muss uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es ist doch traun! ein närrischer Befehl!

FRIESSHARDT.

Warum nicht einem leeren hohlen Hut?
Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf mit Kindern und stellen sich um die Stange.)

LEUTHOLD.

Und du bist auch so ein dienstfert'ger Schurke,
Und brächtest wackre Leute gern in's Unglück.
Mag, wer da will, am Hut vorübergehn;
Ich drück' die Augen zu und seh' nicht hin.

MECHTHILD.

Da hängt der Landvogt — habt Respekt, ihr Buben!

ELSBETH.

Wollt's Gott, er ging, und liess uns seinen Hut;
Es sollte drum nicht schlechter stehn um's Land!

FRIESSHARDT verscheucht sie.

Wollt ihr vom Platz? Verwünschtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch? Schickt eure Männer her,
Wenn sie der Muth sticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen.)

(*Tell* mit der Armbrust tritt auf, den Knaben an der Hand führend; sie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.)

WALTHER zeigt nach dem Bannberg.

Vater, ist's wahr, dass auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

TELL.

Wer sagt das, Knabe?

WALTHER.

Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seyen
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

TELL.

Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
— Siehst du die Firnen dort, die weissen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

WALTHER.

Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern,
Und uns die Schlaglawinen niedersenden.

TELL.

So ist's, und die Lawinen hätten längst
Den Flecken Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

WALTHER nach einigem Besinnen.

Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

TELL.

Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen,
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein grosses ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

WALTHER.

Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht
Geschwind hinab in dieses schöne Land,
Statt dass wir uns hier ängstigen und plagen?

TELL.

Das Land ist schön und gütig wie der Himmel;
Doch die's bebauen, *sie* geniessen nicht
Den Segen, den sie pflanzen.

WALTHER.

Wohnen sie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

TELL.

Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

WALTHER.

So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?

TELL.

Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

WALTHER.

Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?

TELL.

Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

WALTHER.

Wer *ist* der König denn, den Alle fürchten?

TELL.

Es ist der Eine, der sie schützt und nährt.

WALTHER.

Sie können sich nicht muthig selbst beschützen?

TELL.

Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

WALTHER.

Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

TELL.

Ja wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen.

(Sie wollen vorübergehen.)

WALTHER.

Ei, Vater, sieh den Hut dort auf der Stange!

TELL.

Was kümmert uns der Hut? Komm, lass uns gehen!

(Indem er abgehen will, tritt ihm Friesshardt mit vorgehaltener Pike entgegen.)

FRIESSHARDT.

In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!

TELL greift in die Pike.

Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?

FRIESSHARDT.

Ihr habt's Mandat verletzt; Ihr müsst uns folgen.

LEUTHOLD.

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewiesen.

TELL.

Freund, lass mich gehen!

FRIESSHARDT.

Fort, fort in's Gefängniss!

WALTHER.

Den Vater in's Gefängniss! Hülfe! Hülfe!

(In die Scene rufend.)

Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt! Gewalt! Sie führen ihn gefangen.

(Rösselmann der Pfarrer und Petermann der Sigrist kommen herbei, mit drei andern Männern.)

SIGRIST.

Was gibt's?

RÖSSELMANN.

Was legst du Hand an diesen Mann?

FRIESSHARDT.

Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräther!

TELL fasst ihn heftig.

Ein Verräther, ich!

RÖSSELMANN.

Du irrst dich, Freund! das ist
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

WALTHER erblickt Walther Fürsten und eilt ihm entgegen.

Grossvater, hilf! Gewalt geschieht dem Vater.

FRIESSHARDT.

In's Gefängniss, fort!

WALTHER FÜRST hereineilend.

Ich leiste Bürgschaft, haltet!
— Um Gotteswillen, Tell, was ist geschehen?

(Melchthal und Stauffacher kommen.)

FRIESSHARDT.

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will sie nicht erkennen.

STAUFFACHER.

Das hätt' der Tell gethan?

MELCHTHAL.

Das lügst du, Bube!

LEUTHOLD.

Er hat dem Hut nicht Reverenz bewiesen.

WALTHER FÜRST.

Und darum soll er in's Gefängniss? Freund,
Nimm meine Bürgschaft an und lass ihn ledig.

FRIESSHARDT.

Bürg' du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unsers Amtes — Fort mit ihm!

MELCHTHAL zu den Landleuten.

Nein, das ist schreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Dass man ihn wegführt, frech, vor unsern Augen?

SIGRIST.

Wir sind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den Andern!

FRIESSHARDT.

Wer widersetzt sich dem Befehl des Vogts?

DREI LANDLEUTE herbeieilend.

Wir helfen euch. Was gibt's? Schlagt sie zu Boden!

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)

TELL.

Ich helfe mir schon selbst. Geht, gute Leute!
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spiessen fürchten?

MELCHTHAL zu Friesshardt.

Wag's, ihn aus unsrer Mitte wegzuführen!

WALTHER FÜRST *und* STAUFFACHER.

Gelassen! Ruhig!

FRIESSHARDT schreit.

Aufruhr und Empörung!

(Man hört Jagdhörner.)

WEIBER.

Da kommt der Landvogt!

FRIESSHARDT erhebt die Stimme.

Meuterei! Empörung!

STAUFFACHER.

Schrei, bis du berstest, Schurke!

RÖSSELMANN *und* MELCHTHAL.

Willst du schweigen?

FRIESSHARDT ruft noch lauter.

Zu Hülf', zu Hülf' den Dienern des Gesetzes!

WALTHER FÜRST.

Da ist der Vogt! Weh uns! was wird das werden!

GESSLER *zu Pferd, den Falken auf der Faust,* RUDOLPH DER HARRAS, BERTHA *und* RUDENZ, *ein grosses Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene schliessen.*

RUDOLPH DER HARRAS.

Platz, Platz dem Landvogt!

GESSLER.

Treibt sie auseinander!
Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hülfe?

(Allgemeine Stille.)

Wer war's? Ich will es wissen.

(Zu Friesshardt.)

Du trittst vor!
Wer bist du und was hältst du diesen Mann?

(Er gibt den Falken einem Diener.)

FRIESSHARDT.

Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbestellter Wächter bei dem Hut.
Diesen Mann ergriff ich über frischer That,
Wie er dem Hut den Ehrengruss versagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlst,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreissen.

GESSLER nach einer Pause.

Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,
Und Mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Dass du die Ehr' versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?
Dein böses Trachten hast du mir verrathen.

TELL.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn,
Wär' ich besonnen, hiess ich nicht der Tell;
Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

GESSLER nach einigem Stillschweigen.

Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Man sagt, du nehmst es auf mit jedem Schützen?

WALTHER.

Und das muss wahr seyn, Herr, 'nen Apfel schiesst
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

GESSLER.

Ist das dein Knabe, Tell?

TELL.

Ja, lieber Herr.

GESSLER.

Hast du der Kinder mehr?

TELL.

Zwei Knaben, Herr.

GESSLER.

Und welcher ist's, den du am meisten liebst?

TELL.

Herr, Beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

GESSLER.

Nun, Tell! Weil du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritte, so wirst du deine Kunst
Vor mir bewähren müssen — Nimm die Armbrust —

Du hast sie gleich zur Hand — und mach' dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu schiessen —
Doch will ich rathen, ziele gut, dass du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuss:
Denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

TELL.

Herr — Welches Ungeheure sinnet Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
—Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!

GESSLER.

Du wirst den Apfel schiessen von dem Kopf
Des Knaben — Ich begehr's und will's.

TELL.

Ich soll
Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!

GESSLER.

Du schiessest oder stirbst mit deinem Knaben.

TELL.

Ich soll der Mörder werden meines Kinds!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht,
Was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

GESSLER.

Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man sagte mir, dass du ein Träumer seyst,
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Seltsame — Drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagstück für dich ausgesucht.
Ein Andrer wohl bedächte sich — Du drückst
Die Augen zu, und greifst es herzhaft an.

BERTHA.

Scherzt nicht, o Herr! mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn — So wenig
Sind sie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.

GESSLER.

Wer sagt Euch, dass ich scherze?

(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)

Hier ist der Apfel.
Man mache Raum — Er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist — Achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht dein Ziel!

RUDOLPH DER HARRAS.

Gott, das wird ernsthaft — Falle nieder, Knabe!
Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben.

WALTHER FÜRST bei Seite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt.

Haltet an *Euch!* Ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!

BERTHA zum Landvogt.

Lasst es genug seyn, Herr! Unmenschlich ist's,
Mit eines Vaters Angst also zu spielen.
Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlasst ihn ungekränkt in seine Hütte;
Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindeskinder denken.

GESSLER.

Oeffnet die Gasse — Frisch! Was zauderst du?
Dein Leben ist verwirkt; ich kann dich tödten,
Und sieh, ich lege gnädig dein Geschick
In deine eigne kunstgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst dich deines sichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, *Schütze*, deine Kunst zu zeigen;
Das Ziel ist würdig und der Preis ist gross!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, *das*
Kann auch ein Andrer; *der* ist mir der Meister,
Der seiner Kunst gewiss ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt noch in's Auge.

WALTHER FÜRST wirft sich vor ihm nieder.

Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch lasset Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!
Nur dieses Grässliche erlasset einem Vater!

WALTHER TELL.

Grossvater, knie nicht vor dem falschen Mann!
Sagt, wo ich hinstehn soll? Ich fürcht' mich nicht;
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug;
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

STAUFFACHER.

Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unschuld?

RÖSSELMANN.

O denket, dass ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müsst Rede stehn für Eure Thaten.

GESSLER zeigt auf den Knaben.

Man bind' ihn an die Linde dort!

WALTHER TELL.

Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden seyn. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

RUDOLPH DER HARRAS.

Die Augen nur lass dir verbinden, Knabe!

WALTHER TELL.

Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Frisch, Vater, zeig's, dass du ein Schütze bist!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdrusse, schiess und triff!

(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

MELCHTHAL zu den Landleuten.

Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geschworen?

STAUFFACHER.

Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

MELCHTHAL.

O hätten wir's mit frischer That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub riethen!

GESSLER zu Tell.

An's Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sey Niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, so will *ich* das Ziel euch dazu geben.

TELL spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf.

Oeffnet die Gasse! Platz!

STAUFFACHER.

Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erbebt Euch, Eure Kniee wanken —

TELL lässt die Armbrust sinken.

Mir schwimmt es vor den Augen!

WEIBER.

Gott im Himmel!

TELL zum Landvogt.

Erlasset mir den Schuss. Hier ist mein Herz!

(Er reisst die Brust auf.)

Ruft Eure Reisigen und stosst mich nieder!

GESSLER.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuss.
— Du kannst ja Alles, Tell! An Nichts verzagst du;
Das Steuerruder führst du wie den Bogen;
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt;
Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest Alle!

(*Tell* steht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend, und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet — Plötzlich greift er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Goller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.)

WALTHER TELL unter der Linde.

Vater, schiess zu! Ich fürcht' mich nicht.

TELL.

Es muss!

(Er rafft sich zusammen und legt an.)

RUDENZ, der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor.

Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben,
Ihr werdet *nicht* — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt Ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.

GESSLER.

Ihr schweigt, bis man Euch aufruft.

RUDENZ.

Ich *will* reden,
Ich darf's; des Königs Ehre ist mir heilig;
Doch solches Regiment muss Hass erwerben.
Das ist des Königs Wille nicht — Ich darf's
Behaupten — Solche Grausamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

GESSLER.

Ha, Ihr erkühnt Euch!

RUDENZ.

Ich hab' still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen,
Mein überschwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiser.

BERTHA wirft sich zwischen ihn und den Landvogt.

O Gott, Ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

RUDENZ.

Mein Volk verliess ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriss ich, um an Euch mich anzuschliessen —
Das Beste Aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt Ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in bester Meinung zu verderben.

GESSLER.

Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

RUDENZ.

Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr — Frei bin ich
Wie Ihr geboren, und ich messe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und stündet Ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehre, selbst wo man ihn schändet,
Den Handschuh würf' ich vor Euch hin, Ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja winkt nur Euren Reisigen — Ich stehe
Nicht wehrlos da, wie *die* —

(Auf das Volk zeigend.)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

STAUFFACHER ruft.

Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich Alle nach dieser Seite gewendet und Bertha zwischen Rudenz und den Landvogt sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

RÖSSELMANN.

Der Knabe lebt!

VIELE STIMMEN.

Der Apfel ist getroffen!

(Walther Fürst schwankt und droht zu sinken, Bertha hält ihn.)

GESSLER erstaunt.

Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

BERTHA.

Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

WALTHER TELL kommt mit dem Apfel gesprungen.

Vater, hier ist der Apfel — Wusst' ich's ja,
Du würdest deinen Knaben nicht verletzen.

(Tell stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbrust entsinkt seiner Hand — wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf, in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt.)

BERTHA.

O güt'ger Himmel!

WALTHER FÜRST zu Vater und Sohn.

Kinder! meine Kinder!

STAUFFACHER.

Gott sey gelobt!

LEUTHOLD.

Das war ein Schuss! Davon
Wird man noch reden in den spätsten Zeiten.

RUDOLPH DER HARRAS.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

GESSLER.

Bei Gott! Der Apfel mitten durch geschossen!
Es war ein Meisterschuss, ich muss ihn loben.

RÖSSELLMAN.

Der Schuss war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, dass er Gott versuchte.

STAUFFACHER.

Kommt zu Euch, Tell, steht auf, Ihr habt Euch männlich
Gelöst, und frei könnt Ihr nach Hause gehen.

RÖSSELMANN.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

(Sie wollen ihn wegführen.)

GESSLER.

Tell, höre!

TELL kommt zurück.

Was befehlt Ihr, Herr?

GESSLER.

Du stecktest
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich sah es wohl — Was meintest du damit?

TELL verlegen.

Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.

GESSLER.

Nein, Tell, die Antwort lass ich dir nicht gelten;
Es wird was Andres wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell!
Was es auch sey, dein Leben sichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

TELL.

Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt gesichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.

(Er zieht den Pfeil aus dem Goller und sieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoss ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt.

GESSLER.

Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich gesichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,
Damit ich sicher sey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

STAUFFACHER.

Wie, Herr!
So könnet Ihr an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?

GESSLER.

Lass sehn, ob sie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Küssnacht führen.

RÖSSELMANN.

Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht,
Das widerstreitet unsern Freiheitsbriefen!

GESSLER.

Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt — Diese Gunst
Muss erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen seyd ihr Alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchschau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch Alle seyd ihr theilhaft seiner Schuld.
Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen!

(Er entfernt sich, Bertha, Rudenz, Harras, und Knechte folgen, Friesshardt und Leuthold bleiben zurück.)

WALTER FÜRST in heftigem Schmerz.

Es ist vorbei; er hat's beschlossen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

STAUFFACHER zum Tell.

O warum musstet Ihr den Wüthrich reizen!

TELL.

Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!

STAUFFACHER.

O nun ist Alles, Alles hin! Mit Euch
Sind wir gefesselt Alle und gebunden!

LANDLEUTE umringen den Tell.

Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!

LEUTHOLD nähert sich.

Tell, es erbarmt mich — Doch ich muss gehorchen.

TELL.

Lebt wohl!

WALTHER TELL, sich mit heftigem Schmerz an ihn schmiegend.

O Vater! Vater! Lieber Vater!

TELL hebt die Arme zum Himmel.

Dort droben ist dein Vater! Den ruf' an!

STAUFFACHER.

Tell, sag' ich Eurem Weibe nichts von Euch!

TELL hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust.

Der Knab' ist unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reisst sich schnell los und folgt den Waffenknechten.)

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Oestliches Ufer des Vierwaldstättensees; die seltsam gestalteten schroffen Felsen im Westen schliessen den Prospekt. Der See ist bewegt, heftiges Rauschen und Tosen, dazwischen Blitze und Donnerschläge.

KUNZ VON GERSAU. FISCHER *und* FISCHERKNABE.

KUNZ.

Ich sah's mit Augen an, Ihr könnt mir's glauben;
'S ist Alles so geschehn, wie ich Euch sagte.

FISCHER.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küssnacht,
Der beste Mann im Land, der bravste Arm,
Wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit.

KUNZ.

Der Landvogt führt ihn selbst den See herauf;
Sie waren eben dran, sich einzuschiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug ist, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

FISCHER.

Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Dass er des Tages Licht nicht wieder sieht!
Denn fürchten muss er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er schwer gereitzt!

KUNZ.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghausen, sagt man, lieg' am Tode.

FISCHER.

So bricht der letzte Anker unsrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der seine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

KUNZ.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt Euch wohl!
Ich nehme Herberg in dem Dorf; denn heut
Ist doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

(Geht ab.)

FISCHER.

Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das sehn'de Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!

KNABE.

Es hagelt schwer; kommt in die Hütte, Vater,
Es ist nicht kommlich, hier im Freien hausen.

FISCHER.

Raset, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken, berstet! Giesst herunter, Ströme
Des Himmels, und ersäuft das Land! Zerstört
Im Keim die ungeborenen Geschlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der grossen Wüste! euch gehört das Land;
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

KNABE.

Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie gerast in diesem Schlunde!

FISCHER.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!

Und die Natur soll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O mich soll's nicht wundern,
Wenn sich die Felsen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederschmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einstürzen, eine zweite Sündfluth alle
Wohnstätten der Lebendigen verschlingt!

(Man hört läuten.)

KNABE.

Hört Ihr, sie läuten droben auf dem Berg;
Gewiss hat man ein Schiff in Noth gesehn,
Und zieht die Glocke, dass gebetet werde.

(Steigt auf eine Anhöhe.)

FISCHER.

Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs,
In dieser furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen — Da ist nah' und fern
Kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.

KNABE deutet links.

Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

FISCHER.

Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt;
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens,
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Pass vermauern.

(Er steigt auf die Anhöhe.)

KNABE.

Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

FISCHER.

Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt — Dort schifft er hin,
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er über sich den stärkern Herrn.
Diese Wellen geben nicht auf seine Stimme;
Diese Felsen bücken ihre Häupter nicht
Vor seinem Hute — Knabe, bete nicht!
Greif nicht dem Richter in den Arm!

KNABE.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff sich mit befindet.

FISCHER.

O Unvernunft des blinden Elements!
Musst du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit sammt dem Steuermann verderben!

KNABE.

Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am *Buggisgrat;* doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem *Teufelsmünster* widerprallt,
Wirft sie zum grossen *Axenberg* zurück.
— Ich seh' sie nicht mehr.

FISCHER.

Dort ist das *Hakmesser,*
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerschmettert an der Fluh,
Die sich gähstrotzig absenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' Einer retten, wär's der Tell;
Doch dem sind Arm und Hände ja gefesselt.

WILHELM TELL mit der Armbrust

(Er kommt mit raschen Schritten, blickt erstaunt umher, und zeigt die heftigste Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene ist, wirft er sich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

KNABE bemerkt ihn.

Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?

FISCHER.

Er fasst die Erde an mit seinen Händen,
Und scheint wie ausser sich zu seyn.

KNABE kommt vorwärts.

Was seh' ich! Vater! Vater, kommt und seht!

FISCHER nähert sich.

Wer ist es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt Ihr hieher? Redet!

KNABE.

War't Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

FISCHER.

Ihr wurdet nicht nach Küssnacht abgeführt?

TELL steht auf.

Ich bin befreit.

FISCHER *und* KNABE.

Befreit! O Wunder Gottes!

KNABE.

Wo kommt Ihr her?

TELL.

Dort aus dem Schiffe.

FISCHER.

Was?

KNABE zugleich.

Wo ist der Landvogt?

TELL.

Auf den Wellen treibt er.

FISCHER.

Ist's möglich? Aber *Ihr?* Wie seyd Ihr hier?
Seyd Euren Banden und dem Sturm entkommen?

TELL.

Durch Gottes gnäd'ge Fürsehung — Hört an!

FISCHER *und* KNABE.

O redet, redet!

TELL.

Was in Altdorf sich
Begeben, wisst Ihr's?

FISCHER.

Alles weiss ich, redet!

TELL.

Dass mich der Landvogt fahen liess und binden,
Nach seiner Burg zu Küssnacht wollte führen.

FISCHER.

Und sich mit Euch zu Flüelen eingeschifft.
Wir wissen Alles. Sprecht, wie Ihr entkommen?

TELL.

Ich lag im Schiff, mit Stricken fest gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattinn und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blickt' ich in die Wasserwüste —

FISCHER.

O armer Mann!

TELL.

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Gransen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Dass solch ein grausam mördrisch Ungewitter

Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Dass allen Ruderern das Herz entsank,
Und meinten Alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener Einer sich
Zum Landvogt wendet' und die Worte sprach:
Ihr sehet Eure Noth und unsre, Herr,
Und dass wir All' am Rand des Todes schweben —
Die Steuerleute aber wissen sich
Vor grosser Furcht nicht Rath und sind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiss ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrautest, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch schielt' ich seitwärts, wo mein Schiesszeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
Wo sich ein Vortheil aufthät zum Entspringen.
Und wie ich eines Felsenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —

FISCHER.

Ich kenn's, es ist am Fuss des grossen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar steil
Geht's an — vom Schiff es springend abzureichen —

TELL.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis dass wir vor die Felsenplatte kämen,
Dort, rief ich, sey das Aergste überstanden —
Und als wir sie frischrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angestemmt,
Den hintern Gransen an die Felswand hin.
Jetzt schnell mein Schiesszeug fassend, schwing' ich selbt
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fusstoss hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

FISCHER.

Tell, Tell, ein sichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch saget! Wo gedenket Ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit ist nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend diesem Sturm entkommt.

TELL.

Ich hört' ihn sagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen,
Und über Schwytz nach seiner Burg mich führen.

FISCHER.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

TELL.

Er denkt's.

FISCHER.

O so verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft Euch Gott aus seiner Hand.

TELL.

Nennt mir den nächsten Weg nach Arth und Küssnacht.

FISCHER.

Die offne Strasse zieht sich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowerz führen.

TELL *gibt ihm die Hand.*

Gott lohn' Euch Eure Gutthat. Lebet wohl.

(*Geht und kehrt wieder um.*)

— Habt Ihr nicht auch im Rütli mit geschworen?
Mir däucht, man nennt' Euch mir —

FISCHER.

Ich war dabei,
Und hab' den Eid des Bundes mit beschworen.

TELL.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Dass ich gerettet sey und wohl geborgen.

FISCHER.

Doch wohin sag' ich ihr, dass Ihr geflohn?

TELL.

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und Andre, die im Rütli mit geschworen —
Sie sollen wacker seyn und gutes Muths;
Der Tell sey frei und seines Armes mächtig;
Bald werden sie ein Weitres von mir hören.

FISCHER.

Was habt Ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei!

TELL.

Ist es *gethan*, wird's auch zur Rede kommen.

(*Geht ab.*)

FISCHER.

Zeig' ihm den Weg, Jenny — Gott steh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.

(*Geht ab.*)

ZWEITER AUFTRITT.

Edelhof zu Attinghausen.

DER FREIHERR, *in einem Armsessel, sterbend.* WALTHER FÜRST, STAUFFACHER, MELCHTHAL *und* BAUMGARTEN, *um ihn beschäftigt.* WALTHER TELL, *knieend vor dem Sterbenden.*

WALTHER FÜRST.

Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber.

STAUFFACHER.

Er liegt nicht wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf seinen Lippen regt sich! Ruhig ist
Sein Schlaf und friedlich lächeln seine Züge.

(*Baumgarten geht an die Thür und spricht mit Jemand.*)

WALTHER FÜRST *zu Baumgarten.*

Wer ist's?

BAUMGARTEN *kommt zurück.*

Es ist Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch sprechen, will den Knaben sehn.

(*Walther Tell richtet sich auf.*)

WALTHER FÜRST.

Kann ich sie trösten? Hab' ich selber Trost?
Häuft alles Leiden sich auf meinem Haupt?

HEDWIG *hereindringend.*

Wo ist mein Kind? Lasst mich, ich muss es sehn —

STAUFFACHER.

Fasst Euch! Bedenkt, dass Ihr im Haus des Todes —

HEDWIG *stürzt auf den Knaben.*

Mein Wälty! O er lebt mir!

WALTHER TELL *hängt an ihr.*

Arme Mutter!

HEDWIG.

Ist's auch gewiss? Bist du mir unverletzt?

(*Betrachtet ihn mit ängstlicher Sorgfalt.*)

Und es ist möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!

WALTHER FÜRST.

Er that's mit Angst, mit schmerzzerriss'ner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

HEDWIG.

O hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

STAUFFACHER.

Ihr solltet Gottes gnäd'ge Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt —

HEDWIG.

Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen *können* —Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr' —Ich seh' den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

MELCHTHAL.

Frau, wüsstet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

HEDWIG.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

BAUMGARTEN.

Ist Eures Mannes Loos nicht hart genug,
Dass Ihr mit schwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für *seine* Leiden habt Ihr kein Gefühl?

HEDWIG kehrt sich nach ihm um und sieht ihn mit einem grossen Blick an.

Hast *Du* nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande schlug? Wo war *da* eure Hülfe?
Ihr sahet zu, ihr liesst das Grässliche geschehn;
Geduldig littet ihr's, dass man den Freund,
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch so an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müss'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergass er und befreite dich —

WALTHER FÜRST.

Was konnten wir zu seiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

HEDWIG wirft sich an seine Brust.

O Vater! Und auch du hast ihn verloren!
Das Land, wir Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach! wir fehlen ihm!
Gott rette seine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab in's öde Burgverliess
Dringt keines Freundes Trost — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finsterniss
Muss er erkranken — Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So ist für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem ist die Freiheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

STAUFFACHER.

Beruhigt Euch! Wir Alle wollen handeln,
Um seinen Kerker aufzuthun.

HEDWIG.

Was könnt *Ihr* schaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch Alle rettete der Tell — Ihr Alle
Zusammen könnt nicht *seine* Fesseln lösen!

(Der Freiherr erwacht.)

BAUMGARTEN.

Er regt sich, still!

ATTINGHAUSEN sich aufrichtend.

Wo ist er?

STAUFFACHER.

Wer?

ATTINGHAUSEN.

Er fehlt mir,
Verlässt mich in dem letzten Augenblick!

STAUFFACHER.

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

WALTHER FÜRST.

Es ist nach ihm gesendet — Tröstet Euch!
Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

ATTINGHAUSEN.

Hat er gesprochen für sein Vaterland?

STAUFFACHER.

Mit Heldenkühnheit.

ATTINGHAUSEN.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, dass es schleunig mit mir endet.

STAUFFACHER.

Nicht also, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat Euch erquickt, und hell ist Euer Blick.

ATTINGHAUSEN.

Der Schmerz ist Leben, er verliess mich auch.
Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus.

(Er bemerkt den Knaben.)

Wer ist der Knabe?

WALTHER FÜRST.

Segnet ihn, o Herr!
Er ist mein Enkel und ist vaterlos.

(Hedwig sinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

ATTINGHAUSEN.

Und vaterlos lass' ich euch Alle, Alle
Zurück — Weh mir, dass meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands gesehn!
Musst' ich des Lebens höchstes Mass erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu sterben!

STAUFFACHER zu Walther Fürst.

Soll er in diesem finstern Kummer scheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit schönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet Euren Geist! Wir sind nicht ganz
Verlassen, sind nicht rettungslos verloren.

ATTINGHAUSEN.

Wer soll euch retten?

WALTHER FÜRST.

Wir uns selbst. Vernehmt!
Es haben die drei Lande sich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geschlossen ist der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh' noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

ATTINGHAUSEN.

O saget mir! Geschlossen ist der Bund?

MELCHTHAL.

Am gleichen Tage werden alle drei
Waldstädte sich erheben. Alles ist
Bereit, und das Geheimniss wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl ist der Boden unter den Tyrannen;
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt,
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.

ATTINGHAUSEN.

Die festen Burgen aber in den Landen?

MELCHTHAL.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

ATTINGHAUSEN.

Und sind die Edeln dieses Bunds theilhaftig?

STAUFFACHER.

Wir harren ihres Beistands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geschworen.

ATTINGHAUSEN richtet sich langsam in die Höhe, mit grossem Erstaunen.

Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr;
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt *nach* uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.

(Er legt seine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue bess're Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

STAUFFACHER zu Walther Fürst.

Seht, welcher Glanz sich um sein Aug' ergiesst!
Das ist nicht das Erlöschen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

ATTINGHAUSEN.

Der Adel steigt von seinen alten Burgen,
Und schwört den Städten seinen Bürgereid;
Im *Uechtland* schon, im *Thurgau* hat's begonnen;
Die edle *Bern* erhebt ihr herrschend Haupt,
Freiburg ist eine sichre Burg der Freien;
Die rege *Zürich* waffnet ihre Zünfte
Zum kriegerischen Heer — Es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen —

(Er spricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — seine Rede steigt bis zur Begeisterung.)

Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft und herrlich
Wird mancher Pass durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.

(Walther Fürsts und Stauffachers Hände fassend.)

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem Andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Dass sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seyd einig — einig — einig —

(Er fällt in das Kissen zurück — seine Hände halten entseelt noch die Andern gefasst. Fürst und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang schweigend; dann treten sie hinweg, jeder seinem Schmerz überlassen. Unterdessen sind die Knechte still hereingedrungen, sie nähern sich mit Zeichen eines stillern oder heftigern Schmerzens, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf seine Hand; während dieser stummen Scene wird die Burgglocke geläutet.)

RUDENZ *zu den* VORIGEN.

RUDENZ rasch eintretend.

Lebt er? O saget, kann er mich noch hören?

WALTHER FÜRST deutet hin mit weggewandtem Gesicht.

Ihr seyd jetzt unser Lehensherr und Schirmer,
Und dieses Schloss hat einen andern Namen.

RUDENZ erblickt den Leichnam und steht von heftigem Schmerz ergriffen.

O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu' zu spät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er is
Dahin, ist fort auf immerdar, und lässt mir
Die schwere unbezahlte Schuld! — O saget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?

STAUFFACHER.

Er hörte sterbend noch, was Ihr gethan,
Und segnete den Muth, mit dem Ihr spracht!

RUDENZ kniet an dem Todten nieder.

Ja, heil'ge Reste eines theuren Mannes!
Entseelter Leichnam! Hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — Zerrissen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;
Ein Schweizer bin ich und ich will es seyn
Von ganzer Seele — —

(Aufstehend.)

Trauert um den Freund,
Den Vater Aller, doch verzaget nicht!
Nicht blos sein Erbe ist mir zugefallen;
Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab,
Und leisten soll euch meine frische Jugend,
Was euch sein greises Alter schuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir Eure Hand!
Gebt mir die Eurige! Melchthal, auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!

WALTHER FÜRST.

Gebt ihm die Hand! Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

MELCHTHAL.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, wessen soll man sich zu Euch versehn?

RUDENZ.

O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

STAUFFACHER zu Melchthal.

Seyd einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket dessen!

MELCHTHAL.

Hier ist meine Hand!
Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter als der Eure.

RUDENZ.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert soll ihn beschützen.

MELCHTHAL.

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoss befeuchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.

RUDENZ.

Ihr
Sollt *meine* Brust, ich will die *eure* schützen,
So sind wir Einer durch den Andern stark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch ist der fremden Tyrannei?
Wenn erst der Boden rein ist von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden schon vergleichen.

(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.)

Ihr schweigt? Ihr habt mir nichts zu sagen? Wie!
Verdien' ich's noch nicht, dass ihr mir vertraut?
So muss ich wider euren Willen mich
In das Geheimniss eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geschworen auf dem Rütli —
Ich weiss — weiss Alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mi.
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verschieben;
Die Stunde dringt und rascher That bedarf's —
Der Tell ward schon das Opfer eures Säumens —

STAUFFACHER.
Das Christfest abzuwarten schwuren wir.

RUDENZ.
Ich war nicht dort, ich hab' nicht mit geschworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

MELCHTHAL.
Was? Ihr wolltet —

RUDENZ.
Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erste Pflicht ist, euch zu schützen.

WALTHER FÜRST.
Der Erde diesen theuren Staub zu geben,
Ist Eure nächste Pflicht und heiligste.

RUDENZ.
Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den frischen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! Eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wisst! Verschwunden
Ist meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat, aus unsrer Mitte!

STAUFFACHER.
Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle sich verwogen?

RUDENZ.
O meine Freunde! Euch versprach ich Hülfe,
Und ich zuerst muss sie von euch erflehn.
Geraubt, entrissen ist mir die Geliebte.
Wer weiss, wo sie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt sie frevelnd sich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhassten Band!
Verlasst mich nicht, o helft sie mir erretten—
Sie liebt euch, o sie hat's verdient um's Land,
Dass alle Arme sich für sie bewaffnen —

WALTHER FÜRST.
Was wollt Ihr unternehmen?

RUDENZ.
Weiss ich's? Ach!
In dieser Nacht, die ihr Geschick umhüllt,
In dieses Zweifels ungeheurer Angst,
Wo ich nichts Festes zu erfassen weiss,
Ist mir nur dieses in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann sie hervor gegraben werden;
Die Vesten alle müssen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

MELCHTHAL.
Kommt, führt uns an! Wir folgen Euch. Warum
Bis Morgen sparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren;
Das Ungeheure war noch nicht geschehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Gesetz;
Wer ist so feig, der jetzt noch könnte zagen!

RUDENZ zu Stauffacher und Walther Fürst.
Indess bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen;
Denn schneller, als ein Botensegel fliegt,
Soll euch die Botschaft unsers Siegs erreichen,
Und seht ihr leuchten die willkommnen Flammen,
Dann auf die Feinde stürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zusammen.

(Gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

Die hohle Gasse bei Küssnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschliessen die ganze Scene; auf einer der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

TELL tritt auf mit der Armbrust.
Durch diese hohle Gasse muss er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küssnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort musst du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — Das Geschoss
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muss ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Dass meines *nächsten* Schusses *erstes* Ziel
Dein Herz seyn sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was *du* — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen,
Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch *dir* soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlass mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Wanderer gehen über die Scene.)

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,

Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Ross,
Der ferne her kommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Strasse führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

(Setzt sich.)

Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an *euch* nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt —Euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — Lässt sich's
Der Jäger nicht verdriessen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Grathier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitre Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschiessen — Aber heute will ich
Den *Meisterschuss* thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet sie, auf seinen Bogen gelehnt; *Stüssi der Flurschütz* gesellt sich zu ihm.)

STÜSSI.

Das ist der Klostermei'r von Mörlischachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imisee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küssnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Biedermann geladen.

TELL.

Ein ernster Gast stimmt nicht zum Hochzeithaus.

STÜSSI.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Nehmt mit was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer;
Drum muss der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

TELL.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

STÜSSI.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruffi ist gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken.

TELL.

Wanken auch
Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

STÜSSI.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen, die fallen auf sein Ross,
Dass es vor Marter todt zu Boden sinkt,
Und er zu Fusse ankommt bei dem König.

TELL.

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

(Armgart kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den Eingang des Hohlwegs.)

STÜSSI.

Man deutet's auf ein grosses Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.

TELL.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

STÜSSI.

Ja, wohl dem, der sein Feld bestellt in Ruh,
Und ungekränkt daheimsitzt bei den Seinen.

TELL.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

(Tell sieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

STÜSSI.

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

TELL.

Das thu' ich.

STÜSSI.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr seyd aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

WANDERER kommt.

Den Vogt erwartet heut nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem grossen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerrissen.

(*Tell* steht auf.)

ARMGART kommt vorwärts.

Der Landvogt kommt nicht!

STÜSSI.

Sucht Ihr was an ihn?

ARMGART.

Ach, freilich!

STÜSSI.

Warum stellet Ihr Euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

ARMGART.

Hier weicht er mir nicht aus, er muss mich hören.

FRIESSHARDT kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene.

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(*Tell* geht ab.)

ARMGART lebhaft.

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. *Gessler* und *Rudolph der Harras* zeigen sich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

STÜSSI zum Friesshardt.

Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

FRIESSHARDT.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürch'ten uns vor keinem Alpenwasser.

STÜSSI.

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

FRIESSHARDT.

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

STÜSSI.

O bleibt, erzählt!

FRIESSHARDT.

Lass mich, ich muss voraus,
Den Landvogt muss ich in der Burg verkünden.

(Ab.)

STÜSSI.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer.

(Er sieht sich um.)

Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?

(Geht ab.)

(*Gessler* und *Rudolph der Harras* zu Pferd.)

GESSLER.

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener
Und muss drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm sanft zu thun — Gehorsam
Erwartet er; der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr seyn in dem Lande oder der Kaiser.

ARMGART.

Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!

(Nähert sich furchtsam.)

GESSLER.

Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, dass sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das *Unbequeme* hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Dass sie drauf stossen mit dem Aug', und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

RUDOLPH.

Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

GESSLER.

Die abzuwägen, ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —
So oder so — Es muss sich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft sich vor dem Landvogt nieder.)

ARMGART.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

GESSLER.

Was dringt Ihr Euch auf offner Strasse mir
In Weg — Zurück!

ARMGART.

Mein Mann liegt im Gefängniss;
Die armen Waisen schreien nach Brot—Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm grossen Elend!

RUDOLPH.

Wer seyd Ihr? Wer ist Euer Mann?

ARMGART.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen —

RUDOLPH zum Landvogt.

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.

(Zu der Frau.)

Euch soll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt Eure Bitte — Hier ist nicht der Ort.

ARMGART.

Nein, nein, ich weiche nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterspruch vergebens.

GESSLER.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

ARMGART.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu' deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erzeig' sie uns!

GESSLER.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

ARMGART greift in die Zügel des Pferdes.

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht gesprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willst — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, dass wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

GESSLER.

Weib, mach' Platz,
Oder mein Ross geht über dich hinweg.

ARMGART.

Lass es über mich dahin gehn — Da —

(Sie reisst ihre Kinder zu Boden und wirft sich mit ihnen ihm in den Weg.)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Lass die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es ist das Aergste nicht, was du gethan —

RUDOLPH.

Weib, seyd Ihr rasend?

ARMGART heftiger fortfahrend.

Tratest du doch längst
Das Land des Kaisers unter deine Füsse!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüsste wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Musik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

GESSLER.

Wo sind meine Knechte?
Man reisse sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

RUDOLPH.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

GESSLER.

Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand ans Herz und will sinken. Mit matter Stimme:)

Gott sey mir gnädig!

RUDOLPH.

Herr Landvogt — Gott! Was ist das? Woher kam das?

ARMGART auffahrend.

Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

RUDOLPH springt vom Pferde.

Welch grässliches Ereigniss — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr seyd
Ein Mann des Todes!

GESSLER.
Das ist Tells Geschoss.
(Ist vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm geleitet und wird auf der Bank niedergelassen.)
TELL erscheint oben auf der Höhe des Felsen.
Du kennst den Schützen, suche keinen andern!
Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden.
(Verschwindet von der Höhe. Volk stürzt herein.)
STÜSSI voran.
Was gibt es hier? Was hat sich zugetragen?
ARMGART.
Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.
VOLK im Hereinstürzen.
Wer ist erschossen?
(Indem die Vordersten von dem Brautzug auf die Scene kommen, sind die Hintersten noch auf der Höhe, und die Musik geht fort.)
RUDOLPH DER HARRAS.
Er verblutet sich.
Fort, schaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, so muss es mit dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!
STÜSSI.
Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!
VIELE STIMMEN.
Wer hat die That gethan?
RUDOLPH DER HARRAS.
Rast dieses Volk,
Dass es dem Mord Musik macht? Lasst sie schweigen!
(Musik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)
Herr Landvogt, redet, wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?
(Gessler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da sie nicht gleich verstanden werden.)
Wo soll ich hin?
— Nach Küssnacht? Ich versteh' Euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Lasst das Irdische!
Denkt jetzt Euch mit dem Himmel zu versöhnen.
(Die ganze Hochzeitgesellschaft umsteht den Sterbenden mit einem fühllosen Grausen.)
STÜSSI.
Sieh' wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.
ARMGART hebt ein Kind empor.
Seht Kinder, wie ein Wütherich verscheidet!
RUDOLPH DER HARRAS.
Wahnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Dass ihr den Blick an diesem Schreckniss weidet?
— Helft — Leget Hand an — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Brust zu ziehn?
WEIBER treten zurück.
Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!
RUDOLPH DER HARRAS.
Fluch treff' euch und Verdammniss!
(Zieht das Schwert.)
STÜSSI fällt ihm in den Arm.
Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.
ALLE tumultuarisch.
Das Land ist frei!
RUDOLPH DER HARRAS.
Ist es dahin gekommen?
Endet die Furcht so schnell und der Gehorsam?
(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)
Ihr seht die grausenvolle That des Mords,
Die hier geschehen — Hülfe ist umsonst —
Vergeblich ist's, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küssnacht,
Dass wir dem Kaiser seine Veste retten!
Denn aufgelöst in diesem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' ist zu vertrauen.
(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.)
ARMGART.
Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.
STÜSSI.
Das Opfer liegt — Die Raben steigen nieder.
BARMHERZIGE BRÜDER schliessen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefem Ton.
Rasch tritt der Tod den Menschen an;
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reisst ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muss vor seinen Richter stehen!
(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf. Im Hintergrunde rechts die Veste Zwing Uri mit dem noch stehenden Baugerüste, wie in der dritten Scene des ersten Aufzugs; links eine Aussicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es ist eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verschiedenen Fernen.

RUODI, KUONI, WERNI, MEISTER STEINMETZ *und viele andere Landleute, auch Weiber und Kinder.*

RUODI.
Seht ihr die Feu'rsignale auf den Bergen?
STEINMETZ.
Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?
RUODI.
Die Feinde sind verjagt.
STEINMETZ.
Die Burgen sind erobert.
RUODI.
Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unserm Boden das Tyrannenschloss?
Sind wir die Letzten, die sich frei erklären?
STEINMETZ.
Das *Joch* soll stehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reisst es nieder!
ALLE.
Nieder! Nieder! Nieder!
RUODI.
Wo ist der Stier von Uri?
STIER VON URI.
Hier. Was soll ich?
RUODI.
Steigt auf die Hochwacht, blast in Euer Horn,
Dass es weitschmetternd in die Berge schalle,
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs
Zusammenrufe!
(Stier von Uri geht ab. Walther Fürst kommt.)
WALTHER FÜRST.
Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden

Und Schwytz geschehen. Lasst uns Boten erst
Erwarten.

RUODI.

Was erwarten? Der Tyrann
Ist todt, der Tag der Freiheit ist erschienen.

STEINMETZ.

Ist's nicht genug an diesen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

RUODI.

Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüste! Sprengt die Bogen! Reisst
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern!

STEINMETZ.

Gesellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wissen's zu zerstören.

ALLE.

Kommt, reisst nieder!

(Sie stürzen sich von allen Seiten auf den Bau.)

WALTHER FÜRST.

Es ist im Lauf. Ich kann sie nicht mehr halten.

MELCHTHAL *und* BAUMGARTEN *kommen.*

MELCHTHAL.

Was? Steht die Burg noch und Schloss Sarnen liegt
In Asche und der Rossberg ist gebrochen?

WALTHER FÜRST.

Seyd Ihr es, Melchthal? Bringt Ihr uns die Freiheit?
Sagt! Sind die Lande alle rein vom Feind?

MELCHTHAL umarmt ihn.

Rein ist der Boden. Freut Euch, alter Vater!
In diesem Augenblicke, da wir reden,
Ist kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

WALTHER FÜRST.

O sprecht, wie wurdet Ihr der Burgen mächtig?

MELCHTHAL.

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloss
Mit männlich kühner Wagethat gewann.
Den Rossberg hatt' ich Nachts zuvor erstiegen.
— Doch höret, was geschah. Als wir das Schloss
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme prasselnd schon zum Himmel schlug,
Da stürzt der Diethelm, Gesslers Bub, hervor,
Und ruft, dass die Bruneckerinn verbrenne.

WALTHER FÜRST.

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüstes stürzen.)

MELCHTHAL.

Sie war es selbst, war heimlich
Hier eingeschlossen auf des Vogts Geheiss.
Rasend erhub sich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken schon, die festen Pfosten stürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückseligen.

WALTHER FÜRST.

Sie ist gerettet?

MELCHTHAL.

Da galt Geschwindseyn und Entschlossenheit!
— Wär' er *nur* unser Edelmann gewesen,
Wir hätten unser Leben wohl geliebt;
Doch er war unser Eidgenoss und Bertha
Ehrte das Volk — So setzten wir getrost
Das Leben dran, und stürzten in das Feuer.

WALTHER FÜRST.

Sie ist gerettet?

MELCHTHAL.

Sie ist's. Rudenz und ich,
Wir trugen sie selbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als sie gerettet sich erkannte,
Die Augen aufschlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt stürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und schweigend ward ein Bündniss jetzt beschworen,
Das fest gehärtet in des Feuers Gluth
Bestehen wird in allen Schicksalsproben —

WALTHER FÜRST.

Wo ist der Landenberg?

MELCHTHAL.

Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, dass er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht,
Und riss ihn zu den Füssen meines Vaters.
Geschwungen über ihn war schon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blindes Greises
Erhielt er flehend das Geschenk des Lebens.
Urphede schwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird sie halten; unsern Arm hat er
Gefühlt.

WALTHER FÜRST.

Wohl Euch, dass Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschändet!

KINDER eilen mit Trümmern des Gerüstes über die Scene.

Freiheit! Freiheit!

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblasen.)

WALTHER FÜRST.

Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt sich mit Volk an.)

RUODI.

Hier ist der Hut, dem wir uns beugen mussten.

BAUMGARTEN.

Gebt uns Bescheid, was damit werden soll.

WALTHER FÜRST.

Gott! Unter diesem Hute stand mein Enkel!

MEHRERE STIMMEN.

Zerstört das Denkmal der Tyrannenmacht!
In's Feuer mit ihm!

WALTHER FÜRST.

Nein, lasst ihn aufbewahren!
Der Tyrannei musst' er zum Werkzeug dienen;
Er soll der Freiheit ewig Zeichen seyn!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder stehen und sitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüstes mahlerisch gruppirt in einem grossen Halbkreis umher.)

MELCHTHAL.

So stehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich ist's erfüllt,
Was wir im Rütli schwuren, Eidgenossen!

WALTHER FÜRST.

Das Werk ist angefangen, nicht vollendet.
Jetzt ist uns Muth und feste Eintracht noth,
Denn seyd gewiss, nicht säumen wird der König,
Den Tod zu rächen seines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

MELCHTHAL.

Er zieh' heran mit seiner Heeresmacht!
Ist aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Aussen wollen wir begegnen.

RUODI.

Nur wen'ge Pässe öffnen ihm das Land;
Die wollen wir mit unsern Leibern decken.

BAUMGARTEN.

Wir sind vereinigt durch ein ewig Band,
Und seine Heere sollen uns nicht schrecken.

RÖSSELMANN *und* STAUFFACHER *kommen.*

RÖSSELMANN im Eintreten.

Das sind des Himmels furchtbare Gerichte.

LANDLEUTE.

Was gibt's?

RÖSSELMANN.

In welchen Zeiten leben wir!

WALTHER FÜRST.

Sagt an, was ist es? Ha, seyd Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr uns?

LANDLEUTE.

Was gibt's?

RÖSSELMANN.

Hört und erstaunt!

STAUFFACHER.

Von einer grossen Furcht sind wir befreit —

RÖSSELMANN.

Der Kaiser ist ermordet.

WALTHER FÜRST.

Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufstand und umdrängen den Stauffacher.)

ALLE.

Ermordet! Was? Der Kaiser! Hört! Der Kaiser!

MELCHTHAL.

Nicht möglich! Woher kam Euch diese Kunde?

STAUFFACHER.

Es ist gewiss. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.

WALTHER FÜRST.

Wer wagte solche grauenvolle That?

STAUFFACHER.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

MELCHTHAL.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

STAUFFACHER.

Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hiess, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Bischofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch sey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde bösem Rath sein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von *Eschenbach,*
Von *Tegerfelden,* von der *Wart* und *Palm,*
Beschloss er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.

WALTHER FÜRST.

O sprecht, wie ward das Grässliche vollendet?

STAUFFACHER.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten, *Hans* und *Leopold,*
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als sie kamen an die *Reuss,* wo man
Auf einer Fähre sich lässt übersetzen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Dass sie den Kaiser vom Gefolge trennten,
Drauf als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte grosse Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stösst Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerspaltet ihm das Haupt,
Dass er heruntersinkt in seinem Blut,
Gemordet von den Seinen, *auf* dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That,
Doch durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein ohnmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber sass ein armes Weib;
In ihrem Schoss verblutete der Kaiser.

MELCHTHAL.

So hat er nur sein frühes Grab gegraben,
Der unersättlich Alles wollte haben!

STAUFFACHER.

Ein ungeheurer Schrecken ist im Land umher,
Gesperrt sind alle Pässe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret seine Grenzen;
Die alte Zürich selbst schloss ihre Thore,
Die dreissig Jahr lang offen standen, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königinn, die strenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geschlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen
Hinabzusenden in des Vaters Grab,
In Blut sich wie in Maienthau zu baden.

MELCHTHAL.

Weiss man, wo sich die Mörder hingeflüchtet?

STAUFFACHER.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verschiednen Strassen auseinander,
Und trennten sich, um nie sich mehr zu sehn —
Herzog Johann soll irren im Gebirge.

WALTHER FÜRST.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuss
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.

STAUFFACHER.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels segenvolle Frucht.
Denn einer grossen Furcht sind wir entledigt:
Gefallen ist der Freiheit grösster Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm;
Das Reich will seine Wahlfreiheit behaupten.

WALTHER FÜRST *und* MEHRERE.

Vernahmt Ihr was?

STAUFFACHER.

Der Graf von Luxemburg
Ist von den mehrsten Stimmen schon bezeichnet.

WALTHER FÜRST.

Wohl uns, dass wir beim Reiche treu gehalten;
Jetzt ist zu hoffen auf Gerechtigkeit!

STAUFFACHER.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns schirmen gegen Oestreichs Rache.

(Die Landleute umarmen einander.)

SIGRIST mit einem Reichsboten.

Hier sind des Landes würd'ge Oberhäupter.

RÖSSELMANN *und* MEHRERE.

Sigrist, was gibt's?

SIGRIST.

Ein Reichsbot' bringt dies Schreiben.

ALLE zu Walther Fürst.

Erbrecht und leset.

WALTHER FÜRST liest.

« Den bescheidnen Männern
» Von Uri, Schwytz und Unterwalden bietet
» Die Königinn Elsbeth Gnad' und alles Gutes. »

VIELE STIMMEN.

Was will die Königinn? Ihr Reich ist aus.

WALTHER FÜRST liest.

» In ihrem grossen Schmerz und Wittwenleid,
» Worein der blut'ge Hinscheid ihres Herrn
» Die Königinn versetzt, gedenkt sie noch
» Der alten Treu' und Lieb' der Schwytzerlande! »

MELCHTHAL.

In ihrem Glück hat sie das nie gethan.

RÖSSELMANN.

Still! Lasset hören!

WALTHER FÜRST liest.

» Und sie versieht sich zu dem treuen Volk,
» Dass es gerechten Abscheu werde tragen
» Vor den verfluchten Thätern dieser That.
» Darum erwartet sie von den drei Landen,
» Dass sie den Mördern nimmer Vorschub thun,
» Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
» Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
» Der Lieb' gedenkend und der alten Gunst,
» Die sie von Rudolphs Fürstenhaus empfangen. »

(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

VIELE STIMMEN.

Der Lieb' und Gunst!

STAUFFACHER.

Wir haben Gunst empfangen von dem Vater;
Doch wessen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns bestätigt,
Wie *vor* ihm alle Kaiser doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch,
Und der bedrängten Unschuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,
Die wir in unsrer Angst zu ihm gesendet?
Nicht Eins von diesem Allen hat der König
An uns gethan und hätten wir nicht selbst
Uns Recht verschafft mit eigner muth'ger Hand,
Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er gesät in diesen Thälern.
Er stand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater seiner Völker seyn; doch ihm
Gefiel es, nur zu sorgen für die Seinen:
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

WALTHER FÜRST.

Wir wollen nicht frohlocken seines Falls,
Nicht des empfangnen Bösen *jetzt* gedenken,
Fern sey's von uns! Doch, dass wir *rächen* sollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer seyn;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten;
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

MELCHTHAL.

Und weint die Königinn in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So seht ihr hier ein angstbefreites Volk
Zu eben diesem Himmel dankend flehn —
Wer Thränen ernten will, muss Liebe säen.

(Reichsbote geht ab.)

STAUFFACHER zu dem Volk.

Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stifter ist? Das Grösste
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen.

(Alle gehen ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

Tells Hausflur. Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenstehende Thür zeigt ins Freie.

HEDWIG. WALTHER *und* WILHELM.

HEDWIG.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und Alles!
Und euer Vater ist's, der's Land gerettet.

WALTHER.

Und ich bin auch dabei gewesen, Mutter!
Mich muss man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei und ich
Hab' nicht gezittert.

HEDWIG umarmt ihn.

Ja, du bist mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterschmerz um dich!
Es ist vorbei — Ich hab' euch Beide, Beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

(Ein Mönch erscheint an der Hausthür.)

WILHELM.

Sieh', Mutter, sieh' — dort steht ein frommer Bruder;
Gewiss wird er um eine Gabe flehn.

HEDWIG.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, dass er in's Freudenhaus gekommen.

(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)

WILHELM zum Mönch.

Kommt, guter Mann! Die Mutter will Euch laben.

WALTHER.

Kommt, ruht Euch aus und geht gestärkt von dannen.

MÖNCH scheu umherblickend, mit zerstörten Zügen.

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

WALTHER.

Seyd Ihr verirret, dass Ihr das nicht wisst?
Ihr seyd zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

MÖNCH zur Hedwig, welche zurückkommt.

Seyd Ihr allein? Ist Euer Herr zu Hause?

HEDWIG.

Ich erwart' ihn eben — doch was ist Euch, Mann?
Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch seyd, Ihr seyd bedürftig, nehmt!

(Reicht ihm den Becher.)

MÖNCH.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung schmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis Ihr mir zugesagt —

HEDWIG.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne stehn, wenn ich Euch hören soll.

MÖNCH.

Bei diesem Feuer, das hier gastlich lodert,
Bei Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfasse —

(Ergreift die Knaben.)

HEDWIG.

Mann, was sinnet Ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr seyd kein Mönch! Ihr seyd
Es nicht! Der Friede wohnt in diesem Kleide;
In Euren Zügen wohnt der Friede nicht.

MÖNCH.

Ich bin der unglückseligste der Menschen.

HEDWIG.

Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch Euer Blick schnürt mir das Innre zu.

WALTHER aufspringend.

Mutter, der Vater!

(Eilt hinaus.)

HEDWIG.

O mein Gott!

(Will nach, zittert und hält sich an.)

WILHELM eilt nach.

Der Vater!

WALTHER draussen.

Da bist du wieder!

WILHELM draussen.

Vater, lieber Vater!

TELL draussen.

Da bin ich wieder — Wo ist eure Mutter?

(Treten herein.)

WALTHER.

Da steht sie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.

TELL.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — Uns trennt kein Tyrann mehr.

HEDWIG an seinem Halse.

O Tell! Tell! welche Angst litt ich um dich!

(Mönch wird aufmerksam.)

TELL.

Vergiss sie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das ist meine Hütte!
Ich stehe wieder auf dem Meinigen!

WILHELM.

Wo aber hast du deine Armbrust, Vater?
Ich seh' sie nicht.

TELL.

Du wirst sie nie mehr sehn.
An heil'ger Stätte ist sie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

HEDWIG.

O Tell! Tell!

(Tritt zurück, lässt seine Hand los.)

TELL.

Was erschreckt dich, liebes Weib?

HEDWIG.

Wie — *wie* kommst du mir wieder? — Diese Hand
— Darf ich sie fassen? — Diese Hand — O Gott!

TELL herzlich und muthig.

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben.

(Mönch macht eine rasche Bewegung, er erblickt ihn.)

Wer ist der Bruder hier?

HEDWIG.

Ach, ich vergass ihn!
Sprich du mit ihm; mir graut in seiner Nähe.

MÖNCH tritt näher.

Seyd Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

TELL.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menschen.

MÖNCH.

Ihr seyd der Tell! Ach es ist Gottes Hand,
Die unter Euer Dach mich hat geführt.

TELL misst ihn mit den Augen.

Ihr seyd kein Mönch! Wer seyd Ihr?

MÖNCH.

Ihr erschlugt
Den Landvogt, der Euch Böses that — Auch ich
Hab' einen Feind erschlagen, der mir Recht
Versagte — Er war Euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreit.

TELL zurückfahrend.

Ihr seyd —
Entsetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein.
Geh, liebes Weib! Geh! Geh! — Unglücklicher,
Ihr wäret —

HEDWIG.

Gott! wer ist es?

TELL.

Frage nicht!
Fort! Fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hause! — Weit hinweg — Du darfst
Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.

HEDWIG.

Weh mir, was ist das? Kommt!

(Geht mit den Kindern.)

TELL zu dem Mönch.

Ihr seyd der Herzog
Von Oesterreich — Ihr seyd's! Ihr habt den Kaiser
Erschlagen, Euern Ohm und Herrn.

JOHANNES PARRICIDA.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

TELL.

Euern Ohm
Erschlagen, Euern Kaiser! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

PARRICIDA.

Tell, höret mich, eh' Ihr —

TELL.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaisermords,
Wagst du zu treten in mein reines Haus?
Du wagst's, dein Antlitz einem guten Menschen
Zu zeigen und das Gastrecht zu begehren?

PARRICIDA.

Bei Euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch Ihr nahmt Rach' an Euerm Feind.

TELL.

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Hast du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beschützt? Das Schrecklichste,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die *du*
Geschändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Hast *du*, ich hab' mein Theuerstes vertheidigt.

PARRICIDA.

Ihr stosst mich von Euch, trostlos, in Verzweiflung?

TELL.

Mich fasst ein Grausen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Strasse!
Lass' rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!

PARRICIDA wendet sich zu gehen.

So *kann* ich, und so *will* ich nicht mehr leben!

TELL.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von solchem adelichen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaisers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes, flehend und verzweifelnd —

(Verhüllt sich das Gesicht.)

PARRICIDA.

O wenn Ihr weinen könnt, lasst mein Geschick
Euch jammern: es ist fürchterlich — Ich bin
Ein Fürst — ich *war's* — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünsche Ungeduld bezwang.

Der Neid zernagte mir das Herz — Ich sah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In sklavischer Unmündigkeit gehalten —

TELL.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du selbst mit rascher wilder Wahnsinnsthat
Rechtfertigst furchtbar seinen weisen Schluss.
— Wo sind die blut'gen Helfer deines Mords?

PARRICIDA.

Wohin die Rachegeister sie geführt;
Ich sah sie seit der Unglücksthat nicht wieder.

TELL.

Weisst du, dass dich die Acht verfolgt, dass du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

PARRICIDA.

Darum vermeid' ich alle offne Strassen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüste kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniss irr' ich durch die Berge,
Und fahre schaudernd vor mir selbst zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückselig Bild.
O wenn Ihr Mitleid fühlt und Menschlichkeit —
(Fällt vor ihm nieder.)

TELL abgewendet.

Steht auf! Steht auf!

PARRICIDA.

Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

TELL.

Kann ich Euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
Doch stehet auf — Was Ihr auch Grässliches
Verübt — Ihr seyd ein Mensch — Ich bin es auch —
Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

PARRICIDA aufspringend und seine Hand mit Heftigkeit ergreifend.

O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

TELL.

Lasst meine Hand los — Ihr müsst fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt Ihr hin?
Wo hofft Ihr Ruh' zu finden?

PARRICIDA.

Weiss ich's? Ach!

TELL.

Hört! was mir Gott in's Herz gibt—Ihr müsst fort
Ins Land Italien, nach Sankt Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papst zu Füssen, beichtet
Ihm Eure Schuld und löset Eure Seele!

PARRICIDA.

Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

TELL.

Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.

PARRICIDA.

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu gesellen.

TELL.

Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der *Reuss* entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge stürzt —

PARRICIDA erschrickt.

Seh' ich die Reuss? Sie floss bei meiner That.

TELL.

Am Abgrund geht der Weg und viele *Kreuze*
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniss
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

PARRICIDA.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

TELL.

Vor jedem Kreuze fallet hin und büsset
Mit heissen Reuethränen Eure Schuld —
Und seyd Ihr glücklich durch die Schreckensstrasse,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt Ihr auf die *Brücke*, welche *stäubet.*
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reisst ein schwarzes *Felsenthor* sich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres *Thal* der Freude —
Doch schnellen Schritts müsst Ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

PARRICIDA.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

TELL.

So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des *Gotthardts*, wo die ew'gen *Seen* sind,
Die von des Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
In's Land Italien hinab, Euch das gelobte —
(Man hört den Kuhreihen, von vielen Alphörnern geblasen.)
Ich höre Stimmen. Fort!

HEDWIG eilt herein.

Wo bist du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenossen alle —

PARRICIDA verhüllt sich.

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

TELL.

Geh, liebes Weib. Erfrische diesen Mann!
Belad' ihn reich mit Gaben; denn sein Weg
Ist weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

HEDWIG.

Wer ist er?

TELL.

Forsche nicht!
Und wenn er geht, so wende deine Augen,
Dass sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt!
(Parricida geht auf den *Tell* zu mit einer raschen Bewegung; dieser aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn Beide zu verschiednen Seiten abgegangen, verändert sich der Schauplatz, und man sieht in dem

DRITTER AUFTRITT.

den ganzen Thalgrund vor *Tells* Wohnung, nebst den Anhöhen, welche ihn einschliessen, mit Landleuten besetzt, welche sich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. *Walther Fürst* mit den beiden Knaben, *Melchthal* und *Stauffacher* kommen vorwärts; Andre drängen nach; wie *Tell* heraustritt, empfangen ihn Alle mit lautem Frohlocken.)

ALLE.

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(Indem sich die Vordersten um den *Tell* drängen und ihn umarmen, erscheinen noch *Rudenz* und *Bertha*, jener die Landleute, diese die Hedwig umarmend. Die Musik vom Berge begleitet diese stumme Scene. Wenn sie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.)

BERTHA.

Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht.
Wollt ihr als eure Bürgerinn mich schützen?

LANDLEUTE.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

BERTHA.

Wohlan!
So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerinn dem freien Mann!

RUDENZ.

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Musik von Neuem rasch einfällt, fällt der Vorhang.)

DIE

HULDIGUNG DER KÜNSTE,

EIN LYRISCHES SPIEL,

IHRER KAISERLICHEN HOHEIT DER FRAU ERBPRINZESSINN VON WEIMAR

MARIA PAULOWNA,

GROSSFÜRSTINN VON RUSSLAND,

IN EHRFURCHT GEWIDMET,

UND VORGESTELLT AUF DEM HOFTHEATER ZU WEIMAR, DEN 12. NOVEMBER 1804.

PERSONEN.

VATER.
MUTTER.
JÜNGLING.
MÄDCHEN.
CHOR VON LANDLEUTEN.
GENIUS.
DIE SIEBEN KÜNSTE.

Die Scene ist eine freie ländliche Gegend; in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Bändern geschmückt. Landleute sind eben beschäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

VATER.

Wachse, wachse, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimischen Raum!
Fülle süsser Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

ALLE LANDLEUTE.

Wachse! wachse! blühender Baum,
Strebend in den Himmelsraum!

JÜNGLING.

Mit der duft'gen Blüthe paare
Prangend sich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

ALLE.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

MUTTER.

Nimm ihn auf, o heil'ge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der gefleckten Heerde,
Hoher Flurgott, pflege sein!

MÄDCHEN.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden,
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden,
Dass ihm keine Wetter schaden,
Fesselt alle Stürme an!

ALLE.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!

JÜNGLING.

Lächle dir der warme Æther
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

ALLE.

Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

VATER.

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben
Noch den spätsten Enkel laben,
Und erquicket segn' er dich?

ALLE.

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.

(Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Musik des Orchesters begleitet sie und geht allmählig in einen edlern Styl über, während dass man im Hintergrunde den Genius mit den sieben Göttinnen herabsteigen sieht. Die Landleute ziehen sich nach beiden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drei bildenden Künste sich zu seiner Rechten, die vier redenden und musikalischen sich zu seiner Linken stellen.)

CHOR DER KÜNSTE.

Wir kommen von fernher,
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten;
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In schaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und suchen und finden's nicht aus.

JÜNGLING.

Sieh, wer sind sie, die hier nahen,
Eine göttergleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie sie sahen;
Es ergreift mich wunderbar.

GENIUS.

Wo die Waffen erklirren
Mit eisernem Klang,
Wo der Hass und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

CHOR DER KÜNSTE.

Wir hassen die Falschen,
Die Götterverächter;
Wir suchen der Menschen
Aufricht'ge Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten,
Und siedeln uns an!

MÄDCHEN.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weiss doch, ich habe sie niemals gesehn!

ALLE LANDLEUTE.

Wie wird mir auf einmal!
Wie ist mir geschehn!

GENIUS.

Aber still! Da seh' ich Menschen,
Und sie scheinen doch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt.
— Sind dies nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begibt sich hier?

VATER.

Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.

GENIUS.

Welches Fest? O lasset hören!

MUTTER.

Unsrer *Königinn* zu Ehren,
Der Erhabnen, Gütigen,
Die in unser stilles Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

JÜNGLING.

Sie, die alle Reize schmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.

GENIUS.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

JÜNGLING.

Ach, sie kommt aus fernem Land,
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Fesseln möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.

GENIUS.

Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Dass die Hohe heimisch werde
In dem neuen Vaterland?

MÄDCHEN.

Ach, so viele zarte Bande
Ziehen sie zum Jugendlande!
Alles, was Sie dort verliess,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schoss der Mutter,
Und das grosse Herz der Brüder,
Und der Schwestern zarte Brust —
Können *wir* es Ihr ersetzen?
Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?

GENIUS.

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort —
Was Sie Theures dort besessen,
Unverloren bleibt es Ihr;
Hat Sie Liebe dort verlassen,
Findet Sie die Liebe hier.

MUTTER.

Ach, Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe Sich gefallen,
Hier, wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

GENIUS.

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Grosse in das Leben,
Und er *sucht* es nicht darin.

JÜNGLING.

O schöne Fremdlinge! Lehrt uns Sie binden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig seyn!
Gern wollten wir Ihr duft'ge Kränze winden,
Und führten Sie in unsre Hütten ein!

GENIUS.

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden;
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

ALLE LANDLEUTE.

O schöner Fremdling! Sag', wie wir Sie binden,
Die Herrliche in unsern stillen Gründen?

GENIUS.

Es ist gefunden schon das zarte Band;
Nicht Alles ist Ihr fremd in diesem Land:
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis an's Proscenium; die sieben Göttinnen thun das Gleiche, so dass sie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo sie vortreten, enthüllen sie ihre Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

GENIUS gegen die Fürstinn.

Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und, die mir folget, ist der Künste Schaar.
Wir sind's, die alle Menschenwerke krönen,
Wir schmücken den Palast und den Altar.

Längst wohnten wir bei *Deinem* Kaiserstamme,
Und *Sie*, die Herrliche, die *Dich* gebar,
Sie nährt uns selbst die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar.
Wir sind *Dir* nachgefolgt, von *Ihr* gesendet:
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

ARCHITECTUR mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten.

Mich sahst Du thronen an der Newa Strom!
Dein grosser Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweites Rom;
Durch mich ist es ein Kaisersitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Grösse
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.
Jetzt rauscht des Lebens lustiges Getöse,
Wo vormals nur ein düstrer Nebel lag;
Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meer-Palaste.

SCULPTUR mit einer Victoria in der Hand.

Auch *mich* hast Du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerinn der alten Götterwelt.
Auf einen Felsen — er wird ewig stehen —
Hab' ich sein grosses Heldenbild gestellt;
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen,
(Die Victoria zeigend)
Dein hoher Bruder schwingt's in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor *Alexanders* Waffen,
Er hat's auf ewig an sein Heer gebannt; —
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden;
Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

MAHLEREI.

Auch mich, Erhabne! wirst Du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferinn der täuschenden Gestalt.
Von Leben blitzt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiss ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täusch' ich selbst das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüss' ich oft der Sehnsucht bittern Schmerz.
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben *mich* — und sind nicht ganz geschieden.

POESIE.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke;
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muss *mir* entschleiert und entsiegelt werden:
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

MUSIK mit der Leyer.

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, Du übst sie mächtig aus.
Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um Deine Sinnen,
Ergiess' ich meinen Strom von Harmonien;
In süsser Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn;
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage Dich hinauf zum höchsten Schönen.

TANZ mit der Cymbale.

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;
Mit stillem Geist will es empfunden seyn.
Das Leben regt sich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will sich äussern, will sich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel;
Das Gleichmass leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe:
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

SCHAUSPIELKUNST mit einer Doppelmaske.

Ein Janusbild lass' ich vor Dir erscheinen:
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen
Und mit dem Ernste gatte sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick.
Wenn Du das grosse Spiel der Welt gesehen,
So kehrst Du reicher in Dich selbst zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

GENIUS.

Und Alle, die wir hier vor Dir erschienen,
Der hohen Künste heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstinn, Dir zu dienen,
Gebiete Du, und schnell auf Dein Geheiss,
Wie Thebens Mauer bei der Leyer Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein,
Entfaltet sich Dir eine Welt des Schönen.

ARCHITECTUR.

Die Säule soll sich an die Säule reihn.

SCULPTUR.

Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.

MAHLEREI.

Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.

MUSIK.

Der Strom der Harmonien Dir erklingen.

TANZ.

Der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen.

SCHAUSPIELKUNST.

Die Welt sich Dir auf dieser Bühne spiegeln.

POESIE.

Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild!

MAHLEREI.

Und wie der *Iris* schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

ALLE KÜNSTE sich umfassend.

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

MACBETH.

EIN TRAUERSPIEL VON SHAKESPEAR,

ZUR VORSTELLUNG AUF DEM HOFTHEATER ZU WEIMAR EINGERICHTET.

PERSONEN.

DUNCAN, König von Schottland.
MALCOLM, DONALBAIN, seine Söhne.
MACBETH, BANQUO, seine Feldherren.
MACDUFF, ROSSE, ANGUS, LENOX, schottische Edelleute.
FLEANCE, Banquo's Sohn.
SEITON, Macbeths Diener.
SEIWARD, Feldherr der Engländer.
SEIN SOHN.
EIN ARZT.
EIN PFÖRTNER.
EIN ALTER MANN.
DREI MÖRDER.
LADY MACBETH.
IHRE KAMMERFRAU.
HEKATE und drei HEXEN.
LORDS. OFFIZIERE. SOLDATEN.
BANQUO'S GEIST und andere Erscheinungen.

ERSTER AUFZUG.

Ein offener Platz.

ERSTER AUFTRITT.

(Es donnert und blitzt. *Die drei Hexen stehen da.*)

ERSTE HEXE.

Wann kommen wir Drei uns wieder entgegen?
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

ZWEITE HEXE.

Wann das Kriegsgetümmel schweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

DRITTE HEXE.

Also eh' der Tag sich neigt.

ERSTE HEXE.

Wo der Ort?

ZWEITE HEXE.

Die Heide dort.

DRITTE HEXE.

Dort führt Macbeth sein Heer zurück.

ZWEITE HEXE.

Dort verkünden wir ihm sein Glück!

ERSTE HEXE.

Aber die Meisterinn wird uns schelten,
Wenn wir mit trüglichem Schicksalswort
In's Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

DRITTE HEXE.

Er kann es vollbringen, er kann es lassen;
Doch er ist glücklich: wir müssen ihn hassen.

ZWEITE HEXE.

Wenn er sein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

DRITTE HEXE.

Wir streuen in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.

ERSTE HEXE.

Er ist tapfer, gerecht und gut;
Warum versuchen wir sein Blut?

ZWEITE und DRITTE HEXE.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte.

(Donner und Blitz.)

ERSTE HEXE.

Ich höre die Geister!

ZWEITE HEXE.

Es ruft der Meister!

ALLE DREI HEXEN.

Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechs'le mit Sonnenschein!
Hässlich soll schön, schön hässlich seyn!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!

(Sie verschwinden unter Donner und Blitz.)

ZWEITER AUFTRITT.

DER KÖNIG. MALCOLM. DONALBAIN. GEFOLGE.

(Sie begegnen einem verwundeten *Ritter*, der von *zwei Soldaten* geführt wird.)

KÖNIG.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht;
Jetzt werden wir des Treffens Ausschlag hören.

MALCOLM.

Es ist derselbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich unlängst aus Feindes Hand befreit.

Willkommen, Kriegsgefährte! Sag' dem König,
Wie stand das Treffen, als du es verliessest?

RITTER.

Es wogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweier Schwimmer Kampf, die an einander
Geklammert Kunst und Stärke ringend messen.
Der wüth'ge Macdonal, werth ein Rebell
Zu seyn, führt' aus dem Westen wider dich
Die Kernen und die Galloglassen an,
Und wie ein reissender Gewitterstrom
Durchbrach er würgend unsre Reihen, Alles
Unwiderstehlich vor sich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüth'ger Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteste Gewühl der Schlacht
Macht' er sich Bahn bis zum Rebellen, fasst ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweigespaltet,
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unsrer Aller Augen aufgesteckt.

KÖNIG.

O tapfrer Vetter! Heldenmüth'ger Than!

RITTER.

Doch gleich wie von demselben Osten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter sich erheben,
So brach ein neues Schreckniss aus dem Schosse
Des Siegs hervor. Vernimm es, grosser König!
Kaum wendeten die Kernen sich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeschliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrscher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

KÖNIG.

Erschreckte das nicht unsre Obersten,
Macbeth und Banquo?

RITTER.

Wohl! Wie Sperlinge
Den Adler schrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe sie den Schweiss der ersten Schlacht
Von ihrer Stirn gewischt, versuchten sie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zusammentreffend liess ich beide Heere.
Mehr weiss ich nicht zu sagen; ich bin ganz
Erschöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

KÖNIG.

Sie sind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte.
Geht, holt den Wundarzt! Sieh! Wer naht sich hier?

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. ROSSE *und* LENOX.

DONALBAIN.

Der würd'ge Than von Rosse!

MALCOLM.

Und welche Hast
Aus seinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Grosses meldet.

ROSSE.

Gott erhalte den König!

KÖNIG.

Von wannen kommt Ihr, ehrenvoller Than?

ROSSE.

Von Fife, mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen stolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht darnieder liegen. König Sueno,
Dem jener treuvergess'ne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorschub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieses Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraschte dein geschwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gedämpft — Mit Einem Wort:
Der Sieg ist unser.

KÖNIG.

Nun! Gelobt sey Gott!

ROSSE.

Nun bittet König Sueno dich um Frieden;
Doch wir gestatteten ihm nicht einmal
Die Freiheit, seine Todten zu begraben,
Bis er zehntausend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Insel Sankt Columbus.

KÖNIG.

Nicht länger spotte dieser eidvergess'ne Than
Von Cawdor unsers fürstlichen Vertrauens! — Geht!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüsst
Macbeth mit seinem Titel!

ROSSE.

Ich gehorche.

KÖNIG.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

(Sie gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

Eine Heide.

DIE DREI HEXEN *begegnen einander.*

ERSTE HEXE.

Schwester, was hast du geschafft? Lass' hören!

ZWEITE HEXE.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

DRITTE HEXE zur ersten.

Schwester! Was du?

ERSTE HEXE.

Einen Fischer fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte singend die Netze,
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäss' er köstliche Schätze,
Und den Morgen und Abend, nimmer müd',
Begrüsst' er mit seinem lustigen Lied.
Mich verdross des Bettlers froher Gesang,
Ich hatt's ihm geschworen schon lang und lang —
Und als er wieder zu fischen war,
Da liess ich einen Schatz ihn finden;
Im Netze da lag es blank und baar,
Dass fast ihm die Augen erblinden.
Er nahm den höllischen Feind ins Haus;
Mit seinem Gesange da war es aus.

DIE ZWEI ANDERN HEXEN.

Er nahm den höllischen Feind ins Haus;
Mit seinem Gesange da war es aus!

ERSTE HEXE.

Und lebte wie der verlorne Sohn,
Liess allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiss nicht, dass er der Hölle zollt!

DIE ZWEI ANDERN HEXEN.

Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiss nicht, dass er der Hölle zollt!

ERSTE HEXE.

Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verliess ihn die Gnade, da wich die Scham;
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn,
Mit bleich gehärmten Wangen
Und hörte, wie er verzweifelnd sprach:
Falsche Nixe, du hast mich betrogen!
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in die Wogen.

DIE ZWEI ANDERN HEXEN.

Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!

ERSTE HEXE.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

ALLE DREI einen Ring schliessend.

Die Schicksalschwestern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen so im Kreise sich,
Dreimal für dich
Und dreimal für mich,
Noch dreimal, das es Neune macht.
Halt! Der Zauber ist vollbracht!

FÜNFTER AUFTRITT.

MACBETH *und* BANQUO. DIE DREI HEXEN.

MACBETH.

Solch einen Tag, so schön zugleich und hässlich
Sah ich noch nie.

BANQUO.

Wie weit ist noch nach Foris?
— Sieh! Wer sind diese da, so grau von Haaren,
So riesenhaft und schrecklich anzusehn!
Sie sehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und stehn doch hier. Sprecht! Lebt ihr, oder seyd
Ihr Etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr scheint mich zu verstehn.
Denn jede seh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr solltet Weiber seyn, und doch verbietet
Mir euer männisch Ansehn euch dafür zu halten.

MACBETH.

Sprecht, wenn ihr eine Sprach habt, wer seyd ihr?

ERSTE HEXE.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Glamis!

ZWEITE HEXE.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

DRITTE HEXE.

Heil dir! Macbeth! der einst König seyn wird!

BANQUO zu Macbeth.

Wie? Warum bebt Ihr so zurück, und schaudert
Vor einem Grusse, der so lieblich klingt?

(Zu den Hexen.)

Im Namen des Wahrhaftigen!
Sprecht! Seyd ihr Geister, oder seyd ihr wirklich,
Was ihr von Aussen scheint?
Ihr grüsset meinen edlen Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheissung künft'ger königlicher Grösse!
Mir sagt ihr nichts. Vermögt Ihr in die Saat
Der Zeit zu schauen und vorher zu sagen,
Welch Samenkorn wird aufgehn, welches nicht,
So sprecht zu mir, der eure Gunst nicht sucht,
Noch eure Abgunst fürchtet.

ERSTE HEXE.

Heil!

ZWEITE HEXE.

Heil!

DRITTE HEXE.

Heil!

ERSTE HEXE.

So gross nicht, aber grösser doch, als Macbeth!

ZWEITE HEXE.

So glücklich nicht, und doch glückseliger!

DRITTE HEXE.

Du wirst kein König seyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch Beiden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

ERSTE HEXE.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

MACBETH.

Bleibt, ihr geheimnissvollen Sprecherinnen,
Und sagt mir mehr!
Ich weiss, durch *Sinels*, meines Vaters, Tod,
Der diese Nacht verschieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schosse
Des Glücks, und dass ich König einst seyn werde,
Ist eben so unglaublich, da dem Duncan
Zwei Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wissenschaft? Warum
Verweilet ihr auf dieser dürren Heide
Durch solch prophetisch Grüssen unsern Zug?
Sprecht! Ich beschwör' euch!

(Die Hexen verschwinden.)

BANQUO.

Die Erde bildet Blasen, wie das Wasser,
Und diese mögen davon seyn!
Wo sind sie hingekommen?

MACBETH.

In die Luft,
Und was uns Körper schien, zerfloss wie Athem
In alle Winde — dass sie noch da wären!

BANQUO.

Wie? Waren diese Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder assen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

MACBETH.

Eure Kinder sollen Könige werden.

BANQUO.

Ihr selbst sollt König seyn!

MACBETH.

Und Than von Cawdor
Dazu; war's nicht so?

BANQUO.

Wörtlich und buchstäblich.
Doch seht, wer kommt da?

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE. ROSSE. ANGUS.

ROSSE.

Ruhmgekrönter Macbeth!
Dem König kam die Freudenbotschaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
Verjagt, den furchtbarn Macdonal besiegt;
Das schien ihm schon das Mass des ird'schen Ruhms.
Doch seine Zunge überströmte noch

Von deinem Lob, als er das Grössre schon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden; dicht wie Hagelschläge
Kam Post auf Post, jedwede schwer beladen
Mit deiner Thaten Ruhm und schüttete
Dein Lob in sein erstauntes Ohr.

ANGUS.

Wir sind
Gesandt, dir seinen Dank zu überbringen,
Als Herolde dich bei ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

ROSSE.

Zum Pfande nur
Der grössern Ehren, die er dir bestimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüssen, und in diesem neuen Titel
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du bist's!

BANQUO für sich.

Wie? Sagt der Teufel wahr?

MACBETH.

Der Than von Cawdor lebt;
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

ROSSE.

Der einstens Than gewesen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollstreckt ist. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverstanden war,
Ob er mit Beiden sich zum Untergang
Des Reichs verschworen, weiss ich nicht zu sagen.
Das ist gewiss, dass Hochverrath, erwiesen
Und von ihm selber eingestanden, ihn
Gestürzt.

MACBETH.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Grösste steht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.

(Zu Banquo.)

Hofft Ihr nun nicht, dass Eure Kinder Könige
Seyn werden, da derselbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es Euch verhiess?

BANQUO.

Hum! Stünd' es so, möcht' es Euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergessen und die Krone
Zu suchen. — Es ist wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand.
Unschuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grausenhafter Folgen hinzureissen!

(Zu Rosse und Angus.)

Wo ist der König?

ANGUS.

Auf dem Weg hieher.

(Banquo spricht seitwärts mit Beiden.)

MACBETH für sich.

Zwei Theile des Orakels sind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchsten Dritten!
— Habt Dank, ihr Herren — Diese wunderbare
Eröffnung kann nicht böse seyn — sie kann
Nicht gut seyn. Wär' sie böse, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär' sie gut, warum
Beschleicht mich die entsetzliche Versuchung,
Die mir das Haar aufsträubt, mir in der Brust
Das eisenfeste Männerherz erschüttert?
Die Handlung selbst ist minder grausenvoll,
Als der Gedanke der geschreckten Seele.
Dies Bild, die blosse Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt so heftig auf,
Dass jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da ist, als das Wesenlose.

BANQUO zu den Andern.

Bemerket doch, wie unser Freund verzückt ist!

MACBETH.

Will es das Schicksal, dass ich König sey,
So kröne mich's und ohne dass ich's suche!

BANQUO.

Die neuen Ehren, die ihn schmücken, sind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht passen,
Bis wir durch öftres Tragen sie gewohnen.

MACBETH für sich.

Komme, was kommen mag!
Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag!

BANQUO zu Macbeth.

Mein edler Than, wir warten nur auf Euch.

MACBETH.

Vergebt, ihr Herren! Mein verstörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde! Eure Dienste sind
In meinem dankbar'n Herzen eingeschrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!

(Zu Banquo.)

Denkt des Vorgefallenen!
Und wenn wir's reiflich bei uns selbst bedacht,
Dann lasst uns frei und offen davon reden.

BANQUO.

Sehr gern.

MACBETH.

Bis dahin gnug davon! Kommt Freunde!

(Sie gehen ab.)

SIEBENTER AUFTRITT.

Königlicher Palast.

KÖNIG. MALCOLM. DONALBAIN. MACDUFF. GEFOLGE.

KÖNIG.

Ist die Sentenz an Cawdor schon vollstreckt?
Sind, die wir abgesandt, noch nicht zurück?

DONALBAIN.

Sie sind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch sprach ich Einen, der ihn sterben sah.
Er habe seinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken lassen.
Das Würdigste in seinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verliess! Er starb wie Einer, der auf's Sterben
Studierte, und das kostbarste der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.

KÖNIG.

Es gibt noch keine Kunst, die innerste
Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen!
Er war ein Mann, auf den ich Alles baute!

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. MACBETH. BANQUO. ROSSE. LENOX.

KÖNIG.

O theurer Vetter, Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks lastete
So eben schwer auf mir! Du bist so weit
Voraus geeilt, dass dich der schnellste Flug

Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Fast möcht' ich wünschen, dass du weniger
Verdient, damit mir's möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, dass ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner' ganzen Habe.

MACBETH.

Was ich geleistet, Sire, belohnt sich selbst;
Es ist nicht mehr, als was ich schuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienste Eurer Knechte zu empfangen.
Sie sind des Thrones Kinder und des Staats,
Und Euch durch heil'ge Lehenspflicht verpfändet.

KÖNIG.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held!
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum sorg' ich — Edler Banquo!
Du hast nicht weniger verdient; es soll
Vergolten werden. Lass' mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken.

(Umarmt ihn.)

BANQUO.

Wachs' ich da,
So ist die Ernte Euer.

KÖNIG.

Meine Freude ist
So gross, dass sie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!
Und die zunächst an meinem Throne stehn!
Wisst, dass wir Malcolm, unsern Aeltesten,
Zum künft'gen Erben unsers Reichs bestimmt,
Und ihn zum Prinzen Cumberlands ernennen.
Der einz'ge Vorzug soll ihn kennbar machen
Aus unsrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Gestirnen unsern Thron umschimmern!

(Zu Macbeth.)

Jetzt, Vetter, nach Inverness! Denn wir sind
Entschlossen, Euer Gast zu seyn heut Abend.

MACBETH.

Ich selbst will Eurer Ankunft Bote seyn,
Und meinem Weib den hohen Gast verkünden!
Und so, mein König, nehm' ich meinen Urlaub!

KÖNIG ihn umarmend.

Mein würd'ger Cawdor!

(Er geht ab mit dem Gefolge.)

MACBETH allein.

Prinz von Cumberland!
Das ist ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muss ich überspringen, oder ich stürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmlisch Licht,
Damit kein Tag in meinen Busen falle!
Das Auge selber soll die Hand nicht sehen,
Damit das Ungeheure kann geschehen!

(Ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

Vorhalle in Macbeths Schloss.

LADY MACBETH *allein, in einem Briefe lesend.*

« Ich traf sie grade an dem Tag des Siegs
» Und die Erfüllung ihres ersten Grusses
» Verbürgte mir, sie wissen mehr als Menschen.
» Da ich nach neuen Dingen forschen wollte,
» Verschwanden sie. Ich stand noch voll Erstaunen,
» Als Abgeordnete vom König kamen,
» Die mich als Than von Cawdor grüssten, mit
» Demselben Titel, den mir kurz zuvor
» Die Zauberschwestern gaben, und worauf
» Der dritte königliche Gruss gefolgt!
» Dies eil' ich dir zu melden, theuerste
» Genossinn meiner Grösse, dass du länger nicht
» Unwissend seyest, welche Hoheit uns
» Erwartet. Leg' es an dein Herz! Leb' wohl! »
Glamis und Cawdor bist du, und sollst seyn,
Was dir verheissen ist — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — Du bist zu sanft
Geartet, um den nächsten Weg zu gehn.
Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Gross seyn, doch dein Gewissen auch bewahren.
Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
Gewinn! doch widersteht dir's, falsch zu spielen.
Du möchtest gern *das* haben, was dir zuruft:
Das muss geschehn, wenn man mich haben will!
Und hast doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! Eile her!
Damit ich meinen Geist in deinen giesse,
Durch meine tapfre Zunge diese Zweifel
Und Furchtgespenster aus dem Felde schlage,
Die dich wegschrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

ZEHNTER AUFTRITT.

LADY MACBETH. PFÖRTNER.

LADY.

Was bringt Ihr?

PFÖRTNER.

Der König kommt auf diese Nacht hieher.

LADY.

Du bist nicht klug, wenn du das sagst — Ist nicht
Dein Herr bei ihm? Und wär' es, wie du sprichst,
Würd' er den Gast mir nicht verkündigt haben?

PFÖRTNER.

Gebieterinn, es ist so, wie ich sage!
Der Than ist unterwegs; ein Eilbot sprengte
In vollem Lauf voraus; der hatte kaum
Noch so viel Athem übrig, seines Auftrags
Sich zu entled'gen.

LADY.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine grosse Post.

(Pförtner geht.)

Der Rab' ist heiser,
Der Duncans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen soll — Kommt jetzt, ihr Geister alle,
Die in die Seele Mordgedanken sä'n!
Kommt und entweibt mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, sperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erschüttre meinen grässlichen Entschluss,
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüste leget euch,
Ihr Unglücksgeister, wo ihr auch, in welcher
Gestalt unsichtbar auf Verderben lauert,
Und sauget meine Milch anstatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in schwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht sehe,
Wohin er trifft, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finsterniss zerreissend, rufe: Halt!
Halt inne!

EILFTER AUFTRITT.

LADY MACBETH. MACBETH.

LADY.

Grosser Glamis! Würd'ger Cawdor,
Und grösser noch durch das Prophetische
Heil dir, der einst! — Dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieser engen Gegenwart,
Und trunken seh' ich schon das Künftige
Verwirklicht!

MACBETH.

Theuerste Liebe! Duncan kommt
Heut' Abend.

LADY.

Und wann geht er wieder?

MACBETH.

Morgen, denkt er.

LADY.

O nimmer sieht die Sonne diesen Morgen!
Dein Angesicht, mein Than, ist wie ein Buch,
Worin Gefährliches geschrieben steht.
Lass deine Mienen aussehn, wie die Zeit
Es heischet: trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! Sieh aus
Wie die unschuld'ge Blume, aber sey
Die Schlange unter ihr! — Geh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gast wohl zu empfangen.
Mein sey die grosse Arbeit dieser Nacht,
Die allen unsern künft'gen Tag' und Nächten
Die königliche Freiheit soll erfechten!

MACBETH.

Wir sprechen mehr davon.

LADY.

Nur heiter, Sir!
Denn wo die Züge schnell verändert wanken,
Verräth sich stets der Zweifel der Gedanken,
In allem Andern überlass' dich mir!

(Sie geht ab. Man hört blasen.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

KÖNIG. MALCOLM. DONALBAIN. BANQUO. MACDUFF. ROSSE. ANGUS. LENOX. *Mit Fackeln.*

KÖNIG.

Dies Schloss hat eine angenehme Lage.
Leicht und erquicklich athmet sich die Luft,
Und ihre Milde schmeichelt unsern Sinnen.

BANQUO.

Und dieser Sommergast, die Mauerschwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Dass hier des Himmels Athem lieblich schmeckt.
Ich sehe keine Friesen, sehe keine
Verzahnung, kein vorspringendes Gebälk,
Wo dieser Vogel nicht sein hangend Bette
Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieses fromme Thier zu nisten pflegt.

DREIZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. LADY MACBETH.

KÖNIG.

Ah! Sieh da unsre angenehme Wirthinn!
— Die Liebe, die uns folgt, belästigt oft;
Doch danken wir ihr, weil es Liebe ist.
So wirst auch du für diese Last und Müh,
Die wir ins Haus dir bringen, Dank uns wissen.

LADY.

Sire! Alle unsre Dienste, zwei- und dreifach
In jedem Stück geleistet, blieben noch
Zu arm, die grosse Ehre zu erkennen,
Womit Ihr unser Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,
Als für die alten Gunstbezeugungen,
Wie für die neuen, die Ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünschen reich,
Mit brünstigen Gebeten Euch zu dienen.

KÖNIG.

Wo ist der Than von Cawdor?
Wir sind ihm auf den Fersen nachgefolgt,
Und wollten seinen Haushofmeister machen;
Doch er ist rasch zu Pferd, und seine Liebe,
Scharf wie sein Sporn, gab ihm so schnelle Flügel,
Dass er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden Euer Gast seyn diese Nacht.

LADY.

Ihr seyd in Eurem Eigenthum, mein König!
Wir geben nur, was wir von Euch empfingen.

KÖNIG.

Kommt! Eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth! Wir lieben ihn von Herzen,
Und wås wir ihm erzeigt, ist nur ein Vorspiel
Der grössern Gunst, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthinn!

(Er führt sie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmusik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speisen über die Bühne. Nach einer Weile erscheint Macbeth.)

VIERZEHNTER AUFTRITT.

MACBETH *allein, gedankenvoll.*

Wär' es auch abgethan, wenn es gethan ist,
Dann wär' es gut, es würde rasch gethan!
Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten Alles ruhte,
Wenn dieser Mordstreich auch das Ende wäre,
Das Ende nur für diese Zeitlichkeit —
Wegspringen wollt' ich über künft'ge Leben!
Doch solche Thaten richten sich schon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmessende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er sollte zweifach sicher seyn. Einmal,
Weil ich sein Blutsfreund bin und sein Vasall:
Zwei starke Fesseln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch sein Wirth, der seinem Mörder
Die Thür verschliessen, nicht den Todesstreich
Selbst führen sollte. Ueber dieses Alles
Hat dieser Duncan so gelind regiert,
Sein grosses Amt so tadellos verwaltet,
Dass wider diese schauderhafte That
Sich seine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Posaunenzungen,

Und Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heisse Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die sich in tollem Anlauf
Selbst überstürzt und jenseits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie steht es drin?

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

MACBETH. LADY MACBETH *kommt.*

LADY.

Er hat
Gleich abgespeist. Warum verliesset Ihr
Das Zimmer?

MACBETH.

Fragte er nach mir?

LADY.

Ich dachte,
Man hätt' es Euch gesagt.

MACBETH nach einer Pause.

Lass uns nicht weiter
In dieser Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erst mit neuen Ehren
Gekrönt; ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erst in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beiseit gelegt seyn wollen.

LADY.

Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erst
So tapfer machte? Hat sie ausgeschlafen,
Und ist nun wach geworden, um auf Einmal
Bei'm Anblick dessen, was sie muthig wollte,
So bleich und schlaff und nüchtern auszusehn?
Von nun an weiss ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchtest dich, in Kraft und That derselbe
Zu seyn, der du in deinen Wünschen bist!
Du wagst es, nach dem Höchsten aufzustreben,
Und du erträgst es, schwach und feig zu seyn?
« Ich möcht' es gerne, doch ich wag' es nicht » —
Kleinmüthiger!

MACBETH.

Ich bitte dich, halt ein!
Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der ist keiner!

LADY.

War's denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thatest — da warst du ein Mann!
Und wenn du mehr wärst, als du warst, du würdest
Um so viel mehr ein Mann seyn! Da du mir's
Entdeckt, bot weder Ort noch Zeit sich an;
Du wolltest beide machen — Beide haben sich
Von selbst gemacht: dich haben sie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgesäugt und weiss,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — Ja, bei Gott, den Säugling selbst
An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
Hätt' ich's geschworen, wie du jenes schwurst.

MACBETH.

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Duncans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

LADY.

Ich kenne diese Thans. Nie wird ihr Stolz
Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet sich;
Dann trittst du auf, der Tapferste, der Beste,
Der Nächste an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Namen gründest du den Thron,
Und steht er fest, wer stürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich!
Den Augenblick ergreife! der ist dein.

MACBETH.

Wenn wir's verfehlten — wenn der Streich misslänge!

LADY.

Misslingen! Führ' es aus mit Männermuth
Und fester Hand, so kann es nicht misslingen.
— Wenn Duncan schläft, und diese starke Reise
Wird seinen Schlaf befördern, übernehm' ich's,
Die beiden Kämmrer mit berauschendem
Getränk so anzufüllen, zu betäuben,
Dass ihr Gedächtniss, des Gehirnes Wächter,
Ein blosser Dunst seyn soll! Und wenn sie nun
In viehischem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir Beide mit dem un-
Bewachten Duncan nicht beginnen, nicht
Mit seinen überfüllten Kämmerern,
Die unsers Mordes Sünde tragen sollen?

MACBETH.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!
Wird man nicht glauben, wenn wir jene Beiden,
Die in des Königs eignem Zimmer schlafen,
Mit Blut bestrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, dass sie die That gethan?

LADY.

Wer wird bei dem Gejammer, dem Geschrei,
Das wir erheben wollen, etwas Andres
Zu denken wagen?

MACBETH.

Weib! Ich bin entschlossen,
Und alle meine Sennen spannen sich
Zu dieser That des Schreckens an. Komm, lass' uns
Den blut'gen Vorsatz mit der schönsten Larve
Bedecken! Falsche Freundlichkeit verhehle
Das schwarze Werk der heuchlerischen Seele!

(Beide gehen ab.)

ZWEITER AUFZUG.

Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

BANQUO. FLEANCE *der ihm eine Fackel vorträgt.*

BANQUO.

Wie spät ist's, Bursche?

FLEANCE.

Herr, der Mond ist unter;
Die Glocke hab' ich nicht gehört!

BANQUO.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

FLEANCE.

'S ist wohl später, Herr.

BANQUO.

Da nimm mein Schwert. Man ist haushälterisch im Him-
Die Lichter sind schon alle aus. Hier, nimm [mel,
Auch das noch! Eine schwere Schlaflust liegt
Wie Blei auf mir, doch möcht ich nicht gern schlafen.
Ihr guten Mächte, wehrt die sträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht sich nahn! — Gib mir mein Schwert! Wer da?

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. MACBETH, *dem ein Bedienter leuchtet.*

MACBETH.

Ein Freund.

BANQUO.

Wie, edler Sir? Noch nicht zur Ruh?
Der König schläft schon. Er war äusserst fröhlich,
Und Eure Diener hat er reich beschenkt.
Hier diesen Demant schickt' er Eurer Lady
Und grüsst sie, seine angenehme Wirthinn.
Er ging recht glücklich in sein Schlafgemach.

MACBETH.

Da wir nicht vorbereitet waren, musste
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

BANQUO.

Es mangelte an nichts. Nun, Sir? Mir träumte
Verwichne Nacht von den drei Zauberschwestern.
Euch haben sie doch etwas Wahres
Gesagt.

MACBETH.

Ich denke gar nicht mehr an sie.
Indess, wenn's Euch bequem ist, möcht' ich gern
Ein Wort mit Euch von dieser Sache sprechen.
Nennt nur die Zeit.

BANQUO.

Wie's Euch gelegen ist.

MACBETH.

Wenn Banquo mein Beginnen unterstützt,
Und es gelingt, so soll er Ehre davon haben.

BANQUO.

So fern ich sie nicht in die Schanze schlage,
Indem ich sie zu mehren meine, noch
Mein gut Gewissen, und mein Herz dabei
Gefährdet sind, bin ich zu Euren Diensten.

MACBETH.

Gut' Nacht indess.

BANQUO.

Ich dank' Euch. Schlafet wohl.

(Banquo und Fleance gehen ab.)

MACBETH zum Bedienten.

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll sie die Glocke ziehn. — Du geh zu Bette!

(Bedienter geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

MACBETH *allein.*

Ist dies ein Dolch, was ich da vor mir sehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Lass' mich dich
Ich hab' dich nicht, und sehe dich doch immer. [fassen.
Furchtbares Bild! Bist du so fühlbar nicht der Hand,
Als du dem Auge sichtbar bist! Bist du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich seh' dich immer, so leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke.
Du weisest mir den Weg, den ich will gehn;
Solch ein Geräth, wie du bist, wollt' ich brauchen.
Entweder ist mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth, als sie alle.
— Noch immer seh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erst nicht waren.
— Es ist nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke ist's, der so heraustritt vor das Auge!
Jetzt scheint die Eine Erdenhälfte todt,
Und böse Träume schrecken hinterm Vorhang
Den unbeschützen Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate,
Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste, geht
Mit gross — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.
Du sich're, unbeweglich feste Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin sie gehn,
Damit nicht deine stummen Steine selbst
Mein Werk ausschreien, und zusammenklingend
Dies tiefe Todtenschweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeschäft so günstig ist.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —

(Man hört die Glocke.)

Rasch vorwärts, Macbeth, und es ist gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre sie nicht, Duncan!
Es ist die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

(Er geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

LADY MACBETH. *Bald darauf* MACBETH.

LADY.

Was sie berauschte, hat mich kühn gemacht;
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule war's, die schrie — der traurige
Nachtwächter sagt uns grässlich gute Nacht.
— Er ist dabei. Die Kammerthür ist offen,
Und die berauschten Kämmerlinge spotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräft'gen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemischt, dass Tod und Leben druber rechten,
Ob sie noch athmen, oder Leichen sind.

MACBETH drinnen.

Wer ist da? He!

LADY.

O weh! Ich fürchte, sie s n aufgewacht
Und es ist nicht geschehen! Der Versuch,
Und nicht die That wird uns verderben — Horcht!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er musste
Sie finden auf den ersten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er so schlafend lag, an meinen Vater [mahl?
Gemahnt, ich hätt' es selbst gethan, — Nun, mein Ge-

MACBETH tritt auf.

Sie ist gethan, die That! Vernahmst du kein
Geräusch?

LADY.

Die Eule hört ich schreien und
Die Grillen singen — Sagtest du nicht was?

MACBETH.

Wann?

LADY.

Jetzt.

MACBETH.

Wie ich herunter kam?

LADY.

Ja.

MACBETH.

Horch!

Wer liegt im zweiten Zimmer?

LADY.

Donalbain.

MACBETH besieht seine Hände.

Das ist ein traur'ger Anblick! Oh!

LADY.

Ihr seyd

Nicht klug! Das nennt Ihr einen traur'gen Anblick!

MACBETH.

Der Eine lacht' im Schlaf, der Andere
Schrie Mord! dass sie sich wechselsweise weckten.
Ich stand und hörte zu, sie aber sprachen
Ihr Nachtgebet und schliefen wieder ein.

LADY.

Es sind dort ihrer Zwei in einer Kammer.

MACBETH.

Genad' uns Gott! rief Einer — Amen, sprach
Der Andere, als hätten sie mich sehen
Mit diesen Henkers Händen stehn und horchen
Auf die Geberden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen sagen: als sie schrien: Gott gnad' uns!

LADY.

Denkt ihm so tief nicht nach!

MACBETH.

Warum denn aber konnt' ich
Nicht Amen sagen! Braucht' ich doch so sehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

LADY.

Man muss dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschaun. Das könnt' uns rasend machen.

MACBETH.

Es war als hört' ich rufen: Schlaf nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das frische Bad der wundenvollen Brust,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beste Speise an des Lebens Mahl!

LADY.

Wie, Sir? Was soll das Alles?

MACBETH.

Immer, immer,
Im ganzen Hause rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet;
Darum soll Cawdor nicht mehr schlafen, Macbeth
Soll nicht mehr schlafen.

LADY.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! Nimm etwas Wasser,
Und wasche dies verrätherische Zeugniss
Von deinen Händen — Warum brachtest du
Die Dolche mit heraus? Sie müssen drin
Gefunden werden. Trage sie zurück, bestreiche
Die Kämmrer mit dem Blut —

MACBETH.

Ich geh' nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that;
Geh' du hinein. Ich wag's nicht.

LADY.

Schwache Seele!
Gib mir die Dolche! Schlafende und Todte
Sind nur Gemählde; nur ein kindisch Aug'
Schreckt ein gemahlter Teufel. Ich bepurpre
Der Kämmerer Gesicht mit seinem Blut:
Denn diese muss man für die Thäter halten.

(Sie geht hinein. Man hört draussen klopfen.)

MACBETH.

Woher dies Klopfen? Wohin kam's mit mir,
Dass jeder Laut mich aufschreckt! — Was für Hände!
Sie reissen mir die Augen aus — Weh'! Wehe!
Kann der gewässerreiche Meergott selbst
Mit seinen Fluthen allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieser Hand!

LADY zurückkommend.

So ist die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und jene tragen unsre Schuld
Auf ihren Händen und Gesichtern — Horch!
— Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wir hinein. Ein wenig Wasser reinigt uns
Von dieser That! Wie leicht ist sie also!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlassen.

(Neues, stärkeres Pochen.)

— Es klopft schon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geschwind! damit uns Niemand überrasche,
Und seh', dass wir gewacht! O sey ein Mann!
Verlier' dich nicht so kläglich in Gedanken!

MACBETH.

Mir dieser That bewusst zu seyn! O besser,
Mir ewig meiner selbst nicht mehr bewusst seyn!

(Das Klopfen wird stärker.)

Poch' ihn nur auf aus seinem Todesschlaf!
Was gäb' ich drum, du könntest es!

LADY ihn fortziehend.

Kommt! Kommt!

(Gehen hinein.)

FÜNFTER AUFTRITT.

PFÖRTNER *mit Schlüsseln. Hernach* MACDUFF *und* ROSSE.

PFÖRTNER kommt singend.

Verschwunden ist die finstre Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

(Stärkeres Klopfen.)

Poch! Poch! Geduld da draussen, wer's auch ist!
Den Pförtner lässt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis,
'S ist kein Geschäft so eilig, als das Beten.

(Singt weiter.)

Lob sey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heiligen Schaaren,
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl Mancher schloss die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr,
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

(Er schliesst auf. Macduff und Rosse treten auf.)

ROSSE.

Nun, das muss wahr seyn, Freund! Ihr führet eine
So helle Orgel in der Brust, dass ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf posaunen.

PFÖRTNER.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der Euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

ROSSE.

Wie das, Freund Pförtner?

PFÖRTNER.

Nun sagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für sein Volk, und ist's
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?
Und also bin ich's, seht Ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

ROSSE.

Ihr habt Recht.

MACDUFF.

Den König hütet seine Gnad' und Milde.
Er bringt dem Hause Schutz, das Haus nicht ihm:
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er schläft.

ROSSE.

Sag', Pförtner! Ist dein Herr schon bei der Hand?
Sieh! Unser Pochen hat ihn aufgeweckt.
Da kommt er.

SECHSTER AUFTRITT.

MACBETH. MACDUFF. ROSSE.

ROSSE.

Guten Morgen, edler Sir!

MACBETH.

Den wünsch' ich Beiden.

MACDUFF.

Ist der König munter?

MACBETH.

Noch nicht.

MACDUFF.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken;
Ich habe die bestimmte Stunde bald
Verfehlt.

MACBETH.

Ich führ' Euch zu ihm.

MACDUFF.

O ich weiss,
Es wär' Euch eine angenehme Mühe.
Doch ist es eine Mühe.

MACBETH.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh.
Hier ist die Thür.

MACDUFF.

Ich bin so dreist und rufe:
Denn so ist mir befohlen.

(Er geht hinein.)

SIEBENTER AUFTRITT.

MACBETH *und* ROSSE.

ROSSE.

Reis't der König
Heut wieder ab?

MACBETH.

Ja, so bestellte er's.

ROSSE.

Sir! Das war eine ungestüme Nacht.
Im Hause wo wir schliefen, ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein grässlich Angstgeschrei vernommen haben,
Geheul des Todes, grässlich tönende
Prophetenstimmen, die Verkündiger
Entsetzlicher Ereignisse, gewaltsamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule schrie die ganze Nacht; man sagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

MACBETH.

'S war eine rauhe Nacht.

ROSSE.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. MACDUFF *kommt zurück.*

MACDUFF.

Entsetzlich! Grässlich! Grässlich! O entsetzlich!

MACBETH.

Was ist's?

ROSSE.

Was gibt es?

MACDUFF.

Grausenvoll! Entsetzlich!
Kein Herz kann's fassen! Keine Zunge nennen!

MACBETH.

Was ist es denn?

MACDUFF.

Der Frevel hat sein Aergstes
Vollbracht! Der kirchenräuberische Mord
Ist in des Tempels Heiligthum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggestohlen.

MACBETH.

Das Leben! Wie versteht Ihr das?

ROSSE.

Meint Ihr
Den König?

MACDUFF.

Geht hinein! Geht und erstarret
Vor einer neuen grässlichen Gorgona.
Verlangt nicht, dass ich's nenne! Seht, und dann
Sprecht selbst!

(Macbeth und Rosse gehen ab.)

MACDUFF.

Wacht auf! Wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! Auf!
Erwachet, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft diesen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn selbst!
Auf! auf und seht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! Wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geister schreitet her,
Das grässlich Ungeheure anzuschauen!

NEUNTER AUFTRITT.

MACDUFF. LADY MACBETH. *Gleich darauf* BANQUO *mit* LENOX *und* ANGUS; *und nach diesem* MACBETH *mit* ROSSE.

LADY.

Was gibt's, dass solche grässliche Trompete
Die Schläfer dieses Hauses weckt! Sagt! Redet!

MACDUFF.

O zarte Lady! Es taugt nicht für Euch,
Zu hören, was ich sagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu schrecken, wär' ein zweiter Mord!
(Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten.)
O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!

LADY.

Hilf Himmel! Was! In unserm Haus!

BANQUO.

Entsetzlich,

Wo immer auch — Macduff! Ich bitte dich!
Nimm es zurück, und sag', es sey nicht so!
(Macbeth kommt mit *Rosse* zurück.)

MACBETH.
O wär' ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.
Von nun an ist nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand ist Alles! Ehr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein ist abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. MALCOLM. DONALBAIN.

DONALBAIN.
Was ist verloren —

MACBETH.
Ihr! Und wisst es nicht!
(Zu Donalbain.)
Der Brunnen deines Blutes ist verstopft,
Ja, seine Quelle selber ist verstopft.

MACDUFF zu Malcolm.
Dein königlicher Vater ist ermordet!

MALCOLM.
O Gott! Von wem?

ROSSE.
Die Kämmerer sind allem Ansehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Gesichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewischt auf ihrem Kissen fanden.
Sie sahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und Niemand wagte sich an sie heran.

MACBETH.
O jetzo reut mich's, dass ich sie im Wahnsinn
Der ersten Wuth getödtet.

MACDUFF.
Warum thatst du das?

MACBETH.
Wer ist im nämlichen Moment zugleich
Gefasst und wüthend, sinnlos und besonnen,
Rechtliebend und parteilos? Niemand ist's!
Die rasche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Duncan — sein königlicher Leib von Dolchen
Entstellt, zerrissen! Seine offnen Wunden
Erschienen wie ein Riss in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort seine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche frech bemahlt mit Blut!
Wer, der ein Herz für seinen König hatte,
Und Muth in diesem Herzen, hätte da
Sich halten und sich selbst gebieten können!

LADY stellt sich, als ob sie ohnmächtig werde.
Helft mir von hinnen — O!

MACDUFF.
Sorgt für die Lady!
(*Macduff*, *Banquo*, *Rosse* und *Angus* sind um sie beschäftigt.)

MALCOLM zu Donalbain.
Wir schweigen still, die dieser Trauerfall
Am nächsten trifft?

DONALBAIN.
Was lässt sich sagen, hier,
Wo unser Feind, in unsichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu stürmen, auf uns herzufallen droht!
Lass' uns davon gehn, Bruder! Unsre Thränen
Sind noch nicht reif.

MALCOLM.
Noch unser heft'ger Schmerz
Im Stand, sich von der Stelle zu bewegen.

BANQUO zu denen, welche die Lady wegführen.
Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unsers ersten Schreckens
Erholt, und unsre Blösse erst bedeckt,
Dann lasst uns hier auf's Neu' zusammenkommen,
Und dieser ungeheuren Blutschuld weiter
Nachforschen. Uns erschüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der grossen Hand des Höchsten steh' ich,
Und unter diesem Schirme kämpf' ich jeder
Beschuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen!

MACBETH.
Das thu' ich auch.

MACDUFF.
Und ich.

ROSSE, ANGUS *und* LENOX.
Das Thun wir Alle.

MACBETH.
Jetzt werfen wir uns schnell in unsre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zusammen!

ALLE.
Wir sind's zufrieden.
(Gehen ab.)

EILFTER AUFTRITT.

MALCOLM. DONALBAIN.

MALCOLM.
Was gedenkt Ihr, Bruder?
Ich find' es nicht gerathen, ihrer Treu'
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiss, ist eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht schwer ankommt.
Ich geh' nach England.

DONALBAIN.
Ich nach Irland.
Gerathner ist's für unser Beider Wohl,
Wir trennen unser Schicksal! Wo wir sind,
Seh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, so näher dem Verderben.

MALCOLM.
Der Mörderpfeil, der unsern Vater traf,
Fliegt noch, ist noch zur Erde nicht gefallen!
Das Beste ist, vom Ziel hinwegzugehn.
Drum schnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abschiednehmen! Da ist's wohl gethan,
Sich wegzustehlen, wo das kleinste Weilen
Tod und Verderben bringen kann!
(Sie gehen ab.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

ROSSE. EIN ALTER MANN.

ALTER MANN.
Ja, Herr! Von achtzig Jahren her besinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Bittres
Erlebt, und Unglückseliges erfahren.
Doch diese Schreckensnacht hat all mein vorig Wissen
Zum Kinderspiel gemacht.

ROSSE.
Ach, guter Vater!
Du siehst, wie selbst der Himmel düster bleich
Auf diesen blut'gen Schauplatz niederhängt,

Wie von der Menschen Greuelthat empört!
Der Glocke nach ist's hoch am Tag, und doch
Dämpft finstre Nacht den Schein der Himmelslampe.

ALTER MANN.

Es ist so unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmhoch in den Lüften
Herschwebte, kühn von einer mausenden
Nachteule angefallen und getödtet.

ROSSE.

Und Duncans Pferde — So verwundersam
Es klingt, so wahr ist's! Diese schönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und schossen wüthend um sich her, dem Ruf
Des Führers starr unbändig widerstrebend,
Als ob sie Krieg ankündigten den Menschen.

ALTER MANN.

Man sagt, dass sie einander aufgefressen.

ROSSE.

Das thaten sie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es sah. — Hier kommt der wackre Macduff.

DREIZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. MACDUFF.

ROSSE.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

MACDUFF.

Wie? Seht Ihr's nicht?

ROSSE.

Weiss man, wer diese mehr als blut'ge That
Verübte?

MACDUFF.

Sie, die Macbeth tödtete.

ROSSE.

Die Kämmerer! Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

MACDUFF.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, sind heimlich weggeflohn,
Und machten sich dadurch der That verdächtig.

ROSSE.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäss'ge Herrschsucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eigne Lebenssäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

MACDUFF.

Er ist schon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

ROSSE.

Wo ist Duncans Leiche?

MACDUFF.

Nach Kolmeshill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine seiner Väter ruhen.

ROSSE.

Geht Ihr nach Scone?

MACDUFF.

— Nein! Ich geh' nach Fife.

ROSSE.

Gut! So will ich nach Scone.

MACDUFF.

Lebet wohl!
Und mögt Ihr Alles dort nach Wunsche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke besser
Gesessen haben, fürcht' ich, als die neuen!

ROSSE *zu dem Alten.*

Nun, alter Vater, lebet wohl!

ALTER MANN.

Gott sey
Mit Euch und Jedem, der es redlich meint,
Das Böse gut macht, und den Feind zum Freund!

(Sie gehen ab.)

DRITTER AUFZUG.

Ein Zimmer.

ERSTER AUFTRITT.

BANQUO *allein.*

Du hast's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberschwestern dir verhiessen.
Ich fürchte sehr, du hast ein schändlich Spiel
Darum gespielt. — Und doch ward prophezeiht,
Es sollte nicht bei deinem Hause bleiben,
Ich aber sollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königsstammes seyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus solchem Munde,
Und der erfüllte Gruss an dich beweist's,
Wie sollten sie nicht eben sowohl mein
Orakel seyn, wie deins, und mich zur Hoffnung
Anfrischen! Aber still! Nichts mehr davon!

ZWEITER AUFTRITT.

Trompeten.

MACBETH *als König.* LADY MACBETH. ROSSE. ANGUS. LENOX. BANQUO. GEFOLGE.

MACBETH.

Sieh da! Hier ist der Erste unsrer Gäste!

LADY.

Blieb er hinweg, so war gleichsam ein Riss
In unserm Feste, und die Krone fehlt' ihm.

MACBETH.

Banquo! Wir geben diese Nacht ein festlich Mahl,
Und bitten Euch um Eure Gegenwart.

BANQUO.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heil'ge Pflicht ist.

MACBETH.

Ihr verreiset heut?

BANQUO.

Ja, Sire!

MACBETH.

Sonst hätten wir uns Euren Rath,
Der stets so weis' als glücklich war, in heutiger
Versammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reise weit?

BANQUO.

So weit,
Dass alle Zeit von jetzt zum Abendessen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd sein Bestes,
Werd' ich der Nacht verschuldet werden müssen
Für eine dunkle Stunde, oder zween.

MACBETH.

Fehlt ja nicht bei dem Fest!

BANQUO.

Gewisslich nicht.

MACBETH.

Wir hören, unsre blut'gen Vettern sind
Nach Engelland und Irland, läugnen dort
Frech ihren greuelvollen Mord, und füllen
Mit seltsamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen, nebst dem Andern, was
Den Staat betrifft, und unsre Sorgen heischt.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit Euch?

BANQUO.

Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

MACBETH.

So wünsch' ich euren Pferden Schnelligkeit
Und sichre Füsse! Lebet wohl!

(Banquo geht ab. Zu den Andern.)

Bis Anbruch
Der Nacht sey Jedermann Herr seiner Zeit.
Die Freuden der Gesellschaft desto besser
Zu schmecken, bleiben wir bis dahin selbst
Für uns allein. Und damit Gott befohlen!

(Lady und Lords gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

MACBETH *zurückbleibend.*

MACBETH zu einem Bedienten.

Hört, Freund! Sind jene Männer bei der Hand?

BEDIENTER.

Ja, Sire! Sie warten draussen vor dem Schlossthor.

MACBETH.

Führ' sie herein.

(Bedienter ab.)

So weit seyn ist noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu seyn!
Vor diesem Banquo haben wir zu zittern.
In seiner königlichen Seele herrscht
Dasjenige, was sich gefürchtet macht.
Vor nichts erschrickt sein Muth, und dieser kecken
Entschlossenheit wohnt eine Klugheit bei,
Die ihm zum Führer dient, und seine Schritte
Versichert. Ihn allein, sonst Keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezüchtigt,
Wie Mark Antons vor Cäsars Genius.
Er schalt die Zauberschwestern, da sie mich
Zuerst begrüssten mit dem Königstitel,
Und forderte sie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüssten sie prophetisch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne setzten sie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einst von fremden Händen mir
Entwunden werde! Ist's an dem, so hab' ich
Für Banquo's Enkelkinder mein Gewissen
Befleckt, für sie den gnadenreichen Duncan
Erwürgt, für sie — allein für sie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unsterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menschen hingeopfert,
Um sie zu Königen zu machen! Banquo's
Geschlecht zu Königen! Eh' dies geschieht,
Eh' komme du, Verhängniss, in die Schranken,
Und lass' uns kämpfen bis auf's Blut!

(Bedienter kommt mit den Mördern.)

Wer ist da?
Geh' vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

VIERTER AUFTRITT.

MACBETH. ZWEI MÖRDER.

MACBETH.

War es nicht gestern, dass ich mit euch sprach?

DIE MÖRDER.

Ja, königlicher Herr!

MACBETH.

Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?
Ihr wisst nun, dass es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten so im Weg gestanden.
Ihr gabet fälschlich mir die Schuld; doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es sonnenklar erkannt, wie schändlich
Man euch betrog —

ERSTER MÖRDER.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

MACBETH.

Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr so lämmerfromm, so taubenmässig
Geartet, dass ihr solches ungeahndet
Könnt hingehn lassen? So versöhnlichen Gemüths,
Dass ihr für diesen Banquo beten könnt,
Dess schwere Hand euch und die Eurigen
In Schande stürzte, und zu Bettlern machte?

ERSTER MÖRDER.

Mein König! Wir sind Männer.

MACBETH.

Ja, ja, ihr lauft so auf der Liste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heissen;
Die eigne Rasse aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flücht'gen Jäger. So auch mit den Menschen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer seyd, und zwar
An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhasst ist.

ERSTER MÖRDER.

Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stösse
Der Welt so aufgebracht, dass ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze Jegliches zu wagen.

ZWEITER MÖRDER.

Und mir, mein König, hat das falsche Glück
So grausam mitgespielt, dass ich mein Schicksal
Verbessern, oder gar nicht leben will.

MACBETH.

Ihr wisset also, euer Feind war Banquo.

DIE MÖRDER.

Ja, Sire!

MACBETH.

Er ist auch meiner, und er ist's
Mit solchem blutig unversöhnten Hass,
Dass jeder Augenblick, der seinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht.
Zwar steht's in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenschaft,
Als meinen Willen, aus der Welt zu schaffen;
Doch darf ich's nicht, um ein'ger Freunde willen,
Die auch die seinen sind, und deren Gunst
Ich ungern in die Schanze schlüge! Ja!
Die Klugheit will es, dass ich den beweine,
Auf den ich selbst den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieser That,
Die ich aus ganz besonders wicht'gen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muss.

ERSTER MÖRDER.
Mein König! Wir erwarten deinen Wink.
ZWEITER MÖRDER.
Und wenn auch unser Leben —
MACBETH.
Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird diesen Abend hier zurück erwartet.
Im nächsten Holze kann die That geschehen,
Doch etwas fern vom Schloss, versteht ihr wohl,
Dass kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muss, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, sein Sohn, der bei ihm ist,
An dessen Untergange mir nicht minder
Gelegen ist, als seinem eignen — hört ihr?
Das Schicksal dieser finstern Stunde theilen.
Habt ihr verstanden?
MÖRDER.
Wohl! Wir sind entschlossen,
Mein König!
MACBETH.
Nun, so geht auf euren Posten!
Vielleicht stösst noch der dritte Mann zu euch,
Dass nichts dem Zufall überlassen bleibe!
(Die Mörder gehen ab.)
Beschlossen ist's! Banquo, erwartest du
Zum Himmel einzugehn, fliegst du ihm heut noch zu!

FÜNFTER AUFTRITT.

MACBETH, LADY MACBETH.

LADY.
Wie, mein Gemahl? Warum so viel allein?
Was kann es helfen, dass Ihr Eure Träume
Zur traurigen Gesellschaft wählt, und mit
Gedanken sprecht, die dem, an den sie denken,
In's nicht'ge Grab hinab gefolgt seyn sollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,
Muss auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan ist, ist gethan, und bleibt's.
MACBETH.
Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet;
Sie wird zuheilen, und dieselbe seyn
Auf's Neue; unser machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe soll der Dinge feste Form
Sich lösen, eh' mögen beide Welten
Zusammenbrechen, eh' wir unser Brot
Mit Zittern essen, und uns fernerhin
In ängstlich bangen Schreckensträumen wälzen.
Weit besser wär' es, bei den Todten seyn,
Die wir zur Ruh' geschickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloser Qual
Auf dieser Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Duncan ist in seinem Grabe;
Sanft schläft er auf des Lebens Fieberangst.
Verrätherbosheit hat ihr Aeusserstes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von Aussen, nicht Verrätherei
Von Innen, nichts den Schläfer mehr berühren!
LADY.
Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt Eure finstern Blicke auf! Seyd heiter
Und hell heut Abend unter Euren Gästen!
MACBETH.
Das will ich, liebes Weib! und sey du's auch,
Und spare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heischt's die Zeit, dass wir uns unsers Ranges
Entäussern, zu unwürdiger Liebkosung
Heruntersteigen, unser Angesicht
Zur schönen Larve unsrer Herzen machen.
LADY.
Lasst das!
MACBETH.
O angefüllt mit Scorpionen
Ist meine Seele! Theures Weib! Du weisst,
Noch lebet Banquo und sein Sohn!
LADY.
Doch Keinem gab
Natur das Vorrecht der Unsterblichkeit.
MACBETH.
Das ist mein Trost, dass sie zerstörbar sind!
Drum gutes Muths! Eh' noch die Fledermaus
Den ungesell'gen Flug beginnt, eh' auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit seinem schläfrigen Gesums einläutet,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen seyn.
LADY.
Was soll geschehn?
MACBETH.
Sey lieber schuldlos durch Unwissenheit,
Mein trautes Weib, bis du der fert'gen That
Zujauchzen kannst. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge schliesse zu!
Mit deiner unsichtbaren blut'gen Hand
Durchstreiche, reiss in Stücken diesen grossen
Schuldbrief, der auf mir lastend mich so bleicht!
— Schon sinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem dohlenwimmelnden Gehölze zu;
Einnicken alle freudigen Geschöpfe
Des Tags, indess die schwarzen Hausgenossen
Der traur'gen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du staunst ob meiner Rede! Doch sey ruhig!
Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit lass dir genügen! Folge mir!
(Sie gehen ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

Unter Bäumen.

DREI MÖRDER *treten auf.*

ERSTER zum Dritten.
Wer aber hiess dich zu uns stossen?
DRITTER.
Macbeth.
ERSTER zum Zweiten.
Wie? Sind wir Beide ihm nicht Manns genug,
Dass er, besorgt, uns den Gehülfen sendet?
Was meint Ihr? Dürfen wir ihm traun?
ZWEITER.
Wir können's dreist. Die Zeichen treffen zu,
Es ist der Mann, von dem der König sprach.
ERSTER.
So steh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesschein.
Der Wandrer, der sich auf dem Weg verspätet,
Strengt seiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert sich.

ZWEITER.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

BANQUO hinter der Scene.

Licht! He da!

ERSTER.

Das ist er! Denn die Andern, die beim Gastmahl
Erwartet wurden, sind schon alle da.

ZWEITER.

Die Pferde machen einen Umweg.

ERSTER.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, so wie Jedermann, den Weg zum Schloss
Durch dies Gehölz zu Fuss zurück zu legen,
Weil es hier näher ist und angenehmer.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. BANQUO *und* FLEANCE *mit einer Fackel.*

ZWEITER MÖRDER.

Ein Licht! Ein Licht!

DRITTER.

Er ist es.

ERSTER MÖRDER.

Macht euch fertig!

BANQUO vorwärts kommend.

Es wird heut Nacht gewittern.

ZWEITER MÖRDER.

Es schlägt ein.

(Sie fallen über ihn her.)

BANQUO, indem er sich wehrt.

Verrätherei! Flieh! Flieh, mein Sohn! Flieh! Flieh!
Du kannst mein Rächer seyn! — O Bösewicht!

(Er sinkt tödtlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg; erster Mörder tritt darauf, und löscht sie aus; jener entflieht.)

DRITTER MÖRDER.

Wer löscht das Licht?

ERSTER MÖRDER.

War es nicht wohl gethan?

ZWEITER MÖRDER.

Es liegt nur Einer;
Der Sohn entsprang.

ERSTER MÖRDER.

Verdammt! Wir haben
Die beste Hälfte unsers Werks verloren.

DRITTER MÖRDER.

Gut! Lasst uns gehn und melden, was gethan ist!

(Sie gehen ab.)

ACHTER AUFTRITT.

Festlicher Saal, erleuchtet. Eine mit Speisen besetzte Tafel im Hintergrunde.

MACBETH. LADY MACBETH. ROSSE. LENOX. ANGUS *und* SECHS ANDERE LORDS.

MACBETH.

Ihr kennet euern Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Ersten bis zum Untersten willkommen!

ROSSE. ANGUS. LENOX.

Wir danken Eurer Majestät.

MACBETH.

Wir selber wollen uns bald hier bald dort
In die Gesellschaft mischen, und das Amt
Des aufwartsamen Hauswirths übernehmen;
Denn unsre Wirthin, seh' ich, ist zu lässig
In ihrer Pflicht. Wir wollen sie ersuchen,
Geschäftiger zu seyn um ihre Gäste.

(Alle setzen sich, ausser Macbeth.)

LADY.

Thut das, mein König, und erinnert mich,
Wofern ich was in meiner Pflicht versäumte.
Mein Herz zum wenigsten bewillkommt Alle.

(Der erste Mörder kommt an die Thür.)

MACBETH.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Beide Seiten, seh' ich, sind besetzt;
So will ich dort mich in die Mitte setzen.
Nun, überlasst euch ganz der Fröhlichkeit;
Bald soll der Becher um die Tafel kreisen.

(Zu dem Mörder an der Thür.)

Auf deinem Kleid ist Blut.

ERSTER MÖRDER.

So ist es Banquo's.

MACBETH.

Liegt er am Boden?

ERSTER MÖRDER.

Herr! Die Kehl' ist ihm
Zerschnitten! Diesen Dienst erwies ich ihm.

MACBETH.

Du bist der erste aller Kehlabschneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer seinem Sohn
Denselben Dienst gethan! Bist du der auch,
So suchst du Deinesgleichen.

ERSTER MÖRDER.

Gnäd'ger Herr!
Fleance ist entwischt!

MACBETH.

So kommt mein Fieber
Zurück! Sonst war ich ganz gesund, vollkommen
Genesen, fest wie Marmor, wie ein Fels
Gegründet, wie das freie Element,
Das uns umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden.
Und meinen alten Schrecknissen auf's Neu'
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo ist
Doch sicher —?

ERSTER MÖRDER.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinste
Schon eine Todeswunde. —

MACBETH.

Dank für das!
Dort liegt sie also, die erwachs'ne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einst
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wir's noch einmal hören!

(Mörder geht ab.)

LADY.

Mein König! Ihr verkürzet Eure Gäste.
Das reichste Mahl ist freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuspruch und Geschäftigkeit
Den Gästen zeigt, dass sie willkommen sind.
Satt essen kann sich Jeglicher zu Hause;
Geselliges Vergnügen, munteres
Gespräch muss einem Festmahl Würze geben.

(Banquo's Geist steigt empor, und setzt sich zwischen Rosse und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tisches leer gelassen ist.)

MACBETH.

Willkommene Erinnerung —

(Zu den Lords.)

Nun! Wohl
Bekomm' es meinen vielgeliebten Gästen!

ROSSE.

Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

MACBETH.

Hier wären alle unsre Edeln nun,
Die Zierden unsers Königreichs beisammen,
Wenn unsers Banquo schätzbare Person
Zugegen wäre. — Möcht' ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

ROSSE.

Sein Nichterscheinen. Sire! schimpft sein Versprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit seiner hohen Gegenwart zu zieren?

MACBETH mit Entsetzen, indem er den Geist erblickt.

Die Tafel ist voll!

LENOX, ganz gleichgültig auf den Geist deutend.

Hier, Sire, ist noch ein aufbehaltner Platz!

MACBETH.

Wo?

ROSSE, so wie Lenox.

Hier, mein König! Was setzt Eure Hoheit
So in Bewegung?

MACBETH schauervoll.

Wer von euch hat das
Gethan?

ROSSE und LENOX.

Was denn, mein königlicher Herr?

MACBETH zum Geiste.

Du kannst nicht sagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht so gegen mich!

ROSSE.

Steht auf, ihr Herrn, dem König ist nicht wohl.

LADY.

Bleibt sitzen, meine Lords. Der König ist
Oft so, und ist's von Jugend auf gewesen;
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anstoss währt nur einen Augenblick;
In zwei Minuten ist er wieder besser.
Wenn ihr so scharf ihn anseht, bringt ihr ihn
Nur auf, und macht sein Uebel länger dauern.
Ess't fort, und gebt nicht Acht auf ihn!

(Heimlich zu Macbeth.)

Seyd Ihr ein Mann, Sir?

MACBETH, immer starr auf das Gespenst sehend.

Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuschauen,
Wovor der Teufel selbst erblassen würde!

LADY.

O schön! Vortrefflich! Das sind wieder
Die Mahlereien deiner Furcht! Das ist
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du sagtest, dich zu Duncan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieses Schaudern, dies Entsetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, passte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin
Erzählt, wofür Grossmutter Bürge wird.
O schäme dich! Was zerrst du für Gesichter?
Am Ende siehst du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.

MACBETH.

Ich bitte dich!
Schau dorthin! Dorthin schaue! Nun! Was sagst du?

(Zum Geist.)

Wie? Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannst,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, so soll
Der Bauch der Geier unser Grabmal werden.

(Der Geist verschwindet.)

LADY.

Ist's möglich, Sir! So ganz unmännlich thöricht?

MACBETH.

So wahr ich vor Euch steh'! Er war's. Ich sah ihn.

LADY.

O schämet Euch!

MACBETH.

Es ist von jeher Blut
Vergossen worden, schon in alten Zeiten,
Eh' menschliche Gesetze noch die friedliche
Gemeinheit säuberten. — Ja, auch hernach
Geschahen Morde gnug, zu grässlich schon
Dem Ohre. Sonst, wenn einem das Gehirn
Heraus war, starb der Mann, und so war's aus.
Jetzt steigen sie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unsern Stühlen. — Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

LADY.

Sire, Eure Gäste warten —

MACBETH.

Ich vergass mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt sich dran.
Kommt! Kommt! Auf eure Freundschaft und Gesundheit!
Hernach will ich mich setzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeschenkt! Ich trinke auf das Wohlseyn
Der ganzen gegenwärtigen Versammlung
Und unsers theuern Freundes Banquo auch,
Den wir vermissen. — Wär' er doch zugegen!
Auf sein und euer Aller Wohlergehn!

(Der Geist steht wieder da.)

ROSSE. LENOX. ANGUS.

Wir danken unterthänigst.

MACBETH, den Geist erblickend und heftig auffahrend.

Hinweg aus meinem Angesicht! Lass' dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein ist marklos!
Dein Blut ist kalt; du hast nicht Kraft zu sehn
In diesem Aug', mit dem du mich anstarrest!

LADY.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es ist nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur,
Dass es die Freude dieses Abends stört!

MACBETH.

Was Einer wagt, das wag' ich auch — Komm du
In der Gestalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des Lyb'schen Tigers, des geharnischten
Rhinozeros, in welcher andern Schreckens-
Gestalt du immer willst, nur nicht in dieser,
Und meine festen Nerven sollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fordre mich auf's Schwert in eine Wüste.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann schilt
Mich eine weib'sche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Wesenloses Schreckbild!

(Der Geist verschwindet.)

Ja — nun — Sobald du fort bist, bin ich wieder
Ein Mann.

(Zu den Gästen, welche aufstehen wollen.)

Ich bitt' euch, Freunde! Bleibet sitzen!

LADY.

Ihr habt durch diesen fieberhaften Anstoss
Den Schrecken unter Eure edeln Gäste
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

MACBETH.

Ich bitte dich! Kann man denn solche Dinge

Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Ziehn lassen, ohne ausser sich zu seyn?
Du machst mich irr an meinem eignen Selbst,
Seh' ich, dass du dergleichen Furchterscheinungen
Anschaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannst behalten, wenn
Die meinen das Entsetzen bleicht.

ROSSE.

Was für
Erscheinungen, mein König?

LADY.

Redet nicht,
Ich bitt' Euch! Es wird schlimmer stets und schlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut Nacht auf einmal Allen! Wartet nicht
Erst auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

ROSSE. ANGUS. LENOX.

Wir wünschen unserm König gute Nacht,
Und bessere Gesundheit!

LADY.

Allerseits gut' Nacht!

(Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.)

NEUNTER AUFTRITT.

MACBETH. *Gleich darauf* LADY MACBETH.

MACBETH.

Es fordert Blut! Blut, sagt man, fordert Blut!
Man hat Erfahrungen, dass Steine sich
Gerührt, dass Bäume selbst geredet haben!
Wahrsager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben schon durch Krähen
Und Dohlen die geheimste Mörderthat
An's Licht gebracht — Wie weit ist's in der Nacht?

LADY ist indess zurückgekommen.

So weit, dass Nacht und Morgen schon im Streit
Begriffen, wer die Herrschaft führen soll.

MACBETH.

Und Macduff, sagst du, weigert sich zu kommen?

LADY.

Hast du ihn laden lassen?

MACBETH.

Nein, ich hört' es
Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm senden.
Es ist nicht Einer unter diesen Thans,
In dessen Haus' ich meinen Horcher nicht
Besolde! — Morgen mit dem Frühesten
Such' ich die Zauberschwestern auf. Sie müssen
Mir mehr entdecken, denn ich muss nun schon
Das Aergste wissen auf dem ärgsten Weg.
Ich bin so tief in Blut hineingestiegen,
Dass die Gefahr dieselbe ist, ich mag
Zurücke schreiten oder vorwärts gehn.
— Seltsame Dinge wälzt mein Geist bei sich
Herum, die einen raschen Arm erfordern,
Und That seyn müssen, eh' sie Worte sind.

LADY.

Euch mangelt die Erquickung aller Wesen,
Der Schlaf.

MACBETH.

Ja, komm! Wir wollen auch nun schlafen.
Mein Fehler ist nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet.
Wir sind in Thaten dieser Art noch Kinder.

(Sie gehen ab.)

VIERTER AUFZUG.

Ein freier Platz.

ERSTER AUFTRITT.

ROSSE *und* LENOX.

ROSSE.

Ich führe das nur an, Euch auf die Spur
Zu bringen. Setzt Euch selber nun zusammen!
Der gnadenreiche Duncan ward von Macbeth
Betrauert! Freilich wohl! Er war ja todt.
Und der getreue, biedre Banquo reis'te
Zu spät des Nachts. Wer Lust hat, kann auch sagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man sollte eben in so später Nacht nicht reisen.
Wer dachte je, dass dieser Donalbain
Und Malcolm solche Ungeheuer wären,
Den zärtlichsten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie schmerzte sie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt er nicht sogleich
In heil'ger Wuth die beiden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War das nicht brav von ihm! Gewiss, und weise
Nicht minder! denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geläugnet! Also wie gesagt! Sehr klug! —
Und seyd gewiss, sollt' er der Söhne Duncans
Je habhaft werden — welches Gott verhüte!
Sie sollten lernen, was es auf sich hat,
Den Vater morden! Und das sollt' auch Fleance!
— Doch still! Um ein'ger freien Worte willen,
Und weil er von dem Gastmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff seinen Zorn auf sich.
Könnt Ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

LENOX.

Malcolm, Duncans Aeltester,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduards,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergessend.
Dahin ist nun auch Macduff abgegangen,
Englands grossmüth'gen König anzuflehn,
Dass er den tapfern Seiward uns zum Beistand
Hersende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
Die Tyrannei zerstöre, unsern Nächten Schlaf
Und unsern Tischen Speise wieder gebe,
Den mörderischen Dolch von unsern Festen
Entferne, uns auf's Neue um den Thron
Des angestammten Königes versammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach sehnen wir
Uns jetzt umsonst. — Die Nachricht von dem Allen
Hat den Tyrannen so in Wuth gesetzt,
Dass er zum Kriege schleunig Anstalt macht.

ROSSE.

So schickte er nach Macduff?

LENOX.

Ja. Und mit einem runden kurzen: *Sir,*
Ich komme nicht! ward der Gesandte ab-
Gefertigt, der mit einem finstern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er sagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen lassen,
Da ihr mit solcher Antwort mich entliesst.

ROSSE.

Es sey ihm eine Warnung, sich so weit

Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthätiger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entfalte sein Gesuch,
Noch eh' er kommt, damit ein schneller Arm
Zu Rettung dieses Landes sich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

LENOX.

Wo geht Ihr hin?

ROSSE.

Ich will nach Fife, sein Weib
Zu trösten und, vermag ich's, sie zu schützen.
Lebt wohl!

(Gehen ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

Eine grosse und finstre Höhle. Ein Kessel steht in der Mitte über dem Feuer.

HEKATE. DIE DREI HEXEN.

ERSTE HEXE.

Was ist dir, hohe Meisterinn?

ZWEITE und DRITTE.

Was zürnet unsre Königinn?

HEKATE.

Und soll ich's nicht, da ihr vermessen
Und schamlos eure Pflicht vergessen,
Und eigenmächtig, unbefragt,
Mit Macbeth solches Spiel gewagt,
Mit Räthseln ihn und Zauberworten
Versucht zu greuelvollen Morden?
Und mich, die Göttinn eurer Kraft,
Die einzig alles Unheil schafft,
Mich rieft ihr nicht, euch beizustehn
Und eurer Kunst Triumph zu sehn?
Und überdies, was ihr gethan,
Geschah für einen schlechten Mann,
Der eitel, stolz, wie's viele gibt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren, liebt!

Macht's wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unsichtbar um euch seyn
Und selber meine Macht euch leihn.
Denn eh' es noch beginnt zu tagen,
Erscheint er, das Geschick zu fragen.
Drum schnell ans Werk mit rüst'gen Händen,
Ich will euch meine Geister senden,
Und solche Truggebilde weben
Und täuschende Orakel geben,
Dass Macbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden soll!
Dem Schicksal soll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, sinnlos Alles wagen,
Nach seinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wisst ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!

(Sie versinkt hinter dem Kessel.)

DRITTER AUFTRITT.

Die drei Hexen um den Kessel tanzend.

ERSTE HEXE.

Um den Kessel schlingt den Reihn:
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unter'm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!

ALLE DREI.

Rüstig! rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

ERSTE HEXE.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und zischt auf unserm Herd!
Froschzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidexpfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied' und koch' wie Höllenbrüh.

ALLE.

Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

ERSTE HEXE.

Thut auch Drachenschuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräss'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finstern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall',
Eibenzweige, abgerissen
Bei des Mondes Finsternissen,
Türkennasen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
In Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Mischt und rührt es, dass der Brei
Tüchtig, dick und schleimig sey.
Werft auch, dann wird's fertig seyn,
Ein Gekrös vom Tiger drein!

ALLE.

Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Kessel siede!

ERSTE HEXE.

Kühlt's mit eines Säuglings Blut!
Dann ist der Zauber fest und gut!

ZWEITE HEXE.

Geister, schwarz, weiss, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt.
Rührt um, rührt um, rührt um
Was ihr rühren könnt!

(Es erscheinen zwerghafte Geister, welche in dem Kessel rühren.)

DRITTE HEXE.

Juckend sagt mein Daumen mir:
Etwas Böses naht sich hier!
Nur herein,
Wer's mag seyn!

VIERTER AUFTRITT.

MACBETH. DIE DREI HEXEN. *Nachher verschiedene Erscheinungen.*

MACBETH.

Nun, ihr geheimnissvollen schwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

DIE DREI HEXEN zugleich.

Ein namenloses Werk.

MACBETH.

Bei eurer dunkeln Kunst beschwör' ich euch:
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müsstet ihr die Winde
Entfesseln, und mit Kirchen kämpfen lassen;

Müsst' auch das schäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schiffahrt
Verschlingen, müsste finstrer Hagelregen
Die Ernte niederschlagen, feste Schlösser
Einstürzen über'm Haupte ihrer Hüter,
Paläste, Pyramiden ihren Gipfel
Erschüttert beugen bis zu ihrem Grunde!
Ja, müsste gleich der Weltbau drüber brechen
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

ERSTE HEXE.

Sprich!

ZWEITE HEXE.

Frage!

DRITTE HEXE.

Dir soll Antwort werden.

ERSTE HEXE.

Sprich! Willst du sie aus unserm Munde lieber,
Willst du von unsern Meistern sie vernehmen?

MACBETH.

Ruft sie! Ich will sie sehn!

DIE DREI HEXEN.

Gross oder klein,
Erschein'! Erschein'!
Und zeige dich
Und deine Pflicht bescheidentlich!

(Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt sich hinter dem Kessel.)

MACBETH.

Sag' mir, du unbekannte Macht —

ERSTE HEXE.

Was du denkst, entgeht ihm nicht.
Höre schweigend, was er spricht!

HAUPT.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegerisch Haupt!
Zittre vor dem Than zu Fife.
Lasst mich! Mehr ist nicht erlaubt.

MACBETH.

Wer du auch seyst, hab' Dank für diese Warnung,
Du zeigest meiner ungewissen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort —

ERSTE HEXE.

Er lässt sich nicht befehlen!
Hier ist ein Andrer, mächtiger als Jener!

(Donner. Erscheinung von einem blutigen Kinde.)

KIND.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

MACBETH.

Hätt' ich drei Ohren, du erfülltest sie.

KIND.

Sey keck und kühn, und dürste Blut!
Verlache deiner Feinde Wuth!
Denn Keiner, den ein Weib gebar,
Bringt Macbeth je Gefahr.

(Steigt hinunter.)

MACBETH.

So lebe Macduff immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand
Vom Schicksal nehmen — Du sollst sterben, Macduff,
Dass ich die Furcht zur Lügnerinn kann machen,
Und sorglos schlafen in des Sturmes Rachen.

(Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.)

Was ist's, das wie ein königlicher Sprössling
Sich dort erhebt, um seine Kinderstirn
Den goldnen Reif der Herrscherwürde tragend?

DIE DREI HEXEN.

Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was er spricht.

GEKRÖNTES KIND.

Sey ein Löwe! Keinen scheue,
Wer auch murre, wer dir dräue,
Wer sich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan.

(Steigt hinunter.)

MACBETH.

Dahin kommt's niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten pressen, dass sie ihre tief
Verschlungnen Wurzeln aus der Erd' entfesseln,
Und, die Bewegungslosen, wandelnd nahn?
Glückselige Orakelsprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebst du nicht, bis sich
Der Birnamwald erhebt von seiner Stelle.
Macbeth wird leben bis an's Ziel der Zeit,
Und keinem Andern seinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.
Und dennoch pocht mein Herz, nur Eines noch
Zu wissen. Sagt mir, wenn sich eure Kunst
So weit erstreckt — Wird Banquo's Same je
In diesem Reich regieren?

DIE DREI HEXEN.

Forsche nichts mehr!

MACBETH.

Ich will befriedigt seyn. Versagt mir das,
Und seyd verflucht auf ewig! Lasst mich's wissen.
Was sinkt der Kessel! Welch Getös' ist das?

(Hoboen.)

ERSTE HEXE.

Erscheint!

ZWEITE HEXE.

Erscheint!

DRITTE HEXE.

Erscheint!

ALLE DREI.

Erscheint, und macht sein Herz nicht froh!
Wie Schatten kommt, und schwindet so.

(Acht Könige erscheinen nach einander, und gehen mit langsamem Schritt an Macbeth vorbei. Banquo ist der letzte, und hat einen Spiegel in der Hand.)

MACBETH, indem die Erscheinungen an ihm vorübergehen.

Du gleichst zu sehr dem Geist des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! *Deine* Miene,
Du zweite goldumzogne Stirne, gleicht
Der ersten — Fort! Ein Dritter völlig, wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das!
Ein Vierter — O erstarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngsten Tag?
Noch Einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinsehn — Aber sieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele Andre zeigt!
Was seh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln sich, die Scepter werden dreifach!
Abscheuliches Gesicht! Ja, nun ist's wahr!
Ich seh' es, denn der blut'ge Banquo grinzt
Mich an, und zeigt auf sie, wie auf die Seinen.
— Was? Ist es nicht so?

ERSTE HEXE.

Alles ist so; doch warum
Steht der König starr und stumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schwestern, schlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unsern schönsten Festen
Gebt ihm einen Tanz zum Besten!
Luft, du sollst bezaubert klingen,
Wenn wir unsre Kreise schlingen,

Dass der grosse König soll gestehen,
Ehre sey ihm hier geschehen.

(Sie machen einen Tanz und verschwinden.)

MACBETH.

Wo sind sie? Weg! Verflucht auf ewig stehe
Die Unglücksstunde im Kalender — Komm
Herein, du draussen!

FÜNFTER AUFTRITT.

MACBETH. LENOX.

LENOX.

Was befiehlt mein König?

MACBETH.

Sahst du die Zauberschwestern?

LENOX.

Nein, mein König.

MACBETH.

Sie kamen nicht bei dir vorbei?

LENOX.

Nein, wirklich nicht.

MACBETH.

Verpestet sey die Luft, auf der sie reiten!
Verdammt sey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbei?

LENOX.

Zwei, oder drei, die Euch die Nachricht bringen,
Das Macduff sich nach Engelland geflüchtet.

MACBETH.

Nach Engelland geflüchtet?

LENOX.

Ja, mein König!

MACBETH.

O Zeit, du greifst in meinen furchtbarn Plan!
Der flücht'ge Vorsatz ist nicht einzuholen,
Es gehe denn die rasche That gleich mit.
Von nun an sey der Erstling meines Herzens
Auch gleich der Erstling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, sey's
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloss,
Erobre Fife im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlorne Seelen seines Unglückstamms
Erwürgt mein Schwert! Das ist kein eitles Prahlen!
Eh' der Entschluss noch kalt ist, sey's gethan!
Doch keine Geister mehr!
Wo sind die Männer? Führe mich zu ihnen.

(Gehen ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

Die Scene ist in einem Garten.

MALCOLM *und* MACDUFF.

MALCOLM.

Komm! Lass uns irgend einen öden Schatten
Aufsuchen, unsern Kummer auszuweinen.

MACDUFF.

Lass uns vielmehr das Todesschwert fest halten,
Und über unserm hingestürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend stehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlass'ne Wittwen, heulen neue Waisen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend wiedertönt, und bange Stimmen
Des Schmerzens von sich gibt, als ob er selbst
Mit Schottland litte.

MALCOLM.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiss, das will ich glauben,
Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag sich so verhalten, wie du sprichst.
— Dies Ungeheuer, dessen blosser Name
Die Zungen lähmt, hiess einst ein Biedermann;
Du liebtest ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könntest du
Durch mich dir ein Verdienst um ihn erwerben,
Und weislich gibt man ein unschuldig Lamm
Dem Messer hin, um einen zürnenden
Gott zu versöhnen.

MACDUFF.

Ich bin kein Verräther.

MALCOLM.

Doch Macbeth ist's — Und das Gebot des Herrschers
Kann auch den Besten in Versuchung führen!
Vergib mir, Macduff, meinen Zweifelsinn.
Du bleibst derselbe, der du bist! Mein Denken
Macht dich zu keinem Andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendsten auch fielen.
Wenn alle bösen Dinge die Gestalt
Des Guten borgten, dennoch muss das Gute
Stets diese nämliche Gestalt behalten.

MACDUFF.

Ich habe meine Hoffnungen verloren.

MALCOLM.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hättest deine Gattinn, deine Kinder,
Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So schnell im Stich gelassen ohne Abschied?
Vergib mir! Meine Vorsicht soll dich nicht
Beleidigen, nur sicher stellen soll
Sie mich — Du bleibst ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

MACDUFF.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyrannei, begründe fest
Und fester deinen angemassten Thron!
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erschüttern.
Du, Prinz, gehab' dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in seinen Klauen hält,
Und um den reichen Ost dazu, möcht' ich
Der Schändliche nicht seyn, für welchen du
Mich ansiehst.

MALCOLM.

Zürne nicht. Mein Zweifel ist
Nicht eben Misstraun. Unser Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch;
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, schlägt ihm neue Wunden.
Auch zweifl' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Tausend an! — Jedoch, gesetzt,
Ich träte siegend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trüg's auf meinem Schwert — das arme Schottland
Wird dann nur desto schlimmer sich befinden,
Und unter *dem,* der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

MACDUFF.

Wer wäre das?

MALCOLM.

Mich selber mein' ich — Mich,
Dem aller Laster mannichfache Keime
So eingepfropft sind, dass, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieser schwarze Macbeth

Schneeweiss dastehen, und der Wütherich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erscheinen wird!

MACDUFF.

Aus allen Höllenschlünden steigt
Kein teuflischerer Teufel auf, als Macbeth.

MALCOLM.

Er ist blutgierig, grausam, ich gesteh's,
Wollüstig, geizig, falsch, veränderlich,
Betrügerisch; ihn schändet jedes Laster,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wollust
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unschuld, nicht der klösterliche Schleier,
Nichts Heiliges ist meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überspringt.
Nein, besser Macbeth herrschet, denn ein solcher!

MACDUFF.

Unmässigkeit ist wohl auch Tyrannei,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchste Würde deiner Lüsternheit.
Du kannst erhabne Herrscherpflichten üben,
Ein Gott seyn vor der Welt, wenn dein Palast
Um deine Menschlichkeiten weiss.

MALCOLM.

Und dann
Keimt unter meiner andern Laster Zahl
Auch solch ein Geiz und eine Habsucht auf,
Dass, wär' ich unumschränkter Herr, ich würgte,
Um ihrer Länder willen, meine Edeln;
Den tödtete sein Haus, und den sein Gold,
Und kein Besitzthum machte je mich satt.
Mein Reichthum selbst wär' eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu stacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre sträflich zuzueignen.

MACDUFF.

Diess Laster gräbt sich tiefer ein, und schlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Lust, die schnell sich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unsre Könige
Erschlagen. Dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland ist reich genug für deine wildesten
Begierden! Das ist Alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

MALCOLM.

Doch die besitz' ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben,
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltsamkeit,
Geduld und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Grossmuth ist kein Funke
In mir — Dagegen überfliesst mein Herz
Von allen Lastern, die zusammen streiten.
Ja, stünd's in meiner Macht, ich schüttete
Die süsse Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

MACDUFF.

O Schottland! Schottland!

MALCOLM.

Ist ein solcher fähig
Zu herrschen? Sprich! Ich bin so, wie ich sagte.

MACDUFF.

Zu herrschen? Nein, nicht würdig, dass er lebe!
— O armes Vaterland, mit blut'gem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirst
Du deine heitern Tage wieder sehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich selbst das Urtheil der Verwerfung spricht,
Und lästert seines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beste, heiligste
Der Könige — und sie, die dich gebar,
Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz;
Sie starb an jedem Tage, den sie lebte.
Gehab' dich wohl, Prinz! Eben diese Laster,
Die du dir beilegst, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz! Hier endet deine Hoffnung.

MALCOLM.

Macduff! Diess edle Ungestüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöscht
Aus meiner Seele, und versöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieser teufelische Macbeth
Auf solchem Wege Netze mir gestellt,
Und nur bescheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott sey Zeuge zwischen mir und dir!
Von nun an geb' ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälschlich sprach.
Ab schwör' ich die Beschuldigungen alle,
Die ich verstellter Weise auf mich selbst
Gehäuft; mein Herz weiss nichts von jenen Lastern.
Rein hab' ich meine Unschuld mir bewahrt;
Nie masst' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Liess ich des eignen Gutes mir gelüsten.
Nie schwur ich falsch: nicht theurer ist das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erste Lüge
War, was ich jetzo gegen mich gesprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, ist dein
Und meinem armen Land! — Noch eh' du kamst,
Ist schon der alte Seiward, wohlgerüstet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen.
Wir folgen ihm sogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit sich heften!
— Warum so stille?

MACDUFF.

So Willkommenes
Und Schmerzliches lässt sich nicht leicht vereinen.

MALCOLM.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. ROSSE.

MACDUFF.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

MALCOLM.

Willkommen, werther Vetter!

MACDUFF.

Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

ROSSE.

Amen, Sir!

MACDUFF.

Steht es um Schottland noch, wie vor?

ROSSE.

Ach, armes Land!
Es schaudert vor sich selbst zurück. Nicht unser
Geburtsland, unser Grab nur kann man's nennen,
Wo Niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geschrei die Luft
Zerreisst, und ohne dass man darauf achtet,

Wo Niemand bei der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag : wem gilt es? wo das Leben
Rechtschaffner Leute schneller hin ist, als
Der Strauss auf ihren Hüten; wo man stirbt,
Eh' man erkrankt —

MACDUFF.

O schreckliche Beschreibung,
Und doch nur allzuwahr!

MALCOLM.

Was ist denn jetzt
Die neueste Beschwerde?

ROSSE.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, sagt was Altes;
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

MACDUFF.

Wie steht es um mein Weib?

ROSSE.

Wie? O ganz wohl!

MACDUFF.

Und meine Kinder —

ROSSE.

Auch wohl.

MACDUFF.

Der Tyrann
Hat ihre Ruh nicht angefochten?

ROSSE.

Nein!
In Ruhe waren alle, da ich ging.

MACDUFF.

Seyd nicht so wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

ROSSE.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich schwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verschiedne brave Leute seyen kürzlich
Ermordet — Was mir desto glaublicher
Erschien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken sah. Nun ist's die höchste Zeit!
Schon Euer blosser Anblick würde Krieger
Erschaffen, Weiber selbst zum Fechten treiben,
So müd' ist Schottland seiner langen Noth.

MALCOLM.

Lass es sein Trost seyn, dass wir schleunig nahn.
Grossmüthig leiht uns England zehentausend
Streitfert'ge Männer, die der tapfre Seiward
Anführt, der bravste Held der Christenheit.

ROSSE.

Dass ich dies Trosteswort mit einem gleichen
Erwiedern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu sagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo sie kein Ohr empfinge.

MACDUFF.

Wen treffen sie? Das Ganze? Oder ist's
Ein eigner Schmerz für eine einz'ge Brust?

ROSSE.

Es ist kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für *dich* gehört.

MACDUFF.

Wenn es für mich ist, so enthalte mir's
Nicht länger vor! Geschwinde lass' mich's haben!

ROSSE.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn sie dir jetzt den allerbängsten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

MACDUFF.

Ha,
Ich ahn' es.

ROSSE.

Deine Burg ist überfallen,
Dein Weib und Kinder grausam hingemordet!
Die Art zu melden, wie's geschah, das hiesse
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

MALCOLM.

Barmherz'ger Gott! Wie, Mann? Drück' deinen Hut
Nicht so in's Aug'. Gib deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

MACDUFF.

Meine Kinder auch?

ROSSE.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

MACDUFF.

Und ich muss fern seyn! —Auch mein Weib getödtet?

ROSSE.

Ich sagt' es.

MALCOLM.

Fasse dich! Aus unsrer blut'gen Rache
Lass uns für diesen Todesschmerz Arznei
Bereiten.

MACDUFF.

Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O höllischer Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einz'gen Tigersgriff!

MALCOLM.

Kämpf deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

MACDUFF.

Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, dass das lebte,
Was mir das Theuerste auf Erden war!
Und konntest du das ansehn, Gott! und kein
Erbarmen haben! — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden sie erschlagen!
Nichtswürdiger, für *deine* Missethat,
Nicht für die ihre, büssten ihre Seelen!
Geb' ihnen Gott nun seines Himmels Frieden.

MALCOLM.

Lass das den Wetzstein deines Schwertes seyn,
Lass deinen Kummer sich in Wuth verwandeln!
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es!

MACDUFF.

Oh!
Ich könnte weinen, wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber schneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufschub ab!
Stirn gegen Stirn bring' diesen Teufel Schottlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwertes-Länge
Bring' ihn mir nahe, und entkommt er, dann
Magst du ihm auch vergeben!

MALCOLM.

Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles ist
Bereit, wir brauchen Abschied blos zu nehmen.
Macbeth ist reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben setzen schon die Sichel an.
Kommt, stärket euch zum Marsch und zum Gefechte!
Die Nacht ist lang, die niemals tagen kann.

Sie gehen ab.)

FÜNFTER AUFZUG

Ein Zimmer. Es ist Nacht.

ERSTER AUFTRITT.

ARZT. KAMMERFRAU. *Gleich darauf* LADY MACBETH.

ARZT.

Zwei Nächte hab' ich nun mit Euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was Eure seltsame Erzählung
Bestätigte. Wann war es, dass die Lady
Zum Letztenmal nachtwandelte?

KAMMERFRAU.

Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich sie gesehn,
Dass sie von ihrem Bette sich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufschloss, Papier heraus nahm, darauf schrieb,
Es las, zusammenlegte, siegelte,
Dann wiederum zu Bett ging — und das alles
Im tiefsten Schlafe.

ARZT.

Eine grosse Störung
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs geniessen, und Geschäfte
Des Wachens thun! Doch ausser dem Herumgehn,
Und was sie sonst noch vornahm, habt Ihr sie
In diesem Zustand etwas reden hören?

KAMMERFRAU.

Nichts, was ich weiter sagen möchte, Sir!

ARZT.

Mir dürft Ihr's sagen, und ich muss es wissen.

KAMMERFRAU.

Nicht Euch, noch irgend einem lebenden
Geschöpf werd' ich entdecken, was ich weiss,
Da Niemand ist, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! Seht! Da kommt sie! So pflegt sie zu gehn,
Und in dem tiefsten Schlaf, so wahr ich lebe!
Gebt Acht auf sie, doch machet kein Geräusch!

(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.)

ARZT.

Wie kam sie aber zu dem Licht?

KAMMERFRAU.

Es stand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttisch. Das ist ihr Befehl.

ARZT.

Ihr seht, sie hat die Augen völlig offen.

KAMMERFRAU.

Ja! Aber die Empfindung ist verschlossen!

ARZT.

Was macht sie jetzt? Seht, wie sie sich die Hände reibt!

KAMMERFRAU.

Das bin ich schon von ihr gewohnt, dass sie
So that, als ob sie sich die Hände wüsche.
Ich hab' sie wohl zu ganzen Viertelstunden
An einem fort nichts Andres thun sehn.

LADY.

Hier ist doch noch ein Flecken.

ARZT.

Still! Sie redet!
Ich will mir Alles merken, was sie sagt,
Damit ich nichts vergesse.

LADY.

Weg, du verdammter Flecken! Weg, sag' ich!
Eins! Zwei! — Nun so ist's hohe Zeit! — Die Hölle ist
Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat, und feige!
Lasst es auch ruchtbar werden! Ist doch Niemand
So mächtig, uns zur Rechenschaft zu ziehen!
Wer dacht' es aber, dass der alte Mann
Noch so viel Blut in Adern hätte!

ARZT.

Hört Ihr?

LADY.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — Wo ist
Sie nun? Was? Wollen diese Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet Alles
Mit diesem starren Hinsehn!

ARZT.

Gehet! Geht!
Ihr wisst etwas, das Ihr nicht wissen solltet.

KAMMERFRAU.

Sie sprach etwas, das sie nicht sprechen sollte,
Das ist kein Zweifel! Weiss der Himmel, was
Sie wissen mag!

LADY.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Versüssen diese kleine Hand nicht mehr.
Oh! Oh!

ARZT.

Hört! Hört! Was für ein Seufzer war das!
O sie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

KAMMERFRAU.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Busen tragen.

ARZT.

Wohl! Wohl!

KAMMERFRAU.

Das gebe Gott, dass es so sey!

ARZT.

Ich kann mich nicht in diese Krankheit finden,
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt, und als gute Christen doch
Auf ihrem Bette starben.

LADY.

Wascht die Hände!
Den Schlafrock über! Sehet nicht so bleich aus!
Ich sag's euch, Banquo liegt im Grab; er kann
Aus seinem Grab nicht wieder kommen.

ARZT.

Wirklich?

LADY.

Zu Bett! Zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! Kommt! Kommt! Gebt mir eure [Hand!
Geschehne Dinge sind nicht mehr zu ändern.
Zu Bette! Zu Bette!

(Sie geht ab.)

ARZT.

Geht sie nun zu Bette?

KAMMERFRAU.

Gerades Wegs.

ARZT.

Man raunt sich Grauenvolles
In die Ohren; unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewissensangst, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kissen ihre Schuld — Ihr ist
Der Geistliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott, Gott, vergib uns Allen! — Sehet zu,
Nehmt Alles weg, womit sie sich ein Leides
Thun könnte! Lasst sie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir ist ganz schauerlich zu Muth.
Ich *denke*, aber wage nicht zu reden.

(Sie gehen ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

(Offne Gegend. Prospect, ein Wald.)

ANGUS. LENOX. LORDS *und* SOLDATEN *im Hintergrund.*

ANGUS.

Das Heer der Engelländer ist im Anzug,
Von Malcolm, unserm Prinzen, angeführt,
Von Seiward seinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt sie an;
Denn solche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf sie gehäuft, entflammten
Selbst abgestorbene Büssende zur Wuth,
Und stachelten sie auf zu blut'gen Thaten.

LENOX.

Dort ist das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch diesen Wald; da können wir am besten
Zu ihrem Heere stossen — Weiss Jemand,
Ob Donalbain bei ihnen ist?

ANGUS.

Es ist gewiss,
Dass er bei diesem Heer sich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniss aller Edlen,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Ist unter ihnen, nebst noch vielen andern
Unbärt'gen Knaben, die noch keine Schlacht
Gesehn, und ihres Muthes Erstlinge
In diesem heil'gen Krieg beweisen wollen.

LENOX.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine bess're Sache. Lasst uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehen, und an das Heer,
Bei dem der Sieg ist, muthvoll uns zu schliessen.
Dort wo das Recht, ist unser Vaterland.

ANGUS.

Auf, gegen Birnam!

(Man hört Trommeln in der Ferne.)

LENOX.

Hört ihr jene Trommeln?
Die brittischen Völker nahen. Lasst sie uns
Mit unsern Trommeln kriegerisch begrüssen!

(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derselben.)

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. MALCOLM, SEIWARD, *Vater und Sohn.* MACDUFF. ROSSE. SOLDATEN *mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.*

MALCOLM.

Ich hoffe, Vettern, nah' ist nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frei seyn werden.

ROSSE.

Wir zweifeln nicht daran.

SEIWARD.

Sieh! Wer sind diese,
Die sich gewaffnet gegen uns bewegen?

MALCOLM.

Steht!

MACDUFF.

Haltet an!

ROSSE.

Wer seyd ihr?

LENOX.

Freunde Schottlands,
Und Feinde des Tyrannen.

ROSSE.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich sie. Es ist der edle Than
Von Lenox und von Angus.

MALCOLM.

Seyd willkommen!
Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?

LENOX.

Uns selbst,
Ein treues Herz und Schwert für unsern König!

ANGUS.

Wir kommen, unsre Treu' und Dienstespflicht
Dahin zu tragen, wo sie hingehört,
Und suchen Schottland unter Englands Fahnen.

MALCOLM.

Glücksel'ge Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Lasst euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unsre Waffen werden glücklich seyn,
Da sich die besten Herzen zu uns wenden.

SEIWARD.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuversicht in seiner Burg,
Und will dort die Belagerung erwarten?

ANGUS.

Er hat sich in das Bergschloss Dunsinan
Geworfen, das er stark befestiget.
Er soll von Sinnen seyn, sagt man. Sein Anhang
Nennt's eine kriegerische Begeisterung.
Wohl mag er seiner selbst nicht Meister bleiben,
In diesem Kampf der Wuth und der Verzweiflung.

LENOX.

Nun schiesst die Blutsaat, die er ausgesät,
Zur fürchterlichen Aernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der seinen eignen Treubruch ihm vergilt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an seine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur sichern Flucht sich zeigt,
Verlässt ihn Gross und Klein.

ROSSE.

Jetzt fühlt er, dass der angemasste Purpur
Der Majestät so schlotterig und lose
Um ihn herum hängt, wie des Riesen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn stahl.

MACDUFF.

Lasst unsern Tadel, so gerecht er ist,
Bis nach dem Ausschlag des Gefechtes schweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

SEIWARD.

Wie heisst der Wald hier vor uns?

ROSSE.

Birnamswald.

SEIWARD.

Lasst jeden Mann sich einen Ast abhauen,
Und vor sich her ihn tragen. Wir beschatten
Dadurch die Anzahl unsers Heers, und machen
Die Kundschaft des Tyrannen an uns irre.

ALLE.

Es soll geschehen!

(Sie zerstreuen sich nach dem Hintergrund, um die Zweige abzubrechen.)

VIERTER AUFTRITT.

(Zimmer.)

MACBETH. DER ARZT. BEDIENTE.

MACBETH.
Verkündiget mir nichts mehr! Lasst sie Alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung setzt auf Dunsinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geister, die
Die ganze Folge irdischer Geschicke
Durchschauen, sprachen dieses Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gebar, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergess'nen Thans, schliesst euch
An diese britt'schen Zärtlinge! Der Geist,
Der mich beherrscht, dies Herz, das in mir schlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.

(Zu einem Bedienten, der hereintritt.)

Dass dich der Teufel bräune, Milchgesicht!
Wie kommst du zu dem gänsemäss'gen Ansehn?

BEDIENTER erschrocken, athemlos.
Zehntausend —

MACBETH.
Gänse, Schuft?

BEDIENTER.
Soldaten, Herr!

MACBETH.
Reib dein Gesicht, und streiche deine Furcht
Erst roth an; du milchlebriger Geselle!
Was für Soldaten, Geck! Verdamm dich Gott!
Dein weibisch Ansehn steckt mir noch die Andern
Mit Feigheit an—Was für Soldaten, Memme?

BEDIENTER.
Die englische Armee, wenn Ihr's erlaubt.

MACBETH.
Schaff dein Gesicht mir aus den Augen! — Seiton!
— Ich kriege Herzweh, wenn ich's sehe — Seiton!
Das muss entscheiden! Dieser Stoss versichert
Mein Glück auf immer, oder stürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald in's Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter schmücken sollte,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestreu,
An Alles das ist nun gar nicht zu denken!
Statt dessen sind mein Erbtheil Hass und Flüche,
Nicht laut, doch desto inn'ger, Heuchelworte,
Ein leerer Munddienst, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

FÜNFTER AUFTRITT.

MACBETH. ARZT. SEITON.

SEITON.
Was ist zu Eurem gnädigsten Befehl?

MACBETH.
Gibt's sonst was Neues?

SEITON.
Herr, es hat sich Alles
Bestätigt, was erzählt ward.

MACBETH.
Ich will fechten,
Bis mir das Fleisch von allen Knochen ab-
Gehackt ist — Meine Rüstung!

SEITON.
Herr, es eilt nicht.

MACBETH.
Ich will sie anziehn. Schickt mehr Reiter aus;
Durchstreift das ganze Land, und an den Galgen,
Wer von Gefahr spricht — Gib mir meine Rüstung!
— Wie steht's um unsre liebe Kranke, Doctor?

ARZT.
Krank nicht sowohl, mein König, als beängstigt
Von Phantasien, die ihr die Ruhe rauben.

MACBETH.
So heile sie davon. Kannst du ein krankes
Gemüth von seinem Grame nicht befreien,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewusstseyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht sonst mit irgend einem süssen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz erstickt?

ARZT.
Herr, darin muss die Kranke selbst sich rathen.

MACBETH.
So fluch' ich deiner Kunst; mir frommt sie nicht.

(Zu dem Diener)

Kommt! Meine Rüstung! Gebt mir meinen Stab!

(Indem er sich waffnet.)

—Du, Seiton, schicke—Doctor! Mich verlassen
Die Thans — Komm! Komm! Mach hurtig! — Guter [Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausspähn, sein scharfes Blut versüssen, ihm
Das vor'ge Wohlseyn könntest wieder geben,
Dann wollt' ich deiner Thaten Herold seyn,
Und Echo selbst mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna, oder andre
Purganzen möchten wohl dies britt'sche Heer
Abführen? Sprich! Vernahmst du nichts davon?

ARZT.
Ja, mein Gebieter. Eure kriegrischen
Anstalten machen, dass wir davon hören.

MACBETH.
Lasst sie heran ziehn — Mich erschreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunsinan erscheint.

ARZT für sich.
Wär' ich nur erst mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürstenlohn!

MACBETH.
Dies feste Schloss trotzt der Belagerung!
Lasst sie da liegen, bis der Hunger sie,
Die Pest sie aufgerieben. Stünden ihnen
Nicht die Verräther bei, die uns verliessen,
Wir hätten sie, Bart gegen Bart, empfangen,
Und heimgepeitscht —

(Hinter der Scene wird gerufen.)

Was für ein Lärm ist das?

SEITON.
Es sind die Weiber, welche schrein, mein König!

(Eilt hinaus mit dem Arzt.)

MACBETH.
Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Sonst gab es eine Zeit, wo mir der Schrei
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bei jedem Schreckniss in die Höhe starrte,
Als wäre Leben drin. — Jetzt ist es anders.
Ich hab' zu Nacht gegessen mit Gespenstern,
Und voll gesättigt bin ich von Entsetzen.

(Seiton kommt zurück.)

Was gibt's? Was ist geschehn?

SECHSTER AUFTRITT.

MACBETH. SEITON.

SEITON.

Die Königinn
Ist todt!

MACBETH nach einem langen Stillschweigen.

Wär' sie ein andermal gestorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu solcher Botschaft!

(Nachdem er gedankenvoll auf und ab gegangen.)

Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in seinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchstaben, der uns zugemess'nen Zeit,
Und alle unsre Gestern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus, du kleine Kerze! Was ist Leben?
Ein Schatten, der vorüber streicht! Ein armer Gau-
Der seine Stunde lang sich auf der Bühne [kler,
Zerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr;
Ein Mährchen ist es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortschwall, und bedeutet nichts.

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. EIN BOTE.

MACBETH.

Du kommst,
Die Zunge zu gebrauchen. Fass' dich kurz!

BOTE.

Herr! Ich — ich sollte sagen, was ich sah,
Und weiss nicht, wie ich's sagen soll.

MACBETH.

Gut! Sag' es!

BOTE.

Als ich auf meinem Posten stand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da däuchte mir,
Als ob der Wald anfing, sich zu bewegen.

MACBETH fasst ihn wüthend an.

Du Lügner und verdammter Bösewicht!

BOTE.

Herr, lasst mich Euren ganzen Grimm erfahren,
Wenn's nicht so ist. Auf Meilenweite könnt ihr ihn
Selbst kommen sehen. Wie ich sage, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

MACBETH.

Mensch! Hast du gelogen,
So hängst du lebend an dem nächsten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagst du
Die Wahrheit, nun so frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das Gleiche thust — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelsinn des Teufels,
Der Lügen sagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunsinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunsinan!
Die Waffen an! Die Waffen und hinaus!
Verhält sich's wirklich also, wie er sagt,
So ist kein Bleiben hier, so hilft kein Flüchten.
Ich fange an, der Sonne müd' zu seyn.
Könnt' ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, stürmet! Brich herein,
Zerstörung! Will das Schicksal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen.

(Ab.)

ACHTER AUFTRITT.

Ein freier Platz vor der Festung, vorn Gebäude, in der Ferne Landschaft, die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieser Scene genommen.

MALCOLM. SEIWARD. SEIWARDS SOHN. MACDUFF. ROSSE. ANGUS. LENOX. SOLDATEN.
Alle rücken aus der hintersten Tiefe des Theaters mit langsamen Schritten vorwärts, die Zweige vor sich her, und über dem Haupte tragend.

MALCOLM, nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt.

Nun sind wir nahe gnug — Werft eure grünen Schilde
Hinweg, und zeigt euch, wie ihr seyd! — Ihr führt
Das erste Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebst eurem edlen Sohn — Indessen wir
Und dieser würd'ge Held (*auf Macduff zeigend*) nach
Das Uebrige besorgen. [unserm Plan

(Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, so, dass das Theater davon leer wird.)

SEIWARD.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So sieht der Morgen die geschlagne Schlacht.

MACDUFF.

Gebt Athem allen kriegrischen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.

(Kriegerische Musik. Schlacht im Hintergrunde.)

NEUNTER AUFTRITT.

MACBETH. *Dann* DER JUNGE SEIWARD.

MACBETH.

Sie haben mich an einen Pfosten angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muss mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer ist der, den kein Weib gebar! Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen sonst.

JUNGER SEIWARD tritt auf.

Wie ist dein Name?

MACBETH.

Hör' ihn und zittre!

JUNGER SEIWARD.

Zittern werd' ich nicht
Und gäbst du dir auch einen heissern Namen,
Als einer in der Höll'.

MACBETH.

Mein Nam' ist Macbeth.

JUNGER SEIWARD.

Der Satan selbst kann keinen scheusslichern mir nennen.

MACBETH.

Und keinen furchtbarern!

JUNGER SEIWARD.

Du lügst, verworfner
Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweisen,
Dass du das lügst!

(Sie fechten. Der junge Seiward fällt.)

MACBETH.

Dich hat ein Weib geboren!
Der Schwerter lach' ich, die von Sterblichen
Geschwungen werden, die ein Weib gebar!

(Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.)

ZEHNTER AUFTRITT.

MACDUFF *tritt auf.*

Der Lärm ist dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällst du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geister meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene *Kernen*,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du bist es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck' ich mein Schwert zurück in seine Scheide.
Dort musst du seyn — Der grosse Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund vom ersten Rang.
Lass mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.
(Ab.)

EILFTER AUFTRITT.

SEIWARD *und* MALCOLM *treten auf.*

SEIWARD.
Hierher, mein Prinz — Das Schloss hat sich ergeben.
Die Völker des Tyrannen weichen schon;
Die edlen Thane fechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag ist unser!

MALCOLM.
Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbei gehn!

SEIWARD.
Folgt mir in die Festung!
(Ab).

ZWÖLFTER AUFTRITT.

MACBETH. *Gleich darauf* MACDUFF.

MACBETH.
Warum soll ich den röm'schen Narren spielen,
Und in das eigne Schwert mich stürzen? Nein,
So lang' ich Lebende noch um mich sehe,
Wend' ich es besser an!
(Indem er abgehen will, kommt Macduff auf die Scene.)

MACDUFF.
Steh! Höllenhund!

MACBETH.
Du bist der Einzige von allen Menschen,
Den ich vermied — Geh! Meine Seele ist
Genug beladen schon mit deinem Blut.

MACDUFF.
Ich hab' nicht Worte, meine Stimme ist
In meinem Schwert — Du Böswicht, blutiger,
Als Worte es beschreiben!
(Er dringt wüthend auf ihn ein; sie fechten eine Zeitlang ohne Entscheidung.)

MACBETH inne haltend.
Du verlierst die Müh.
So leicht vermöchtest du die geist'ge Luft
Mit deines Schwertes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Lass dein Eisen
Auf Schädel fallen, die verwundbar sind;
In meiner Brust wohnt ein bezaubert Leben,
Das Keinem weichet, den ein Weib gebar.

MACDUFF.
Nun so verzweifle dann an deinem Zauber,
Und lass den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, dass Macduff vor der Zeit
Aus seiner Mutter Leib geschnitten ist.

MACBETH.
Die Zunge sey verflucht, die mir das sagt!
Sie hat das Beste meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht! Wer diesen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterlistig
Mit Doppelsinn uns täuschen, unserm Ohr
Wort halten, unsre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

MACDUFF.
So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauspiel
Der Zeit zu seyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein seltnes Ungeheuer, abgemahlt
Auf einer Stange tragen, und darunter schreiben:
Hier ist zu sehen der Tyrann!

MACBETH.
Ich will
Mich nicht ergeben, um vor diesem Knaben
Malcolm zu knieen, und den Staub zu küssen,
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu seyn.
Ist gleich der Birnam Wald auf Dunsinan
Heran gerückt, bist du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch sey
Das Aeusserste versucht! Hier halt' ich
Den kriegerischen Schild vor meinen Leib.
Fall' aus, triff, und verdammt sey, wer zuerst
Ruft: Halt, genug!
(Sie gehen fechtend ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT.

Man bläst zum Abzug.

MALCOLM. SEIWARD. ROSSE. ANGUS. LENOX. SOLDATEN.

MALCOLM.
Möcht' ich die edeln Freunde, die wir missen,
Doch wohl erhalten wiedersehn!

SEIWARD.
Prinz! Ein'ge müssen schon das Opfer werden,
Und wie ich seh', ist dieser grosse Tag
Wohlfeil genug erkauft.

MALCOLM.
Macduff und Euren edelmüth'gen Sohn
Vermisst man.

ROSSE.
Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger seine Schuld.
Und nicht sobald hätt' er sein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, so starb er als ein Mann.

SEIWARD.
So ist er todt?

ROSSE.
Vom Schlachtfeld schon getragen.
Messt Euren Schmerz nicht ab nach seinem Werth;
Sonst wär' er gränzenlos.

SEIWARD.
Hat er die Wunden vorn?

ROSSE.
Ja, auf der Stirn.

SEIWARD.
Nun denn! So sey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünschte keinem einen schönern Tod.
Sein Grablied ist gesungen.

MALCOLM.
Ihm gebührt

Ein grösser Lied; das soll ihm werden.

SEIWARD.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie sagen, er schied wohl,
Und zahlte seine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Trost!

VIERZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. MACDUFF *mit der Rüstung und Krone Macbeths.*

MACDUFF.

Heil dir, o König, denn du bist's! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier ist seine Beute.
Die Zeit ist wieder frei! Ich sehe dich
Umgeben von den Edeln deines Reichs;
Sie sprechen meinen Gruss im Herzen nach,
Und ihre Stimmen mischen sich mit meiner:
Heil Schottlands König!

ALLE.

Heil dem König Schottlands?

(Trompetenstoss.)

MALCOLM.

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer Aller Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit Jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr seyd *Grafen*
Von heute an; die ersten, welche Schottland
Mit diesem Ehrennamen grüsst — Was nun
Die erste Sorge unsers Regiments
Seyn muss, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyrannei geflohen, die Bestrafung
Der blut'gen Diener dieses todten Schlächters,
Und seiner teufelischen Königinn,
Die, wie man sagt, gewaltsam blut'ge Hand
Gelegt hat an sich selbst, dies, und was sonst
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Mass und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und somit danken wir auf einmal Allen,
Und laden euch nach Scone zu unsrer Krönung.

TURANDOT,

PRINZESSINN VON CHINA.

EIN TRAGICOMISCHES MÄHRCHEN NACH GOZZI.

PERSONEN.

ALTOUM, fabelhafter Kaiser von China.
TURANDOT, seine Tochter.
ADELMA, eine tartarische Prinzessinn, ihre Sclavinn.
ZELIMA, eine andere Sclavinn der Turandot.
SKIRINA, Mutter der Zelima.
BARAK, ihr Gatte, ehmals Hofmeister des
KALAF, Prinzen von Astrachan.
TIMUR, vertriebener König von Astrachan.
ISMAEL, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
TARTAGLIA, Minister.
PANTALON, Kanzler.
TRUFFALDIN, Aufseher der Verschnittenen.
BRIGELLA, Hauptmann der Wache.
DOCTOREN des Divans.
SCLAVEN und SCLAVINNEN des Serails.

ERSTER AUFZUG.

Vorstadt von Peckin, Prospeckt eines Stadtthors. Eiserne Stäbe ragen über demselben hervor, worauf mehrere geschorne, mit türkischen Schöpfen versehene Köpfe als Masken, und so, dass sie als eine Zierrath erscheinen können, symmetrisch aufgeplanzt sind.

ERSTER AUFTRITT.

PRINZ KALAF *in tartarischem Geschmack, etwas phantastisch gekleidet, tritt aus einem Hause. Gleich darauf* BARAK, *aus der Stadt kommend.*

KALAF.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin sollt' ich
Eine gute Seele finden!

BARAK in persischer Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erstaunt zurück.

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

KALAF erkennt ihn.

Barak!

BARAK auf ihn zueilend.

Herr!

KALAF.

Dich find' ich hier!

BARAK.

Euch seh' ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

KALAF.

Schweig! Verrath' mich nicht!
Beim grossen Lama! Sprich! Wie bist du hier?

BARAK.

Durch ein Geschick der Götter, muss ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Dass unsre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltsam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Astrachan zurück
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Dass Ihr und König *Timur*, Euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich Alles.
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Elmazen, Eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Astrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach suchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Namen *Hassan* glückte mir's,
Durch treue Dienste einer Wittwe Gunst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht; ein Perser bin ich ihr,
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch überreich
In diesem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder sehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peckin hier?

KALAF.

Nenne mich nicht! Nach jener unglücksel'gen Schlacht
Bei Astrachan, die uns das Reich gekostet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
Schnell rafften wir das Kostbarste zusammen,
Was sich an Edelsteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüsten und das felsige Gebirg.
Gott! was erlitten wir nicht da! Am Fuss
Des Kaukasus raubt' eine wilde Horde
Von *Malandrinen* uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.

Wir mussten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannigfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Last.
Kaum wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung,
Dass er den Dolch nicht auf sein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, dass sie, von Gram
Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenstadt,
Und hier, an der Moscheen Thor, musst' ich
Ein Bettler flehen um die mag're Kost,
Der theuren Aeltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefflis, von Tyrannensucht,
Misstrauend dem Gerücht von unserm Tode,
Er liess durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt schon war uns sein Befehl,
Der alle kleine Könige seiner Herrschaft
Aufbot, uns nachzuspähn. Nur schnelle Flucht
Entzog uns seiner Spürer Wachsamkeit —
Ach, wo verbärg' sich ein gefallner König!

BARAK.

O nichts mehr! Eure Worte spalten mir
Das Herz! Ein grosser Fürst in solchem Elend!
Doch sagt! Lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königinn?

KALAF.

Sie leben.
Und wisse, Barak! In der Noth allein
Bewähret sich der Adel grosser Seelen.
— Wir kamen in der *Karazanen* Land.
Dort in den Gärten König *Keicobad's*
Musst' ich zu Knechtes-Diensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich sah *Adelma* dort, des Königs Tochter;
Mein Anblick rührte sie; es schien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf sieht die Liebe; nimmer glaubte sie
Mich zu dem Loos, wo sie mich fand, geboren.
— Doch weiss ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Grosskhan der Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Was ich berichten kann, ist dies: besiegt
Ward Keicobad, sein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu sagen?
Vier Jahre lang schafft' ich den Aeltern Brot,
Dass ich um dürft'ges Taglohn Lasten trug.

BARAK.

Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldenstaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günstig ward?

KALAF.

Mir günstig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwischt, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn selbst
Dem König — Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Aeltern nährt mit Lastentragen.
Drauf liess der Khan den Vater und die Mutter
Im Hospital versorgen.

(Er hält inne.)

Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchsten Elends,
Dort ist dein König — deine Königinn.
Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

BARAK.

Gott!

KALAF.

Mir liess der Kaiser diese Börse reichen,
Ein schönes Pferd und dieses Ritterkleid.
Den greisen Aeltern sag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geschick zu ändern;
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten sie nicht, mich zurück zu halten,
Und da ich standhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, dass sie von Angst gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimath.
Entschlossen komm' ich her, dem grossen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind,
Durch tapfre That mein Schicksal zu verbessern.
— Ich weiss nicht, welche Festlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, dass kein Karvanserai
Mich aufnahm — Dort in jener schlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

BARAK.

Prinz, das ist mein Weib.

KALAF.

Dein Weib?
Preise dein Glück, dass es ein fühlend Herz
Zur Gattinn dir gegeben!

(Er reicht ihm die Hand.)

Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Festlichkeit
Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
Dann zeig' ich mich dem grossen Khan und bitt'
Ihn um die Gunst, in seinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

BARAK.

Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? — Mögt Ihr das Aug'
An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O wisset, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

KALAF.

Wie so? Was meinst du?

BARAK.

Wie? Ihr wisst es nicht,
Dass Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Thränen?

KALAF.

Ja, schon vorlängst im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es sey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle seines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und schwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verständ'ge lacht — Darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache?

BARAK.

Des Grosskhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Mahlers Pinsel noch erreicht,
Wie viele Bildnisse von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt so übermüth'gen Sinn,
So grossen Abscheu vor der Ehe Banden,

Dass sich die grössten Könige umsonst
Um ihre Hand bemüht —

KALAF.

Das alte Mährchen
Vernahm ich schon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

BARAK.

Es ist kein Mährchen. Oft schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbinn seines Reichs,
Mit Söhnen grosser Könige vermählen.
Stets widersetzte sich die stolze Tochter,
Und ach! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als dass er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum sprach er einsmals ernst und wohlbedächtlich
Zu ihr die strengen Worte: Störrig Kind!
Entschliesse dich einmal, dich zu vermählen;
Wo nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen!
Denn ich bin alt; zu viele Könige schon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verschmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und stirb wie dir's gefällt —
Erschüttert ward von diesem ernsten Wort
Die Stolze, rang umsonst sich loszuwinden.
Die Kunst der Thränen und der Bitten Macht
Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt sie von dem unglücksel'gen Vater,
Verlangt — Hört was die Furie verlangte!

KALAF.

Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Mährchen
Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiss!
Sie fordert ein Edikt von ihrem Vater,
Dass jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt seyn soll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieses sollte die Bedingung seyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiser
Und seinen Räthen allen, wollte sie
Drei Räthsel ihm vorlegen. Löste sie
Der Freier auf, so mög' er ihre Hand
Und mit derselben Kron' und Reich empfangen.
Löst' er sie *nicht*, so soll der Kaiser sich
Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu lassen. — Sprich, ist's nicht so? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannst vor langer Weile.

BARAK.

Mein Mährchen? Wollte Gott! — Der Kaiser zwar
Empört' sich erst dagegen; doch die Schlange
Verstand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit list'ger Redekunst das furchtbare
Gesetz dem schwachen Alten zu entlocken.
Was ist's dann auch? sprach sie mir arger List;
Kein Prinz der Erde wird so thöricht seyn,
In solchem blut'gen Spiel sein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht sich erschreckt zurück;
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Gesetz vollzieht. —
Beschworen ward das unnatürliche
Gesetz und kund gemacht in allen Landen.
(Da Kalaf den Kopf schüttelt.)
— Ich wünschte, dass ich Mährchen nur erzählte,
Und sagen dürfte: Alles war ein Traum!

KALAF.

Weil du's erzählst, so glaub' ich das Gesetz.
Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig gnug,
Sein Haupt daran zu setzen.

BARAK zeigt nach dem Stadtthor.

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu sehen sind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abenteuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil sie die Räthsel dieser Sphinx zu lösen
Nicht fähig waren.

KALAF.

Grausenvoller Anblick!
Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

BARAK.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man sich zeigt in allen Ländern,
Fühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
Dass er sich blind dem Tod entgegen stürzt,
Das göttergleiche Urbild zu besitzen.

KALAF.

Irgend ein Geck.

BARAK.

Nein wahrlich! Auch der Klügste.
Heut ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von *Samarcanda*, den Verständigsten,
Den je die Welt gesehn, enthaupten wird.
Der Khan beseufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die stolze Schöne.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)
Hört! Hört Ihr! Dieser dumpfe Trommelklang
Verkündet, dass der Todesstreich geschieht;
Ihn nicht zu sehen, wich ich aus der Stadt.

KALAF.

Barak, du sagst mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geschöpf wie diese Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menschlichkeit?

BARAK.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavinn dient, und uns Unglaubliches
Von ihrer schönen Königinn berichtet.
Ein Tiger ist sie, diese Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um sie werben.
Sonst ist sie gütig gegen alle Welt:
Stolz ist das einz'ge Laster, das sie schändet.

KALAF.

Zur Hölle, in den tiefsten Schlund hinab,
Mit diesen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur sich selber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen sollten sie
Verzehren.

BARAK.

Hier kommt Ismael, der Freund
Des Prinzen, der sein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Ismael!

ZWEITER AUFTRITT.

ISMAEL *zu den* VORIGEN.

ISMAEL reicht dem Barak die Hand, heftig weinend.

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes ist gefallen.
Ach! Warum fiel er nicht auf dieses Haupt!

BARAK.

Barmherz'ger Himmel! Doch warum liesst Ihr
Geschehn, dass er im Divan der Gefahr
Sich blossgestellt?

ISMAEL.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beschworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte,
Umsonst! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riss ihn fort.

BARAK.

Beruhigt Euch!

ISMAEL.

Beruhigen? Niemals! Niemals!
Ich hab' ihn sterben sehen. Sein Gefährte
War ich in seinem letzten Augenblick,
Und seine Abschiedsworte gruben sich
Wie spitz'ge Dolche mir in's tiefste Herz.
« Weine nicht! » sprach er. « Gern und freudig sterb' [ich,
» Da ich die Liebste nicht besitzen kann.
» Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
» Dass ich ohn' Abschied von ihm ging. Ach, nie
» Hätt' er die Todesreise mir gestattet!
» Zeig' ihm dies Bildniss! »

(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Busen.)

« Wenn er diese Schönheit
» Erblickt, wird er den Sohn entschuldigen. »
Und an die Lippen drückt er jetzt, lautschluchzend,
Mit heft'gen Küssen dies verhasste Bild,
Als könnt' er, sterbend selbst, nicht davon scheiden;
Drauf kniet' er nieder, und — mit Einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut spritzen, sah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entsetzt und trostlos riss ich mich von dannen.

(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)

Verhasstes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt' ich sie selbst, die Tigerherzige,
Mit diesem Fusstritt so wie dich zermalmen!
Dass ich dich meinem König überbrächte!
Nein! Mich soll Samarcand nicht wieder sehn.
In eine Wüste will ich fliehn, und dort,
Wo mich kein menschlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.

(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

KALAF *und* BARAK.

BARAK nach einer Pause.

Prinz Kalaf, habt Ihr's nun gehört?

KALAF.

Ich stehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erstaunen.
Wie aber mag dies unbeseelte Bild,
Das Werk des Mahlers, solchen Zauber wirken?

(Er will das Bildniss von der Erde nehmen.)

BARAK eilt auf ihn zu und hält ihn zurück.

Was macht Ihr! — Grosse Götter!

KALAF lächelnd.

Nun! ein Bildniss
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will sie doch
Betrachten, diese mörderische Schönheit.

(Greift nach dem Bildniss, und hebt es von der Erde auf.)

BARAK ihn haltend.

Euch wäre besser, der Medusa Haupt,
Als diese tödtliche Gestalt zu sehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht gestatten.

KALAF.

Du bist nicht klug. Wenn *du* so schwach dich fühlst,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug' gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz besiegt. Und was
Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das sollten todte Pinselstriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenspiel.

(Will das Bildniss anschauen.)

BARAK.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' Euch — Thut es nicht!

KALAF ungeduldig.

Zum Henker, Einfalt! Du beleidigst mich.

(Stösst ihn zurück, sieht das Bild an, und geräth in Erstaunen. Nach einer Pause.)

Was seh' ich!

BARAK ringt verzweifelnd die Hände.

Weh mir! Welches Unglück!

KALAF fasst ihn lebhaft bei der Hand.

Barak!

(Will reden, sieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)

BARAK für sich.

Seyd Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht schuld;
Ich hab' es nicht verhindern können.

KALAF.

Barak!
— In diesen holden Augen, dieser süssen
Gestalt, in diesen sanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du sprichst, nicht wohnen!

BARAK.

Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieses Bildniss zeigt,
Ist Turandot, sie selbst! Nie hat die Kunst
Des Pinsels ihren ganzen Reiz erreicht;
Doch ihres Herzens Stolz und Grausamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von Euch, dies unselige
Verwünschte Bildniss! Euer Auge sauge
Kein tödtlich Gift aus dieser Mordgestalt!

KALAF.

Hinweg! Vergebens suchst du mich zu schrecken!
— Himmlische Anmuth! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttinn! Welcher Himmel,
Die Fülle dieser Reize zu besitzen!

(Er steht in den Anblick des Bildes verloren; plötzlich wendet er sich zu Barak und ergreift seine Hand.)

Barak! Verrath mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies ist der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben sparen, das ich hasse?
— Ich muss auf Einen Zug die schönste Frau
Der Erde und ein Kaiserthum mit ihr
Gewinnen, oder dies verhasste Leben
Auf Einen Zug verlieren — Schönstes Werk!
Pfand meines Glücks und meine süsse Hoffnung!
Ein neues Opfer ist für dich bereit,
Und dringt sich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sey gütig gegen mich — Doch, Barak, sprich!
Ich werde doch im Divan, eh' ich sterbe,
Das Urbild selbst von diesen Reizen sehn?

(Indem sieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters sich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demselben aufpflanzen — Der vorige Schall verstimmter Trommeln begleitet diese Handlung.)

BARAK.

Ach sehet! Sehet, theurer Prinz, und schaudert!
Dies ist das Haupt des unglücksel'gen Jünglings —
Wie es Euch anstarrt! Und dieselben Hände,

Die es dort aufgepflanzt, erwarten Euch.
O kehret um! Kehrt um! Nicht möglich ist's,
Die Räthsel dieser Löwinn aufzulösen.
Ich seh' im Geist schon Euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieser furchtbar'n Reihe sich erheben.

KALAF hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet.

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reisst mich geheimnissvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine tödtliche Gesellschaft?

(Er bleibt nachsinnend stehen; dann wendet er sich zu Barak.)

— Wozu die Thränen, Barak? Hast du mich
Nicht einmal schon für todt beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — Wer weiss, ob nicht der Himmel, satt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen segnet,
Und meinen armen Eltern Trost verleiht.
Wo nicht — Was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar seyn,
Wenn ich die Räthsel löse — Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdessen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hause.)

BARAK.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Lass ihn nicht weg — Er geht, er ist verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthsel dieser Furie zu lösen.

VIERTER AUFTRITT.

SKIRINA *zu den* VORIGEN.

SKIRINA tritt ihm in den Weg.

O weh! Was hör' ich? Seyd Ihr nicht mein Gast?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

KALAF.

Hier, gute Mutter! Dieses Götterbild
Ruft mich zu meinem Schicksal.

(Zeigt ihr das Bildniss.)

SKIRINA.

Wehe mir!
Wie kam das höll'sche Bild in seine Hand?

BARAK.

Durch blossen Zufall.

KALAF tritt zwischen Beide.

Hassan! Gute Frau!
Zum Dank für Eure Gastfreundschaft behaltet
Mein Pferd! Auch diese Börse nehmet hin!
Sie ist mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiser, oder — *nie* zurück!
— Wollt Ihr, so opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit sie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl — Ich muss in mein Verhängniss gehen!

(Er eilt in die Stadt.)

FÜNFTER AUFTRITT.

BARAK *und* SKIRINA.

BARAK will ihm folgen.

Mein Herr! Mein armer Herr! Umsonst! Er geht!
Er hört mich nicht.

SKIRINA neugierig.

Dein Herr? Du kennst ihn also!
O sprich, wer ist der edelherz'ge Fremdling,
Der sich dem Tode weiht?

BARAK.

Lass diese Neugier!
Er ist geboren mit so hohem Geist,
Dass ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina! All dieses Gold lass uns,
Und Alles, was wir Eigenes besitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen spenden!
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden,
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter sie erhören!

(Sie gehen nach ihrem Hause.)

ZWEITER AUFZUG.

Grosser Saal des Divans mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andre in's Serail der Prinzessinn Turandot führt.

ERSTER AUFTRITT.

TRUFFALDIN, *als Anführer der Verschnittenen, steht gravitätisch in der Mitte der Scene, und befiehlt seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf* BRIGELLA.

TRUFFALDIN.

Frisch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der
Beisammen seyn. — Die Teppiche gelegt, [Divan
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzess, zu sitzen!

BRIGELLA kommt und sieht sich verwundernd um.

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Dass man den Divan schmückt in solcher Eile?

TRUFFALDIN ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen.

Acht Sessel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu dociren;
Doch müssen sie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figuriren.

BRIGELLA.

So redet doch! Warum, wozu das Alles?

TRUFFALDIN.

Warum? Wozu? Weil sich die Majestät
Und meine schöne Königinn, mit sammt
Den acht Doctoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier versammeln werden.
'S hat sich ein neuer frischer Prinz gemeldet,
Dem jückt, um einen Kopf sich zu verkürzen.

BRIGELLA.

Was? Nicht drei Stunden sind's, dass man den letzten
Hat abgethan —

TRUFFALDIN.

Ja, Gott sey Dank! Es geht
Von Statten; die Geschäfte gehen gut.

BRIGELLA.

Und dabei könnt ihr scherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbarische Gemetzel?

TRUFFALDIN.

Warum soll mich's nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn so ein neuer
Die grosse Reise macht — denn jedesmal,
Dass meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeischifft, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.
Das ist einmal der Brauch, wir thun's nicht anders:
So viele Köpfe, so viel Feiertage!

BRIGELLA.

Das sind mir heillos niederträchtige
Gesinnungen, so schwarz, wie Eure Larve.
Man sieht's Euch an, dass Ihr ein Halbmann seyd,
Ein schmutziger Evnuch! — Ein Mensch, ich meine
Einer, der *ganz* ist, hat ein menschlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

TRUFFALDIN.

Was! Erbarmen!
Es heisst kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, Niemand ruft sie her.
Sind sie freiwillig solche Tollhausnarren,
Mögen sie's haben! Auf dem Stadtthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben,
Was hier zu holen ist — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der hier ihn setzt!

BRIGELLA.

Ein saubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um sie werben,
Drei Räthsel aufzugeben, und wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

TRUFFALDIN.

Mit nichten, Freund! Das ist ein prächtiger
Exzellenter Einfall! — Werben kann ein Jeder;
Es ist nichts leichter, als auf's Freien reisen.
Man lebt auf fremde Kosten, thut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, *lebt* blos vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein grosses
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaiserstochter freiten;
Denn auch der Schlechtste dünkt sich gut genug,
Die Hände nach der Schönsten auszustrecken.
Es war wie eine Freikomödie,
Wo Alles kommt, bis meine Königinn
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen, und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem Allem! *Räthsel* haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgesetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und säuberlich
In warmer Stube sitzen und kein Schuh
Wird nass! Der Degen kommt nicht aus der Scheide;
Der Witz, der Scharfsinn aber muss heraus.
— Brigella, die versteht's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren sich vom Leibe hält!

BRIGELLA.

'S kann Einer ein rechtschaffner Kavalier
Und Ehmann seyn, und doch die spitz'gen Dinger,
Die Räthsel, just nicht handzuhaben wissen.

TRUFFALDIN.

Da siehst du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzess mit ihrem Freier meint,
Dass sie die Räthsel *vor* der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel schlimmer. Löst er sie
Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenhieb davon.
Doch wer die stacheligen Räthsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm *in der Eh'*
Aufgibt, der ist verlesen und verloren!

BRIGELLA.

Ihr seyd ein Narr; mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meinetwegen Räthsel seyn,
Wenn sie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muss sie denn die Prinzen
Just köpfen lassen, die nicht sinnreich gnug
Für ihre Räthsel sind — Das ist ja ganz
Barbarisch, rasend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, dass man den Leuten
Den Hals abschneidet, weil sie schwer begreifen?

TRUFFALDIN.

Und wie, du Schafskopf, will sie sich der Narren
Erwehren, die sich klug zu seyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen ist,
Als Einmal sich im Divan zu beschimpfen.
Auf die Gefahr hin, sich zu prostituiren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet sich vor Räthseln? Räthsel sind's
Gerad', was man für's Leben gern mag hören.
Das hiess den Köder statt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzessinn
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthsel wegen kommen.
Denn Jedem ist sein Scharfsinn und sein Witz
Am Ende lieber, als die schönste Frau!

BRIGELLA.

Was aber kommt bei diesem ganzen Spiel
Heraus, als dass sie sitzen bleibt? Kein Mann,
Der seine Ruh liebt und bei Sinnen ist,
Wird so ein spitz'ges Nadelkissen nehmen.

TRUFFALDIN.

Das grosse Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marsch in der Ferne.)

BRIGELLA.

Der Kaiser kommt!

TRUFFALDIN.

Marsch Ihr in Eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

ZWEITER AUFTRITT.

Ein Zug von SOLDATEN *und* SPIELLEUTEN. *Darauf acht* DOCTOREN, *pedantisch herausstaffirt; alsdann* PANTALON *und* TARTAGLIA, *beide in Charaktermasken. Zuletzt der Grosskhan* ALTOUM, *in chinesischem Geschmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia stellen sich dem kaiserlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich Alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.*

ALTOUM.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fliessen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilft's, dass ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbarische Gesetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren

Lässt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

PANTALON.

Rath, Majestät? Hat sich da was zu rathen!
Bei mir zu Hause, in der Christen Land,
In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
Schwört man auf solche Mordgesetze nicht;
Man weiss da nichts von närrischen Mandaten.
Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
Dass sich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmensch bei uns geboren wird,
Wie Dame Kieselstein, die alle Männer
Verschworen hätte — Gott soll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war in meinen jungen Jahren,
Eh' mich die Ehrensache, wie Ihr wisst,
Von Hause trieb, und meine gute Sterne
An meines Kaisers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wusst' ich nichts von *China*, als es sey
Ein trefflich's Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erstaun' ich über alle Massen,
Dass ich so kuriöse Bräuche hier
Vorfinde, so kurjose Schwüre und Gesetze,
Und so kurjose Frau'n und Herrn.
Erzählt' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

ALTOUM.

Tartaglia, habt Ihr den neuen Wagehals
Besucht?

TARTAGLIA.

Ja, Majestät. Er hat den Flügel
Des Kaiserschlosses in, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen prinzlichen Manieren.
'S ist Jammerschade um das junge Blut,
Dass man es auf die Schlachtbank führen soll.
'S Herz bricht mir! Ein so angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiss Gott! Ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Buben!

ALTOUM.

Unseliges Gesetz! Verhasster Schwur!
— Die Opfer sind dem Fohi doch gebracht,
Dass er dem Unglückseligen sein Licht
Verleihe, diese Räthsel zu ergründen!
Ach, immer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

PANTALON.

An Opfern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert fette Ochsen haben wir
Dem *Tien* dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine.

ALTOUM.

So ruft ihn denn vor unser Angesicht!

(Ein Theil des Gefolges entfernt sich.)

— Man such' ihm seinen Vorsatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Lasst's nicht an Gründen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

PANTALON.

Majestät!
Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heiser, und er lässt sich eben
Den Hals abstechen, wie ein welsches Huhn.

TARTAGLIA.

Mit Eurer Gunst, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfsinn und Verstand bei ihm
Bemerkt, wer weiss! — Ich will nicht ganz verzagen.

PANTALON.

Die Räthsel dieser Schlange sollt' er lösen?
Nein! Nimmermehr!

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. KALAF *von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiser nieder, die Hand auf der Stirn.*

ALTOUM, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet.

Steh' auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf steht auf und stellt sich mit edelm Anstand in die Mitte des Divans.)

— Die reizende Gestalt! Der edle Anstand!
Wie mir's an's Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?

KALAF schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung.

Monarch, vergönne, dass ich meinen Namen
Verschweige.

ALTOUM.

Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!

KALAF.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, dass die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemasst mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

ALTOUM.

Welcher Adel
In seinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft —

KALAF.

Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, dass ich siege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, soll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmassung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieser Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

ALTOUM.

Wohl! Es sey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdsel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht versagen — Mögst auch du
Geneigt seyn, einem Kaiser zu willfahren,
Der hoch von seinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willst entgegen stürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig spricht's für dich in meiner Brust,
Dass ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.

O zwinge du mich nicht, Tyrann zu seyn!
Schon schwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Lass meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich selbst,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

KALAF.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiss,
Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
Nicht wahrlich von so mildgesinntem Vater
Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt.
Du hast nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild,
Das uns bezaubert, und uns selbst entrückt,
Der Welt geschenkt zu haben — Deine Grossmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder ist's der Götter Schluss und Rath,
Durch den Besitz der himmlischen Prinzessinn
Mich zu beglücken — oder enden soll
Dies Leben, ohne sie mir eine Last!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

PANTALON.

Ei, sagt mir, liebe Hoheit! Habt ihr auch
Die Köpfe über'm Stadtthor wohl besehn?
Mehr sag' ich nicht. Was, Herr! in aller Welt
Treibt Euch, aus fernen Landen herzukommen
Und Euch frisch weg, wie Ihr vom Pferd gestiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie ein Ziegenbock
Abthun zu lassen? Dame Turandot,
Das seyd gewiss, dreht Euch drei Räthselchen,
Daran die sieben Weisen Griechenlands
Mit sammt den siebenzig Dollmetschern sich
Die Nägel Jahre lang umsonst zerkauten.
Wir selbst, so alte Practici und grau
Geworden über'n Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieser Räthsel zu ergründen.
Es sind nicht Räthsel aus dem Kinderfreund,
Nicht solches Zeug, wie das:
« Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
» Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
» Wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen,
» Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen. »
Nein, es sind Räthsel von dem neuesten Schnitt,
Und sind verfluchte Nüsse aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man drei Herrn Doctoren
Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
Sie möchten's Euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausstudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, seyd ein so junges Blut,
Und Schade wär's um Eure schönen Haare.
Beharrt Ihr aber drauf, so steht ein Rettig
Des Gärtners fester, Herr, als Euer Kopf.

KALAF.

Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

TARTAGLIA stotternd.

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Steifsinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um welsche Nüsse, Herr,
Noch um Kastanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl! Ich will
Sonst keinen Grund anführen als den Einen;
Er ist nicht klein: — Den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Lässt sich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen, und dem Mond dreihundert Schweine,
Und Ihr seyd störrig gnug und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Blieb's immer doch ein loser Streich von Euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr! Es ist,
Weiss Gott! die pure Liebe und Erbarmniss,
Die mich so frei lässt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wisst Ihr, was das heisst?
Es ist nicht möglich —

KALAF.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister!
Tod oder Turandot!

ALTOUM.

Nun denn, so hab' es!
Verderbe *dich*, und *mich* stürz' in Verzweiflung!

(Zu der Wache.)

Man geh' und rufe meine Tochter her.

(Wache geht hinaus.)

Sie kann sich heut am zweiten Opfer weiden.

KALAF gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung.

Sie kommt! Ich soll sie sehen! Ew'ge Mächte!
Das ist der grosse Augenblick! O stärket
Mein Herz, dass mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.
Ihr Götter! Gebt, dass ich mir selbst nicht fehle!
Ihr seht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und schnürt das Herz
Mir in der Brust zusammen. — Weise Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht strafbaren Uebermuths,
Dass ich das Schicksal zu versuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderstehlich zwingend reisst es mich
Von hinnen; es ist mächtiger als ich.

VIERTER AUFTRITT.

Man hört einen Marsch. TRUFFALDIN *tritt auf, den Säbel an der Schulter, die* SCHWARZEN *hinter ihm; darauf mehrere* SCLAVINNEN, *die zu den Trommeln accompagniren. Nach diesen* ADELMA *und* ZELIMA, *jene in tartarischem Anzug, beide verschleiert. Zelima trägt eine Schüssel mit versiegelten Papieren. Truffaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vorbeigehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen sogleich wieder auf; die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erscheint* TURANDOT *verschleiert, in reicher chinesischer Kleidung, majestätisch und stolz. Die Räthe und Doctoren werfen sich vor ihr mit dem Angesicht auf die Erde. Altoum steht auf; die Prinzessinn macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemessene Verbeugung, steigt dann auf ihren Thron und setzt sich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuschauern am nächsten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüssel ab und vertheilt unter lächerlichen*

Zeremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er sich mit denselben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

TURANDOT nach einer langen Pause.

Wer ist's, der sich auf's Neu vermessen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthsel einzudringen?
Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

ALTOUM zeigt auf Kalaf, der erstaunt in der Mitte des Divans steht.

Der ist es, Tochter — Würdig wohl ist er's,
Dass du freiwillig zum Gemahl ihn wähltest,
Ohn' ihn der furchtbar'n Probe auszusetzen,
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

TURANDOT, nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, leise zur Zelima.

O Himmel! Wie geschieht mir, Zelima!

ZELIMA.

Was ist dir, Königinn?

TURANDOT.

Noch Keiner trat
Im Divan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiss die Kunst.

ZELIMA.

Drei leichte Räthsel denn und Stolz fahr hin!

TURANDOT.

Was sagst du? Wie? Verwegne? Meine Ehre?

ADELMA hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, für sich.

Täuscht mich ein Traum? Was seh' ich, grosse Götter!
Er ist's! Der schöne Jüngling ist's, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht gesehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königssohn! Wohl sagte mir's mein Herz;
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

TURANDOT.

Prinz! Noch ist's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiss, dass jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.
— Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich leben.
Blos keines Andern will ich seyn; dies Recht,
Das auch dem Allerniedrigsten der Menschen
Im Leib der Mutter anerschaffen ist,
Will ich behaupten, eine Kaiserstochter.
Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand,
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.
— Ich will nun einmal von dem *Mann* nichts wissen;
Ich hass' ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köstlichen
Streckt er begehrlich seine Hände aus;
Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geschmückt,
Mit Geist begabt — warum ist's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, dass es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In seinem Unwerth ruhig sich verbirgt?
Muss denn die Schönheit eine Beute seyn
Für Einen? Sie ist frei, so wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch Keines Sclavinn und Leibeigenthum.

KALAF.

So hoher Sinn, so seltner Geistesadel
In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
Den Jüngling schelten, der sein Leben
Für solchen Kampfpreis freudig setzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannschaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durch's blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erstes, höchstes ist?
Ich also zeih' Euch keiner Grausamkeit;
Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und hasst ihn nicht, weil er mit glüh'nder Seele
Nach dem Unschätzbaren zu streben wagt!
Ihr selber habt ihm seinen Preis gesetzt,
Womit es zu erkaufen ist — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Kein Leben zwar des Glücks, doch ist's mein Alles,
Und hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

ZELIMA leise zu Turandot.

Hört Ihr, Prinzessinn? Um der Götter Willen!
Drei leichte Räthsel! Er verdient's.

ADELMA.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O dass er mein seyn könnte! Hätt' ich damals
Gewusst, dass er ein Prinz geboren sey,
Als ich der süssen Freiheit mich noch freute,
— O welche Liebe flammt in meiner Brust,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiss.
—Muth, Muth, mein Herz! Ich muss ihn noch besitzen.
(Zu Turandot.)
Prinzessinn! Ihr verwirret Euch! Ihr schweigt!
Bedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

TURANDOT.

Und Er allein riss mich zum Mitleid hin!
Nein, Turandot! Du musst dich selbst besiegen.
— Verwegener, wohlan! Macht Euch bereit!

ALTOUM.

Prinz, Ihr beharrt noch?

KALAF.

Sire! Ich wiederhol' es.
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia geberden sich ungeduldig.)

ALTOUM.

So lese man
Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

(Tartaglia nimmt das Gesetzbuch aus dem Busen, küsst es, legt es sich auf die Brust, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.)

PANTALON empfängt das Gesetzbuch, nachdem er sich mit der Stirn auf die Erde geworfen, steht auf und liest dann mit lauter Stimme.

« Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
» Doch erst drei Räthsel legt die Königinn ihm vor,
» Löst er sie nicht, muss er vom Beile sterben,
» Und schaugetragen wird sein Haupt auf Peckins Thor.
» Löst er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen.
» So lautet das Gesetz. Wir schwören's bei der Sonnen. »

(Nach geendigter Vorlesung küsst er das Buch, legt es auf die Brust und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der sich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präsentirt.)

ALTOUM hebt die rechte Hand empor und legt sie auf das Buch.

O Blutgesetz! Du meine Qual und Pein!
Ich schwör's bei Fohis Haupt, du sollst vollzogen seyn.

(Tartaglia steckt das Buch wieder in den Busen, es herrscht eine lange Stille.)

TURANDOT in deklamatorischem Ton, aufstehend.

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweite,
Und sieht die Sonne nicht.
Er setzet neue Ringe,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grüne Rinden
Drückt sich ein Name leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
So sprich, kannst du ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

(Sie setzt sich wieder.)

KALAF, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe gesehen, verbeugt er sich gegen die Prinzessinn.

Zu glücklich, Königinn, ist Euer Sclav,
Wenn keine dunklern Räthsel auf ihn warten.
Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der Einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt:
— Er ist — das *Jahr* mit seinen Tagen und Nächten.

PANTALON freudig.

Tartaglia! Getroffen!

TARTAGLIA.

Auf ein Haar!

DOCTOREN erbrechen ihre Zettel.

Optime! Optime! Optime! das Jahr, das
Jahr, das Jahr, es ist das Jahr.

(Musik fällt ein.)

ALTOUM freudig.

Der Götter Gnade sey mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthsel!

ZELIMA bei Seite.

O Himmel, schütz' ihn!

ADELMA gegen die Zuschauer.

Himmel, schütz' ihn nicht!
Lass nicht geschehn, dass ihn die Grausame
Gewinne, und die Liebende verliere!

TURANDOT entrüstet für sich.

Er sollte siegen? Mir den Ruhm entreissen?
Nein, bei den Göttern!

(Zu Kalaf.)

Selbstzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löse!

(Steht wieder auf und fährt in deklamatorischem Ton fort.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein.
Doch alle Grösse, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring.
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

KALAF nach einem kurzen Nachdenken sich gegen die Prinzessinn verbeugend.

Zürnt nicht, erhabne Schöne, dass ich mich
Erdreiste, Eure Räthsel aufzulösen.
— Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefasst, das Unermessliche uns zeigt,
Und der Crystall, in dem dies Bild sich mahlt,
Und der noch Schön'res von sich strahlt,
Er ist das *Aug'*, in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

PANTALON springt freudig auf.

Tartaglia! Mein Seel! In's schwarze Fleck
Geschossen.

TARTAGLIA.

Mitten hinein, so wahr ich lebe!

DOCTOREN haben die Zettel eröffnet.

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es ist das Auge.

(Musik fällt ein.)

ALTOUM.

Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!
O lasst ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

ZELIMA bei Seite.

O wäre dies das letzte!

ADELMA gegen die Zuschauer.

Weh mir! Er siegt! Er ist für mich verloren!

(Zu Turandot.)

Prinzessinn, Euer Ruhm ist hin! Könnt Ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verschlingt ein einz'ger Augenblick.

TURANDOT steht auf in heftigem Zorn.

Eh' soll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wisse!
Ich hasse dich nur destomehr, je mehr
Du hoffst mich zu besiegen, zu besitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthsel! Flieh!
Weich aus dem Divan! Rette deine Seele!

KALAF.

Nur Euer Hass ist's, angebetete
Prinzessinn, was mich schreckt und ängstiget.
Dies unglücksel'ge Haupt sink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, Euer Herz zu rühren.

ALTOUM.

Steh' ab, geliebter Sohn! Versuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günstig waren.
Jetzt kannst du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entscheidende, misslingt — Je näher
Dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall.
— Und du — lass' es genug seyn, meine Tochter!
Steh' ab, ihm neue Räthsel vorzulegen.
Er hat geleistet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

TURANDOT.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlassen? Nein, *drei* Räthsel
Sagt das Gesetz. Es habe seinen Lauf.

KALAF.

Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

TURANDOT.

Tod also! Tod! Hörst du's?

(Sie steht auf, und fährt auf die vorige Art zu deklamiren fort.)

Wie heisst das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des grössten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergiesst's, und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich;
Die grössten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst du das Ding nicht rathen,
So weich' aus diesen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reisst sie sich ihren Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!
Stirb oder nenne mir das Ding!

KALAF ausser sich, hält die Hand vor die Augen.

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

ALTOUM.

Gott, er verwirrt sich, er ist ausser sich.
Fass' dich, mein Sohn! O sammle deine Sinne!

ZELIMA für sich.

Mir bebt das Herz.

ADELMA gegen die Zuschauer.

Mein bist du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

PANTALON zu Kalaf.

Um Gotteswillen! Nicht den Kopf verloren,
Nehmt Euch zusammen! Herz gefasst, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er ist geliefert.

TARTAGLIA gravitätisch für sich.

Liess' es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglas.

TURANDOT hat den Prinzen, der noch immer ausser Fassung da steht, unverwandt betrachtet.

Unglücklicher!
Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!

KALAF hat sich gefasst und verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot.

Nur Eure Schönheit, himmlische Prinzessinn,
Die mich auf Einmal überraschend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding, von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unschuld'ger als das Schwert
Dem frommen Fleiss den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in *dies* blühende Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den *Pflug*?

PANTALON.

O sey gebenedeit! Lass dich umhalsen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

TARTAGLIA.

Gott segne Eure Majestät! Es ist
Vorbei und aller Jammer hat ein Ende.

DOCTOREN haben die Zettel eröffnet.

Der Pflug! Der Pflug! Es ist der Pflug!

(Alle Instrumente fallen ein mit grossem Geräusch. Turandot ist auf ihrem Thron in Ohnmacht gesunken.)

ZELIMA um Turandot beschäftigt.

Blickt auf, Prinzessinn! Fasset Euch! Der Sieg
Ist sein; der schöne Prinz hat überwunden.

ADELMA an die Zuschauer.

Der Sieg ist sein! Er ist für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum ist voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Throne gestiegen. Die Doktoren erheben sich alle von ihren Sitzen und ziehen sich nach dem Hintergrunde. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geschieht, während die Musik fortdauert.)

ALTOUM zu Turandot.

Nun hörst du auf, mein Alter zu betrüben,
Grausames Kind! Genug ist dem Gesetz
Geschehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüss' ich Euch als Eidam!

TURANDOT ist wieder zu sich gekommen und stürzt in sinnloser Wuth von ihrem Throne, sich zwischen Beide werfend.

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muss auf's Neu'
Im Divan mir drei andre Räthsel lösen.
Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich sollte.

ALTOUM.

Grausame Tochter! Deine Frist ist um!
Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwatzen.
Erfüllt ist die Bedingung des Gesetzes;
Mein ganzer Divan soll den Ausspruch thun.

PANTALON.

Mit Eurer Gunst, Prinzessinn Kieselherz!
Es braucht nicht neue Räthsel zuzuspitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier steht der Mann! Der hat's errathen! Kur
Das Gesetz hat seine Endschaft und das Essen
Steht auf dem Tisch — Was sagt der Herr Collega?

TARTAGLIA.

Das Gesetz ist aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was sagen Ihre Würden, die Doctoren?

DOCTOREN.

Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe sich die Hände.

ALTOUM.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

TURANDOT wirft sich ihm in den Weg.

Aufschub, Vater!
Um aller Götter willen!

ALTOUM.

Keinen Aufschub!
Ich bin entschlossen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grausamen Begehren.
Dein Urtheil ist gesprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern ist's geschrieben,
Die ich um deinetwillen morden liess.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse du
Das deine, oder bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi sey's geschworen —

TURANDOT wirft sich zu seinen Füssen.

O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

ALTOUM.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

TURANDOT ausser sich.

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht seine Gattinn seyn,
Ich kann es nicht. Eh' tausend Tode sterben,

Als diesem stolzen Mann mich unterwerfen.
Der blosse Name schon, schon der Gedanke,
Ihm unterthan zu seyn, vernichtet mich.

KALAF.

Grausame! Unerbittliche, steht auf!
Wer könnte Euren Thränen widerstehn?

(Zu Altoum.)

Lasst Euch erbitten, Sire! Ich flehe selbst
Darum. Gönnt ihr den Aufschub, den sie fordert.
Wie könnt' ich glücklich seyn, wenn sie mich hasst!
Zu zärtlich lieb' ich sie — Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu sehn — Fühllose!
Wenn dich des treusten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, so triumphire!
Ich werde nie dein Gatte seyn mit Zwang.
O sähest du in dies zerriss'ne Herz,
Gewiss, du fühltest Mitleid — Dich gelüstet
Nach meinem Blut? Es sey darum. Verstattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Ist mir der Tod. Ich wünsche nicht zu leben.

ALTOUM.

Nichts! Nichts! Es ist beschlossen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Versuch — Unkluger Jüngling!

TURANDOT fährt rasend auf.

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter
Zu sterben wissen.

(Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

KALAF.

Sterben! Grosse Götter!
Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser!
Gönn' Eure Gnade mir die einz'ge Gunst!
— Zum Zweitenmal will ich ihr im Divan,
Ich — *ihr*, ein Räthsel aufzulösen geben.
Und dieses ist: Wess Stamms und Namens ist
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Lasten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?
— Grausame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt Ihr's nicht, so lasst mein Leiden enden.
Und schenkt mir diese theure Hand! Nennt Ihr
Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

TURANDOT.

Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf *die* Bedingung
Bin ich die Eurige.

ZELIMA für sich.

Ich soll von Neuem zittern!

ADELMA seitwärts.

Ich darf von Neuem hoffen!

ALTOUM.

Ich bin's *nicht*
Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz
Will ich vollzogen wissen.

KALAF fällt ihm zu Füssen.

Mächt'ger Kaiser!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Dass sich ihr Geist nicht sättige. Er weide
Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse
Im Divan, *wenn* sie Scharfsinn hat, mein Räthsel!

TURANDOT für sich.

Er spottet meiner noch, wagt's mir zu trotzen!

ALTOUM zu Kalaf.

Unsinniger! Ihr wisst nicht, was Ihr fordert,
Wisst nicht, welch einen Geist sie in sich hat,
Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen.
— Sey's denn! Die neue Probe sey verstattet!
Sie sey des Bandes mit Euch los, kann sie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerspiel
Gestatt' ich nicht — Erräth sie, was sie soll,
So zieht in Frieden Euren Weg! — Genug
Des Blutes ist geflossen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt Ihr gethan?

(Der Marsch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätisch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sclavinnen und Truffaldin mit den Verschnittenen entfernen sich durch die andere Pforte, ihren ersten March wiederholend.)

DRITTER AUFZUG.

Ein Zimmer im Serail.

ERSTER AUFTRITT.

ADELMA *allein.*

Jetzt oder nie entspring' ich diesen Banden.
Fünf Jahre trag' ich schon den glühnden Hass
In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft
Und Treue für die Grausame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht
Vertilgte, mich zu diesem Sclavenloos
Herunterstiess — in diesen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren.
Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauses Mörderinn,
Die meines Falles blut'ge Ursach' ist.
Nicht länger duld' ich den verhassten Zwang,
Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verstellung.
Der Augenblick ist da, mich zu befreien;
Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.
All meine Künste biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich sein Geheimniss oder schreck' ihn
Durch List aus diesen Mauern weg — Verhasste!
Du sollst ihn nicht besitzen! Diesen Dienst
Will ich, aus falschem Herzen, dir noch leisten.
Mir selber dien' ich, süsse Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiss' ich, da ich deinem Stolz
Verräthrisch diene — ich durchschaute dich!
Du *liebst ihn*, aber darfst es nicht gestehn.
Du musst ihn von dir stossen und verwerfen,
Wider dich selber musst du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust,
Ich kenn' ihn; nie vernarben seine Wunden.
— Dein Frieden ist vorbei! Du hast empfunden!

(Turandot erscheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beschäftigt ist, sie zu beruhigen.)

Sie kommt, sie ist's! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert sich — Lass hören, was sie spricht!

ZWEITER AUFTRITT.

TURANDOT *im Gespräch mit* ZELIMA. ADELMA *anfangs ungesehen.*

TURANDOT.

Hilf, rath' mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

ZELIMA.

Ist's möglich, Königinn? Ein so edler Prinz,
So liebeathmend und so liebenswerth,
Kann nichts als Hass und Abscheu —

TURANDOT.

Abscheu? Hass?
(Sie besinnt sich.)
— Ich hass' ihn, ja. Abscheulich ist er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage spotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, soll der Divan sich versammeln,
Und lös' ich nicht die aufgegebne Frage,
So soll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten seyn — — « Wess Stamms und Namens ist
» Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,
» Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
» Und Lasten um geringen Preis zu tragen;
» Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
» Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor? » —
— Dass dieser Prinz Er selbst ist, seh' ich leicht,
Wie aber seinen Namen und Geschlecht
Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiser
Ihm selbst verstattet, unerkannt zu bleiben?
Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtsam ein;
Ich wollte Frist gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

ZELIMA.

Es gibt hier kluge Frauen, Königinn,
Die aus dem Thee und Kaffeesatz wahrsagen —

TURANDOT.

Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

ZELIMA.

Wozu auch überall der fremden Künste?
— O seht ihn vor Euch stehn den schönen Prinzen!
Wie rührend seine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriss'nem Herzen zu Euch flehte!
Zu Eures Vaters Füssen für Euch bat,
Für Euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum Zweitenmal sein kaum gerettet Leben
Darbot, um Eure Wünsche zu vergnügen!

TURANDOT weggewendet.

Still, still davon!

ZELIMA.

Ihr kehrt Euch von mir ab!
Ihr seyd gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in Eurem Auge —
O schämt Euch nicht der zarten Menschlichkeit!
Nie sah ich Euer Angesicht so schön.
O macht ein Ende! Kommt —

(Adelma ist im Begriff hervor zu treten.)

TURANDOT.

Nichts mehr von ihm!
Er ist ein Mann. Ich hass' ihn, *muss* ihn hassen.
Ich weiss, dass alle Männer treulos sind,
Nichts lieben können als sich selbst; hinweg-
Geworfen ist an dies verrätherische Geschlecht
Die schöne Neigung und die schöne Treue.
Geschmeid'ge Sclaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigensinnig heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren.
Das reisst sie blind zu unerhörter That,
Das treibt sie selber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Ist mir der Tod nicht schrecklicher, als er.
Mich säh' die Welt, die mir gehässig ist,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! So tief soll Turandot nicht sinken!
— Ich seine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich stürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat sich wieder zurückgezogen.)

ZELIMA.

Wohl mag's Euch kosten, Königinn, ich glaub' es,
Von Eurer stolzen Höh' herabzusteigen,
Auf der die Welt Euch staunend hat gesehn.
Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?
Gesteht es! Eure Stunde ist gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der stärkeren
Gewalt — Ihr hasst ihn nicht, könnt ihn nicht hassen.
Warum dem eignen Herzen widerstreben?
Ergebt Euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen.

ADELMA ist horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor.

Wer von geringem Stand geboren ist,
Dem steht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstinn Platz dich zu versetzen,
Die sich so hoch wie unsre Königinn
Gestellt, und jetzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so herunter steigen soll,
Von einem schlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthsel unsrer Königinn,
Als wären's Kinderfragen, spielend löste,
Der überlegnen Einsicht stolz bewusst.
O in die Erde hätt' ich sinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine schöne
Gebieterinn; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

TURANDOT.

Erbittre mich
Nicht mehr!

ZELIMA.

Das grosse Unglück, Frau zu werden!

ADELMA.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, *hier*
Zu schonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, dass wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, dass wir uns *selbst*
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Grossmuth fesselt seinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unsre Königinn,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gunst und Zärtlichkeit,

Sich selbst nur, seinem siegenden Verstand,
Wird sie der Stolze zu verdanken haben.
Als seine *Beute* führt er sie davon —
Wird er sie achten — Grossmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

TURANDOT in der heftigsten Bewegung.

Adelma, wisse!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstoss' ich diese Brust mit einem Dolch.

ADELMA.

Fasst Muth, Gebieterinn. Verzweifelt nicht!
Kunst oder List muss uns das Räthsel lösen.

ZELIMA.

Gut. Wenn Adelma mehr versteht als ich,
Und Euch so zugethan ist, wie sie sagt,
So helfe sie und schaffe Rath!

TURANDOT.

Adelma!
Geliebte Freundinn! Hilf mir, schaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiss nicht, woher er kommt,
Wie kann ich sein Geschlecht und seinen Namen wissen?

ADELMA nachsinnend.

Lass sehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Peckin lebe Jemand, der ihn kenne?
Man muss nachspüren, muss die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze sparen —

TURANDOT.

Nimm Gold und Edelsteine, spare nichts!
Kein Schatz ist mir zu gross, nur dass ich's wisse!

ZELIMA.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und gesetzt, wir fänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, dass Bestechung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns errathen?

ADELMA.

Wird Zelima wohl der Verräther seyn?

ZELIMA.

Das geht zu weit — Spart Euer Gold, Prinzessinn!
Ich schwieg, ich hoffte Euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, diesen würdigsten
Von allen Prinzen, den Ihr selbst nicht hasset,
Freiwillig zu belohnen — Doch Ihr wollt es!
So siege meine Pflicht und mein Gehorsam!
— Wisst also! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt zu hören,
Dass dieser Prinz die Räthsel aufgelöst,
Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,
Verrieth sie mir in ihrer ersten Freude,
Dass dieser Prinz in ihrem Hause geherbergt,
Dass Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,
Wie seinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach seinem Stand und Namen,
Doch dies sey noch ein Räthsel für sie selbst,
Spricht sie, das Hassan standhaft ihr verberge;
Doch hofft sie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, so zweifle meine
Gebieterinn an meiner Treu und Liebe!

(Geht ab mit Empfindlichkeit.)

TURANDOT ihr nacheilend.

Bleib, Zelima. Bist du beleidigt? — Bleib!
Vergib der Freundinn!

ADELMA hält sie zurück.

Lassen wir sie ziehen!
Prinzessinn, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unsre Sache ist es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's zu hoffen, dass uns Hassan
Gutwillig das Geheimniss beichten werde,
Wenn er den ganzen Werth desselben kennt.
Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,
Gewalt muss das Geständniss ihm entreissen;
Drum schnell — Kein Augenblick ist zu verlieren.
Herbei mit diesem Hassan in's Serail,
Eh' er gewarnt sich unserm Arm entzieht!
Kommt! Wo sind Eure Sclaven?

TURANDOT fällt ihr um den Hals.

Wie du willst,
Adelma! Freundinn! Ich genehmige Alles,
Nur das der Fremde nicht den Sieg erhalte!

(Geht ab.)

ADELMA.

Jetzt, Liebe, steh' mir bei! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die Alles kann bezwingen!
Lass mich entzückt der Sclaverei entspringen;
Der Stolz der Feindinn öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhasste listig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

Vorhalle des Palastes.

KALAF *und* BARAK *kommen im Gespräch.*

KALAF.

Wenn aber Niemand lebt in dieser Stadt,
Der Kundschaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele! — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und schon acht Jahre lang verloren ist.
—Indessen, weisst du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unsern Tod —
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menschen!

BARAK.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz!
Vergebt mir! Der Unglückliche muss auch
Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die stummen Steine selber sich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern sind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünstigt Euch, das schönste Weib
Gewinnt Ihr wieder Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein grosses Königreich,
Und Eure weib'sche Zärtlichkeit raubt Euch
Auf einmal Alles wieder!

KALAF.

Hättest du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz gesehn!

BARAK.

Auf Eurer Eltern Schmerz, die Ihr zu Berlas
Trostlos verlassen, hättet Ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten sollen!

KALAF.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig seyn. Vielleicht dass meine Grossmuth
Sie rührt, dass Dankbarkeit in ihrem Herzen —

BARAK.

Im Herzen dieser Schlange — Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

KALAF.

Entgehn kann sie mir nicht.
Wie fände sie mein Räthsel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du hast mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, dass du im Stillen deinem Weibe
Vertraut hast, wer ich sey?

BARAK.

Ich? Keine Sylbe!
Barak weiss Euren Winken zu gehorchen,
Doch weiss ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. PANTALON. TARTAGLIA *und* BRIGELLA *mit* SOLDATEN.

PANTALON.

Sieh! Sieh! Da ist er ja! Potz Element,
Wo steckt Ihr, Prinz? Was habt Ihr hier zu schaffen?
(Den Barak mit den Augen musternd.)
Und wer ist dieser Mann, mit dem Ihr schwatzt?

BARAK für sich.

Weh uns! Was wird das?

TARTAGLIA.

Sprecht! Wer ist dieser Mann?

KALAF.

Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
Von ungefähr, und weil ich müssig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

TARTAGLIA.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr seyd zu grad
Für diese falsche Welt, das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh' im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenstreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen?

PANTALON.

Lasst's gut seyn. Was geschehn ist, ist geschehn.
Ihr wisst nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
Im Wasser steht, wie Euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verräthersstricke
Umgeben — Lassen wir Euch aus den Augen,
So richtet man Euch ab, wie einen Staar.
(Zu Barak.)
Herr Nachbar Naseweis, steckt Eure Nase
Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in Eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wisst Eure Pflicht — Bewachet seine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Mensch darf zu ihm ein! So will's der Kaiser.
(Zu Kalaf.)
Merkt Ihr? Er ist verliebt in Euch, und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seyd Ihr bis morgen nicht sein Schwiegersohn,
So fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch *das*
Von heute Morgen war — mit Eurer Gunst —
Ein Narrenstreich! — Um's Himmelswillen! Gebt Euch
Nicht bloss! Lasst Euch den Namen nicht entlocken!
(Ihm in's Ohr zutraulich.)
Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz sachtchen, sachtchen in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommert er diese Recompens?

KALAF.

Wie, Alter?
Gehorcht Ihr so dem Kaiser, Eurem Herrn?

PANTALON.

Bravo! Scharmant! — Nun marsch! Baron Brigella!
Habt Ihr's gehört? Was steht Ihr hier und gaffet?

BRIGELLA.

Beliebet nur das Plaudern einzustellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes ist.

TARTAGLIA.

Passt ja wohl auf! Der Kopf steht drauf, Brigella.

BRIGELLA.

Ich habe meinen Kopf so lieb, als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

TARTAGLIA.

Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhtet Ihr, ihn mir zu sagen, Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — Ja, das wollt' ich!

KALAF.

Umsonst versucht ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

TARTAGLIA.

Bravo! Bravissimo! Hol' mich der Teufel!

PANTALON.

Nun, Gott befohlen, Prinz!
(Zu Barak.)
Und Ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet besser Eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palast hier aufzupassen.
Versteht Ihr mich?
(Geht ab.)

TARTAGLIA sieht ihn scheel an.

Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn — eine Miene,
Die mir nicht ausserordentlich gefällt.
Ich rath' Euch Gutes: geht!
(Folgt dem Pantalon.)

BRIGELLA zu Kalaf.

Erlaubt mir, Prinz,
Dass ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Lasst's Euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

KALAF.

Das will ich gerne.
(Zu Barak leise.)
Freund, auf Wiedersehn!
Zu besserer Gelegenheit! Leb' wohl!

BARAK.

Herr, ich bin Euer Sclav!

BRIGELLA.

Nur fort! Nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!
(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erstaunens.)

BARAK ihm nachsehend.

Der Himmel steh' dir bei, treuherz'ge Unschuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

FÜNFTER AUFTRITT.

TIMUR, *ein Greis in dürftiger Kleidung*. BARAK.

TIMUR entsetzt, für sich.

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiss, gewiss, dass der Tyrann von Teflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen liess und seine Rache sättigt!
(Eilt ihm nach und ruft laut)
Kalaf! Kalaf!

BARAK tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Brust.

Halt ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!

(Pause. Beide sehen einander erstaunt an. Unterdessen hat sich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)

Wer bist du, Alter? Woher kommst du, sprich,
Dass du den Namen dieses Jünglings weisst?

TIMUR.

Was seh' ich? Gott! Du, Barak! *Du* in Peckin!
Du sein Verräther? Ein Rebell? und zückst
Das Schwert auf deinen König?

BARAK lässt erstaunt das Schwert sinken.

Grosse Götter!
Ist's möglich? — Timur?

TIMUR.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerst du? Nimm dieses Leben hin!
Verhasst ist mir's, da ich die treusten Diener
Um schnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert sehe!

BARAK.

Herr! — Herr! — O Gott! Das ist mein Fürst, mein [König!
Er ist's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn.

(Fällt ihm zu Füssen.)

In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muss mein Auge dies erleben!
—Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe ist's zu Eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hingerissen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, so komme
Der Name *Kalaf* nie aus Eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak —
—Ach, weh mir! Wenn uns Jemand hier behorchte!—
Sagt, ob Elmaze, meine Königinn,
Sich auch mit Euch in dieser Stadt befindet?

TIMUR.

Still, Barak, still! O sprich mir nicht von ihr!
In unserm traur'gen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte sie der Gram um unsern Sohn.
— Sie starb in diesen lebensmüden Armen.

BARAK.

O die Bejammernswürdige!

TIMUR.

Ich floh!
Ich konnt' es, einsam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, ist
Mein erster Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

BARAK.

Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht
Dass ihn, eh' noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur dass sein Name nicht, noch auch der Eure,
Von Euern Lippen komme — Merkt Euch das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.

TIMUR.

Was für Geheimnisse — Erklär' mir doch!

BARAK.

Kommt! Hier ist nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung—Doch, was seh' ich!

(Skirina tritt aus dem Palast.)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir sind entdeckt!

(Zu Skirina heftig.)

Was hast du hier zu suchen?
Unglückliche! Wo kommst du her?

SECHSTER AUFTRITT.

SKIRINA *zu den* VORIGEN.

SKIRINA.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, dass unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — Nun ja — Ich wollte sehn,
Wie dieser männerscheuen Unholdinn
Der Brautstand lässt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

BARAK.

Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weisst nicht Alles und geschwätzig
Wie eine Elster läufst du in's Serail;
Ich suchte dich, es dir zu untersagen.
Umsonst! Zu spät! Des Weibes Unverstand
Rennt immer vor des Mannes weisem Rath
Voraus — Was ist nicht Alles dort geträtscht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir ist,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Hast du's gesagt?

SKIRINA.

Und wenn ich nun? Was wär's?

BARAK.

Nein, nein, gesteh' es nur! Hast du's gesagt?

SKIRINA.

Ich *hab's* gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — dass ich's nur gestehe! ich versprach's.

BARAK.

Weh mir! Wir sind verloren! — Rasende! —

(Zu Timur sich wendend.)

Wir müssen fort. Wir müssen fliehn!

TIMUR.

So sag' mir doch, was für Geheimnisse —

BARAK.

Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!

(Truffaldin zeigt sich im Hintergrund mit seinen Schwarzen.)

— Weh uns! Es ist zu spät. Sie kommen schon!
Sie suchen mich, die Schwarzen, die Verschnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnlose!
In welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!

(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Geberden, dass sie sich seiner bemächtigen sollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe *du*,
Verbirg dich, rette dich und diesen Alten!

TIMUR.

So sag' mir doch!

BARAK.

Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verschlossen wie das Grab
Sey Euer Mund! Nie komme Euer Name,
Nie, nie der Seine über Eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willst, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte *diesen*
Verborgen, bis der nächste Tag zur Hälfte
Verstrichen ist —

SKIRINA.

Willst du mir denn nicht sagen?

TIMUR.

Willst du nicht mit uns fliehn?

BARAK.

Thut, was ich sage!
Werde mit mir, was will, wenn *Ihr* Euch rettet.

SKIRINA.

Sprich, Hassan! Worin hab' ich denn gefehlt?

TIMUR.

Erklär' mir diese Räthsel!

BARAK heftig.

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es ist
Zu spät und alle Flucht ist jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verschweigt, und Alles kann noch glücklich enden!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. TRUFFALDIN *mit den* VERSCHNITTENEN.

TRUFFALDIN ist nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge besetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Brust haltend.

Halt an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemukst! Der ist des Todes, der sich rührt.

SKIRINA.

O wehe mir!

BARAK.

Ich weiss, Ihr sucht den Hassan.
Hier bin ich. Führt mich fort.

TRUFFALDIN.

Bst! Keinen Lermen!
'S ist gut gemeint. Es soll Euch eine ganz
Absonderliche Gnad' und Ehr' geschehn.

BARAK.

Ja, in's Serail wollt Ihr mich führen; kommt!

TRUFFALDIN.

Gemach! Gemach! Ei seht doch, welche Gunst
Euch widerfährt! In's Harem! In's Serail
Der Königinn — Ihr glückliche Person!
'S kommt kein' Fliege in's Serail, sie wird
Erst wohl besichtigt und beschaut, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.
— Wer ist der Alte da!

BARAK.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und lasst uns gehn.

TRUFFALDIN betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit.

Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns grossmüthig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.

(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)

— Wer ist die Weibsperson?

BARAK.

Was zögerst du?
Ich weiss, dass deine Königinn mich erwartet.
Lass diesen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiss nicht, wer sie ist.

TRUFFALDIN zornig.

Du kennst sie nicht? Du hast sie nie gesehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavinn Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundertmalen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weisse Wäsche brachte?

(Mit komischer Gravität zu den Verschnittenen.)

Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich Euch gebe!
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht sie wohl, hört ihr, lasst sie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei der Nacht,
Sobald es still ist, führt sie in's Serail!

TIMUR.

O Gott! Was wird aus mir!

SKIRINA.

Ich fass' es nicht.

BARAK zu Timur.

Was aus dir werden soll und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch du!
Vergiss nicht, was ich dir empfahl — Und, *was*
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt hast du, thöricht Weib, was du gewollt.

SKIRINA.

Gott steh uns bei!

TRUFFALDIN zu den Schwarzen.

Ergreift sie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

VIERTER AUFZUG.

Vorhof mit Säulen. In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig grossen Becken, voll von Goldstücken.

ERSTER AUFTRITT.

TURANDOT. ZELIMA. SKIRINA. TIMUR. BARAK.

(Barak und Timur stehen jeder an einer Säule einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblössten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite.)

TURANDOT.

Noch ist es Zeit. Noch lass' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgehäufte Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! Machet euch bereit.

(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust.)

BARAK zu Skirina.

Nun, heillos Weib, nun siehst du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessinn, sättigt Eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die Ihr ersinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyrannische Werkzeuge der Tyranninn,
Zerfleischt mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater. Beider Namen weiss ich.
Doch keine Marter presst sie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattinn, jammre nicht um mich!
Für diesen Alten spare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieses Felsenherz,
Dass der Unschuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu seyn.

SKIRINA flehend zu Turandot.

O Königinn, Erbarmen!

TIMUR.

Niemand kümmre sich
Um einen schwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

BARAK unterbricht ihn.

Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Name komme nicht aus Eurem Munde!

TURANDOT neugierig.

Du weisst ihn also, Greis?

TIMUR.

Ob ich ihn weiss!
Unmenschliche! — Freund, sag' mir das Geheimniss!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

BARAK.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn Ihr sie nennt.

TURANDOT.

Er will dich schrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven! Züchtigt den Verwegnen!

(Die Verschnittenen umgeben den Barak.)

SKIRINA.

Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

TIMUR tritt dazwischen.

Halt! Haltet!
Was soll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessinn, schwört mir's zu bei Eurem Haupt,
Bei Euren Göttern schwört mir, dass *sein* Leben,
Und dieses Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und Ihr sollt Alles wissen.

TURANDOT.

Bei meinem Haupt, zum furchtbar'n Fohi schwör' ich,
Dass weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

BARAK unterbricht sie.

Halt, Lügnerinn — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur.
— Schwört, Turandot, schwört, dass der Unbekannte
Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
Da wir die Namen Euch entdeckt, wie recht
Und billig ist, Ihr wisst es, Undankbare!
Schwört, wenn Ihr könnt und dürft, dass er, verschmäht
Von Euch, nicht in Verzweiflung sterben wird
Durch seine eigne Hand — Und schwört uns zu,
Dass, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
Für unser Leben nichts zu fürchten sey,
Noch dass ein ew'ger Kerker uns lebendig
Vergraben und der Welt verbergen soll —
Dies schwört uns, und der Erste bin ich selbst,
Der Euch die beiden Namen nennt!

TIMUR.

Was für Geheimnisse sind dies! Ihr Götter,
Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

TURANDOT.

Ich bin der Worte müd' — Ergreift sie, Sklaven,
Durchbohret sie!

SKIRINA.

O Königinn! Erbarmen!

(Die Verschnittenen sind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen sich dazwischen.)

BARAK.

Nun siehst du, Greis, das Herz der Tiegerinn!

TIMUR niedergeworfen.

Mein Sohn! Dir weih' ich freudig dieses Leben.
Die *Mutter* ging voran, *ihr* folg' ich nach.

TURANDOT betroffen, wehrt den Sklaven.

Sein Sohn! Was hör' ich! Haltet! — Du ein *Prinz?*
Ein König? *Du* des Unbekannten Vater?

TIMUR.

Ja, Grausame! Ich *bin* ein König — *bin*
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

BARAK.

O König! Was habt Ihr gethan!

SKIRINA.

Ein König!
In solchem Elend!

ZELIMA.

Allgerechte Götter!

TURANDOT in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung.

Ein König und in solcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich
Zu hassen zwinge und nicht hassen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!
Sein Vater! — Und er selbst — Sagt er nicht so?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Lasten um geringen Sold zu tragen!
O Menschlichkeit! O Schicksal!

BARAK.

Turandot!
Dies ist ein König! Scheuet Euch und schaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn solches Jammers Grösse Euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit
Entwaffnen kann, lasst Euch die Scham besiegen!
Ehrt Eures eignen greisen Vaters Haupt
In diesem Greis! O schändet Euch nicht selbst
Durch eine That, die Euer Blut entehrte!
Genug, dass Ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

ZELIMA wirft sich zu ihren Füssen.

Ihr seyd bewegt, Ihr könnt nicht widerstehn.
O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum!
Lasst Euch die Grösse dieses Jammers rühren!

ZWEITER AUFTRITT.

ADELMA *zu den* VORIGEN.

TURANDOT ihr entgegen.

Kommst du, Adelma? Hilf mir! O schaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin ausser mir!
Dies ist sein Vater, ein Monarch und König!

ADELMA.

Ich hörte Alles. Fort mit diesen Beiden!
Schafft dieses Gold hinweg! Der Kaiser naht!

TURANDOT.

Mein Vater? Wie?

ADELMA.

Ist auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen.)

Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven
Führt diese Beiden in die untersten
Gewölbe des Serails! Dort haltet sie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!

(Zu Turandot.)

Es ist umsonst. Wir müssen der Gewalt
Entsagen. Nichts kann retten als die List.
— Ich habe einen Anschlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima soll bleiben.

BARAK zu Timur.

Weh uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,
Welch neues Schreckniss ausgebrütet wird!

— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet fest,
Lasst euch von diesen Schlangen nicht verführen!

TURANDOT zu den Schwarzen.

Ihr wisset den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenste Gewölbe!

TIMUR.

Fall' Eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

BARAK.

Mitleid in dieser Furie! Verrathen
Ist Euer Sohn, und uns, ich seh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen,
Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge dringt,
Und unser Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!

(Zur Prinzessinn.)

Die Welt kannst du, der Menschen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magst du im Schlund der Erde sie verstecken,
Lass tausend Todtengrüfte sie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat an's Licht.

(Er folgt, mit Timur, den Verschnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldstücken hinwegtragen.)

DRITTER AUFTRITT.

TURANDOT. ADELMA. ZELIMA *und* SKIRINA.

TURANDOT zu Adelma.

Auf dich verlass' ich mich, du einz'ge Freundinn!
O sage, sprich, wie du mich retten willst.

ADELMA.

Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, sind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm sprechen —
Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung spielen lassen.
Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht
Der Schmeichelstimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behülflich sind und ihre Rolle spielen,
So zweifelt nicht, mein Anschlag soll gelingen.

TURANDOT zu Skirina.

So lieb dir Hassans Leben, Skirina!
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

SKIRINA.

Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem,
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

TURANDOT zu Zelima.

So werth dir meine Gunst ist, Zelima —

ZELIMA.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

ADELMA.

So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.

(Sie gehen ab.)

TURANDOT.

Geht! Geht! Thut, was sie sagt.

VIERTER AUFTRITT.

TURANDOT *allein*.

Was sinnt Adelma?
Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei!
Kann ich mich noch mit *diesem* Siege krönen,
Wess Name wird dann grösser seyn als meiner?
Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,
Im Divan, vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm in's Angesicht zu werfen,
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!
— Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füssen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der grossen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Divan über *dich* zu triumphiren?
Was wird dein Antheil seyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du musst siegen oder fallen!
Besiegt von Einem ist besiegt von Allen!

FÜNFTER AUFTRITT.

TURANDOT. ALTOUM. PANTALON *und* TARTAGLIA *folgen ihm in einiger Entfernung nach.*

ALTOUM, in einem Briefe lesend und in tiefen Gedanken, für sich.

So musste dieser blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muss hieher
Nach Peckin kommen und durch seltsame
Verkettung der Geschicke glücklich werden!
So führt das Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnissvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar verwirret sich der Faden.

PANTALON leise zu Tartaglia.

Rappelt's der Majestät? Was kömmt sie an,
Dass sie in Versen mit sich selber spricht?

TARTAGLIA leise zu Pantalon.

Still! Still! Es ist ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

ALTOUM steckt den Brief in den Busen und wendet sich zu seiner Tochter.

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst du im Serail umher,
Zerquälst dich, das Unmögliche zu wissen.
— Vergebens quälst du dich. Es ist umsonst!
Ich aber hab' es ohne Müh' erfahren.
— Sieh diesen Brief. Hier stehen beide Namen,
Und Alles, was sie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.
Der unbekannte Prinz ist wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich,
Dass du erräthest, wer sie Beide seyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Ist kaum zu Peckin ausgesprochen worden.
— Doch sieh, weil ich's als Vater mit dir meine,
Komm' ich in später Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum Zweitenmal
Im Divan dem Gelächter blosszustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehen?
Denn abgesinnt, du weisst's, ist dir das Volk;
Kaum werd' ich seiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verstummen musst.

— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.
(Zu Pantalon und Tartaglia.)
Lasst uns allein!
(Jene entfernen sich ungern und zaudernd.)

SECHSTER AUFTRITT.

TURANDOT *und* ALTOUM.

ALTOUM, nachdem jene weg sind, nähert sich ihr und fasst sie vertraulich bei der Hand.
Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

TURANDOT.
Meine Ehre, Sire? Spart Euch
Die Müh'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
Zu helfen wissen.

ALTOUM.
Ach, du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen, deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater; sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Sey offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weisst du die beiden Namen?

TURANDOT.
Ob ich sie weiss, wird man im Divan hören.

ALTOUM.
Nein, Kind! du weisst sie *nicht, kannst* sie nicht wissen.
Wenn du sie weisst, so sag' mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksel'gen wissen,
Dass er verrathen ist, und lass ihn still
Aus meinen Staaten ziehn; so meidest du
Den Hass des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst du den Ruhm der Grossmuth noch davon,
Dass du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage spartest.
— Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

TURANDOT.
Ich weiss die Namen oder weiss sie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! *Oeffentlich,*
Wenn ich sie weiss, soll man die Namen hören.

ALTOUM will ungeduldig werden, zwingt sich aber und fährt mit Mässigung und Milde fort.
Durft' er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und sich selbst zu retten,
Musst' er den Sieg im Divan dir entreissen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieses Haupt setz' ich zum Pfand, du weisst
Die Namen nicht — Ich aber weiss sie — *hier*
(Auf den Brief zeigend.)
Stehn sie geschrieben und ich sag' sie dir.
— Der Divan soll sich in der Früh' versammeln,
Der Unbekannte öffentlich erscheinen;
Mit seinem Namen redest du ihn an;
Er soll beschämt, vom Blitz getroffen, stehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen sey sein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du so tief ihn hast gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige sein Leiden!
— Komm, meine Tochter, schwöre mir, dass du
Das thun willst, und sogleich — Wir sind allein —
Sollst du die Namen wissen. Das Geheimniss,
Ich schwöre dir, soll mit uns Beiden sterben.
So löst der Knoten sich erfreulich auf;
Du krönest dich mit neuem Siegesruhm;
Versöhnest dir durch neue Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnst dir selbst
Den Würdigsten der Erde zum Gemahl,
Erfreuest, tröstest nach so langem Gram
In seinem hohen Alter deinen Vater.

TURANDOT ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.
Ach! Wie viel arge List gebraucht mein Vater!
— Was soll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlassen, und dem ungewissen Glück
Vertrau'n? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken lassen, und den Nacken beugen
In das verhasste Joch? — Furchtbare Wahl!
(Sie steht unentschlossen in heftigem Kampf mit sich selbst.)
Herunter, stolzes Herz! Bequeme dich!
Dem Vater nachzugehen ist nicht Schande!
(Indem sie einige Schritte gegen Altoum macht, steht sie wieder still.)
Doch wenn Adelma — Sie versprach so kühn,
So zuversichtlich — *Wenn* sie's nun erforschte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan?

ALTOUM.
Was sinnest du und schwankest, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa diese Angst mich überreden,
Dass du des Sieges dich versichert haltest?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

TURANDOT.
Es sey. Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend ist mein Vater?
Ein sichres Zeichen, dass es möglich ist,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
Erfahren — Er versteht sich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen;
Es ist ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen und man spottet meiner!

ALTOUM.
Nun?
Was zauderst du? Hör' auf, dich selbst zu quälen!
Entschliesse dich!

TURANDOT.
Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Früh' versammelt sich der Divan.

ALTOUM.
Du bist entschlossen, es auf's Aeusserste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

TURANDOT.
Entschlossen, Sire, die Probe zu bestehen.

ALTOUM in heftigem Zorn.
Unsinnige! Verstockte! Blindes Herz!
Noch blinder, als die Albernste des Pöbels!
Ich bin gewiss, wie meines eignen Haupts,
Dass du dich öffentlich beschimpfst, dass dir's
Unmöglich ist, das Räthsel aufzulösen.
Wohlan! Der Divan soll versammelt werden,
Und in der Nähe gleich sey der Altar;
Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,
Da du verstummst, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du hast
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.
Leb' oder stirb! Er wird dich auch nicht hören.
(Er geht ab.)

TURANDOT.
Adelma! Freundinn! Retterinn! Wo bist du?
Verlassen bin ich von der ganzen Welt.

Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.

(Entfernt sich auf der andern Seite.)

(Die Scene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit mehrern Ausgängen. Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebette für Kalaf. Es ist finstre Nacht.)

SIEBENTER AUFTRITT.

KALAF. BRIGELLA *mit einer Fackel.*

Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella betrachtet ihn mit Kopfschütteln.

BRIGELLA.

'S hat eben Drei geschlagen, Prinz, und Ihr
Seyd nun genau dreihundert sechzigmal
In diesem Zimmer auf und ab spaziert,
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn Ihr selbst ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht schaden.

KALAF.

Du hast recht, Brigella.
Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher;
Doch du magst gehen und dich schlafen legen.

BRIGELLA geht, kommt aber gleich wieder zurück.

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn Euch hier,
Von Ungefähr so was erscheinen sollte —
Macht Eure Sache gut — Ihr seyd gewarnt!

KALAF.

Erscheinungen? Wie so? An diesem Ort?

(Mustert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

BRIGELLA.

Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, Niemand einzulassen.
Doch — arme Diener! Herr, Ihr wisst ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzess
Ist so zu sagen Kaiserinn — und was
Die in den Kopf sich setzt, das muss geschehn!
'S wird einem sauer, Hoheit, zwischen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Versteht mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern Etwas für seine alten Tage.
Herr, Unser eins ist halter übel dran!

KALAF.

Wie? Sollte man mir gar an's Leben wollen?
Brigella, rede!

BRIGELLA.

Gott soll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wissen, wer Ihr seyd. Es könnte sich
Zum Beispiel fügen, dass — durch's Schlüsselloch —
Ein Geist — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu versuchen — Gnug! Ihr seyd gewarnt!
Versteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

KALAF lächelnd.

Sey ausser Sorgen! Ich verstehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wissen.

BRIGELLA.

Thut das und somit Gott befohlen, Herr.
Um's Himmels willen, bringt mich nicht in's Unglück!

(Gegen die Zuschauer.)

Es kann geschehen, dass man einen Beutel
Mit Golde ausschlägt — Möglich ist's! Was mich betrifft,
Ich that mein Bestes und ich konnt' es nicht.

(Er geht ab.)

KALAF.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und lass' die Teufel aus der Hölle selbst
Ankommen, dieses Herz wird standhaft bleiben.

(Er tritt an's Fenster.)

Der Tag ist nicht mehr weit; ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieser Folter liegen.
Indess versuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf diese Augen locken kann.

(Indem er sich auf das Ruhebette niederlassen will, öffnet sich eine von den Thüren.)

ACHTER AUFTRITT.

KALAF. SKIRINA *in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Gesicht.*

SKIRINA furchtsam sich nähernd.

Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

KALAF auffahrend.

Wer bist du und was suchst du hier?

SKIRINA nimmt die Maske vom Gesicht.

Kennt Ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Hassans Weib und Eure Wirthinn.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein gestohlen — Ach! Was hab' ich Euch
Nicht Alles zu erzählen — Doch die Angst
Erstickt mich und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

KALAF.

Sprecht, gute Frau! Was habt Ihr mir zu sagen?

SKIRINA sich immer schüchtern umsehend.

Mein armer Mann hält sich versteckt. Es ward
Der Turandot gesagt, dass er Euch kenne.
Nun wird ihm nachgespürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu schleppen, und ihm dort
Gewaltsam Euren Namen abzupressen.
Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn;
Denn eher will er unter Martern sterben,
Als Euch verrathen.

KALAF.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenschliche!

SKIRINA.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater ist
In meinem Haus.

KALAF.

Was sagst du? Grosse Götter!

SKIRINA.

Von Eurer Mutter zum trostlosen Wittwer
Gemacht —

KALAF.

O meine Mutter!

SKIRINA.

Hört mich weiter!
Er weiss, dass man Euch hier bewacht; er zittert
Für Euer Leben; er ist ausser sich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiser dringen,
Sich ihm entdecken, kost' es was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich sterben.
Vergebens such' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr ist taub, er hört nur seinen Schmerz,
Nur das Versprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröstend Schreiben ihm von Eurer Hand
Mit Eures Namens Unterschrift zu bringen,
Das ihm Versichrung gibt von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeussersten zurück! So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr gesetzt,
Dem kummervollen Greise Trost zu bringen.

KALAF.
Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehst mich, Skirina!

SKIRINA.
Mich strafe Fohi, wenn ich Euch das lüge!

KALAF.
Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

SKIRINA dringend.
Kein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!
Bedenkt Euch nicht, schreibt diese wen'gen Worte.
Fehlt Euch das Nöthige, ich bracht' es mit.
(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)
Genug, wenn dieser kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von Eurer Hand erhält,
Dass Ihr noch lebt und dass Ihr Gutes hofft.
Sonst treibt ihn die Verzweiflung an den Hof;
Er nennt sich dort, und Alles ist verloren.

KALAF.
Ja! Gib mir diese Tafel!
(Er ist im Begriff zu schreiben, hält aber plötzlich inne und sieht sie forschend an.)
Skirina!
Hast du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavinn dort
Der Turandot; dein Mann hat mir's gesagt.

SKIRINA.
Nun ja! Wie kommt Ihr *darauf?*

KALAF.
Skirina!
Geh' nur zurück und sage meinem Vater
Von meinetwegen, dass er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiser fodre,
Und ihm entdecke, was sein Herz ihn heisst,
Ich bin's zufrieden.

SKIRINA betroffen.
Ihr verweigert mir
Den Brief! Ein Wort von Eurer Hand genügt.

KALAF.
Nein, Skirina, ich schreibe nicht. Erst morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Dass Hassans Weib mich zu verrathen sucht.

SKIRINA.
Ich Euch verrathen! Guter Gott!
(Für sich.)
Adelma mag denn selbst ihr Spiel vollenden.
(Zu Kalaf.)
Wohl, Prinz! Wie's Euch beliebt! Ich geh' nach Hause,
Ich richte Eure Botschaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach so viel übernommener Gefahr
Und Mühe, Euren Argwohn zu verdienen.
(Im Abgehen)
Adelma wacht, und dieser schlummert nicht.
(Entfernt sich.)

KALAF.
Erscheinungen! — Du sagtest recht, Brigella!
Doch dass mein Vater hier in Peckin sey,
Und meine Mutter todt, hat dieses Weib
Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft ist der Mund, der Böses meldet!
(Die entgegengesetzte Thür öffnet sich.)
Noch ein Gespenst! Lass' sehen, was es will!

NEUNTER AUFTRITT.

KALAF. ZELIMA.

ZELIMA.
Prinz, ich bin eine Sclavinn der Prinzessinn,
Und bringe gute Botschaft.

KALAF.
Gäb's der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, dass auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich schmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos ist das Herz der Turandot.

ZELIMA.
Wohl wahr, ich läugn' es nicht—und dennoch, Prinz,
Gelang es Euch, dies stolze Herz zu rühren,
Euch ganz allein; Ihr seyd der Erste — Zwar
Sie selbst besteht darauf, dass sie Euch hasse;
Doch ich bin ganz gewiss, dass sie Euch liebt.
Die Erde thu' sich auf und reisse mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

KALAF.
Gut, gut, ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch Mehreres zu sagen?

ZELIMA näher tretend.
Ich muss Euch im Vertrauen sagen, Prinz!
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, dass sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Dass sie im Divan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte!

KALAF.
Ruf' nicht so grosses Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessinn,
Leicht sey es ihr, in diesem Streit zu siegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschliessen, einen Liebenden zu trösten,
Und einen greisen Vater zu erfreun.
Ist dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?

ZELIMA.
Nein, mein Prinz!
Wir geben uns so leichten Kaufes nicht;
Man muss Geduld mit unsrer Schwachheit haben.
— Hört an!

KALAF.
Ich höre.

ZELIMA.
Die Prinzessinn schickt mich.
— Sie bittet Euch um einen Dienst — Lasst sie
Die Namen wissen, und im Uebrigen
Vertraut Euch kühnlich ihrer Grossmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan lösen.
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron,
Und reicht freiwillig Euch die schöne Rechte.
— Entschliesst Euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Liebe sie,
Die zärtlichste, in Eure Arme führen.

KALAF sieht ihr scharf ins Gesicht mit einem bittern Lächeln.
Hier, Sclavinn, hast du den gewohnten Schluss
Der Rede weggelassen.

ZELIMA.

Welchen Schluss?

KALAF.

Die Erde öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

ZELIMA.

So glaubt Ihr, Prinz, dass ich Euch Lügen sage?

KALAF.

Ich glaub' es fest — und glaub' es so gewiss,
Dass ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzessinn!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sey ihr Herz,
Und meiner glüh'nden Liebe möge sie
Verzeihn, dass ich die Bitte muss versagen.

ZELIMA.

Bedachtet Ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?

KALAF.

Mag er mein Leben kosten!

ZELIMA.

Es bleibt dabei, er wird's Euch kosten, Prinz!
— Beharrt Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

KALAF.

Nichts!

ZELIMA.

Lebet wohl!

(Im Abgehen)

Die Mühe konnt' ich sparen!

KALAF allein.

Geht, wesenlose Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen sind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht ist's, was mich ängstiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein Herz!
In wenig Stunden ist das Loos geworfen.
Könnt' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geist
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle schon
Den Gott die sanften Flügel um mich breiten.

(Er legt sich auf das Ruhebett und schläft ein.)

ZEHNTER AUFTRITT.

ADELMA *tritt auf, das Gesicht verschleiert, eine Wachskerze in der Hand.* KALAF *schlafend.*

ADELMA.

Nicht Alles soll misslingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben so umsonst
Versuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem schönen Raube zu entfliehn!
— O heisserflehter Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir schon überstiegen,
Dein Feuer lass' auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in diesem schwersten Kampfe siegen!

(Sie betrachtet den Schlafenden.)

Der Liebste schläft. Sey ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch schon ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.

(Sie nähert sich ihm, und berührt ihn sanft.)

Prinz! Wachet auf!

KALAF erwachend.

Wer störet meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?

ADELMA.

Warum so heftig, Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindinn ist's, die vor Euch steht;
Nicht Euren Namen will ich Euch entlocken.

KALAF.

Ist dies dein Zweck, so spare deine Müh'!
Ich sag' es dir voraus, du wirst mich nicht betrügen.

ADELMA.

Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Skirina bei Euch,
Mit einem Brief Euch listig zu versuchen?

KALAF.

Wohl war sie hier.

ADELMA.

Doch hat sie nichts erlangt?

KALAF.

Dass ich ein solcher Thor gewesen wäre!

ADELMA.

Gott sey's gedankt! — War eine Sclavinn hier,
Mit trüglicher Vorspieg'lung Euch zu blenden?

KALAF.

Solch eine Sclavinn war in Wahrheit hier,
Doch zog sie leer ab — wie auch du wirst gehn.

ADELMA.

Der Argwohn schmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erst kennen! Setzt Euch! Hört mich an,
Und denn verdammt mich als Betrügerinn!

(Sie setzt sich, er folgt.)

KALAF.

So redet denn und sagt, was ich Euch soll.

ADELMA.

Erst seht mich näher an! — Beschaut mich wohl!
Wer denkt Ihr, dass ich sey?

KALAF.

Dies hohe Wesen,
Der edle Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sclavinn,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Divan
Gesehen und ihr Loos beklagt.

ADELMA.

Auch ich
Hab' Euch, die Götter wissen es, wie innig,
Bejammert, Prinz! Es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch selber eine Günstlinginn
Des Glücks, in niederm Sclavenstand Euch sah.
Schon damals sagte mir's mein Herz, dass Euch
Geburt zu einem bessern Loos berufen.
Ich weiss, dass ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern,
Weiss, dass mein Aug' sich Euch verständlich machte,
So weit es einer Königstochter ziemte.

(Sie entschleiert sich.)

Seht her, mein Prinz und sagt mir! Dies Gesicht,
Habt Ihr es nie gesehn in Eurem Leben?

KALAF.

Adelma! Ew'ge Götter! Seh' ich recht?

ADELMA.

Ihr sehet in unwürd'gen Sclavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einst zum Thron bestimmt,
Jetzt zu der Knechtschaft Schmach herabgestossen!

KALAF.

Die Welt hat Euch für todt beweint. In welcher
Gestalt, weh' mir, muss ich Euch wieder finden!
Euch hier als eine Sclavinn des Serails,
Die Königinn, die edle Fürstentochter!

ADELMA.

Und als die Sclavinn dieser Turandot,

Der grausamen Ursache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den diese stolze Turandot, wie Euch,
Bezauberte — Er wagte sich im Divan.
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin sieht— entsetzensvoller Anblick!
Erblicktet Ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

KALAF.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So ist sie wahr die klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

ADELMA.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur seinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günstig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht,
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unsern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menschlichkeit des Kaisers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er schalt die Greuelthat, und liess im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fischen.
Schon halb entseelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sclavinn übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geschenk
Von eines Feindes Grossmuth zu empfangen.
O lebt in Eurem Busen menschliches Gefühl,
So lasst mein Schicksal Euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sclavinn zu bedienen.

KALAF.

Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzessinn,
Aufricht'ge Thränen zoll' ich Euren Leiden —
Doch Euer grausam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld;
Eu'r Vater stürzte sich und sein Geschlecht
Durch übereilten Rathschluss ins Verderben.
Sagt! Was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schicksalsmächte, für Euch thun?
Ersteig' ich morgen meiner Wünsche Gipfel,
So sollt Ihr frei und glücklich seyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

ADELMA.

Der Unbekannten konntet Ihr misstrauen;
Ihr kennt mich nun — Der Fürstinn werdet Ihr,
Der Königstochter, glauben, was sie Euch
Aus Mitleid sagen muss, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe sagen möchte.
— O möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

KALAF.

Adelma, sprecht, was habt Ihr mir zu sagen?

ADELMA.

Wisst also, Prinz — Doch nein! Ihr werdet glauben,
Ich sey gekommen, Euch zu täuschen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechseln,
Die für das Sclavenjoch geboren sind.

KALAF.

Quält mich nicht länger! Ich beschwör' Euch, sprecht!
Was ist's? Was habt Ihr mir von *ihr* zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttinn ist?

ADELMA bei Seite.

Gib Himmel, dass ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf sich wendend.)
Prinz, diese Turandot, die Schändliche,
Herzlose, Falsche hat Befehl gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu ermorden,
— Dies ist die Liebe Eurer Lebensgöttinn!

KALAF.

Mich zu ermorden?

ADELMA.

Ja, Euch zu ermorden!
Bei'm ersten Schritt aus diesem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenspitzen Euch ins Herz;
So hat es die Unmenschliche befohlen.

KALAF steht schnell auf und geht gegen die Thür.

Ich will die Wache unterrichten.

ADELMA hält ihn zurück.

Bleibt!
Wo wollt Ihr hin? Ihr hofft noch, Euch zu retten?
Unglücklicher, Ihr wisst nicht, wo Ihr seyd,
Dass Euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieselben Wachen, die der Kaiser Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, die sind —
Gedingt von seiner Tochter Euch zu tödten.

KALAF ausser sich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigsten Leidens.

O Timur! Timur! Unglücksel'ger Vater!
So muss dein *Kalaf* endigen! Du musst
Nach Peckin kommen, auf sein Grab zu weinen!
Das ist der Trost, den dir dein Sohn versprach!
— Furchtbares Schicksal!
(Er verhüllt sein Gesicht, ganz seinem Schmerz hingegeben.)

ADELMA für sich, mit frohem Erstaunen.

Kalaf! Timurs Sohn!
Glücksel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit diesem Namen sein Geschick in Händen.

KALAF.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl sagte mir's vorhin
Der feilen Sclaven einer, dass Bestechung
Und Furcht des Mächtigen das schwere Band
Der Treue lösen — Leben, fahre hin!
Vergeblich ist's, dem grausamen Gestirn,
Das uns verfolgt, zu widerstehn — Du sollst
Den Willen haben, Grausame — dein Aug'
An meinem Blute weiden! Süsses Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen ist dem Schicksal.

ADELMA mit Feuer.

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich Euch die Wege;
Nicht müss'ge Thränen blos hab' ich für Euch.
Gewacht hab' ich indess, gesorgt, gehandelt,
Kein Gold gespart, die Hüter zu bestechen.
Der Weg ist offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten sind
Bereit. Lasst uns aus diesen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Chan
Von Berlas ist mein Freund, ist mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns schützen, seine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, dass ich's mit Euch theile,
Wenn Ihr der Liebe Opfer nicht verschmäht.
Verschmäht Ihr's aber und verachtet mich,
So ist die Tartarei noch reich genug
An Fürstentöchtern, dieser Turandot

An Schönheit gleich und zärtlicher als sie.
Aus ihnen wählt Euch eine würdige
Gemahlinn aus! Ich — will mein Herz besiegen.
Nur rettet, rettet dieses theure Leben!

(Sie spricht das Folgende mit immer steigender Lebhaftigkeit, indem sie ihn bei der Hand ergreift und mit sich fortzureissen sucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir sprechen.
Die Hähne krähn; schon regt sich's im Palast;
Todbringend steigt der Morgen schon herauf,
Fort, eh' der Rettung Pforten sich verschliessen!

KALAF.

Grossmüthige Adelma! Einz'ge Freundinn!
Wie schmerzt es mich, dass ich nach Berlas Euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit süss Geschenk,
Nicht Euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieser heimlichen Entweichung sagen?
Macht' ich nicht schändlichen Verraths mich schuldig,
Wenn ich, des Gastrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innersten Serail
Die werthgehaltne Sclavinn ihm entführte?
— Mein Herz ist nicht mehr mein, Adelma. Selbst
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen seyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schicksal.
Noch tröstlich ist's, für Turandot zu sterben,
Wenn ich nicht leben kann für sie — Lebt wohl!

ADELMA.

Sinnloser! Ihr beharrt? Ihr seyd entschlossen?

KALAF.

Zu bleiben und den Mordstreich zu erwarten.

ADELMA.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die Euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht *mir* zu folgen!
Verschmähet meine Hand, verachtet mich!
Nur flieht, nur rettet, rettet Euer Leben!

KALAF.

Verschwendet Eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geschick.

ADELMA.

So bleibet denn! Auch ich will Sclavinn bleiben,
Ohn' Euch verschmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Lass' sehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(Von ihm wegtretend.)

Wär' ich die Erste,
Die durch Beständigkeit ans Ziel gelangte?

(Für sich mit Accent.)

Kalaf! Sohn Timurs!

(Verneigt sich, spottend.)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(Geht ab.)

KALAF allein.

Wird diese Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf solcher Folter je gezittert?
Und endet sie, welch neues gröss'res Schreckniss
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyrannisch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne steigt herauf und allen Wesen
Bringt sie das Leben, mir bringt sie den Tod!
Geduld, mein Herz! Dein Schicksal wird sich lösen!

EILFTER AUFTRITT.

BRIGELLA. KALAF.

BRIGELLA.

Der Divan wird versammelt, Herr. Die Stunde
Ist da. Macht Euch bereit!

KALAF misst ihn mit wilden scheuen Blicken.

Bist *du* das Werkzeug?
Wo hast du deinen Dolch versteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du hast!
Du raubst mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

BRIGELLA.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als Euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles schon versammelt ist.

KALAF nach einigem Nachsinnen, resignirt.

Lass' uns denn gehn!
Ich weiss, dass ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

BRIGELLA sieht ihn erstaunt an.

Was Teufel schwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünschtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieser Nacht nicht schlafen lassen;
Nun ist er gar im Kopf verrückt!

KALAF wirft das Schwert auf den Boden.

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre setzen.
Die Grausame erfahre wenigstens,
Dass ich die unbeschützte Brust von selbst
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab, und wird, so wie er hinaustritt, vom kriegerischen Spiel empfangen.)

FÜNFTER AUFZUG.

Die Scene ist die vom zweiten Aufzug. Im Hintergrund des Divans steht ein Altar mit einer chinesischen Gottheit und zwei Priestern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges sichtbar werden.

Bei Eröffnung des Akts sitzt Altoum auf seinem Throne. Pantalon und Tartaglia stehen zu seinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

ERSTER AUFTRITT.

ALTOUM. PANTALON. TARTAGLIA. DOCTOREN. WACHE. *Gleich darauf* KALAF.

KALAF tritt mit einer stürmischen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter sich schauend. In der Mitte der Scene verbeugt er sich gegen den Kaiser, dann für sich.

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Brust
Zu fühlen, und von Niemand angefallen
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falsche Botschaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück ist gewiss!

ALTOUM.

Mein Sohn! Ich sehe deinen Blick umwölkt;
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn erheitert sehn;
In wenig Stunden endet deine Prüfung.

— Geheimnisse von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich sie im Busen
Verschliessen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, sie vernehmen kann.
— Doch merke dir! Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm stets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du bist
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot ist dein!
Dreimal hat sie in dieser Nacht zu mir
Gesendet, mich beschworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszusprechen.
Daraus erkenne, ob du Ursach hast,
Sie mit getrostem Herzen zu erwarten.

PANTALON zuversichtlich.

Das könnt Ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's seine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunsch an! Heut ist die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieser Nacht zu ihr
Geholt; sie hatt' es gar zu eilig; kaum
Liess sie mir Zeit, den Fuss in die Pantoffel
Zu stecken; ungefrühstückt ging ich hin;
Es war so grimmig kalt, dass mir der Bart
Noch zittert — Aufschub sollt' ich ihr verschaffen,
Rath schaffen sollt' ich — Bei der Majestät
Fürsprach' einlegen — Ja, was sollt' ich nicht!
'S war mir ein rechtes Gaudium und Labsal,
Ich läugn' es nicht, sie desperat zu sehn.

TARTAGLIA.

Ich ward um sechs Uhr zu ihr hin beschieden;
Der Tag brach eben an; sie hatte nicht
Geschlafen und sah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat sie mich,
Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Gesagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

ALTOUM.

Seht, wie sie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch sie sperret sich umsonst.
Gemessene Befehle sind gegeben,
Dass sie durchaus im Divan muss erscheinen,
Und ist's mit Güte nicht, so ist's mit Zwang.
Sie selbst hat mich durch ihren Eigensinn
Berechtigt, diese Strenge zu gebrauchen.
Erfahre sie die Schande nun, die ich
Umsonst ihr sparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun ist's an dir, zu triumphiren!

KALAF.

Ich dank' Euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu schmerzlich leid ich selbst, dass der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geschehen soll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne sie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abscheu zu besiegen,
Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen soll ihr Sclave seyn,
Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.
Wer eine Gunst bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürsprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem schönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde soll sie kränken,
So lang die Parze meinen Faden spinnt;
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll sie mein einzig Träumen seyn und Denken!

ALTOUM.

Auf denn! Man zög're länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar!
Der Priester halte sich bereit! Sie soll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schicksal lesen
Und soll erfahren, dass ich wollen kann,
Was ich ihr schwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chinesischen Götzen, den Altar und die Priester, Alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk soll freien Eingang haben!
Zeit ist's, dass dieses undankbare Kind
Den tausendfachen Kummer uns bezahle,
Den sie auf unser greises Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marsch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt sich Truffaldin mit Verschnittenen, hinter ihnen die Sclavinnen, darauf Turandot, alle in schwarzen Flören, die Frauen in schwarzen Schleiern.)

PANTALON.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmusik!
— Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarsch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Ceremonien, wie im zweiten Akt.)

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. TURANDOT. ADELMA. ZELIMA.

Ihre Sclavinnen und Verschnittenen.

TURANDOT nachdem sie ihren Thron bestiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf.

Dies Trau'rgepränge, *unbekannter* Prinz,
Und dieser Schmerz, der mein Gefolge zeigt,
Ich weiss, ist Eurem Auge süsse Weide.
Ich sehe den Altar geschmückt, den Priester
Zu meiner Trauung schon bereit, ich lese
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Wissenschaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreissen, diesem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muss ich meinem Schicksal weichen.

KALAF.

O läse Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiss, es würde ihren Zorn entwaffnen.
War's ein Vergehn, nach solchem Gut zu streben?
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

ALTOUM.

Prinz, der Herablassung ist sie nicht werth.
An ihr ist's jetzo, sich herabzugeben!
Kann sie's mit edelm Anstand nicht, mag sie
Sich darein finden, wie sie kann — Man schreite
Zum Werk! Der Instrumente froher Schall
Verkünde laut —

TURANDOT.

Gemach! Damit ist's noch zu früh!

(Aufstehend und zu Kalaf sich wendend)

Vollkommner konnte mein Triumph nicht seyn,
Als dein getäuschtes Herz in süsse Hoffnung
Erst einzuwiegen, und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu schleudern.

(Langsam und mit erhabner Stimme)

Hör', *Kalaf, Timurs* Sohn! Verlass' den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geist gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und Allen,
Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

KALAF.

O ich Unglücklicher!

ALTOUM.

Ist's möglich? Götter!

PANTALON.

Heilige Katharina!

(Zu Tartaglia.)

Geht heim! Lasst Euch den Bart auszwicken, Doctor!

TARTAGLIA.

Allhöchster Tien! Mein Verstand steht still!

KALAF.

Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
— Wer steht mir bei? Ach, mir kann Niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthsel gestern nicht
Mit Fleiss verfehlt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu güt'ger Kaiser, musstet Ihr
Das Blutgesetz zu meinem Vortheil mildern,
Dass ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Räthsel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!

(Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund.)

ALTOUM.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unversehne Blitzstrahl schlägt mich nieder.

TURANDOT bei Seite zu Zelima.

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiss mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

ZELIMA leise zu Turandot.

O so ergebt Euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr seht! Ihr hört! das Volk wird ungeduldig!

ADELMA für sich.

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

KALAF.

Und braucht's denn des Gesetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich ist?

(Er tritt an den Thron der Turandot.)

Ja, Unversöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennst — den du
Als einen namenlosen Fremdling hasstest,
Den du jetzt kennst und fortfährst zu verschmähn!
Verlohnte sich's, ein Daseyn zu verlängern,
Das so ganz werthlos ist vor deinen Augen?
Du sollst befriedigt werden, Grausame!
Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füssen —

(Er zieht einen Dolch und will sich durchstechen. In demselben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten und Turandot stürzt von ihrem Thron.)

TURANDOT, ihm in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe.

Kalaf!

(Beide sehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieser Stellung.)

ALTOUM.

Was seh' ich!

KALAF nach einer Pause.

Du? Du hinderst meinen Tod?
Ist *das* dein Mitleid, dass ich leben soll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkst du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannst mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannst du nicht.
Lass' mich; und wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig' es meinem jammervollen Vater!
Er ist zu Peckin; Er bedarf des Trostes:
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schicksal.

(Er will sich tödten.)

TURANDOT wirft sich ihm in die Arme.

Lebt, Kalaf! Leben sollt Ihr — und für mich!
Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlassenen, du kennst sie, Trost zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

ZELIMA.

Ach und wie gerne!

ADELMA für sich.

Es ist Zeit zu sterben.
Die Hoffnung ist verloren.

KALAF.

Träum' ich, Götter?

TURANDOT.

Ich will mich keines Ruhms anmassen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wisset denn; es wiss'
Es alle Welt! Nicht meiner Wissenschaft,
Dem Zufall, Eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniss Eures Namens.
Ihr selbst, Ihr liesset gegen meine Sclavinn
Adelma beide Namen Euch entschlüpfen.
Durch sie bin ich dazu gelangt — Ihr also habt
Gesiegt, nicht ich, und Euer ist der Preis.
— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Gesetz genug zu thun — Nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
Im ersten Augenblick, da ich Euch sah!

ADELMA.

O nie gefühlte Marter!

KALAF, der diese ganze Zeit über wie ein Träumender gestanden, scheint jetzt erst zu sich selbst zu kommen und schliesst die Prinzessinn mit Entzückung in seine Arme.)

Ihr die Meine?
O tödte mich nicht, Uebermass des Wonne!

ALTOUM.

Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
Dass du mein Alter endlich willst erfreun.
Verziehen sey dir jedes vor'ge Leid;
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

PANTALON.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

TARTAGLIA.

Platz! Platz! Der Bund sey alsogleich beschworen!

ADELMA.

Ja lebe, Grausamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele hasst!

(Zu Turandot.)

Ja wisse,
Dass ich dich nie geliebt, dass ich dich *hasse*,
Und nur aus Hass gehandelt, wie ich that.
Die Namen sagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reissen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh du ihn sahst,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Geschäftig schien, versucht' ich alle Listen;
Selbst die Verläumdung spart' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umsonst!
In seinem Schmerz entschlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth sie dir: du solltest siegen;
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu sterben als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins steht noch in meiner Macht. Ich stamme,
Wie du, von königlichem Blut und muss erröthen,
Dass ich so lange Sclavenfesseln trug.

In dir muss ich die blut'ge Feindinn hassen.
Du hast mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
Mir Alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubst du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes,
Mich selbst zum Raube hin — Ich will nicht leben!

(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entrissen, von der Erde auf.)

Verzweiflung zückte diesen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er spalten soll.

(Sie will sich erstechen.)

KALAF fällt ihr in den Arm.

Fasst Euch, Adelma.

ADELMA.

Lass mich, Undankbarer!
In *ihrem* Arm dich sehen? Nimmermehr!

KALAF.

Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank ich's, dass dies schöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heissen Bitten was vermögen,
So habe sie die Freiheit zum Geschenk,
Und unsers Glückes erstes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

TURANDOT.

Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit dem seinen.
Zu hassenswerth, ich fühl' es, muss ich ihr
Erscheinen; mir verzeihen kann sie nie,
Und könnte nie an *mein* Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und ist ein grösser Glück,
Für sie noch übrig, so gewährt es ihr!
Wir haben viele Thränen fliessen machen,
Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

PANTALON.

Um's Himmelswillen, Sire, schreibt ihr den Laufpass,
So schnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh und bang, dass unsre Freude
In Rauch aufgeh', so lang ein wüthend Weib
Sich unter Einem Dach mit Euch befindet.

ALTOUM zu Turandot.

An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht blos die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sey und den Mächtigen nicht reize.

ADELMA.

Sire — Königinn — Ich bin beschämt, verwirrt —
So grosse Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern—Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von Eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen!

(Sie geht ab mit verhülltem Gesicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh' sie scheidet.)

LETZTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN *ohne Adelma. Gegen das Ende* TIMUR, BARAK, SKIRINA *und* ZELIMA.

KALAF.

Mein Vater, o wo find' ich dich, wo bist du,
Dass ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgiesse?

TURANDOT verlegen und beschämt.

Kalaf, Euer edler Vater ist
Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Nicht ein Geständniss, das mich schamroth macht,
Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

ALTOUM.

Timur bei dir? Wo ist er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiserreich hast du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich ist wieder dein.
Ermordet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen,
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

KALAF wirft einen Blick hinein und steht eine Zeitlang in sprachloser Rührung.

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch — die Lippe ist versiegelt.

(In diesem Augenblick öffnet sich der Saal; *Timur* und *Barak* treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; Barak sinkt zu Kalafs Füssen, indem sich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche sie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia stehen gerührt. Unter diesen Bewegungen fällt der Vorhang.)

PHÄDRA,

TRAUERSPIEL VON RACINE.

PERSONEN.

THESEUS, König von Athen.
PHÄDRA, seine Gemahlinn, Tochter des Minos und der Pasiphae.
HIPPOLYT, Sohn des Theseus und der Antiope, Königinn der Amazonen.
THERAMEN, Erzieher des Hippolyt.
ARICIA, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.
OENONE, Amme und Vertraute der Phädra.
ISMENE, Vertraute der Aricia.
PANOPE, vom Gefolg der Phädra.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

HIPPOLYT.

Beschlossen ist's, ich gehe, Theramen!
Ich scheide von dem lieblichen *Trözene;*
Nicht länger trag' ich's, müssig hier zu weilen,
In diesen Zweifeln, die mich ängstigen.
Sechs Monde weilt mein Vater schon entfernt;
Nichts will von seinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte selbst, der ihn verbirgt.

THERAMEN.

Wohin, o Herr, willst du ihn suchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich schon
Die beiden Meere, die der Isthmus trennt;
Nach Theseus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche schwindet;
Elis hab' ich durchsucht, den Tänarus
Liess ich im Rücken, ja an's Meer sogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab — Was hoffst du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelstrichen
Gedenkst du seine Spuren aufzufinden?
Ja, wissen wir, ob uns der König nicht
Vorsätzlich seinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während dass wir für sein Leben zittern,
Sich still vergnügt in neuen Liebesbanden?

HIPPOLYT.

Halt, Freund, und sprich mit Ehrfurcht von dem Kö-
Unwürd'ge Ursach' hält ihn nicht zurück; [nig!
Entsagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat seinen flücht'gen Sinn gefesselt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rinn mehr.
Genug, ich *such'* ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe diesen Ort, der mich beängstigt.

THERAMEN.

Wie, Herr, seit wann denn fürchtest du Gefahr
In diesem stillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich so gern
Geflüchtet aus dem rauschenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

HIPPOLYT.

Freund, jene sel'gen Tage sind dahin;
Ein ganz verändert Ansehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Pasiphae hieher gesandt.

THERAMEN.

Herr, ich versteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer ist es, Phädra hier zu sehen —
Stiefmütterlich gesinnt, sah sie dich kaum,
Gleich übte sie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erstes Werk.
Doch dieser Hass, den sie dir sonst geschworen,
Ist sehr geschwächt, wenn er nicht ganz verschwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das stirbt, und das entschlossen ist zu sterben?
Die Unglückselige wird einem Schmerz
Zum Raub, den sie mit Eigensinn verbirgt;
Sie ist der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann sie gegen dich Verderben spinnen?

HIPPOLYT.

Nicht ihr ohnmächt'ger Hass ist's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindinn will ich fliehn;
Es ist Aricia, ich will's gestehn,
Die letzte jenes unglücksel'gen Stamms,
Der gegen uns feindselig sich verschworen.

THERAMEN.

Auch du verfolgst sie, Herr? Die holde Schwester
Der wilden Pallantiden, hat sie je
Der Brüder schwarze Meuterei getheilt?
Und könntest du die schöne Unschuld hassen?

HIPPOLYT.

Wenn ich sie hasste, würd' ich sie nicht fliehn.

THERAMEN.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärst du vielleicht der strenge Hippolyt
Nicht mehr, der stolze Feind der schönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theseus sich so oft, so gern gebeugt?
So lang von dir verachtet hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich gestellt
Mit Andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebtest, Herr?

HIPPOLYT.

Freund, welche Rede wagst du?
Du, der mein Innres kennt, seitdem ich athme,
Verlangst, dass ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieses freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schöpft' ich diesen Stolz.
Ich selbst, sobald ich meiner mir bewusst,
Bestärkte mich in diesem edlen Triebe.
Du warst der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft sprachst du mir von meines Vaters Thaten;
Du weisst, wie ich dir lauschte, wie mein Herz
Bei seinen edeln Waffenthaten schlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beschriebst,
Wie er der Welt den Herkules ersetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber strafte,
Wie er den Sinnis, den Prokrustes schlug,
Dem Periphetes seine Keul' entrang,
Den Kerkyon besiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamst, die leichten Liebesschwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die spart'sche Helena mir nanntest,
Den Ihrigen entrissen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlassen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die seinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Namen selbst von ihm vergessen —
Ariadne, die dem tauben Felsenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, geraubt, doch glücklicher als sie —
Du weisst, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich sie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünscht, so schönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu ersparen!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehn?
So tief herunter liess ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu seyn, wie Theseus!
Und sollte dieses stolze Herz empfinden,
Musst' es Aricia seyn, die mich besiegte?
Vergass ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniss, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr vernichtet seyn;
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu solcher Raserei riss mich die Jugend —

THERAMEN ihm ins Wort fallend.

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärft deinen Blick, da er ihn schliessen will;
Das Herz empört sich gegen Zwang und selbst
Sein Hass giesst neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch schreckt dich eine keusche Liebe,
Und wenn sie glücklich macht, missgönnst du dir's?
Besiege doch die scheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren!
Wie stolze Herzen hat nicht Venus schon
Bezähmt! Du selbst, der ihre Macht bestreitet,
Wo wärst du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttinn immer siegend widerstanden,
Der Liebe keusche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit grossen Worten prunken?
Gesteh's, du bist der Vorige nicht mehr,
Schon lang sieht man dich seltener als sonst
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunst Neptuns geübt,
Das wilde Jagdross an den Zaum gewöhnen.
Viel seltener erklingen Forst und Wald
Von unserm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebst, du glühst von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichst.
Gesteh's, du liebst Aricien!

HIPPOLYT.

Ich — reise
Und suche meinen Vater, Theramen!

THERAMEN.

Herr, siehst du Phädra nicht, bevor du gehst?

HIPPOLYT.

Das ist mein Vorsatz. Bring' ihr diese Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht so will.
— Doch sieh, was für ein neues Missgeschick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

ZWEITER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN. OENONE.

OENONE.

Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich!
Herr, meine Königinn ist dem Tode nah!
Vergebens lass' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung ist ihr Geist;
Die Unruh treibt sie auf von ihrem Lager;
Sie will ins Freye, will die Sonne schauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

HIPPOLYT.

Ich geh', ich lass' ihr ihren freien Raum,
Und spar' ihr einen Anblick, den sie hasst.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE.

PHÄDRA.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie setzt sich.)

OENONE.

Grosse Götter, schaut auf unsre Thränen!

PHÄDRA.

Wie diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat diese Zöpfe künstlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muss sich Alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

OENONE.

So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königinn, besinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Hast unsern Fleiss ermuntert, dich zu schmücken,

Du fühltest dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und hassest seinen Strahl!

PHÄDRA.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geschlechts!
Du, dessen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine schmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale seh' ich deine Strahlen.

OENONE.

Weh mir, noch immer nährst du, Königinn,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

PHÄDRA schwärmerisch.

O säss' ich draussen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

OENONE.

Wie, Königinn? Was ist das?

PHÄDRA.

Ach, ich bin
Von Sinnen — *Was* hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiss nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

OENONE.

Musst du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, über diesen strafbar'n Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir stossen,
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsterniss dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet.
Welch grässlichem Entschlusse gibst du Raum?
Darfst du mit Frevelmuth dich selbst zerstören?
Das heisst den Göttern trotzen, ist Verrath
Am Gatten, dem du Treue schwurst, Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sclavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königinn, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Hoffnung wieder,
Dem stolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, diesem Hippolyt —

PHÄDRA.

Ihr Götter!

OENONE.

Ergreift die Wahrheit dieses Vorwurfs dich?

PHÄDRA.

Unglückliche! *Wen* hast du jetzt genannt?

OENONE.

Mit Recht empört sich dein Gemüth. Mich freut's,
Dass dieser Unglücksname dich entrüstet!
Drum lebe! Lass' die Liebe, lass' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Dass dieser Scythe das verhasste Joch
Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem schönsten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile—Jeder Augenblick,
Den du versäumst, bringt näher dich dem Tode —
Verschieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu stärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' sich lässt entzünden.

PHÄDRA.

Schon allzulang nährt' ich ein schuldvoll Daseyn.

OENONE.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Ist's ein Verbrechen, das dich so beängstigt?
Du hast doch nicht unschuldig Blut versprützt?

PHÄDRA.

Die Hand ist rein. Wär' es mein Herz, wie sie!

OENONE.

Und welches Ungeheure sann dein Herz
Sich aus, dass solchen Schauder dir erregt?

PHÄDRA.

Genug sagt' ich. Verschone mich! Ich sterbe,
Um das Unselige nicht zu gestehen!

OENONE.

So stirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verschliessen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe schon entfliehend schwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tausend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzesten sich aus,
Grausame, wann betrog ich deine Treu?
Vergassest du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verliess? So lohnst du meiner Liebe?

PHÄDRA.

Was hoffst du durch dein Flehn mir abzustürmen?
Entsetzen wirst du dich, brech' ich mein Schweigen.

OENONE.

Was kannst du mir Entsetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen sterben sehn!

PHÄDRA.

Weisst du mein Unglück, weisst du meine Schuld,
Nicht minder sterb' ich drum, nur schuld'ger sterb' ich.

OENONE, vor ihr niederfallend.

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfasse,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angst ein Ende!

PHÄDRA.

Du willst es so. Steh' auf.

OENONE.

O sprich, ich höre.

PHÄDRA.

Gott! *Was* will ich ihr sagen! Und *wie* will ich's?

OENONE.

Mit deinen Zweifeln kränkst du mich. Vollende!

PHÄDRA.

O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter!

OENONE.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

PHÄDRA.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

OENONE.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

PHÄDRA.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!

OENONE.

Du liebst?

PHÄDRA.

Der ganze Wahnsinn rast in mir.

OENONE.

Wen liebst du?

PHÄDRA.

Sey auf Grässliches gefasst.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —

OENONE.

Wen?

PHÄDRA.

Du kennst ihn,
Den Jüngling, *ihn*, den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

OENONE.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

PHÄDRA.

Du nanntest ihn, nicht ich.

OENONE.

Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückseliges Geschlecht!
O dreimal Unglücksel'ge Fahrt! Dass wir
An diesem Unglücksufer mussten landen!

PHÄDRA.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede schien so sicher mir gegründet,
Mein Glück mir so gewiss, da zeigte mir
Zuerst Athenä meinen stolzen Feind.
Ich sah ihn, ich erröthete, verblasste
Bei seinem Anblick, meinen Geist ergriff
Unendliche Verwirrung, finster ward's
Vor meinen Augen, mir versagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchschauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,
Und alle Qualen, die sie zürnend sendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich sie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, schmückt' ihn reich,
Ich liess der Göttinn Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere sucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umsonst
Verbrannt' ich köstlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrschte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttinn flehte.
Ihn sah ich überall und ihn allein;
Am Fusse selbst der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, dass ich ihn überall
Vermied — O unglückseliges Verhängniss!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernst bekämpft ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuern Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwiesen ward;
In den Vater stürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus seinem Arm gerissen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unschuld flossen meine stillen Tage,
Verschlossen blieb in tiefer Brust mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinnpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unsrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir nach Trözene;
Ich muss ihn wiedersehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erstickte Gluth.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich schaudre selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben hass' ich und verdamme mich,
Ich wollte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich gestand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, dass ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verschonst, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wiedergeben willst.

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE. PANOPE.

PANOPE.

Gern, Königinn, erspart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig ist's, dass du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Ist kein Geheimniss mehr, als dir allein.

OENONE.

Panope, was sagst du?

PANOPE.

Die Königinn
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.

PHÄDRA.

O Himmel!

PANOPE.

Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der Eine stimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.
Schon rüstet Hippolyt sich, abzureisen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reissen.

OENONE.

Genug, Panope! Die Königinn hat es
Gehört, und wird die grosse Botschaft nutzen.

(Panope geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE.

OENONE.

Gebieterinn, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluss
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du.
Dem Sohn, den er dir lässt, bist du dich schuldig.
Dein Sohn ist König oder Sclav, wie du
Lebst oder stirbst. Verliert er auch noch dich,
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld bist du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur ist's, was du fühlst.
Zerrissen sind mit Theseus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr so furchtbar ist dir Hippolyt;
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehasst, und stellt
Vielleicht sich an die Spitze der Empörer.
Reiss' ihn aus seinem Wahn, such' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil ist das glückliche Trözen;

Hier ist *Er* König; deinem Sohn gehören
Die stolzen Mauern der Minervenstadt,
Euch Beiden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet Euch! Aricia zu bekämpfen!

PHÄDRA.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE.

ARICIA.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? Täuschest du dich nicht?

ISMENE.

Das ist die erste Frucht von Theseus Tod.
Bald siehst du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

ARICIA.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frei, und meines Feinds entledigt?

ISMENE.

So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

ARICIA.

Weiss man, durch welch Geschick er umgekommen?

ISMENE.

Man spricht Unglaubliches von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt:
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durch's Land,
Er sey hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Styx gesehen,
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch keine Wiederkehr sey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal sieht.

ARICIA.

Ist's glaublich, dass ein Mensch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten *lebend* dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses allgefürchtete Gestade?

ISMENE.

Theseus ist todt, Gebieterinn! Du bist's
Allein, die daran zweifelt. Den Verlust
Beseufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher schon erkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

ARICIA.

Und glaubst du wohl, dass Hippolyt an mir
Grossmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Dass er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

ISMENE.

Ich glaub' es, Fürstinn.

ARICIA.

Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

ISMENE.

Man spricht von seinem Stolze viel! doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir gesehn.
Sein Ruf, gesteh' ich, schärfte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederschlug,
Die zärtlich schmachtend an den deinen hingen.
Gesteht sein Stolz nicht ein, dass er dich liebe,
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

ARICIA.

O Freundinn, wie begierig lauscht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuscht!
Dies Herz, du kennst es, stets von Gram genährt
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegeben, sollt' es sich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelsöhne Blut.
Du weisst, welch streng Gesetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, dass der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weisst du auch, wie dieses freie Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindinn stets
Wusst' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn;
Nein, denke nicht, dass seine Wohlgestalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von seinen Schwächen,
Den edeln Stolz der grossen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht sich nie gebeugt.
Sey Phädra stolz auf ihres Theseus Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu fesseln, welches Tausende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den stolzen Mann als Siegerinn zu fesseln,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht, umsonst
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den grossen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Besiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich solchen eiteln Sinn!
Zu sehr nur, fürcht' ich, widersteht man mir,
Und bald vielleicht siehst du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er sollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

ISMENE.

Hör' ihn selbst! Er kommt!

ZWEITER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE. HIPPOLYT.

HIPPOLYT.

Eh' ich von dannen gehe, Königinn,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach, nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Aussenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Hass, ich darf es hoffen, Königinn,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröstet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreissen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frei schalten mit dir selbst,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Lass' ich dich frei — und freier noch als mich.

ARICIA.

Herr, mäss'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt! Mehr, als du denkst, erschwerst du mir
Die Fesseln, die du von mir nimmst, wenn du
So grosse Gunst an der Gefangnen übst.

HIPPOLYT.

Athen ist noch im Streit, wer herrschen soll;
Es spricht von *dir*, nennt *mich*, und Phädra's Sohn.

ARICIA.

Von mir?

HIPPOLYT.

Ich weiss und will mir's nicht verbergen,
Dass mir ein stolz Gesetz entgegensteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren sollte mir's ein grillenhaft
Gesetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechteus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindschaft Recht;
Athen, durch meinen Vater gross gemacht,
Erkannte freudig diesen Held zum König,
Und in Vergessenheit sank dein Geschlecht.
Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trözene, Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

ARICIA.

Erstaunt, beschämt von Allem, was ich höre,
Befürcht ich fast, ich fürchte, dass ich träume.
Wach' ich und ist dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunst willst du dich selbst berauben?
War es nicht schon genug, mich nicht zu hassen?

HIPPOLYT.

Ich, Königinn, dich hassen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Dass eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verstockter Hass, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerstehn?

ARICIA unterbricht ihn.

Was sagst du, Herr?

HIPPOLYT.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, so will ich enden —
So magst du ein Geheimniss denn vernehmen,
Das diese Brust nicht mehr verschliessen kann.
— Ja, Königinn, du siehst mich vor dir stehen,
Ein warnend Beyspiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerstand,
Der ihren Opfern grausam Hohn gesprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzusehn,
Durch eine stärk're Macht mir selbst entrissen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie stolze Seele, sie empfindet.
Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umsonst bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du bist, dich find' ich, wo du fehlst;
Dein Bild folgt mir ins Innerste der Wälder;
Das Licht des Tages und die stille Nacht
Muss mir die Reize deines Bildes mahlen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das stolze Herz dir widerstand — Ich suche
Mich selbst, und finde mich nicht mehr. Zur Last
Ist mir mein Pfeil, mein Wurfspiess und mein Wagen;
Vergessen ganz hab' ich die Kunst Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müss'gen Rosse
Vergessen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pause.)

Vielleicht
Schämst du dich deines Werks, da du mich hörst,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig ist
Der rohe Sclave solcher schönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, sprech' ich aus,
Und sprech' ich's übel, denke, Königinn,
Dass du die Erste bist, die mich's gelehrt.

DRITTER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE. HIPPOLYT. THERAMEN.

THERAMEN.

Die Königinn naht sich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie sucht dich.

HIPPOLYT.

Mich?

THERAMEN.

Ich weiss nicht, was sie will.
Doch eben jetzt hat sie nach dir gesendet;
Phädra will mit dir sprechen, eh' du gehst.

HIPPOLYT.

Phädra! Was soll ich ihr? Was kann sie wollen?

ARICIA.

Herr, nicht versagen kannst du ihr die Gunst,
Wie sehr sie deine Feindinn auch, du bist
Ein wenig Mitleid ihren Thränen schuldig.

HIPPOLYT.

Du aber gehst! Du gehst — und ich soll gehen!
Und ohne dass ich weiss, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

ARICIA.

Geh', deinen edeln Vorsatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus *Deinen* Händen jegliches Geschenk;
Doch dieser Thron, wie herrlich auch, er ist
Mir nicht die theuerste von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

VIERTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

HIPPOLYT.

Freund, ist nun Alles — doch die Königinn naht!

(*Phädra* zeigt sich im Hintergrunde mit *Œnonen*.)

Lass' Alles sich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So schnell als möglich und erlöse mich
Von einem widerwärtigen Gespräch!

(Theramen geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. PHÄDRA. ŒNONE.

PHÄDRA noch in der Tiefe des Theaters.

Er ist's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergessen hab ich Alles,
Was ich ihm sagen will, da ich ihn sehe.

OENONE.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

PHÄDRA vortretend, zu Hippolyt.

Man sagt, o Herr, du willst uns schnell verlassen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu mischen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu gestehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt schon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tausend Feinden seh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannst seine Kindheit schützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, dass ich selbst dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, dass dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte strafen.

HIPPOLYT.

Ich denke nicht so niedrig, Königinn.

PHÄDRA.

Wenn du mich hasstest, Herr, ich müsst' es dulden.
Du sahest mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konntest du nicht lesen.
Geschäftig war ich, deinen Hass zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere selbst geschieden.
Selbst deinen Namen vor mir auszusprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Gesetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache misst, wenn Hass nur Hass erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Hasses werth.

HIPPOLYT.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann sie schwer vergeben.
Ich weiss das Alles, Königinn. War doch
Der Argwohn stets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Hass,
Vielleicht noch mehr Misshandlungen erfahren.

PHÄDRA.

Ach, Herr! Wie sehr nahm *mich* der Himmel aus
Von dieser allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres ist's, was in mir tobet!

HIPPOLYT.

Lass', Königinn, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unsern Thränen seine Wiederkehr.
Beschützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu solchem Helfer fleht man nicht vergebens.

PHÄDRA.

Herr, zweimal sieht kein Mensch die Todesufer.
Theseus *hat* sie gesehn; drum hoffe nicht,
Dass ihn ein Gott uns wieder schenken werde;
Der karge Styx gibt seinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er ist nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu sehn! Ich spreche ja mit ihm! Mein Herz
— Ach ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reisst mich der Wahnsinn fort —

HIPPOLYT.

Ich seh' erstaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
Zu ihm ist deine Seele ganz entzündet.

PHÄDRA.

Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber jenen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich seh' ihn treu, ich seh' ihn stolz, ja selbst
Ein wenig scheu — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warst du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O dass du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warst, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hättest *Du* getödtet,
Trotz allen Krümmen seines Labyrinths.
Dir hätte meine Schwester jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, *ich* kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerst die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der besorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich selbst, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth stieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

HIPPOLYT.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergissest du,
Dass Theseus dein Gemahl, dass er mein Vater—

PHÄDRA.

Wie kannst du sagen, dass ich das vergass?
Bewahrt' ich meine Ehre denn so wenig?

HIPPOLYT.

Verzeihung, Königinn. Schamroth gesteh' ich,
Dass ich unschuld'ge Worte falsch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.

(Will gehen.)

PHÄDRA.

Grausamer, du verstandst mich nur zu gut.
Genug sagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So sey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raserei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, dass ich dies Gefühl
Vor mir entschuld'ge und mir selbst vergebe,
Dass ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift *genährt*, das mich wahnsinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Hass' ich mich selbst noch mehr, als du mich hassest.
Zu Zeugen dess ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Brust entzündet,
Das all den Meinen so verderblich war,
Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich *fliehen*
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehässig, grausam wollt' ich dir erscheinen;
Dir desto mehr zu widerstehn, warb ich
Um deinen Hass — Was frommte mir's! Du hasstest
Mich desto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Gluth, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wolltest wagen.
— Was soll ich sagen? Dies Geständniss selbst,
Das schimpfliche, denkst du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umsonst
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir selbst.
Auf, räche dich und strafe diese Flamme,
Die dir ein Greu'l ist! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem schwarzen Ungeheu'r die Erde!
Des Theseus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, lass' sie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier ist mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüssen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Missgönnt dein Hass mir diesen süssen Tod,
Entehret deine Hand so schmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.
Gib!

(Entreisst ihm das Schwert.)

OENONE.

Königinn, was machst du? Grosse Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhasster Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Sie führt Phädra ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

THERAMEN.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltsam fortgezogen? — Herr, was setzt
Dich so in Wallung? — Ich seh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entsetzen —

HIPPOLYT.

Flieh'n wir, Theramen!
Du siehst mich in dem äussersten Erstaunen.
Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
Phädra — Doch grosse Götter! Nein!
Das Grässliche bedeck' ein ewig Schweigen!

THERAMEN.

Willst du von dannen, das Schiff ist segelfertig;
Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!

(Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens.)

Ein Herold kommt so eben von Athen,
Der ihr den Schluss des Volkes überbringt.
Ihr Sohn ist König.

HIPPOLYT.

Phädra! Grosse Götter!
Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

THERAMEN.

Indess schleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiss ich nicht zu gut —

HIPPOLYT.

Thut nichts.
Man muss auf Alles hören, Nichts versäumen,
Und forschen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, dass wir die Fahrt einstellen,
So gehen wir, was es auch kosten mag,
Der Würdigsten das Scepter zuzuwenden!

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

PHÄDRA *und* OENONE.

PHÄDRA.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit diesen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannst du in mich dringen,
Dass ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein rasend Wünschen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' gesagt, was man nie hören sollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wusst' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entschlüpfen!
Wie sann er nur auf schnelle Flucht, und wie
Vermehrte sein Erröthen meine Scham!
O warum hieltst du meinen Arm zurück!
Als ich sein Schwert auf meinen Busen zückte,
Erblasst' er nur für mich? Entriss er mir's?
Genug, dass meine Hand daran gerührt;
Ein Greuel war's in seinem Aug', es war

Geschändet, und entehrte seine Hände!

OENONE.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben nährst du deine Gluth,
Die du ersticken solltest. Wär's nicht besser,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fliesst,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreuen,
Den Undankbaren, der dich hasst, zu fliehn,
Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

PHÄDRA.

Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meister meiner selbst, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
Die stirbt!

OENONE.

So flieh!

PHÄDRA.

Ich kann ihn nicht verlassen.

OENONE.

Ihn nicht verlassen und verbanntest ihn!

PHÄDRA.

Es ist zu spät; er weiss nun meine Liebe.
Die Grenze keuscher Scham ist überschritten,
Das schimpfliche Geständniss ist gethan,
Hoffnung schlich wider Willen in mein Herz.
Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

OENONE.

Dich zu erhalten, ach! Was hätt' ich nicht,
Unschuldig oder sträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandst,
Kannst du vergessen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grausam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm liess zu Füssen fallen!
Wie machte dieser Stolz ihn mir verhasst!
O dass du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

PHÄDRA.

Oenone, diesen Stolz kann er verlieren;
Wild ist er, wie der Wald, der ihn erzog;
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erstenmale jetzt von Liebe reden.
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unsern Klagen.

OENONE.

Bedenk', dass eine Scythinn ihn gebar.

PHÄDRA.

Obgleich sie Scythinn war, sie liebte doch.

OENONE.

Er hasst, du weisst es, unser ganz Geschlecht.

PHÄDRA.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widersteht sein Herz. Lass' sehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche fassen!
Die Herrschaft lockt' ihn, wie mir schien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel seiner Schiffe waren schon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, schmeichle seiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde sich
Das Diadem um seine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, dass ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er sie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrscherkunst und sey ihm statt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in seine Macht.
Geh, lass' nichts unversucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, seufze, weine, schildre mich
Als eine Sterbende, o schäme dich
Auch selbst der Flehensworte nicht! *Was* du
Gut findest, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beschliess' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

PHÄDRA *allein.*

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unversöhnliche!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg!
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerstrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name schon entweiht sein stolzes Ohr.
Räche dich, Göttinn! Räche *mich!* Er liebe!
— Doch was ist das? Du schon zurück, Oenone?
Man verabscheut mich, man will dich gar nicht hören.

DRITTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE.

OENONE.

Ersticken musst du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterinn!
Sey wieder ganz du selbst! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Theseus ist angelangt! Theseus ist hier!
Entgegen stürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlst, den Hippolyt zu suchen,
Als tausend Stimmen plötzlich himmelan —

PHÄDRA.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenschaft gestanden,
Die ihn beschimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

OENONE.

Wie, Königinn?

PHÄDRA.

Ich sagte dir's vorher,
Du aber hörtest nicht; mit deinen Thränen
Besiegtest du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh starb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos sterb' ich.

OENONE.

Du stirbst?

PHÄDRA.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und sein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn sehn, wie er ins Aug' mich fasst,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich seinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern schwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verschmäht!
Und glaubst du wohl, Er, so voll Zartgefühl,
So eifersüchtig auf des Vaters Ehre —

Er werde Meiner *schonen ?* den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
Wird er auch seinem Abscheu gegen mich
Gebieten können ? Ja, und schwieg' er auch!
Oenone, *ich* weiss meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, sich im Verbrechen
In sanfte Ruh einwiegend, aller Scham
Mit ehrner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es steht *ganz* vor mir.
Schon seh' ich diese Mauern, diese Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniss gegen mich zu geben!
— Nein, lass' mich sterben! Diesen Schrecknissen
Entziehe mich der Tod — er schreckt mich nicht!
Mich schreckt der Name nur, den ich verlasse,
Ein grässlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Oenone, mit Entsetzen denk' ich es:
Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.

OENONE.

Das wird gewiss geschehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst du sie der Schmach bloss stellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, hör' ich sagen,
Bekennt sich schuldig, Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbar'n Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, dass du ihm selbst
Gewonnen gibst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muss verstummen!
Er aber wird sich seines grässlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geschieht, zerschmettre mich der Blitz!
— Sag' mir die Wahrheit! Ist er dir noch theuer?
Mit welchem Auge siehst du jetzt den Stolzen?

PHÄDRA.

Ein Ungeheu'r ist er in meinen Augen.

OENONE.

Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefasste Meinung seines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, dass du schon Einmal ihn verbannt —

PHÄDRA.

Ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?

OENONE.

Mir ist an deinem Schweigen schon genug.
Ich zittre, so wie du; auch *mein* Gewissen
Regt sich und tausend Tode stürb' ich lieber!
Doch ohne dieses Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theseus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird sich
Mit der Verbannung seines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müsst' auch selbst das Blut der Unschuld fliessen;
Dein Ruf steht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muss man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich sehe Theseus.

PHÄDRA.

Wehe mir!
Ich sehe Hippolyt. Ich lese schon
In seinen stolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willst! Dir überlass' ich mich;
In meiner Angst kann ich mir selbst nicht rathen.

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE. THESEUS. HIPPOLYT. THERAMEN.

THESEUS.

Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlinn!
Es führt in deine Arme —

PHÄDRA.

Theseus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
Du bist beschimpft. Das neidische Glück verschonte,
Seitdem du fern warst, deine Gattinn nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

FÜNFTER AUFTRITT.

THESEUS. HIPPOLYT. THERAMEN.

THESEUS.

Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?

HIPPOLYT.

Phädra mag das Geheimniss dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, dass ich sie nicht mehr sehe.
Lass' den erschrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattinn lebt, auf ewig meiden.

THESEUS.

Verlassen wilst du mich, mein Sohn?

HIPPOLYT.

Ich suchte
Sie nicht! Du brachtest sie an diese Küste!
Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königinn anvertraut,
Ja mich zum Hüter über sie bestellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange schon hat meine müss'ge Jugend
Sich an dem scheuen Wilde nur versucht.
War's nun die Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geschoss zu färben?
Noch hattest du *mein* Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte schon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Übermuthes Rächer hattest du
Das Ufer zweier Meere schon gesichert;
Der Wanderer zog seine Strasse frei,
Und Hercules, als er von dir vernahm,
Fing an, von seiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, dass mein Muth sich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Dass ich's besiegt zu deinen Füssen lege;
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

THESEUS.

Was muss ich sehen? Welch ein Schreckniss ist's,

Das ringsum sich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniss?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattinn
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Musst' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schloss er in eine finstre Gruft,
Die, schwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geschmachtet;
Da sahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wusst' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind.
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelassen,
Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
An dem erwünschten Anblick laben will —
Ist mein Empfang Entsetzen, Alles flieht mich,
Entzieht sich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich selbst, von diesem Schrecken an-
Gesteckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, dass ich beleidigt sey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieser Arm so oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibst mir nichts zur Antwort. Solltest du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich schon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von diesem Schrecken, den sie blicken lässt,
Soll Phädra endlich Rechenschaft mir geben.

(Geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT *und* THERAMEN.

HIPPOLYT.

Was wollte sie mit diesen Worten sagen,
Die mich durchschauerten? Will sie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äussersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?
Was wird der König sagen, grosse Götter!
Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theseus einst
Gesehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben schwarze Ahnungen den Geist;
Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

THESEUS. OENONE.

THESEUS.

Was hör' ich! Götter! solchen Angriff wagte
Ein Rasender auf seines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgst du mich, ergrimmtes Schicksal!
Ich weiss nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
O wird mir solcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und seiner wilden Lust genug zu thun,
Erlaubte sich der Freche gar Gewalt!
Erkannt' hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienst ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra säumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

OENONE.

Des unglücksel'gen Vaters schonte Phädra.
Vom Angriff dieses Wüthenden beschämt
Und dieser frevelhaften Gluth, die sie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra sterben.
Schon zuckte sie die mörderische Hand,
Das schöne Licht der Augen auszulöschen,
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt sie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem grossen Leiden,
Von *deiner* Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Ursach' ihrer Thränen.

THESEUS.

Wie er vor mir erblasste, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erstaunt, wie wenig er sich freute!
Sein frostiger Empfang erstickte schnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit,
— Doch dieser Liebe frevelhafte Gluth,
O sprich, verrieth sie sich schon in Athen?

OENONE.

Denk' an die Klagen meiner Königinn,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entsprang ihr ganzer Hass.

THESEUS.

Und diese Liebe
Entflammte sich von Neuem in Trözene?

OENONE.

Herr, Alles was geschehen, sagt' ich dir! —
Zu lang' liess ich die Königinn allein
In ihrem Schmerz; erlaube, dass ich dich
Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.

ZWEITER AUFTRITT.

THESEUS. HIPPOLYT.

THESEUS.

Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
Welch Auge würde nicht davon getäuscht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majestät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, dass der Schalk im Herzen
Durch äussre Zeichen sich verkündete?

HIPPOLYT.

Herr, darf ich fragen, welche düstre Wolke
Dein königliches Angesicht umschattet?
Darfst du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

THESEUS.

Darfst du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang' verschont!
Unreiner Ueberrest des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem sich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette selbst verwogen,
Zeigst du mir frech noch dein verhasstes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande sah,
Darfst du dich zeigen, und du wendest dich
Nicht fremden fernen Himmelstrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büss' ich dafür mit ew'ger Schmach, dass ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniss schänden,
Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willst du nicht, dass eine schnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich strafte, beigeselle.
Gib Acht, dass dich das himmlische Gestirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuss
Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
Entfliehe, sag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiss dich von dannen! Fort und reinige
Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgesindel säuberte, gedenk',
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unsterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabst;
Der dringenderen Noth spart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erschütterer der Erde!
Räch' einen Vater, der verrathen ist!
Hin geb' ich diesen Frevler deinem Zorn.
Erstick' in seinem Blut sein frech Gelüsten!
An deinem Grimm lass' deine Hand mich kennen!

HIPPOLYT.

Phädra verklagt mich einer strafbar'n Liebe!
Dies Uebermass des Greu'ls schlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgesehn, auf Einmal,
Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

THESEUS.

Verräther, dachtest du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So musstest du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen lassen.
Du musstest, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

HIPPOLYT.

Mit Recht entrüstet von so schwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen lassen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniss,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verschliesst, und, statt dein Leiden selbst zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor grossen Freveln gehen andre stets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laster seine Grade;
Nie sah man noch unschuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldinn keuscher Brust genährt,
Hab' ich den reinen Ursprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menschen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht selbst zu rühmlich schildern;
Doch, ist mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abscheu eben war's
Vor diesen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lautesten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbst bis zur Rohheit trieb ich diese Tugend;
Man kennt die Härte meines strengen Sinns;
Nicht reiner ist das Licht als meine Seele,
Und ein strafbares Feuer sollt' ich nähren?

THESEUS.

Ja, eben dieser Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhasses
Verhasste Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

HIPPOLYT.

Nein, nein, mein Vater, dieses Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füssen
Bekenn' ich meine *wahre* Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — sie ist's,
Pallantes Tochter, die mein Herz besiegte,
Sie bet' ich an, nur *sie*, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

THESEUS.

Du liebst sie! — Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht.
Du gibst dich strafbar, um dich rein zu waschen.

HIPPOLYT.

Herr, seit sechs Monden meid' ich — lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dies Geständniss dir
Zu thun —

(Da Theseus sich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche grässliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

THESEUS.

Mit Meineid hilft sich jeder Bösewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

HIPPOLYT.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

THESEUS.

Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

HIPPOLYT.

Wie lang' soll ich verbannt seyn und wohin?

THESEUS.

Und gingst du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

HIPPOLYT.

Beladen mit so grässlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stösst?

THESEUS.

Geh hin!
Geh, suche dir Freunde, die den Ehebruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu schützen!

HIPPOLYT.
Du sprichst mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich schweige. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut, du weisst es, das vertrauter
Mit solchen Greueln ist als meines!

THESEUS.
Ha!
So weit darf deine Frechheit sich vergessen
Mir in das Angesicht? Zum Letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, dass ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reissen lasse!
(Hippolyt geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

THESEUS *allein.*

Geh', Elender! Du gehst in dein Verderben!
Denn bei dem Fluss, den selbst die Götter scheuen,
Gab mir Neptun sein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnst.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie schwer du mich auch kränktest.
Doch zu gerechte Ursach' gabst du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiss, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Grosse Götter,
Iht seht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind so schlimmer Art erzeugen?

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. THESEUS.

PHÄDRA.
Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte rasch die That.
O wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erspare mir den Greuel,
Dass es um Rache schreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Dass ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

THESEUS.
Nein, Phädra, meine Hand befleckte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevler nicht entwischt. Mit seiner Rache
Wird eine Götterhand beschäftigt seyn.
Neptun ist mir sie schuldig. Sey gewiss:
Du wirst gerächt!

PHÄDRA.
Neptun ist sie dir schuldig!
Was? Hättest du den Gott in deinem Zorn —

THESEUS.
Wie? Fürchtest du, dass mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir seine Schuld!
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu schmähn;
Dein Mund sey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.

PHÄDRA.
Was?

THESEUS.
Er behauptet's mir in's Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff weiss ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gehe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Götterwort zu mahnen.
(Er geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

PHÄDRA *allein.*

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum ersticktes Feuer zündet sich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriss ich mich
Den Armen der erschrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewissens wollte siegen;
Wer weiss, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwischte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine Andre doch wusst' ihn zu rühren!
Vor seinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

SECHSTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE.

PHÄDRA.
O weisst du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

OENONE.
Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erschreckte der Entschluss,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

PHÄDRA.
Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

OENONE.
Wie? Was sagst du?

PHÄDRA.
Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verscheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt;
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

OENONE.
Aricia!

PHÄDRA.
O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Rasereien alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,

Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu seyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreissen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wusstest drum; wie liessest du's geschehn,
Und gabst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen, und sich suchen?
Der dunkle Wald verbarg sie? — Wehe mir!
Sie konnten sich in voller Freiheit sehn;
Der Himmel billigte ihr schuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem sanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für sie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und selbst in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunsche mich ersättigen!
Vom Blick der Neugier allzuscharf bewacht,
Genoss ich zitternd diese traur'ge Lust;
Ja, oft musst' ich sie gänzlich mir versagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

OENONE.

Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn!

PHÄDRA.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen sie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebeswuth!
Umsonst verbannt man ihn; sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn,
Oenone, das mir Hohn spricht — Habe Mitleid
Mit meiner eifersücht'gen Wuth! Aricia
Muss fallen! Man muss den alten Hass des Königs
Erregen wider dies verhasste Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe seyn; die Schwester
Hat schwerer sich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!
(Wie sie gehen will, hält sie plötzlich an und besinnt sich.)
Was will ich thun?
Wo reisst die Wuth mich hin? Ich eifersüchtig!
Und Theseus ist's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchrast noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es sträubt mir grausend jedes Haar empor;
Das Mass des Grässlichen hab' ich vollendet.
Blutschande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unschuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieser heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Ursprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus ist,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne;
Das Loos gab sie in seine strenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird sein ernster Schatte sich entsetzen,
Wenn seine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln sich, zu Greueln zu bekennen,
Davon man selbst im Abgrund nie vernahm!
Was wirst du, Vater, zu der grässlichen
Begegnung sagen? Ach, ich sehe schon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich sehe dich, auf neue Qualen sinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

OENONE.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken.
Gebieterinn! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dies denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist du die Erste, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Gluth.

PHÄDRA.

Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehen liess mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerinn! Mich selbst
Lass sorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen seyn
Für Alle, die, mit schändlicher Geschäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstossen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!
(Sie geht ab.)

OENONE allein.

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Grosse Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. ARICIA. ISMENE.

ARICIA.

Du schweigst in dieser äussersten Gefahr?
Du lässest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn du so leicht

Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlass' mich, trenne dich von mir,
Doch sichre wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen. Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindinn?
Verständige den Theseus!

HIPPOLYT.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das grässliche Geheimniss;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiss, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die grässliche Geschichte.
Lass' uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil ist's, mir Recht zu schaffen,
Und früher oder später, sey gewiss,
Wird Phädra schmachvoll ihr Verbrechen büssen.
Hierin allein leg' ich dir die Schonung auf;
Frei folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlass' die Knechtschaft, unter der du seufzest!
Wag's, mir zu folgen! Theile meine Flucht!
Entreiss' dich diesem unglücksel'gen Ort,
Wo Unschuld eine schwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannst du unbemerkt entkommen:
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du hast
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns stehen mächtige Beschützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unsre gute Sache
Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, dass Phädra sich
Bereichre mit den Trümmern unsers Glücks,
Aus unserm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unserm Raube schmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick ist günstig.
— Was fürchtest du? Du scheinst, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich so kühn,
Und lauter Eis bist du, da ich voll Gluth?
Du fürchtest, dich dem Flüchtling zu gesellen?

ARICIA.

O schönes Loos, mich so verbannt zu sehn!
Geknüpft an *dein* Geschick, wie selig froh
Wollt' ich von aller Welt vergessen leben!
Doch, da so schönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrein, der strengsten Ehre unbeschadet:
Das heisst sich lieben Freunden nicht entreissen;
Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr—du liebst mich—Furcht für meine Ehre—

HIPPOLYT.

Nein, nein, zu heilig ist mir deine Ehre!
Mit edlerem Entschlusse kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unser Unglück. Wir sind Niemands.
Frei können wir jetz Herz und Hand verschenken,
Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle sind,
Stellt sich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falschen Schwur zu thun:
Denn schnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geschicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort lass' uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beyde flehen wir ihn an,
Dass er an Vaters Statt uns möge seyn.
Die heiligsten Gottheiten ruf' ich an,
Die keusche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

ARICIA.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und lass' mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

THESEUS. ARICIA. ISMENE.

THESEUS im Eintreten, für sich.

Ihr Götter, schafft mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier suche!

ARICIA zu Ismenen.

Halt' Alles zu der Flucht bereit! Ismene!

(Ismene geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

THESEUS. ARICIA.

THESEUS.

Du entfärbst dich, Königinn? Du scheinst erschrocken
Was wollte Hippolyt an diesem Ort?

ARICIA.

Er sagte mir ein ewig Lebewohl.

THESEUS.

Du wusstest dieses stolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

ARICIA.

Wahr ist's, o Herr! Den ungerechten Hass
Hat er von seinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherinn behandelt.

THESEUS.

Ja, ja, ich weiss. Er schwur dir ew'ge Liebe.
Doch baue nicht auf dieses falsche Herz!
Auch Andern schwur er eben das.

ARICIA.

Er that es?

THESEUS.

Du hättest ihn beständ'ger machen sollen!
Wie ertrugst du diese grässliche Gemeinschaft?

ARICIA.

Und wie erträgst *du*, dass die grässliche
Beschuldigung das schönste Leben schmäht?
Kennst du sein Herz so wenig? Kannst du Schuld
Von Unschuld denn so gar nicht unterscheiden?
Muss ein verhasster Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen strahlt? Du hast
Zu lang ihn falschen Zungen preisgegeben.

Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünsche! Fürchte, dass der Himmel
So sehr dich hasse, um sie zu gewähren!
Oft nimmt er unser Opfer an im Zorn,
Und straft durch seine Gaben unsre Frevel.

THESEUS.

Nein, nein, umsonst bedeckst du sein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläss'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fliessen sehn.

ARICIA.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Ist nicht vertilgt, und leben liessest du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiss ich, ist ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' in seiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu sagen.
(Sie geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

THESEUS *allein.*

Was kann sie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Versteh'n sich Beide
Zusammen, mich zu ängstigen? — Doch ich selbst?
Trotz meines schweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefsten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweitenmal lasst uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchschauen.
(Zu der Wache.)
Oenone komme vor mich und allein!

FÜNFTER AUFTRITT.

THESEUS. PANOPE.

PANOPE.

Ich weiss nicht, Herr, worauf die Fürstinn sinnt,
Doch ihre Schwermuth lässt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen mahlt sich die Verzweiflung,
Und Todesblässe deckt ihr Angesicht.
Schon hat Oenone sich, die sie mit Schmach
Verstiess, ins tiefe Meer hinabgestürzt.
Man weiss den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug' verschlangen sie die Wellen.

THESEUS.

Was hör ich!

PANOPE.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, steigend immer mehrt sich ihre Angst.
Bald stürzt sie sich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet sie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem grossen Schmerz,
Und plötzlich stösst sie sie mit Grauen weit
Von sich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie schweift umher mit ungewissem Schritt,
Ihr irrer Blick scheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat sie geschrieben, dreimal wieder
Den Brief zerrissen, ihre Meinung ändernd.
O eile, sie zu sehen! sie zu retten!

THESEUS.

Oenone todt und Phädra stirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, spreche,
Vertheidige sich! Ich will ihn hören! Eilt!
(Panope geht ab.)
O nicht zu rasch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienst! Magst du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falschen Zeugen;
Zu rasch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

SECHSTER AUFTRITT.

THESEUS. THERAMEN.

THESEUS.

Bist du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich,
Die ich dich weinen seh'? — Was macht mein Sohn?

THERAMEN.

O allzuspäte, überflüss'ge Sorgfalt!
Fruchtlose Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!

THESEUS.

Götter!

THERAMEN.

Sterben sah ich ihn,
Den holdesten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigsten, ich darf es sagen.

THESEUS.

Mein Sohn ist todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beschleunigen
Die Götter ungeduldig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

THERAMEN.

Kaum sahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf seinem Wagen, um ihn her
Still, wie er selbst, die traurenden Begleiter,
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Strasse,
Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die stolzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen.
Plötzlich zerriss ein schreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer aufseufzend aus der Erde Schoss
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Rosse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Ebne
Mit grossem Wallen hoch ein Wasserberg,
Die Woge naht sich, öffnet sich und speit
Vor unsern Augen, unter Fluthen Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's;
In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheusal sieht der Himmel mit Entsetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpestet ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge selbst,
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen.
Alles entflieht, und sucht, weil Gegenwehr

Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, fasst sein Geschoss,
Zielt auf das Unthier, und, aus sichrer Hand
Den mächt'gen Wurfspiess schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich,
Und gähnt sie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen scheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiss; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Queer durch die Felsen reisst die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücke fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rossen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur; sie rennen um so mehr.
Bald ist sein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unserm Klaggeschrei;
Ihr wüthend Ungestüm lässt endlich nach;
Sie halten still, unfern den alten Gräbern,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend seines edeln Bluts;
Die Felsen sind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet
Ein sterbend Aug', und schliesst es alsbald wieder:
« Der Himmel, » spricht er, « entreisst mir mit Gewalt
» Ein schuldlos Leben. O wenn ich dahin,
» Nimm, theurer Freund, der ganz verlassenen
» Aricia dich an! — Und kommt dereinst
» Mein Vater zur Erkenntniss, jammert er
» Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
» Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
» Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
» Ihr wiedergeben, was — » Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge!

THESEUS.

O süsse Hoffnung, die ich selbst mir raubte!
Mein Sohn! Mein Sohn, Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgespart!

THERAMEN.

Aricia kam jetzt, entschlossen kam sie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angesicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert sich, sie sieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, sie sieht — sieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende!
Dahin gestreckt, gestaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge;
Sie sieht ihn vor sich, und sie sucht ihn noch.
Doch als es endlich schrecklich sich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer halb entseelt,
Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füssen.
Ismene ist bei ihr und ruft sie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam,
Den letzten Willen dieser Heldenseele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich seine blut'ge Feindinn.

SIEBENTER AUFTRITT.

THESEUS. PHÄDRA. THERAMEN. PANOPE.

THESEUS.

Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grausamer Verdacht erhebt sich furchtbar
In mir, und spricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu' dich seines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagst ihn an, so sey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen kostet mir sein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhasstes Licht zu suchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Mass nur meines Unglücks füllt.
Lass' mich, weit, weit von dir und diesem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriss'nen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieser Qual-Erinnrung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein grosser Name;
Minder bekannt verbärg' ich mich so mehr;
Die Huld sogar der Götter muss ich hassen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunst;
Mein eitles Flehn soll sie nicht mehr bestürmen.
Was sie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Ersetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

PHÄDRA.

Es sey genug des ungerechten Schweigens,
Theseus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht schuldig.

THESEUS.

O ich unglücksel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grausame, damit glaubst du dich entschuldigt?

PHÄDRA.

Die Zeit ist kostbar. Theseus, höre mich!
Ich selbst war's, die ein lasterhaftes Auge
Auf deinen keuschen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Busen an — Was nun geschah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, dass Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, sie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich
Nur schwach ihr widerstand, ihn anzuklagen,
Sie hat sich selbst gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angesicht, im Schoss des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schicksal würde längst ein schneller Stahl
Geendigt haben; doch dann schmachtete
Nur unter schimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu gestehn,
Wählt ich den langsameren Weg zum Grabe.

Ein Gift flösst' ich in meine glühenden Adern,
Das einst Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen;
Mich fasst ein fremder, nie gefühlter Frost.
Schon seh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angesicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, seinen Glanz zurück.

PANOPE.

Ach Herr, sie stirbt!

THESEUS.

O stürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung so schwarzer That!
Kommt, lasst uns nunmehr, da wir unser Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unsre Thränen mischen!
Kommt, seine theure Reste zu umfassen,
Und unsers Wunsches Wahnsinn abzubüssen.
Wie er's verdiente, soll ihm Ehre werden,
Und kann es seine aufgebrachten Manen
Besänftigen, *sie*, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verschuldet.

DER PARASIT

ODER

DIE KUNST, SEIN GLÜCK ZU MACHEN.

EIN LUSTSPIEL.

NACH DEM FRANZÖSISCHEN.

PERSONEN.

NARBONNE, Minister.
MADAME BELMONT, seine Mutter.
CHARLOTTE, seine Tochter.
MICHEL, Kammerdiener des Ministers.
SELICOUR, LA ROCHE, FIRMIN, } Subalternen des Ministers.
KARL FIRMIN, des Letztern Sohn, Lieutenant.
ROBINAU, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

FIRMIN *der Vater und* KARL FIRMIN.

KARL.

Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

FIRMIN.

Was ist's?

KARL.

Ich habe sie wieder gefunden.

FIRMIN.

Wen?

KARL.

Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erstemal, dass ich zu Ihnen auf's Büreau komme, führt mein Glückstern sie mir entgegen.

FIRMIN.

Aber wie denn? —

KARL.

Denken Sie doch nur! Dieses herrliche Mädchen, dass ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante besuchte — diese Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde— Sie ist die Tochter! —

FIRMIN.

Wessen?

KARL.

Ihres Prinzipals, des neuen Ministers.—Ich kannte sie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

FIRMIN.

Sie ist die Töchter?

KARL.

Des Herrn von Narbonne.

FIRMIN.

Und du liebst sie *noch?*

KARL.

Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, dass Sie mich störten! Denn was hätte ich ihr sagen können! Meine Verwirrung musste ihr sichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, dass ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe ist der Gott, der mich begeistert.

FIRMIN.

Ein Poet und ein Verliebter überredet sich Vieles, wenn er zwanzig Jahr alt ist. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verloren.— Schade, dass über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahin geht. — — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! — Aber nach Etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne ist eines reichen und vornehmen Mannes Tochter—Unser ganzer Reichthum ist meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

KARL.

Aber ist das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld,

mein Vater, Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu seyn, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

FIRMIN.

Dein Vater ist das grösste Genie, wenn man *dich* hört! Lass' gut seyn, mein Sohn! ich weiss besser, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln, und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Lass' uns nicht zu hoch hinaus wollen!

KARL.

Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth seyn, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter—dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister Alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister Alles gilt, wie ich höre?

FIRMIN.

Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht gethan, wie es seyn soll?

KARL.

Ja, weil *Sie* ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, dass Sie drei Viertheile seiner Arbeit verrichten.

FIRMIN.

Man muss einander wechselseitig zu Gefallen seyn. Verseh' ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

KARL.

Ganz recht! Darum sollten Sie an seinem Platze stehen, und er an dem Ihren.

FIRMIN.

Ich will keinen Andern aus seinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

KARL.

Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können — Dass Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Narbonne, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

FIRMIN.

Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. — Sey es auch, dass Selicour für sein mittelmässiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich, und meint es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen Andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und gesetzt, er tauge weniger, tauge *ich* um dessentwillen mehr? Wächst *mir* ein Verdienst zu aus seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

KARL.

Und ich müsste also Charlotten entsagen?

ZWEITER AUFTRITT.

LA ROCHE. BEIDE FIRMIN.

FIRMIN.

Kommt da nicht La Roche?

LA ROCHE niedergeschlagen.

Er selbst.

FIRMIN.

So schwermüthig? Was ist ihnen begegnet?

LA ROCHE.

Sie gehen auf's Büreau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen geniessen, und auf dem Wall promeniren.

FIRMIN.

La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

LA ROCHE zuckt die Achseln.

Nicht mehr.—Mein Platz ist vergeben. Seit gestern Abend hab' ich meinen Laufpass erhalten.

KARL.

Um Gotteswillen!

LA ROCHE.

Meine Frau weiss noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank; sie würde den Tod davon haben.

KARL.

Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

FIRMIN.

Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

LA ROCHE.

Hat man mir das Geringste vorzuwerfen? Ich will mich nicht selbst loben; aber ich kann ein Register halten, meine Correspondenz führen, denk' ich, so gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten ist nichts zu sagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

FIRMIN.

Wer Sie kennt, muss Ihnen das Zeugniss geben —

KARL.

Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

LA ROCHE.

Wer? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Selicour.

KARL.

Ist's möglich?

LA ROCHE.

Ich hab' es von guter Hand.

FIRMIN.

Aber wie?

LA ROCHE.

Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben Beide gleiches Alter. Sein Bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ich hab' ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt fort, um, ich weiss nicht, welchen Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

KARL.

Ein saubres Plänchen!

FIRMIN.

Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

LA ROCHE.

Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieser un-

verschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — Ich muss Rache haben! Für meine Freunde gehe ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

FIRMIN.

Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des braven Mannes.

LA ROCHE.

Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Bursche zu entlarven, ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen *Ihnen* — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwitzt euch, lasst's euch sauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienste? Wer bekümmert sich darum? — Kriecht, schmeichelt, macht den Krummbuckel, streicht den Katzenschwanz, das empfiehlt seinen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht und ihr seht, wie wohl er sich dabei befindet!

FIRMIN.

Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

LA ROCHE.

Ich ihm Unrecht! Nun, nun — Ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben; aber diesen Selicour, den seh' ich durch! Den hab' ich — Ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich *den* kenne. — Schon in der Schule sah man, welch Früchtchen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte, und wusste sich fremdes Verdienst zuzueignen, und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrack vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das Alles ins Grosse. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spassmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wusste er zu segeln. Denken Sie nicht, dass ich ihn verläumde! Man weiss, wie es unter dem vorigen Minister zuging. — Nun, er ist todt — Ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wusste dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verlässt, der ihn verläugnet!

KARL.

Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

LA ROCHE.

Wie? Mit Heucheln. Der weiss sich nach seinen Leuten zu richten, und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

KARL.

Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geist, und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

LA ROCHE.

Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Ueberhäuften, den Geschäftvollen, und weiss dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit keinen kleinen Projekten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich zu verbergen glaubt.

FIRMIN.

Wie so? Was sind das für Projekte?

LA ROCHE.

Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem grossen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermesslichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem hellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hülfe eines geschickten und diskreten Sekretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muss also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwatzhafte Alte, die eine Kennerinn seyn will, und sich viel mit der Musik weiss. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonette vorgesagt, ja und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen; bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiss, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

KARL.

Was hör' ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

LA ROCHE.

Die hat er, das können Sie mir glauben.

KARL.

Charlotten, die ich liebe! Die ich anbete!

LA ROCHE.

Sie lieben sie? Sie?

FIRMIN.

Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

LA ROCHE.

Was hör' ich! Ist's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Wart — Wart, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die passt ganz in meine Projekte!

KARL.

Was träumt er?

LA ROCHE.

Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag' ich. — Rein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

FIRMIN.

Aber ich bitte Sie —

LA ROCHE.

Lasst nur *mich* machen! Lasst mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

KARL.

Ich Charlotten heirathen!

FIRMIN.

Ich Ambassadeur?

LA ROCHE.

Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meinen, als dieser Selicour.

FIRMIN.

Lieber La Roche! Eh' Sie uns Andern so grosse Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

KARL.

Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Plane schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und dass der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

LA ROCHE.

Es mag seyn, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — Aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

FIRMIN.

Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung. —

LA ROCHE.

In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird sich finden, wird sich finden.

FIRMIN.

Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

LA ROCHE.

Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh' ich.—Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer bei ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

FIRMIN.

Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

LA ROCHE.

Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut. — Ich — spreche den Minister — Ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — Das ist das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muss fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich geniesse den vollkommensten Triumph.—Ja, ich stehe nicht dafür, dass mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muss. —

KARL.

Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

FIRMIN.

Lass du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Projekt ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidnere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen Andern für mich betteln zu lassen.—Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich Jeder gern für Sie verwenden.

LA ROCHE.

Ihr wollt also Beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht!

(Er geht ab.)

FIRMIN.

Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

KARL.

Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

FIRMIN.

Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Lass uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte —

(Gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. MADAME BELMONT.

MADAME BELMONT.

War Herr Selicour schon bei dir?

NARBONNE.

Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

MADAME BELMONT.

Das musst du doch gestehen, mein Sohn, dass du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

NARBONNE.

Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese grosse Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan ist, so muss ich's für ein grosses Glück achten, dass ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

MADAME BELMONT.

Der Alles versteht — dem Nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniss — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Mahlerei, Verse, man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

NARBONNE.

Nun, und meine Tochter?

MADAME BELMONT.

Gut, dass du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delikatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

NARBONNE.

Nun, es wäre keine üble Parthie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von Unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich

will seine Fähigkeiten prüfen — Zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiss er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

MADAME BELMONT.

Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. CHARLOTTE.

CHARLOTTE.

Guten Morgen, lieber Vater!

NARBONNE.

Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die grosse Stadt?

CHARLOTTE.

Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muss ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

NARBONNE.

Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geschäftsmann seyn, und doch seine gute Laune behalten.

MADAME BELMONT.

Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — Ich bin hier, wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonniren.

CHARLOTTE.

Denken Sie, Grossmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen? —

MADAME BELMONT.

Wen denn?

CHARLOTTE.

Den jungen Offizier —

MADAME BELMONT.

Welchen Offizier?

CHARLOTTE.

Den jungen Karl Firmin —

MADAME BELMONT.

Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

CHARLOTTE.

Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

MADAME BELMONT.

Ein artiger junger Mensch!

CHARLOTTE.

Nicht wahr, Grossmama?

MADAME BELMONT.

Der auch so hübsche Verse machte?

CHARLOTTE.

Ja, ja, der!

MADAME BELMONT.

Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

NARBONNE.

Wo doch der Selicour bleibt? Er lässt diesmal auf sich warten!

MADAME BELMONT.

Da kommt er eben!

FÜNFTER AUFTRITT.

SELICOUR *zu den* VORIGEN.

SELICOUR alles bekomplimentirend.

Ganz zum Entzücken find' ich Sie Alle hier beisammen!

NARBONNE.

Guten Morgen, lieber Selicour!

SELICOUR zu Narbonne, Papiere übergebend.

Hier überbringe ich den bewussten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein Paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

NARBONNE.

Vortrefflich!

SELICOUR der Madame ein Billet übergebend.

Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

MADAME BELMONT.

Allerliebst!

SELICOUR.

Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

CHARLOTTE.

Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

SELICOUR.

Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

CHARLOTTE.

Nun, und —

SELICOUR.

Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater, eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unsers Lebens die Sorgen auf, die sie unsrer hülflosen Kindheit beweisen?

MADAME BELMONT.

In Alles, was er sagt, weiss der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

SELICOUR zu Narbonne.

In unsern Büreau's ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

NARBONNE.

Auf Sie verlass' ich mich! Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, dass ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

SELICOUR.

Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

NARBONNE.

Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

SELICOUR.

Aber ich hätte vor Tische noch so Mancherlei auszufertigen.

NARBONNE.

Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniss von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE, *ohne* NARBONNE.

MADAME BELMONT.

Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie grosse Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsre Verwandten, unsre Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

SELICOUR.

Wenn anders meine vielen Geschäfte —

MADAME BELMONT.

Dass Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

CHARLOTTE.

Ich, Mama? Nun ja, Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

MADAME BELMONT.

Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, dass ich bei dem Putz präsidire.

SELICOUR.

So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerstehn?

MADAME BELMONT.

Er ist scharmant! Scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches zu sagen.

(Geht mit Charlotten.)

SIEBENTER AUFTRITT.

SELICOUR. MICHEL.

MICHEL im Hereintreten.

Endlich ist sie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

SELICOUR grob und verdriesslich.

Das ist mein Name!

MICHEL.

Vergönnen Sie, mein Herr! —

SELICOUR.

Muss ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir? —

MICHEL.

Mein Herr! —

SELICOUR.

Gewiss eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

MICHEL.

Erlauben Sie, mein Herr!

SELICOUR.

Nichts! Hier ist der Ort nicht — In meinem Kabinet mag man einmal wieder anfragen! —

MICHEL.

Einen so übeln Empfang glaubte ich nicht —

SELICOUR.

Was beliebt?

MICHEL.

Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorsame Danksagung abzustatten.

SELICOUR.

Danksagung? Wofür?

MICHEL.

Dass Sie meinem Neffen die Stelle verschafft haben.

SELICOUR.

Was? Wie?

MICHEL.

Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück liess. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

SELICOUR.

Was Sie sagen, mein Werthester! Sie wären im Dienst des Ministers?

MICHEL.

Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

SELICOUR.

Mein Gott, welcher Irrthum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Ministers! — Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröstlich, dass ich Sie so barsch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

MICHEL.

Und wenn ich es auch wäre! —

SELICOUR.

Man wird von so vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock ansehen. —

MICHEL.

Aber gegen alle kann man höflich seyn, dächt' ich!

SELICOUR.

Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung! —

MICHEL.

Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

SELICOUR.

Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

MICHEL.

Lassen wir's gut seyn!

SELICOUR.

Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen — der liebe, liebe Neffe! Der wäre denn nun versorgt!

MICHEL.

Eben komm' ich von ihm her! Er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

SELICOUR.

Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

MICHEL.

Schreibt er nicht seine saubre Hand?

SELICOUR.

Er schreibt gar nicht übel!

MICHEL.

Und die Ortographie —

SELICOUR.

Ja! Das ist das Wesen!

MICHEL.

Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen, um nichts zu sollicitiren. — Er ist so etwas wunderlich, der Herr!

SELICOUR.

Ist er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

MICHEL.

Da er auf einem vertrauten Fuss mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiss ich ihn auswendig, — und

kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

SELICOUR.

Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht! Scheue Niemand!

MICHEL.

Schön gesagt!

SELICOUR.

Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

MICHEL.

Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

SELICOUR.

Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur. — Er hasst die Weiber nicht, der liebe würdige Mann.

MICHEL.

Er hat ein gefühlvolles Herz.

SELICOUR lächelt fein.

He! He! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

MICHEL.

Mag wohl seyn; aber er ist über diesen Punkt —

SELICOUR.

Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiss, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

MICHEL.

Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

SELICOUR.

Ein Quartier und für wen?

MICHEL.

Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

SELICOUR.

Bewahre Gott!

MICHEL.

Galant war er in der Jugend. —

SELICOUR.

Und da glauben Sie, dass er jetzt noch sein Liebchen —

MICHEL.

Das eben nicht! Aber —

SELICOUR.

Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat seyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen. — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muss immer das Beste von seinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamroth darüber!

(Gibt ihm die Hand.)

MICHEL weigert sich.

O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiss mich zu bescheiden.

SELICOUR.

Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel!

MICHEL.

Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

SELICOUR.

Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel!

(Indem sich Beide bekomplimentiren, fällt der Vorhang.)

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

NARBONNE *und* SELICOUR *sitzen.*

NARBONNE.

Sind wir endlich allein?

SELICOUR unbehaglich.

— Ja!

NARBONNE.

Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiss, sie wird sich um ein Grosses vermehren, ehe wir aus einander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit bei Seite. Sie sollen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert seyn, sagt man?

SELICOUR.

Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

NARBONNE.

Gut! Gut! Für's Erste also lassen Sie hören — Welches halten Sir für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

SELICOUR stockend.

Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

NARBONNE.

Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Weiter.

SELICOUR.

An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

NARBONNE.

Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

SELICOUR.

Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

NARBONNE.

Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmassung.

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Er habe ein wachsames Auge auf Alles, was —

SELICOUR unterbricht ihn.

Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

NARBONNE.

Ohne den Aufpasser zu machen.

SELICOUR.

So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

NARBONNE.

Ohne sie zu *haben.* — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

SELICOUR rasch.

Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

NARBONNE.

Ohne den Geheimnisskrämer zu machen. —

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Misshelligkeit —

SELICOUR.

Möglichst vorzubeugen.

NARBONNE.

Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniss von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

SELICOUR.

Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

NARBONNE.

Ganz recht.

SELICOUR im Fluss der Rede.

Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht —

NARBONNE.

Zum Beyspiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Russland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

SELICOUR verlegen.

Ich — muss gestehen, dass — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

NARBONNE.

So! Hm!

SELICOUR.

Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

NARBONNE.

Von Italien also!

SELICOUR.

Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

NARBONNE.

Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

SELICOUR.

Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es lässt sich so Vieles dabei denken!

NARBONNE.

Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

SELICOUR.

Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. —

(Steht auf.)

NARBONNE.

Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. MICHEL.

MICHEL.

Es ist Jemand draussen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

SELICOUR sehr eilig.

Ich will nicht stören.

NARBONNE.

Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

SELICOUR.

Aber — wenn es dringend —

NARBONNE.

Das Dringendste ist mir jetzt unsre Unterredung.

SELICOUR.

Erlauben Sie, aber —

MICHEL.

Es sey in ein Paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar grosse Eile.

(Selicour eilt ab.)

NARBONNE.

Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

SELICOUR.

Ich werde ganz zu Ihren Befehlen seyn.

NARBONNE zu Michel.

Lasst ihn eintreten!

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. LA ROCHE.

LA ROCHE mit vielen Bücklingen.

Ich *bin* wohl — ich vermuthe — es ist des Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

NARBONNE.

Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

LA ROCHE.

Bitte sehr um Verzeihung — ich — ich komme — Es ist — Ich sollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der grosse Respekt —

NARBONNE.

Ei, so lassen Sie den Respekt, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

LA ROCHE.

Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

NARBONNE.

Reden Sie!

LA ROCHE.

Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

NARBONNE.

Und wer ist dieser Mann?

LA ROCHE.

Selicour heisst er.

NARBONNE.

Was? Sel—

LA ROCHE.

Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, dass ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

NARBONNE.

Eine kleine Geduld! (*Klingelt. — Michel kommt.*) Ruft Herrn Selicour!

LA ROCHE.

Mit Nichten, Ihr Excellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräche keineswegs nöthig.

NARBONNE.

Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können.—Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

LA ROCHE.

Es ist aber doch misslich, Jemand ins Angesicht —

NARBONNE.

Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

LA ROCHE.

Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, dass ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

NARBONNE.

Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. SELICOUR.

NARBONNE.

Kennen Sie diesen Herrn?

SELICOUR sehr verlegen.

Es ist Herr La Roche.

NARBONNE.

Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

LA ROCHE nachdem er gehustet.

Ich muss Ihnen also sagen, dass wir Schulkameraden zusammen waren, dass er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen Beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beide in dem nämlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Dass er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brot zu treiben, wie er gethan hat, das ist hart, das muss mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, dass dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiss ich gewiss, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigestanden. Wie ein spitzbübischer Lakai weiss der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Grossprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, dass er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, lässt er nicht aufkommen.

NARBONNE.

Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Büreaus?

LA ROCHE.

Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

NARBONNE.

Ich weiss von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

LA ROCHE.

Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

NARBONNE.

Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

LA ROCHE.

Ein talentvoller junger Mann!

NARBONNE.

— Fahren Sie fort!

LA ROCHE.

Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

NARBONNE zu Selicour.

Verantworten Sie sich!

SELICOUR.

Des Undanks zeiht man mich.—Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluss und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen auf's Schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

LA ROCHE.

Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

NARBONNE.

Er hat Sie ausreden lassen!

LA ROCHE.

So werde ich Unrecht behalten!

SELICOUR.

Man hat einem Andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir auf's Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet, und mich schon im Voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süsse Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

LA ROCHE.

Mich zum Chef! Grossen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muss mich empfehlen, und ich bin Keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen, und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

SELICOUR.

Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad! Glaub' *mir*, der dich besser kennt, als du selbst. (*zu Narbonne*) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jeztzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sey meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiss wohl, dass ich nur mittelmässige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, dass diese Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen seyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süsse Belohnung für mein Herz, wenn ich *hier* etwas Böses verhindern, *dort* etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, dass ich dich unter meinen Feinden sehe — dass ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Lass uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder und Alles sey vergessen!

LA ROCHE.

Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

NARBONNE.

Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

LA ROCHE.

Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

NARBONNE.

Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Hass eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

SELICOUR.

Er hasst mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gesteh' es — Komm! Komm! Lass dich umarmen, Alles sey vergessen!

LA ROCHE.

Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anstellt, weiss ich nicht, um mich selbst — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blösse dargestellt habe!

NARBONNE.

Ich bin von seiner Unschuld überzeugt. — Wenn nicht Thatsachen, vollwichtige Beweise mich eines andern überführen.

LA ROCHE.

Thatsachen! Beweise! Tausend für einen!

NARBONNE.

Heraus damit!

LA ROCHE.

Beweise genug — die Menge — Aber das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen. — Solchen abgefeimten Schelmen lässt sich nichts beweisen. Vormals war er so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluss! Sagt' ich Ihnen, dass er seinen vorigen Einfluss zu Geld gemacht, dass sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiss es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

SELICOUR.

Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleisses; ich habe es mit saurem Schweiss und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

LA ROCHE.

Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

NARBONNE.

Mässigen Sie sich!

SELICOUR.

Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiss nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! Das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

NARBONNE.

Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muss auch *ich* Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

LA ROCHE.

Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! Ich kenne ihn zu gut — zu gewiss bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Versöhnung! Hier, sehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich seyn! Aber wiewohl der Spitzbube mich auf's Aeusserste treibt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden.

(Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

NARBONNE. SELICOUR.

NARBONNE.

Begreifen Sie diese hartnäckige Verstocktheit —

SELICOUR.

Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

NARBONNE.

Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann seyn.

SELICOUR.

Ein seelenguter Mann; dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. Es kann auch seyn, dass ihn sonst Jemand gegen mich aufhetzt.

NARBONNE.

Meinen Sie?

SELICOUR.

Es mag so etwas dahinter stecken.—Wer weiss? Irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

NARBONNE.

Wer sollte aber —

SELICOUR.

Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

NARBONNE.

Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

SELICOUR.

Ich unterdrücke ihn! Denn dass ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! Das wäre schändlich! Das ist nicht möglich!

NARBONNE.

So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

SELICOUR.

Bescheiden, ja, das ist er!

NARBONNE.

Sie kennen ihn also?

SELICOUR.

Wir sind Freunde.

NARBONNE.

Nun, was halten Sie von dem Manne?

SELICOUR.

Herr Firmin, muss ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Büreau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter.— Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man siehts ihm nicht an.

NARBONNE.

Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

SELICOUR.

Ich hab' ihn schon längst darum angelegen, sich zu zeigen—aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihm indessen —

NARBONNE.

Bemühen Sie sich nicht! — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unser einer unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

SELICOUR verlegen.

Es ist schon etwas spät. —

NARBONNE.

Hat nichts zu sagen.

SELICOUR.

Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz seyn.

NARBONNE sieht nach der Uhr.

Ja, wahrhaftig.

SELICOUR.

Wir können ja es auf morgen —

NARBONNE.

Gut! Auch das!

SELICOUR.

Ich will also —

NARBONNE.

Noch ein Wort —

SELICOUR.

Was beliebt?

NARBONNE.

Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

SELICOUR.

Befehlen Sie!

NARBONNE.

Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Missbräuchen einreissen lassen, die trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

SELICOUR.

Erlauben aber Euer Exzellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

NARBONNE.

Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

SELICOUR.

Das ist würdig gedacht!

NARBONNE.

Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

SELICOUR.

Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

NARBONNE.

Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem Viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

SELICOUR. MADAME BELMONT.

MADAME BELMONT.

Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

SELICOUR.

Wovon ist die Rede, Madame?

MADAME BELMONT.

Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

SELICOUR.

Sie singt so schön!

MADAME BELMONT.

Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

SELICOUR.

Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

MADAME BELMONT.

Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heut Abend!

SELICOUR.

Eine Romanze meinen Sie?

MADAME BELMONT.

Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

SELICOUR.

Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

MADAME BELMONT.

Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

SELICOUR.

Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht auf gewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

MADAME BELMONT.

Eine niederträchtige Beschäftigung!

SELICOUR.

Dass ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiss! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. ROBINEAU.

ROBINEAU hinter der Scene.

Nu! Nu! Wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, denk' ich —

MADAME BELMONT.

Was gibt's da?

ROBINEAU im Eintreten.

Dieses Bedientenpack bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

SELICOUR.

ich bin's.

ROBINEAU.

Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel, das ist er! — Leibhaftig — Ich seh' ihn noch, wie er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun seh' er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein Bischen verändert — Kennt er mich?

SELICOUR.

Nein!

ROBINEAU.

Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Christoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, seines Grossvaters Muhme, Herr Selicour.

SELICOUR.

Ach so!

ROBINEAU.

Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

SELICOUR.

Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen! Vetter!

ROBINEAU.

Grossen Dank, Vetter!

SELICOUR.

Aber lasst uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

MADAME BELMONT.

Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

SELICOUR.

Mit Ihrer Erlaubniss, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muss ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten, er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

MADAME BELMONT.

Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

ROBINEAU.

Ich komme so eben an, Herr Vetter!

SELICOUR.

So, und woher denn?

ROBINEAU.

Ey, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — schon über zwei Stunden, dass ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, er weiss ja, seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun da find' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut seyn!

SELICOUR.

Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

ROBINEAU.

In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab ich freilich —

SELICOUR.

Und welches denn?

ROBINEAU.

I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

SELICOUR.

Ha! Ha!

ROBINEAU.

Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

SELICOUR zu Madame Belmont.

Excusiren Sie.

MADAME BELMONT.

Er belustigt mich.

SELICOUR.

Er ist sehr kurzweilig.

ROBINEAU.

Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein loser Schelm gewesen, da hätt's geheissen: der verdirbt *nicht* — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als dass wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Christoph! Suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muss die Zunge sagen —, und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah', sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

MADAME BELMONT.

Ei, das ist ganz natürlich.

ROBINEAU.

Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiss das Geheimniss, wie man's anfängt; theil er mir's doch mit.

SELICOUR.

Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniss, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

ROBINEAU.

Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; Sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, dass sie nothleiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

SELICOUR leise.

Halt's Maul, Dummkopf!

MADAME BELMONT.

Was sagt er von der Mutter?

SELICOUR laut.

Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

MADAME BELMONT.

Ja wohl! Man muss ihr helfen.

SELICOUR.

Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles gethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

ROBINEAU.

So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

SELICOUR.

Die gute Frau weiss selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — Ach Gott! Das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

MADAME BELMONT.

Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiss auch ein zärtlicher Gatte werden!

(Ab.)

ACHTER AUFTRITT.

SELICOUR *und* ROBINEAU.

ROBINEAU.

Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmüthig, hiess es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

SELICOUR, nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist.

Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, dass du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

ROBINEAU.

Nun, nun! Wie ich ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

SELICOUR.

Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

ROBINEAU.

Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht, ich lasse mir nicht so begegnen.

SELICOUR.

Du thust wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

ROBINEAU.

Aber was das auf einmal für ein Betragen ist, Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzt diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das ist falsch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm schlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

SELICOUR erschrocken.

Weiter erzählen! Was?

ROBINEAU.

Ja, ja, Vetter!

SELICOUR.

Untersteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sey ruhig! Ich schaffe dir einen Platz! Verlass dich darauf!

ROBINEAU.

Nun, wenn er das —

SELICOUR.

Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

ROBINEAU.

Ja, hör' er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Brot. Wenn er mich so bey der Accise unterbringen könnte.

SELICOUR.

Verlass dich darauf; ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf —

(Ab.)

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

LA ROCHE *und* KARL FIRMIN *begegnen einander.*

LA ROCHE.

Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

KARL.

Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? Ganz vorbei!

LA ROCHE.

Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muss Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, dass ich da stand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Grossmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen, und will mich bey dem Bureau als Chef anstellen.

KARL.

Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

LA ROCHE.

Für einen Glüksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, dass es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süssen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

KARL.

Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

LA ROCHE.

Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

KARL.

Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

LA ROCHE.

Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

KARL.

Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

LA ROCHE.

Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — Da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

KARL.

Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

LA ROCHE.

Und es wird nicht das Letztemal seyn. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, dass ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen; jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wir's den Buben so forttreiben, wie er's angefangen, so werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf seyn müssen!

KARL.

Man kommt!

LA ROCHE.

Er ist es selbst!

KARL.

Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden.

(Ab.)

LA ROCHE.

Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

ZWEITER AUFTRITT.

SELICOUR *und* LA ROCHE.

SELICOUR.

Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

LA ROCHE.

Ihn selbst, Herr Selicour!

SELICOUR.

Sehr beschämt, wie ich sehe.

LA ROCHE.

Nicht sonderlich.

SELICOUR.

Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

LA ROCHE.

Hat nichts zu sagen.

SELICOUR.

Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

LA ROCHE.

Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

SELICOUR.

Was beliebt?

LA ROCHE.

Seyd unverschämt nach Herzensgelüsten.

SELICOUR.

Sieh doch!

LA ROCHE.

Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

SELICOUR.

Freilich, es kann Einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

LA ROCHE.

Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

SELICOUR.

Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

LA ROCHE.

Um eines unglücklichen Zugs willen verlässt man das Spiel nicht!

SELICOUR.

Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! — Sieh, sieh!

LA ROCHE.

Er muss dir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

SELICOUR.

Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

LA ROCHE.

Was bezahlst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

SELICOUR.

Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

LA ROCHE.

Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

SELICOUR.

Freylich sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

LA ROCHE.

Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

SELICOUR *allein.*

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiss — und dieser La Roche ist's, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat

Verdienste, ich muss es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muss verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Eben diese beide Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig; der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Lass uns für's Erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

VIERTER AUFTRITT.

FIRMIN *der* VATER *und* SELICOUR.

SELICOUR.

Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

FIRMIN.

Zu mir?

SELICOUR.

Mich mit Ihnen zu erklären —

FIRMIN.

Worüber?

SELICOUR.

Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

FIRMIN.

Uns veruneinigen!

SELICOUR.

Ganz gewiss. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denk' ich, da dieser tollköpfige La Roche mich beim Minister anschwärzen wollte.

FIRMIN.

Wie? Hätte der La Roche —

SELICOUR.

Er hat mich auf das Abscheulichste preisgegeben.

FIRMIN.

Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz!

SELICOUR.

Er ist ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiss besser, als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Büreaux ist Ihnen verhasst, das weiss ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

FIRMIN.

Aber wie —

SELICOUR.

Das sind aber blos noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es *mir* nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder auf's Land zurück zu schicken — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen. —

FIRMIN.

Das ist meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

SELICOUR.

Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vieles schuldig! — Mein Posten bringt mich um — Mir liegt so Vieles auf dem Halse — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

FIRMIN.

Ich bewundere ihn.

SELICOUR.

Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, dass ein solcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. — Es ist noch nicht Alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — Wollen Sie, dass Alles seinen rechten Gang gehe, so müssen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre. — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben — Er trug sie mir auf — Aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

FIRMIN.

Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

SELICOUR.

Nun ja! Ich will's gestehen!

FIRMIN.

Sie konnten sich diesmal an keinen Bessern wenden!

SELICOUR.

O das weiss ich! Das weiss ich!

FIRMIN.

Denn da ich so lange Zeit von den Missbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, um nicht blos als müssiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und Verbesserungsplane dem Papiere anvertraut — und so findet sich, dass die Arbeit, die man von *Ihnen* verlangt, von *mir* wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabei gedacht. — Ich schrieb blos nieder, um mein Herz zu erleichtern.

SELICOUR.

Ist's möglich? Sie hätten —

FIRMIN.

Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

SELICOUR.

Ob ich das will! O mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

FIRMIN.

Aber die Papiere sind nicht in der besten Ordnung!

SELICOUR.

O diese kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser; Sie sollen den Ruhm davon haben.

FIRMIN.

Sie wissen, dass mir's darauf eben nicht ankommt!

Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel unter welchem Namen.

SELICOUR.

Würdiger, scharmanter Mann! Niemand lässt Ihrem bescheidnen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

FIRMIN.

Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

SELICOUR.

Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

FIRMIN.

Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mir's aus!

SELICOUR.

So! Warum denn nicht?

FIRMIN.

Aus Ursachen.

SELICOUR.

Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — (*Wenn Firmin fort ist.*) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

FÜNFTER AUFTRITT.

KARL. SELICOUR.

KARL kommt in einem Papier lesend, das er beim Anblick Selicour's schnell verbirgt.

Schon wieder dieser Selicour —

(Will gehen.)

SELICOUR.

Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

KARL.

Verzeihung, Herr Selicour! — (*Für sich.*) Dass ich dem Schwätzer in den Weg laufen musste!

SELICOUR.

Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fliessen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat Allerlei dagegen, ich weiss aber, er hat unrecht. — Sie haben ein so entschiedenes Talent! Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen.

KARL.

Von mir?

SELICOUR.

Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

KARL.

So! Bei welchem Anlass war das?

SELICOUR.

Sie macht die Kennerinn — ich weiss nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — desswegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein Paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich *nenne* Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz als seinen Degen!

KARL.

Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

SELICOUR.

Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

KARL für sich.

Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit, ich weiss es recht gut, dass er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — (*Zu Selicour.*) Man verlangt also für diesen Abend —

SELICOUR.

Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen liesse. —

KARL.

Den Lobredner zu machen ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Grossen richtet.

SELICOUR.

Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

KARL sieht ein Papier an.

Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, dass ich sobald Gelegenheit haben würde?

SELICOUR.

Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

KARL.

O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

SELICOUR.

Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu seyn — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereyen thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich seyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt seyn — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

KARL.

Wenn nur —

SELICOUR.

Wenn Sie sich zieren —

KARL.

Ich weiss aber nicht —

SELICOUR reisst ihm das Papier aus der Hand.

Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er!

(Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

SECHSTER AUFTRITT.

BEIDE FIRMIN'S. SELICOUR.

FIRMIN.

Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten!

(Gibt ihm das Papier heimlich.)

SELICOUR.

Ich weiss zu schweigen.

(Steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

KARL für sich.

That ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er auch am Ende mit meinen Versen machen?

SELICOUR.

Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — Aber man vergisst sich in Ihrem Umgang — Der Minister wird auf mich warten — ich reisse mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei so würdigen Personen.

(Geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktaschen greifend.)

SIEBENTER AUFTRITT.

BEIDE FIRMIN'S.

FIRMIN.

Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

KARL.

Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger trau' ich ihm — Dieser süsse Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

FIRMIN.

Pfui über das Misstrauen! — Nein, mein Sohn! und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. LA ROCHE.

LA ROCHE.

Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Minister will Sie besuchen.

KARL.

Meinen Vater —

FIRMIN.

Mich?

LA ROCHE.

Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen liess, dass Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. — Diesem Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

KARL.

O so sehen Sie sich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

FIRMIN.

Ja! Ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles seyn!

LA ROCHE.

Nein, nein, sag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ist's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiss es, ist seinem Fall nahe! Noch heute — Es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister liess in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seyen auf dem Büreau — Ganz gewiss sucht er Sie hier auf; Sagt' ich's nicht? Sieh, da ist er schon!

(Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

NEUNTER AUFTRITT.

NARBONNE *zu den* VORIGEN.

NARBONNE.

Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

FIRMIN.

So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

KARL.

Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

FIRMIN.

Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

NARBONNE.

Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

FIRMIN.

Ja.

NARBONNE.

Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

KARL.

Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

NARBONNE.

Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

KARL.

Möchte ich so viele Güte verdienen!

NARBONNE.

Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewusst ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmasslichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, dass man für das Gute, welches man *nicht* thut, so wie für das Böse, welches man *zulässt*, verantwortlich ist.

KARL.

Hören Sie's nun, mein Vater!

FIRMIN.

Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterland zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

NARBONNE.

Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie Beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft—Ein Paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt seyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie auf's Freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

FIRMIN.

Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

KARL für sich.

Ich werde Charlotten sehn!

LA ROCHE bei Seite.

Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — Frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (*Kommt vorwärts.*) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven—Glücklicherweise finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, dass ich so mit der Thür ins Haus fiel, aber wahr *bleibt* wahr! Ich habe *doch* recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

NARBONNE.

Was? Wie?

LA ROCHE.

Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm, in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

FIRMIN.

Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

NARBONNE.

Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

LA ROCHE.

Wie? Was?

NARBONNE.

Meine Mutter war bei dem Gespräch zugegen.

FIRMIN.

Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

LA ROCHE.

Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

FIRMIN.

Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

NARBONNE.

Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (*Zu La Roche*). Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir der gute Mann nicht zu seyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

LA ROCHE für sich.

Ich möchte bersten — Aber nur Geduld!

NARBONNE.

Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, ja mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

KARL betroffen.

Wie so?

NARBONNE.

Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut heisse — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (*Zu Karl.*) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände.

(Er geht ab.)

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* NARBONNE.

KARL.

Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Grossmutter — Gott! Ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, dass sie diesem Selicour bestimmt ist.

FIRMIN.

Nein, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

LA ROCHE.

Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

FIRMIN.

Seyn Sie ausser Sorgen. Ich hoffe Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (*Zu Karl.*) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Ministers vergiss dich nicht!

KARL.

Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

FIRMIN.

Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

KARL.

Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

FIRMIN.

Lass dir *sein* Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefasst, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren.

(Er geht ab.)

EILFTER AUFTRITT.

KARL FIRMIN *und* LA ROCHE.

LA ROCHE.

Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, dass Ihr Vater selbst mich Lügen straft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

KARL.

Bester Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, dass man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

LA ROCHE.

Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie

sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen misshandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, dass der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig seyn soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas höchst Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süsslichen Manieren hassen ihn Alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhasst ist er! —

KARL.

Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirn haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

LA ROCHE.

Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

MADAME BELMONT. CHARLOTTE.

MADAME BELMONT.

Bleib' da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

CHARLOTTE.

Ich, Mama?

MADAME BELMONT.

Ja, du!

CHARLOTTE.

Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

MADAME BELMONT.

Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, dass du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

CHARLOTTE betroffen.

Mein Gemahl! —

MADAME BELMONT.

Fällt dir das auf?

CHARLOTTE.

Herr Selicour?

MADAME BELMONT.

Wir glauben nicht besser für dein Glück sorgen zu können —

CHARLOTTE.

Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Grossmama! — Ich weiss nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiss nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

MADAME BELMONT.

Doch nicht von Abneigung?

CHARLOTTE.

Von *Grauen* möcht' ich's sogar nennen! Ich weiss, dass ich ihm Unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

MADAME BELMONT.

Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

CHARLOTTE.

Nein! Hören Sie! —

MADAME BELMONT.

Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muss *ich* wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens steht diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiss — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger bewährter Freund. — Auch reisst man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hätte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen seyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er lässt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es gibt seines Gleichen nicht!

ZWEITER AUFTRITT.

SELICOUR *zu den* VORIGEN.

SELICOUR.

Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füssen.

MADAME BELMONT.

Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchte, dass die übeln Nachrichten —

SELICOUR.

Welche Nachrichten?

MADAME BELMONT.

Von Ihrer Mutter —

SELICOUR.

Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, dass sie endlich —

MADAME BELMONT.

Dass sie die tausend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

SELICOUR.

Hätte ich sonst die Fassung haben können?—Aber, dem Himmel sey Dank! — Jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

MADAME BELMONT zu Charlotten.

Er hätte dich gejammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich sie gelesen.

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. NARBONNE.

NARBONNE.

Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

MADAME BELMONT.

Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

NARBONNE.

Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist.

SELICOUR.

Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

NARBONNE.

Was, schon fertig?

SELICOUR.

Und ich bitte Sie, zu glauben, dass ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

NARBONNE.

Aber wie ist das möglich?

SELICOUR.

Die Missbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie blos müssig zu beklagen — dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trifft es sich, dass die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir warlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre, und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geschehen!

MADAME BELMONT.

Nun, mein Sohn! Du kannst zufrieden seyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wusste, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

NARBONNE.

Mit Freuden seh' ich, dass wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour! Noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

SELICOUR für sich.

Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Weg ist. (*Laut*) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muss fürchten, dass die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

NARBONNE.

Nicht den mindesten.

SELICOUR.

Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an Jemanden vergeben. —

NARBONNE.

Wie?

SELICOUR.

Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

NARBONNE.

Wie? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

SELICOUR.

Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke. —

NARBONNE.

Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser und ich stehe für ihn.

SELICOUR.

Ich wünschte, dass ich eben so von ihm denken könnte.

NARBONNE.

Der schändliche Undank dieses La Roche muss Sie natürlicherweise misstrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

SELICOUR.

Wie das?

NARBONNE.

Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

SELICOUR.

Herr Firmin — hier?

NARBONNE.

Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

SELICOUR.

Gesehen! Vortrefflich!

NARBONNE.

Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

SELICOUR.

Speisen — Sein Sohn! Vortrefflich!

MADAME BELMONT *und* CHARLOTTE.

Karl Firmin?

NARBONNE.

Der junge Offizier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

MADAME BELMONT.

Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heissen.

NARBONNE zu Selicour.

Sie haben doch nichts dawider?

SELICOUR.

Ich bitte sehr — Ganz im Gegentheil!

MADAME BELMONT.

Ich bin dem Vater schon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsre Charlotte dazu?

CHARLOTTE.

Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

NARBONNE.

Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

SELICOUR.

O das bedarf's nicht — im Geringsten nicht — Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, dass er mein Freund ist.

NARBONNE.

Er hat es bewiesen! Er spricht mit grosser Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiss verdient er —

SELICOUR einfallend.

Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen,

noch vor Kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiss nichts von Missgunst.

NARBONNE.

Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhmsucht freier seyn, als er. Was gilt's! Er wär' im Stande, einem Andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

SELICOUR.

Meinen Sie?

NARBONNE.

Er wäre der Mann dazu!

MADAME BELMONT.

Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

CHARLOTTE.

Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

SELICOUR.

Würde der wohl einem Andern den Ruhm seines Werks abtreten?

CHARLOTTE.

O daran zweifle ich sehr.

NARBONNE.

Ich liebe dieses Feuer an einem jungen Kriegsmann.

SELICOUR.

O allerdings, das verspricht!

NARBONNE.

Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie Beide vortrefflich zu brauchen seyn.

SELICOUR.

Es ist doch gar schön, wie Sie die fähigen Leute so aufsuchen!

NARBONNE.

Das ist meine Pflicht.

(Er spricht mit seiner Tochter.)

SELICOUR.

Das war's! (*Zu Madame Belmont, bei Seite.*) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

MADAME BELMONT.

Wenn Sie nicht wollen, nein.

SELICOUR.

Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, grösserer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen. —

MADAME BELMONT.

Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

SELICOUR.

Pah! Das ist eine Kleinigkeit!

(Beide Firmin treten ein.)

CHARLOTTE erblickt sie lebhaft.

Da kommen sie!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. BEIDE FIRMIN.

NARBONNE ihnen entgegen.

Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

MADAME BELMONT zu Karl Firmin.

Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

KARL.

Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (*Zu Charlotten.*) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

CHARLOTTE.

Ja, Herr Firmin!

KARL.

Es waren unvergessliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

NARBONNE zu Firmin dem Vater.

Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

SELICOUR zu Firmin.

In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

NARBONNE.

Sie sind Beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (*Zu Firmin.*) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, dass Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

SELICOUR.

O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

NARBONNE.

Und seyn Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiss hat dieser La Roche wieder —

SELICOUR.

Aber was in aller Welt mag doch den La Roche gegen mich aufhetzen?

NARBONNE.

Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

FIRMIN.

Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute *gegen* ihn gesprochen, aber diesmal muss ich ihn vertheidigen.

SELICOUR.

Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — Unser Streit ist beigelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

MADAME BELMONT.

Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

SELICOUR zu Karl Firmin.

Es ist schon übergeben das Gedicht.

KARL.

Wirklich?

SELICOUR.

Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (*Madame Belmont bei Seite führend.*) Wissen Sie was ich gemacht habe?

MADAME BELMONT.

Nun!

SELICOUR.

Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

MADAME BELMONT.

Ja! — Nun?

SELICOUR.

Ich hab' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er lässt sich's gefallen!

MADAME BELMONT.

Lässt sich's gefallen? Das glaub' ich!

SELICOUR.

Dass Sie mich ja nicht Lügen strafen!

NARBONNE.

Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns besser beschäftigen.

FIRMIN.

Sie haben zu befehlen.

KARL.

Es wird von Madame abhängen.

CHARLOTTE.

Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

NARBONNE.

Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Lass hören! — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

KARL.

Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

CHARLOTTE.

Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

NARBONNE.

Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniss, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

SELICOUR.

Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

NARBONNE.

Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede!

(Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

SELICOUR.

Wenn Sie aber doch lieber —

NARBONNE.

Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allem vor!

MADAME BELMONT.

Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor.

(Alle setzen sich. Charlotte an's Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben Letztern Firmin der Vater.)

CHARLOTTE.

Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

MADAME BELMONT.

Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

SELICOUR zu Madame Belmont, leise.

Verrathen Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber!

(Zu Karl Firmin.)

CHARLOTTE.

Ihm! Wie?

FIRMIN.

Ist das wahr, Karl? Wärest du —

SELICOUR.

Er ist der Verfasser.

CHARLOTTE zu ihrer Grossmutter.

Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

MADAME BELMONT laut.

Ja! — (*Heimlich.*) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

CHARLOTTE.

Warum nicht?

MADAME BELMONT.

Aus Ursachen. (*Zu Selicour.*) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

SELICOUR.

Mit Vergnügen.

FIRMIN ärgerlich zu seinem Sohn.

Gewiss wieder eine übereilte Arbeit — aber das muss einmal gedichtet seyn —

KARL.

Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh' Sie richten!

CHARLOTTE singt.

An der Quelle sass der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
» Und so fliehen meine Tage,
» Wie die Quelle, rastlos hin,
» Und so schwindet meine Jugend,
» Wie die Kränze schnell verblühn! »

MADAME BELMONT Selicour ansehend.

Dieser Anfang verspricht schon viel!

SELICOUR auf Karl Firmin zeigend.

Diesem Herrn da gehört das Compliment.

MADAME BELMONT.

Gut! Gut! Ich verstehe!

FIRMIN.

Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

KARL.

Aber er ist doch wahr.

NARBONNE auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt.

Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich Aufmerksamkeit.

CHARLOTTE singt wieder.

» Fraget nicht, warum ich traure
» In des Lebens Blüthenzeit;
» Alles freuet sich und hoffet,
» Wenn der Frühling sich erneut!
» Aber diese tausend Stimmen
» Der erwachenden Natur
» Wecken in dem tiefen Busen
» Mir den schweren Kummer nur!

MADAME BELMONT.

Zum Entzücken!

FIRMIN.

Nicht übel.

SELICOUR zu Karl Firmin.

Sie sehen, wie Alles Sie bewundert.

NARBONNE lesend.

Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin!

(Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.)

MADAME BELMONT.

Ganz göttlich!

SELICOUR zu Narbonne tretend.

Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken.

(Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

CHARLOTTE singt wieder.

» Was kann mir die Freude frommen,
» Die der schöne Lenz mir beut?
» Eine nur ist's die ich suche,
» Sie ist nah und ewig weit,
» Sehnend breit ich meine Arme
» Nach dem theuren Schattenbild;
» Ach ich kann es nicht erreichen,
» Und das Herz bleibt ungestillt!

» Komm herab, du schöne Holde,
» Und verlass dein stolzes Schloss,
» Blumen, die der Lenz geboren,
» Streu' ich dir in deinen Schoss.

» Horch, der Hain erschallt von Liedern,
» Und die Quelle rieselt klar!
» Raum ist in der kleinsten Hütte
» Für ein glücklich liebend Paar! »

MADAME BELMONT.

Wie rührend der Schluss ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

CHARLOTTE.

Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

SELICOUR verneigt sich gegen Charlotten.

Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

KARL.

Was? Er bedankt sich —

SELICOUR schnell zu Karl Firmin sich umdrehend.

Nicht wahr, lieber Freund?

MADAME BELMONT.

Ich bin ganz davon hingerissen —

SELICOUR bückt sich gegen Madame Belmont.

Gar zu gütig, Madame!

KARL.

Wie versteh' ich das?

SELICOUR eben so schnell wieder zu Karl Firmin.

Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

KARL.

Hält er mich zum Narren?

NARBONNE.

Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

SELICOUR zu Firmin dem Vater.

Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

FIRMIN lächelt.

Ich muss gestehen, ich merke so etwas.

CHARLOTTE.

Ich weiss nicht, welchem von beiden Herren —

SELICOUR zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.

Ein süsser Triumph für den Verfasser!

NARBONNE den Aufsatz zusammen legend.

Ein wahres Meisterstück. In der That!

SELICOUR bückt sich gegen Narbonne.

Gar zu viel Ehre!

MADAME BELMONT wiederholt die letzte Strophe.

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmlisch! Dem widerstehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabei! Sie heirathen meine Charlotte!

KARL.

O Himmel!

CHARLOTTE.

Was hör' ich!

NARBONNE steht auf.

Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

KARL.

Mein Gott!

NARBONNE.

Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer *das* schreiben konnte, muss ein rechtschaffener Mann, muss ein Mann von hohem Genie seyn!

SELICOUR.

Aber erlauben Sie — Ich weiss nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loose —

NARBONNE.

Sie müssen sich von Allem losreissen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

SELICOUR.

Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

FIRMIN.

Wo denken Sie hin? Mich? Mich? zu Ihrem Sekretär?

SELICOUR.

Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

KARL.

Das will ich glauben.

NARBONNE.

Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

SELICOUR.

Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

FÜNFTER AUFTRITT.

MICHEL *zu den* VORIGEN.

MICHEL.

Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

NARBONNE.

Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen. — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden—(*leise zu Selicour*) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben.

(Ab.)

SELICOUR zu Karl.

Nun, geniessen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (*Zu Charlotten.*) Unser junger Freund weiss die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

CHARLOTTE.

Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, dass er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

SELICOUR.

Blosse Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

FIRMIN zu seinem Sohn.

Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet!

(Selicour gibt Charlotten seinen Arm.)

KARL.

Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

MADAME BELMONT zu Selicour.

Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er ist ein scharmanter Mann!

(Sie nimmt Firmins Arm.)

SELICOUR auf Firmin zeigend.

Diesem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — ich weiss in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

(Gehen ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

KARL *allein zurückbleibend.*

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muss mich erst fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen! — Ein schöner Triumph, den ich davon trug. — Aus

Spott machten sie mir das Kompliment. — Es ist offenbar, dass sie *ihn*, und nicht *mich* für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

SIEBENTER AUFTRITT.

KARL. LA ROCHE.

LA ROCHE.

Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunsch vermuthlich.

KARL.

O ganz vortrefflich!

LA ROCHE.

Ich habe auch gute Hoffnung.

KARL.

Selicour steht in grösserm Ansehen, als jemals.

LA ROCHE.

Sieh doch! Was Sie sagen!

KARL.

Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

LA ROCHE.

Ist's möglich! Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist?

KARL.

Der Aufsatzt ist fertig.

LA ROCHE.

Gehen Sie doch!

KARL.

Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

LA ROCHE.

Sie spotten meiner, es ist nicht möglich.

KARL.

Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

LA ROCHE.

Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen.

KARL.

Ich sage Ihnen, es *ist!* — Der Aufsatzt ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

LA ROCHE.

So muss er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

KARL.

Und diese Gesandtschaftsstelle!

LA ROCHE.

Nun, die Gesandtschaft —

KARL.

Er erhält sie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

LA ROCHE.

Sie kann ihn nicht leiden.

KARL.

Sie wird nachgeben.

LA ROCHE.

Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht seyn! Das darf nicht seyn! — Wie? Was? Dieser Heuchler, diezer niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, *wir*, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

KARL.

Gleich, auf der Stelle will ich die Grossmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

LA ROCHE.

Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, dass der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses *Memoire* ist's, das so vortrefflich seyn soll, und das er irgendwo muss herbeigeherxt haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hexerey sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege gings nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, dass man uns nicht beisammen findet.

KARL.

Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

LA ROCHE.

Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

ACHTER AUFTRITT.

LA ROCHE *allein.*

Lass sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern aufzuspüren, um sich ihnen nothwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plaudrer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte versuchen — Doch still! Da kömmt er!

NEUNTER AUFTRITT.

LA ROCHE *und* SELICOUR.

SELICOUR ohne ihn zu bemerken.

Alles geht nach Wunsch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick Beides wegfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

LA ROCHE für sich.

Recht so! Der läuft mir in die Hände!

SELICOUR.

Ach, sieh da! Herr La Roche.

LA ROCHE.

Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

SELICOUR.

Was wollen Sie?

LA ROCHE.

Mein Unrecht einzugestehen.

SELICOUR.

Aha!

LA ROCHE.

Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

SELICOUR.

Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

LA ROCHE.

Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, dass Sie mir vergeben können.

SELICOUR.

Aha! Steht es so? Fangen wir an geschmeidiger zu werden?

LA ROCHE.

Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen —Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

SELICOUR.

Ich Ihnen schaden!

LA ROCHE.

Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

SELICOUR.

Aber —

LA ROCHE.

Und da sich Jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

SELICOUR.

So? Hat sich Jemand? Und wer ist das?

LA ROCHE.

Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

SELICOUR.

Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

LA ROCHE.

Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

SELICOUR.

Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

LA ROCHE.

Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

SELICOUR.

Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen — Und wie heisst die Dame?

LA ROCHE.

Das weiss ich nicht.

SELICOUR.

Gut! Gut!

LA ROCHE.

Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

SELICOUR.

Mir? Meinen Sie, dass mir so viel daran liege?

LA ROCHE.

Ich sage das nicht.

SELICOUR.

Ich frage nichts darnach—Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

LA ROCHE.

Morgen.

SELICOUR.

Es scheint da ein grosses Geheimniss —

LA ROCHE schnell.

Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

SELICOUR.

Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und dass Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

LA ROCHE.

Ach, Sie sind gar grossmüthig!

SELICOUR.

Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen—

LA ROCHE.

O gewiss, Sie sollen sehen —

SELICOUR.

Genug. Lassen wir's gut seyn.

LA ROCHE.

Er hat angebissen. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit.

(Ab.)

SELICOUR.

Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel!—Es ist hier ein Liebeshandel. Ganz gewiss — Vortrefflich! Ich halte dich fest, Narbonne! — Du bist also auch ein Mensch — Du hast Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

(Geht ab.)

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

LA ROCHE *kommt.*

Sie sitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Minister — Hab' ich mich doch ganz ausser Athem gelaufen — Aber, dem Himmel sey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiss Alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, so lang er tugendhaft war — aber Gott segne mir seine Laster! Da gibt's Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Minister eine Schwachheit angemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, dass wir dir eine böse, böse Schlinge legen—Der Minister kommt— Muth gefasst! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun.

ZWEITER AUFTRITT.

NARBONNE. LA ROCHE.

NARBONNE.

Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat heraus rufen lassen?

LA ROCHE.

Möge dies die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigne Ehre aber und die meine erfordern es, dass ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist

zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

NARBONNE.

Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

LA ROCHE.

Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

NARBONNE.

Wie? Was ist das?

LA ROCHE.

Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im grössten Elende befindet? Hab' ich nicht recht?

NARBONNE.

Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

LA ROCHE.

Zürnen Sie nicht — Ich hab' es blos Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wusste — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn dass ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (*Er lacht.*) Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — — O entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm seyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen.

(Ab.)

NARBONNE.

Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. SELICOUR.

SELICOUR bei Seite.

Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. Hab' ich einmal sein Geheimniss, so ist er ganz in meinen Händen.

NARBONNE.

Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium von Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgeben lassen; er wird diesen Augenblick gelesen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

SELICOUR.

Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (*Für sich.*) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

NARBONNE.

Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

SELICOUR.

Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stand ist!

NARBONNE.

Was meinen Sie damit!

SELICOUR.

Es muss heraus — Ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — Beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

NARBONNE.

Fragen Sie! Ich will Alles beantworten.

SELICOUR.

Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt.

NARBONNE.

Weil Sie es den wissen — ja.

SELICOUR.

Und ganz ingeheim, hör' ich.

NARBONNE.

Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniss daraus gemacht.

SELICOUR.

Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

NARBONNE.

Ja!

SELICOUR.

Die Ihnen sehr — (*stockt*) sehr werth ist?

NARBONNE.

Ich gestehe es, ich nehme grossen Antheil an ihr.

SELICOUR für sich.

Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Ansehen vermeiden, nicht wahr?

NARBONNE.

Wenn es möglich wäre, ja!

SELICOUR.

Ach, gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

NARBONNE.

Sie?

SELICOUR.

Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

NARBONNE.

Aber wie denn?

SELICOUR.

Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

NARBONNE.

Wie denn? Was denn?

SELICOUR.

Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von aussen und unverdächtig! — Aber innen auf's Zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

NARBONNE für sich.

Sollte La Roche Recht behalten — (*laut*) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen.

SELICOUR lächelnd.

In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiss ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu seyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

NARBONNE.

Vollkommen.

SELICOUR.

Man muss Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitte — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoss vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reisst mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. MICHEL.

MICHEL.

So eben gibt man diese Briefe ab.

NARBONNE zu Selicour.

Die sind für Sie.

SELICOUR.

Mit Ihrer Erlaubniss! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expedirt seyn wollen — Frisch zur Arbeit und frisch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(Geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

NARBONNE *allein*.

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser, als Andre; Jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er Alles für mich thun, sagt er! Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

SECHSTER AUFTRITT.

NARBONNE *und* LA ROCHE.

LA ROCHE.

Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

NARBONNE.

Ich habe *Sie* und *ihn* unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

LA ROCHE mit freudiger Rührung.

Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

NARBONNE.

Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, dass Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem grössten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, dass die Briefe, die ich so eben erhalte von dem Lob desselben voll sind. (*Er erbricht einen der Briefe und liest*) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

LA ROCHE.

Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

NARBONNE.

Vortrefflich!

LA ROCHE.

So wollte ich wetten, dass er nicht der Verfasser ist!

NARBONNE.

Wer sollte es denn seyn?

LA ROCHE.

Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugestehen. — Wenn man versuchte — Ja! — Richtig — Ich hab' es — Das muss gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst verrathen.

NARBONNE.

Wie denn?

LA ROCHE.

Lassen Sie *mich* machen — Er kömmt! Unterstützen Sie mich!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. SELICOUR.

LA ROCHE mit Leidenschaft.

Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

SELICOUR.

Was gibt's, Herr La Roche?

LA ROCHE.

Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

SELICOUR.

Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

LA ROCHE.

Ich bin wie vom Donner getroffen!

SELICOUR.

Aber was denn?

LA ROCHE.

Dieser Unglücksbrief. — So eben erhält ihn der Minister — (*Zu Narbonne.*) Darf ich? Soll ich?

NARBONNE.

Sagen Sie Alles!

LA ROCHE.

Er ist gestürzt!

SELICOUR.

Um Gotteswillen!

LA ROCHE.

Seines Amtes entlassen!

SELICOUR.

Es ist nicht möglich!

LA ROCHE.

Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

SELICOUR.

So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(*Narbonne* bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. MADAME BELMONT. CHARLOTTE. BEIDE FIRMINS.

LA ROCHE.

Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

MADAME BELMONT.

Was gibt's?

LA ROCHE.

Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

MADAME BELMONT.

Seinem Unglücke!

CHARLOTTE.

Mein Gott! Was ist das?

LA ROCHE.

Er hat seine Stelle verloren.

CHARLOTTE.

Grosser Gott!

SELICOUR.

Ich bin erstaunt, wie Sie!

MADAME BELMONT.

Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

KARL FIRMIN leidenschaftlich.

So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Land! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

NARBONNE sehr ernst.

Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

SELICOUR.

Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

LA ROCHE.

Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

FIRMIN lebhaft.

Ein Memoire! Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah.

(Zum Minister.)

SELICOUR.

Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

LA ROCHE.

Ganz recht! Das nämliche.

SELICOUR.

Nun da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, dass es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

NARBONNE.

Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

SELICOUR.

Schön gedacht! Allerdings! Aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

LA ROCHE.

Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiss, dass ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureaux heraus kommen.

SELICOUR.

Wie so? Wie das?

LA ROCHE für sich.

Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

FIRMIN.

Erklären Sie sich deutlicher!

LA ROCHE.

Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

SELICOUR.

Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

LA ROCHE.

Freilich! Das ist sehr zu besorgen.

SELICOUR.

Nun, ich bin's nicht!

FIRMIN.

Ich bin der Verfasser!

NARBONNE.

Was hör' ich?

MADAME BELMONT.

Was? Sie, Herr Firmin?

FIRMIN.

Ich bin's, und ich rühme mich dessen.

LA ROCHE zu Narbonne.

Nun, was sagt' ich Ihnen?

FIRMIN.

Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geschwiegen bis jetzt, aber nun muss ich mich nennen.

KARL.

Recht so, mein Vater! Das heisst als ein Mann von Ehre gesprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück stolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geschrieben haben — O mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr seyn — Die Grösse verschwindet, und Muth gewinnt die furchtsame Liebe.

MADAME BELMONT.

Was hör' ich! Herr Firmin!

FIRMIN.

Verzeihen Sie der Wärme seines Antheils; sein volles Herz vergreift sich im Ausdruck seiner Gefühle!

NARBONNE.

So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimniss verrathen — Herr Firmin! *Sie* sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, dass Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten — (*da Alle ihr Erstaunen bezeugen*) *ja*, ich *bin* noch Minister, und ich freue mich es zu seyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

MADAME BELMONT.

Was ist das?

SELICOUR in der heftigsten Bestürzung.

Was hab' ich gemacht!

NARBONNE zu Selicour.

Sie sehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und Tugend! — Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihres gleichen halten?

LA ROCHE.

Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiss Alles aus dem Mund der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienstvollen Offiziers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben liess und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

NARBONNE.

Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (*Zu Selicour.*) Sie sehen, dass Sie hier überflüssig sind.

(Selicour entfernt sich still.)

LA ROCHE.

Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wusst' ich's vorher, mein Hass würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus seyn würde.

FIRMIN drückt ihm leise die Hand.

Lassen Sie's gut seyn! Wir wollen ihn zu trösten suchen.

LA ROCHE.

Basta, ich bin dabei!

NARBONNE zu Karl.

Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimniss, und werde es nie vergessen, dass Ihre Neigung bei unserm Glück bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! (*Sie wirft sich schweigend in des Vaters Arme.*) Gut, wir verstehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

LA ROCHE.

Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

MADAME BELMONT.

Wär's möglich?

CHARLOTTE mit einem zärtlichen Blick auf Karln.

Ich habe nie daran gezweifelt!

(Karl küsst ihre Hand mit Feuer.)

MADAME BELMONT.

O der bescheidene junge Mann! Gewiss, er wird unser Kind glücklich machen!

NARBONNE.

Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (*Halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern.*) Diesmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmässigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

DER NEFFE ALS ONKEL,

LUSTSPIEL IN DREI AUFZÜGEN.

AUS DEM FRANZÖSISCHEN DES PICARD.

PERSONEN.

OBERST VON DORSIGNY.
FRAU VON DORSIGNY.
SOPHIE, ihre Tochter.
FRANZ VON DORSIGNY, ihr Neffe.
FRAU VON MIRVILLE, ihre Nichte.
LORMEUIL, Sophiens Bräutigam.
VALCOUR, Freund des jungen Dorsigny.
CHAMPAGNE, Bedienter des jungen Dorsigny.
EIN NOTAR.
ZWEI UNTEROFFIZIERE.
EIN POSTILLON.
JASMIN, Diener in Dorsigny's Hause.
DREI LAKAIEN.

(*Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Kabinets thüren.*)

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

VALCOUR tritt eilfertig herein, und nachdem er sich überall umgesehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtisch brennen, und liest ein Billet.

« Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um » sechs Uhr sich im Gartensaal des Herrn von Dor- » signy einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pfört- » chen herein kommen, das den ganzen Tag offen » ist. » — Keine Unterschrift! — Hm! Hm! Ein seltsames Abenteuer — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebst. — Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

ZWEITER AUFTRITT.

FRANZ DORSIGNY *und* CHAMPAGNE, *beide in Mäntel eingewickelt.* VALCOUR.

DORSIGNY, seinen Mantel an Champagne gebend.

Ei, guten Abend, lieber Valcour!

VALCOUR.

Was? Bist du's, Dorsigny? Wie kommst du hieher? und wozu diese sonderbare Ausstaffirung — diese Perrücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regiment ist?

DORSIGNY.

Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obristlieutenant geschlagen; er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's für's Sicherste gehalten, das Kostüm meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie du weisst, und einander an Gestalt, an Grösse, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich, und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, dass der Oberst eine Perrücke trägt und ich meine eignen Haare. — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perrücke und die Uniform seines Regiments zulegte, erstaune ich selbst über die grosse Aehnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

VALCOUR.

Bei dem Rendezvous? Wie? Hat sie dir auch was davon vertraut?

DORSIGNY.

Sie? Welche *sie*?

VALCOUR.

Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billet hieher beschieden! Du bist mein Freund, Dorsigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

DORSIGNY.

Die allerliebste Dame!

VALCOUR.

Worüber lachst du?

DORSIGNY.

Ich bin die schöne Dame, Valcour.

VALCOUR.

Du?

DORSIGNY.

Das Billet ist von mir.

VALCOUR.

Ein schönes *Quiproquo*, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz Andres Rechnung machen — Aber da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny. — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

DORSIGNY.

Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor

jemand Anderm sehen liess. Ich brauche deines Beistands; wir müssen Abrede mit einander nehmen.

VALCOUR.

Gut — Du kannst auf mich zählen, aber jetzt lass mich, ich habe dringende Geschäfte —

DORSIGNY.

So? Jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

VALCOUR.

Das nicht, lieber Dorsigny! Aber ich muss fort; man erwartet mich.

DORSIGNY.

Wo?

VALCOUR.

Beim *L'hombre.*

DORSIGNY.

Die grosse Angelegenheit!

VALCOUR.

Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester des Obristlieutenants zu sehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

DORSIGNY.

Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, dass man sie hier im Gartensaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörst du?

VALCOUR.

Da sey ausser Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf sagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich schätze den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben, wenn sie hübsch ist, versteht sich.

(Ab.)

DRITTER AUFTRITT.

DORSIGNY. CHAMPAGNE.

DORSIGNY.

Zum Glück brauche ich seinen Beistand so gar nöthig nicht — Es ist mir weniger um das Verbergen zu thun, (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Cousine Sophie wieder zu sehen.

CHAMPAGNE.

Was Sie für ein glücklicher Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen Ihre Geliebte wieder, und ich (*seufzt*) meine Frau! Wann geht's wieder zurück in's Elsass — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

DORSIGNY.

Still! Da kommt meine Schwester!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU VON MIRVILLE.

FR. v. MIRVILLE.

Ah! Sind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen!

DORSIGNY.

Nun, das ist doch ein herzlicher Empfang!

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ja recht schön, dass Sie uns so überraschen! Sie schrieben, dass Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück seyn könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

DORSIGNY.

Geschrieben hätt' ich und an wen?

FR. v. MIRVILLE.

An meine Tante! (*sieht den Champagne, der seinen Mantel ablegt.*) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

DORSIGNY.

Wer ist der Herr von Lormeuil?

FR. v. MIRVILLE.

Ihr künftiger Schwiegersohn.

DORSIGNY.

Sage mir! Für wen hältst du mich?

FR. v. MIRVILLE.

Nun, doch wohl für meinen Onkel!

DORSIGNY.

Ist's möglich! meine Schwester erkennt mich nicht!

FR. v. MIRVILLE.

Schwester? Sie? — mein Bruder?

DORSIGNY.

Ich — dein Bruder.

FR. v. MIRVILLE.

Das kann nicht seyn. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Strassburg; mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so gross auch sonst die Aehnlichkeit —

DORSIGNY.

Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perrücke.

FR. v. MIRVILLE.

Ist's möglich? — O so lass dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

DORSIGNY.

Mein Onkel ist also abwesend?

FR. v. MIRVILLE.

Freilich, der Heirath wegen.

DORSIGNY.

Der Heirath? — Welcher Heirath?

FR. v. MIRVILLE.

Sophiens, meiner Cousine.

DORSIGNY.

Was hör' ich? Sophie soll heirathen?

FR. v. MIRVILLE.

Ei freilich! Weisst du es denn nicht?

DORSIGNY.

Mein Gott! Nein!

CHAMPAGNE nähert sich.

Nicht ein Wort wissen wir.

FR. v. MIRVILLE.

Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil soll ein sehr liebenswürdiger Mann seyn, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiss nicht welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu seyn, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

DORSIGNY.

Ach, liebe Schwester! — Redlicher Champagne! Rathet, helfet mir! Wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren!

FR. v. MIRVILLE.

Was hast du denn, Bruder, Was ist dir?

CHAMPAGNE.

Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

FR. v. MIRVILLE.

Ah, ist es das?

DORSIGNY

Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

FR. v. MIRVILLE.

Es wird schwer halten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet blos noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschliessen.

CHAMPAGNE.

Geduld! — Hören Sie! — (*Tritt zwischen Beide.*) Ich habe einen solchen sublimen Einfall!

DORSIGNY.

Rede!

CHAMPAGNE.

Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzustellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

FR. v. MIRVILLE.

Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

CHAMPAGNE.

Nur gemach! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewusste Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdessen erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Cousine anhalten — Das ist *mein* Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Strassburg bringt! — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Neffen; sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie auf's Eiligste verreisen müssten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornsteichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirath geht vor sich; der Onkel kommt stattlich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet, und nichts Bessers zu thun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

DORSIGNY,

Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

CHAMPAGNE.

O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiss werden am Anfang — Aber er liebt Sie! Er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte versprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen die ihm alle so ähnlich sehen sollen, wie Sie selbst. Er lacht, er besänftigt sich und Alles ist vergessen.

FR. v. MIRVILLE.

Ich weiss nicht, ist es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

CHAMPAGNE.

O er ist himmlich, der Einfall!

DORSIGNY.

Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel ansehen! —

FR. v. MIRVILLE.

Habe ich's doch!

DORSIGNY.

Ja, im ersten Augenblicke.

FR. v. MIRVILLE.

Wir müssen ihr keine Zeit lassen, aus der Täuschung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu statten; diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten — Du erklärst zugleich, dass du noch in der Nacht wieder fort reisen müssest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk! Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unsre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen soll, und worin du um Sophien anhältst.

DORSIGNY an den Schreibtisch gehend.

Schwester! Schwester! Du machst mit mir, was du willst.

CHAMPAGNE sich die Hand reibend.

Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, dass ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

FR. v. MIRVILLE.

Wie das, Champagne?

CHAMPAGNE.

Ei nun, das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für seinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorstellen, und wer weiss, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

FR. v. MIRVILLE.

Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darüber zu betrüben!

DORSIGNY siegelt den Brief und gibt ihn an Champagne.

Hier ist der Brief. Richt' es nun ein, wie du willst! Dir überlass' ich mich.

CHAMPAGNE.

Sie sollen mit mir zufrieden seyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Strassburg ankommen, gespornt und gestiefelt, triefend von Schweiss. — Sie, gnädiger Herr, halten sich wacker. — Muth, Dreistigkeit, Unverschämtheit, wenns nöthig ist. — Den Onkel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und wenn Alles vorbei ist, den Beutel gezogen, und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

FR. v. MIRVILLE.

Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Thu, als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick' mich weg.

DORSIGNY.

Aber was werd' ich ihr denn sagen?

FR. v. MIRVILLE.

Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

FÜNFTER AUFTRITT.

FRAU v. MIRVILLE. FRAU v. DORSIGNY. FRANZ v. DORSIGNY.

FR. v. MIRVILLE.

Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! Der Onkel ist angekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig da ist er! — Herzlich Willkommen, lieber Dorsigny — So

bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt? — Aber wie so allein? Wo sind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutsche nicht — Nun wahrhaftig — ich besinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraschung und Freude —

FR. *v.* MIRVILLE heimlich zu ihrem Bruder.

Nun so rede doch! Antworte frisch weg!

DORSIGNY.

Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so komm' ich allein und in einer Miethkutsche — Was aber die Reise betrifft, liebe Frau — die Reise — Ach! Die ist nicht die glücklichste gewesen.

FR. *v.* DORSIGNY.

Sie erschrecken mich! Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestossen?

DORSIGNY.

Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber diese Heirath — (*Zu Frau von Mirville.*) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

FR. *v.* MIRVILLE.

Ich will nicht stören, mein Onkel. (Ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

FRAU *v.* DORSIGNY. FRANZ *v.* DORSIGNY.

FR. *v.* DORSIGNY.

Nun, lieber Mann! diese Heirath —

DORSIGNY.

Aus dieser Heirath wird — nichts.

FR. *v.* DORSIGNY.

Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters.

DORSIGNY.

Freylich wohl! Aber der Sohn kann unsere Tochter nicht heirathen.

FR. *v.* DORSIGNY.

So? Und warum denn nicht?

DORSIGNY mit starkem Ton.

Weil — weil er — todt ist.

FR. *v.* DORSIGNY.

Mein Gott! Welcher Zufall!

DORSIGNY.

Es ist ein rechter Jammer. Dieser junge Mann war, was die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüstling. Einen Abend bey einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübschen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrausend, wie man es mit zwanzig Jahren ist, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profession gerathen, der sich nie schlägt, ohne seinen Mann — zu tödten. Und diese böse Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drey tödtlichen — Stichen im Leibe.

FR. *v.* DORSIGNY.

Barmherziger Himmel! Was muss der Vater dabei gelitten haben!

DORSIGNY.

Das können Sie denken! Und die Mutter!

FR. *v.* DORSIGNY.

Wie? Die Mutter! Die ist ja im letzten Winter gestorben, so viel ich weiss.

DORSIGNY.

Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau und jetzt im Sommer muss er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu verlassen! Aber der Dienst ist jetzt so scharf! Auf den zwanzigsten müssen alle Offiziere — beim Regiment seyn! Heute ist der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muss schon heute Abend wieder — nach meiner Garnison zurückreisen.

FR. *v.* DORSIGNY.

Wie? So bald?

DORSIGNY.

Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf unsere Tochter zu kommen! —

FR. *v.* DORSIGNY.

Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermüthig, seitdem Sie weg waren.

DORSIGNY.

Wissen Sie, was ich denke! Diese Partie, die wir ihr ausgesucht, war nicht nach ihrem Geschmack.

FR. *v.* DORSIGNY.

So? Wissen Sie?

DORSIGNY.

Ich weiss nichts — Aber sie ist fünfzehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst schon gewählt haben, eh' wir es für sie thaten?

FR. *v.* DORSIGNY.

Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

DORSIGNY.

Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

FR. *v.* DORSIGNY.

Bewahre uns Gott davor!

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. SOPHIE.

SOPHIE beim Anblick Dorsigny's stutzend.

Ah! Mein Vater —

FR. *v.* DORSIGNY.

Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

DORSIGNY, nachdem er sie umarmt, für sich.

Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmt sie!

FR. *v.* DORSIGNY.

Du weisst wohl noch nicht, Sophie, dass ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

SOPHIE.

Welcher Zufall?

FR. *v.* DORSIGNY.

Herr von Lormeuil ist todt.

SOPHIE.

Mein Gott!

DORSIGNY hat sie mit den Augen fixirt.

Ja nun — Was sagst du dazu, meine Sophie?

SOPHIE.

Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, dass — dass sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

DORSIGNY.

Aber, liebes Kind! Wenn du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

SOPHIE.

Das weiss ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit. —

DORSIGNY.

Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

FR. v. DORSIGNY.

Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiss das Beste rathen.

DORSIGNY.

Du hasstest also diesen Lormeuil zum Voraus — recht herzlich?

SOPHIE.

Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

DORSIGNY.

Und du möchtest Keinen heirathen, als den du wirklich liebst.

SOPHIE.

Das ist wohl natürlich.

DORSIGNY.

Du liebst also — einen Andern?

SOPHIE.

Das habe ich nicht gesagt.

DORSIGNY.

Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Lass mich Alles wissen.

FR. v. DORSIGNY.

Fasse Muth, mein Kind! Vergiss, dass es dein Vater ist, mit dem du redest.

DORSIGNY.

Bilde dir ein, dass du mit deinem besten, deinem zärtlichsten Freunde sprächest — und der, den du liebst, weiss er, dass er — geliebt wird?

SOPHIE.

Behüte der Himmel! Nein.

DORSIGNY.

Ist's noch ein junger Mensch?

SOPHIE.

Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth ist, weil Jedermann findet, dass er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unsern Namen führt — Ach! Sie müssen ihn errathen.

DORSIGNY.

Noch nicht ganz, liebes Kind!

FR. v. DORSIGNY.

Aber ich errath' ihn! Ich wette, es ist Ihr Vetter, Franz Dorsigny.

DORSIGNY.

Nun, Sophie? Du antwortest nichts?

SOPHIE.

Billigen Sie meine Wahl?

DORSIGNY *seine Freude unterdrückend, für sich.*

Wir müssen den Vater spielen — Aber mein Kind — das müssen wir denn doch bedenken.

SOPHIE.

Warum bedenken? Mein Vetter ist der beste, verständigste —

DORSIGNY.

Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, dass er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

SOPHIE.

Aber mir hat er desto fleissiger geschrieben, mein Vater!

DORSIGNY.

So? hat er das? Und du hast ihm wohl — frisch weg geantwortet? Hast du? Nicht?

SOPHIE.

Nein, ob ich gleich grosse Lust dazu hatte. — Nun, Sie versprachen mir ja diesen Augenblick, dass Sie meiner Neigung nicht entgegen seyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

FR. v. DORSIGNY.

Nun, nun, gib nach, lieber Dorsigny — Es ist da weiter nichts zu machen — und gesteh' nur, sie hätte nicht besser wählen können.

DORSIGNY.

Es ist wahr, es lässt sich Manches dafür sagen — Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und gesetzt, der Vetter hätte auch ein Bischen leichtsinnig gewirthschaftet, so weiss man ja, die Heirath bringt einen jungen Menschen — schon in Ordnung — Wenn sie ihn nun überdies lieb hat —

SOPHIE.

O recht sehr, lieber Vater! — Erst in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorschlug, merkte ich, dass ich dem Vetter gut sey — so was man gut seyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

DORSIGNY *feurig.*

Und warum sollte er das nicht, meine Theuerste — (*sich besinnend*) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

SOPHIE.

Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

DORSIGNY.

Was du willst — (*für sich*) Wie hübsch spielt sich's den Vater, wenn man so allerliebste Geständnisse zu hören bekommt.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU v. MIRVILLE. CHAMPAGNE *als Postillon mit der Peitsche klatschend.*

CHAMPAGNE.

He, holla!

FR. v. MIRVILLE.

Platz! Da kommt ein Kourier.

FR. v. DORSIGNY.

Es ist Champagne.

SOPHIE.

Meines Vetters Bedienter!

CHAMPAGNE.

Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reissen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein ist doch nicht schon Frau von Lormeuil?

FR. v. DORSIGNY.

Nein, guter Freund, noch nicht.

CHAMPAGNE.

Noch nicht? Dem Himmel sey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

SOPHIE.

Wie? Dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

FR. v. DORSIGNY.

Mein Neffe ist doch nicht krank?

FR. v. MIRVILLE.

Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

CHAMPAGNE.

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Mein Herr befindet sich ganz wohl, aber wir sind in einer grausamen Lage — Wenn Sie wüssten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammen genommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschütten; Ihnen verdankt er Alles,

was er ist; zu Ihnen hat er das grösste Vertrauen — Hier schreibt er Ihnen, lesen Sie und beklagen Sie ihn!

DORSIGNY.

Mein Gott, was ist das?

FR. v. DORSIGNY liest.

« Beste Tante! Ich erfahre so eben, dass Sie im
» Begriff sind, meine Cousine zu verheirathen. Es ist
» nicht mehr Zeit, zurückzuhalten : ich liebe Sophien.
» — Ich flehe Sie an, beste Tante, wenn sie nicht
» eine heftige Neigung zu ihrem bestimmten Bräuti-
» gam hat, so schenken Sie sie mir! Ich liebe sie so
» innig, dass ich gewiss noch ihre Liebe gewinne. Ich
» folge dem Champagne auf dem Fusse nach; er wird
» Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen erzählen,
» was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausge-
» standen habe. »

SOPHIE.

Der gute Vetter!

FR. v. MIRVILLE.

Armer Dorsigny!

CHAMPAGNE.

Nein, es lässt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, sagte er zu mir, ich schneide dir die Kehle ab, wenn du zu spät kommst — Er kann zuweilen derb seyn, Ihr lieber Neffe.

DORSIGNY.

Unverschämter!

CHAMPAGNE.

Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böse, als wenn ich von Ihnen spräche; was ich sage, geschieht aus lauter Freundschaft für ihn, damit Sie ihn bessern, weil Sie sein Onkel sind.

FR. v. MIRVILLE.

Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beste seines Herrn!

FR. v. DORSIGNY.

Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirst es nöthig haben.

CHAMPAGNE.

Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche.

(Ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* CHAMPAGNE.

DORSIGNY.

Nun, Sophie? Was sagst du dazu?

SOPHIE.

Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

FR. v. DORSIGNY.

Es ist da weiter nichts zu thun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

FR. v. MIRVILLE.

Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

FR. v. DORSIGNY.

Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

DORSIGNY.

Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sey's! Ich bin's zufrieden, und will mich so einrichten, dass der Lerm der Hochzeit — vorbei ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

ZEHNTER AUFTRITT.

DREI BEDIENTE *treten ein und warten im Hintergrunde.* VORIGE.

FR. v. DORSIGNY.

Noch Eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

DORSIGNY.

Mir ist Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (*Während sie die Wechsel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville.*) Darf ich das Geld wohl nehmen?

FR. v. MIRVILLE.

Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

DORSIGNY heimlich zu ihr

In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (*Laut, indem er die Wechsel der Frau von Dorsigny in Empfang nimmt.*) Das Geld erinnert mich, dass ein verwünschter Schelm von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

FR. v. MIRVILLE.

Ei, das versteht sich! Sie werden doch meine Base keinem Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

FR. v. DORSIGNY.

Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden!

FR. v. MIRVILLE.

Ja, ja, zu Hochzeitgeschenken!

EIN DRITTER BEDIENTER kommt.

Die Modehändlerinn der Frau von Mirville.

FR. v. MIRVILLE.

Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen.

(Ab.)

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* FRAU v. MIRVILLE.

DORSIGNY zu den Bedienten.

Kommt her! (*Zur Frau von Dorsigny.*) Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

FR. v. DORSIGNY.

Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachtessen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

DORSIGNY.

Das ist wahr! (*Zu einem von den Bedienten.*) Du geh' zum Juwelier und lass ihn das Neueste herbringen, was er hat — (*Zu einem andern.*) Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich lass' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen — Dann bestellest du vier Postpferde; Punkt eilf Uhr müssen sie vor dem Hause seyn; denn ich muss in der Nacht noch fort — (*Zu einem dritten.*) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du hast Kopf; dir kann man was anvertrauen.

JASMIN.

Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen so zu sagen.

DORSIGNY.

Du weisst, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäck-

ler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

JASMIN.

Ei ja wohl! Warum sollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Postillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

DORSIGNY.

Geh' zu ihm, bring' ihm diese hundert Pistolen, die mein Neffe ihm schuldig ist, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiss aber nicht, dir einen Empfangschein geben zu lassen.

JASMIN.

Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel sein!

(Die Bedienten gehen ab.)

FR. v. DORSIGNY.

Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

DORSIGNY.

Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, dass ich nicht Zeuge davon seyn kann.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU v. MIRVILLE.

FR. V. MIRVILLE eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder.

Mach' dass du fortkommst, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht, wie der Herr von Lormeuil.

DORSIGNY in ein Kabinet fliehend.

Das wäre der Teufel!

FR. v. DORSIGNY.

Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorsigny?

DORSIGNY.

Ich muss — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da seyn.

FR. v. MIRVILLE pressirt.

Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die schönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

FR. v. DORSIGNY.

Du thust Recht, mich zu Rath zu ziehen —Ich verstehe mich darauf. Ich will dir aussuchen helfen.

DREIZEHNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. LORMEUIL. FRAU V. DORSIGNY. SOPHIE. FRAU v. MIRVILLE.

OBERST.

Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, dass ich Ihnen hier diesen Herrn —

FR. v. DORSIGNY.

Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Putzhändlerinn wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter!

(Ab.)

OBERST.

Nun! Nun! Diese Putzhändlerinn könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

SOPHIE.

Eben darum, weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren.

(Ab.)

OBERST.

Das mag seyn — aber ich sollte doch denken —

FR. v. MIRVILLE.

Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns sind das sehr wichtige Personen.

(Geht ab, sich tief gegen Lormeuil verneigend.)

OBERST.

Zum Teufel, das seh' ich, dass man uns ihrentwegen stehen lässt.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Ein schöner Empfang! Das muss ich sagen.

LORMEUIL.

Ist das so der Brauch bei den Pariser Damen, dass sie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

OBERST.

Ich weiss gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, dass ich erst in sechs Wochen zurück seyn könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im Geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

LORMEUIL.

Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüssten?

OBERST.

Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

LORMEUIL.

Sie sind beide sehr hübsch.

OBERST.

Der Henker auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem Hübschseyn — man muss sich auch artig betragen.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. DIE DREI BEDIENTEN, *die nach und nach herein kommen.*

ZWEITER BEDIENTER zur Linken des Obersten.

Der Notar lässt sehr bedauern, dass er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tisch einfinden.

OBERST.

Was schwatzt der da für närrisches Zeug?

ZWEITER BEDIENTER.

Die Postpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hause seyn.

(Ab.)

OBERST.

Die Postpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

ERSTER BEDIENTER zu seiner rechten Seite.

Der Juwelier, Euer Gnaden, hat bankerott gemacht, und ist diese Nacht auf und davon gegangen.

(Ab.)

OBERST.

Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig!

JASMIN an seiner linken Seite.

Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

OBERST.

Was für eine Quittung, Schurke?

JASMIN.

Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie sie zu lesen.

OBERST liest.

Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorsigny zweitausend Livres, welche ich seinem Herrn Neffen vorgeschossen, richtig erhalten zu haben.

JASMIN.

Euer Gnaden sehen, dass die Quittung richtig ist.

(Ab.)

OBERST.

O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann: mein Verstand steht still — Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank, und schickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm schuldig ist.

LORMEUIL.

Vielleicht schlägt ihm das Gewissen.

OBERST.

Kommen Sie! Kommen Sie! Lormeuil! Suchen wir heraus zu bringen, was uns diesen angenehmen Empfang verschafft—und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Putzmacherinnen!

(Beide ab.)

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

FRAU v. MIRVILLE. FRANZ DORSIGNY *kommt aus einem Zimmer linker Hand, und sieht sich sorgfältig um.*

FR. v. MIRVILLE von der entgegengesetzten Seite.

Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da seyn.

DORSIGNY.

Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist Alles entdeckt, und weiss meine Tante, dass Ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

FR. v. MIRVILLE.

Nichts weiss man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerinn eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, dass ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu stimmen, oder wenn's nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, dass er die Cousine heirathet, nehm' ich ihn lieber selbst.

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. VALCOUR.

VALCOUR kommt schnell.

Ah schön, schön, dass ich dich hier finde, Dorsigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der grössten Eile.

DORSIGNY.

Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

VALCOUR.

Die gnädige Frau darf doch —

DORSIGNY.

Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimniss.

VALCOUR zur Frau von Mirville sich wendend.

Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

DORSIGNY.

Was hör' ich? Seine Stimme!

(Flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

VALCOUR ohne Dorsigny's Flucht zu bemerken, fährt fort.

Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich seyn zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener.

(Er bemerkt nicht dass indess der Oberst Dorsigny hereingekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat.)

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Ja — diese Weiber sind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

VALCOUR kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorsigny zu reden.

Ich wollte dir also sagen, lieber Dorsigny, dass dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

OBERST.

Mein Oberstlieutenant?

VALCOUR.

Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Freund Liancour schreiben lassen; er lässt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, dass er der Angreifer gewesen sey. Die Familie hat zwar schon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muss gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

OBERST.

Sehr obligirt — aber —

VALCOUR.

Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich.

(Ab.)

VIERTER AUFTRITT.

FRAU v. MIRVILLE. OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Sage mir doch, was der Mensch will?

FR. v. MIRVILLE.

Der Mensch ist verrückt, das sehn Sie ja.

OBERST.

Dies scheint also eine Epidemie zu seyn, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin, denn das ist der erste Narr nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

FR. v. MIRVILLE.

Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante

nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Putzsachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

OBERST.

Nun, Gott sey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magst *du* denn die Erste seyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

LORMEUIL.

Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, dass ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen; wenn nicht die Ihrige —

OBERST.

Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raserei auch dich angesteckt, armer Freund! Dein Kompliment ist ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte, hättest du das anbringen sollen.

LORMEUIL.

Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie sagen der Beschreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorsigny von meiner Braut gemacht hat, dass mein Irrthum verzeihlich ist.

FR. v. MIRVILLE.

Hier kommt meine Cousine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie sie recht, und überzeugen Sie sich mit ihren eignen Augen, dass sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

FÜNFTER AUFTRITT.

VORIGE. SOPHIE.

SOPHIE.

Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, dass ich Sie vorhin habe stehen lassen; die Mama rief mir, und ich musste ihrem Befehl gehorchen.

OBERST.

Nun, wenn man nur seinen Fehler einsieht und sich entschuldigt —

SOPHIE.

Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, dass Sie in diese Heirath willigen.

OBERST.

So, so! Gefällt sie dir, diese Heirath?

SOPHIE.

O gar sehr!

OBERST leise zu Lormeuil.

Du siehst, wie sie dich schon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der schönen Beschreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

LORMEUIL.

Ich bin Ihnen sehr verbunden.

OBERST.

Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit seyn, dass ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiste du indess diesem Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird. — Verstehst du? (*Zu Lormeuil.*) Jetzt frisch daran — Das ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — (*Zu Frau von Mirville.*) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen.

(Ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

SOPHIE. LORMEUIL.

SOPHIE.

Sie werden also auch bei der Hochzeit seyn?

LORMEUIL.

Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu missfallen, diese Heirath?

SOPHIE.

Sie hat den Beifall meines Vaters.

LORMEUIL.

Wohl! Aber was die Väter veranstalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

SOPHIE.

O was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

LORMEUIL.

Wie das, mein Fräulein?

SOPHIE.

Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

LORMEUIL.

Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

SOPHIE.

Ich verberg' es nicht.

LORMEUIL.

Wie? Und kennen ihn nicht einmal?

SOPHIE.

Ich bin mit ihm erzogen worden.

LORMEUIL.

Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

SOPHIE.

Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

LORMEUIL.

Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

SOPHIE.

Ja, das war anfangs.

LORMEUIL.

Wie, anfangs?

SOPHIE.

Ich sehe, dass Sie noch nicht wissen, mein Herr —

LORMEUIL.

Nichts weiss ich! Nicht das Geringste weiss ich.

SOPHIE.

Er ist todt.

LORMEUIL.

Wer ist todt?

SOPHIE.

Der junge Herr von Lormeuil.

LORMEUIL.

Wirklich?

SOPHIE.

Ganz gewiss.

LORMEUIL.

Wer hat Ihnen gesagt, dass er todt sey?

SOPHIE.

Mein Vater!

LORMEUIL.

Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht seyn, das ist nicht möglich.

SOPHIE.

Mit Ihrer Erlaubniss, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muss es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel; er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

LORMEUIL.

Das ist gefährlich.

SOPHIE.

Ja wohl, er ist auch daran gestorben.

LORMEUIL.

Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil besser Auskunft geben, als ich.

SOPHIE.

Als Sie! Das wäre doch lustig.

LORMEUIL.

Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Lormeuil, und bin nicht todt, so viel weiss ich.

SOPHIE.

Sie wären Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

SOPHIE.

Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

LORMEUIL.

Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

SOPHIE.

Ja freilich!

LORMEUIL.

Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

SOPHIE.

Mit meinem Cousin Dorsigny.

LORMEUIL.

Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

SOPHIE.

Das hat er, das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

LORMEUIL.

Wann hätt' er sie gegeben?

SOPHIE.

Eben jetzt — ein Paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

LORMEUIL.

Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

SOPHIE.

Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

LORMEUIL an den Kopf greifend.

Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muss ein Geheimniss stecken, das ich nicht ergründe.

SOPHIE.

Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

LORMEUIL.

Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein —

SOPHIE.

Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

LORMEUIL.

Lassen Sie sich's nicht leid seyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber *vor* als *nach* der Heirath erfährt —

SOPHIE.

Aber ich begreife nicht —

LORMEUIL.

Ich will den Herrn von Dorsigny aufsuchen — Vielleicht löst *Er* mir das Räthsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden seyn hoff' ich.

(Ab.)

SOPHIE.

Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, dass er nicht erstochen ist.

SIEBENTER AUFTRITT.

SOPHIE. OBERST. FRAU v. DORSIGNY.

FR. v. DORSIGNY.

Lass uns allein, Sophie. (*Sophie geht ab.*) Wie, Dorsigny? Sie können mir in's Angesicht behaupten, dass Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun Wahrhaftig! Welcher Andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

OBERST.

Was Teufel hätte ich denn gethan?

FR. v. DORSIGNY.

Muss ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, dass Sie erst vor Kurzem mit unsrer Tochter gesprochen, dass Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und dass wir eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, so bald er wird angekommen seyn.

OBERST.

Ich weiss nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das Letztere, so war's hohe Zeit, dass ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's Beide ganz vortrefflich gefallen.

FR. v. DORSIGNY.

Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiss mich in Ihr betragen nicht zu finden.

OBERST.

Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. FR. v. MIRVILLE.

FR. v. MIRVILLE.

Dacht' ich's doch, dass ich Sie Beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

OBERST.

Wahr gesprochen, Nichte! — Man muss Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

FR. v. DORSIGNY.

Die Nichte hat Recht, man muss so gefällig seyn wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

OBERST.

Nun, Madame! Unsere Nichte hat mich seit meinem Hierseyn fast nie verlassen. Wollen wir *sie* zum Schiedsrichter nehmen?

FR. v. DORSIGNY.

Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausspruch.

FR. v. MIRVILLE.

Wovon ist die Rede?

FR. v. DORSIGNY.

Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir in's Gesicht zu behaupten, dass Er's nicht gewesen sey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

FR. v. MIRVILLE.

Ist's möglich?

OBERST.

Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, dass ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll, in demselben Augenblicke, wo ich mich auf der Toulonerpoststrasse schütteln liess.

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muss ein Missverständniss seyn — Lassen Sie mich ein Paar Worte mit der Tante reden.

OBERST.

Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht setzest, wenn's möglich ist; aber es wird schwer halten.

FR. v. MIRVILLE leise zur Frau von Dorsigny.

Liebe Tante, das alles ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

FR. v. DORSIGNY eben so.

Freilich wohl, er müsste ja rasend seyn, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

FR. v. MIRVILLE.

Wissen Sie was! Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Lassen Sie ihn fühlen, dass Sie sich nicht zum Besten haben lassen.

FR. v. DORSIGNY.

Du hast Recht. Lass mich nur machen!

OBERST.

Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

FR. v. DORSIGNY spottweise.

Ja wohl ist's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau ist, nur durch ihres Mannes Augen zu sehen, so erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

OBERST.

Mit dem spöttischen Ton kommen wir nicht weiter.

FR. v. DORSIGNY.

Ohne Groll, Herr von Dorsigny! Sie haben auf meine Unkosten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und so heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Besuche zu geben. Wenn ich zurück komme und Ihnen der spasshafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft mit einander reden.

OBERST zur Frau von Mirville.

Verstehst du ein Wort von Allem, was sie da sagt?

FR. v. MIRVILLE.

Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

(Ab.)

OBERST.

Thu das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muss in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu oberst zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

NEUNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. CHAMPAGNE *ein wenig betrunken.*

CHAMPAGNE.

Nun, das muss wahr seyn! — Hier lebt sich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel stecken sie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, sieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muss doch hören, wie unsere Sachen stehen.

(Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

OBERST.

Was Teufel! Ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der *hieher*, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

CHAMPAGNE wie oben.

Nun, nun, gnädiger Herr?

OBERST.

Ich glaube, der Kerl ist besoffen.

CHAMPAGNE.

Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

OBERST für sich.

Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

CHAMPAGNE.

Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich sie gespielt. Mit einer Peitsche und den Kourierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

OBERST.

Ja! Ja! (*Für sich.*) Weiss der Teufel, was ich ihm antworten soll.

CHAMPAGNE.

Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

OBERST.

Wie weit ich bin — wie's steht — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

CHAMPAGNE.

Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

OBERST.

Ja.

CHAMPAGNE.

Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

OBERST für sich.

Es ist ein Streich von meinem Neffen!

CHAMPAGNE.

Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

OBERST.

Worüber lachst du?

CHAMPAGNE.

Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

OBERST für sich.

Ich möchte rasend werden!

CHAMPAGNE.

Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in seinem Neste findet — Das ist himmlisch!

OBERST.

Zum Entzücken!

CHAMPAGNE.

Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

OBERST.

Dir? Wie so?

CHAMPAGNE.

Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

OBERT für sich.

Ha, der Schurke!

CHAMPAGNE.

Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sey es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüsste.

OBERST für sich.

Mein Schelm von Neffe macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

CHAMPAGNE.

Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

OBERST.

Meinst du?

CHAMPAGNE.

Doch was thut's! Ist er doch nicht da, dass man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, dass der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

OBERST.

Er ist zurückgekommen.

CHAMPAGNE.

Wie? Was?

OBERST.

Er ist zurückgekommen, sag' ich.

CHAMPAGNE.

Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie sich, wie Sie können — Ich suche das Weite.

(Will fort.)

OBERST.

Bleib, Schurke, zweifacher Halunke, bleib! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

CHAMPAGNE.

Wie, gnädiger Herr? Ist das mein Dank?

OBERST.

Bleib, Halunke! — Wahrlich meine *Frau* (*hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens*) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Neffen — er muss mir den Heirathskontrakt seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

CHAMPAGNE.

Ich gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

OBERST.

Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Gesell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, dass ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

(Ab.)

CHAMPAGNE.

Ich falle aus den Wolken! Muss dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Esel, dass ich ihm auch erzählen musste — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber so!

ZEHNTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE. FRANZ DORSIGNY. FRAU v. MIRVILLE.

FR. v. MIRVILLE kommt sachte hervor und spricht in die Scene zurück.

Das Feld ist rein — du kannst herauskommen — es ist Niemand hier als Champagne.

(Dorsigny tritt ein.)

CHAMPAGNE kehrt sich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt.

Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (*Sich Dorsigny zu Füssen werfend.*) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

DORSIGNY.

Was soll denn das vorstellen? Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

CHAMPAGNE.

Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

DORSIGNY.

Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

CHAMPAGNE erkennt ihn.

Wie, Herr, sind Sie's?

DORSIGNY.

Freilich bin ich's.

CHAMPAGNE.

Ach Gott! Wissen Sie, dass Ihr Onkel hier ist?

DORSIGNY.

Ich weiss es. Was denn weiter?

CHAMPAGNE.

Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiss Alles.

FR. v. MIRVILLE.

Unsinniger! Was hast du gethan?

CHAMPAGNE.

Kann ich dafür? Sie sehen, dass ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Ist's zu verwundern, dass ich den Onkel für den Neffen nahm.

DORSIGNY.

Was ist zu machen?

FR. v. MIRVILLE.

Das ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen. —

DORSIGNY.

Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

FR. v. MIRVILLE.

Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geschwind, da der Weg noch frei ist.

(Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurück hält und wieder vorwärts führt.)

EILFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LORMEUIL.

LORMEUIL.

Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

FR. v. MIRVILLE heimlich zu Dorsigny.

Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

LORMEUIL zur Frau von Mirville.

Sie verlassen uns, gnädige Frau?

FR. v. MIRVILLE.

Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier.

(Geht ab, Champagne folgt.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

LORMEUIL. FRANZ DORSIGNY.

LORMEUIL.

Sie werden sich erinnern, dass Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelassen haben?

DORSIGNY.

Ich erinnere mich's.

LORMEUIL.

Sie ist sehr liebenswürdig; ihr Besitz würde mich zum glücklichsten Manne machen.

DORSIGNY.

Ich glaub' es.

LORMEUIL.

Aber ich muss Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

DORSIGNY.

Wie ist das?

LORMEUIL.

Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiss! Aber Sie haben mir so oft von Ihrem Neffen Franz Dorsigny gesprochen — Er liebt Ihre Tochter!

DORSIGNY.

Ist das wahr?

LORMEUIL.

Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder geliebt!

DORSIGNY.

Wer hat Ihnen das gesagt?

LORMEUIL.

Ihre Tochter selbst.

DORSIGNY.

Was ist aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Ein guter Vater zu seyn.

DORSIGNY.

Wie?

LORMEUIL.

Sie haben mir hundertmal gesagt, dass Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

DORSIGNY.

Aber was soll denn aus *Ihnen* werden?

LORMEUIL.

Aus mir? — Man will mich nicht haben, das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen ist.

DORSIGNY.

Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

LORMEUIL.

Ich halte es für meine Pflicht.

DORSIGNY lebhaft.

Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

LORMEUIL.

Ich verstehe Sie nicht.

DORSIGNY.

Nein, nein, Sie wissen nicht, welch grossen, grossen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

LORMEUIL.

Was ist das? Wie? — Das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

DORSIGNY.

Ich habe mich verrathen.

LORMEUIL.

Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so grossmüthig in den Leib geschickt haben —

DORSIGNY.

Herr von Lormeuil!

LORMEUIL.

Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an, und bitte um die Ihrige.

DORSIGNY.

Herr von Lormeuil!

LORMEUIL.

Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluss bei dem Obersten anzuwenden, dass sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, dass Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

DORSIGNY.

Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

LORMEUIL.

Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Base, so bemerkten Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und dass ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe sie gesehen und ich —

DORSIGNY.

Sie lieben sie! Sie ist die Ihre; Zählen Sie auf mich! — Sie soll Ihnen bald gut seyn, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh' ich. Wie sich doch Alles so glücklich fügen muss! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich seyn will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

LORMEUIL.

Das steht zu hoffen, aber so ganz ausgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorsigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen.

(Ab.)

DORSIGNY.

Das ist ein herlicher Mensch, dieser Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

DREIZEHNTER AUFTRITT.

FRAU *v.* MIRVILLE. FRANZ DORSIGNY.

FR. *v.* MIRVILLE.

Nun, wie steht's, Bruder?

DORSIGNY.

Du hast eine Eroberung gemacht, Schwester! Der Lormeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständniss gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

FR. *v.* MIRVILLE.

Allerdings—aber—du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, dass er bei Sophien durchfällt.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. CHAMPAGNE.

CHAMPAGNE.

Nun gnädiger Herr! Machen Sie, dass Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurück kommt —

DORSIGNY.

Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiss, dass mir Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE *allein.*

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber lass sehen! Was ist da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die Nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart — Lass sehen — (*nachsinnend.*) Mein Herr und dieser Herr von Lormeuil sind zwar als ganz gute Freunde auseinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwischen ihnen setzen *können! Können,* das ist mir genug! Davon lasst uns ausgehen — Ich muss als ein guter Diener Unglück verhüten! nichts als redliche Besorgniss für meinen Herrn — Also gleich zur Polizei! Man nimmt seine Massregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neffen nehmen! — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wagestück ist gross, gross, aber ich wag's. Misslingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht misslingen — Im äussersten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will—ich verstecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu seiner Braut, er muss erkenntlich seyn — Frisch, Champagne! An's Werk — Hier ist Ehre einzulegen.

(Geht ab.)

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY *kommt. Gleich darauf* LORMEUIL.

OBERST.

Muss der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachtessen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelassen, und mein Herr Neffe hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

LORMEUIL kommt.

Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

OBERST.

Wohl bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.

LORMEUIL.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorsigny.

OBERST.

Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirst rasend seyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, dass der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe ist—Ihr Ehrenwort verlang' ich, dass Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

LORMEUIL.

Aber so erlauben Sie mir —

OBERST.

Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So seyd ihr jungen Leute! Ihr wisst keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als dass ihr einander die Hälse brecht.

LORMEUIL.

Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

OBERST.

Mein Gott! Ich weiss ja! Bin ich doch auch jung gewesen! — Aber lass Dich das Alles nicht anfechten, guter Junge! Du wirst doch mein Schwiegersohn! Du wirst's — Dabei bleibt's!

LORMEUIL.

Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem grössten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

OBERST lauter.

Nichts! Kein Wort mehr!

ZWEITER AUFTRITT.

CHAMPAGNE *mit* ZWEI UNTEROFFIZIEREN. VORIGE.

CHAMPAGNE zu diesen.

Sehen Sie's meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten sie aneinander gerathen.

LORMEUIL.

Was suchen diese Leute bey uns?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ihre ganz gehorsame Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

OBERST.

Dorsigny heiss' ich.

CHAMPAGNE.

Und dieser hier ist Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

ZWEITER UNTEROFFIZIER.

Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

LORMEUIL.

Mich, zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

ERSTER UNTEROFFIZIER zum Oberst.

Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

OBERST.

Aber wohin will mich der Herr escortiren?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, dass Sie auf dem Sprung stünden, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und damit nun —

OBERST.

Mich zu schlagen! Und wesswegen denn!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie Beide das Fräulein von Dorsigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen Alles!

LORMEUIL.

Sie sind im Irrthum, meine Herrn.

OBERST.

Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

CHAMPAGNE zu den Wachen.

Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiss machen, meine Herren! (*Zu Herrn von Dorsigny.*) Lieber, gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

OBERST.

Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

OBERST.

Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie suchen, bin ich nicht, ich bin sein Onkel.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel ausserordentlich . sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

OBERST.

Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eignes Haar.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, dass es nicht besser geglückt ist.

OBERST.

Aber mein Herr, so hören Sie doch nur an —

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

OBERST.

Wie? Was? Die Postchaise!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fusses in den Wagen zu packen, und nach Strassburg zurückzubringen.

OBERST.

Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, dass Sie Strassburg ohne Urlaub verliessen.

OBERST hebt den Stock auf.

Nein, ich halte mich nicht mehr —

BEIDE UNTEROFFIZIERE.

Mässigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

CHAMPAGNE.

Halten Sie ihn, meine Herren! Ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

OBERST.

Was ist hier zu thun, Lormeuil?

LORMEUIL.

Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

OBERST.

An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complott — die ganze Welt ist behext.

LORMEUIL.

So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Strassburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

OBERST.

Das wäre aber ganz verwünscht —

ERSTER UNTEROFFIZIER zu Champagne.

Sind Sie aber auch ganz gewiss, dass es der Neffe ist?

CHAMPAGNE.

Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

DRITTER AUFTRITT.

EIN POSTILLON. VORIGE.

POSTILLON betrunken.

He! Holla! wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

OBERST.

Was will der Bursche?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

POSTILLON.

Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist — Sie haben kurze Geschäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

OBERST.

Woher weisst denn du?

POSTILLON.

Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Kapitän, dass ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken

gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

OBERST.

Was sagst du, Kerl? Mich hättest du gefahren? Mich?

POSTILLON.

Sie, Herr! Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüss' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, dass Sie ein Herr Hauptmann seyen, und von Strassburg heimlich nach Paris gingen —

OBERST.

Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

POSTILLON.

Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich selbst sprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Cousinchen! — Wie? haben Sie das schon vergessen?

CHAMPAGNE zum Oberst.

Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststrasse so laut von seiner Gebieterinn reden?

OBERST.

Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Strassburg, um der Sünden meines Neffen willen —

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Also, mein Herr Hauptmann —

OBERST.

Also, mein Herr Geleitsmann, also muss ich freilich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Das sind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

OBERST.

Du bist also mein Bedienter?

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr.

OBERST.

Folglich bin ich dein Gebieter.

CHAMPAGNE.

Das versteht sich.

OBERST.

Ein Bedienter muss seinem Herrn folgen — du gehst mit mir nach Strassburg.

CHAMPAGNE für sich.

Verflucht!

POSTILLON.

Das versteht sich — Marsch!

CHAMPAGNE.

Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wissen, wie gross meine Anhänglichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe davon in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie sehr ich mein Weib liebe. Ich habe sie heute nach einer langen Trennung wieder gesehen! Die arme Frau bezeigte eine so herzliche Freude über meine Zurückkunft, dass ich beschlossen habe, sie nie wieder zu verlassen, und meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden sich erinnern, dass Sie mir noch von drei Monaten Gage schuldig sind.

OBERST.

Dreihundert Stockprügel bin ich dir schuldig, Bube!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen nach Strassburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückstand schuldig sind —

OBERST.

Nichts, keinen Heller bin ich ihm schuldig.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

So ist das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

LORMEUIL.

Ich muss sehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders ist — In Gottes Namen, reisen Sie ab, Herr von Dorsigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; ich eile, sie in Bewegung zu setzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

OBERST.

Und ich will den Postillon dafür bezahlen, dass er so langsam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (*Zum Postillon.*) Hier Schwager! Vertrink das auf meine Gesundheit — aber du musst mich fahren —

POSTILLON treuherzig.

Dass die Pferde dampfen.

OBERST.

Nicht doch! Nein, so mein' ich's nicht —

POSTILLON.

Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

OBERST.

Hole der Teufel dich selbst, du verdammter Trunkenbold. Ich sage dir ja —

POSTILLON.

Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn Sie ganz ruhig! Fort soll's gehen, dass die Funken hinaus fliegen.

(Ab.)

OBERST ihm nach.

Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

LORMEUIL.

Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

OBERST.

Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen.

(Geht ab. Der erste Unteroffizier folgt.)

LORMEUIL zum zweiten.

Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Strassen seyn.

ZWEITER UNTEROFFIZIER.

Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Lormeuil und der zweite Unteroffizier gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE. *Dann* FRAU VON MIRVILLE.

CHAMPAGNE allein.

Sie sind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch an's Werk, dass wir die Heirath noch in dieser Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn; ihr kann ich Alles sagen.

FR. *v.* MIRVILLE.

Ah, bist du der Champagne? Weisst du nicht, wo der Onkel ist?

CHAMPAGNE.

Auf dem Weg nach Strassburg.

FR. *v.* MIRVILLE.

Wie? Was? Erkläre dich!

CHAMPAGNE.

Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht,

dass mein Herr und dieser Lormeuil einen heftigen Zank zusammen gehabt haben.

FR. v. MIRVILLE.

Ganz im Gegentheil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiss ich.

CHAMPAGNE.

Nun, so habe *ich's* aber nicht gewusst. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hülfe zu suchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der Eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der Andere, meinen Herrn nach Strassburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, dass er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Strassburg!

FR. v. MIRVILLE.

Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst seyn.

CHAMPAGNE.

Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsass ist ein scharmantes Land, der Herr Oberst haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich verschaffe Ihnen diese kleine Ergötzlichkeit.

FR. v. MIRVILLE.

Du kannst noch scherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

CHAMPAGNE.

Er führt seinen Sergeanten in der Stadt spazieren.

FR. v. MIRVILLE.

Der arme Junge! Er verdient wohl, dass ich Antheil an ihm nehme.

CHAMPAGNE.

Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst geheirathet hat, so wollen wir den Onkel zurückholen. Ich suche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beistehen, so muss diese Nacht Alles richtig werden.

(Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

FRAU VON MIRVILLE. *Dann* FRAU VON DORSIGNY. SOPHIE.

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ein verzweifelter Bube! aber er hat seine Sache so gut gemacht, dass ich mich mit ihm verstehen muss — Hier kommt meine Tante; ich muss ihr die Wahrheit verbergen.

FR. v. DORSIGNY.

Ach, liebe Nichte! Hast du deinen Onkel nicht gesehen?

FR. v. MIRVILLE.

Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

FR. v. DORSIGNY.

Abschied! Wie?

FR. v. MIRVILLE.

Ja, er ist fort.

FR. v. DORSIGNY.

Er ist fort? Seit wann?

FR. v. MIRVILLE.

Diesen Augenblick.

FR. v. DORSIGNY.

Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erst gegen eilf Uhr abfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

FR. v. MIRVILLE.

Das weiss ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen — Champagne erzählte mir's.

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. FRANZ DORSIGNY *in seiner eignen Uniform und ohne Perücke.* CHAMPAGNE.

CHAMPAGNE.

Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

FR. v. DORSIGNY.

Wer? Mein Mann?

CHAMPAGNE.

Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

SOPHIE ihm entgegen.

Lieber Vetter!

CHAMPAGNE.

Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, dass er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

FR. v. DORSIGNY.

Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

DORSIGNY.

Seh' ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

FR. v. DORSIGNY.

Guten Abend, lieber Neffe!

DORSIGNY.

Welcher frostige Empfang?

FR. v. DORSIGNY.

Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

DORSIGNY.

Ist dem Onkel etwas zugestossen?

FR. v. MIRVILLE.

Der Onkel ist heute Abend von einer grossen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne dass wir wissen, wo er hin ist.

DORSIGNY.

Das ist ja sonderbar!

CHAMPAGNE.

Es ist ganz zum Erstaunen!

FR. v. DORSIGNY.

Da ist ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

CHAMPAGNE.

Ich, gnädige Frau?

FR. v. MIRVILLE.

Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

CHAMPAGNE.

Das ist wahr! Mit mir allein hat er gesprochen.

DORSIGNY.

Nun, so sage nur! Warum verreiste er so plötzlich?

CHAMPAGNE.

Warum? Ei, er *musste* wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

FR. v. DORSIGNY.

Was?

CHAMPAGNE.

Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die grösste Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich sage nichts mehr! Aber Sie können sich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, dass die Wahl auf den Herrn gefallen ist.

FR. v. MIRVILLE.

Allerdings! Eine solche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

CHAMPAGNE.

Euer Gnaden begreifen wohl, dass er sich da nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten konnte. Champagne, sagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muss gehorchen — beim ersten Postwechsel schreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwischen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — so weiss sie, dass ich vollkommen damit zufrieden bin.

DORSIGNY.

Was hör' ich! Mein lieber Onkel sollte —

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumschränkte Vollmacht, sagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunft unsere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

FR. v. DORSIGNY.

Und so reiste er allein ab?

CHAMPAGNE.

Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei sich, der nach etwas recht Vornehmem aussah —

FR. v. DORSIGNY.

Ich kann mich gar nicht drein finden.

FR. v. MIRVILLE.

Wir wissen seinen Wunsch. Man muss dahin sehen, dass er sie als Mann und Frau findet bei seiner Zurückkunft.

SOPHIE.

Seine Einwilligung scheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

FR. v. DORSIGNY.

Aber ich trage Bedenken — und will seinen ersten Brief noch abwarten.

CHAMPAGNE beiseite.

Da sind wir nun schön gefördert, dass wir den Onkel nach Petersburg schickten.

DORSIGNY.

Aber, beste Tante!

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. DER NOTARIUS.

NOTAR tritt zwischen Dorsigny und seine Tante.

Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

FR. v. DORSIGNY.

Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

NOTAR.

Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen —

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

NOTAR.

Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billet liessen mir Hochdieselben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchlesen.

(Reicht der Frau von Dorsigny das Billet.)

CHAMPAGNE leise zu Dorsigny.

Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

DORSIGNY.

Ja, wegen Lormeuils Heirath.

CHAMPAGNE leise.

Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

DORSIGNY.

Stille! Hören wir, was er schreibt!

FR. v. DORSIGNY liest.

« Haben Sie die Güte, mein Herr, Sich noch diesen
» Abend in mein Haus zu bemühen, und den Ehekon-
» trakt mit zu bringen, den Sie für meine Tochter
» aufgesetzt haben. Ich habe meine Ursachen, diese
» Heirath noch in dieser Nacht abzuschliessen — Dor-
» signy. »

CHAMPAGNE.

Da haben wir's schwarz auf weiss! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

SOPHIE.

Es ist also gar nicht nöthig, dass der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

FR. v. DORSIGNY.

Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

NOTAR.

Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

FR. v. DORSIGNY.

In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann selbst den Notar herschickt!

DORSIGNY.

Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

ACHTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. VALCOUR. VORIGE.

FR. v. MIRVILLE.

Himmel! Der Onkel!

SOPHIE.

Mein Vater!

CHAMPAGNE.

Führt ihn der Teufel zurück?

DORSIGNY.

Ja wohl, der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

FR. v. DORSIGNY.

Was seh' ich! Mein Mann!

VALCOUR den ältern Dorsigny präsentirend.

Wie schätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schoss seiner Familie zurückführen zu können! (*Wie er den jüngern Dorsigny gewahr wird.*) Wie Teufel, da bist du ja — (*Sich zum ältern Dorsigny wendend.*) Und wer sind *Sie* denn, mein Herr?

OBERST.

Sein Onkel, mein Herr.

DORSIGNY.

Aber erkläre mir, Valcour —

VALCOUR.

Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, dass eine Ordre ausgefertigt sey, dich nach deiner Garnison zurück zu schicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, dass sie widerrufen wird — Ich werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde noch wirklich — .

OBERST.

Ihren gehorsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

VALCOUR.

Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reissen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorsigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

DORSIGNY.

Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

OBERST.

Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre grosse Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

FR. v. DORSIGNY.

Sie waren also nicht unterwegs nach Russland?

OBERST.

Was Teufel sollte ich in Russland?

FR. v. DORSIGNY.

Nun wegen der wichtigen Kommission, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

OBERST.

Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, dass er so hoch mit mir hinaus will — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb seyn, wenn der Ehekontrakt noch diese Nacht unterzeichnet würde.

NOTAR.

Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

OBERST.

Sehr wohl! Man verheirathet sich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Neffe.

DORSIGNY.

Ja, bester Onkel! Ich bins.

OBERST.

Mein Neffe ist ein ganz hübscher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

FR. v. DORSIGNY.

Nun, wer soll sie denn sonst bekommen?

OBERST.

Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil soll sie bekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Er ist also nicht todt, der Herr von Lormeuil?

OBERST.

Nicht doch, Madam! Er lebt, er ist hier. Sehen Sie sich nur um! Dort kommt er.

FR. v. DORSIGNY.

Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist?

OBERST.

Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

NEUNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LORMEUIL *mit seinem Unteroffizier, der sich im Hintergrunde des Zimmers niedersetzt.*

LORMEUIL *zum Obersten.*

Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Strassburg? Das wird Ihnen nicht so hingehen, mein Herr.

OBERST.

Sieh, sieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Lormeuil, so schlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

LORMEUIL *erkennt ihn.*

Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, dass Sie so schnell zurückkommen?

OBERST.

Hier, bei diesem Herrn von Valcour bedanken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Neffen spornstreichs zurückholte.

DORSIGNY.

Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die besten Freunde von einander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Cousine abgetreten.

OBERST.

Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zusammen sollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzusetzen.

LORMEUIL.

Herr von Dorsigny! Mich freut's von Herzen, dass Sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne schmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

OBERST.

Ich verstehe nichts von diesem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris gesprengt haben, dass er als ein Junggesell zurückkehren soll.

DORSIGNY.

Was das betrifft, mein Onkel — so liesse sich vielleicht eine Auskunft treffen, dass Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schwester.

FR. v. MIRVILLE.

Mich? Ich habe nichts zu sagen.

LORMEUIL.

Nun, so will ich denn reden — Herr von Dorsigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon Sie mir noch heute einen so grossen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluss bei Ihrer Nichte, dass *sie* es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

OBERST.

Was? Wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für Alle zusammen bezahlen.

CHAMPAGNE.

Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen liess! Es geschah meinem Herrn zum Besten.

OBERST *zu beiden Paaren.*

Nun, so unterzeichnet!

NACHLASS.

DEMETRIUS.

ERSTER AUFZUG.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die polnische Reichs-Versammlung in dem grossen Senats-Saale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen.

Der König sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn *Kronbeamten*. Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die *Bischöfe*, *Palatinen* und *Kastellane*. Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die *Landboten* in zwei Reihen, Alle bewaffnet. Der Erzbischof von *Gnesen* als der Primas des Reichs sitzt dem Proscenium am nächsten; hinter ihm hält sein Kaplan ein goldnes Kreuz.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

So ist denn dieser stürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspenst'ge Rokossz *, sich zu lösen,
Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülf' zu leisten den gerechten Klagen.
— — — — — — — —
Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.
— — — — — — — — —
Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Dass Prinz Demetrius, der Russlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht,
Vor diesem *Seym Walny* ** zu erweisen.

KASTELLAN VON KRAKAU.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

BISCHOF VON WERMELAND.

Die Dokumente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man *kann* ihn hören.

MEHRERE LANDBOTEN.

Hören *muss* man ihn.

LEO SAPIEHA.

Ihn hören, heisst, ihn anerkennen.

ODOWALSKY.

Ihn
Nicht hören, heisst, ihn ungehört verwerfen.

* Aufstand des Adels.
** Reichstag.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Ist's euch genehm, dass er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweiten — und zum Drittenmal.

KRONGROSSKANZLER.

Er stelle sich vor unserm Thron!

SENATOREN.

Er rede!

LANDBOTEN.

Wir wollen ihn hören.

(Krongrossmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

LEO SAPIEHA.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

(*Demetrius* tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann stellt er sich so, dass er einen grossen Theil der Versammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, dass es im Reichstag mit sitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' dir bindet,
So magst du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwald wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

DEMETRIUS.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mir's vor einem edeln Volk,
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir gross,
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Ist wohl geneigt, — — — — — —

DEMETRIUS.

Grossmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Hass entzweite blutig beide Reiche,

Und Friede wurde nicht, so lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Dass ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhass in sich sog, als Flehender
Vor euch erscheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muss. Drum eh' ich rede,
Vergesset edelmüthig, was geschehn,
Und dass der Czaar, dess Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich stehe vor euch, ein beraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht seyn auf der Erde,
Wenn es ein grosses tapfres Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — — —
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anstand widerspricht
Noch Eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeuget uns, dass Ihr der seyd,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld gefürchtet; Beides liebt sie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu seyn.

DEMETRIUS.

Iwan Wasilowitsch, der grosse Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanov gab ihm den *Feodor,*
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die späte Blüthe seiner Kraft,
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czaar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, liess seinen obersten
Stallmeister walten, *Boris Godunow,*
Der mit verschlagner Hofkunst ihn beherrschte.
Födor war kinderlos, und keinen Erben
Versprach der Czarinn unfruchtbarer Schoss.
Als nun der listige Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's, als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Dass Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt Ihr, dass Ihr *der* seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

DEMETRIUS.

Kein Jahr ist's noch, dass ich mich selbst gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbstbewusstseyn zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Kloster-Zwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entschlossen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, dass Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf seinem Thron,
Und stellte seine Sassafs an die Grenzen,
Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

DEMETRIUS.

Ich erzähle was ich weiss.
Ging ein Gerücht umher von meinem Daseyn,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschaft verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit stiller Huldigung,
Verehrt' ich seine reizgeschmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Kastellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergisst er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereizet greif' ich zum Gewehr;
Er, sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenlose Hand.

MEISCHEK.

Ja, so verhält sich — — — — —

DEMETRIUS.

Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen,
Ein Russ' und Fremdling, hatt' ich einen Grossen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes; nicht die Gunst
Des edeln Palatinus kann mich retten,
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblösste meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbar'n Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf mir umgehangen ward.

Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süssen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiss ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, dass drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethisten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Westislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, dass ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte
Vom Igumen * mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: Dass Bruder Wasili Philaret,
(Dies war mein Klosternam') des Buchs Besitzer,
Prinz Dmitri sey, des Iwans jüngster Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen lägen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füssen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüssten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riss mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — — — —

DEMETRIUS.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewusstseyns.
Ich sah mich *fliehn* in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken musst' es seyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniss da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.

* Abt des Klosters.

Dies alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewissheit,
Ich sey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es lötsen sich mit diesem einzigen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nichts blos an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis versprützen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Und, sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniss ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiss nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr *selbst* der Betrogne seyn;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem grossen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

DEMETRIUS.

Ich stelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piasten alle, freigeborne Polen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Kastellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muss sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, dass Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe!
Czaar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des grossen Anspruchs werth.
Aus Kloster-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnissvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniss noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in grosse Worte,
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

ERZBISCHOF VON LEMBERG.

Ich stimme wie der Primas.

MEHRERE BISCHÖFE.

Wie der Primas.

MEHRERE PALATINEN.

Auch ich!

ODOWALSKY.

Auch ich!

LANDBOTEN rasch aufeinander.

Wir Alle!

SAPIEHA.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!

Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreissen zu — — —

ODOWALSKY.

Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit handeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, dass hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czaar von Moskau feile Sclaven habe.

DEMETRIUS.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Dass ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun *der* wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Dass sich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmasse, und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czaarowitsch, gebührt.
— — — — —
Die Gerechtigkeit hab' *ich*, ihr habt die Macht.
Es ist die grosse Sache aller Staaten
Und Thronen, das gescheh', was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —

Gerechtigkeit
Heisst der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.
— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen.)

DEMETRIUS.

O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Grossmächt'ger König! Greif' in deine Brust,
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnissmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Grossmuth hast du erfahren;
O! übe Grossmuth auch an mir! — —
— — — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet Euch den Ruhm, dass Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbar'n Freund.

Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermesslich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

(Es entsteht eine grosse Bewegung unter den Landboten.)

KORELA Kosacken-Hettmann.

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

ODOWALSKY.

Soll der Kosack uns Ruhm und Beute rauben?
— — — — — — — — — — —
Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unsre Schwerter rosten.
Auf! Lasst uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Grösse mehren.

VIELE LANDBOTEN.

Krieg! Krieg mit Moskau!

ANDERE.

Man beschliesse es!
Gleich sammle man die Stimmen!

SAPIEHA steht auf.

Krongrossmarschall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

EINE MENGE VON STIMMEN.

Krieg! Krieg mit Moskau!

SAPIEHA.

Ich verlang' das Wort.
Marschall! thut Euer Amt!

(Grosses Getöse in dem Saale und ausserhalb desselben.)

KRONGROSSMARSCHALL.

Ihr seht, es ist
Vergebens.

SAPIEHA.

Was? Der Marschall auch bestochen?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongrossmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich.)

Was denkt ihr? Was beschliesst ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

DEMETRIUS.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr *nicht*; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schliessen will mit Russland,
Mit mir muss es geschehen; eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

ODOWALSKY.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

SAPIEHA.

Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreissen will ich das Geweb' der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiss.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Seyd ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wisst nicht, wollt nicht wissen,
Dass ihr ein Spielwerk seyd des list'gen Woywoda

Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Dess ungemess'ner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muss *ich's* euch sagen, dass bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen Beiden;
Dass er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republick sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woywoden gross, um seine Tochter
Zur Czaarinn und zur Königinn zu machen?
Bestochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiss ich wohl, will er beherrschen;
Ich sehe seine Faktion gewaltig
In diesem Saal, und nicht Genug, dass er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überschwemmt
Mit seinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang *ich* Leben habe, soll kein Schluss
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, dass man ihn halte.

ODOWALSKY.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf, und gehen jeder an seiner Seite hinab, um die Stimmen zu sammeln.)

VIELE.

Krieg! Krieg mit Moskau!

ERZBISCHOF VON GNESEN zu Sapicha.

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, dass Euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung!

KRONGROSSKANZLER kommt von dem Thron herab, zu Sapicha.

Der König lässt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu spalten.

THÜRHÜTER heimlich zu Odowalsky.

Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

KRONGROSSMARSCHALL zu Sapicha.

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O! gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

BISCHOF VON KRAKAU hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt.

Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

SAPIEHA.

Lasst Alles einig seyn. — Ich sage *Nein*.
Ich sage *Veto*, ich zerreisse den Reichstag.
Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist Alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand, der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln, und zucken sie links und rechts auf Sapicha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muss dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muss untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.

ODOWALSKY.

Hört den Verräther! —

LANDBOTEN.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken.

ERZBISCHOF VON GNESEN reisst seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwischen.

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fliessen?
Fürst Sapieha! Mässigt Euch!

(Zu den Bischöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seiten-Thür entfernt ihn still,
Dass ihn die Menge nicht in Stücken reisse!

(Sapicha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, dass nur *Demetrius, Meischek, Odowalsky* und der *Kosacken-Hettmann* zurück bleiben.)

ODOWALSKY.

Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll Euch Hülfe nicht entstehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führens aus mit unsern eignen Kräften.

KORELA.

Wer hätt' auch das gedacht, dass er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

MEISCHEK.

Der König kommt.

KÖNIG SIGISMUND, *begleitet von dem* KRONGROSSKANZLER, KRONGROSSMARSCHALL *und einigen* BISCHÖFEN.

KÖNIG.

Mein Prinz, lasst Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt Euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muss es
Die Herzen aller Könige bewegen.

DEMETRIUS.

Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl ich mich neugeboren.

KÖNIG.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehn.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

MEISCHEK.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

KÖNIG.

Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen,
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Kosack des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

MEISCHEK.

Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergiessen.

KÖNIG.

Die besten Waffen wird dir Russland geben;

Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Russland wird nur durch Russland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

MARINA tritt auf.

— — — — — — — — — — — —

MEISCHEK.

Erhabne Majestät, zu deinen Füssen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvoigt unsers Hauses;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

KÖNIG.

Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttinn zu. — Und mög' es
Mein Aug erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

MARINA.

Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavinn bleib' ich, wo ich bin.

KÖNIG.

Steht auf, Czaaritza! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woywods.
Ihr seyd die Jüngste unter Euern Schwestern;
Doch Euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

DEMETRIUS.

Sey Zeuge, grosser König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer grossen Königinn geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut,
Die Fürstenthümer Pleskow und Gross-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Haupstadt Moskau.
Dem edlen Woywod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Geprägs. — —

— — — — — — — — — — — —

So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde.

KÖNIG.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergessen,
Was Ihr dem edeln Woywod schuldig seyd,
Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich seyd, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen.
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, dass Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Dass Euch dies Land zum Zweitenmal geboren.

DEMETRIUS.

Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

KÖNIG.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewol am Glanz der höchste,
Muss oft des mächt'gen Adels Diener seyn;
Dort herrscht des *Vaters* heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.

— — — — — — — —

DEMETRIUS.

Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sclaven-Seelen.

KÖNIG.

Thut's nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eurer Jugend kann sie nutzen.

DEMETRIUS.

O, lehrt mich Eure Weisheit, grosser König!
Ihr seyd geehrt von einem freien Volke, —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

KÖNIG.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron,
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

— — — — — — — —

Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

DEMETRIUS.

O, mein König!

KÖNIG.

Wohl habt Ihr Ursach, kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — Zwischen Euch und Eurem Volk,
Steht sie ein heilig theures Band. — Frei ist
Die Czaargewalt von menschlichenGesetzen;
Dort ist nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein bessres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlass' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden und Euch krönen.

MARINA. ODOWALSKY.

ODOWALSKY.

Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl

Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

MARINA.

Recht gut, dass wir allein sind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Lass *ihn* nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter grosser Thaten ist. —
Wir aber müssen *hell* sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Dass es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

ODOWALSKY.

Gebiete, Fräulein! Deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moscowiters Sache?
Du bist es, Deine Gröss' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst.
Dich gross zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

MARINA.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Dass sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, dass sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegerzug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.
— — — — — —
Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.
— — — — — — —

ODOWALSKY.

— — — — — — —

MARINA.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

ODOWALSKY.

Gebiete, sprich, — — — — —

MARINA.

Du führst den Czarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

ODOWALSKY.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

MARINA.

Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fessel von sich werfen.
— — — — — —
Der Russe hasst den Polen, muss ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

MARINA. ODOWALSKY. OPALINSKY. BIELSKY, *und mehrere* POLNISCHE EDELLEUTE.

OPALINSKY.

Schaff' Geld, Patroninn, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Russlands Königinn.

MARINA.

Der Bischof von Kalminieck und von Kulm
Schiesst Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert Alles, steckt's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.

BIELSKY.

Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkstub;
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein, — ich kenne sie.

MARINA.

Erwarte mich! Du sollst mich hingeleiten.

OPALINSKY.

— — — — — — —
Gewiss, du bist zur Königinn geboren.

MARINA.

So ist's. Drum musst' ich's werden.

BIELSKY.

Ja, besteige
Du selbst den weissen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Vanda, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Schaaren.

MARINA.

Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfs-Heer von Kosacken.
Schwört ihr mir Treue?

ALLE.

Ja! wir schwören.
(Ziehn die Säbel.)

EINIGE. *Vivat Marina.*

ANDERE. *Russiæ regina!*

(Marina zerreisst ihren Schleier, und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, ausser Marina.)

MEISCHEK. MARINA.

MARINA.

Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt;
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

MEISCHEK.

Das eben, mein Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — — — — —

MARINA.

— — — — — — —

MEISCHEK.

Gefährlich Mädchen, wozu hast du mich
Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Dass ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Woywoda des Reichs,
Der erste nach dem König — Hätten wir
Uns *damit* nicht bescheiden, unsres Glücks

Geniessen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — nicht das mäss'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest du das höchste Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzuschwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse!

MARINA.

Wie? — Theurer Vater, reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste über'm Haupte schwebt?

MEISCHEK.

Doch tragen deine Schwestern keine Kronen,
Und sind beglückt — — — —

MARINA.

Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O! unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseyns!
Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Grösse muss es seyn,
Sonst alles Andre ist mir gleich gemein.

MEISCHEK.

— — — — — —

MARINA.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Lass' uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringest,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen sitzen sehen wirst,
Im Schmuck der Czaarinn auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen!

MEISCHEK.

Ich denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderst es; ich kann dir nichts versagen.

MARINA.

Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir!

MEISCHEK.

Was wünschest du, mein Kind?

MARINA.

Soll ich zu Sambor eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?
Jenseit des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

MEISCHEK.

Was willst du? Was verlangst du? — —

MARINA.

Lass mich in Kiow des Erfolges harren!
Dort schöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

MEISCHEK.

Dein Geist strebt furchtbar. Mäss'ge dich, mein Kind.

MARINA.

Ja, du vergönnst mir's, ja, du führst mich hin.

MEISCHEK.

Du führst *mich* hin. *Muss* ich nicht, was du willst?

MARINA.

Herzvater, wenn ich Czaarinn bin zu Moskau,
Sieh dann muss Kiow *unsre* Gränze seyn.
Kiow muss mein seyn, und du sollst's regieren.

MEISCHEK.

Mädchen, du träumst! Schon ist das grosse Moskau
Zu eng für deinen Geist; du willst schon Land
Auf Kosten deines Vaterlandes — —

MARINA.

Kiow
Gehörte nicht zu unserm Vaterlande.
Dort herrschten der Waräger alte Fürsten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

MEISCHEK.

Still! Still! das darf der Woywoda nicht hören!
(Man hört Trompeten.)
Sie brechen auf — — —

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

(Ansicht eines griechischen Klosters in einer öden Wintergegend am See Belosero. Ein Zug von *Nonnen* in schwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. *Marfa* in einem weissen Schleier steht von den übrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. *Olga* tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.)

OLGA.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, uns Alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosters-Zelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

MARFA.

Lass mich allein, und folge deinen Schwestern!
Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

OLGA.

Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam giesst in jede Herzens-Wunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarinn dieses grossen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst du dich verstossen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch sechzehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt.
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

MARFA.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz für's Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermesslich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schliesst mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

OLGA.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her von bewohnten Grenzen;
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Strassen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

(*Nonnen* kommen zurück mit einem *Fischerknaben*.)

XENIA. HELENA.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

ALEXIA.

Was draussen lebt im Seculum, erzähle.

FISCHER.

Lasst mich zu Worte kommen, heil'ge Frauen!

XENIA.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

ALEXIA.

Wer regiert die Welt?

FISCHER.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.

OLGA.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

FISCHER.

Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

ALEXIA.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

XENIA.

So ist die Welt doch nirgends zu verschliessen!

FISCHER.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

ALEXIA.

O, sprich, erzähle!

OLGA.

Sage, was geschehn.

FISCHER.

Erstaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten stehen auf, Verstorbne leben.

OLGA.

Erklär' dich, sprich!

FISCHER.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen sechzehn Jahr',
Er lebt, und ist in Polen aufgestanden.

OLGA.

Prinz Dmitri lebt!

MARFA auffahrend.

Mein Sohn!

OLGA.

O! fasse dich! O! halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

ALEXIA.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?

FISCHER.

Er ist entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

OLGA zur Marfa.

Du zitterst, Fürstinn, du verbleichst?

MARFA.

Ich weiss,
Dass es ein Wahn ist, — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Dass mir das Herz in meinem Busen wankt.

OLGA.

Warum wär' es ein Wahn? O! Hör' ihn! Hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

FISCHER.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der grosse Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!

(*Marfa* an allen Gliedern zitternd muss sich an *Olga* und *Alexia* lehnen.)

XENIA.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weisst.

ALEXIA.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

FISCHER.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft;
Den hat uns der Posadnik* unsrer Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, dass man uns täuschen will,
Und dass wir den Betrug nicht sollten glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der grosse Fürst verachtete die Lüge.

MARFA.

Ist dies die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Dass mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, dass er lebe?

OLGA.

Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast du nie gesehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr als du begreifst,
Geschieht — wer kann der Allmacht Grenzen setzen?

MARFA.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?
— — — — — —
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O! sagt mir nichts mehr! Lasst mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Lasst mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O! meine Ruh ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kanns
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir! Erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiss ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke, *Schwester Pförtnerinn* kommt.)

* Richter, Schultheiss.

OLGA.
Was ruft die Glocke? Schwester Pförtnerinn?
PFÖRTNERINN.
Der Erzbischof steht draussen vor den Pforten :
Er kommt vom Grossen Czaar , und will Gehör.
OLGA.
Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Ausserordentliches her? —
XENIA.
Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!
(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der *Erzbischof* ein, sie lassen sich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechische Kreuz über sie.)
HIOB.
Den Kuss des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!
OLGA.
Herr! Wir küssen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!
HIOB.
An Schwester Marfa lautet meine Sendung.
OLGA.
Hier steht sie und erwartet dein Gebot.
(Alle Nonnen entfernen sich.)

HIOB *und* MARFA.

Der grosse Fürst ist's, der mich an dich sendet,
Auf seinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So ist das Aug' des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.
MARFA.
Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.
HIOB.
Er kennt den hohen Geist, der dich beseelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein verwegner dir zu bieten wagt.
MARFA.
— — — — — —
HIOB.
Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der sein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abschwörend seinen Gott verläugnet,
Missbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindes-Alter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts,
Und gibt sich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reussen führt er irre,
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich schickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen deines Sohns; du wirst
Nicht dulden, dass ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt,
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst du laut vor aller Welt,
Dass du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastartblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.
MARFA hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft.
Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich?—O! Sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer,
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?
HIOB.
Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.
MARFA.
Was für ein Kleinod? O! Das sagt mir an!
HIOB.
Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäss Iwan Mestislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.
MARFA.
Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?
(Mit gezwungener Fassung.)
— Und wie behauptet er, dass er entkommen?
HIOB.
Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.
MARFA.
Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Dass er bis diese Stunde sich verborgen?
HIOB.
Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt!
MARFA.
Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?
HIOB.
O, Czaarinn! Falsches Herzens ist der Pole,
Und neidisch sieht er unsers Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Grenzen anzuzünden!
MARFA.
Doch gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?
HIOB.
Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstinn!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reisst hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Czaar, dass du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.
MARFA.
Und wo, — das sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?
HIOB.
Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiow, hört man, sey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug donischer Kosacken.
MARFA.
O! höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!

Dass du mir endlich Rettung, Rache sendest.

HIOB.

Was ist dir, Marfa? — Wie versteh' ich das?

MARFA.

O! Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!

HIOB.

Ist's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger, —

MARFA.

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprössling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.

HIOB.

Wahnsinnige! Bedenkst du, was du sagst?

MARFA.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muss
Zu meinen Füssen kriechend Gnade flehn;
O meine heissen Wünsche sind erfüllt!

HIOB.

Kann dich der Hass zu solchem Grad verblenden?

MARFA.

Kann deinen Czaar der Schrecken so verblenden,
Dass er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermesslich schwer Beleidigten?
— — — — —
Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir stossen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet.

HIOB.

— — — — — —

MARFA.

Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstiess,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riss den theuern Sohn mir von der Seite,
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh den Mächtigen in meiner Macht.

HIOB.

Du glaubst, es fürchte dich der Czaar, —

MARFA.

Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reussen und der Polen
Sieht jetzt auf *mich*. Wenn ich den Czarowitsch
Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich ist sein.
Verläugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, dass die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verlässt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?
Dies Wort will man von mir. — Den grossen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

HIOB.

Dem ganzen Vaterland erzeigst du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod,
Und könntest zeugen wider dein Gewissen?

MARFA.

Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr,
Doch seine Asche sah' ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchsten Allmacht Gränzen setzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache seyn.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

HIOB.

Unglückliche! Dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

MARFA.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Dass sie nicht mächtig durch die Welt erschalle,
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich *nicht* will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List, — *den* Zweck hat er verloren!

HIOB.

Ist dies dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

MARFA.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

HIOB.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

MARFA *allein.*

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erschüttrung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! Seine Kriegstrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!

Zäumet das Ross, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O! Warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sey du die Botinn meiner Wünsche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O! trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

ZWEITER AUFTRITT.

(Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. *Odowalsky* und *andere Offiziere* treten auf; gleich darauf *Demetrius*.)

ODOWALSKY.

Lasst die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indess wir uns hier umschaun auf der Höhe.

(Einige gehen. *Demetrius* tritt auf.)

DEMETRIUS zurückfahrend.

Ha! Welch ein Anblick!

ODOWALSKY.

Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das ist russisch Land.

RAZIN.

Hier diese Säule trägt schon Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.

DEMETRIUS.

Ist das der *Dnieper*, der den stillen Strom
Durch diese Auen giesst?

ODOWALSKY.

Das ist die Desna.
Dort heben sich die Thürme Tschernigows.

RAZIN.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

DEMETRIUS.

Welch heitrer Anblick! Welche schönen Auen!

ODOWALSKY.

Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

DEMETRIUS.

Der Blick schweift hin im Unermesslichen.

RAZIN.

Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des grossen Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgen-Sonne sich entgegen,
Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

— — — — — — —

RAZIN.

Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenkend worden.

DEMETRIUS.

Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!

ODOWALSKY.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hintendrein.

DEMETRIUS.

Du fühlst als Pole, ich bin Moskau's Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub,
Dass ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', seit dreissig Menschen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängniss.

— — — — — —

DRITTER AUFTRITT.

(Ein russisches Dorf. Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. *Gleb*, *Ilia* und *Timoska* eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.)

GLEB aus dem Hause kommend.

Was rennt das Volk?

ILIA aus einem andern Hause kommend.

Wer zog die Feuerglocke? —

TIMOSKA.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

(*Oleg* und *Igor* mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.)

GLEB.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

IGOR.

Flieht, flieht, der Pole ist ins Land gefallen
Bei Moromesk, und mordet, was er findet.

OLEG.

Flieht, flieht in's innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

TIMOSKA.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

(*Iwanska* und *Petruschka* mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.)

IWANSKA.

Es leb' der Czaar! Der grosse Fürst *Dimitri!*

GLEB.

Wie? Was ist das?

ILIA.

Wo wollt ihr hin?

TIMOSKA.

Wer seyd ihr?

PETRUSCHKA.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

TIMOSKA.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes *Dorf*
Landeinwärts von den Polen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

PETRUSCHKA.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewissermassen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten, und wird mit Mühe von Korela und Odowalsky

daran verhindert. Uebermuth der Kosacken selbst gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dies schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig, und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiednen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen: ein grosser Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich als Czaar in Person gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, dass die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und dass die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und *Axinia*. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schliesst sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, dass es ihm unmöglich ist, seine Grösse zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch *ist* er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschliesst.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten, und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er lässt sich das Schlimmste erzählen, und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei ber Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt blos dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reisst die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Axinia, setzt sie gefangen, und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeigungen der Russen, und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh, und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt noch eine Zusammenkunft mit seiner Mutter, und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andere, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, dass Demetrius allerdings eine grosse Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine grössere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand musste benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte

ihm zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wusste, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Russland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeusserste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stösst ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch sich zu nähern; Marfa ist die erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

DEMETRIUS.

Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?

(Marfa schweigt.)

Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstinn, fasse dich als Königinn! Das Schicksal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warst, gezogen, und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Dass dein Schicksal an meines befestigt ist, begreifst du. Die Völker alle sehen auf uns. —

Ich hasse die Gaukelei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Knie vor dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

DEMETRIUS.

Entschliesse dich! Lass deines Willens freie Handlung seyn, was die Natur dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. *Scheine du nicht meine Mutter, sey es* — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub! er hat kein Herz dich zu lieben, kein Auge dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Lass sie fliessen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Grosse Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosacken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Misstrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czaarinn Marfa und fleht zu ihren Füssen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewusstseyn erzeugt ein allgemeines Misstrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosacken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit, und Verschmähung des steifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. —

Odowalsky weiss sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und behauptet seinen überwiegenden Einfluss.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt, und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

Marina erscheint in Moskau mit einem grossen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Falscher und kalter Empfang von beiden Seiten; jedoch weiss sie sich besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Feste gemacht.

Auf Geheiss der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod ist ihr wilkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, dass sie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überlässt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

Unterdessen benutzt *Schinskoj,* einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren *Boris,* das wachsende Missvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniss wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, dass er selbst zum Thron berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittre Vorwürfe, dass er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmale ein Verräther seyn und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern, und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu, und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Czaarinn Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen Preis geben will. Aber jetzt stürzt *Schinskoj* mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarinn wird eine bestimmte Erklärung gefordert: sie soll das Kreuz darauf küssen, dass Demetrius ihr Sohn sey. Auf eine so feierliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius, und will sich entfernen. « Sie schweigt? » ruft die tobende Menge, « Sie verläugnet ihn? So stirb denn, Betrüger! » — Und durchbohrt liegt er zu den Füssen der Marfa.

WARBECK.

PERSONEN.

MARGARETHA von YORK, Herzoginn von Burgund.
ADELAIDE, Prinzessinn von Bretagne.
ERICH, Prinz von Gothland.
WARBECK, vorgeblicher Herzog von York.
SIMNEL, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
EDUARD PLANTAGENET, der wirkliche Prinz von Clarence.
GRAF HEREFORD, ausgewanderter englischer Lord.
SEINE FÜNF SÖHNE.
SIR WILLIAM STANLEY, Botschafter Heinrichs VII von England.
GRAF KILDARE.
BELMONT, Bischof von Ypern.
SIR RICHARD BLUNT, Abgesandter des falschen Eduards.
BÜRGER VON BRÜSSEL.
HOFDIENER DER MARGARETHA.

ERSTER AUFZUG.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, dass sich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV, den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde, und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzoginn Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII abzufallen, und seine Besitzungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einem Boden zu seyn, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botschafter Heinrichs VII am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und sucht umsonst, ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzoginn, kommt dazu, und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzoginn gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schutzlosen Verwandten, und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzoginn mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstösst, in eine solche Wuth, dass sie ihn zu zerreissen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessinn von Bretagne und andern Grossen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen, mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtinn. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äussert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach seiner Geschichte —

Richard will ausweichen.

Die Herzoginn übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche grossen Eindruck macht, und öfters von dem Affekt der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst, und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, dass er seine Rechte behaupten muss. Er scheint sich noch einmal zu bedenken, und es der Herzoginn zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Ver-

mählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessinn von Bretagne zurück, und spottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide ist noch in einer grossen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühllose Kälte. Er verspottet sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt und stellt zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, dass jener kein Fürst seyn könne und führt solche Beweise an, welche seine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und setzt ihn aufs tiefste neben dem Yorkschen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, dass Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist grösser, als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, dass jene Beide sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessinn besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süssen Genuss, dem Warbeck, den er hasst, die Geliebte zu entreissen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schicksale; Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtinn und sind hülflose Opfer der Gewalt.

ZWEITER AUFZUG.'

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniss; jetzt erblickt man ihn in seinem Innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deswegen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist, und von der Gnade seiner Anverwandtinn lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermisst in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluss seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermassen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muss mehr ein Amt seyn, das er bekleidet und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fliessen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzoginn zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbissnem Unmuth und Gutes thut er mit stolzer Grösse und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muss fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, dass in dem Herzen der Prinzessinn sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniss verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessinn ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — Ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Grösse hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, dass sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er ausser ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besitzen soll. Er muss eine reiche oder mächtige Königs-Tochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtinn lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebenden Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniss zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eignes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniss erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muss, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn; insgeheim macht sie seine Tyranninn. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm,

was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Grossmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äusserst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

Die Herzoginn ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, dass Warbeck dem Feind seine Hand biete, und, da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, dass sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, dass Erich ein Prinz *sey*, und lässt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um sich eine Sauvegarde nach Brüssel zu erbitten, damit er sich der Herzoginn seiner Tante vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sey aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigne gebieterische Art, in seine Schranken zurück und lässt ihn fühlen, dass er hier keine Stimme habe. Warbeck muss schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, dass er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein, und bemerkt mit stolzem Unwillen, dass Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Anmassungen an, ihren Hass zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in grosser Bewegung kommt, sie zu bitten, dass sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreiet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzoginn noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzusehn. Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniss.

DRITTER AUFZUG.

Ein offener Platz, Thron für die Herzoginn, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet lässt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das grösste Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguirt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und misstrauisch, und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine grosse Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzoginn und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzoginn. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug, und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessinn öffentlich seine Liebe zu erklären, und die Herzoginn um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzoginn knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessinn hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand, und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschliesst sich dennoch, sich der Herzoginn zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und versucht, ihn hinweg zu ängstigen.

VIERTER AUFZUG.

Die Herzoginn kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Hass gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; diese erhaltene Nachricht von der Entspringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen und fängt gleich damit an, dass sie der Prinzessinn, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck lässt sich melden; sie schickt die Prinzessinn, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

Warbeck und die Herzoginn. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben, und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzoginn einen muthigen Ton an, und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit, und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, dass *sie* es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, dass sie verpflichtet sey, ihn zu halten, dass sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr blos das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, so bald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzoginn genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verlässt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessinn wird durch die Furcht vor einer verhassten Verbindung und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzoginn zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überlässt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem wollten sie mit einander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geständniss der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verlässt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück, und macht sich Vorwürfe, dass sie vielleicht zu weit gegangen sey, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend, und den theuern Familienboden mit schmerzlicher Rührung begrüssend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über sein Geschlecht und sein eigenes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessinn Alles zu sagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erstaunt, fixirt ihn, lässt sich mit ihm ins Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Erstaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, dass er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Aeusserung und lässt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Hass gegen Lancaster und seine bessre Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muss werden. Der rechtmässige York ist da; er kann zurück fordern, was sein ist; die Herzoginn wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessinn ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, dass ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, dass er nie geboren wäre.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, dass der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sey, dass er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dort hin. Die Herzoginn ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor 9 Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr : Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie, wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

FÜNFTER AUFZUG.

Herzoginn. Ihr Rath. Prinzessinn. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzoginn hat einen grässlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehn seyn müsste; sie hätten um Hülfe schreien hören; wie sie herbei geeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzoginn und Prinzessinn in der grössten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzoginn empfängt ihn mit den Worten : Wo ist mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, dass sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreisst der Zorn ihr Geheimniss; Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessinn wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessinn stürzt der Herzoginn in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzoginn sagt : « Er kommt » zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt » meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen » — Sie wendet sich zu Warbeck : « Verbirg' dich, wenn » du kannst! Sieh zu, ob du dich auch gegen diesen » Zeugen behaupten wirst. »

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzoginn geht ihm entgegen. « Ihr kommt, » einen York zu umarmen; unglücklicher Mann, ihr » findet keinen, » *u. s. w.* Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft : Was seh' ich! Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft : Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls : Mein Sohn! — Sein Sohn? wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiss nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, dass man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzoginn eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, dass er nicht sein Sohn sey — dass er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sey ein natürlicher Sohn Eduards IV, ein geborner York. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm; das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiss nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniss löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn, als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem Yorkschen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern geret-

tet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzoginn kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schliesst ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, dass sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füssen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, dass sie geht, um die Prinzessinn abzuholen.

Zwischen-Handlung, so lang sie weg ist. Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, dass sie Beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzoginn kommt mit der Prinzessinn zurück. Schluss.

FRAGMENTE

Aus den ersten Scenen des ersten Akts.

ERSTER AUFTRITT.

Hof der Herzoginn *Margaretha* zu Brüssel. Eine grosse Halle.

GRAF HEREFORD *mit seinen fünf Söhnen tritt auf.* SIR WILLIAM STANLEY *steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.*

HEREFORD.

Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palast,
Wo Margaretha, die Beherrscherinn
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — —
Die weise Rose glänzt in ihrer Hand,
— — — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Hüte stecken — — —
— — — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Hereford.)

ZWEITER AUFTRITT.

BELMONT. DIE VORIGEN.

BELMONT.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dies Haus.

HEREFORD.

Hinweg mit diesem Sclaven Lancasters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muss ein verhasster
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen.

STANLEY.

Verräther nenn' ich sie, wo ich sie finde.

BELMONT.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —
Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

STANLEY.

Wohl! Ein willkommner Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.

BELMONT.

Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürstlichen) Geschlechts,
Das unterm Missgeschick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindsel'gen Erde,
Wo sonst, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edlen Lords
Ehrt sie den Abgesandten — —
— — — — — —

VIERTER AUFTRITT.

— — — — — — —
— — — — — — —

HEREFORD.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir spricht es laut im innern Eingeweide,
Er ist es! Das sind König Eduards Züge,
Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(Sich zu seinen Füssen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

WARBECK.

Steht auf, Mylord! Nicht hier ist euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

HEREFORD.

— — — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

WARBECK.

— — Jetzt nicht — Lasst mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

MARGARETHA.

— — — — — — — —

Richard von Gloster stieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne schloss der Tower ein.
Das ist die Wahrheit und die Welt will wissen,
Das Tirrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniss
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniss
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tirrel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Dolch.
Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen;
Doch sey's, dass das Gewissen des Barbaren
Erwachte, dass des Kindes rührend Flehn
Sein eisern Herz im Busen wankend machte —
Er führte einen ungewissen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

DIE MALTHESER.

Maltha ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Korsaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Hascem nnd Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und schon grosse Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Success anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Grossmeister zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden, und in grosser Anzahl darauf erschienen. Ausser ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die grösste Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien desshalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Maltha einschiffen zu lassen; die Geschäftsträger des Grossmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese grosse Sache etwas Grosses zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dies hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raumes, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz, und fasst wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Aussenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Grossmeister an, sich an einen haltbaren Ort zurückziehn zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Grossmeister vor, dass er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfre, dass es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, dass es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Grossmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, dass St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, dass St. Elmo so lange als möglich halte, um der Sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschliessen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweitens muss die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, dass sie an der Gewissheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Grossmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen *aufzuopfern.* Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der *reine Geist des Ordens,* weil eine solche That *von innen heraus* geschehen muss, und nicht durch äussere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigne Weise seyn, und sich nicht mit *blinder* Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen *geistlichen* Sinn, und ihr Sinn ist *weltlich.* Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen, und trotzen darauf, dass Krieg und Gefahr die Freiheit begünstigen. La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wusste; aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen, und gleichsam neu zu erschaffen.

FRAGMENT

DES ERSTEN AUFTRITTES.

Eine offne Halle, die den Prospekt nach dem Hafen eröffnet.

ROMEGAS *und* BIRON *streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefasst, jener will sich ihrer bemächtigen.*

ROMEGAS.
Verwegner, halt! die Sclavinn raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

BIRON.
Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

ROMEGAS.
Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Korsarenschiff gewann ich sie.

BIRON.
Den rohkorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiss.

ROMEGAS.
Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

BIRON.
Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

ROMEGAS.
Sankt Elm vertheidige! Dort ist dein Platz.

BIRON.
Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

ROMEGAS.
Wohl sichrer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.

BIRON.
Vom heissen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Lässt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

ROMEGAS.
Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

BIRON.
Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!

ROMEGAS.
Das grosse Kreuz auf dieser Brust verehre!

BIRON.
Das kleine hier bedeckt ein grosses Herz.

ROMEGAS.
Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

BIRON.
Noch schärfer ist das Schwert.

ROMEGAS.
— — —
— — — — — — —

RITTER kommen herzu.
Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muss gezüchtigt werden.

ANDERE RITTER kommen von der andern Seite.
Drei Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! Zu Hülfe! Drei Klingen gegen Eine!
Auf den Kastilier! Frisch, wackrer Bruder!
Wir stehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

RITTER.
Zu Boden mit den Provençalen!

ANDRE RITTER.
Nieder
Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der *Chor* tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, dass sie sich selbst in diesem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniss, die auf die äussere Lage des Ordens und seinen innern Zustand sich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Grossmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beistande zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, dass von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen sey, dass St. Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und dass sie zurücksegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschliesst sich freiwillig, auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen.

Ein alter Christensclave wird vom Ritter Montalto zum Grossmeister gebracht. Er ist vom türkischen Befehlshaber unter dem Vorwand abgesendet, eine Unterhandlung wegen des Forts Sankt Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Grossmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensclaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigestellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, dass Maltha sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, lässt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo. Diese Besatzung ist nicht von dem Grossmeister ausgewählt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Grossmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Geissel der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bei jedem Kampfe der Erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles, Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung, und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Grossmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elmo *müsse* behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Grossmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensclaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Grossmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Missvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Grossmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Grossmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Missbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechinn. La Valette gesteht seinen Fehler, und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechinn hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechinn. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie geniessen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Grossmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Grossmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Grossmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Aussenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniss zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Grossmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiss davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Grossmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überlässt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Grossmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Grossmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Grossmeister hat Verdacht auf Montalto und lässt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto läugnet beharrlich und dreist, und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Grossmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Grossmeister, und entlässt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Grossmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Grossmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, dass La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortete er, der Orden sey schon untergegangen, sey in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Grossmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit grossen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter besinnen sich, dass er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Grossmeister nährte.

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und

zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Grossmeister mit Castriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, dass es noch möglich sey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Grossmeister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Grossmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entlässt die aufrührischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger gewählt, und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Aeusserst beschämt durch die Grossmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, dass er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sey.

St. Priest erscheint, um vom Grossmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aufs Aeusserste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn, und sagt ihm, dass er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen und Jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, dass S. Priest der Sohn des Grossmeisters ist, und dass er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschluss abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, dass die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Grossmeister in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Grossmeister und von Crequi.

Der Chor allein in der höchsten Würde, begeistert durch Alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird gestürmt. Crequi ist nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu sterben. — La Valette tritt auf, äusserst bekümmert, aber mit männlichem Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo ist erobert. Ein Grieche Lascaris, aus einem Geschlecht, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äusserster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er einen hohen Posten bekleidete, zu den Malthesern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesseln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verlust der Türken, von ihrem Entsetzen, als sie den Zustand der Festung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbusse der Feinde in der Person eines ihrer ersten und erfahrensten Befehlshaber des Beherrschers von Pripoli, Dragut, der bei dieser Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherei ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bei dem Sturme auf St. Priest getroffen und hat seinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer. La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Rittern seine Söhne, und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich dasteht. Durch ein grosses Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem persischen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.

DIE KINDER DES HAUSES.

VORERINNERUNG.

Die Idee eines dramatischen Gemähldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV, hat Schillern einige Zeit beschäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermessliches Feld überschaut und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

« Paris erscheint in seiner Allheit. Die äussersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld, wie die naturwidrigste Verderbniss, die idyllische Ruhe, wie die düstere Verzweiflung. »

« Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, und immer andre Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muss. So wird ganz Paris durchwühlt und alle Arten von Existenz werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen. »

« Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber *Argenson* — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt sogleich seine Aufträge. »

« Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes, und sieht sich in Gefahr, sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniss selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts. »

« Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als dass er einen edlen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist unglaubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden, aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend. »

« Er erscheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlinn. »

« Der Polizeiminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blössen vieler Familien, und hat eben so wie dieser die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet. »

« Scene Argensons mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Realisten über den Theoretiker. »

« Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowohl, als die Schuld. Er lässt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt. »

« Auch die Nachtheile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eigenen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit. » —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, dass sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bei Lesung der *Causes célèbres* des Pitaval—entstanden, und vielleicht eben desswegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so grossen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Partikulier, in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen 40 und 50. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinem Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterliess; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönem, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Aeltern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonne's Haus als eine hülflose Waise aufgenommen worden, und hatte viele Wolthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuss ei-

nes Haus-Bedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Grossmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben liess. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wolthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu gränzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen grossen Dienst geleistet hatte. Für diese hat er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehasst und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn, als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte desswegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Lasst die Gerichte ruhen! sagt sie! Nehmt das kleine Unglück willig hin! — « Es ist kein kleines Unglück. » — Nehmt's an als eine Busse! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert. — « Ich will aber mein Recht verfolgen. » — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch grössere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, dass eine Zigeunerinn im Hause gewesen sey, welche man des Schmuckes wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, dass sie nicht hier gewesen. « Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams loszuwerden. »

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe, es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort, dabei hat er etwas Geheimnissvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht, wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines grossen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs Höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reisst er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt, und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten war, und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerinn entsprungen, die sie tirannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hülflosen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmidt, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlasst die Einziehung Adelaidens.

Die Policeidiener erscheinen, und fordern von Adelaiden, dass sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr ausser diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, dass man dem gestohlnen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in grosser Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwischen Beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, dass ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in grosse Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Grossmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen, und beide verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Baillif gemeldet, dass man die Zigeunerinn aufgebracht habe, und dass Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerinn erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie aussprengte, dass sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, dass Adelaide die Tochter sey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, dass sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und dass die Zigeunerinn beide vor sechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehenten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben; und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, sie an Kindes statt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in grösster Verlegenheit; er weiss keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne liess er ein Paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, dass er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

PROSAISCHE SCHRIFTEN

DER ERSTEN PERIODE.

UEBER DAS GEGENWÄRTIGE

DEUTSCHE THEATER.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur* 1782.)

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, dass er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, dass man noch nie so oft Seelengrösse zu beklatschen, und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieser Epoche — Schade, dass dies nur auf der Bühne ist. Die Egyptier bestellten für jedes Glied einen eignen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Aerzte zu Grunde — Wir halten jeder Leidenschaft ihren eignen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich däucht, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermährchen: *Beschreiet den Geist nicht!* ist die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laster, alle die verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefasst, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Elend, um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Tradition und Sentenzen. *Sollte*, sage ich — und was *sollten* die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was *sollten* jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartüffes ihre Masken, so viele Fallstaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eselsohr, und beklatscht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewusst hat. Gemählde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen, — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hysterischen Nervensystems reissen; — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt, und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt, — Alles dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle? — Der ganze Himmel scheint in der Fluth zu liegen, — Ihr stürzt euch wonnetrunken hinein, und — tappt in kalt Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweisstropfen auf der Stirne, bebenden Fusses, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke lässt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gift büsset? Eifert ein einziger Ehmann weniger, weil der Mohr von Venedig sich zu tragisch übereilte? Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahin sinkt, so voll Delicatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet, und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Koulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machinisten ermuntern, die Garrickischen Künste in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermassen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten, und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiss mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören, Iphigenia und Aulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerinn. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechts aus seiner Meisterinn kennen? Die hohe Elisabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Aktrice philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm ausserhalb den Koulissen, als hinter denselben bedacht seyn? Ich zweifle gewaltig. So lang die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, so lang die Scenen des Jammers, der Furcht

und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füsse, die Grazienwendungen der Spielerinn zu Markte zu tragen, mit einem Wort, so lang die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherinn verwöhnter Wollüste spielen muss — ich will weniger sagen — so lang das Schauspielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das grosse Heer unserer süssen Müssiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lang es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet; so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber dass wir auch hier nicht zu weit gehen—dass wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äussersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten, und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Pariserinn ihre Grimassen, vor dem Spiegel durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. — Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmachs über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blösse auf, vergrössert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer, und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und schneidet die Speisen des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisinn zu schonen; wir Deutsche muthen uns wie die starkherzigen Britten kühnere Dosen zu, unsere Helden gleichen einem Goliat auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemahlt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine *edelmüthige Kühnheit*, ihr Mark auszusaugen, und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine *schüchterne Blödigkeit*, um die grossen Züge, die sie sich in grossen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemählden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem grossen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilet auf diesem Flügel, und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfasst auch den gegenüberstehenden Flügel, und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter mahle für Ameisenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Grossen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriss der *Welt*, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt sein will.

Bei der *getreuesten* Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama misslinget. Man trete auf die Bühne selbst, und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im *Spieler* verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer aber nothwendig. Einmal muss er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muss er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letztern reflektiren, und die Natur mässigen. Zehnmal finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht Beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen Dieses, zum Vortheil Jenes verstossen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnelle und ewig bestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag, und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, dass es mir viel mehr schwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermassen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen Beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere bei einer *anscheinenden* völligen Abwesenheit des Bewusstseyns, in der Grabesruhe der äussern Sinne auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fusstritt gegen die Gefahr abwägen, die die grösseste Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde; — kann die *Gewohnheit* seine Tritte so wunderbar sichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine *Sinnesdämmerung*, eine superficielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Falle so zügellos über seine Linien schweifen, dass er ihren Ton missstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiss ich gewiss, dass auch die Organe sich in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der grössesten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben so leicht an dem Ueberspannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewusstseyn seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der *wirklich* ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiss, dass vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Geberden hangen, dass eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung schleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachspitze schwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine — aber der steilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beu-

gung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel, und das Anstemmen des Ellenbogens selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust, und im Knirschen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicherweise durch einen Stoss mit dem Fusse charakterisiren gesehen;—die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt sich hinter ein weissgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzesten wegkommt, wirft sich auf dem nächsten dem besten Block seine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dies sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrköpfisch herzuzanken, und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affekt, den sie wie einen Missethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehresten Schauspieler scheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen — Musik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Mahlerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schliessen, als die misshandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. *

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet, und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

* Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen blossen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne? Bei dem Letzten wenigstens geht die Empfindung so bald, als bei einem occupirten Praktikus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft.

DER SPAZIERGANG

UNTER DEN LINDEN.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium* 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Musse die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfasste die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Missgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgendes Gespräches:

EDWIN.

Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

WOLLMAR.

Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, dass ich ihr ihre Launen verderbe.

EDWIN.

Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzueckeln?

WOLLMAR.

Wenn man eine Spinne darin findet—warum nicht? Sehen Sie, Ihnen mahlt sich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, eben so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eignen Kinder, und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Junger Mensch, weisst du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jetzo spazierest? Dachtest du je, dass dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist, dass dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen, dass du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer grossen Heinriche kostest? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

EDWIN.

Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müssten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, *quæ cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.*

WOLLMAR.

So mag die Asche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

EDWIN.

Hören sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? Wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephir ein Atom Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süsslinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrten Münzen gefesselt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen, und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittre Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

WOLLMAR.

Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Lassen Sie mich fortfahren. Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

EDWIN.

Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist.

WOLLMAR.

O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Mäklerinn, die in jedem Hause schmarutzen geht, und geschmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsre Launen die Modelle unsrer Philosophieen sind, — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise seyn, wenn Sie erst finster werden.

EDWIN.

Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

WOLLMAR.

Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere, und dieses goldene Vliess zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stossend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stossen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diejenigen, die heute sich abmüden, auf dass sie sich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder Andere reisst der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseyns verschwenden, den Schweiss der vorigen zu geniessen. Man rechne sie weg; und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Kompass, im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ocean fort; schon flimmt wie weisses Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste, Land ruft der Steuermann, und siehe! ein elendes Brettchen berstet, das lecke Schiff versinkt hart am Gestade. *Apparent rari nantes in gurgite vasto.* Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätherischen Zone irrt er einsam umher, und sucht thränenden Auges seine nordische Heimath. So ziehe ich von der grossen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, dass sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf, antworten Sie, Edwin!

EDWIN.

Der Töpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

WOLLMAR.

Antworten Sie.

EDWIN.

Ich sage, wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

WOLLMAR.

Etwa das Auge an den mahlerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin! Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Rachen zu schwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

EDWIN.

Und soll ich darum das Veilchen unter die Füsse treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. —

WOLLMAR.

Umsonst! Vergebens. Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdamniss empor. Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarschisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atomen lese ich die trostlose Aufschrift: *Vergangen!*

EDWIN.

Und warum nicht gewesen? Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieser Linde küsste ich meine Juliette zum erstenmal.

WOLLMAR heftig davon gehend.

Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

EINE

GROSSMÜTHIGE HANDLUNG

AUS DER NEUESTEN GESCHICHTE.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur.*)

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Gluth, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiss, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äussersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. — Ich hoffe, dass sie meine Leser wärmer zurück lassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne dass der eine um des andern Leidenschaft wusste. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide liessen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniss, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniss ihren Empfindungen das ganze Geheimniss entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, dass wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschliessend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen allezeit so fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern : « Ich weiss, dass du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, dass ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin — und thu' ein Gleiches. »

Er verliess gählings Deutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloss, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewallthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt, und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riss ihn mühsam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

« Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiss der Himmel — Mehr kann ich nicht. »

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da :

« Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du — In Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia » —

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen :

« Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein ist—Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — *Dein ist das Fräulein.* Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heisst, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiss nicht, wie schwer sie dir erworben werden musste — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniss eines Bruders, den deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du bist. Meine That ist mir Bürge, dass auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird. »

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau. Sterbend

erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimniss ihres Busens : Sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

DIE SCHAUBÜHNE,

ALS EINE MORALISCHE ANSTALT BETRACHTET.

(*Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der churfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr* 1784.)

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Ausserordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gesättigt, musste der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittlern Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselsweisen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nur der ästhetische Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muss, unter zwo Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, dass eines Staates festeste Säule *Religion* sey — dass ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluss der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeusserungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese grosse Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion, (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen) Reilgion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem grössern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemählde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemählden fasslich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reisst die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniss. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns *Medea* noch anschauern, wenn sie die Treppe des Palastes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn *Lady Macbeth*, eine schreckliche Nachtwandlerinn, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den hässlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiss sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiss wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier *unterstützt* sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr *ist* noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödt-

lichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, gross wie seine Götter, die Hand reicht: « Lass uns Freunde seyn, Cinna! » — Wer unter der Menge wird in *dem* Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn *Franz von Sickingen*, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu Kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Veste, wo Weib und Kind hülflos zurückbleiben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie gross wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so hässlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülflose kindische *Lear* in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht, wenn er sein weisses Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: « Ich gab euch Alles! » — Wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist *sie* für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, dass im Gewebe menschlicher Dinge oft die grössten Gewichte an den kleinsten und zärtesten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniss von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuern Extreme von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur *ein* Geheimniss, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen grossen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der grossen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier, (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satyre. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maass der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung uns im Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satyre. Gesetz und Gewissen schützen uns *oft* für Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, dass wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr grosser Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, dass Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, dass sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, dass vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer besserte, dass der Selbstmörder Beverlei noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, dass Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstrassen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese grosse Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt von ihrem Einfluss zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben, ohne ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniss verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. *Sie* zog dem Heuchler die künstliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riss sie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, dass die sterbende Sara nicht *einen* Wollüstling schreckt, dass alle Gemählde gestrafter Verführung seine Gluth nicht erkälten, und dass selbst die verschlagene Spielerinn diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist — glücklich genug, dass die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, dass die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren misstrauen, und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam; und lehrt uns die grosse Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen *Zufall* und *Plan* eine gleich grosse Rolle; den letztern lenken *wir*, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen *Ariadne* durch das wiederhallende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsere Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überraschte Natur

laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verlässt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Königinn. — Jetzt da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten *Moor* seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entlässt einen Todten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten grässlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, dass uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wann wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender, als das Verbrechen des Diebs — aber mischen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin *Eduard Ruhberg* die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, *Marianne* das Gift trinkt, wer von uns will der erste seyn, der über dem beweinenswürdigen Schlaftopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle, und noch weiter — in das Herz unserer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind *sie* es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdecken, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hören die Grossen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So gross und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiss der grosse Kopf, der feurige Patriot, sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie sclavisch die grössere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegen arbeiten — dass die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige *einzelne* Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter strömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fliessen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beschämten, und die göttliche Lehre uns predigten, dass Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so gar nicht abhängig sey — ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemählde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshass vermeiden — in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der *Erziehung* bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinn des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemählden an ihm vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit *Methode* brüsten, und den zarten Schössling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.

Nicht weniger liessen sich — verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen Klagen, noch ehe sie laut würden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. So gar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den grossen Einfluss übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das grosse überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermuthe, dass ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, dass sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — dass sie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den

Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuss, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesenern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müssiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiss. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so grossmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüssen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum Erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwebende Sympathie verbrüdert, in *Ein* Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne geniesst die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und seine Brust gibt jetzt nur *Einer* Empfindung Raum — es ist diese: ein

Mensch zu seyn.

PROSAISCHE SCHRIFTEN

DER ZWEITEN PERIODE.

DER VERBRECHER

AUS VERLORENER EHRE.

Eine wahre Geschichte.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem grossen Verbrechen war eine verhältnissmässig grosse Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiss, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schliessen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges, und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muss, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände.

Von dieser Seite betrachtet, lässt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, dass es dem Letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büsset, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unserige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unserige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewusstseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muss sich mit einem armseligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren grossen Endzweck erreichen, so muss sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — Entweder der Leser muss warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiss, dass von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und das Herz ihres Lesers durch hinreissenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers, und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikum, dem es zukommt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzen-Gerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschliessend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muss kalt werden, wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht blos vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von aussen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiss. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in *einer* Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält

sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruche des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer... schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muss) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müssige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führen Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollne Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte, und den Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er missfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich, und beredete sich, dass er liebe. Das Mädchen, das er wählte, misshandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, dass seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheuerungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Aussenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauschen, und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern *Hannchens* war *Robert*, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleissiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshause — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floss. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthause verdammte. *Robert* war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. *Wolf* wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbusse abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. *Wolf* kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner *Johanne*. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum Zweitenmal Wilddieb; aber *Roberts* verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum Zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner *Johanne* zu zeigen. Er erscheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äusserste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum Drittenmal Wilddieb, und zum Drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und *Wolf* wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand, und vor Gerichte bekannt hat. « Ich betrat die Festung, » sagte er, « als ein Verirrter, und verliess sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte, aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk, und

verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese musste ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

» Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederliess, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto grässlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Hass Allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

» Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

» Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir aufstiess, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, dass ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, dass der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Grässlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

» Der Knabe weiss nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich, wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, dass ich keinen mehr lieben kann! — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliottendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

» Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiss ich nicht; doch ich weiss noch, dass ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grusses gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verliess ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. « Sonnenwirth! » schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. « Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sey Dank, dass du wieder kommst! » Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen seyn möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, liessen mich errathen, dass Garnison in dem Städtchen lag. « Soldatendirne! » rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, dass noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

» Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

» Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

» Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, soviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also fasste ich den Vorsatz, sie zu verletzen: ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

» Mein Erstes war, dass ich mein Wildschiessen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und ausserdem musste ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wusste ich, dass mein Schuss seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstiess, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste liess ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der grossen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

» Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schussgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber

plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger *Robert,* der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuss bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am grässlichsten hasste, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuss läge, und der Hass meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiss zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

» Mein Gewehr fiel mit dem Schusse.... Mörder.... stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, dass ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. « Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund! » sagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

» Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüsst hatte. Eine Stunde vorher glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, dass es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmassen, dass ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

» Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiss nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindesmörderinn, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, dass von jetzt an mein Leben verwirkt sey. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, dass er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniss war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

» Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstrasse, wo die That geschehen war. Ich musste auf meine Sicherheit denken.

» Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, dass der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plotzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrössern — Trotz, glaube ich, war es, dass ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn.

» Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wusste, dass das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Grenzen des Landes stiess. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend grässliche Gestalten gingen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich musste wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens, und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepresst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiss.

» In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fusssteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine grosse knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmässige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weisse eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

« Wer da? » sagte diese Erscheinung.

« Deinesgleichen, » war meine Antwort, « wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst! »

« Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen? »

« Was hast du hier zu fragen? » versetzte ich trotzig.

« Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuss bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur

halten wollte — » Du sprichst brutal, wie ein Bettler, « sagte er endlich.

« Das mag seyn. Ich bin's noch gestern gewesen. »

« Der Mann lachte. « Man sollte darauf schwören, » rief er, « du wolltest auch noch jetzt für nichts Bessers gelten. »

« Für etwas Schlechteres also » — Ich wollte weiter.

« Sachte, Freund! Was jagt dich dènn so? Was hast du für Zeit zu verlieren? »

« Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiss nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, » das Leben ist kurz, « sagte ich langsam, « und die Hölle währt ewig. »

« Er sah mich stier an. » Ich will verdammt seyn, « sagte er endlich, « oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift. »

« Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad! »

« Topp, Kamerade! » schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebot'ne Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floss mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, dass ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

« Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

« Dein Trunk hat mir wohl gethan, » sagte ich. « Wir müssen bekannter werden. »

« Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

« Treibst du das Handwerk schon lange? »

« Er sah mich fest an. « Was willst du damit sagen? »

« War das schon oft blutig? » Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

« Wer bist du? » sagte er schrecklich, und legte die Pfeife von sich.

« Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger. »

« Der Mensch sah mich steif an, und nahm seine Pfeife wieder.

« Du bist nicht hier zu Hause? » sagte er endlich.

« Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L..., wenn du von mir gehört hast. »

« Der Mann sprang auf, wie ein Besessener. « Der Wildschütze *Wolf?* » schrie er hastig.

« Der nämliche. »

« Willkommen, Kamerad! Willkommen! » rief er, und schüttelte mir kräftig die Hände. « Das ist brav, dass ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiss um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet. »

« Auf mich gerechnet? Wozu denn? »

« Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, *Wolf!* Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen. »

« Der Mann wurde hitzig — « Weil du ein Paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthause und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, dass der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden? »

« Konnt' ich's ändern? »

« Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde? »

« Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. « Komm, Bruder Sonnenwirth, » sagte er, « jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir! »

« Wo willst du mich hinführen? »

» Frage nicht lange. Folge! » Er schleppte mich mit Gewalt fort.

« Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hiess er warten, bis er wieder käme. Erst muss ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreissen. Damit ging er.

» Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wusste recht gut, dass ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluss gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, dass ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschliesse diese Flucht — schon streckte ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: « Was hat ein Mörder zu wagen? » und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, dass ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

» Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. « Hier, Kameraden, » sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis. « Unser Sonnenwirth! heisst ihn willkommen! »

» Sonnenwirth! schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf, und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung sogar, erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

« Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie gross war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. *Margarethe*, die älteste und schönste von beiden, liess sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Geberden sagten noch mehr. *Marie*, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie misshandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blass aus und schmächtig, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarinn. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne *Margarethe* kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne *Marie* auf immer gefangen.

« Du siehst, Bruder Sonnenwirth, » fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, « du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden? »

« Jeder Tag, wie der heutige! » wiederholte die ganze Bande.

« Kannst du dich also entschliessen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden? »

« Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

« Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluss kostete mir wenig. « Ich bleibe bei euch, Kameraden, » rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, « ich bleibe bei euch, » rief ich nochmals, « wenn ihr mir meine schöne Nachbarinn abtretet! » — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande. »

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das blos Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, musste sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstrassen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mussten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Aussenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft musste er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener *brüderlichen* Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin; ewige Todesangst zerfrass seine Ruhe; das grässliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh; peinigte ihn, wenn er wachte; bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Hass wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wusste er gewiss, dass er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, dass er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, dass er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

« Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht ausserhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen

Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Heinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, dass mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

« Ich weiss, dass ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

« Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

« Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muss das Meinige thun. »

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienst des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er fasste also den Entschluss, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preussen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage sass, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Pass ab, indem er sich seines Zügels versicherte. *Wolf* war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Pass bei sich, den er ohnlängst von einem geplünderten Kaufman erbeutet hatte. Aber dieses einzele Zeugniss war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustossen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und *Wolf* war genöthigt, ihm nach dem Amthause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Pass, und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille, über die Zeitung zu plaudern. Der Pass sagte ihm, dass der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und schickte einen Sekretair mit dem Pass zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthause; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Ross und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sey in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, dass die Betrügerei seines Passes verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sey, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf; er gibt seinem Pferde die Sporen, und rennt davon; ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

« Ein Spitzbube! » ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muss rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. « Dieser Schuss, ruft er, soll dem Tollkühnen, der mich halten will » — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und fasst den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumphe nach dem Amthause zurück geschleppt.

« Wer seyd Ihr? » fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

« Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet. »

« Wer sind Sie? »

« Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden. »

« Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie? »

« Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu seyn. »

« Sie drohten, Feuer zu geben. »

« Meine Pistole war nicht geladen. » Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

« Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?

« Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll. »

Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.

« Ich werde bei meiner Aussage bleiben. »

« Man führe ihn nach dem Thurm. »

« Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern. »

« Ich werde sie Ihnen geben, so bald Sie gerechtfertigt sind. »

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig seyn; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mässigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts, und liess den Gefangenen vorführen.

« Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anliess. »

« Sehr gern, wenn Sie mich so fassen. »

« Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte. »

« Wenn ich nun nichts wüsste? »

« So muss ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung. »

« Und dann? »

« Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen. »

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

« Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn? »

« Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

« Nun, was verlangen Sie? »

« Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniss gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, dass Sie ein edler Mann sind. »

« Was haben Sie mir zu sagen? »

« Ich sehe, dass Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie, Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.

« Wo will das hinaus? »

« Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden. »

« Mein Herr — Wozu soll das? »

« Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, dass Sie reden? »

« Was ist das? Sie erschrecken mich. »

» Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und dass ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — dass ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird— Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen : Ich bin der Sonnenwirth.

SPIEL DES SCHICKSALS.

EIN BRUCHSTÜCK

AUS

EINER WAHREN GESCHICHTE.

Aloysius *von* G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ****schen* Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine lieberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von grossen Verdiensten und noch grössern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wusste G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugiessen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besass. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Grösse; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riss diese verführerische Aussenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere, stifteten in Kurzem ein Verhältniss zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besass. G*** flog von einer Beförderung zur andern : aber diese äusserlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschliessen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schosse müssiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Grösse begnügen, zu

deren gründlichem Gebrauch er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während dass der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern, und widmete sich mit lasttragendem Fleiss den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, dass jede Angelegenheit, die nur einigermassen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden, alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Grösse emporgestiegen, um ihrer mit Mässigung zu geniessen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verliess ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse *Härte* in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und gross, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern: denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Mass hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben so viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein Piemontesischer Graf, *Joseph Martinengo*, von der Suite des Fürsten, den G***selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, so bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: so hielt er sich desselben, durch Furcht sowohl, als durch Dankbarkeit, versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den *Richelieu* beging, da er *Ludwig* dem Dreizehnten den jungen *le Grand* zum Spielzeug überliess. Aber, ohne diesen Fehler mit *Richelieu's* Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenern Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben, und seinem Wohlthäter fühlen zu lassen, dass man seiner nun entübrigt sey, war *Martinengo* vielmehr aufs Sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschliessen. Zu gleicher Zeit aber unterliess er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wusste er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zweckes auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewusst war, dass der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und dass nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blössen; so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riss ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniss ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen liess, dass er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, dass eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging: aber G*** war seines eignen Werthes zu gewiss, um sich einen Mann, wie *Martinengo*, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reissen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu grosse Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen *Martinengo* und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnten, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig liess er die Leiter hinter sich fallen, so bald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniss endlich so lästig, dass er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem

Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G*** s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff *Martinengo* wohl, dass der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich seyn müsse. Was G*** an des Fürsten *Liebe* vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner *Ehrfurcht* gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniss zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmasst, dass er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so ausser allen Zweifel gesetzt war, dass man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniss zwischen *Martinengo* und seinem Herrn verhandelt, dass G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Grösse und Herrlichkeit genoss, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wussten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Letztern zu missfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, *Martinengo*, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reichte ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblösste Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fusstritt entzwei und lässt die Splitter zu G*** s Füssen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der Eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der Andere, beide Achselbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, abzulösen, und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reissen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und liessen ihn alles Grässliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äusserste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Strassen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniss, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstrasse lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Strasse ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — stille hält. Des Bewusstseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheusslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem

hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum Erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen *Stimme* zu hören, ohne irgend einen Aufschluss über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniss vierhundert und neunzig grässliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns macht, vollendet das Maas seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Aeusserste zu treiben, muss es sich fügen, dass derselbe Offizier für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Grossmuth eines Feindes abzuhängen, dem *er* keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Elende des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte, Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluss fasste, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fussfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschliessen könne, hülflos verschmachtete, und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewusstseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenanlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechszehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweinet sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus seinem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheusslichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch ausser sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschliesst er sich grossmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, dass er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschliessen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfängt seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, blos aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundinn der Unglücklichen, die eine langsame aber unaus-

bleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit.—Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Uebereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuss des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoss G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befelshaber von der Festung***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, dass er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen; aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

DER GEISTERSEHER.

AUS DEN PAPIEREN DES GRAFEN VON O**.

ERSTES BUCH.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich grossentheils selbst Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluss darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig seyn. Man wird über die *Kühnheit des Zwecks* erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die *Mittel* erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schicksal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahre 17** um die Karnavalzeit, als ich den Prinzen von** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Inkognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Ranges zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren, nebst einigen treuen Bedienten, sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu seinem fünf und dreissigsten Jahre hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschte in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Uebermaas, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigene Phantasienwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wusste, wie schlecht er beobachtete, so verbot er sich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt war, und besass gleich grossen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den seinigen Niemand zum Gesetze auf; die geräuschlose Ruhe eines zwanglosen Privatlebens begrenzte alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines

Lebens Schwärmer darin gewesen war. Maçon ist er, so viel ich weiss, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem Platze St. Markus spazieren gingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, dass eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unsers Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns, « Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? sagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich. » — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. « Lassen Sie uns hier niedersitzen und Deutsch sprechen, » fuhr er fort. « Ich bilde mir ein, man verkennt uns. » Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, dass die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstund : « Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, dass man uns im Louvre erwartet. » Dies erdichtete er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. « *Neun Uhr* » wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. « Wünschen Sie sich Glück, Prinz (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte). *Um neun Uhr ist er gestorben.* » Damit stand sie auf und ging. Wir sahen uns bestürzt an. — « Wer ist gestorben? » sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille « Lassen Sie uns ihr nachgehen, sagte ich, und eine Erklärung fordern. » Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. « Es ist doch lächerlich, sagte er, dass ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten so erschüttern soll. » Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz : « Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnissvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieser Komödie. » Ich war's zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verliessen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich, oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein grosses Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreissig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron v. F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. « Er ist schwarz gesiegelt, setze er hinzu. Wir vermutheten, dass es Eile hätte. » Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu lesen. « Mein Cousin ist gestorben, » rief er. Wann? stürzte ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. « Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr. »

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. « Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr, » sagte er zu dem Prinzen. « Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F** vergass, Ihnen zu sagen, dass Ihre Wechsel angekommen sind. » Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Assemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, dass ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Eilf kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. « Graf, » sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, « es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen. »

« Gnädigster Herr, » antwortete ich : « Sie scheinen zu vergessen, dass Sie um eine grosse Hoffnung reicher zu Bette gehen. » (Der Verstorbene war der Erbprinz.)

« Erinnern Sie mich nicht daran, sagte der Prinz, Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht blos errathen hat » — —

« Wie ist das möglich, Prinz? » fiel ich ein. —

« So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten. »

Ich führe dieses mit Fleiss hier an, weil ich glaube, dass es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguss nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstossendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lermen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, dass der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen : « Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Balordo verständlich machen soll? « Zugleich stand er auf und

wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; diesen verliess hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand, und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. « Nehmen Sie sich in Acht, Prinz, setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, wir sind hier in Venedig. » Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen, und traten bei Seite. Einer um den Andern verliess den Saal, bis wir uns Beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. « Sie sind verloren, gnädigster Herr, sagten diese, wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dingen. Es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen. » Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mussten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine grosse steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo schloss, das unter unsern Füssen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, warscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte :

« Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat? »

« Ja, » antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener sich zu dem Gefangenen : « Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?

Der Gefangene antwortete mit *Ja*.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. « Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden? » fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — « Gehen Sie nun, » fuhr Jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, « und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig. »

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

« Wie gut war es, dass Sie geschickt haben! » sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — « Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem St. Markusplatze nach hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichste Angst gesetzt. »

« Geschickt hätte ich? Wann? Ich weiss nichts davon. »

« Diesen Abend nach acht Uhr. Sie liessen uns sagen, dass wir ganz ausser Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen. »

Hier sah der Prinz *mich* an. « Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?

Ich wusste von gar nichts.

« Es musste doch wohl so seyn, Ihro Durchlaucht, » sagte der Kammerjunker — « denn hier ist ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten. » Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. « Wer brachte sie? « fragte er mit Bestürzung.

« Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte. »

Wir standen und sahen uns an. — « Was halten Sie davon? » sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. « Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig. »

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächstfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art, sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloss ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermisste der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mussten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte hn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu isprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine mahlerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten, Alles dies gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überliessen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst, und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir,

zwei italienische Meilen von der Stadt, ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde, hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerinn desselben, welche eine Königinn vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und *sie* stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her, « Ein König ist unter uns, » rief sie, riss ihre Krone vom Haupte, und legte sie — zu den Füssen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiss, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerinn getäuscht — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, dass er nicht wenig betroffen war, und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüsser sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. « Herr, » sagte der Mönch, « gib der Madonna von deinem Gelde! du wirst ihr Gebet brauchen. » Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riss ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele *Züge*, und so wenig *Charakter*, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstossendem Frost in Einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, schien aber an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blass zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

« Was ist das? » sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. « Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muss den Armenier aufsuchen, und muss Licht von ihm haben. »

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu sechszehn Personen vergrössert. Ausser den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Avanturier aus Palermo, der Uniform trug, und sich für einen Kapitain ausgab, zu uns gestossen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, dass alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, dass man sein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse: während dessen unterhielt sich der russische Officier mit den Frauenzimmern, und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, dass der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluss einer halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. « Sie haben vorhin die Bravour geäussert, es mit allen Geistern aufzunehmen — Wollen Sie es mit *einem* versuchen? »

« Topp! » sagte der Abbé — « wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen. »

« Das will ich, » antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte) « wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben. »

« Warum das? » rief der Engländer. « Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft. »

« Ich stehe nicht für den Ausgang, » sagte der Sicilianer.

« Um des Himmels willen! Nein! schrien die Frauenzimmer an dem Tische, und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

« Lassen Sie Ihren Geist kommen, sagte der Abbé trotzig, « aber warnen Sie ihn vorher, dass es hier spitzige Klingen gibt » (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

« Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen, » antwortete der Sicilianer kalt, « wenn Sie nachher noch Lust dazu haben. » Hier kehrte er sich zum Prinzen. « Gnädiger Herr, » sagte er zu diesem, « Sie behaupten, dass Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen— Können Sie vermuthen, in welchen? »

« Nein. »

« Rathen Sie auch auf Niemand? »

« Ich hatte freilich einen Gedanken » —

« Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen? »

« Ohne Zweifel. »

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

« Ist es diese? »

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

« Was haben Sie gesehen? » fragte ich.

« Den Armenier. »

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter den Mantel. « War es dieselbe Person, die Sie meinen? » fragte die ganze Gesellschaft.

« Die nämliche. »

Hier veränderte sich jedes Gesicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

« *Monsieur l'Abbé*, das Ding wird ernsthaft, » sagte der Engländer, « ich rieth Ihnen, auf den Rückzug zu denken. »

« Der Kerl hat den Teufel im Leibe, « schrie der Franzose, und flog aus dem Hause — die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saale — der Virtuose folgte ihnen — der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel — der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

« Sie wollten vielleicht nur einen Grosssprecher zum Gelächter machen, » fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — « oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten? »

« Es ist wahr, » sagte der Sicilianer. « Mit dem Abbé war es mein Ernst nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wusste, dass die Memme es nicht so weit würde kommen lassen. Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um blos einen Scherz damit auszuführen. »

« Sie räumen also doch ein, dass sie in Ihrer Gewalt ist? »

Der Magier schwieg eine lange Zeit, und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

« Ja, » antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten Grad gespannt. Dies war jederzeit seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft und eine bessere Lektüre so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

« Sie haben hier einen Mann vor sich, » fuhr er fort, « der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute, und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie sich dieses grosse Verdienst um mich erwerben? »

« Was verlangen Sie von mir? » sagte der Magier mit Bedenken.

« Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen. »

« Wozu soll das führen? »

« Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin. »

« Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwiderstehlich an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

« Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen. »

« Aber ich muss erst gewiss seyn, dass Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermassen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, dass ich meine Gewalt nicht missbrauche. »

« Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit. »

Hier verliessen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

« Ihr Prinz ist ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, dass er mit einem Schurken zu thun hat. »

« Es wird darauf ankommen, » sagte ich, « wie er sich aus dem Handel zieht. »

« Wissen Sie was? » sagte der Engländer: « Jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals, und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen. »

« Ich bin's zufrieden. »

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Russen gefiel unser Vorschlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erschrak. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. « Haben Sie die Güte, » sagte der Engländer, « bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, dass er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit annehme. » Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden — « Meine Herren, » fing er darauf an, « diese Grossmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, dass ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll.

Hier kam der Wirth, dem er das Geld sogleich überlieferte.

« Und er ist dennoch ein Schurke, « sagte mir der Engländer ins Ohr. « Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist. »

« Was verlangen Sie? » fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — « Lieber gleich einen grossen Mann, » rief der Lord. « Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten. »

Der Sicilianer biss sich in die Lippen — « Ich darf keinen citiren, der die Weihung empfangen hat. »

« Das ist schlimm, » sagte der Engländer. « Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist. »

« Der Marquis von Lanoy, » nahm der Prinz jetzt das Wort, « war französischer Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich. » « Prinz, » fing er an, « ich werde mein Vaterland nicht wieder sehen, erfahren Sie also ein Geheimniss, wozu Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt eine — — » Hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben, und die Fortsetzung hören. »

« Viel gefordert, bei Gott! » rief der Engländer. « Ich erkläre Sie für den grössten Künstler des Erdbodens, wenn Sie diese Aufgabe lösen. » —

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder, und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

« Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte? »

« Alles. »

« Thaten Sie keine weitern Nachfragen desswegen in seinem Vaterlande? »

« Sie waren alle vergebens. »

« Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen. »

« Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend. »

« Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei sich? »

« Ja » — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt).

« Ich verlange es nicht zu wissen — — lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen. »

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich liess er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben, und die Läden auf das Genaueste verschliessen. Dem Wirth, mit dem er schon vertraut zu seyn schien, befahl er, ein Gefäss mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von Jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten? — « Wozu? » sagte ich — « Es ist auf alle Fälle, » versetzte er. « Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen. » Er entfernte sich. Der Baron von F*** und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern, und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmassung, und ich getraute mir nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien, und uns ankündigte, dass es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im blossen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erstemal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, dass wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreise errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Todtenkopfe aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Kruzifix war darauf fest gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuss; um den blossen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weisse Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffern und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hiess uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich befahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide schien er das meiste Misstrauen zu hegen) ersuchte er, zwei blosse Degen unverrückt und kreuzweise, einen Zoll hoch, über seinem Scheitel zu halten, so lange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum, der russische Offizier drängte sich dicht an den Engländer, und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden, und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, dass sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir Alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, dass unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand, über dem Kamine, zeigte sich eine menschliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

« Wer ruft mich? » sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

« Dein Freund, » antwortete der Beschwörer, « der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet, zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr grossen Zwischenraume.

« Was verlangt er? » fuhr diese Stimme fort.

« Dein Bekenntniss will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast. »

« In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt » — — —

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiuillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere *körperliche* Gestalt, blutig und blass, wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an, wieder zu brennen, und der Saal wurde helle, wie zuvor. « Wer ist unter uns? » rief der Magier erschrocken, und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — « Dich hab' ich nicht gewollt. » Die Gestalt ging mit majestätischem leisem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, und uns gegenüber, und fasste das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

« *Wer ruft mich?* » fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riss sie mir aus der Hand, und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

« Was wird das? » rief der Engländer voll Erstaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiss auf meine Stirn. Baron F** gestand uns nachher, dass er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

« Ja! Ich erkenne dich, » rief er endlich voll Rührung aus, « du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du? »

« Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben. »

« Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnet hast? »

« Meine Tochter. »

« Wie? Du bist Vater gewesen? »

« Weh mir, dass ich es nicht war! »

« Bist du nicht glücklich, Lanoy? »

« Gott hat gerichtet. »

« Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen? »

« Keinen, als an dich selbst zu denken. »

« Wie muss ich das? »

« In Rom wirst du es erfahren. »

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich stiess einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier auf seiner Betäubung zurück. « Wo sind wir? » rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm, und sah ihm über die Schulter « Taschenspieler, » sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm: « *du wirst keinen Geist mehr rufen.* »

Der Sicilianer drehte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei, und stürzte zu seinen Füssen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns Alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnissvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Grösse durch schaute. Eine Minute dauert dies Schweigen — und wiede eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. « Hier finden wir sie ja beisammen! » rief der Anführer, und wandte sich zu seinen Begleitern. « Im Namen der Regierung! » rief er uns zu. « Ich verhafte euch. » Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und, soviel mir diese Verwirrung zuliess, bemerkte ich, dass er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte, und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verliess ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns, und nahm seinen Hut ab. « Vergeben Sie, meine Herren, » sagte er, « dass ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, dass ich Männer von Ehre vor mir habe. » Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sicilianer befahl er, wohl zu bewachen und zu binden. « Der Bursche da ist überreif, » setzte er hinzu. « Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert. »

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er liess sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustossen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande, und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

« Gnädigster Herr, » sagte dieser, « wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so grossmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt. »

Unterdessen sahen wir auch den Wirth, nebst seinen Hausgenossen, mit Stricken gebunden über den Hof führen — « Auch dieser? » rief der Prinz. « Was hat denn dieser verschuldet? » — « Er war sein Mitschuldiger und Hehler, » antwortete der Anführer der Häscher, « der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt seyn, gnädigster Herr » (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). « Man durchsuche das ganze Haus, und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat. »

Jetzt sahe sich der Prinz nach dem Armenier um— aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreissen. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor. Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiss er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsre Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat. »

Jetzt erinnerten wir uns, dass wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrisirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunication hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, war durchbrochen, und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran grosse bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stälernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. « Lass' doch sehen, ob sie geladen sind, » sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm, und ins Kamin abschoss. « Jesus Maria! » rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben

Augenblicke sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — « Noch nicht zur Ruhe, armer Geist? » rief der Engländer, während dass wir Andern mit Schrecken zurückfuhren. « Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du seyn, was du schienest. »

« Jesus Maria! Ich bin verwundet, » wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, dass die Wunde verbunden wurde.

« Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muss dich hieher führen? »

« Ein armer Barfüsser, » antwortete der Verwundete. « Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, dass ich — »

« Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht? »

« Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen. »

« Und wie heisst denn die Formel, die er dir eingelernt hat? »

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, dass nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

« Sie haben uns, » sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, « Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein Paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen? »

« Wen meinen Sie? » fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

« Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies, und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben. »

« Sie kennen diesen Herrn also nicht? » fragte der Häscher wieder. « Er war nicht von Ihrer Gesellschaft? »

« Nein, » sagte der Prinz — « und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden. »

« Näher, » antwortete der Häscher, « kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen. »

« Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, dass Sie ihn selbst und uns Alle für unschuldig erklärten? »

« Allerdings, durch ein einziges Wort. »

« Und dieses war? — Ich gestehe, dass ich es wissen möchte. »

« Dieser Unbekannte, gnädigster Herr » — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — « Sie sind zu grossmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniss daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition. »

« Der Staatsinquisition! — Dieser! — »

« Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte. »

« Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich. »

« Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hierher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften. »

Wir sahen uns mit noch grösserm Erstaunen an.

« Da hätten wir es ja heraus, » rief endlich der Engländer, « warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei, und stürzte zu seinen Füssen — »

« Nimmermehr, » rief der Prinz. « Dieser Mensch ist Alles, was er sein will, und Alles, was der Augenblick will, dass er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammensinken, als er ihm die Worte ins Ohr schrie : Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Dass man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden. »

« Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können, » sagte der Lord, « wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen. »

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, dass wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (diess war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnisse zu führen. Ich habe vergessen, zu erzählen, dass der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermisste, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen, oder auch entlaufen war, wusste Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, dass er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, dass er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn möchte, und sich katholisch gemacht hätte, und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so liess er's, nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, liess sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden, Französich und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, dass sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so liess er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniss in Venedig, unter dem

Dache des St. Markuspallastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt, und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

« Ich komme, » sagte der Prinz, « über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen. »

« Meine Rolle ist ausgespielt, » versetzte der Sicilianer. « Mein Schicksal steht in Ihren Händen. »

« Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es erleichtern kann. »

« Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. »

« Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses? »

« Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein blosses Pastellgemählde hinter einem Glase, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthofe in Beschlag genommen hat. »

« Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen, und gerade auf den Armenier rathen? »

« Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wusste, als mir zu wissen nöthig war. »

« Wo ist dieser Jäger? » fragte der Prinz. « Ich vermisse ihn, und ganz gewiss wissen Sie um seine Entweichung. »

« Ich schwöre Ihnen, dass ich nicht das Geringste davon weiss, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen, und nie eine andere Absicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete. »

« Fahren sie fort, » sagte der Prinz.

« Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloss ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, dass ich aufrichtig bin. Ich wusste von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von ungefahr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen. »

« Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüssel sagen Sie wäre mir entfallen? »

« Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick war, da mich Niemand beobachte, ihn schnell mit dem Fusse zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterieloose nahmen, war im Verständniss mit mir. Sie liess Sie aus dem Gefässe ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde. »

« Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüssermönch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete? »

« War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet. »

« Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an? »

« Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte. »

« Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung? »

« Das Mädchen, welches die Königinn vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, dass es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte bekannt zu seyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier liess mich hoffen, dass Sie bereits schon geneigt seyn würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Ausserordentlichen zu spüren. »

« In der That, » rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, « in der That, » rief er auf, « das habe ich nicht erwartet. » *

« Aber, » fuhr den Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, « wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien? »

« Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie die Oeffnung dazu bemerkt haben werden. »

« Aber wie kam es denn, dass kein einziger unter uns sie gewahr wurde? » fragte Lord Seymour.

« Sie erinnern sich, gnädigster Herr, dass ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war, dadurch verhinderte ich, dass Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich ins Gesicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war. »

* Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füssen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zusammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, dass mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern in Macbeth : *Heil dir. Than von Glamis, der einst König seyn wird!* dabei eingefallen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, dass alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschliessen, und in einen gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sicilianer, der wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, dass er ihn merken liess, sein Stand sey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie Anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

Anm. des Herausg.

« Mir kam vor, » fiel ich ein, « als hörte ich in der Nähe dieses Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so? »

« Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewussten Fenster empor kletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren. »

« Die Gestalt, » fuhr der Prinz fort, « schien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, dass sie sehr blond war. War dieses blosser Zufall, oder woher schöpften Sie dieselbe. »

« Eure Durchlaucht erinnern sich, dass Sie über Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in ** scher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten? worauf Sie mir Ja antworteten; daraus schloss ich, dass es vielleicht die Dose seyn möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefasst, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen. »

« Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen. — »

« So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war. »

« Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung? »

« Eben dieser. »

« Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören. »

« Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, dass ich Ihnen Allen auf das Strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, liess ich ihn grosse Pausen beobachten die er an Schlägen einer Uhr abzählen musste. »

« Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel — »

« Um meinen Mann im Kamine ausser Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu seyn glaubte. »

« Wie kam es aber, » fragte Lord Seymour, « dass Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten? »

« Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, liess ich das Gefäss, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektirt hatte. »

« Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir Alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen? »

« Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, dass ich auf einem seidenen Fussteppich stand. Ich liess Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte. »

« Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir, » sagte Lord *Seymour*, « zwei blosse Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses? »

« Zu nichts weiter, als um Sie Beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, dass ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, dass Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mussten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefasst. »

« Ich gestehe, » rief Lord *Seymour*, dass dies vorsichtig gehandelt heisst — aber warum mussten wir ausgekleidet seyn? »

« Blos um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen. »

« Die zweite Erscheinung liess Ihren Geist nicht zum Worte kommen, » sagte der Prinz. « Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen? »

« Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch Alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nothig, um nicht gegen Thatsachen anzustossen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte, gewisser Jugendsünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung. »

« Ueber diese Sache, » fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, « haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluss gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange. »

« Wenn es in meiner Gewalt steht, und — »

« Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniss mit dieser zweiten Erscheinung? »

« Gnädigster Prinz — »

« Als Sie ihm genauer ins Gesicht sahen, stiessen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das? »

« Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz » — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger, und sah uns Alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — « Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen. »

« Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen. » —

« Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, dass er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht? »

« Wo? Wer? » riefen wir Alle zugleich, und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um — « Das ist ja nicht möglich. »

« O! diesem Menschen — oder wer er seyn mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind. »

« Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgibt? »

« Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die

Maske getragen. Wer er sey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiss Niemand. Dass er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn unter dem Namen des *Unergründlichen.* Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn? »

« Nach dem äussern Anschein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben. »

« Und wie alt denken Sie, dass ich sey? »

« Nicht weit von funfzig. »

« Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, dass ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Grossvater von diesem Wundermanne erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Altar, worin er jetzt zu seyn scheint, in Famagusta gesehen hat. — »

« Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben. »

« Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiss man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher Niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat. »

« So? » sagte der Prinz. « Und was ist dies für eine Stunde. »

« Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch seyn mag, er muss fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muss es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reisst ihn aus den Armen der Freundschaft, reisst ihn selbst vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiss, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, dass Jedem der Muth entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und Alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen ist. »

« Aber, » fragte einer von uns, « bemerkt man nichts Ausserordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft? »

« Nichts, als dass er bleich und abgemattet aussieht, ohngefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafte Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahin gestellt seyn. »

« Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, dass er sie übersehen musste? »

« Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiss falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riss ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich, und wurde starr, alle seine Gliedmassen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte, seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verrieth ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernste, dass man sich glücklich preisen dürfte, mit dem blossen Schrecken davon gekommen zu seyn. Aber die Stadt, worin ihm dieses begegnet war, verliess er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, dass er in dieser geheimnissvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sey ein Verstorbener, dem es verstattet sey, drei und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und Andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heisst, dass er bleiben würde bis zum jüngsten Gericht. »

« Ueber einen so ausserordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmassungen fehlen. Alles bisherige aber haben Sie blos von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie, und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts! »

Der Sicilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blicke an, und schwieg.

« Wenn es eine Sache betrifft, » fuhr der Prinz fort, « die Sie nicht gern laut machen wollen, so versichere ich Sie, im Namen dieser beiden Herren, der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverholen. »

« Wenn ich hoffen kann, » fing der Mann, nach einem langen Stillschweigen, endlich an, « dass Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es muss mir erlaubt seyn, » setzte er hinzu, « einige Namen dabei zu verschweigen. »

« Kann es nicht auch ohne diese Bedingung geschehen? »

« Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe zu ehren. »

« Lassen Sie uns hören! » sagte der Prinz.

« Es mögen nun fünf Jahre seyn, » fing der Sicilianer an, dass ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimnisse grosse Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, dass der Marchese del M**nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ohngefähr sieben Meilen von Neapel, wo

er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein Schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier liess mich merken, dass er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluss über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt. Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, wesswegen er auch zu dem geistlichen Stande bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. *Jeronymo*, so hiess dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses, von *C***tti*, zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung blos das Werk der älterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. *Jeronymo del M**nte* und *Antonie C***tti* waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniss zwischen Beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und *Jeronymo* kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

» Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das Lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, dass er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermisst; dass ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein *Jeronymo*. Schon fing man an, den schrecklichsten Muthmassungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, dass Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn.

» Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber Niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, dass jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, dass Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und dass seine ganze Mannschaft in den Fluthen umgekommen sey.

» So scheinbar diese Vermuthung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewissheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, dass der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder musste dem geistlichen Stande entsagen, und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit, der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuche sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschliessen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern, zu begünstigen. Um seine Verbindung mit dem gräflichen Hause *von C***tti* zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn *Antonie* mochte nun *Lorenzo's* oder *Jeronymo's* Gattinn heissen. Die schwache *Möglichkeit* einer Wiedererscheinung des Letztern kam gegen das *gewisse* und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

« Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das Meiste dabei gewann — *Lorenzo*. Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurückfordern könnte. Ist das Schicksal meines theuern *Jeronymo*, sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, dass ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Zirkel gerissen hat? Als wenn wir alle unsere Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein war, gleich einem Heiligthume unberührt lassen?

« Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erlö-

schen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was *Lorenzo* ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs Eifrigste fortgesetzt. *Lorenzo* selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorigen.»

« Und Gräfinn *Antonie?* » fragte der Prinz. « Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben. »

« *Antoniens* Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Hass und Bewunderung. Die uneigennützige Grossmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen misslangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer um so würdiger, und die Grossmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widersetzlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben.

« So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, dass es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige schliessen. Da ich mir alle mystischen Bücher zu Nutze machte, die sich in den sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden, und mein System von der unsichtbaren Welt mit den abenteuerlichsten Erfindungen aufzustutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben so zuversichtlich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdies sehr religiös war, und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Mährchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystizität so umstrickt und umwunden, dass nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf *von Gabalis*. Die junge Gräfinn, die seit dem Verluste ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte, und überdies eine grosse Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit schauderndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

« Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

« Kapitain, » sagte er, « mit mir ist es vorbei. Ich muss fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten. »

« Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie? »

« O diese fürchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme). — Ich habe sie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr. »

« Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie? »

« Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ging' es auch bis ans Ende der Welt. Ich muss meinen Bruder finden. »

« Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung — »

« Hoffnung! — In *meinem* Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in *Antoniens* Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen. »

« Ist es diese Gewissheit also, die Sie glücklich machen kann? »

« Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann! — Aber Ungewissheit ist die schrecklichste Verdammniss! (Nach einigem Stillschweigen mässigte er sich, und fuhr mit Wehmuth fort). Dass er meine Leiden sähe! — Kann sie *ihn* glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmachten, der nicht mehr geniessen kann? — Wüsste er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen. »

« Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn? »

« Freund! Was sagen Sie? — er sah mich erschrocken an. »

« Weit geringere Anlässe, » fuhr ich fort, « haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders — »

« Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit! »

« Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung seyn? Gewiss! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die

Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen — »

« Um Gotteswillen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir däucht, ich sagte Ihnen davon—aber ich habe ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen. »

« Sie sehen nun schon, » fuhr der Sicilianer fort, « wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, dass sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, dass der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Misstrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hinderniss, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

« Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mussten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akte, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, dass die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erhitzte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen musste. Endlich kam die erwartete Stunde — »

« Ich errathe, » rief der Prinz, « *wen* Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort — »

« Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsche vorüber. »

« Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier? »

« Fürchten Sie nicht, » antwortete der Sicilianer, « der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen. »

« Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfinn nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, dass es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemählde, die ich da von ihm vorfand, setzen mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen liess, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbarischem Sclavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerken, » sagte der Sicilianer, « dass ich hierin von der allgemeinen Muthmassung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen; weil ich Ursache hatte zu hoffen, dass gerade das unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde; so wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche. »

« Ich glaube, dass dies sehr richtig geurtheilt war, » sagte der Prinz. « In einer Reihe ausserordentlicher Erscheinungen musste, däucht mir, just die *wahrscheinlichere* stören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der blos gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird—denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen, » setzte der Prinz hinzu. « Vollenden Sie Ihre Erzählung. »

« Ich liess, » fuhr dieser fort, « die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr *sein* nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt, und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fussboden liegend fand. Als die Gräfinn ihn genauer ins Gesicht fasste, war es ihr Trauring. »

« Ihr Trauring! » rief der Prinz mit Befremdung. « Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem? »

« Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter. — »

« Ein nachgemachter! » wiederholte der Prinz. « Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiss nie vom Finger brachte? » —

« Das ist wohl wahr, » sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte — »

« Die Ihnen *wer* gemacht hatte? »

« Schon vor langer Zeit, » sagte der Sicilianer — — « Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht—»

« Wie erging es weiter? » sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

« Jetzt hielt man sich für überzeugt, dass *Jeronymo* nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte, von diesem Tage an, seinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch *Antonien* keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen grössern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmässigen

Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

« Es erschien dieser Tag, und *Lorenzo* empfing seine bebende Braut vom Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaale, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, dass alle Welt seine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

« Unter diesem Gedränge also, » fuhr er fort, « liess mich derjenige, welcher zunächst an mir sass, einen *Franziskanermönch* bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, stand, langer hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem Einzigen vorüberzugehen; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das Ausserordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte, und gegen Alles, was mich in diesem Augenblicke umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, liess einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, dass ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physionomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon, dass er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wieder zu erkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen seyn. Oft versucht' ich's, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf, und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stiess meinen Nachbar an, dieser den seinigen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch störte sie nicht. Der Mönsch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfinn allein fand ihren eigenen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wieder, und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu theilen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaale; der Mönch stand unbeweglich, und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engern Kreise. Ich weiss nicht, woher es kam, dass Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepresste erwartungsvolle Stille — « Dass wir unter einander da so glücklich sind, » hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: « Dass wir so glücklich sind, » sagte er, und mein Sohn *Jeronymo* muss fehlen! » — « Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben? » fragte der Mönch. Es war das erste Mal, dass er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an. »

« Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, versetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn *Jeronymo* ist todt. »

« Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen, » fuhr der Mönch fort — Wer weiss, wie er aussehen mag, dein Sohn *Jeronymo!* — Lass ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn *Lorenzo!* dass er ihn rufe! »

« Was soll das bedeuten? murmelte Alles. *Lorenzo* veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, dass mir das Haar anfing zu steigen.

» Der Mönch war unterdessen zum Schenktische getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — « Das Andenken unsers theuern *Jeronymo!* » rief er. « Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach! »

« Woher ihr auch seyn mögt, ehrwürdiger Herr, » rief endlich der Marchese; « Ihr habt einen theuern Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er sich gegen uns kehrte und die Gläser herumgehen liess) lasst einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes *Jeronymo!* »

« Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Muthe getrunken.

» Ein Glas steht noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn *Lorenzo*, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun? »

« Bebend empfing *Lorenzo* das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — « Meinem vielgeliebten Bruder *Jeronymo!* » stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.

» Das ist meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unserer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von grässlichen Wunden. — —

« Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr, » sagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte. « Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang *Lorenzo* mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, dass man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt, und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durcheinander störte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del *M**nte* ist erloschen, und in einem Kloster, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen *Antoniens* Grab.

« Sie sehen nun, » fuhr der Sicilianer fort, als er sah, dass wir noch Alle stumm und betreten standen, und Niemand das Wort nehmen wollte, « Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offiziere, oder diesem Franziskanermönche, oder diesem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern,

dass sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf.

« Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage, » sagte der Prinz, und stand auf. « Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen? »

« Ich weiss nicht anders, » versetzte der Sicilianer.

« Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten? »

« Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich, » antwortete jener.

« Auch da noch, als er Ihnen den bewussten Ring gab? »

« Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gesagt, dass *er* mir den Ring gegeben. »

« Gut, » sagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. « Und den Geist des Marquis von Lanoy, (fragte er, indem er noch einmal zurückkam) den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen liess, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist? »

— — — « Ich kann ihn für nichts anders halten, » antwortete jener.

« Kommen Sie, » sagte der Prinz zu uns. Der Schliesser trat herein. « Wir sind fertig, » sagte er zu diesem. « Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören. »

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und ächten?

« Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr. »

« Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan? »

« Ich läugne nicht, dass ich mich einen Augenblick habe hinreissen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten. »

Und ich will *den* sehen, rief ich aus, der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurücknehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

« Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat? » fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit ins Wort. « Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, dass wir mit einem solchen zu thun gehabt haben? » —

Nein, sagte ich. Aber sollte desswegen sein Zeugniss — —

« Das Zeugniss eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muss, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, *da* Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben so, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen. »

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugniss zu geben?

« Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie desswegen weniger haben? Weiss ich, in *wessen* Solde er mich belog? Ich gestehe, dass ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, dass er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte. »

Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.

« Er ist *mehr* als das, » sagte der Prinz, « er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mörder, und er musste in demselben Augenblicke gewiss seyn, dass es der Mörder war. Wer, als der Mörder, konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiss nie vom Finger liess? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verständniss mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich solle grösseres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Missklange betrat? »

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

« Auch mir, » versetzte der Prinz, « ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen. »

Wie? sagte ich.

« Erinnern Sie sich nicht, dass die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand fasste, und auf den Teppich trat? »

So schien mir's. Ja.

« Und das Kruzifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, dass sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord *Seymour* mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte. »

Mit dem Degen hätte dieses seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoss, und welche wir langsam auf dem Altare rollen hörten?

« Wissen Sie auch gewiss, dass es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, dass die Marionette, oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert seyn konnte, dass er schuss- und degenfest war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, *wer* es war, der die Pistolen geladen. »

Es ist wahr, sagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Russe hatte sie geladen. Aber dieses Geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

« Und warum hätte er nicht sollen vorgehen können? Setzten Sie denn schon damals ein Misstrauen in diesen Menschen, dass Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, eh' er sie in den Lauf brachte, die eben so gut eine quecksilberne oder auch nur eine bemahlte Thonkugel seyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole, oder nicht nebenbei in seine Hand fallen liess? Was überzeugt Sie — gesetzt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen — dass er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterschob, welches so

leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andre Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?»

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

« Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als dass die Täuschung aufs Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen verstohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in *sein* Gemählde eine Aehnlichkeit zu bringen wusste, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoss, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch ausserdem im Vertrauen entdeckt hatte, *wer* mit dem Bilde auf der Dose gemeint sey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — dass das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung? »

Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluss über Ihren Freund?

Wie? sagte uns denn der Sicilianer nicht, dass er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmässig dunkel, dass er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruche betreten zu werden. Setzen Sie, dass die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besass, und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können? »

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betruge, von Seiten des Armeniers, hätten seyn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumahlen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, dass man vor einem groben Irrthum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden musste! Und nun erwägen Sie, dass der Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

« Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, dass in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können? »

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich. —

« Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, dass ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, dass ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen könnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt zu glauben, dass er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, seinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen? »

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, dass sie weit über unsere Begriffe geht.

« Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten, » sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. « Wie, lieber Graf? Wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, dass nicht blos während und nach dieser halben Stunde, nicht blos in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, dass der Sicilianer drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte. »

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

« Und womit beweisen Sie mir denn, dass der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten? »

Wie, gnädigster Herr?

« Dass er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — dass Beide nicht mit einander unter *einer* Decke liegen? »

Das möchte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

« Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, dass sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlage auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, dass sich unter ihren beiderseitigen Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständniss fände, dass einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er schuf sich einen Hektor, um sein Achilles zu seyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen; um sich durch diesen Versuch, der, unbeschadet seines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit seinem Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, dass er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsetzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, dass sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen. »

Wie meinen Sie das?

« Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nach-

richten — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, dass der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sey? Aber der Zufall kann es fügen, dass ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muss. Von dem Daseyn und den Absichten dieses Menschen unterlässt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf diesen Gaukler, fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer seinen Namen geben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen lässt, während dass er selbst, unbeobachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet. »

Sehr gut! Aber wie lässt es sich mit diesen Absichten reimen, dass er selbst diese Täuschung zerstören hilft, und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgibt?

« Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat also durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich *sicher* und zuversichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, dass ich, früher oder später, aus eignem Misstrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er Besseres thun, als dass er sie selbst neben einander stellte, dass er mir gleichsam den Masstab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine Begriffe von den erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmassungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen! »

« So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, dass er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

« Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonnirt. Konnte er voraussehen, dass mir gerade dasjenige im Gedächtnisse bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plane, dass mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blössen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiss — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Misstrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, dass uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiertone vorposaunen sollte — dass er uns jene Mährchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirn kann dieser Charlatan behaupten, dass sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unserer Mitte gesehen? »

Das ist wahr, rief ich. Das muss er vergessen haben!

« Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, dass sie solche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel Alles verschlimmern, was ein bescheidener und rechtmässiger Betrug vortrefflich gemacht hätte. »

Ich kann es dessungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Erbarmen einflösste — Alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, dass sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Akteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

« Was das anbetrifft, Freund — Ich habe *Richard* den Dritten von *Garrick* gesehen — Und waren wir in diesem Augenblick kalt und müssig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unserige übermeisterte? Ueberdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, dass bei *ihm* die *Erwartung* gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann, als die *Ueberraschung* bei dem *Betrogenen*. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Häscher — »

Eben diese, gnädigster Herr — Gut, dass Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloss zu stellen? Die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — und zu welchem Ende?

« Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muss. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl kosten, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat, als ihn? »

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in diesem Stücke nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen liessen, erhielten wir zur Antwort, dass er unsichtbar geworden sey.)

« Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschliessen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt? »

Alles zugegeben, gnädigster Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen seyn; dieser Sicilianer soll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn sein Principal einlernen liess, beide sollen zu einem Zwecke, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnisse sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben; jene Prophezeihung

auf dem Markusplatze, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts desto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

« Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf, » gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. « Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, dass auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie *einzeln* da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiss nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser *niedrigen* Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er seine Hand auf die meinige legte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm) ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten. »

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hierher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, dass er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht Alle — fährt der Graf O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen, und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung dessen ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichts desto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten als über die Grösse des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt, längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schrieb' ich es nieder: Er war ein edler Mensch, und gewiss wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen, sich bethören liess.

ZWEITES BUCH.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluss mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloss vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuss setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben liess, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Aeltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen, selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende, Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geissel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählig eine stille Indignation gegen sie in seinem Herzen, welche, mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopfe und Herzen, die bizarreste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, dass er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Sclave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so musste er auch, nach so grossen Distraktionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum musste er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Dass sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieser Geschichte ausweisen.

Die Geständnisse des Sicilianers liessen in seinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, *diesen* Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben; in diesem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander gesondert, dass es ihm nicht oft begegnet wäre,

die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; daher kam es, dass der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken lässt, weil er blosse Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und musste einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeiten, die er erwiedern musste, Etikette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der grossen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, öffneten ihm die geistvollesten Zirkel in Venedig; bald sah er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniss höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus: nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das ungünstige Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, dass ihn jede Aufmerksamkeit verdross, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Konkurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammengenommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, liess ihn unglücklicherweise immer auf solche stossen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniss; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riss seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem konsequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Dass ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verliess es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewusst hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der *Bucentauro* genannt, die unter dem äusserlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Licenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mässigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergass hier, dass Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet. Und dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehrste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie, und durch Sitten, die einer solchen Führerinn würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben dass man ihn des innersten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, musste, wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloss, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit, zwangen ihn, sein inneres Missfallen zu verbergen. Aber schon durch blosse Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe

die feinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und *nothwendigen* Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblicke verliessen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen — aber, ausserdem dass ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord *Seymour*, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen können, verliess uns in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen liess, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äusserst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wussten sie nichts, als die Machtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder belustigten; er übersah sie gar zu leicht, und sein überlegner Verstand brachte diese schlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluss dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der grossen Welt hatte ihn gefasst. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den grossen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas *mehr*, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren liess, die ihm, ohne dieses vergrösserte und gewissermassen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Musse gegönnt, seinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blössen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mussten es seine redlichen Kavaliers entgelten, dass ihr Herr zum grossen Kopfe geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Witze. Sein Naturell fing an, sich zu ändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Kavaliers sonst ganz vergessen gemacht hatte, dass er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äusserlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders, als finster, mürrisch und unglücklich, während dass er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelte. Mit theilnehmenden Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen musste durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich liess mir desswegen von dem Baron von F*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewissenhafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen

der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

ERSTER BRIEF.

May 17**.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, dass Sie mir die Erlaubniss ertheilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseyns meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen. — Was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhasst. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entrissen sind, bin ich mitten in dieser volkreichen Stadt verlassen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muss. Und was hätte *er* sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechszehn Jahre sind's, dass ich um seine Person lebe, dass ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine grossen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen; wie in einem heitern Sonnenscheine hab' ich in seinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und Alles dies soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unserm Zirkel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuss zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfest dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehen Tagen ist der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich sehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil er sich nicht wohl davon ausschliessen konnte, und bei dem besondern Verhältnisse, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestrittenen Range des seinigen hier etwas schuldig zu seyn glaubte. Dazu kommt, dass in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, diesen ausserordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man sagt, ist in Geschäften des *** Ordens hier, wobei er sich einbildet, eine wichtige Rolle zu spielen. Dass er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Besitz genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Bucentauro besonders ist er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Korrespondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den *Prince philosophe* nennen lässt. Ich weiss nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Aeussere, beschäftigte Augen, eine Miene voll Kunstverständigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschengefühlen, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst, und eine Alles niedersprechende Beredsamkeit. Wer könnte, bei so glänzenden Eigenschaften, einer K. H. seine Huldigung versagen? Wie indessen der stille wortarme und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muss der Ausgang lehren.

In unserer Einrichtung sind seit der Zeit viele und grosse Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unsere Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Grosse. Sie haben während Ihres Hierseyns über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsere innern Verhältnisse sind noch die alten — ausser, dass der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einsylbiger und frostiger gegen uns geworden ist, und dass wir ihn jetzt, ausser dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, dass wir das Französische schlecht, und das Italienische gar nicht reden, weiss er uns von seinen mehrsten Gesellschaften auszuschliessen, wodurch er mir für meine Person eben keine grosse Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen; er schämt sich unserer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des *Biondello*, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers, in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt, bei dieser neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Venedig, und Alles weiss er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstellige dieses mit Hülfe der Gondoliers, sagte er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, dass er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgezwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muss ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich liess ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über *Biondello*. Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben sollte. Sein ganzes ausschliessendes Vertrauen hatte *Biondello*, bei dem er alle Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser musste ihm noch am Todbette angeloben, sie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit

belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich grosse Lücken und Verwirrungen, worüber *Biondello* allein den Aufschluss geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig, dass er etwas wisse, liess den Erben das sehr beträchtliche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Grosse Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch grössere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn *Biondello* seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, dass ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er läugnete auch nicht, dass der Verstorbene im Hasse gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey, aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verliess — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich liess er merken, dass diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, dass der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müsste mich betrügen.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

ZWEITER BRIEF

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, dass unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz liess sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen *Biondello* war, begleiteten ihn. Ich weiss nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fusse zu machen. *Biondello* geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Strassen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen dunkel, oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als *Biondello* die Entdeckung machte, dass er verirrt sey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Markus überzusetzen, befand man sich im Sestiere von Kastello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts Lebendes weit und breit, man musste umkehren, um sich in einer Hauptstrasse zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reisst einem Bedienten den Stock aus den Händen, und eilt mit dem entschlossenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustossen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf keine Ueberraschung versehen hatten, dass sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, dass er den Marchese *von Civitella*, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte *Biondello*, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, dass er nach dem Pallaste seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verliess er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der *Biondello* erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in grosser Bewegung, als sie herauskamen, Thränen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stösse unsicher gemacht, und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfalle verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft fängt an sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermessliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist, so soll doch die Aufführung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine freien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch Alles unterstützt, was Laster schmücken, und die Sinnlichkeit hinreissen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des **schen Gesandten angesponnen hatte: anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er Alles besitzt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurück, und vergällt ihm den Genuss seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von *Biondello*. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz

erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhitzt, und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der ausser dem Hause bei einer Operistinn schlafen gegangen war. Der Prinz entschliesst sich also, selbst aufzustehen, um einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegenschallt. Er geht wie bezaubert, dem Schalle nach, und findet *Biondello* auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, dass er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfte.

« Ich muss diesen Menschen entlassen, » sagte er mir den Morgen darauf, « ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen. » *Biondello*, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

« Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen, » sagte mein Herr. « Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn. »

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

« Und ein solches Talent zu vernachlässigen—Nein! Ich darf es nicht zugeben. »

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, dass ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. *Biondello* erhielt ein Zimmer, zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen, und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, dass er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

DRITTER BRIEF.

4. Junius.

Der Marchese von *Civitella*, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir *Biondello* doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn, und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die bezauberndste Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fliessendste Beredsamkeit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausschweifungen muss man mir weit übertrieben haben; nie sah ich ein vollkommneres, schöneres Bild der Gesundheit. Wenn er wirklich so schlimm ist, als mir *Biondello* sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Treuherzigkeit, dass er nicht am besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er sey aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältniss gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiss. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro ist er -- und das ist sein Glück! bis jetzt nur zu jung gewesen. Ueberall, wo er sich mit dem Prinzen einfindet, entführt er diesen der Gesellschaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiss. Niemand, sagen sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwerk aufbehalten sey. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von **d** ist nun abgereist, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus gesagt habe, liebster O***, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, so entstand ein bedenkliches *Schisma* in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen liess, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besass, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunstgriffe zu Gebote standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, dass er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die seiner würdig war *. Das Vernünftigste wäre freilich wohl gewesen,

* Das harte Urtheil, welches sich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des ersten Briefes über einen geistreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, diesen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieses jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

*Anm. des Grafen v. O***.*

mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dies gewiss die Partie gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so schnell wieder erreichen zu können. Diese Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, und hatte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluss, als für ein Geständniss seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unselige Hin- und Wiederbringen vernachlässigter, schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren, und sich auf dem schlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewiesen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese seltsame Raserei bald auch der beiderseitigen Suite und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsamer zu halten pflegt, als ihre Herrschaft, so musste er dem guten Willen seiner Leute durch seine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armseligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblicke überschleichen liess!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft; was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jetzt auf das Sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossen, sobald nur erst frische Wechsel da sind.

Möchte indess aller dieser Aufwand gemacht seyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, dass er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst, und stürzt sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reisst. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andere Rettung — Wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muss ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

VIERTER BRIEF.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Trient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jetzt in diesem dringenden Bedürfnisse zum ersten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit gesetzt, unsere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniss gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfalle ist, dass es unsere Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch *Biondello's* Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, presste mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, dass ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster, und beschäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

« F***! » fing er an : « Ich kann keine finstern Gesichter um mich leiden. »

Ich schwieg.

« Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, dass es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruss auszugiessen? und ich will haben, dass Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge sie verschwiegen. »

Wenn ich finster bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich *Sie* nicht heiter sehe.

« Ich weiss, » fuhr er fort, « dass ich Ihnen nicht recht bin — schon seit geraumer Zeit — dass alle meine Schritte missbilligt werden — dass — Was schreibt der Graf von O***? »

Der Graf von O*** hat mir nichts geschrieben.

« Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergiessungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiss es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen. »

Der Graf von O***, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

« Ich habe Unrecht gethan, » fuhr er fort. « Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend). Ich hätte das nicht thun sollen? »

Ich sehe wohl ein, das dies *nothwendig* war.

« Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit setzen sollen? »

Ich schwieg.

« Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über *das* hinaus wagen sollen, und darüber zum Greise werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumschaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich — »

Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab' ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschafft haben wird, noch mit Dreimal so viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich gestehe es, dass die Meinung der Welt

über eine Frage, *wie* Sie glücklich seyn sollen, zu entscheiden haben sollte.

« Wohl Ihnen, dass *Sie* verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muss ihr Sclave seyn. Was sind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsere Amme und Erzieherinn in der Kindheit, unsere Gesetzgeberinn und Geliebte in männlichen Jahren, unsere Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den untersten Klassen ist besser daran als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes läugnet. »

Und dennoch, gnädigster Prinz —

« Ich weiss, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnisse herausreissen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttausend Thoren von euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gern *ganz* seyn, was er ist, und unsere Existenz ist nun einmal, *glücklich scheinen*. Weil wir es nicht *seyn* können auf Eure Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genusse hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen? »

Sonst fanden Sie *diese* in Ihrem Herzen.

« Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mussten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet? »

Mein bester Prinz! — Er war aufgestanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung. *

« Wenn Alles vor mir und hinter mir versinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Versteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daseyns ganzen Kreis im schmalen Raume der Gegenwart beschlossen sehe — wer verargt es mir, dass ich dieses magere Geschenk der Zeit, feurig und unersättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male sehe, in meine Arme schliesse? Wenn ich mit diesem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit seiner Tiare? — O ich hab' ihn schätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick ist unsere Mutter, und wie eine Mutter lasst uns ihn lieben! »

Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

« O machen Sie, dass mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin seyn werden, wie ich? — Ist nicht Alles Flucht um mich herum? Alles stösst sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseyns einen Tropfen eilend zu trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Verwesung angewiesen. Zeigen Sie mir ein Wesen, das dauert, so will ich tugendhaft seyn.

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuss und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen. —

« Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt uns dann übrig? »

« Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrössert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemahlt, lachender oder finsterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler nützten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Wiederschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiss, wer wohl dahinter stehe, und sie in Empfang nehmen werde; *quid sit id, quod tantum morituri vident*. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, dass diese Decke die Menschen nur narre, und dass man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter. »

Ein rascher Schluss war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen.

« Sehen sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschliesse, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiss aber und glaube fest, dass ich

* Ich habe mir Mühe gegeben, liebster O***, das wichtige Gespräch, das sich jetzt zwischen uns entspann, Ihnen ganz so wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demselbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtnisse nachzuhelfen, musste ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewisse Ordnung binden, die sie nicht hatten; und so entstand denn dieses Mittelding von freiem Gespräch und philosophischer Vorlesung, das besser und schlechter ist als die Quelle, aus der ich es schöpfe; doch versichere ich Ihnen, dass ich dem Prinzen eher genommen als gegeben habe, und dass nichts davon mein ist, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit schon erkennen werden.

*Anmerk. des Barons v. F***.*

einen solchen Zweck erfüllen muss und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei seyn — er hat nichts, als sein Botenlohn dabei zu verdienen. »

O wie arm lassen Sie mich stehn!

« Aber wohin haben wir uns verirret? » rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. « Und doch nicht so sehr verirret! » setzte er hinzu — « denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wiederfinden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehrsten Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehn? Ich wünschte zu *sinken*, um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören. »

« Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften. »

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

FÜNFTER BRIEF.

1 Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemählden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verschiebt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des *Paul Veronese* gesprochen, die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses ausserordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genussreichen, Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreissig Fuss in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck geniessen! Schade ist es indessen, dass ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend liessen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr gross war, zerstreute sich bald, und mich zog *Civitella*, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Boskage.

« Sie sind der Freund des Prinzen, » fing er an, « vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiss. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirn standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat » — Ich wollte ihn unterbrechen — « Sie können es nicht läugnen, » fuhr er fort, « ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefasst — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn, in einem dringenden Falle sich solcher Kreaturen zu bedienen? Sey'n Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen Sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiss, dem jedes Geheimniss feil ist. »

Herr Marchese —

« Verzeihen Sie. Ich muss indiskret scheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind? Es stünde in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten? »

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewissheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dies ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. « Verkennen Sie meine Absicht nicht, » sagte er. « Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein grosses Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, dass dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiss, » fuhr er fort, « was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre grossmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen. »

Er liess nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem Letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, dass es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuss eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entgegen kam.

« Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier? » —

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

« Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiss gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist. »

Hier erinnerte sich *Civitella*, dass ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die anstossende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg,

ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir *Biondello*, der am Eingange der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten *Biondello*, den er herbeirief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. *Biondello* eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese, ohne unser Wissen, ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz auserlesen war. Besonders liess sich eine junge Sängerinn dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig, und antwortete zerstreut; seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher *Biondello* kommen musste; eine grosse Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. *Civitella* fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wusste nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemählden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemählde gesehen. Wir merkten, dass unsere Fragen ihn belästigten und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und *Biondello* kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's Höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, dass ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich *Biondello's* Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Missmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, *Biondello* zu sprechen; ich musste mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

« Es ist mir heute etwas vorgekommen, » fing er an, « davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich *Civitella* neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; *Biondello* liess ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabesstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überliess mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählich traten die grossen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergetzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenstehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wispern, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süssesten Hinstaunen Platz machte. »

Und diese Gestalt, gnädigster Herr? — Wissen Sie auch gewiss, dass sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein blosses Gemählde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

« Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dies Geschlecht nie gesehen! Alles war düster ringsherum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth—halb knieend, halb liegend — war sie vor einem Altare hingegossen — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriss, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Mohr war sie gekleidet, der sich spannend um den reizendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloss, und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um sie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floss in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Krucifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelschöne Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelseele, wie auf ihrem Thronsitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unsers Florentiners zurückrufen? Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmässigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand. »

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Mahler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu mahlen. Er hatte drei andere Gemählde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornarischen Pallaste bestimmt hatte. Die Gemählde waren eine Madonna, eine Heloise, und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und, bei der höchsten Verschiedenheit, am Werthe einander so gleich, dass es beinahe unmöglich war, sich für eins von den dreien ausschliessend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnastück seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewun-

dert, bei diesem vergass er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreissen. Der Künstler, dem man wohl ansah, dass er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seiner Bedingung, und wer weiss, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemählde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

« Ich stand, » fuhr er fort, « ich stand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie liess sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören, so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete sie an — Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum ersten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke felsenfest an den, den ihre schöne Hand umfasst hielt. Ich las ja seine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel.

« Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes musste sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt.

« In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhl aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Diess bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber. »

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

« Sonderbar! » fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort; « Kann man etwas nie gekannt, nie gemisst haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit, zurückzukehren, seit ich *das* sah, seitdem dieses Bild hier wohnet — dieses lebendige mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als *das*, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich wirken! »

Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie Vieles zusammen kam, Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen, blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Strasse plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen versahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als dass Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas Ueberirdischvollkommenes daraus zusammensetzte?

« Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Bilde zusammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieses Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten! »

Gnädigster Prinz, das ist Liebe.

« Muss es denn nothwendig ein Name seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen missbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur möglich! Liebe! Vor der Liebe bin ich sicher! »

Sie verschickten *Biondello* — ohne Zweifel, um die Spur ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

« *Biondello* hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger, als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verliess sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt *Biondello*, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterinn sprach sie Einiges, das *Biondello* nicht verstand; er behauptet, es sey Griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Ausserordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte sie — aber die Schönheit ist eine geborne Königinn. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie liess einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Giudecca behielt *Biondello* das Fahrzeug im Gesicht, aber es weiter zu verfolgen, untersagte ihm das Gedränge. »

Aber den Gondelier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

« Den Gondelier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als dass Signora sich schon seit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige, und noch allemal ein Goldstück unter sie vertheilt habe. Es war ein holländischer Dukaten, den er eingewechselt, und mir überbracht hat. »

Eine Griechinn also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre für's Erste genug, gnädigster Herr — genug, und fast zu viel! Aber eine Griechinn und in einer katholischen Kirche!

« Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Ueberdies — etwas Geheimnissvolles ist hier

immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen seyn soll, wie mir *Biondello* sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muss dies entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Stunden gehen ihren gelassenen Schritt, und meine Seele glühet! »

Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

« Was geschehen soll? — Ich werde sie sehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer sie ist? — Was kann mich dieses bekümmern? Was ich *sah*, machte mich glücklich; also weiss ich ja schon Alles, was mich glücklich machen kann! »

Und unsere Abreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesetzt ist?

« Konnte ich im Voraus wissen, dass Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschliesse? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, dass ich nur von heute an bin und seyn will. »

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marchese Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, dass sein längeres Bleiben in Venedig mit dem geschwächten Zustande seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und dass, im Falle er seinen Aufenthalt über den zugestandenen Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniss gewesen, dass ihm von seiner Schwester, der regierenden*** von***, ausschliessend vor seinen übrigen Brüdern, und heimlich, ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gern bereit seyn würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche liesse. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerinn, wie Sie wissen, glaubt die grossen Ersparnisse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben, als bei einem Bruder, dessen weise Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehrt. Ich wusste zwar schon längst, dass zwischen Beiden ein sehr genaues Verhältniss statt findet, auch viele Briefe gewechselt werden, aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten liess, so war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, dass der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniss waren, und es noch jetzt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schliessen darf, so sind es gewiss keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben?—Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung, anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzuthun, und dann sogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall, aus mehr als einer Ursache, ist und seyn muss, so ist doch das Allerverdrüsslichste daran, dass er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich viel mehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen: sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen Alles dies nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

SECHSTER BRIEF.

20. Junius.

Dieser *Civitella* ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erschien, worin mir die Sache auf's Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung, in des Prinzen Namen, auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln sowohl, als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, musste angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnissvollen Griechinn hin. *Biondello* setzte alle seine Maschinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als dass er beide Damen auf der Insel Murano ausgesetzt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie gestiegen seyen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wussten wir wenigstens, dass wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und dass sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause sey; aber das Unglück war, dass die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für Alles das, worauf andere Menschen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Petrarch oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Ausserdem musste diese Nachfrage selbst mit grösster Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstössiges Aufsehen zu erregen. Weil *Biondello*, ausser dem Prinzen, der Einzige war, der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein beständiges Rennen durch alle Strassen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, musste sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberischer Bewegung, für alle Gesellschaft

war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt, Alles drängte sich herbei. Man musste diese Menschen beschäftigen, um ihre argwöhnische Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man musste *ihn* beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel *Civitella* auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. « Die Karten, » sagte *Civitella*, « haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar schöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotische wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen. »

Ich lasse dahingestellt seyn, in wie weit *Civitella* Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wusste, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus seiner Achse. Alles was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; Alles geschah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebster O***, mit Herzklopfen schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftausend Zechinen — und noch darüber, verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorstellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch *Civitella* verlor beträchtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. *Civitella*, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die Summe vor. Die Lücke ist zugestopft, aber der Prinz ist dem Marchese 24000 Zechinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine grosse Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, dass gerade diese Uebertreibung, dieses ausserordentliche Unglück das kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, dass die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sey, und dass er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, dass diese ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen *Biondello*, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesichte zu stehlen. *Biondello* brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Excellenzen, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus, und verliessen es als wohlhabende Leute. *Civitella* zeigte sie mir. « Sehen Sie, » sagte er, « wie vielen armen Teufeln es zu Gute kommt, dass es einem gescheidten Kopfe einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein grosser Mensch muss auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten. »

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm 24000 Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr liess sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, dass er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. *Biondello* hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu stehen, und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige misslingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich, nach des Gondoliers Aussage, das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberflusse hiess der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. *Civitella* blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht misstrauisch zu machen. Sie sehen, liebster Graf, dass es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Griechinn! Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hoffnung ist — und eine Hoffnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

SIEBENTER BRIEF.

Julius.

Die geheimnissvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese *Civitella* an eine romantische Er-

scheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, liess er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntere Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiss, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachstehendes Fragment, das früher im 8. Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den 2. Band des Geistersehers bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geistersehers aufgegeben hatte.)

« Voriges Frühjahr, « erzählte *Civitella,* « hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerinn für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte. »

« Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stiess, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verliessen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu geniessen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es ist ein entzückendes Schauspiel! »

« Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf Einmal, dass ich nicht der einzige Zeuge desselben, bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, dass es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiss gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr lässt mich die Dämmerung nicht unterscheiden. »

« Meine Neugier wird rege. Ganz gewiss ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten. »

« In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille. »

« Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände liessen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges lässt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelschöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schliessen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen. »

« Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich, es Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick. »

« Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe und ich habe volle Musse, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von grosser edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbraunen blitzewerfend hervorschoss. Um seine Augen lag eine stille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den ausserordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Geberden und äusserer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat. »

Z***, der, wie sie wissen, Alles heraus sagen muss, was er denkt, konnte hier nicht länger an sich halten. Unser Armenier! rief er aus. Unser ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? sagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? sagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an

mich für Ihren Mann zu interessiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

« Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie weg sah, und sie fielen zu Boden, wenn sie auf die ihrigen trafen. Ist dieser Mensch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich stehen und nichts Anders betrachten. »

« Das Gebüsche raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervor kommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeck' ich sie auf's Neue. »

« Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes, seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen ihr Bild in der spiegelnden Fluth, oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiss, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, fasste, den Arm um seinen Nacken flechtend, eine seiner Hände, und führte sie zum Munde. Gelassen liess der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwiedert. »

« Aber es war Etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affeckt schien in seiner Brust zu arbeiten, und eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgner Arm ihn zurückzureissen. Still, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muss unterliegen. »

« Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem Allem. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge. »

« Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsche. »

« Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends. »

« Auf einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stösst vom Ufer. Er ists, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — Es war eine Abschiedsscene. »

« Sie schien zu ahnen, was ich wusste. Schneller, als die Andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weisses Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren. »

« Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, musste ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiss, dies schien mir eine Komposition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weisse Gewand meiner Unbekannten entgegen schimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht blos geträumt. »

« Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingerichtetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen. »

« Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süssen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Gluth setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muss mein seyn. »

« Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verlässt die Dame ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen. »

« In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem Andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muss ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles. »

« Der Garten ist ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiss weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hin wandle, schimmert mir von fern etwas Weisses im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniss aufschliessen; er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen. »

« Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift und in Chiffern verfasst; dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verstehe. Ich kopire ihn geschwind, denn es war zu erwarten, dass sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so musste ihr dies ein Beweis seyn, dass der Garten von mehrern Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen? »

« Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterinn, Beide ängstlich suchend. Ich befestige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und lasse ihn an einem Ort herabfallen, an dem sie vorbei muss. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Grossmuth. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, bewies, dass sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniss ihres Herzens so treu gehütet hatten. »

« Jetzt eile ich den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehrern Sprachen; endling gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, dass ich ihn auswendig behalten habe. » —

Ich werde unterbrochen. Den Schluss ein andermal.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

ACHTER BRIEF.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten *Biondello* Unrecht. Gewiss, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, dass ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung, sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluss, dass diese Absichten verdächtig seyen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, dass ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Lässt *Biondello* nicht deutlich genug merken, dass seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sey? Er hat ihm ja gestanden, dass er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniss erklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, dass dieser *Biondello* in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die grossen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente musste der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiss nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo *Biondello* öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiss es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da, er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Officianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, *Biondello* soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniss zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***i ist weltbekannt, er liebt das Spiel u. s. f. *Biondello* stuzt — Man scherzt mit ihm, dass er den Geheimnissvollen mache, man wisse doch, dass er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sey. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleissig, man nöthigt ihn zu trinken, er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

« Ja, » sagte endlich der eine Advokat, « *Biondello* versteht sein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halber. »

Was fehlt mir noch? fragte *Biondello*.

« Er versteht die Kunst, » sagte der andere, « ein Geheimniss bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden. »

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte *Biondello*.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Dass ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geschrieben würden, in die Hände spielen. *Biondello* beschied sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu schliessen, musste die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber *Biondello* machte Einwendungen. Auf freien Fuss würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle dieses Volk hange unter sich zusammen, alle stehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrieen werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniss von dem Prinzen von **d** seyn? Oder regt sich etwa der Armenier wieder?

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

NEUNTER BRIEF.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wusste, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebst *Biondello*, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend, und die Hinreise hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stösst man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heisst ein Reicher; Mütze und Ueberschlag sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, musste zeitig wieder in Venedig seyn, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechinn war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verstrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Dominikaner war unter diesen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geschieden waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, stürzte *Biondello* herein. « Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen? » — Der Prinz sprang auf — « Sie ist hier! Sie selbst! » fuhr *Biondello* fort. « Ich komme eben von ihrem Begleiter. »

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in diesem Augenblicke gewesen. Tausend Empfindungen stürmten in ihm, seine Knie zitterten, Röthe und Blässe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, dass sie's war. Ihr Anblick liess mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, dass sie der Gegenstand desselben gewesen sey. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterinn an, als wollte sie sagen: das ist er! und mit Verwirrung schlug sie ihre Augen nieder. Ein schmales Bret ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehen. Die Noth siegt über die Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienst wartete, vergass er — was hätte er in diesem Augenblicke nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und dies brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne dass er es selbst wusste.

« Es ist nicht das erste Mal, Signora, dass — — dass — — Er konnte es nicht heraussagen.

» » Ich sollte mich erinnern, lispelte sie —

» In der *** Kirche, sagte er —

» » In der *** Kirche war es, sagte sie —

» Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen so nahe —

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. *Biondello*, der indess mit dem Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher bestellt. Aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo sie so lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäftigen, dass der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Dass er diese Augenblicke gut zu benutzen gewusst habe, können Sie daraus abnehmen, dass er die Erlaubniss empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat sogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

ZEHNTER BRIEF.

September.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnitten.

Die sechs Wochen, nach deren Verfluss mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige

Tage verstrichen, und noch keine Wechsel, weder von seinem Cousin, von dem er aufs Neue und aufs Dringendste Vorschuss verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, dass *Civitella* nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtniss aber hatte der Prinz. Gestern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt, unsers Hotels wegen, abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Bleiben schon öffentlich deklarirt. Ohne ein Wort zu sagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirn.

Können Sie sich vorstellen, lieber O***? Man ist in *** von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abscheuliches Gewebe von Lügen daraus gesponnen. « Man habe missfällig vernommen, » heisst es unter Anderm, « dass der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe, seinen vorigen Charakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sey. Man wisse, dass er sich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Visionnärs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe, und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl, als seine Einkünfte überschreite. Es heisse sogar, dass er im Begriff stehe, dieses höchst anstössige Betragen durch eine Apostasie zur römischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letztern Beschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, *sogleich nach seiner Abreise,* seine Gläubiger zu befriedigen, denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben.

Was für Beschuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufsuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an *Biondello* ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hatten sie fälschlich dem Armenier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Apostasie! — Aber wessen Interesse kann es seyn, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verläumden? Ich fürchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Füssen. Um Gotteswillen, gnädigster Prinz, rief ich aus, beschliessen Sie nichts Gewaltsames! Sie sollen, Sie werden die vollständigste Genugthuung haben. Ueberlassen Sie *mir* diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Würde, sich gegen solche Beschuldigungen zu verantworten, aber *mir* erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumder muss genannt, und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieser Lage fand uns *Civitella,* der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Bestürzung erkundigte. Z*** und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied mehr zu machen gewohnt ist, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in diesem Augenblicke der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riss ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

« Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese, » fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen durchlesen hatte, « aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden. »

Gnädigster Prinz, rief *Civitella* heftig bewegt, verdien' ich dieses?

« Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie völlig befriedigt werden. »

« Was ist das? fragte *Civitella* mich mit Bestürzung. Wie hängt dies zusammen? Ich fass' es nicht. »

Wir erklärten ihm, was wir wussten. Er kam ausser sich. Der Prinz, sagte er, müsse auf Genugthuung dringen, die Beleidigung sey unerhört. Unterdessen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermögens und Kredits unumschränkt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen, und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Ausserordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still, und murmelte vor sich zwischen den Zähnen. « Wünschen Sie Sich Glück » — sagte er — « Um Neun Uhr ist er gestorben. »

Wir sahen ihn erschrocken an.

« Wünschen Sie Sich Glück, » fuhr er fort; « Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen? »

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was soll das hier?

« Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich haben! »

Mein theuerster Prinz!

« Der es uns fühlen lassen kann! — Ha! Es muss süss seyn! »

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

« Der Elendeste unter dem Volke, » fing er wieder an, « oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz dasselbe. Es gibt nur *einen* Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!

Er sah noch einmal in den Brief.

« Sie haben den Menschen gesehen, fuhr er fort, der sich unterstehen darf, mir dieses zu schreiben. Würden Sie ihn auf der Strasse grüssen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es ist etwas Grosses um eine Krone! »

In diesem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Erstaunen und Schrecken setzte, und der die gefährlichsten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältnisse am *** Hofe sind wir bisher in einem grossen Irrthume gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich auch dagegensetzte, und die Art, wie er es gethan hat, lässt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig seyn, liebster O***, von der Griechinn endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben dies ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Auschluss geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniss gezogen ist, und sich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Dass sie aber die Griechinn *nicht* ist, für die wir sie hielten, ist heraus. Sie ist eine Deutsche, und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr hohe Mutter, und

macht sie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, laut dieser Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermuthung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwinden, ohne dass wir ihn zu Gesicht bekommen; und ist er auch nicht in ihrer Gesellschaft, so ist *sie* es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese *Civitella,* gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unserer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich uns jetzt noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan, einem Menschen, auch dem vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

DER GRAF VON O*** ZUR FORTSETZUNG.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Bestürzung, als ich endlich im December dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das blos ein glücklicher Zufall (weil *Biondello,* der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

« Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht. » Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln der » Freundschaft! Unsere Hoffnung ist dahin! Lesen Sie diesen Einschluss. Alle unsere Hoffnung » ist dahin!

» Die Wunde des Marchese soll tödtlich seyn. » Der Kardinal brütet Rache, und seine Meuchelmörder suchen den Prinzen. Mein Herr — » o mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin » gekommen? Unwürdiges, entsetzliches Schicksal! Wie Nichtswürdige müssen wir uns vor » Mördern und Gläubigern verbergen.

» Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo » der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben » ruht er auf einem harten Lager neben mir und » schläft — ach! den Schlummer der tödtlichsten » Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühle » seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage, » dass sie krank war, kam kein Schlaf in seine » Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man » fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man » sie begraben.

» Ach, liebster O***, mein Herz ist zerrissen. » Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus » meinem Gedächtniss verlöschen wird. Ich stand » vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige schied » sie dahin, und ihre letzte sterbende Beredsamkeit erschöpfte sich, ihren Geliebten auf den » Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte » — Alle unsere Standhaftigkeit war erschüttert, » der Prinz allein stand fest, und ob er gleich » ihren Tod dreifach miterlitt, so behielt er doch » Stärke des Geistes genug, der frommen Schwärmerinn ihre letzte Bitte zu verweigern. »

In diesem Brief lag folgender Einschluss:

AN DEN PRINZEN VON ***.

VON SEINER SCHWESTER.

« Die allein seligmachende Kirche, die an dem » Prinzen von *** eine so glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie diese » Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet » für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr » für einen Unwürdigen! »

Henriette ***.

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines schwachen Beistandes nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu sprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von seiner Hand:

« Reisen Sie zurück, liebster O***, wo Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wusste? In *seinen* Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — — die erste Messe hörte. »

Ich drängte mich nichts desto weniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

ENDE DES ERSTEN BANDES.

PHILOSOPHISCHE BRIEFE.

VORERINNERUNG.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der morali-

schen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmässigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben desswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muss das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrössert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschliessen und eine Quelle von Glückseligkeiten und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweier Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden, Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Scepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto grösser die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewissheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniss der Krankheit musste der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verläugnet.

Dies musste vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

JULIUS an RAPHAEL.

Du bist fort, *Raphael* — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, dass mein *Raphael* mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzte Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohltätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf, und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatze unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Male auseinander rollten, und *Julius* einen so nahen Verwandten in *Raphael* fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unserer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, *Raphael?* Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher grosser Mensch! dass ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Palläste, die du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen liess, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermährchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. *Raphael* hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wusste, wo von mir Niemand wusste, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, dass ich erschaffen sey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiss man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen, und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Enstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein *Raphael?* — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott

glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen, und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muss die Lehre seyn, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so Viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzstoss bestiegen. Was du am Heidenthume so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!

JULIUS AN RAPHAEL.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermessliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heissen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Grossen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein grösserer übrig war, den ich beklagen musste. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, dass meine Ansprüche auf Genuss so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, dass eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. *Raphael* schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir *Raphael*, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu geniessen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniss! aber — unglückseliger Widerspruch nach der Natur! — —dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muss erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuss zu erschöpfen, muss er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu gross. Jede neu erworbene Freude kostet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aderschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, *Raphael*, wie beschränkt ist der Mensch! Wie gross der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sey. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wusste nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurücklässt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des *Oedipus*, der nicht nachliess zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

« Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist! »

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum musstest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wusstest, dass der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines *Julius* auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu ich lieber
Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde giessen.

RAPHAEL AN JULIUS.

Ein Glück, wie das unserige, *Julius*, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos.

Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke in vollem Genusse unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unserer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksale abzuverdienen. Du wusstest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Male. —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, dass ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfalle sicher zu seyn. Je verlassener du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Dass ich aus deinem süssen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heisse, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein *Julius?* In voller Jugendkraft standst zu vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den grossen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausschweifungen zurückzureissen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir verekelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts du fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, *Julius!*

Undankbarer! du schmähst die Vernunft, du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiss noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffasstest, hat deine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muss dem Gange deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich dir antworten. — —

JULIUS AN RAPHAEL.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. *Raphael*, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister—schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, dass sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dies Fragment durchlesen, mein *Raphael.* Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszusöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, dass auch *Raphaels* Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

THEOSOPHIE DES JULIUS.

DIE WELT UND DAS DENKENDE WESEN.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborne Welt den Riss ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufaufzusuchen, und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriss zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die grosse Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannichfaltigen Aeusserungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und ausser mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des *Linnäus*, heissen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, in Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein *Raphael*, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein

Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reissend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniss hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, dass sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt lieg'. Jeder kommende Frühling, der die Sprösslinge der Pflanzen aus dem Schosse der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniss eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, *Raphael*, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

> Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehn seyn wird.

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

IDEE.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeusserung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jedem schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Grossmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewusstseyn in unserm Herzen, dass wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsere Wangen färbt, dass unsere Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert, dass wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsers Wesens erwerben muss? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, dass unsere Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, *Raphael*, wo eine grosse Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, *Raphael*, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, dass es dir dann nur den Lorber missgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein grosses Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam fasst.

Wende mir nicht ein, dass bei lebendiger Erkenntniss einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, dass selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Grösse durchflamme. Ich weiss z. B. dass unser bewunderter *Haller*, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Grösse ich so viel Bewunderung zollte, dass eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Grösse beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, dass in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die grossen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben desswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, dass der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, dass die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue, in den Armen des Lasters, nur desto süsser erholen.

Ich wollte erweisen, mein *Raphael*, dass es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, dass die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, dass unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewusstseyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster—Gott ruft: Licht.— — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten.

Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuss ich ausser mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

LIEBE.

Jetzt, bester *Raphael*, lass mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermesslichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräusserten Eigenthums — Menschenhass ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als *Raphael* sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriss meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schönern Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsere Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine grossen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das Erste hatte mich zu *Raphael* gemacht.

» War's nicht dies allmächtige Getriebe,
» Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
» Unsre Herzen an einander zwang?
» *Raphael*, an deinem Arm — o Wonne!
» Wag' auch ich zur grossen Geistersonne
» Freudig den Vollendungsgang.

» Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
» Hab' aus Millionen dich umwunden,
» Und aus Millionen mein bist du.
» Lass' das wilde Chaos wiederkehren,
» Durch einander die Atomen stören,
» Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

» Muss ich nicht aus deinen Flammenaugen
» Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
» Nur in dir bestaun' ich mich.
» Schöner mahlt sich mir die schöne Erde,
» Heller spiegelt in des Freund's Geberde,
» Reizender der Himmel sich.

» Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
» Süsser von des Leidens Sturm zu rasten,
» In der Liebe Busen ab.
» Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
» *Raphael*, in deinen Seelenblicken
» Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

» Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
» Seelen träumt' ich in die Felsensteine
» Und umarmend küsst' ich sie.
» Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
» Freute mich, antworteten die Klüfte,
» Thor genug, der süssen Sympathie. » —

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte *Desdemona* liebt ihren *Othello* wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche *Othello* liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Du verstehst mich, mein *Raphael*. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Grösse, Vortrefflichkeit im Kleinen und Grossen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die grosse Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfliesst in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besässe jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Massstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sclaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verschreien. *Swift*, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, *Swift* selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

AUFOPFERUNG.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, dass ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, dass es mich nichts kosten sollte, für *Raphaels* Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, dass wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schliesst die Liebe aus. Es muss eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fliessen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit : Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerinn eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuss des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein *Raphael,* die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Lass' in seiner Seele das vollständige Ideal jener grossen Wirkung emporsteigen — — lass' in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — lass' die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfliessen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

GOTT.

Alle Volkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Grössen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weisser Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fliessen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müsste endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, *Raphael?*) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein *Raphael,* ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewusst, zielen wir dahin.

» Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
» Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
» Lechzen nach dem süssen Fesselzwang.
» Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen
» Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
» Waltet göttlich dieser Drang.

» Arm in Arme, höher stets und höher,
» Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
» Der sich an den letzten Seraph reiht,
» Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
» Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
» Sterbend untertauchen Mass und Zeit.

» Freundlos war der grosse Weltenmeister,
» Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
» Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
» Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
» Aus dem Kelch des ganzes Wesenreiches
» Schäumt ihm die Unendlichkeit. »

Liebe, mein *Raphael,* ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das grosse Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Lasst uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Lasst uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschliessen an einander. Lasst uns Schönheit und Freude pflanzen, so ärnten wir Schönheit und Freude. Lasst uns hell denken, so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblasste bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher : liebet euch unter einander.

» Weisheit mit dem Sonnenblick,
» Grosse Göttinn tritt zurück,
» Weiche vor der Liebe!
» Wer die steile Sternenbahn
» Ging dir heldenkühn voran
» Zu der Gottheit Sitze?
» Wer zerriss das Heiligthum,
» Zeigte dir Elisium
» Durch des Grabes Ritze?

» Lockte sie uns nicht hinein,
» Möchten wir unsterblich seyn?
» Suchten auch die Geister
» Ohne sie den Meister?
» Liebe, Liebe leitet nur
» Zu dem Vater der Natur,
» Liebe nur die Geister. »

Hier, mein *Raphael,* hast du das Glaubensbekenntniss meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriss meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging

der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt, und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, dass das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen. — Die Welt, wie ich sie hier mahlte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne deines *Julius* wirklich — — vielleicht, dass nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücken reisse — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner seyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, dass sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner grossen Vollendung, und der süsseste Triumph für den höchsten Geist, dass auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, dass alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. *Raphael* — welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, dass sie es nothwendig seyn muss, und dennoch ist es möglich, dass alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern blos ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äussert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äussert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Grössenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltenentdecker *Kolumbus* die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die grosse Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmisst, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselweise trösten; diese wird *Raphael* dem Knabenalter seines *Julius* vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag seyn, dass ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, dass ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, dass die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der Andere ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiss in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit musste Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfasst auch das bedingungsweise Nothwendige, jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem grössern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige grosse Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert lässt, wo noch irgend ein Lebensgenuss Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todte Gebiet der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnwitze sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die grosse Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsternheit des *Tarquinius Sextus* zu spinnen wusste — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen grossen Zwecken verbrauchen, und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniss der Wahrheit.

Lass', theurer Freund meiner Seele, lass' mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders mahlt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für Alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — «Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!»

RAPHAEL AN JULIUS.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, *Julius*, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer musste es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, dass so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wiederausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müsstest.

Aber dies Alles ist nicht in meinem Plane. Du sollst zu einer höhern *Freiheit des Geistes* gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dies fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elasticität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die dir auffallen mussten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtest du, als bübische Rache einer Sclavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genusse deines blühendsten Lebens, und in Aeusserung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloss ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzuflössen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuss in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Dass ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als dass deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der *erste* Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die grössten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wissbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnissvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst *willkürlich* zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiss, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und dies sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewusst zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt,

in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, *Julius*, müssen dich diese Aeusserungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müsste ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniss vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniss seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich *gerecht* waren?

« Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Musste ich einen höhern Genuss nur desswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen? »

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseyns hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewusstseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Mass von Grösse, wozu du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen, und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mussten nothwendig der Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blos, diesen Zeitpunkt, womöglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die *Grösse* des Menschen nach dem *Stoffe* zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der *Art*, wie er ihn *bearbeitet*. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiss das *Gepräge der Vollendung* auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, dass es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiss auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die *Kunst*. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein *reiner* Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. *Leben* und *Freiheit*, im grössten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefasst werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der grössern Menge von Misstönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für *diesen* Kunstgenuss empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiss seinen Werth nur als *Mittel*, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Grösse kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre *Schöpfer* zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deinige, *Julius*. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wissbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muss dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiersten Aeusserung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

BRIEFE ÜBER DON KARLOS.

ERSTER BRIEF.

Sie sagen mir, lieber Freund, dass Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des *Don Carlos* noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, dass der grösste Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken führen zu lassen, dass Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl den Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und dass Sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den *Gründen* zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn es anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den

Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die *Divinationsgabe* und *Billigkeit* seiner Kritiker ankommen liess, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, dass das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, dass es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie Sich's also gefallen, lieber Freund, dass ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet seyn, dass ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. *St. Reals* Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeusserungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, dass ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden, ergangen sind, musste nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; *Carlos* selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis *Posa* seinen Platz eingenommen. So kam es denn, dass ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich musste die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, dass es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelungen seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, dass Marquis *Posa* das uneingeschränkteste Vertrauen *Philipps* davon trug; aber zu dieser ausserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschliessen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

ZWEITER BRIEF.

Der Charakter des Marquis *Posa* ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müsste also dargethan werden, in wie fern er mit der Menschennatur zusammenhängt, in wie fern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben fliessen, und in der Verkettung äusserlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blössen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äussert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als blosse Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines *Curtius*, *Regulus* und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müsste also entweder in dem Widerspruche dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als dass in *Philipps des Zweiten* Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis *Posa*, gedacht haben konnte, — dass Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, — und dass eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr *für* als *wider* ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller grossen Köpfe entsteht er zwischen Finsterniss und Licht, eine hervorragende isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde ausserordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisirte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das

Geheimniss, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, musste die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren grossen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf sie wirkt, und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sclaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser, und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe *Philipps II.* und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um *republikanische* Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von aussen, sein Stand als Malteserritter selbst, schenkten ihm die glückliche Musse, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Aussendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig seyn, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben seyn können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, dass man für *Meinungen* alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, dass sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der *Wahrheit* diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, dass Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben, sollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müsste denn annehmen, dass Wahrheit minder fähig sey, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist ausserdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äussern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müssten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoss genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte seyn, dass die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntniss von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von *Philipp II.* unterhalte; jetzt hätte ich es blos mit *Posa's* Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

DRITTER BRIEF.

Sie wollten neulich im *Don Carlos* den Beweis gefunden haben, dass *leidenschaftliche Freundschaft* ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als *leidenschaftliche Liebe*, und meine Antwort, dass ich mir das Gemählde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, dass es *schwärmerische Freundschaft* gewesen, was ich mir in dem Verhältnisse zwischen *Carlos* und Marquis *Posa* zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkte haben Sie folglich diese beiden Charaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser *Freundschaft* wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellte, dass sie dieses Ziel *nicht* gewesen, und auch schlechterdings nicht seyn konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen liesse?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden konnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen Beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, dass der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniss, in welchem Beide zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Grosse und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie *Posa's*, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, musste frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, musste von einem engern Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist musste bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergiessungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegen eilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist *Posa* der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muss durch ein schweres Opfer errungen werden.

« Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
» Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
» Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück.
» — Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
» Von dir entfernen. Dreimal wiesest du

» Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
» Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. s. f.
» — — — — Mein königliches Blut
» Floss schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
» So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn',
» Von Rodrigo geliebt zu seyn. »

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf *persönliche* Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als *Königssohn*, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. *Carlos* öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für *Carlos*; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das grosse Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. « Ich will bezahlen, » sagt er, « wenn *Du* — *König* bist. » Ist es möglich, dass sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, *Freundschaft* erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch *Gleichheit* ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mussten mitgetheilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und *Carlos* war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiederte. Ein Geist, wie *Posa's*, musste seine Ueberlegenheit frühzeitig zu geniessen streben, und der liebevolle *Carl* schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! *Posa* sah in diesem schönen Spiegel sich selbst, und freute sich seines Bildes. So entstand die akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. *Carlos* kommt an den Hof seines Vaters, und *Posa* wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süssen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählig in einen Zustand *müssiger* Schwärmerei, *unthätiger Betrachtung*. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die *erste Liebe*. In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des *Leidens*. Auf einen einzigen Gegenstand sind seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend, in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

« Ich habe Niemand — Niemand
» Auf dieser grossen weiten Erde, Niemand.
» So weit das Scepter meines Vaters reicht,
» So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
» Ist keine Stelle, keine, keine, wo
» Ich meiner Thränen mich entlasten kann. »

Hülflosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniss der Sympathie, weil er *allein* ist, und *unglücklich*. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen, im Grossen, wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in *Beziehung* auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks, lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im *Grossen und Ganzen*, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniss verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im grossen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müssigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müssige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken ist in zweckmässige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein *Wilhelm von Oranien*, *Coligny* u. A. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählig zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den grossen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses grossen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war *),

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen

so kommt er jetzt von der grossen Aernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das grosse Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

« So viele reiche blühende Provinzen!
» Ein kräftiges und grosses Volk, und auch
» Ein gutes Volk, und *Vater dieses Volks*,
» Das dacht' ich, das muss göttlich seyn. »

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und *hier* erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alkala verliess. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblings angelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines *geträumten Staats* zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fieberischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

« Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
» Die deinige allmächtig an mir schlagen.
» O, jetzt ist Alles wieder gut. Ich liege
» Am Halse *meines* Rodrigo! »

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn *Posa?* Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verliess, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwiedert er diesen unwillkommenen Empfang.

« So war es nicht, wie ich Don Phillipps Sohn
» Erwartete —— Das ist
» Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
» Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
» Denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
» Nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle —
» Ein abgeordneter der ganzen Menschheit
» Umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
» Provinzen, die an Ihrem Halse weinen u. s. f. »

Unfreiwillig entwischt ihm seine Herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und *Carlos* muss alles Rührende seiner Lage aufbieten, muss die entlegensten Scenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich *Posa* in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweigebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlinn seines Vaters —

« Das ist der *Carl* nicht mehr,
» Der in Alkala von dir Abschied nahm.
» Der *Carl* nicht mehr, der sich beherzt getraute,
» Das Paradies dem Schöpfer abzusehn,
» Und dermaleinst, als uneingeschränkter Fürst,
» In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
» War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
» Sind diese Träume! » —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur *Freund* allein, und *mehr nicht* gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat *Posa*, der Weltbürger, gehandelt? *Posa*, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines *Carlos* gezittert, als dass er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königinn die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. *Posa*, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. So lange sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; so lange seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen *Carlos* hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heissesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füssen seiner Königinn; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschenen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muss er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königinn Herz überzeugt ihn, dass er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiss seyn, dass sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniss, dass sich seiner grossen Angelegenheit entgegen

wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie
« Grossmüthig wie der Starke, Menschenglück
» Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
» In Ihrem Weltgebäude.
» Stellen Sie der Menschheit
» Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
» Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
» Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
» Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
» Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
» Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
» In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
» Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
» Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
» Als die Bedingung endlicher Naturen. »

warf, selbst diese unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muss durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

« — In dieser hoffnungslosen Flamme
» Erkenn' ich früh'der Hoffnung goldnen Strahl.
» Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
» Die stolze königliche Frucht, woran
» Nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
» Ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
» Beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
» An diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen. »

Aus den Händen der Königinn empfängt jetzt *Carlos* die Briefe, welche *Posa* aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königinn ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und *Posa* glaubt zu bemerken, dass sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf *Carlos* Liebe zur Königinn für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe heruntersank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

« O, ich fühle,
» Wovon ich mich entwöhnen muss. Ja, einst,
» Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
» So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
» In deinem weiten Busen Raum. Das Alles
» Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
» Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
» Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
» Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
» Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Carl,
» Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
» Seitdem du Niemand liebst, als dich! »

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange *Carl* in der Nähe der Königinn bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

« Er soll
» Dem König ungehorsam werden, soll
» Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
» Mit offnen Armen die Flamänder ihn
» Erwarten. Alle Niederlande stehen
» Auf seine Losung auf. Die gute Sache
» Wird stark durch einen Königssohn. »

Würde der *Freund* des *Carlos* es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber *Posa,* dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, *Posa,* der Weltbürger, musste gerade so und nicht anders, handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine *wagende Kühnheit,* die ein heroischer Zweck allein einzuflössen im Stande ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfs, dieser Alles ausschliessenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen grossen kosmopolitischen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

VIERTER BRIEF.

Um einen grossen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständniss bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter, wie der seinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schliesst keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Dass er das Menschengeschlecht mehr liebt, als *Carl,* thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniss vor allen Uebrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie *Hamlet* seinen *Horatio.* Man hält dafür, dass das Wohlwollen um so schwächer und laulicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollesten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es *Carlos* ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so fasst er zuletzt Beides in Einem Gefühle unzertrennlich zusammen. In *Carlos* allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in Einem Gegenstande auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfasst.

« Mein Herz,
» Nur einem Einzigen geweiht, umschloss
» Die ganze Welt. In meines Carlos Seele
» Schuf ich ein Paradies für Millionen. »

Hier ist also Liebe zu einem Wesen, ohne Hintansetzung der allgemeinen, sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschliessende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemählde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des *Carlos* sollte darum weniger Anspruch auf unsere Thränen und unsere Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Aeusserung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

FÜNFTER BRIEF.

Leidenschaft für die Königinn hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze liess ihn dem lauernden Argwohne seiner Feinde die gefährlichsten Blössen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verschmähten Buhlerinn zu werden. Seine Lage von aussen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muss der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustande muss er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem Könige ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniss der Mittheilung zum Erstenmale fühlen lässt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengrösse fühlen, und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

« *König! König* nur,
» Und wieder *König!* — Keine bess're Antwort,
» Als leeren hohlen Wiederhall! Ich schlage
» An diesen Felsen und will Wasser, Wasser,
» Für meinen heissen Fieberdurst. Er gibt
» Mir glühend Gold — »

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie *Philipp II* war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand musste in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten, und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muss; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von *Posa* hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch *Carlos* Leidenschaft für die Königinn und deren unausbleibliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, dass auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie musste der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, dass sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von *Carlos* Liebe, als die blos vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern sind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft blos geahnet hat, treten jetzt sichtbar hervor, und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. *Carlos*, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das *einzige unentbehrliche Werkzeug* zu *jenem* feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfasst. Aus diesem universellern Motive musste eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fliessen, als nur immer die stärkste *persönliche* Sympathie hätte hervorbringen können. *Carls* Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuss seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in *Carlos* geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den *König zu nehmen*. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

« Mich will er haben? — Mich? Ich bin ihm nichts.
» Ich warlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
» Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
» Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
» Es führt zu nichts. »

Aber nicht lange überlässt er sich dieser müssigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniss in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblicke machen lässt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfand, womit gewuchert werden muss. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; blosse dunkle Ahnung; und auch diese kaum; blos flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muss den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiss, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

SECHSTER BRIEF.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich *Posa* gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich blos, bei demjenigen

stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, dass seine grosse Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem grossen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen liess, dass es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck musste desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber *Posa* hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der *damaligen Gemüthslage* desselben zu wenig unterrichtet, um sie *mit* in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äusserst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von *Humanität*, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustande der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung *veredelt er sich den König*, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergisst sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An *Carlos* wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich *Carlos* Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft, als die herrschende, den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, dass man es mit weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, so bald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft *unterordnet*. Dann ist es natürlich, dass diese, bei dem nächsten Anlasse, ihre Rechte reklamirt, und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit *Posa* seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen *Carlos* und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, dass dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund *Carl* schuldig machte. *Posa*, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde *Carls* wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung, der Leidenschaft vergibt man sie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Dass sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen wo er darüber scherzt, oder sich ernsthaft davon reinigt. « Gesetzt, » sagt er der Königinn, « ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen? »

KÖNIGINN.

« Nein, Marquis,
» Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
» Unreifen Einbildung Sie zeih'n. Sie sind
» Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
» Was nicht geendigt werden kann.

MARQUIS.

» Das eben
» Wär' noch die Frage, denk' ich. »

Carlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluss in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers ausser Zweifel zu setzen. « Du selbst, » sagt er ihm, noch immer im Wahne, dass der Marquis ihn aufgeopfert,

« Du selbst wirst jetzt vollenden,
» Was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
» Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
» Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
» Ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
» Du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe
» Hat alle frühern Blüthen meines Geist's
» Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
» Für deine grossen Hoffnungen gestorben.
» Vorsehung oder Zufall führen dir
» Den König zu — Es kostet mein Geheimniss,
» Und er ist *dein !* Du kannst sein Engel werden;
» Für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
» Für Spanien! » u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen *von Lerma*, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen.

« — Er hat
» Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
» Wie seine eigne Seele. O, das weiss ich!
» Das haben tausend Proben mir erwiesen.
» Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
» Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?
» Sein Busen war für Einen Freund zu gross,
» Und Carlos Glück zu klein für seine Liebe,
» Er opferte mich seiner Tugend. »

SIEBENTER BRIEF.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde *Carlos* dadurch entzogen worden, dass er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, dass diese Lieblingsgefühle das *eigentliche*

Band ihrer Freundschaft waren, so wusste er auch nicht anders, als dass er dieses in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wusste *Carlos* nicht, aber *Posa* wusste es recht gut, dass diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige *Palladium ihrer Freundschaft* und der wichtige Titel waren, unter welchem *Carlos* sein Herz besass; eben weil er das wusste, und im Herzen voraussetzte, dass es auch *Carl* nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, dass er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem Könige vorgegangen war, musste in seinen Gedanken eben so viel heissen, als ihm ankündigen, dass es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber *Carlos* künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas für sich Bestehendes und durchaus *nur* Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, dass *Posa*, der Weltbürger, dem *künftigen* Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den *jetzigen* gegründet hatte; aber *Posa*, *Carlos* Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche *Posa* sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt. 6. Auftritt.

» Der König glaubte dem Gefäss, dem er
» Ein heiliges Geheimniss übergeben,
» Und glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
» Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
» Nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Warum
» Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
» Die über seinem Scheitel hängt? »

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

« — — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
» Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
» Das Wagestück zu enden, unterschlage
» Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniss. »

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, dass sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen, (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahrern Aufschluss über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, dass es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bei mir, sagt er zu der Königinn,

« — einen neuen Morgen
» Heraufzuführen über diese Reiche.
» Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
» Mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel.
» Und seine Alba sind nicht mehr, u. s. f.

» Doch geb' ich
» Den König auf. In diesem starren Boden
» Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
» Nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
» Vom reifen Manne schamroth widerrufen.
» Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
» Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
» Im Norden zu erkünsteln? eines müden
» Tyrannen letzten Ruthenstreich zu mildern,
» Die grosse Freiheit des Jahrhunderts wagen?
» Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
» Verhängniss reift in meinem grossen Freunde.
» Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
» Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
» Wenn ich das Schlimmere Gewählt? Wenn ich
» Den grossen Wink der Vorsicht missverstanden,
» Der *mich*, nicht *ihn*, auf diesem Thron gewollt. » —

Also hat er doch *gewählt*, und um zu wählen, musste er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, dass das Interesse der Freundschaft einem Höhern nachsteht, und dass ihr nur durch dieses Letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältniss zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als *Philipp* selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

« Und wem bracht' er dies Opfer?
» Dem *Knaben*, meinem Sohne? Nimmermehr.
» Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
» Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
» Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
» Der ganzen Menschheit. *Seine Neigung war*
» *Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern.* »

ACHTER BRIEF.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von aussen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reissen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten, und sie gleichsam *werden* sehen müsste? Genug für uns, dass Alles, was Marquis *Posa* liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn *repräsentirt* wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, dass es dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfasst, und dass Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äussert. Wir geniessen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemähldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von *Posa's* Bestrebungen über den Prinzen *hinaus* gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt

er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als *nur* diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt seyn — so muss der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das grosse Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl *Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat.* Haben wir einander also über *Posa's* Freundschaft missverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letztern Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, dass manche Missverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoss genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stücks, wenn es *Liebe* nicht seyn soll, und *Freundschaft* nie seyn konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muss noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Rufen Sie Sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der *Individuen* bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, dass es dem Zufalle, der wohl grössere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche blosses Spielwerk war, durfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerke, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jünglinge an, dass er wohl gar derjenige seyn dürfte, mit dem wir unserm Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schöne organisirte Jünglingsseele am Throne, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müsste der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

« Sey'n Sie
» Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
» Auch Leiden kennen lernen — »

Aus dem Schosse der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechszehnten Jahrhundert — *Philipps des Zweiten* Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst, — was hindert mich, dieses anzunehmen? ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgner Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine *erste Liebe.* Dem Marquis liegt äusserst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königinn auf:

« Dass er für die Träume seiner Jugend
» Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
» Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
» Gerühmter besserer Vernunft das Herz
» Der zarten Götterblume, dass er nicht
» Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
» Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
» Ich hab' es ihm zuvor gesagt — »

Unter beiden Freunden bildet sich also ein *enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint,* handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen *Fürsten* aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses musste längst vorhergegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstande eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu *zeigen*, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muss, und ihre *subjektive* Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, un-

bekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

NEUNTER BRIEF.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser ausserordentlichen Wirkung versehen sollen, musste zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer musste er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, dass er Manns genug sey, über den Schmerz zu siegen; er musste durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem *innerlichen* Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äusserlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, dass sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in grösserem Masse leisten, als die mächtigste von allen, *die Liebe?*

Alle Leidenschaften, von denen für den grossen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine *Liebe*, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

« Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
» Lang' ehe noch Elisabeth hier herrschte. »

Der Prinzessinn von *Eboli* gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergisst, zeigt er eine Unschuld, die der *Einfalt* sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessinn weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuss, den er der Prinzessinn gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dies war doch gewiss ein sehr tugendhafter Kuss! Aber auch über eine *feinere* Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessinn von *Eboli*, deren buhlerische Künste an seiner *bessern Liebe* scheitern. Mit dieser Liebe allein hatte er also zu thun, und *ganz* wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade *so* und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, dass die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Grosse und Schöne, Delikatesse, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Grossmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes solle er zeigen, aber *weise* sollte er nicht seyn. Der künftige grosse Man sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu seyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muss, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, solle sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht seyn, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben so begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren *Philipps* und seiner Geistesverwandten einen so grossen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts, als die Maschinen hätten seyn sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem *geistlichen, politischen* und *häuslichen* Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen *Schöpfer des Menschenglücks* aus dem Stücke gleichsam *hervorgehen* zu lassen; so war es sehr an seinem Orte, den *Schöpfer des Elends* neben ihm aufzuführen, und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemählde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Throne, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, dass er unter allen seinen Millionen *allein* ist, dass die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, dass ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sclaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büssen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Grösse, aber wir trauern über seinen Missverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er auch blos durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemählde zurückstösst, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in *Carlos*, in seines Freundes, und in der Königinn Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für *Ueberladung* gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der *Einheit*, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sey mir

genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, dass, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muss sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muss sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie *Carlos* von uns und seiner Königinn scheidet.

« — Ich habe
» In einem langen schweren Traum gelegen,
» Ich *liebte* — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
» Sey das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
» Ein höher, wünschenswerther Gut, als dich
» Besitzen — Hier sind ihre Briefe
» Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
» Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
» Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
» Geläutert — Einen Leichenstein will ich
» Ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil
» Geworden — Ueber seine Asche blühe
» Ein Paradies!

KÖNIGINN.

» —— So hab' ich Sie gewollt!
» Das war die grosse Meinung seines Todes. »

ZEHNTER BRIEF.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muss er mit demjenigen, den Marquis *Posa* sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt seyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den grössten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fliessen muss. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts, als das Gemählde einer Leidenschaft gefasst gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, « Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die *heiligsten* seyn müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen. » Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind desswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem *Montesquieu* erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

EILFTER BRIEF.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde *Posa* verabschiede, noch ein Paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, dass er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt, und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmasse, dass er ihn *blind*, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen Sie, lässt es sich entschuldigen, dass Marquis *Posa*, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniss zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Massregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Misstrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreissen könnten, und auch wirklich nachher hingerissen haben, dass er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äusserste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben so unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich liess ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Befehl erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur *Intrigue*, wo er durch ein *gerades* Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen seyn?

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, dass sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreissen lassen, der innern Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhange dieses Charakters keinen *nähern* Aufschluss mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheile blos darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die *glänzendere Situation der Wahrheit* nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von *Posa* hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus *gerader* gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: « dass *Liebe* zu einem *wirklichen Gegenstande* und Liebe zu einem Ideale sich in ihren Wirkungen eben so ungleich seyn müssen, als sie in ihrem Wesen von einander verschieden sind — dass der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an *seine Vorstellung* von Tugend und hervorzubringendem Glücke sehr oft ausgesetzt ist, eben so willkürlich mit den

» Individuen zu schalten, als nur immer der selbst-
» süchtigste Despot, weil der Gegenstand von Beider
» Bestrebungen *in* ihnen, nicht *ausser* ihnen, wohnt,
» und weil Jener, der seine Handlungen nach einem
» innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit Ande-
» rer beinahe eben so im Streite liegt, als dieser, des-
» sen letztes Ziel *sein eignes Ich* ist. » Wahre Grösse des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzung fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt gross um des Gesetzes willen; die Schwärmerei um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten *Helden*, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste *verehren*, die zweite *bewundern*, die dritte *lieben* wir. *Carlos* hat Ursache gefunden, es zu bereuen, dass er diesen Unterschied ausser Acht liess, und einen grossen Mann zu seinem Busenfreunde machte.

« Was geht die Königinn dich an? Liebst du
» Die Königinn? soll deine strenge Tugend
» Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
» — — — — Ach, hier ist nichts verdammlich,
» Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
» Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
» Dass du *so* — *gross* als *zärtlich* bist. »

Geräuschlos, ohne Gehülfen, in stiller Grösse zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Dass er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. *Carlos* verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die Keinem, der sich nur einigermassen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen, oder dem Gange seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd seyn kann. Es ist diese: dass die moralischen Motive, welche von *einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit* hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen, und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Missbrauche ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, dass jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müsste sie zu einem äusserst gefährlichen Instrumente in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter, oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von *Gewaltthätigkeit* gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der *Heimlichkeit* und der *Herrschsucht* immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines, von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken, und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen, und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniss erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg *abzukürzen*, ihr Geschäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüths zur Herrschbegierde, oder dem Bestreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Ich wählte desswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen *Freiheitsgenusses* sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren liess. Es lag in meinem Plane, dass er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die Allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuss aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich grössern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen, — diese meine ich, dass man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, dass sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens, oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat; denn nichts führt zum *Guten*, was nicht *natürlich* ist.

ZWÖLFTER BRIEF.

Es ist nur noch übrig, ein Paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, dass er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für *Carlos* zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? Und

konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn Alles seinem Plane gemäss eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, dass sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Musse zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht *des Märtyrthums wegen sterben wollte,* so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurfe, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, dass der Marquis *nur* für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, dass *er nicht für ihn gelebt,* und dass es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandniss habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — « er » stirbt, um für sein — in des Prinzen Seele niederge- » legtes — Ideal Alles zu thun und zu geben, was ein » Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das » Theuerste ist; um ihm auf die nachdrücklichste Art, » die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er » an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes » glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben » sey; » er stirbt dafür, warum mehrere grosse Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, *um* durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sey, dass man Alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie *Lykurgus* Gesetzte ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen, und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt seyn. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verliess *Lykurgus* das Gebiet von Sparta, hörte, von diesem Augenblicke an, auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren, und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte *Lykurgus* im Ernste geglaubt haben, das lacedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden, und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, dass ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, dass er es hingab, um durch das Grosse und Ausserordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck Seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugiessen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie *nothwendig,* wie *natürlich* und wie *nützlich* diese Auskunft *in der That* war, sondern wie sie demjenigen *vorkam,* der sie zu ergreifen hatte, und wie *leicht oder schwer* er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muss. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschlusse führen, ihm *geläufig,* und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluss auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vorbringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluss, den er fasst, *nothwendig;* haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluss bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschlusse? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. *Schrecken:* er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindinn kennt, ein Geheimniss zu offenbaren, woran sein Leben hängt. *Zweifel:* er weiss nicht, ob dieses Geheimniss heraus ist oder nicht? Weiss es die Prinzessinn, so muss er gegen sie als eine Mitwisserinn verfahren; weiss sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. *Unwille über sich selbst:* Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. *Schmerz und Verzweiflung:* er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

« Verlassen von dem Einzigen wirfst du
» Der Fürstinn Eboli dich in die Arme —
» Unglücklicher! in eines Teufels Arme
» Denn *diese* war's, die dich verrieth — Ich sehe
» Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
» Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.
» Du liegst zu ihren Füssen. Das Geständniss
» Floh über deine Lippen schon. Für dich (Sinnen!
» Ist keine Rettung mehr—Da wird es Nacht vor meinen
» Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
» Im ganzen Umkreis der Natur! — »

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren, und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in

die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die grösste Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, dass seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Grösse angefüllt und durchdrungen ist, dass die Helden des *Plutarch* in seiner Seele leben, und dass sich also unter zwei Auswegen immer der *heroische* zuerst und zunächst ihm darbieten muss? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sey? — Was ist wiederum natürlicher, als dass der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen lässt, die ihm etwas kosten; dass er es der Gerechtigkeit gewissermassen schuldig zu seyn glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, dass er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustande zu reissen, sich den freien Genuss seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist, wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht *in* sich, nicht *ausser* sich, Hülfe; und wenn der blos *kluge* Mensch sein Erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine ausserordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluss des Marquis gewissermassen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühle von *Dumpfheit* und *Verzagung*, dem schrecklichsten Zustande für einen solchen Geist, zu entreissen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, dass schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich *Carlos* freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese grossmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblicke also nicht wenig verstärken muss. Dass ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischte. *Carlos* dringt darauf, dass er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. « War ich auch so gewissenhaft, *Carlos,* » gibt er ihm zur Antwort, « da du, ein Knabe, für mich geblutest hast? » Die Königinn, von ihrem Schmerze hingerissen, beschuldigt ihn sogar, dass er diesen Entschluss längst schon mit sich herumgetragen —

» Sie stürzten sich in diese That, die Sie
» Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
» Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
» Gedürstet! »

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, dass sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschliesst, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluss in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiss, ob er ihn dann nicht anders gefasst hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königinn geht. O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Grösse seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

GESCHICHTE DES ABFALLS

DER

VEREINIGTEN NIEDERLANDE

VON DER

SPANISCHEN REGIERUNG.

VORREDE

DER ERSTEN AUSGABE.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter *Philipp II* in *Watsons* vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, dass das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlass zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter als ich Anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe liess mich bald Blössen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolirte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen musste. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was Anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriss zu werden.

Gegenwärtiger erster Theil, der sich mit dem Abzuge der Herzoginn *von Parma* aus den Niederlanden endigt, ist nur als die *Einleitung* zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte dieser *vorbereitenden* Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, jemehr ich diese Eigenschaften bei den mehrsten Skribenten vermisste, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und jemehr ich mich überzeugte, dass alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder gering scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen, und überhaupt zu langsam im Fortschritte der Handlung, so erinnere man sich, dass eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, dass alle nachherigen grossen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen, und ungewiss, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisirt, und in dem Schauplatze, auf welchem sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen lässt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluss — weil man sie alle gelesen haben musste, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen *Vieler* in manchen Stücken leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind, ausser *de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio* und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths *Hopperus*, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes *Viglius*, die Prozessakten der Grafen von *Hoorne* und *von Egmont*, die Apologie des Prinzen *von Oranien* und wenige Andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiss und Kritik zusammengetragene, und mit seltener Billigkeit und Treue verfasste Kompilation, die wirklich noch einen bessern Namen ver-

dient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie, ausser vielen Aktenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von *Bor, Hooft, Brandt, le Clerc* und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmässsiger Skribent, *Richard Dinoth*, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Kardinals *Granvella*, der unstreitig vieles Licht, auch über diese Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professors *Spittler* in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesichte, als dass ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Dass es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, dass eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniss abgewinnt, dass die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne desswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788.

EINLEITUNG.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Gross und beruhigend ist der Gedanke, dass gegen die trotzigen Anmassungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, dass ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, dass ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Ausserordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden, kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schosse der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als seine Nachbarn, jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Grösse auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Grösse, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. *Philipp der Zweite,* der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muss — *Philipp der Zweite,* mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleisses, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Musse des

Wohlstandes verlässt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sclaven verschliessen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluss und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureissen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hiess; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; *Philipp der Zweite* sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muss eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen grossen politischen Augenblick haschte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter *Brutus*, dem grossen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich grossmüthig seines fürstlichen Daseyns, steigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er seine muthlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Muth. *Philipp der Zweite* sendet so viele Verstärkungen, als seines Mittlers grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerissen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreissen ihren Bund, selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainetät wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, dass selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüthe verschmähte — einem Fremdlinge endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollsten Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet *Karl von Anjou* die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reisst noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit *Wilhelm von Oranien* alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiss, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewusstseyns kostet. Hartnäckig und ungewiss ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während dass der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiss zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Grösse erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung *Philipps* sterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Hass der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblute ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinette Europens Verräther zu besolden, die Unterstützung der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Eskurial erschöpften endlich seine so unermesslich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verliessen treulos ihre Führer

im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Masse, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlass in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müssiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und der Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder: diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiss war. Wenn wir den Zusammenfluss aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen, was muss es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne dass man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblössen. Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoss im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem Masse, wie sich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem *Philipp* sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, dass alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet: Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse grösstentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten, und den Preis aller Waaren bestimmten. Sogar während dieses Krieges konnte *Philipp* der Republik Holland den Handel mit seinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floss grösstentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was *Philipp* gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte unmittelbar für sie. Alle die unermesslichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen, und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien eben so viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war grösstentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter *Karl dem Fünften* bereits ihre Lorbern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; Viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht liessen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, dass Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden musste, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebornen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, musste der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröff-

nung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzoginn *von Parma* theilte sich dem Kabinette zu Madrid mit, und liess es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog *Alba's* unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers *Requescens*, *Don Johanns von Oesterreich* Hinterlist und Tücke, und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen *von Parma* gaben diesem Kriege eben so viel entgegengesetzte Richtungen, während dass der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das grössere Uebel war, dass die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluss und männliche Stätigkeit der Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, liess man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher, als *Wilhelm der Verschwiegene* war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleisse rückte er langsam sein grosses Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien *Philipp der Zweite* nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät musste jede Privatgrösse versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt dass die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floss, dass die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ungefährs Zeit liess, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihre Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien Anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkürlichen Anmassungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. *Philipps* Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt musste sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermesslichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mussten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Missbrauch angeborner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Missbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal *der* war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Hass und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser *Maximilian der Zweite*, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlass zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittelung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern musste, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hofe aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte *Wilhelm von Oranien* schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden grösstentheils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. *Elisabeth von England* übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmässigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkte schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand *Philipp* damals noch im Bündnisse des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. *Philipp* selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst, und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinetts gemacht. Ohne seiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, musste er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei Andern erweckte. Europa liess ihn für den Missbrauch einer Gewalt büssen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit, aber das Ausserordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Massstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, dass dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sey, oder dass sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewusst haben, an welchem sie nachher landeten. So reif als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig, als vor Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablasskram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzuge jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen als seinesgleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schosse des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewusst dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und grosse Handlungen waren, so ist die Begebenheit gross, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstande unsere Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen misshandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechszehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort wie hier sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathass die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniss ihrer Kräfte auf, und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. « Gestehet, Batavier! redet *Claudius Civilis* seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, « wird uns von diesen Römern noch wie sonst, als Bundsgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, dass uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuern Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reissen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Lager enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fussvolk und Reiterei. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten. » Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund, wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines grossen Namens. Die Cohorten des *Civilis* schwören am Rheine dem *Vespasian* in Syrien, wie der Kompromiss *Philipp dem Zweiten*. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnisse rettet *Civilis* seine Insel — wie funfzehn Jahrhundert nach ihm *Wilhelm von Oranien* die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserfluth. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten lässt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden, aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. *

FRUHERE

GESCHICHTE DER NIEDERLANDE

BIS

ZUM SECHSZEHNTEN JAHRHUNDERT.

Ehe wir in das Innere dieser grossen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurückthun, und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Ueberwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitläufige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande be-

* *Tacit. Histor.* L. IV. V.

greifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerschaften vertheilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes *. Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur linken des Flusses wohnten die Belgen **, zu seiner Rechten die Friesen ***, und die Batavier **** auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt *Cäsar* *****, waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns *Tacitus* ******, wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten, und wurde von seinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gespart. Diese batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Muth erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwammen. Die nämlichen Batavier hatten den *Agricola* auf seinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm diese Insel erobern helfen *******. Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden, und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später, und kosteten ihnen mehr. Der Römer *Drusus*, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nordsee drang, und aus dieser durch die Mündung der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand ********.

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des *Honorius* verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen, und erscheinen wieder als ein freies und sogar ein eroberndes Volk, das sich durch eigene Gebräuche und den Ueberrest der römischen Gesetze regiert, und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heut zu Tage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche seiner Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer grossen Regentenkunst, durch den Fleiss fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlechte beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf *Karl Martel*, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. *Karl der Grosse* vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses grosse Reich unter seinen Nachkommen durch Theilung wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen *.

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hülfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, musste durch neue Belehnungen wirder erkauft werden. Durch fromme Ursurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eigenes unabhängiges Daseyn in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter Einem Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des grössten Theils von den Niederlanden **. *Philipp der Gütige*, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die *Karl der Kühne*, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläufigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten *Karl des*

* *Cæsar de Bello Gall.* L. I, *Tacit. de Morib. Germ.* und *Hist.* L. IV.

** In den Landschaften, die jetzt grösstentheils die katholischen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

*** Im jetzigen Gröningen, Ost- und Westfriesland, einem Theile von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyssel.

**** In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyssel, dem heutigen Cleve u. s. f., zwischen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kaninefater, Mattiaker, Maresaten, u. s. f., die einen Theil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. *Tacit. Hist.* L. IV. C. 15. 56. *de Morib. Germ.* c. 29.

***** *De Bello Gall.*

****** *Hist.* L. IV, c. 11.

******* *Dio. Cass.* L. LXIX, *Tacit. Agricol.* c. 36. *Tacit. Annal.* L. II. c. 15.

******** *Tacit. Annal.* II, Cap. 8, *Sueton. in Claud,* Cap. I, n. 5.

* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, 1. Theil, 4tes, 5tes Buch.

** *Grot. Annal.* L. I, p. 2, 3.

Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsass begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfsquellen dieses Fürsten rechtfertigen einigermassen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verliess ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren *.

Die einzige Erbinn *Karls des Kühnen,* Maria, die reichste Fürstentochter und die unselige Helena jener Zeit, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei grosse Prinzen, König *Ludwig der Eilfte* von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und *Maximilian von Oesterreich,* Kaiser *Friederichs des Dritten* Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum ersten Male fing dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. *Ludwig,* der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstinn vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber, und entschied für *Maximilian,* dessen entlegnere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der *Maria* und *Maximilians* Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie, welche *Ferdinand* und *Isabella* kürzlich gegründet hatten; und *Karl von Oesterreich,* sein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenschaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und an grossen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiss ermunterte, Fremdlinge anlockte, und Wohlstand und Ueberfluss unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung heruntersah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoss, Heimfallsrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpressten, waren zu grosse Lockungen für sie, als dass sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluss gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschafften, und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wussten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbare Ausrüstung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der hinreissende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluss der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniss der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beschworner Konstitution in die Rechte des Vaters. *

Der erste Gesetzgeber ist die Noth; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprüngliche Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschliesst, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältniss des Souverains zu dem Volke, das sich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntniss derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so dass in Brabant kein Flämminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoss Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, dass viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären, und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt *Strada,* wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreiche veredelt **.

* Ein Page, der ihn fallen gesehn, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worin er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Mensch. Aber dass es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten, und seine Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin *Ludwig der Eilfte* die burgundischen Städte auffordert, zur Krone Frankreichs zurückzukehren. Sollte sich, heisst die Stelle, Herzog *Karl* noch am Leben finden, so seyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. *Comines.* T. III, *Preuves des Mémoires,* 495, 497.

* *Grotius.* L. I, 3.

** *De Bello Belgic. Dec.* L. I, II, 34. *Guicciardini Descr. Belg.*

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband, und alle bürgerlichen und peinlichen Händel als die letzte Instanz entschied. Die Souverainetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode *Karls des Kühnen* versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzoginn zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war *. Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen grossen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souverainetätsrechte versicherte **. Der Uebermuth der Genter verging sich so weit, dass sie die Günstlinge der *Maria*, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu missfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen, und vor den Augen dieser Fürstinn enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzoginn *Maria* bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaate sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlinn übernahm *Maximilian* aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer Kaiser geworden war. Er legte den Provinzen ausserordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügges seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiss in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampfe mit dem Ocean und den Mündungen reissender Flüsse, die gegen das niedrige Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle musste gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiss und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den grossen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleissige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir friesische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses muthige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompass, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Russlands zu steuern *. Von den wendischen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die grosse Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs der Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich **. Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in Einer Jahrszeit nicht wohl beschliessen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermessliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waaren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf, und wussten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schoss eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren ***, das Ansehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Versuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebunde selbst zu entsagen, und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu ver-

* *Mémoires de Philippe de Comines*, T. I. 314.

** A. G. d. v. N. II. Th.

* Fischers Geschichte des d. Handels. 1 Th. 447.

** Anderson III. 86.

*** *Mémoires de Comines. L. III. Chap. V.*

folgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mussten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen, und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels, und die grosse Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen *. Ausser der reichen Niederlage des Hansebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verführt.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, dass eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstande folgte. Das verführerische Beispiel *Philipps des Gütigen* konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Grossen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volke herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide **. « Dem Ueberflusse, » sagt uns *Comines* (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) « war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuern Aufwande getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzten, hatten alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Grossen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überliess sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Mass ***. »

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermass dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darniederdrückten! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluss schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von eilf Provinzen, *Philipp dem Guten,* den Krieg an, der eben so unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Havre viele tausend Mann, und musste den Zorn des Siegers mit einer Geldbusse von viermalhundert tausend Goldgülden versöhnen. Alle obrigkeitliche Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend an der Zahl, mussten im blossen Hemde, barfuss und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine französische Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen; ein unersetzlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit *Maximilian von Oesterreich,* ihm die Vormundschaft über seinen Sohn zu entreissen, deren er sich widerrechtlich angemasst hatte; die Stadt Brügges setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen, und liess einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser *Friedrich der Dritte* rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jetzt auch verliess, und sein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, dass nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war *.

Antwerpen empfing im sechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter *Karls des Fünften* Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei **. Die Industrie der Nation war im Anfange dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleisses in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meere

* Anderson III. 237. 259. 260.

** *Philipp der Gütige* war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand *Karl der Kühne* in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen grössern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenthümer damals zusammen besassen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat *Karln dem Kühnen* den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den grössten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Golstoff in Stücken: der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. *Karl* und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. *Comines I.* 253. 259.

*** *Mémoire de Philippe de Comines, T. I. L. I. C.* 2. *L. V. C.* 9, 291. Fischers G. d. d. Handels II. B. 193 u. s. f.

* Anderson. III Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

** Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten *. Den niederländischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, dass er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen **. Hieher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleis bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die *Fugger* und *Welser* hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen ***.

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniss an, sich hier niederzulassen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und grössere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten ****.

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahr 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhundert tausend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, drittehalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloss, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreissigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, dass die ausserordentlichen Steuern, die sie *Karl dem Fünften* zu seinen vielen Kriegen entrichten musste, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden *****.

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederlande eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleisses versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflössen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schosse des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edlern Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem *Cosmus von Medicis* jüngst sein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmahlerei, die Kunst auf Glas zu mahlen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie *Guicciardini* behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden, und das Schicksal wollte, dass diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu grösserer Vollkommenheit gediehen sind.

DIE NIEDERLANDE UNTER KARL V.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustossen; selbst *Karls des Kühnen* verwegenem Geiste, der einem auswärtigen Freistaate die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Ausserdem besassen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich Alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte *. *Karl der Fünfte* schaltete willkürlich in

* Anderson. III Theil. 155.

** Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahingeschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

*** Meteren. I Theil. I B. 12. 13.

**** Fischers G. d. d. Handels II. 593 u. s. f.

***** A. G. der vereinigten Niederlande. II Theil. 562. Fischers G. d. d. Handels. II. 595 u. s. f.

* Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche *Grotius* in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. « Mit den anwohnenden Völkern, sagt er, konn-

seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs musste ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je grösser die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner musste er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr musste er gereizt werden, dieses Hinderniss zu besiegen. Schon eine grosse Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht *Karls* weckte zu gleicher Zeit das Misstrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmassungen der Nation oft bis zum Missbrauche getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmässigkeit schmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräusserten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muss. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reissender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, dass sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glücke einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. *Karl der fünfte* führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach aussen, oder eine politische Handlung war, so musste er vor allen Dingen seiner Gliedmassen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritte trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er musste sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtsame seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mussten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniss eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, liess in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilliget hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigten ihnen die grosse Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war insoweit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war; als *Karls* vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiss nicht verletzte, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Glücklicherweise füh-

ten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab, und stossen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur dass letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepresst, an der See und den grössern Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung Anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mässigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, dass man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun musste. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, dass der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert seyn, aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gern. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, dass weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des Letzern den kastilianischen Hochmuth beleidige. » *Grotii Annal. Belg. L. I. 4-5. seq.*

ren die entgegengesetzte Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein *Marcus Aurelius* zum Ziele setzt, wird unter einem *August* und *Ludwig* gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, dass Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnisse des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung *Karls des Fünften* für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die grosse Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstandes, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst, führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmässig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äusserste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuss aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand musste das Wachsthum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der grössten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur, und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnissvollen Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch mahlerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet; einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, musste die neue Lehre, welche *Luther* in Deutschland, und *Kalvin* in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche *Karl* in diese Länder einführte, und die grosse Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein grosser Theil des niederländischen Adels studirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten geschlossenen Volke konnten diese ersten Keime erdrückt werden. — Der Zusammenfluss so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten musste ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, musste ein Orden des Müssiggangs, der Mönchsstand, lange anstössig gewesen seyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, dass sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Missbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten *.

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Secte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei Weitem die gebornen Niederländer. *Karl der Fünfte,* der bei dieser grossen Glaubenstrennung die Partei genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als dass der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederauflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man Anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmässigsten und nothwendigsten Bande zerreissen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mussten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen

* A. G. d. v. Niederlande. II Theil. 599. Siehe die Note.

müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft, und wurde mit ihr verwechselt. *Luther* hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hiess jetzt *Lutheraner*. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, dass eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, dass er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl musste sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen liess, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während dass er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung versicherte, liess er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrthümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart *.

Die Lehnsgüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht ausserhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So musste die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten **.

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute stunden im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke stunden stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn *Karl der Fünfte*, durch die Vorstellungen der Statthalterinn überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunale wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisition gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, dass während *Karls des Fünften* Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind *.

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. *Karls* gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Grösse erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloss ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere, und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr Einen Beherrscher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt, und diesem Staate einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte **. Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede liess sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. *Karl* war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf sie zurückfloss, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrika's um-

* *Thuan. Hist. P. I. L. VI.* 300. *Grot. L. I.*

** A. G. d. v. N. II. B. 547.

* Meteren. 1 Th. 1. Buch. 56. 57. *Grot. Annal. Belg. L. I.* 12. Der letztere nennt hunderttausend. A. G. d. v. N. II. Th. 519.

** Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen unter einander, die sich von Verfassung und Sitte biss zu Mass und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatze zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältniss zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäss sollten die siebenzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reichs zweimal so viel, als ein Churfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen: dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs geniessen, und an keinem ihrer besondern Vorrechte Gewalt leiden, die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

gab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heisse Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnisse, zu zehen verschiedenen Malen besuchte, hielt die Missvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souverainen Gewalt. *Karl* endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schosse er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein schelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während dass seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthume wühlten, während dass seine Statthalter pressten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte *Karl* diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn *Philipp* forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde liess er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt, und durch jede Aeusserung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchsthums erwachsen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschaft verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, dass der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen *. — *Philipps* Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergiessungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken **.

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämmingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuss nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernst seines Sohnes desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem *Karl der Fünfte* herunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König *Philipp*, seinen Sohn. « Wenn Euch mein Tod » (beschloss er endlich gegen diesen) « in den Besitz dieser » Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares » Vermächtniss schon einen grossen Anspruch auf » Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich sie Euch » aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, » um Euch den Genuss derselben zu beschleunigen; » jetzt verlange ich von Euch, dass ihr diesen Völ- » kern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür schuldig zu » seyn glaubt. Andere Fürsten wissen sich glücklich, » mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre » Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch » selbst mit geniessen, ich will Euch leben und re- » gieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele fol- » gen, wenige sind mir darin vorangegangen. Aber » meine Handlung wird lobenswürdig seyn, wenn » Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, » wenn Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr » bisher bekannt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit » des Glaubens unerschütterlich verharret, der die » festeste Säule Eures Thrones ist. Noch eines setze » ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem » Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft » abtreten könnet — aber nicht müsset. »

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete *Philipp* vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum stand. Es war eine unvergessliche Stunde *.

Diesem rührenden Gaukelspiele folgte bald ein anderes. *Philipp* nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: « Ich, *Philipp*, » von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beiden Si- » cilien u. s. f. gelobe und schwöre, dass ich in den » Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein » guter und gerechter Herr seyn, dass ich aller Edeln, » Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und » Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verlie- » hen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Her- » kommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt über- » haupt und insbesondere haben und besitzen, wohl » und getreulich halten und halten lassen, und ferner » Alles dasjenige üben wolle, was einem guten und » gerechten Prinzen und Herrn von Rechts wegen » zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine » Heiligen **! »

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflösst hatte, und das Misstrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesforme sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfasst war, als *Karl der Fünfte* selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. *Philipp* musste nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände

* Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren. 1 Th. 1 B. 21.22.

** A. G. d. v. N. II. 512.

* *Strad. Dec. I. L. I.* 4. 5. Meteren. 1 Buch, 28. *Thuan. Hist. P. I. L. XVI.* 769.

** A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 515.

ihm leisteten *, wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. *Philipp* endlich wird in diesem Huldigungseide der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte. Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Grossmuth des neuen Landesherrn bildete!

PHILIPP DER ZWEITE,

BEHERRSCHER DER NIEDERLANDE.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxembourg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen grossen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuss und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest, und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert grössere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl, vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft **. Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiss und Ueberfluss hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengern Himmel gekältet, lässt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmuth, Mässigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden seines Gewerbes und seiner Freiheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanftern Mischungen mit menschlichern Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterinn der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlichern Probe versuchen, und sieche gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

* Ebendaselbst. 516.

** *Strad, Dec. I. L. I.* 17. 18. *Thuan. II.* 48.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniss seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. *Karl der Fünfte* verliess seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemässigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in seinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Vertheilerinn war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sclaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Grossen, als den hundertsten Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein grosser Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwande von Ehrenbezeigungen hatte schon *Karl der Fünfte* die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde *Wilhelm von Oranien* mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf *von Egmont* nach England geschickt, die Vermählung *Philipps* mit der Königinn *Maria* zu schliessen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog *von Alba* nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame *Elisabeth* zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz *von Oranien*, an der Stelle des Herzogs *von Savoyen*, Feldherr geworden war, musste er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Grossen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Grossen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete, und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen theuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte, und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mässigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat *.

* *Reidanus. L. I.* 11.

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und musste es seyn. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät, und immer bereit, dem Nutzen der Kirche, und dem Staatsvortheile des Souverains das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiss waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer musste das Versehen seyn, wodurch es zu Grunde ging.

So gross *Philipps* Einfluss in diesen Ländern war, so grosses Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte *Elisabeth von England* ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schützen. Erst auf ihren schöpferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demüthigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieses Letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück *Solimanns* zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dankbarkeit und Furcht versicherten *Philipp* die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht, oder fingen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erst anfing, regelmässig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbaren Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König *Philipp* seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süsseste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war Beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erscheint sie als Trösterinn, als Erretterinn; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um *so* tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. *Karl der Fünfte* eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; *Philipp* that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener liess um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; *Philipp* entschliesst sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Massregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blicke die Uebersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. *Philipp* musste um so viel mehr Despot seyn, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er musste sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgt aus diesem Allem? *Philipp der Zweite* konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil Er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man ge-

wöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. *Philipp* zählte beinahe dreissig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit grössern Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen, tragen; das überlegene Genie des Vaters. und die Willkür des Alleinherrschers musste den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleinern Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süsse Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Uebergange anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausche einer müssigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, um durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

DAS INQUISITIONSGERICHT.

Philipp der Zweite sahe sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem grossen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hätte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte: ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr *Innocentius der Dritte* einen eigenen Richterstuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu seyn, dass kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der sekularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch sass bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschliessen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung *Karls des Fünften* damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in ausserordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden *.

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge, und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit grösserer Theil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiele verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an christlichen Altären fort, seinem *Mahomed* und *Moses* zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äusserliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen: es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so musste sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie musste die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs Innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele musste sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung musste

* *Hopper mémoires d. Troubles des Pays-Bas in Vita. Vigl.* 65. *sq.*

jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur musste die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlichen Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal *Ximenes* zum Stifter; ein Dominikanermönch, *Torquemada*, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heisst ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Messgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein heiliges Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemahlt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen, und scheussliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schliesst sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschliessen den schauerlichen Zug. Man glaubte eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Grossinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt? *.

Die grosse Glaubensrevolution durch *Luther* und *Kalvin* brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniss der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuss setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewütet. Die Todten vergisst man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf einem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelstriche, worin sie einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte *Karl der Fünfte* im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode *Adrians des Sechsten* bestellte sein Nachfolger, *Clemens der Siebente*, drei Inquisitoren für alle niederländischen Provinzen, und *Paul der Dritte* setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sahe sich *Karl der Fünfte* durch das schnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Genius des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstössig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniss hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte *Philipp* einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher, und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale

* *Burgund. Histor. Belg.* 126. 127. *Hopper.* 65. 66. 67. *Grot. Annal. Belg. L. I.* 8. 9. *sq. Essai sur les Mœurs. T. III. Inquisition.*

zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Blosser Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schosse der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniss berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Verbrechen: ein ruchloser teuflicher Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdrusse einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mussten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst; alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Misstrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine grosse blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinandergeworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist *.

ANDERE EINGRIFFE

IN DIE

KONSTITUTION DER NIEDERLANDE.

Kein Wunder, dass ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsamern Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den er einflösste, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. *Karl dem Fünften* hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah, und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhassten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch grosse Rückstände zu fordern hatten, und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen, und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, dass die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlassen wollten, als länger von dem viehischen Muthwillen dieser rasende Bande leiden *.

Sehr gern hätte *Philipp* diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Desswegen liess er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das von wüthenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald sollen sie seinen Sohn *Don Carlos* an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kastilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eignen Chatoulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiss ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiss würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern, und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen *von Oranien* und dem Grafen *von Egmont*, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, dass sie sich nie entschliessen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken liess, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent musste er mitten im Kreise seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. « Wozu fremde Hände zu unserm Schutze? » sagte ihm der Syndikus von Gent. « Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Nothwendigkeit unsere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, dass unsere Städte zu Einöden werden,

* *Grotius. L. I.* 9. 10.

* Allg. G. der v. Niederlande, III Band. 21 Buch. S. 25 u. s. f.

wie sie nothwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Zerstörren erlösest? Vielleicht willst du dich gegen Ueberfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Vorsicht ist weise, aber das Gerücht ihrer Rüstung wird lange Zeit ihren Waffen voran eilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfere Niederländer zu deinen Diensten, denen dein Vater in weit stürmischern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten sie nicht vermögend seyn, den Krieg so lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenossen unter ihre Fahnen eilen, oder du selbst aus der Nachbarschaft Hülfe sendest?» Diese Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als dass er sie sogleich hätte beantworten können. « Ich bin auch ein Ausländer; » rief er endlich, « will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen? » Sogleich stieg er vom Throne und verliess die Versammlung, aber dem Sprecher war seine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf liess er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewusst hätte, dass diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieses freilich zu spät, weil sie unbezahlt nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das Heiligste, dass diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichts desto weniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfniss des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte. *

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigsten Aemter des Landes veranlasste neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern so anstössig, als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschliesst, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht **. Italien, beide Indien, und alle Provinzen dieser ungeheuern Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichsten unter allen schloss sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man überzeugte den Monarchen, dass die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde befestigt werden können, so lange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von *Feria*, ein Kastilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhaftern Widerstand als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten *Wilhems von Oranien*, und der Festigkeit der Staaten ***.

* *Burgund. L. I. p.* 58. 39. 40. *Reidan. L. I. p.* 1. Meteren. 1 Theil. 1 Buch. 47.

** *Reidan. L. I. p.* 1.

*** *Grot. Annal. L. I. p.* 15.

WILHELM VON ORANIEN

UND

GRAF VON EGMONT.

So kündigte *Philipp* den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen *Solimanns* zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog *Emanuel Philibert von Savoyen* hatte seit der Abdankung der Königinn *Maria von Ungarn* diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluss gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden musste, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mussten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig seyn kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein grösseres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Misstrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das Strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wusste, war für alle andern verloren.

Unter den niederländischen Grossen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen *von Egmont* und dem Prinzen *von Oranien* getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem

Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so musste es nothwendig auf Einen von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Ausser verschiedenen reichen Ländern in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besass er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. *Wilhelm* ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfinn *Stollberg* geboren. Sein Vater, der Graf *von Nassau*, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen liess; *Karl der Fünfte* aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und liess ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen grossen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, dass er als Knabe schon angefangen haben musste, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, dass dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre als, als *Karl* die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschliessung aller Grossen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder *Ferdinand* die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang liess ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hat, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschliessen. *Philipp*, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch *Karl der Fünfte* diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. *Wilhelm von Oranien* gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie *Cäsar* sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbarn, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein grösserer Meister, als *Wilhelm*; nicht dass er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen liess, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluss reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. *Wilhelm* zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthalsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das grosse Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als *Wilhelm der Verschwiegene*. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmass zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt,

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem misstrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. *Philipp der Zweite* schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem

sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber *Wilhelm* hatte noch einen andern Berührungspunkt mit *Philipp dem Zweiten*, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. *Philipp* hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten hasste, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefasst hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. *Wilhelm* glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, dass ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, dass ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verliess. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht *.

Diese allgemeinen Gründe des Misstrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. *Wilhelm* war als Geissel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit *Heinrichs des Zweiten*, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände **. *Philipp* wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über *Wilhelms* Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Grossen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der grösste der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edeln Stammes, als *Wilhelm*, war *Lamoral*, Graf *von Egmont*, und Prinz *von Gavre*, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter *Maximilian* die Statthalterschaft über Holland verwaltet. *Egmonts* Vermählung mit der Herzoginn *Sabina von Bayern* erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. *Karl der Fünfte* hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vliesses geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniss der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes gross, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung *Egmonts* war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. *Egmont* besass mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der blosse Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. *Egmont* vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als *Oranien*, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, *Egmont* in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie *Cäsar* seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war *Egmont*. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süssen Bewusstseyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. *Wilhelm von Oranien* brach mit dem Thron,

* *Strad. Dec. I. L. I. p.* 24 und *L. III. p.* 55. *sq. Grot. Annal. L. I. p.* 7. *Reidan. L. III.* 59. *Mœurs. Guil. Auriac. L. I. p.* 2. *sq. Burg.* 65. 66.

** *Strada. Dec. I. L. III. p.* 56. *Thuan. I.* 1010. *Reidan. L. I. p.* 2.

weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; *Egmont* war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, *Egmont* ist nie mehr als ein Fläminger gewesen *.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu seyn. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für *Egmont* als für *Oranien*, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten *Philipp* bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von Beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloss; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. *Philipp* konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. *Egmonts* Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hiess es, übergehe Beide, weil er keinen vorziehen möge **.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen *von Oranien* die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluss in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch *Christina*, Herzoginn von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerinn des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. *Wilhelm* hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, dass er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzoginn *Christina* wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hiess, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr desswegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen *von Oranien* willkommen war ***.

MARGARETHA VON PARMA,

OBERSTATTHALTERINN DER NIEDERLANDE.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzoginn *Margaretha von Parma*, von dem Könige aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter *Karls des Fünften*, von einem niederländischen Fräulein *Vangeest* 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie Anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre besass, war nicht sehr besorgt, das Geheimniss ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaisertochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterinn *Margaretha*, ihrer Grosstante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerinn, der Königinn *Maria von Ungarn*, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen *von Ferrara* verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie *Alexandern von Medicis*, dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlinn, welche Vermählung auch wirklich, nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahre einer unglücklichen Ehe entreisst ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muss ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. *Octavius Farnese*, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote *Pauls des Dritten*, erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und *Margaretha* wird, durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiele ihrer Erzieherinn, der Königinn von Ungarn, und ihrer Urgrosstante, der Herzoginn *Maria von Burgund*, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerinn, und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, dass sie alle Strapazen dieser Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, dass man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Grenzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Die so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den *Ignatius Loyola*, ihr Gewissensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bussübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, dass sie in der Charwoche jedes Jahr einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das Schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füsse wusch, sie bei Tische, wie eine Magd, bediente, und mit reichen Geschenken entliess.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; aber seine Vorliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. *Margaretha* war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt, und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italienischen Schule zu grösserer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehrern Jahren an weibliche Regierungen

* *Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. p. 23* und *L. III. 84.*
** *Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.*
*** *Burgund. L. I. 25. sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.*

gewöhnt, und *Philipp* hoffte vielleicht, dass das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, dass er den Herzog *von Parma,* dem er damals eine Bitte abschlagen musste, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlinn verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzoginn von seinen italienischen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit seinen Waffen blossgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch *Alexander Farnese,* ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof *von Arras* und der Herzog *von Alba* sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitwerber hasste oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die grosse Befriedigung ahnete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstinn für sie bereitet lag *.

Philipp empfing die neue Regentinn mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verliess, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine grössere Sanktion und gesetzmässige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnissvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eilf neue Ritter des goldnen Vliesses, liess seine Schwester auf einem Stuhle neben sich niedersitzen, und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherinn. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern, und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstage in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs *von Arras* zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade für's Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs Ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mässigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterinn, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren, und seiner Schwester, der Herzoginn, wie ihm selbst, zu gehorchen. Sollten, schloss er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen *Karl,* seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residiren sollte *.

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volke, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Fläminger zu einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeusserste wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber *Philipp* blieb unerbittlich. Lieber nicht herrschen, war seine Antwort, als über Ketzer **.

Nach einer Einrichtung, die schon *Karl der Fünfte* gemacht hatte, waren der Oberstatthalterinn drei Rathsversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte theilten. So lange *Philipp* selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der *Staatsrath* beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, sassen der Bischof *von Arras,* der Prinz *von Oranien,* der Graf *von Egmont,* der Präsident des geheimen Raths, *Viglius von Zuichem von Aytta,* und der Graf *von Barlaimont,* Präsident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vliesses, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des grossen Senats zu Mecheln, der schon durch *Karl den Fünften* dem geheimen Rathe in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterinn ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf *von Egmont;* Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, mit der Grafschaft Burgund, der Prinz *von Oranien;* der Graf *von Aremberg* Ostfriesland, Oberyssel und Gröningen; der Graf *von Mansfeld* Luxemburg; *Barlaimont* Namur; der Marquis *von Bergen* Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron *von Montigny* Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. *Philipp von Montmorency,* Graf von Hoorn, dem der Graf *von Megen* in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde

* *Burgund. L. I.* 25 *seq. Strad. Dec. I. L.* 24. bis 30. Meteren. II. B. 61. *Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-Bas* (*autore Hoppero*) *T. II. Vita Vigl.* 18. 19.

* *Burg. L. I.* 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. *Strad. L. I.* 32.

** *Bentivogl. Libr. I. p.* 10.

als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vliesses und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterinn, welche, dem Herkommen gemäss, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitze erwählte. Die Einsetzung des Prinzen *von Oranien* in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besass, oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Gesinnungen, ersetzten an wirklichem Anspruche, was ihm an einem zufälligen abging *.

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, ausser den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog *von Arschot*, die Grafen *von Hoogstraten, Bossu, Roeux* und *Brederode* den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu grössern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet **. Ausser ihr sollte auch noch Fussvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienste, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, *Mendoza* und *Romero*, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Grossen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen *von Egmont* und *Wilhelm von Oranien* oben an. So tief schon damals der Hass gegen diese beiden, und gegen den Letztern besonders, bei ihm Wurzel gefasst hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war, und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt ***, die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war, wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wusste er ihn ingeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, dass eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnern Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwischen ihm und einer Prinzessinn dieses Hauses zu Stande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war: eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat *. Der Hass gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir *Philipp den Zweiten* gänzlich verkennen. Als er zu Vliessingen an Bord ging, und die Grossen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergass er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mässigung, dass nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmässigsten Beweggründen gethan. Nein, sagte *Philipp*, indem er seine Hand ergriff, und sie heftig schüttelte, nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise, und ging nach der Stadt zurück **. So machte Privathass die Erbitterung endlich unheilbar, welche *Wilhelm* gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das grosse Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrissen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entliess. Die gesetzmässige Form eines Reichstags, diese Willfährigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefälligkeit, die wichtigsten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen *von Feria* aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Grossmuth in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistande, wo möglich, die grosse Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, dass er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wusste, in welchen Händen er sie liess. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugedacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluss gegeben. Der Geschichtschreiber *Strada*, der von Allem, was die Oberstatthalterinn betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet seyn konnte ***, hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heisst es darin unter Anderm, dass die Räthe durch Faktionen getheilt, oder, was noch schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüstet und mit einander verschworen seyen, so sollte sie die ganze Rathsversammlung aufheben, und in einem engern Ausschusse eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engern Ausschusse, den man die Konsulta nannte, sassen der Bischof *von Arras*, der Präsident *Viglius* und der Graf *von Barlaimont*. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine

* Meteren. I. Band. I. Buch. 46. *Burgund. L. I. p.* 7. 25. 50. 54. *Strad. L. I.* 20. *sq*, A. G. d. v. N. III. 21.

** *Burgund. L. I.* 26. *Strad. L. I.* 21. *sq. Hopper.* 18. 29. folgend. *Thuan. T. II.* 489.

*** Wie auch des Grafen *von Hoorn*. A. G. d. v. N. III B. 8.

* *Watson. T. I.* 157.

** *Vie et Généalogie de Guillaume I, prince d'Orange.*

*** *Strad. L. II.* 49 und *L. I.* 81.

raschere Entschliessung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen: so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen, und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei grossen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Rathsschluss mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefasst werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, dass bei einer zahlreichen Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterinn in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, eben so bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Unwissenheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern, und bei der Stimmengebung eine grössere Freiheit einführen *.

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte *Philipp* die Niederlande niemals ruhig verlassen können, so lange er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wusste; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen, und sich zugleich der Statthalterinn zu versichern, unterwarf er sie selbst, und in ihr alle Rechtsangelegenheiten, der höhern Einsicht des Bischofs *von Arras*, in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzoginn, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war *Granvella* die einzige Ausnahme, die das Misstrauen *Philipps des Zweiten* erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wusste, konnte er in Segovien schlafen. Er verliess die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo, in Biscaya, gerettet ans Land stieg, und seine finstere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volks **.

KARDINAL GRANVELLA.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtl. Niederlande, den uns der Hass seiner Zeitgenossen unter dem Namen des *Kardinals Granvella* verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon, in der Grafschaft Burgund, geboren. Sein Vater, *Nicolaus Perenot*, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzoginn *Margaretha von Savoyen*, damaliger Regentinn der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er *Karl dem Fünften* als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm, und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinette des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen, und erwarb sich ein grosses Vermögen*. Seine Würden, seinen Einfluss und seine Staatskunst erbte *Anton Perenot*, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der grossen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. *Anton* hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, dass er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser, als seinen Bevollmächtigten, auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier liess er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so grosse Obergewalt über zwei Könige gab**. *Karl* bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem grössten Beifalle seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überliess, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem grössten Meisterstücke seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzoginn *von Lothringen* 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal *von Lothringen* die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten grossen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleisse und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschienengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riss gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechbar, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn, und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägern Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm gross-

* *Strad. Dec. I. L. I.* 31.
** Allg. G. d. v. Niederlande. III. Band. 27, 28.

* Meteren. 60. *Strad.* 47.
** A. G. d. v. Niederlande. II. Band. 526.

müthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand *Granvella;* so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte *Philipp der Zweite* beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, dass so ausserordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniss der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche *Karl der Fünfte* in einem thatenvollen Leben gesammelt, und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen, und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit des königlichen Hauses kam, so lange *Philipp* in den Niederlanden war, ohne Zuziehung *Granvella's* zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterinn ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie *Philipp* war, so weit zu überwinden, dass sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluss gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süsse Bewusstseyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, musste er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blicke des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besass, um sie von der Grossmuth des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser, fliessen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten *. Weniger Staatsman, als er, errichtete Herzog *Alba* eine Trophäe in Antwerpen, und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber *Alba* nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte *Granvella* seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wusste er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentinn wurden mehrentheils, selbst wenn sie in Einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten *Augusts* und *Tibers* herschreiben soll. Wenn die Statthalterinn ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr, oft von Stunde zu Stunde, gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluss auf die Regentinn nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Nothfalle mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, dass nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besass alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, dass er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten, und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist *.

1559. Offenbar hatte *Philipp* die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Massregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen liess, mussten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloss, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überliess dem schwachen Arme eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, dessen er kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äussern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schosse loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem

* *Strada.* 65.

* *Strad. Dec. I. L. II.* 47. 48. 49. 50. *Thuan. L. VI.* 50. *Burgundius.*

Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen, zu prüfen. Dieser fanatische Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewisse Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der burgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt: lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. *Karl der Fünfte* hatte die niederländischen Grossen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloss. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren grösstentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermissten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, dass durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und ausser ihrem Vaterlande wenig mehr für sie zu gewinnen war. *Philipp* stellte jetzt seine Spanier an, wo *Karl der Fünfte* Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmässiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicher Weise in den Beschwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neuern Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Missvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. *Wilhelm von Oranien* erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber *Wilhelm* hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf *Egmont* vergassen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, dass die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der grösste Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreissen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel blossgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Kalvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung, und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen *.

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was *Philipp* für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksale dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und den Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Aehnliche Zufälle hatten unter *Franz dem Ersten* und *Heinrich dem Andern* den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfliesst im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiss sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mussten allen Völkern geöffnet seyn, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schliessen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so musste er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen **.

So fand *Granvella* die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die grosse Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mussten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu seyn, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Ge-

* *Vita Vigl. T. II.* vid. *Recueil des Troubles des Pays-Bas. p. Hopper.* 22. *Strad.* 47.

** *Strad. L. III.* 71. 72. 75.

richtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den frühern Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoss, und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche ausserdem, durch die besondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzstiftern von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon *Philipp der Gütige*, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausche eines üppigen Lebens wieder verloren. *Karl den Kühnen* entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und *Maximilian* hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte *Karl dem Fünften* die Ausführung dieses weitläufigen Plans, welchen nunmehr *Philipp der Zweite* als ein Vermächtniss aller dieser Fürsten übernahm *. Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Musse des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte, weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mussten sich ihre Distrikte nothwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen seyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoss für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreissen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg *Philipp der Zweite* auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie musste den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mussten den Aebten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, dass er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstage verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das Heimlichste betrieben. *Franz Sonnoi*, ein Priester aus der Stadt Löwen, *Granvella's* unterrichtete Kreatur, tritt vor *Paul den Vierten*, und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmässigen Genuss der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Uebel zu steuern, muss der römische Stuhl etwas Ausserordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. *Paul der Vierte* setzt ein Gericht von sieben Kardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger, *Pius der Vierte* *. Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht; (1560) zu den bisherigen *vier* Bisthümern sind *dreizehn* neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügges, Ypern und Rühremonde, stehen unter dem Erzstifte zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Mittelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen unter dem Erzstifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und nebst mehrern reichen Abteien *Granvella's* Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitze ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstage beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthume sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren, und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung **.

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifalle aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhassteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, schreit man, ist unter die Füsse getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt, und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen

* *Burgund.* 45. *Strad.* 22.

* *Burgund.* 46. Meteren. 57. *Vigl. Vit. T. I.* 54.

** *Burg.* 49, 50. *Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I*, 8. *Grot.* 15. *Vit. Vigl.* 54, *Strad.* 23. *Reid.* 6. *Hopper Recueil des Troubles des Pays-Bas in Vit. Vigl. T. II.* 23. 28.

Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen *.

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des *fröhlichen Einzugs* vorbehalten, Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, dass in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mussten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls, und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdiess als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte **. Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, Jedem fürchterlich machten. « Wer, » hiess es, « wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiseyn gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausspüren, und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten. Welche Gewaltthätigkeit, fuhren die Mönche fort, die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen? » Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu geniessen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter ***.

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang *Wilhelms von Oranien* wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, dass die Brabanter sich von der Regentinn einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen *von Oranien* fallen. Aber *Granvella* zerriss diese Schlinge durch seine Besonnenheit. « Wer dieses Amt erhält, » liess er sich im Staatsrathe verlauten, « wird hoffentlich einsehen, das er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt. * » Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hofe in Rom verzögerte, gab den Missvergnügten Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen ausserordentlichen Botschafter an *Pius den Vierten* ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen *von Oranien* versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hiess es darin, das die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr erspriesslich sey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentinn noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, dass sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hiess, mit ihrem Bischofe verschont bleiben sollte **.

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruche. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Hass gegen die Inquisition, und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, dass sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten musste, als jenes verhasste Gericht durch ihre Beistimmung befördern, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden setzten sich standhaft entgegen, und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, St. Omer und Mittelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als *Granvella* in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde ***.

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und misstrauisch machte; und doch

* *Grotius*. 15. *sq*. *Vita Vigl. T. II.* 28. *sq*.

** Abt von Affligem.

*** *Burgundius*. 55. 56. *Vita Vigl. Tom. II.* 24. *Strad.* 56.

* *Strad. III.* 80. 81.

** *Burgund.* 60. 61. Meteren. 59. *Vita Vigl. Tom. II.* 29. 30. *Strad. III.* 79. *Thuan. II.* 488.

*** *Vita Vigl. Tom. II. Recueil des Troubles des Pays-Bas, p. Hopper* 24.

wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles hasste, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sahe sich die Regentinn durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem Könige ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig erklärt, dass man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten ausserordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei Weitem dringender, als eines Ueberfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentinn würden noch fruchtlos geblieben seyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft, und das Jubelgeschrei (1561) aller Provinzen begleitete ihre Segel *.

Unterdessen herrschte *Granvella* beinahe unumschränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterinn selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewusst, dass ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt **. Selten geschah es, dass man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte *Viglius* Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, dass diese Briefwechsel nach Spanien die Blösse des Staats, oder die Besorgnisse der Statthalterinn sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Misstrauen zu setzen war. Trug es sich zu, dass die Parteien dem Minister überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden ***. Den Grafen *Barlaimont*, den Präsidenten *Viglius* und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senate, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, dass Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souverainer Fürsten so äusserst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines *Plebejers* mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte *Granvella* persönlich beleidigt. Dem Prinzen *von Oranien* war es nicht unbekannt, dass er seine Heirath mit der Prinzessinn *von Lothringen* hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessinn *von Sachsen* rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen *von Hoorn* hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf *von Egmont* für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiss, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; *Wilhelm von Oranien* war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine schlimmere Massregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nöthigte ihn selbst, Patriot zu seyn, und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Grösse zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig, kein Wunder aber, dass diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, dass sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen, und seine Massregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und seine Verwaltung dem Spotte Preis zu geben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des *Bürgers* verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der *Edeln* hervorlockten *.

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner, vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengrösse, *mit* der sie starben, nahm für den Glauben ein, *für* welchen sie starben. Aus *Einem* Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstrassen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papstes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablass gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen

* *Strad.* 61. 62. 63.

** Meteren. 61. *Burgund.* 57.

*** Meteren. 61.

* *Grot.* 8 — 14. *Strad.* 51.

der Sbirren zu reissen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete schaarenweise die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Kalvinist, Namens *Launoi,* stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, dass sie Krankheiten vorgeben, und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarenweise mit sich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, dass sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen, und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreissen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimnisse hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl errathen lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit grösser und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel grösser war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günstigern Zeitpunkte entgegen sahen, es laut zu thun *?

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentinn aufs Aeusserste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfniss des erschöpften Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze, vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königinn Mutter in Frankreich stossen zu lassen, die in dem Bedrängnisse des Religionskriegs ihre Zuflucht zu *Philipp dem Zweiten* genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war *Philipps eigene* Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigenthum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und gross, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterinn eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Adels den heftigsten Widerstand findet. Die Zeit, erklären Graf *Egmont* und Prinz *von Oranien,* wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblössen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müssig zugesehn; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen *uns* ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterinn selbst, wie der Minister, müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vortheil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des grössten Theils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen, und sich selbst, ohne Beistand, in einem aufrührerischen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentinn zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entscheidendes zu beschliessen wagt, steht *Wilhelm von Oranien* auf, und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnerte die Herzoginn, die Berathschlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. « Die Regierung, » schreibt er nach Madrid, « kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn *sie* zugibt, dass die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten misslich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen *von Oranien* geleitet werden, und die Missvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben. » Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterinn zu schleuniger Absendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königinn Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldnen Vliesses zu einer ausserordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident *Viglius* den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz *von Oranien* in seinem Pallaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch *vor* der Sitzung zu vereinigen, und gemeinschaftlich die Massregeln zu bestimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlage bei, nur *Barlaimont,* mit

* *Burgund.* 53. 54. 55. *Strad. L. III.* 75. 76. 77. *Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I.* 25.

einigen wenigen Anhängern des Kardinals *Granvella*, hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. « Ihnen, » erklärte er, « gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sey eine gesetzwidrige, strafbare Anmassung, deren Er sich nicht schuldig machen wolle : » eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte *. Die Statthalterinn, durch den Grafen *Barlaimont* von diesem Vorfalle unterrichtet, wusste die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, so geschickt zu beschäftigen, dass sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, das *Florenz von Montmorency*, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thun sollte, um den König von dem jetzigen Zustande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentinn schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen *von Oranien* und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentinn ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften **.

Eifersucht, Privatvortheil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Grossen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung, und der Hass gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. So lange sich der Graf *von Egmont* und der Prinz *von Oranien* um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, dass sie auf den verschiedenen Wegen, welche Jeder dazu erwählte, nicht zuweilen *gegen* einander stiessen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am *Throne* begegnet; beide trafen sich wieder in der *Republik*, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mussten sich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniss knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen seyn würde ***. Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentinn ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese beiden ausschliessend beehrte, suchte sie den Neid und das Misstrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen *von Egmont* vor dem Prinzen *von Oranien* einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem Letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, dass sie um eben diese Zeit einen ausserordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken musste; sie erwählte dazu den Herzog *von Arschot*, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Hass gegen den Letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen *von Hoorn* einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biskaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. *Hoorns* unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen *Oraniens* und *Egmonts* entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdessen war auch *Montigny* von seiner Gesandtschaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz *von Oranien* hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen, und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche *Granvella* ihm und seinen Freunden bei dem Könige leistete, und die verhassten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, so lange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen *von Hoorn* und *Egmont* beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog *von Arschot*, dem dieser Vorschlag vom Grafen *von Egmont* mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der stolzen Erklärung, dass er von *Egmont* und *Oranien* keine Gesetze anzunehmen gesonnen sey; dass er sich über *Granvella* nicht zu beschweren habe, und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält *Oranien* von dem Grafen *von Aremberg*. Entweder hatte der Same des Misstrauens, den die Regentinn unter den Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrage zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn *. (1563.)

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluss, noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sey, als dem Kardinal *Granvella*, in diesen Ländern zu erhalten **.

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzoginn noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile vorausschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbestimmt. « Der

* *Burgund.* 65, 66. *Vita Vigl. T. II.* 25. 26. *Strada.* 82.
** *Strada. L. III.* 83.
*** *Burgund.* 45. *Strad.* 83. 84.

* *Strad.* 85. 86.
** *Burg. L. I.* 67. *Hopper.* 30. *Strad.* 87. *Thuan. Pars. II.* 489.

König, » enthielt sie, « wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Blos die natürliche Billigkeit verlange, dass die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabsteigen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu thun, so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden *. Ausser diesem Briefe, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf *von Egmont* noch ein eigenes Handschreiben von dem Könige, worin der Wunsch geäussert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentinn wird auf das Pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen *von Egmont* insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wusste, wie leicht auf den Grafen *von Egmont* zu wirken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse *ungleich,* worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte *Oraniens* Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, dass der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war **.

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. « Es habe sie nicht wenig befremdet, » schrieben sie, « dass Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem *andern* Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seyen sie auf das Vollkommenste überzeugt, dass sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen, und um *Granvella's* willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer *schriftlichen* Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu seyn, dem Senate beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schliesslich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu Gute halten, weil Leute *ihrer* Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden ***. Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen *von Egmont,* worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, « man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen. »

* *Vit. Vigl. T. II.* 32. 35. *Grot.* 16. *Burgund.* 68.
** *Strada.* 88.
*** *Vit. Vigl. T. II.* 34. 35.

Es war augenscheinlich, dass der Monarch weit davon entfernt sey, ihr Gesuch statt finden zu lassen; darum blieben *sie* von nun an aus dem Staatsrathe weg, und verliessen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmässig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wussten Allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu martern, und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. *Diese* Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, so bald es gewahr worden war, dass er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und dass Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die grosse Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzufreigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltsam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiss, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so stand er, blossgestellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteisucht, dem Neide, und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, dass der Hass, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, dass es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechfertigen, den sie im Allgemeinen über ihn fällten. *Vor* und *nach* ihm riss der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altare, vor und nach ihm floss Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Elende gemacht. Unter *Karl dem Fünften* hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzoge *von Alba* wurde sie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, dass *Granvella's* Verwaltung, gegen *die* seines Nachfolgers, noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, dass sein Zeitalter *den* Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabenern Stand vielleicht dem Muthwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentinn durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewusst; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte machte ihn desto mehr zum

Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel, und eine anstössige verhasste Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in seinem Beispiele unnatürlich vermengt *. Verhasste Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben *Egmonts* und *Oraniens* an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es *ihm* galt, oder von *ihm* stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an ausserordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung **.

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Grosses, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten, *standhaft, unerbittlich* und *ohne Verabredung einstimmig*, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über die Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stossen. Ihre Stimme ist so furchtbar, dass selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, dass seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln, und seine beleidigte Majestät an dem grössten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal in dem *Kardinal Mazarin* wiederholt; aber es war, nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen, verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustande der Knechtschaft unter *Richelieu's* Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, dass die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländischen Unruhen in republikanische Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armuth, ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeisterten *jene, diese* Rache, Eigenthum, Leben und Religion. *Mazarins* Triebfeder war Habsucht, *Granvella's* Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft; dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königinn eine Zuflucht vor dem Hass der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländische Minister forderte den Hass einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen *Mazarin* waren nur *Parteien* und der *Pöbel*, den sie waffneten; gegen *Granvella* die *Nation*. Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmässige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt dass die Erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch *ganz* besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hofe der Regentinn zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über *seine* Gewalt mussten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, dass der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder dass sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel, hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nacht heiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wussten. « Man wundere sich sehr, » sagte ihr unter andern Graf *von Egmont*, « dass der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sey, und von dem man also wisse, dass seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem *fremden* Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein, setzte der Graf hinzu, habe *Granvella* es zu danken, dass er bis jetzt noch unter den Lebendigen

* Der Adel liess, auf die Angabe des Grafen *von Egmont*, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Livree tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstössig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. *Vit. Vigl. T. II.* 35. *Thuan.* 489. Das Ansehn des Kardinals sank endlich so weit herab, dass man ihm öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er, über einem Haufen Eier sitzend, vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Handschrift: *Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören!* A. G. d. v. N. III. 40.

** *Hopper. L. I.* 35.

sey; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterinn überlassen, und sie hiemit gewarnt haben.» Weil sich der grösste Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die *Einöde im Senate* liess seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentinn empfand jetzt, dass sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblicke an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, *Thomas Armenteros*, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeusserungen des Adels zu hinterbringen, und auf diese Art den Entschluss zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte *Armenteros* Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. *Armenteros* erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung *Philipps* von seinem Minister, in seinem Gemüthe nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Staatsklugheit und seinem Vortheile zu Rathe, bis endlich *Granvella* selbst seinem zaudernden Vorsatze zu Hülfe kam, und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Adel gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neide als der Schande blossstellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiss in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter den Namen eines Geschenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiele jener Römer, mit *Anstand* thun. *Philipp* selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine *Bitte* grossmüthig *gewähren*, als ihr später in einer *Forderung nachgeben*, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sey. Wenige Tage nach *Armenteros* Zurückkunft sah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloss um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, dass die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lästerung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung misshandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, ehe er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, soll er eine Aussöhnung mit dem Prinzen *von Oranien* und dem Grafen *von Egmont* gewünscht, und sich sogar erboten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun *. Es ist klein und verächtlich, das Gedächtniss eines ausserordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln; aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. *Granvella* unterwarf sich dem königlichen Befehle mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzoge *von Alba* nach Spanien geschrieben, dass er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es rathsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Grossen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte *Granvella's* Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. *Armenteros* hatte den König überzeugt, dass der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde, denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterlande, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Kardinal gab seinem Abzuge aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senate zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterinn selbst scheint ungewiss gewesen zu seyn, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuert in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. *Granvella* selbst suchte in seinem Briefwechsel mit *Barlaimont* und *Viglius* dieses Gerücht zu unterhalten, und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben gross, dass man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem *Pius der Vierte* gestorben war, machte *Granvella* eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag, und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen liess. Er war zwei und sechszig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finsteres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechszigjährigen Geschäftsverwaltung, machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sclaven des Herkommens, und einem lästigen Lobredner vergangner Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und *Philipp* selbst

* Reidan. 4.

fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichts desto weniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugalls nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, und im Vollgenusse seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre *ununterbrochen* das Vertrauen seines Königs besessen hatte *

DER STAATSRATH.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die missvergnügten Grossen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war gross um die Herzoginn. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die grösste Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständniss zwischen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war Alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinne und Stolze durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterinn benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der grosse Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das Nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimniss ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, dass man nur *viel* fordern müsse, um immer *etwas* von ihr zu erhalten. Sie selbst sahe sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiss des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demuth liess sie die ganze Süssigkeit ihrer Herrschaft empfinden **.

(1564.) *Granvella* war zu Boden geworfen, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückliess. Der Hass glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der *Oranisch-* und *Königlich-Gesinnten, der Patrioten* und *Kardinalisten* führen noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. *Viglius von Zuichem von Aytta,* Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senate, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war einer der grössten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theolog und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich *Erasmus* von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte *Karl der Fünfte* diesen Staatsman dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken *. Nach dem Tode des Kaisers war *Viglius* der vorzüglichsten Einer, welche *Philipp* aus der Verlassenheit seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniss ehrte. Das Glück des Ministers *Granvella,* an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Hass nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen, und die eifrigste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden**.

Viglius war ein *Gelehrter,* aber kein *Denker;* ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes, wie sein Freund, *Erasmus,* zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorgänger, *Granvella,* seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühnern Leitung seines eigenen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemern Pfade des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind, auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rathe zu Brüssel diente er der Tyrannei; im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amsterdam wäre er vielleicht wie *Thomas Morus* und *Oldenbarneveldt* gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als *Viglius* war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzraths, dem Grafen *Barlaimont.* Es ist wenig, was uns die Geschichtschreiber von dem Verdienste und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Grösse seines Vorgängers, des Kardinals *Granvella,* verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatze verschwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder, aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz *von Oranien,* ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen, und seiner eigenen Partei einzuverleiben. — Beweis genug, dass er einen Werth auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlagen fehl, ein Beweis, dass er mit keinem schwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz *von*

* *Strad. Dec. I. L. III. IV. p.* 88 — 98.
** *Hopper.* 38. *Burg.* 78. 79. *Strad.* 95. 98. *Grot.* 17.

* A. G. d. v. N. II. Theil. 505 u. folg.
** *Vita Vigl.*

Oranien die Ritter des goldenen Vliesses in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluss zu fassen, war *Barlaimont* der Erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der Erste, der der Regentinn davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentinn um jene Zusammenkunft wisse und *Barlaimont* stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verrathen einen Mann, den weder Beispiel, noch Menschenfurcht versuchen, der mit festem Muthe und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen *.

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüssel der Herzog *von Arschot,* die Grafen *von Mannsfeld, Megen* und *Aremberg* genannt — alle drei geborne Niederländer, und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um so mehr muss uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden, und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetze der Nothwendigkeit, und legten ihrem *Stolze* lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte *Eitelkeit* keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Grossmuth ihres Herrn schon besassen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein *wirkliches* Glück hinzugeben, um den *Schatten* eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, liessen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen *von Oranien* gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von *Nassau* und *Croi,* welchem letztern der *Herzog von Arschot* angehörte, waren seit mehrern Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhass unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus *Croi* stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen *von Nassau* hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, dass *Philipp von Croi,* Herzog *von Arschot,* eine Partei vorzog, die dem Prinzen *von Oranien* am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterliess nicht, einen Gewinn aus diesem Privathasse zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen *von Mannsfeld* und *Megen* waren bisher die vertrautesten Freunde des Grafen *von Egmont* gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten, bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. *Egmonts* unbesonnene Tugend riss ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen *von Egmont* und *Mannsfeld* gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. « Wenn ich, » antwortete der Graf *von Mannsfeld* seinem Freunde, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, « wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, dass » das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, » die Milderung der Edikte und die Entfernung des » Kardinals *Granvella* nothwendig mache, so hat uns » der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die » Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu viel haben » wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und » das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die » höchste Zeit, einzulenken, dass wir dem Könige, » wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit » entgegengehen können. Ich für meine Person bin » vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Mu- » the würde ich mich auf seinen Wink in Spanien » stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein » Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses » nicht, als zweifelte ich, ob Graf *Egmont* dasselbe » von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf » *Egmont* handeln, wenn er je mehr und mehr seine » Sicherheit befestigt, und den Verdacht von seinen » Handlungen entfernt. Höre ich, » heisst es am Schlussse, « dass er meine Warnungen beherzigt, so » bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so » fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der » Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu » bringen *. »

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem grössern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Sum-

* *Strad.* 82, 83. *Burgund.* 91. 168. *Vit. Vigl.* 40.

* *Strada.* 159.

men versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei; und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, musste den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzoginn, *Thomas Armenteros*, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Betheuerung von Ergebenheit und Freundschaft wusste man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen, und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Missbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentinn in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Grossen künstlich zu nähren wusste. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Aussenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr *Viglius* ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehemals unter *Granvella's* Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluss wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizien werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, dass sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiele der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsamern Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehrern Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhasste Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwöhnt war, um ihn mit Mässigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges liess der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brod ins Gefängniss setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Ketzer zu entreissen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, welche enthielt, dass sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen *.

Von der Verderbniss, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen *Viglius* und *Barlaimont* den Vorsitz führten, noch grösstentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz ausser Wirksamkeit zu setzen, und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz *von Oranien* des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern. « Man nenne sie zwar Senatoren, » liess er sich öfters gegen seinen Anhang heraus. « aber Andere besitzen die Gewalt. » Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sey, der eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden anderen Kollegien auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen seyn, die man unnöthiger Weise unter drei verschiedene Kammern vertheilt hätte, wenn sie sich nur unter einander verbinden wollten, dem Staatsrathe diese entrissenen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit *Eine Seele* den ganzen Körper belebe. » Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vliesses in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmässig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten *Viglius* überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt seyn sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Misstrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentinn abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen, und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen mussten. Man leitete es ein, dass die Regentinn mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerei zu besorgen sey. Nichts unterliess man, ihr von dem zerrütteten Zustande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemählde zu geben, dass sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte **. Sie beruft alle drei Kurien zusammen über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Zerüttungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, dass man

* *Hopper.* 40. *Grot.* 17. *Vita Vigl.* 39. *Burg.* 80. 87. 88. *Strad.* 99. 100.

** *Burgund.* 92 — 94. *Hopper.* 41. *Vita Vig.* 5, ;. 88.

einen ausserordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Massregeln vermögen könnte. *Viglius*, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeste ahnete, widersprach dieser Meinung. « Das Uebel, » sagte er, « worüber man klage, sey allerdings gross und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sey es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiele der Edeln die Verehrung gegen seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrath seine Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sey, um dieses ausserordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, dass der wichtige Auftrag des Botschafters alsdann seyn möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen *. »

Ueber die Wahl des Botschafters war nur *Eine* Stimme. Unter allen niederländischen Grossen schien Graf *Egmont* der einzige zu seyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Hass gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen, und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem Könige willkommen seyn musste, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte *Egmonts* einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen, und seinem Gesuche eine Hülfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt seyn kann. *Egmont* selbst wünschte die Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen **.

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine grössere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmassungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen, und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Missbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten, sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhle, war jetzt durch einen unumstösslichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchsthum durch einen ausdrücklichen Schluss der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechszehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profess zu thun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluss ist zu ihrem Vortheile gefasst, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Wege in den Schoss der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode, und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue bis jetzt noch übersehene Blössen Preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen, und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Konciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Koncilium anmasste, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig *Philipp der Zweite* von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte als er; so sehr ihn der grosse Einfluss des Papstes auf das Koncilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte, so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Konciliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politischen Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten anzukündigen *.

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehn der römischen Kirche bei Vielen schon aufs Tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Konciliums nicht anders als anstössig seyn; aber so sehr konnte *Philipp der Zweite* seinen Charakter nicht verläugnen, dass er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentinn empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die trien-

* *Burg.* 95. 96. *Hopper.* 41. 43. *sq.*

** *Strada.* 103.

* *Hist. de Philipp II. Watson. T. II. L. V. Thuan II.* 29. 491. 550. *Essai sur les Mœurs. T. III. Concile de Trente. Meteren.* 59. 60.

tischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward *.

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrathe zu Brüssel. Die Nation, — erklärte *Wilhelm von Oranien*, — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie grösstentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehrern katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf *Oraniens* Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, dass man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich *Viglius* und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. « Die Kirche, » sagte er, « hat zu allen Zeiten die Reinig- » keit ihrer Lehre, und die Genauigkeit der Disciplin, » durch solche allgemeine Koncilien erhalten. Den » Glaubensirrungen, welche unser Vaterland schon so » lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel » entgegengesetzt werden, als eben diese Schlüsse, » auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie » auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bür- » gers und der Konstitution im Widerspruche stehen, » so ist dieses ein Uebel, dem man durch eine kluge » und schonende Handhabung derselben leicht begeg- » nen kann. Uebrigens gereicht es unserm Herrn, dem » Könige von Spanien, ja zur Ehre, dass er allein vor » allen Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein » besseres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen, » und Massregeln aus Furcht zu verwerfen, die das » Wohl der Kirche von ihm heischt, und das Glück » seiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht. » Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstiess, so nahmen einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, dass man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstössigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen, und den Namen der Republik zu diesem Eingriffe in das Koncilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, dass er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben, und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war **.

GRAF EGMONT IN SPANIEN.

Dem Könige dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen *von Egmont* von Seiten der Missvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterinn empfohlen.

* *Strada*. 102.
** *Watson.T. I. L. VII.* 262. *Strad.* 102. *Burg.* 125.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten *Viglius* entworfen. Sie enthielt grosse Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterinn einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz *von Oranien* in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefasst. « Die Schilderung, sagt er, « welche der Präsident von unsern » Beschwerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit » geblieben. Wie kann der König die schicklichsten » Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen » des Uebels verhehlen? Lasst uns die Zahl der Ketzer » nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; lasst » uns aufrichtig eingestehen, dass jede Provinz, jede » Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; » lasst uns auch nicht bergen, dass sie die Strafbefehle » verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit » hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Auf- » richtig dem Könige gestanden, dass die Republik in » diesem Zustande nicht verharren kann. Der geheime » Rath freilich wird anders urtheilen, dem eben diese » allgemeine Zerrüttung willkommen heisst. Denn » woher sonst die schlechte Verwaltung der Gerech- » tigkeit, diese allgemeine Verderbniss der Richter- » stühle, als von seiner Habsucht, die durch Nichts » zu ersättigen ist? woher diese Pracht, diese schänd- » liche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem » Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch » Bestechung dazu gekommen sind? Hören wir nicht » täglich von dem Volke, dass kein anderer Schlüssel » sie eröffnen könne als Gold, und beweisen nicht ihre » Trennungen unter einander selbst, wie schlecht sie » von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? » Wie können Menschen zum allgemeinen Besten » rathen, die das Opfer ihrer eigenen Leidenschaft » sind? Meinen sie etwa, dass Wir, die Statthalter » der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Lik- » tors mit unseren Soldaten zu Gebote stehen sollten? » Lasst sie ihren Indulgenzen und Erlassungen Gren- » zen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen *wir* » sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand » kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze » zu sündigen, und das allgemeine Uebel durch einen » Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es » niemals gefallen, dass die Geheimnisse des Staats » und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Kol- » legien vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; » mehrere Patrioten haben dieses längst schon im » Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. » Ich erkläre, dass ich für alle Uebel, worüber Klage » geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiss, als » jene beiden Kammern in dem Staatsrathe aufhören » zu lassen. Dieses ist es, was man von dem Könige » zu erhalten suchen muss, oder diese neue Gesandt- » schaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz » gewesen. » Und nun theilte der Prinz dem versammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. *Viglius*, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemüthsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen

vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens *.

Seine Stelle übernahm *Joachim Hopper*, aus dem geheimen Rathe zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdigster Freund **. Er machte, zu Gunsten der Oranischen Partei, noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition, und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentinn, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf *von Egmont* von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufalle wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seyen vorüber; er wolle sich, nach dem Beispiele seines Vorgängers und Freundes, *Granvella*, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle ***.

Der Graf *von Egmont* trat im Jänner des Jahrs 1565 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm wiederfahren war. Alle kastilianischen Grossen, vom Beispiele ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volke, und machte ihm Hoffnung, dass er nicht ungeneigt sey, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande, und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: « Er verlange nicht zu wissen, » hiess es, « ob er es *dürfe*, sondern ob er es *müsse?* » Als man das Letzte verneinte, so erhob er sich von seinem Sitze, und kniete vor einem Kruzifixe nieder. « So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen, » rief er aus, « dass du mich nie so tief mögest sinken lassen, » ein Herr derer zu seyn, die dich von sich stossen! » Und nach diesem Muster ungefähr fielen die Massregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschliessung dieses Monarchen einmal für ewig gefasst; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. *Egmont* stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloss, dass die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterinn mitgegeben. Ehe er ihn entliess, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeigen gegen *Granvella* zu Rechenschaft zu ziehen, wobei er ins besondere auch der Spottlivree gedachte. *Egmont* betheuerte, dass das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüsste er, dass es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern *.

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von 50,000 Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, dass er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen *Farnese von Parma* mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterinn, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen **. Die verstellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er *nicht* empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verliess er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. « Obgleich sein Entschluss in Betreff der Glaubensedikte, » lautete sie, « fest und unwandelbar sey, und er lieber tausend » Leben verlieren, als nur Einen Buchstaben daran » abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen *von Egmont* bewogen, auf der » andern Seite keines von den *gelinden* Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Verderbniss bewahrt, und jenen *unabänderlichen* Strafen entrissen werden könnte. Da er » nun aus des Grafen Bericht vernommen, dass die » vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniss der niederländischen » Geistlichkeit, dem schlechten Unterrichte des Volks, » und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sey, so trage er ihr hiermit auf, eine besondere Kommission von drei Bischöfen und einigen der » geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nöthige Reforme zu » berathschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus » Aergerniss wanke, oder aus Unwissenheit in den » Irrthum stürze. Weil er ferner gehört, dass die » öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu » prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen » Schein von Märtyrerruhm zu bethören, so solle die » Kommission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen

* *Vit. Vigl.* § 88. 89. *Burg.* 97 — 102.

** *Vita Vigl.* § 89. Der nämliche, aus dessen *Mémoires* ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlasst, der eines der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

*** *Burgund.* 103.

* *Grot. VI. Hopper.* 43. 44. 45. *Strad.* 104. 105. 106.

** *Strad.* 107.

» Hinrichtungen mehr Geheimniss zu geben, und den » verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit » zu entreissen sey. » Um aber ja gewiss zu seyn, dass diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschreite, so verlangte er ausdrücklich, dass der Bischof *von Ypern*, ein versicherter Mann, und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den kommitirten Räthen seyn sollte. Die Berathschlagung sollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob sie die Einführung der trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich, um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiste der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzoginn nebst einigen treugesinnten Staatsräthen anwesend seyn, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müsste der Krieg mit den Türken geendigt seyn, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, ausser dass der Herzog *von Arschot*, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. *Viglius* wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rathe zwar entlassen, musste sie aber dessenungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, *Karl Tyssenacque*, aus dem Konseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde *.

GESCHÄRFTERE RELIGIONSEDIKTE.

ALLGEMEINE WIDERSETZLICHKEIT DER NATION.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. « Der Graf, » hörte man jetzt von *Wilhelm dem Stillen*, « ist durch » spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und » Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über » seinem eigenen Vortheile hat er das allgemeine Beste » vergessen. » Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf *Egmont*, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte, und unwissender Weise an seinem Vaterlande zum Verräther geworden war. « Diese scheinbare Güte also, » beschwerte er sich laut und bitter, « war nichts, als » ein Kunstgriff, mich dem Spotte meiner Mitbürger » preiszugeben, und meinen guten Namen zu Grunde » zu richten. Wenn der König die Versprechungen, » die er mir in Spanien gethan, auf eine solche Art zu » halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, » wer will; ich werde durch meine Zurückziehung » von Geschäften öffentlich darthun, dass ich an » dieser Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe. » In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als dass es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte **.

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige sogleich übersendet ward. « Für den Religionsunterricht des » Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und » die Erziehung der Jugend sey bereits in den trientischen Schlüssen so viel Sorge getragen worden, » dass es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse in » die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine » Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen *ingeheim* zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode » zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unterschied zu machen, und dabei auf Alter, Rang, » Geschlecht und Gemüthscharakter der angeklagten » Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, dass » öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr » in Flammen setzten, so würde vielleicht die *unheldenhafte*, weniger in die Augen fallende, und doch » nicht minder harte Strafe der *Galeere* am angemessensten seyn, diese hohe Meinungen von Märtyrerthum herunterzustimmen. Vergehungen des blossen » Muthwillens, der Neugierde und des Leichtsinns » könnte man durch Geldbussen, Landesverweisung, » oder auch durch Leibesstrafen ahnden. » ***

Während dass unter diesen Berathschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt, und von da wieder zurück erwartet werden mussten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum Wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers *Granvella* hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte, und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Theil der Nation hatte sich von den Schlüssen der trientischen Kirchenversammlung, so wie von *Egmonts* Gesandtschaft nach Spanien, grosse Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit seines Herzens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu seyn schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, desto schmerzhafter musste eine plötzliche und geschärftere Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe, und die letzte Anfrage der Oberstatthalterinn beantwortet wurde.

« Was für eine Auslegung auch der Graf *von Egmont*, » lautete sie, « den mündlichen Aeusse-

* *Hopper*. 44—46. 60. *Strada* 107. 151. *Vita Vigl*. 45. *Not. ad. Vita Vigl*. 187. *Burgund*. 105. *sq*. 119.

** *Strada*. 113.

*** *Hopper*. 49. 50. *Burgund*. 110. 111.

rungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von Weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreissig Jahren, in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das Strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arme die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche sie darin, in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen, vorgeschlagen, indem er dafür halte, dass es seinen Edikten gar nicht an Mässigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seyen die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermangeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt, und ein besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rüchsicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos, und von Leidenschaft frei, ihren Weg wandeln, und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniss vermiede. *

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeusserungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sahe man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden, und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr in Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edeln geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen *Brutus*, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Beissende Pasquille erschienen gegen die neuen Bischöfe, Folterknechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig, als den römischen Stuhl. **

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, lässt die Regentinn alle Staatsräthe und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser misslichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und heftig der Streit. Ungewiss zwischen *Furcht* und *Pflicht* zögerte man, einen Schluss zu fassen, bis der Greis *Viglius* zuletzt aufstand, und durch sein Urtheil die ganze Versammlung überraschte. — « Jetzt, » sagte er, « dürfe man gar nicht » daran denken, die königliche Verordnung bekannt » zu machen, ehe man den Monarchen auf den Em» pfang vorbereitet habe, den sie jetzt, aller Wahr» scheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müsse » man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt » ja nicht zu missbrauchen, und ja ohne Härte zu » verfahren. » Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz *von Oranien* jetzt auftrat, und diese Meinung bekämpfte. « Der Wille des Königs, » sagte

* *Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund.* 118.

** *Grot.* 19. *Burg.* 122. *Hopper.* 61.

er, « sey zu klar und zu bestimmt vorgetragen, sey » durch zu viele Deliberationen befestigt, als dass » man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner » Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf » der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden. » — « Den nehm' ich auf mich, » fiel ihm *Viglius* in die Rede. « Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. » Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit » erkaufen, so wird uns diese Widersetzlichkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben. » Schon fing die Regentinn an, zu dieser Meinung hinüber zu wanken, als sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. « Was, » fiel er ein, « was haben die vielen » Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen » Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die » Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich » an ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten » wir also noch? Wollen *wir*, seine Staatsräthe allein, » seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf » unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns » niemals danken wird? » Unentschlossen und ungewiss schweigt die ganze Versammlung; Niemand hat Muth genug, dieser Meinung beizupflichten, und eben so wenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentinn zu seinem Beistande gerufen, die ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, dass sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Rathschlägen den traurigsten; es geschehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu missfallen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen. * Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterinn ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, sagte der Prinz *von Oranien* zu Einem, der zunächst bei ihm stand: « Nun, » sagte er, « wird man uns bald ein grosses Trauerspiel geben. » **

* *Burgund* 123. 124. *Meteren.* 76. *Vita Vigl.* 45.

** Die Geschichtschreiber der spanischen Partey haben nicht verabsäumt, *Oraniens* Betragen in dieser Sitzung gegen ihn zeugen zu lassen, und mit diesem Beweise von Unredlichkeit über seinen Charakter zu triumphiren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Massregeln des Hofes mit Worten und Thaten bestritten hat, so lange sich noch mit einigem Grunde fürchten liess, dass sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum ersten Male auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, dass er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: *Das hab' ich vorher gesagt*, setzte er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, dass er die Durchsetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengesetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben; und blos desswegen thut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, dass das Beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König. Um seinen Hass gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hülfreiche Hand zu leisten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleissig durchreise, uud strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der trientischen Schlüsse nach dem spanischen Originale zugesendet, mit dem Bedeuten, dass, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sey denn, dass sie diese lieber von der Oberstatthalterinn selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wollé und befehle, dass den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen seyn sollte *.

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten *Viglius,* und die Hoffnungen des Prinzen *von Oranien* aufs Vollkommenste rechfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten, abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. « Die Verordnung, » schrieben sie zurück, « sey auf eine ganz falsche Angabe der » Sektirer gegründet **. Die Gerechtigkeit entsetzte » sich vor der ungeheuern Menge der Opfer, die » sich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und » 60,000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flammen umkommen zu lassen, sey kein Auftrag für sie.» Gegen die trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbniss in diesen Schlüssen aufs Grausamste angegriffen war, und die noch ausserdem mit einer so verhassten Reforme bedrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Koncilium mit bittern Schmähungen an, und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischofe *von Cambray* gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte *.

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr grosses Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestirten feierlich in einer eigenen Schrift, die sie an die Oberstatthalterinn einschickten **. Diese, immer ungewiss, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloser, ihm nicht zu gehorchen, lässt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermisslichste ist. Man will sich von Neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muss dem Ungestüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterinn lässt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den *Karl der Fünfte* der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, dass er keine *Neuerung* einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferem Widerstande. Ohne der Herzoginn Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hülfsleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst

Aber ist es denn an dem, dass er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur *Vollstreckung*, wenn er auf ihre *Bekanntmachung* dringt? Lässt sich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrscheinlichkeit darthun, dass er *jene* allein durch *diese* hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht *Viglius* selbst?) einen Widerstand dagegen äussern, der den König zum Nachgeben zwingen muss. Jetzt, sagt *Oranien*, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu *erschleichen*, was ihr durch offenbare Gewalt misslang. Sie wird *dasselbe* Ziel nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung verfolgen; aber die *Extremität* allein ist es, was meine Nation zu *Einem* Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreissen kann. Also is es klar, dass der Prinz nur seine *Sprache*, in Absicht auf den König, verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke *verhindern*, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Uebereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksale entfliehen kann?

* *Strada.* 114. *Hopper.* 53. 54. *Burg.* 115. *Meteren.* 77. *Grot.* 18.

** Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren, oder zu verringern; und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so musste der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich seyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, dass es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. *Hopper.* 62.

* *Hopper.* 55. 62. *Strad.* 115. *Burg.* 115. *Meteren.* 76. 77.

** *Hopper.* 63. 64. *Strad.* 115.

durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterinn, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben *.

Während dass dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzusuchen, und die Gewalt der Könige zu prüfen. « So blödsinnig wären die Niederländer nicht, » hört man Viele und nicht sehr heimlich sagen, « dass sie nicht recht gut wissen » sollten, was der Unterthan dem Herrn, und der » Herr dem Unterthan schuldig sey; und dass man » wohl noch Mittel würde auffinden können, Gewalt » mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch » keinen Anschein dazu habe. » In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Staatsrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen, und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergerichte zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mit begriffen sey. Die Kalvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntniss an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, dass sie, ob sie gleich gegen 100,000 Mann stark wären, dennoch sich ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen, woraus erhelle, setzten sie hinzu, dass sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben mahlen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern. **

Die Kriegsrüstungen *Philipps* gegen die Pforte, wie die, welche *Erich*, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (Niemand wusste, zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um, und liessen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hülfe entfallen. ***

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu seyn, musste die Statthalterinn auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen.

* *Vit. Vigl.* 46. *Hopper.* 64. 65. *Strad.* 115. 116, *Burgund.* 150 — 154.

** Die Regentinn nannte dem Könige eine Zahl von 5000 solcher Schriften. *Strada.* 117. Es ist merkwürdig, was für eine grosse Rolle die Buchdruckerkunst und Publicität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche grösstentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefasst waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

*** *Hopper.* 61. 62. *Strad.* 117. 118. Meteren. 77. A. G. d. v. N. III. 60.

« Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden, » schrieb ihr *Wilhelm von Oranien*, » sey es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, » so müsse er bitten, seine Stelle mit einem Andern » zu besetzen, der den Absichten Sr. Majestät mehr » entspräche, und mehr, als er, über die Gemüther » der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder » anderen Gelegenheit im Dienste der Krone bewiesen, » werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt vor » jeder schlimmen Auslegung sicher stellen; denn so, » wie nunmehr die Sachen stünden, bliebe ihm keine » andere Wahl, als entweder dem Könige ungehorsam » zu seyn, oder seinem Vaterlande und sich selbst » zum Nachtheile zu handeln. » Von dieser Zeit an trat *Wilhelm von Oranien* aus dem Staatsrathe, um sich in seine Stadt *Breda* zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müssig, der Entwickelung entgegen sah. Seinem Beispiele folgte der Graf *von Hoorne*; * nur *Egmont*, immer ungewiss zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Unterthan zu vereinen; *Egmont*, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich, und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentinn jetzt eben in voller Blüthe standen. Die Entfernung des Prinzen *von Oranien*, dem die Noth sowohl, als sein überlegener Verstand, allein den Einfluss auf die Regentinn gegeben, der grossen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf *Egmont*, vermöge einer Sympathie, die zwischen der *feigen* und *gutherzigen* Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unumschränkten Besitz nahm. Da sie eben so sehr fürchtete, durch ein ausschliessendes Vertrauen in die Anhänger der Krone, das *Volk* aufzubringen, als sie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verständniss mit den erklärten Häuptern der Faktion zu missfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf *von Egmont*, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

VERSCHWORUNG DES ADELS.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen *von Oranien*, der Grafen *von Egmont* und *Hoorne* und ihre Freunde gewesen. Der *wahre* Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das gemeine Beste, geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens, und ihre Handlungen hatten eben so wenig mit jenem, als mit diesem, gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte, oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen liess. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmassungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidne Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache

* *Hopper.* 67.

so weit hinreissen lassen, die Klugheit und Mässigung zu verläugnen, welche von Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Grenzen der Mässigung.

Während dem, dass man im Staatsrathe die grosse Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während dass ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistande aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in *Handlung*, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtniss zurück, von welcher oben gesagt worden, dass *Philipp* bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der grösste Theil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der blossen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, dass *Philipp* sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müssige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verliess, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräussern gewesen war, mit ihrem *Adel* und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen; und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem *solchen* Zeitlaufe, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre *Protection.* Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wussten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein grosser Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müssig am Markte stand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde liessen sie sichs auf das eifrigste angelegen seyn, sich genau an sie anzuschliessen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten, und, was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen *. Wenige darunter waren so ganz unwichtig, dass sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluss besassen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer *Vereinigung* dieser Menschen versprechen liess, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen *Einzelnen* unter ihnen zu gründen; und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit einander zusammenzubringen, mussten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen; und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn *Montigny*, eines von den niederländischen Grossen, wie auch die des Prinzen *Alexander von Parma*, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen grossen Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch; Wein und Fröhlichkeit schliessen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muss sich fügen, dass um diese Zeit zwei deutsche Baronen, ein Graf von *Holle* und von *Schwarzenberg* in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistande zu erwecken *. Schon einige Zeit vorher hatte Graf *Ludwig von Nassau* gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben **. Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals *Coligny* um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber noch billig bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuche einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staates; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräthe ganz ausser Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwürig, und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch ausserdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben und eben so wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Rathsversammlungen, durch innere Zwietracht getheilt, und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentinn ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papst-

* *Strada.* 52.

* *Burg.* 150. *Hopper.* 67. 68.

** Und umsonst war auch der Prinz *von Oranien* nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten musste eine Negociation sehr begünstigen. *Strada.* 84.

thum aufgeregt, und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blösse der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, dass diese Blösse von ihren Feinden so gut gekannt war *.

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmässig zu verbinden, an einem Anführer, und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen *Ludwig von Nassau,* und *Heinrich Brederoden,* beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. *Ludwig von Nassau,* des Prinzen von *Oranien* Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Hass gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen, und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Hass gegen Alles, was *spanisch* hiess, der jede seiner Handlungen beseelte, und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verliess. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem Einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das Andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher, zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war *Wilhelm* ein Feldherr, und *Ludwig* nie mehr, als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nerviger Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. *Ludwigs* Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveraine Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug, und um so lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst, und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien, (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute) hasste er die Regierung, und erlaubte sich, ihre Massregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im Stillen das evangelische Bekenntniss; weniger aber, weil seine bessere Ueberzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein *Abfall* war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredsamkeit, und mehr Dreistigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. *Ludwig von Nassau* glühte für die Sache, die er beschützte, *Brederode* für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln; dieser musste an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum *Vortänzer* einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmern *Führer* haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des grossen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

> *Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis*
> *Gloria, virtutem non unica pagina claudit* *.

(1565.) Ausser diesen Beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf *Karl von Mannsfeld,* ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf *von Kuilemburg,* zwei Grafen *von Bergen* und *von Battenburg, Johann von Marnix,* Herr von Thoulouse, *Philipp von Marnix,* Herr von St. Aldegonde, nebst mehrern Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im J. 1565, im Hause eines gewissen *von Hammes,* Wappenkönigs vom goldenen Vliesse **, zu Stande kam. Sechs Menschen *** waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zu Gute kommen sollte. Der *Zweck* der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche *Philipp von Marnix* zuerst seinen Namen setzte.

« Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter » der Larve eines frommen Eifers, in der That aber » nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswürdige Gericht » der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen, » (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen » Gesetzen zuwiderläuft, und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidenthums an Unmenschlichkeit hinter sich lässt, das den Inquisitoren jede andre » Gewalt unterwürfig macht, die Menschen zu einer » immerwährenden Knechtschaft erniedrigt, und durch » seine Nachstellungen den rechtschaffenen Bürger » einer ewigen Todesangst aussetzt, so, dass es einem » Priester, einem treulosen Freunde, einem Spanier, » einem schlechten Kerl überhaupt frei steht, so bald » er nur will, und *wen* er will, bei diesem Gerichte » anzuklagen, gefangensetzen, verdammen und hin-

* *Grot.* 19. *Burgund.* 154.

* *Burg.* 551, 552. *Grot.* 20.

** Eines eifrigen Kalvinisten, und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich rühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. *Strada* 118.

*** *Burg.* 156. *Strada* nennt ihrer neun. 118. Allg. G. d. v. N. III. nennt eilf. 57.

» richten zu lassen, ohne dass es diesem vergönnt sey, » seinen Ankläger zu erfahren, oder Beweise von » seiner Unschuld zu führen); so haben wir Endesun- » terschriebene uns verbunden, über die Sicherheit » unsrer Familien, unsrer Güter und unsrer eignen » Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen » uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, » und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der » Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern nach » unsern besten Kräften zu widersetzen, man versuche » es heimlich oder öffentlich, und unter welchem » Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, » dass wir weit entfernt sind, gegen den König, un- » sern Herrn, etwas Gesetzwidriges damit zu meinen; » vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, » sein königliches Regiment zu unterstützen und zu » vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder » Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vor- » satz gemäss haben wir geschworen und schwören » jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und » ihrer mit Worten und Thaten zu schonen, dess » Zeuge sey der allmächtige Gott! »

« Weiter geloben und schwören wir, uns wech- » selsweise, Einer den Andern, zu allen Zeiten, an » allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sey, zu » schützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, » welche in diesem Compromisse verzeichnet sind. Wir » verpflichten uns hiemit, dass keine Anklage unsrer » Verfolgung, mit welchem Namen sie auch ausge- » schmückt seyn möge, sie heisse Rebellion, Auf- » stand, oder auch anders, die Kraft haben soll, un- » sern Eid gegen den, der beschuldigt ist, aufzuheben, » oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbin- » den. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition » gerichtet ist, kann den Namen der Empörung ver- » dienen. Wer also um einer solchen Ursache willen » in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir » uns hier, nach unserm Vermögen zu helfen, und » durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Frei- » heit wieder zu verschaffen. Hier, wie in allen übri- » gen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich aber gegen » das Gericht der Inquisition, ergeben wir uns in das » allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das » Urtheil derer, welche wir einstimmig zu unsern » Rathgebern und Führern ernennen werden. »

« Zum Zeugniss dessen, und zu Bestätigung die- » ses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen » des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und » Erde, und Allem, was darinnen ist, der die Herzen, » die Gewissen und die Gedanken prüft, und die Rei- » nigkeit der unsrigen kennt. Wir bitten ihn um den » Beistand seines heiligen Geistes, dass Glück und » Ehre unser Vorhaben kröne, zur Verherrlichung » seines Namens und unserm Vaterlande zum Segen » und ewigen Frieden *. »

Dieser Compromiss wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt, und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschworenen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Grosse Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrieen; Manche darunter wussten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich erst lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel liess keine Wahl übrig. Viele trieb blosser Leichtsinn zu der Partey; eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen; den Furchtsamen gab die grosse Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen *von Oranien*, des Grafen *von Egmont*, *von Hoorn*, *von Megen* und Anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bey Subalternen, und Graf *Brederode* zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es blos um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu thun; die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung. *

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen *von Schwarzenberg* und *Holle* in Breda, und kurz darauf in Hoogstraten, gegeben wurde, zog Viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon Mehrere befanden, die den Compromiss bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz *von Oranien*, die Grafen *von Egmont*, *von Hoorn* und *von Megen* fanden sich bey diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von *Egmonts* eignen Sekretairen, und einige Dienstleute der andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Compromiss, und die Frage kam in Anregung, ob man sich bewaffnet, oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittschrift, an die Oberstatthalterinn wenden sollte. *Hoorn* und *Oranien* (*Egmont* wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, dass sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloss also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte. **

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen *von Megen* gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. « Es werde eine Unternehmung geschmiedet, » liess er sich verlauten, « dreihundert vom Adel seyen darein ver- » wickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer » halten sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie » rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald werde » sie das Weitere erfahren. » Mehr sagte er nicht,

* *Burgund.* 156.— 159. *Strada.* 118.

* *Strada.* 119. *Burgund.* 159— 161.

** *Burgund.* 150. 166.

so nachdrücklich sie auch in ihn drang. « Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort verpfändet. » Eigentlich war es wohl weniger diese Delikatesse der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf *Egmont* der Regentinn eine Abschrift des Compromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz *von Oranien* : « es werde, wie er hö », eine Armee geworben, 400 Offiziere seyen bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit Nächstem unter den Waffen erscheinen. » So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrösserte sich die Gefahr. *

Die Oberstatthalterinn, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrathe so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen *von Oranien* nebst dem Grafen *von Hoorn* in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, berathschlagt sie sich mit *Egmont*, *Megen* und *Barlaimont*, was in dieser misslichen Lage zu beschliessen sey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem Ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegentheile eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und schnelle unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von *Megen* und *Egmont* behauptet, von *Barlaimont* aber bestritten. « Das Gerücht habe übertrieben, » sagte dieser; « unmöglich könne eine so furchtbare Waffenrüstung so geheim und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen seyn. Ein Zusammenlauf etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen hätte. » Die Oberstatthalterinn beschliesst, das Gutachten des versammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müssig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt, und, wo sie gelitten haben, wiederhergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs auf's Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äusserlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen. **

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz *von Oranien*, der Herzog *von Arschot*, die Grafen *von Egmont*, *von Bergen*, *von Megen*, *von Aremberg*, *von Hoorn*, *von Hoogstraten*, *von Barlaimont* und andere, die Herren *von Montigny* und *Hachicourt*, alle Ritter vom goldenen Vliesse nebst dem Präsidenten *Viglius*, dem Staatsrathe *Bruxelles* und den übrigen Assessoren des geheimen Consiliums *. Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plane der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterinn sich befand, gab den Missvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterliessen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bey dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst, und gegen die Regierung. « Erst neulich » liess sich der Prinz *von Oranien* heraus, « schickte der König 40,000 Goldgulden an die Königinn *von Schottland*, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen — und seine Niederlande lässt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolgs ** nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königinn gegen uns, die uns als Freundinn so wichtig, als Feindinn aber so fürchterlich ist? » Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Hass anzuspielen, den der König gegen die nassauische Familie und gegen ihn insbesondere hegen sollte. « Es ist am Tage, » sagte er, « dass er sich mit den Erbfeinden meines Hauses berathschlagt hat, mich, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu schaffen, und dass er mit Ungeduld nur auf eine Veranlassung dazu wartet. » Sein Beispiel öffnete auch dem Grafen *von Hoorn* und noch vielen Andern den Mund, die sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienste und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentinn hatte Mühe, den Tumult zu stillen, und die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, dass sie sich mit einer Bittschrift an den Hof wenden würden, zulassen sollte, oder nicht? Der Herzog *von Arschot*, die Grafen *von Aremberg*, *von Megen* und *Barlaimont* verneinten es. « Wozu 500 Menschen, » sagte der Letztere, « um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieser Gegensatz der Demuth und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Lasst sie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Anmassung, zu uns schicken, und auf diesem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Sonst verschliesse man ihnen die Thore, oder beobachte sie, wenn man sie doch einlassen will, auf das Strengste, und strafe die erste Kühnheit, deren sich einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode. » Der Graf *von Mannsfeld*, dessen eigner Sohn unter den Verschwornen war, erklärte sich gegen ihre Partei; seinem Sohne hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entsagte. Auch die Grafen *von Megen* und *Aremberg* trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen, der Prinz *von Oranien* aber, die Grafen *von Egmont*, *von Hoorn*, *von Hoogstraten* und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. « Die Verbundenen, » erklärten sie, « wären ihnen als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre be-

* *Hopper*. 69. 70. *Burg*. 166. 167.

** *Strad*. 120. *Burgund*. 168. 169.

* *Hopper*. 71. 72. *Burg*. 173.

** Das Geld war in die Hände der Königinn Elisabeth gefallen.

» kannt; ein grosser Theil unter denselben stehe mit » ihnen in Verhältnissen der Freundschaft und der » Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Be» tragen zu gewähren. Eine Bittschrift einzureichen, » sey jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit » könne man einer so ansehnlichen Gesellschaft ein » Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste » Mensch im Staate zu erfreuen habe. » Man beschloss also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, dass sie unbewaffnet erschienen, und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den grössten Theil der Zeit weggenommen, dass man die fernere Berathschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben musste, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward *.

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentinn diesmal sogleich zum Ziele. « *Brederode,* » sagte sie, « wird, wie unsre Nachrichten lauten, im Namen » des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Mil» derung der Edikte bey uns einkommen. Das Urtheil » meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm » antworten soll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vor» tragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voran» zuschicken. Man sagt mir, dass es Viele, auch selbst » unter Ihnen gebe, welche die Glaubensedikte des » Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel an» greifen, und sie dem Volke als unmenschlich und » barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, » Ritter des Vliesses, Räthe Seiner Majestät und des » Staats, ob Sie nicht selbst ihre Stimmen zu diesen » Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht » als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt » man jetzt, was man ehemals für recht erklärte? » Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals noth» wendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in » den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat » der Kaiser sie nicht schon vor sechszehn Jahren er» richtet, und worin soll sie grausamer seyn, als die » Edikte? Wenn man zugiebt, dass diese letzteren das » Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine » Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum » diesen Widerwillen gegen jene, die doch weit » menschlicher ist, als die Edikte, wenn diese nach » dem Buchstaben beobachtet werden? Reden sie jetzt » frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen ha» ben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, dass » nicht Leidenschaft es lenke **. »

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bey weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz *von Oranien* anführte. « Wollte der Himmel, » fing er an, « man hätte » meine Vorstellungen des Nachdenkens werth geach» tet, so lange sie noch entfernte Befürchtungen wa» ren, so würde man nie dahin gebracht worden seyn, » zu den äussersten Mitteln zu schreiten, so würden » Menschen, die im Irrthume lebten, nicht durch » eben die Massregeln, die man anwendete, sie aus » demselben herauszuführen, tiefer darin versunken » seyn. Wir Alle, wie Sie sehen, stimmen in dem » Hauptzwecke überein. Wir Alle wollen die katho» lische Religion ausser Gefahr wissen; kann dieses » nicht ohne Hülfe der Inquisition bewerkstelligt wer» den, wohl, so bieten wir Gut und Blut zu ihren » Diensten an; aber eben das ist es, wie Sie hören, » worüber die Meisten unter uns ganz anders denken.

» Es giebt zweierlei Inquisitionen. Der einen masst » sich der römische Stuhl an, die andere ist schon » seit undenklichen Zeiten von den Bischöfen aus» geübt worden. Die Macht des Vorurtheils, und der » Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht » gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Wi» derspruch finden, und die vermehrte Anzahl der » Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn » also die erste, deren blosser Name alle Gemüther » in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ih» rer, warum soll sie gerade *uns* aufgedrungen seyn? » Vor Luthern hat sie Niemand gekannt; der Kaiser » war der Erste, der sie einführte: aber dies geschah » zu einer Zeit, als an geistlichen Aufsehern Mangel » war, die wenigen Bischöfe sich noch ausserdem » lässig zeigten, und die Sittenlosigkeit der Klerisei » sie von dem Richteramte ausschloss. Jetzt hat sich » Alles verändert; jetzt zählen wir eben so viele Bi» schöfe, als Provinzen sind. Warum soll die Regie» rungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? » Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen » den Widerwillen des Volks, den wir suchen müs» sen zu besänftigen, wenn er nicht in Empörung » ausarten soll. Mit dem Tode *Pius des Vierten* ist die » Vollmacht der Inquisitoren zu Ende gegangen; der » neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, » ohne die es doch sonst noch keiner gewagt hat, sein » Amt auszuüben. Jetzt also ist die Zeit, wo man sie » suspendiren kann, ohne Jemandes Rechte zu ver» letzen.

» Was ich von der Inquisition urtheile, gilt auch » von den Edikten. Das Bedürfniss der Zeiten hat sie » *erzwungen,* aber jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so » lange Erfahrung sollte uns endlich überwiesen ha» ben, dass gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruch» tet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche un» glaubliche Fortschritte hat nicht die neue Religion » nur seit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, » und wenn wir den Gründen dieser Vermehrung nach» spüren, so werden wir sie in der glorreichen Stand» haftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer » gefallen sind. Hingerissen von Mitleid und von Be» wunderung, fängt man in der Stille an zu muth» massen, dass es doch wohl Wahrheit seyn möchte, » was mit so unüberwindlichem Muthe behauptet » wird. In Frankreich und England liess man die Pro» testanten dieselbe Strenge erfahren, aber hat sie » dort mehr, als bei uns, gefruchtet? Schon die ersten » Christen berühmten sich, dass der Same ihrer Kirche » Märtyrerblut gewesen. Kaiser *Julian,* der fürchter» lichste Feind, den je das Christenthum erlebte, war » von dieser Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, » dass Verfolgung den Enthusiasmus nur mehr an» feure, nahm er seine Zuflucht zum Lächerlichen » und zum Spott, und fand diese Waffen ungleich » mächtiger, als Gewalt. In dem griechischen Kai» serthume hatten sich zu verschiedenen Zeiten ver» schiedene Sekten erhoben, *Arius* unter *Constantin,* » *Aetius* unter dem *Constantius, Nestorius* unter dem » *Theodos;* nirgends aber sieht man weder gegen diese » Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen » geübt, die denen gleich kämen, welche *unsre* Län» der verheeren — und wo sind jetzt alle diese Sekten » hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer » Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber dies ist der » Gang der Ketzerei. Uebersieht man sie mit Verach» tung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Eisen, » das, wenn es ruhig liegt, rostet, und nur scharf

* *Strada.* 121. 122.

** *Strada.* 123. 124.

» wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von » ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz verlieren, » den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum » wollen wir uns nicht mit Massregeln begnügen, die » von so grossen Regenten bewährt gefunden worden? » Beispiele können uns am sichersten leiten.

» Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Alter- » thume, da das glorreiche Muster *Karl des Fünften,* » des grössten der Könige, vor uns liegt, der endlich, » besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen » Weg der Verfolgung verliess, und viele Jahre vor » seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. » *Philipp* selbst, unser gnädigster Herr, schien sich » ehemals zur Schonung zu neigen, die Rathschläge » eines *Granvella* und seinesgleichen belehrten ihn » eines Andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit » sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher ge- » schienen, die Gesetze müssen sich den Sitten, und » die Maximen den Zeiten anschmiegen, wenn der » Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich » Ihnen noch das genaue Verständniss in Erinnerung, » das zwischen den Hugenotten und den flämischen » Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten sie » noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon seyn » mögen. Wir wollen gegen *sie* nicht französische » Katholiken seyn, damit es ihnen ja nicht einfalle, » die Hugenotten gegen *uns* zu spielen, und, wie » diese, ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürger- » kriegs zu werfen *. »

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidentsten Mehrheit im Senate unterstützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zustande der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz *von Oranien* es zu danken, dass seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben; wo sie es sey, auf einen gelindern Fuss gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, dass sie gefürchtet würden, oder dass man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Consilium wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluss des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung **.

* *Burg.* 174 — 180. *Hopp.* 72. *Strad.* 123. 124. Es darf Niemand wundern, sagt *Burgundius,* ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partey, dass aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntniss der Philosophie hervorleuchtet: Er hatte sie aus dem Umgange mit *Balduin* geschöpft. 180.

** *Strad.* 124. 125.

DIE GEUSEN.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus 200 Pferden, aber das Gerücht vergrösserte ihre Zahl. Die Regentinn, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schliessen, oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen *Brederode* einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, dass sie sich unter einander, mit Hintansetzung aller *andern Pflichten,* und mit den Waffen selbst, wenn es nöthig wäre, beizustehn gehalten seyn sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, dass ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sey. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, liess sie in ihren eignen, und in der Abwesenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Bittschrift ausgesetzt *.

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehensleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzoginn **. Den Grafen *von Nassau* und *Brederode* an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palast an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiele in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite, so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidne Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterinn empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vliesses umgeben. « Diese edeln Nieder- » länder, » redet *Brederode* sie mit Ehrerbietung an, « welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und » noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen » sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, » von deren Wichtigkeit, so wie von ihrer Demuth, » dieser feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, » als Wortführer der Gesellschaft, ersuche Sie diese » Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich » nicht mit dem Besten des Vaterlands, und mit der » Würde des Königs verträge. » —

« Wenn diese Bittschrift, » erwiederte *Margaretha,* « wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des » Vaterlandes und mit der Würde des Königs streitet, » so ist kein Zweifel, dass sie gebilligt werden » wird. » — « Sie hätten, » fuhr der Sprecher fort, « mit Unwillen und Bekümmerniss vernommen, dass » man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unter- » lege, und ihnen bei Ihrer Hoheit nachtheilig zuvor- » gekommen sey; darum lägen sie Ihr an, ihnen die » Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen, » und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form » und öffentlich zu thun, damit derjenige, welchen

* *Strada.* 126.

** *Hopper.* 73.

» man schuldig finden würde, die verdiente Strafe » leide. » — « Allerdings, » antwortete die Regentinn, « könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die » nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Al- » lianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die » Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu » machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser » Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verra- » then, » setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, « könne mit keinem Recht von ihr gefordert » werden. » Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging *.

« Nie, » lautete diese Bittschrift (die nach Einigen den berühmten *Balduin* zum Verfasser haben soll) « nie hätten sie es an der Treue gegen ihren König » ermangeln lassen, und auch jetzt wären sie weit » davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Un- » gnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn » noch länger in der Unwissenheit der übeln Folgen » verharren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung » der Inquisition und die längere Beharrung auf den » Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten » sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine » Staatenversammlung würde diesen Beschwerden ab- » helfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen » sey, hielten sie es für ihre Pflicht, die Statthalterinn » vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Ho- » heit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete » Person nach Madrid zu senden, die den König » vermögen könnte, dem einstimmigen Verlangen » der Nation gemäss, die Inquisition aufzuheben, » die Edikte abzuschaffen, und statt ihrer auf einer all- » gemeinen Staatenversammlung neue und menschli- » chere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der » König seine Entschliessung kund gethan, möchte » man die Edikte ruhen lassen und die Inquisition » ausser Wirksamkeit setzen. Gäbe man, » schlossen sie, « ihrem demüthigen Gesuch kein Gehör, so neh- » men sie Gott, den König, die Regentinn und alle » ihre Räthe zu Zeugen, dass *sie* das Ihrige gethan, » wenn es unglücklich ginge **.»

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben diesem Aufzuge, aber in noch grösserer Anzahl (die Grafen *von Bergen* und *Kuilemburg* waren mit ihrem Anhange unterdessen zu ihnen gestossen) vor der Regentinn, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben, und enthielt: « Die Inquisition und die Edikte » ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; » doch wolle sie, dem Wunsch der Verbundenen » gemäss, Einen aus dem Adel nach Spanien senden, » und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften » unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren em- » pfohlen werden, ihr Amt mit Mässigung zu ver- » walten, dagegen aber erwarte sie von dem Bun- » de, dass er sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, » und nichts gegen den katholischen Glauben unter- » nehmen werde. » So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch Alles, was sie mit irgend einem Scheine von Wahrscheinlichkeit fürs Erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, dass es überhaupt nur errichtet war; dass nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäss, dass sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen liessen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen seyn, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so musste ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske, und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniss der Regentinn, *dass sie nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, und dass nur Diensteifer für den König sie geleitet habe.* Als die Herzoginn einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe Jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. « Die Zeit allein, und ihr künftiges Betragen, » antwortete sie diesem, « würden ihrer Absichten Richter seyn *. »

Gastmähler gaben dem Bunde seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktirte *Brederode* die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, dass sie den Grafen von *Barlaimont* der Regentinn, die sich bei Ueberreichung der Bittschriften zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: « Sie solle sich vor einem Haufen Bettler » (*Gueux*) nicht fürchten. » Wirklich war auch der grösste Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, dass er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: *es leben die Geusen!* wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien *Brederode* mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Bunde, und versicherte hoch, dass er für Jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen *von Oranien*, die Grafen *von Egmont* und *von Hoorn*, die der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen *Brederode*, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben, und ein Glas mitzutrinken. **

* *Hopper* 75. *Strad.* 126. 127. *Burg.* 182. 183.

** *Hopper* 74. *Burg.* 162. 165.

* *Hopper.* § 94. *Strad.* 127.

** « Aber, » versicherte nachher *Egmont* in seiner Verantwortungsschrift, « wir tranken nur ein einziges kleines » Glas, und dabei schrien sie: es lebe der König und es » leben die Geusen! Es war dies zum ersten Male, dass ich » diese Benennung hörte, und gewiss, sie missfiel mir. » Aber die Zeiten waren so schlimm, dass man Manches » gegen seine Neigung mitmachen musste, und ich glaubte

Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bachanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daseyn seiner Beschützer musste dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein *sichtbares Zeichen* in Athem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der *Geusen* öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büssenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberbleche überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder liessen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: *Dem Könige getreu.* Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: *Bis zum Bettelsack.* Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen. *

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzoginn, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht auf's Aeusserste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen seyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentinn: sie hoffe solche Massregeln zu ergreifen, dass keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es Niemand anders, als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch *ihren* Verheissungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber *Berti* befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mässigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung nicht durch ein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte **, welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mussten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsames Auge zu haben. *Brederode*, *Kuilemburg* und *Bergen* verliessen endlich die Stadt; von 550 Reitern begleitet, begrüssten sie noch einmal ausserhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und schieden dann von einander, *Brederode* nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentinn einen Eilbóten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; « Bürger von Antwerpen, » redete er sie an, « ich bin hier, mit Gefahr meiner Güter und » meines Lebens euch die Last der Inquisition abzu- » nehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir » theilen, und zu eurem Führer mich erkennen, so » nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrin- » ke, und streckt zum Zeichen eures Beyfalls die » Hände empor. » Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrey in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verliess er Antwerpen. *

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentinn durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder *Moderation*, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem Könige erst zur Genehmhaltung vorzulegen **. Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen *von Oranien*, der für das Erste stimmte. Ausserdem hatte man Grund, zu fürchten, dass die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfasst sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentinn des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern, *einzeln*, und diejenigen, welche die wenigste Freyheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, dass eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, dass die freiern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beyspiel der andern hinreissen liessen ***. Zufolge eines äusserst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentinn, dass einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten liessen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, dass falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen seyn sollten; die von Hennegau verlangten, dass statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andre willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände liessen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche

» eine unschuldige Handlung zu thun. » *Procès criminels des comtes d'Egmont.*, etc. T. I. *Egmonts* Verantwortung.

* *Hopper*. §. 94. *Strada* 127 — 130. *Burg.* 185. 187.

** *Burgundius* gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben sol. 188.

* *Strada*. 131.

** *Hopper*. §. 95.

*** *Grot.* 22. *Burgund.* 196, 197. sq.

durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren, und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam *. Aus dem Hauptinhalt dieser *Milderung*, die ihren Namen doch in der That verdiente, lässt sich auf die Edikte selbst ein Schluss machen. « Die Schriftsteller der Sekten, hiess es darin, « ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche » einen von diesen beherbergten, ketzerische Zusam- » menkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend » sonst ein öffentliches Aergerniss gäben, sollten mit » dem Galgen bestraft, und ihre Güter (wo die Landesgesetzte es nämlich erlaubten) eingezogen werden; » schwüren sie aber ihre Irrthümer ab, so sollten sie » mit der Strafe des Schwerts davon kommen und ihre » Verlassenschaft ihrer Familie bleiben. » Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bussfertigen Ketzern, hiess es ferner, könne Gnade widerfahren; Unbussfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sey denn, dass sie sich durch Verführung Anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die *Wiedertäufer* ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Busse loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt, und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten **. Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpresste. Auch war man in den Niederlanden von dieser *Moderation*, die im Grunde keinen einzigen *wesentlichen Missbrauch* abstellte, so wenig erbaut, dass das Volk sie in seinem Unwillen anstatt *Moderation* (Milderung) *Moorderation*, d. i. Mörderung nannte ***.

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen ****.

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marqnis *von Bergen* ***** aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Misstrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäfte allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron *von Montigny*, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniss war, so machte er seiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzoginn aus: dass sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreissen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniss, indem der Marquis *von Bergen* durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, ausser Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichts destoweniger machte er sich, weil die Regentinn ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben *.

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, dass es dem Prinzen *von Oranien* und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere schonende Verhältniss, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten, und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten musste, in diesem Streite nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte; so sehr musste das Misstrauen *Philipps* gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzoginn widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten, und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bei dieser Gelegenheit ausser Zweifel setzten, und Massregeln von ihm erwarten liessen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und grösstentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können **. Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Hiess die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe *vor* der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das Ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser misslichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen; ein Weg, den sie zum Theil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine blosse Nothhülfe war. Auf *sie* sah die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verliessen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht, als blosser Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange *sie* dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Missbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und un-

* A. G. d. v. N. III. 72.
** *Burg.* 190 — 193.
*** A. G. d. v. N. 72.
**** *Vgl. ad Hopper.* VII. Brief.
***** Dieser Marquis *von Bergen* ist von dem Grafen *Wilhelm von Bergen* zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Compromiss unterschrieben. *Vgl. ad Hopper.* VII. Brief.

* *Strad.* 133. 134.
** *Meteren* 81.

sicher, die sich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, so bald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieselben Massregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiss waren, mussten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, musste den besten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Ausserdem, dass ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentinn zu einer Zeit von Rath entblösste, wo Rath ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Karakters, nicht unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeusserste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es Jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszusuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentinn im Stiche zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte gestimmt; die Statthalterinn folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und sandte sie zuvor an den König. « Ich sehe nun deutlich, « brach er mit verstellter Heftigkeit aus, « dass allen Rathschlägen, » die ich gebe, misstraut wird. Der König bedarf » keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muss, und » ferne sey es von mir, meinem Herrn Dienste auf» zudringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn » und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen *. » Das Nämliche ungefähr äusserte der Graf *von Hoorn*; *Egmont* bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewol er (heisst es in seiner Anklage) aussah wie die Gesundheit. Die Regentinn, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen musste, redete scharf mit dem Prinzen. « Wenn » weder meine Vorstellungen, noch das gemeine » Beste so viel über Sie vermögen, Sie von diesem » Vorsatze zurückzubringen; so sollten Sie wenigstens » Ihres eignen Rufes mehr schonen. *Ludwig von* » *Nassau* ist Ihr Bruder. Er und Graf *Brederode*, die » Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre » Gäste gewesen. Die Bittschrift enthält dasselbe, » wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatserathe bisher » gehandelt haben. Wenn sie nun plötzlich die Sache » Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein » heissen, dass Sie die Verschwörung begünstigen? » Es wird nicht gesagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten ist; ist er es aber, so muss er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. *Egmont*, scheint es, liess sich von den Vorstellungen der Regentinn besiegen; *Hoorn* allein zog sich wirklich auf eins seiner Güter zurück, des Vorsatzes, weder Kaisern noch Königen mehr zu dienen **.

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut, und wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vliesses vor, worin diese feierlich erklärten, dass künftighin Niemand weder Gefängniss, noch Landesverweisung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter seyn würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betruge, angelegen seyn liessen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reissen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich auf einen blossen *Augenblick* einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur *diesen Augenblick* lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Ausserdem, dass das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterinn und den Rittern Misstrauen erweckte und den Muth der Protestanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, spielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beschönigung diente. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so musste er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, so viele Ausschweifungen veranlasst, so viel Zügellosigkeit und Licenz eingeführt haben, dass der Rückzug unmöglich werden, dass man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowol, als aus Verzweiflung, fortzuwandeln sich genöthigt sehen musste *. Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimath wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, schenkten sich ihr jetzt öffentlich und laut **. Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Insignien zu tragen. Diese Letztern brachten auf dem Geusenpfenninge noch die Veränderung an, dass sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauf setzten, gleichsam um anzudeuten, dass sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in Einen Körper furchtbar zusammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sah sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte seine Verwegenheit zu *sichern*, indem er sie in diesen Versammlungsplatz des *allgemeinen Unwillens* niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heissen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem grossen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch

* *Burgund*. 189.

** Wo er drei Monate ausser Thätigkeit blieb. *Hoorns* Anklage. 118.

* *Strada*. 132. 133.

** *Grot*. 22.

die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint, als sie äusserlich scheinen wollte; so würde sich der grosse Haufen dennoch nur an das *Gesetzwidrige* ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen seyn.

OEFFENTLICHE PREDIGTEN.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die *Wiedertäufer* überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die *Kalvinisten*, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Cantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne sass. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm grösstentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die *Lutheraner*, denen aber ein desto grösserer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntniss herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluss dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Hass gegen das Papstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, dass die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte *.

Die Statthalterinn hatte, in Erwartung, dass die entworfene *Moderation* Statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mässigung empfohlen; ein Auftrag, den der grösste Theil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte, und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehrsten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute misshandelt zu sehen **. Sie verstanden also die Regentinn absichtlich falsch, und liessen die Inquisition, wie die Edikte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Licenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser *Hermann Stricker*, aus Oberyssel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegner Enthusiast von fähigem Geiste, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der Erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von 7000 Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen, nach Steinen greift, so übel empfangen, dass er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten **. Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch grösserer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muss, gern oder ungern, an dem Gottesdienste Theil nehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingange haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feil bieten. Der Apostel, *Hermann Stricker*, lässt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Flusse, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sacramente auf kalvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein andrer abgefallner Mönch, *Peter Dathen*, aus Poperingen, gleichfalls in Bewe-

* *Grot.* 22. *Strad.* 136. *Burg.* 212.

* *Grot.* 29. *Burgund.* 203. 204.

** *Burgund.* 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von 7000 tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr, als Alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die als sie eine schlechtere Menschenart betrachteten.

gung; 15,000 Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen *Ambrosius Ville*, einem französischen Kalvinisten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und lassen sich öftere Drohungen entfallen, dass sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblösst, die der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Castell gezogen hatte, und welche sich noch ausserdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe so weit, dass sie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese versagte, traten sie in ein Bündniss mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen unter einander in dem genausten Zusammenhange, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, dass sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. *Brederode's* Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstausend Menschen brachen an den nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Hugenotten, und redeten in wallonischer Sprache; Manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häschers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog blosse Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein grosser Theil wurde von diesen Predigten, wie von lustigen Komödien, angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, destomehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging dessungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegenheitlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger, als Wahrheit, gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück *.

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektirer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienste mit einer Escorte von gewaffneten Reitern im Triumphe heimzuführen, und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzoginn, um sie zu einer persönlichen Ueberkunft, und wo möglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bange, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf *von Megen* dahin gesendet, um mit dem Magistrate wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. « Man kenne ihn als einen geschwornen Feind « der Geusen; » wurde ihm zugeschrien, « er bringe « Knechtschaft und Inquisition, und er solle unver- » züglich die Stadt verlassen. » Auch legte sich der Tumult nicht, bis *Megen* wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalvinisten dieser Stadt bei dem Magistrate eine Schrift ein, worin sie bewiesen, dass ihre grosse Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzoginn, dass sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von *Oranien* schicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet sey. Um das grössere Uebel zu vermeiden, musste sie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentinn und den ungestümen Wünschen des Volks. *Brederode* kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit grosser Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüsste man einander mit Abfeurung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstrasse wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergiessungen. « Die Geusen sollen leben! » schrie Jung und Alt ihm entgegen. — « Sehet hin, » schrien andere, « das ist der, der uns » Freiheit bringt! » — « Der ists, » schrien die Lutheraner, « der uns das Augsburgische Bekenntniss bringt! » — « Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr, » riefen andere; « wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles. » Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wussten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: « Bei Gott! » rief er, « sie sollten zuse- » hen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, « was sie jetzt gethan. * » Das Jauchzen mehrte

* *Strad.* 152. *Burgund.* 220 — 252.

* *Strad.* 158. 159. *Burg.* 253. 254.

sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen liess und befragte, belehrte ihn, dass die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Misstrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und dass sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen liess; so fürchteten die Kalvinisten, bei ihrem Gottesdienste feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfalle sicher seyn könnten. * Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten; und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Maria Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen: einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war Alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm. **

(1566.) Indem die Regentinn aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält, und für Antwerpen zittert, das sie in *Oraniens* gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf *Brederode*, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Daseyn und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, musste jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sektirer erheben, als sie den Muth der Regentinn darniederschlug. Der Convent kam in einer Lüttichischen Stadt, S. Truyen, zu Stande, wohin sich *Brederode* und *Ludwig von Nassau* an der Spitze von 2000 Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzoginn zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewusst waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereigniss für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzoginn nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf *Mannsfeld* zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen *.

Graf *von Egmont* und *Wilhelm von Oranien* werden von der Regentinn bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen *Ludwig von Nassau*, *Brederode* und *Kuilemburg* waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe ohnweit Mecheln. « Wozu dieser neue » Schritt? » liess ihnen die Regentinn durch den Mund dieser Beiden entbieten. « Man hat Gesandte nach Spa- » nien von mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. » Man hat die Edikte und Inquisition allzustreng ge- » funden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine » allgemeine Versammlung der Reichsstände ange- » tragen; ich habe die Bitte vor den König gebracht, » weil ich sie aus eigner Gewalt nicht bewilligen » durfte. Was hab' ich denn nun unwissender Weise » noch unterlassen oder gethan, was diese Zusam- » menkunft in S. Truyen nothwendig machte? Ist es » vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und » seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? » Die Beleidigung ist gross, aber grösser ist seine » Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, » keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo » jene prächtig tönenden Worte, dass man bereit seyn » würde, lieber zu meinen Füssen zu sterben, als dem » Könige etwas von seinen Rechten zu vergeben? » Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die » sehr nahe an Aufruhr grenzen und die Republik zum » Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie » sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschwei- » gen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres » Frevels an; wenn er es redlich mit seinem Könige » meint, so kann er bei dieser Ausgelassenheit des » Pöbels nicht unthätig feiern. Aber er selbst geht ja » dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel » voran, schliesst Bündnisse mit den Feinden des Va- » terlandes, und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte » durch seine jetzige strafbare Versammlung **. »

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüssel einreichen lässt. « Alles, » lautete diese, « was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsre » Bittschrift gethan, haben wir mit dem lebhaftesten » Danke empfunden; auch können wir über keine » Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, » Ihrem Versprechen zuwider, irgendwo gemacht » worden wäre; aber wenn wir dessungeachtet jetzt » noch immer und aller Orten her in Erfahrung brin- » gen, und mit eignen Augen uns überzeugen, dass » man unsre Mitbürger um der Religion willen vor » Gericht schleppt und zum Tode führt, so müssen » wir nothwendig daraus schliessen, dass die Befehle » Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum mindesten — » sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seiner- » seits versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den

* *Meurs. Guil. Aur. Libr. I.* 10. 11.
** *Meteren.* 85. *Burgund.* 234.

* *Burgund.* 235. *Strad.* 140.
** *Meteren* 84. *Burg*, 238. 239.

» öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu » steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, » wenn die zu lange Verzögerung einer Antwort aus » Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt, und die » getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenver- » sammlung sie wenig geneigt macht, fernern Ver- » sicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit » den Feinden des Landes verbunden; auch nie eine » Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische » Waffen in den Provinzen sehen lassen, so werden » wir, die Verbundenen, als die erste zu Pferde sitz- » en, sie daraus zu vertreiben; aber wir wollen auf- » richtig gegen Ew. Hoheit seyn. Wir glaubten Zei- » chen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Gesichte » zu lesen; wir sehen Menschen im ausschliessenden » Besitze Ihrer Gnade, die durch ihren Hass gegen uns » berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, dass » vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten, » gewarnt wird, dass man uns die Ankunft des Kö- » nigs, wie den Anbruch eines Gerichtstags verkün- » digt — was ist natürlicher, als dass der Argwohn » gegen uns auch den unsrigen endlich erweckte? dass » der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man » unsere Verbindung zu schwärzen bemüht ist, dass » die Kriegsrüstungen des Herzogs *von Savoyen* und » anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns » gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit » dem französischen Hofe, um einer spanischen Armee, » die nach den Niederlanden bestimmt seyn soll, den » Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und » dergleichen Vorfälle mehr, uns aufgefordert haben, » auf unsere Selbstvertheidigung zu denken, und uns » durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen » Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines un- » stetes und schwankendes Gerede beschuldigt man » uns eines Antheils an dieser Zügellosigkeit des pro- » testantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine » Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, dass auch » unter uns Protestanten sich befinden, denen eine » Duldung der Religionen das willkommenste Ge- » schenk seyn würde; aber auch sie haben niemals » vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht » vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns » aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. » Der König ist gut, und wir wollen hoffen, dass er » gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung seyn, » was wir bei ihm suchen; und eben so wenig kann es » *Vergessenheit* seyn, was wir uns über Handlungen » erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um » Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten » sind. Wahr ist es wieder, dass sich Abgeordnete der » Lutheraner und Kalvinisten in S. Truyen bei uns » eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine » Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier » beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei » ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund » ihnen Sicherheit leisten, und sich für eine allge- » meine Versammlung der Stände verbürgen wolle. » Beides haben wir geglaubt, ihnen zusagen zu müs- » sen, aber unsre Versicherung allein hat keine Kraft, » wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen » ihrer vornehmsten Räthe bestätigt wird. Unter diesen » kann Niemand von dem Zustande unserer Sachen so » gut unterrichtet seyn, und es so redlich mit uns » meinen, als der Prinz von *Oranien* und die Grafen » *von Hoorn* und *von Egmont*. Diese Drei nehmen wir » mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu » die nöthige Vollmacht gibt, und uns Versicherung » leistet, dass ohne ihr Wissen keine Truppen gewor- » ben, und keine Befehlshaber darüber ernannt werden » sollen. Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur » auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstrei- » chung es bei dem Könige stehen wird, ob er sie auf- » heben oder bestätigen will. Geschieht das Erste, so » ist es der Billigkeit gemäss, dass man uns einen » Termin setze, unsere Personen und Güter in Sich- » erheit zu bringen; drei Wochen werden dazu » genug seyn. Endlich und letztens machen wir uns » auch unsrerseits anheischig, ohne Zuziehung jener » drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen*.

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verliess; aber die Regentinn sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowol von Rath, als von Geld entblösst, dessen Mangel sie nöthigte, die Grossmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sahe sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Truyen den Vertrag einzugehen, dass sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, dass der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wusste, dass er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentinn desswegen auf das Nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis *von Bergen* dem Baron von *Montigny* nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. **

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, *Florens* von *Montigny*, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Placate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentinn um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde *Montigny* bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluss fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzoginn und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterliess, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, dass nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das *Misstrauen* würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden

* *Meteren* 84. 85. *Strada* 141 sq. *Burgund.* 240 — 151. *Meursii Guil. Aur. L. I.* 11. 12.

** *Hopper.* §. 117. *Burgund.* 259. 262.

zum Grunde läge, und jeder noch so gut gewählten Massregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntniss der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Karakter seiner Landsleute wagt er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von eben dieser Kenntniss geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, so lange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu seyn, und dem Neide der spanischen Grossen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Berathschlagungen unterworfen. *

(1566.) Der König war damals *im Busch* zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrath versammelte. Beisitzer waren: der Herzog *von Alba;* Don *Gomez de Figueroa;* Graf *von Feria;* Don *Antonio von Toledo*, Grosscommendator vom Orden St. Johannes; Don *Johann Maeriquez von Lara*, Oberhofmeister der Königinn; *Ruy Gomez*, Prinz von Eboli und Graf von Melito; *Ludwig von Quixada*, Oberstallmeister des Prinzen; *Karl Tyssenacque*, Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrath und Siegelbewahrer, *Hopper* ** und der Staatsrath von *Corteville* ***. Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie einen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht, und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hiess es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers *Granvella*, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als dass er im Besitze einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen *von Egmont* nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidnen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herzhaften Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hofe zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft, und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem Könige zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene *Moderation* nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguss der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Grossen im Staatsrathe, und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben *?

Welches aber auch die Quellen dieses Uebels seyn mochten, so gestand man ein, dass es darum nicht weniger bedenklich und dringend sey. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveraine Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mussten; da sowol die stürmische Jahrszeit, als die Gefahr vor den französischen und englischen Schiffen, die den Ozean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walchern Besitz nehmen, und dem Könige die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühlinge nicht an diese Reise zu denken, und man musste sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen, *erstlich:* dass er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; *zweitens,* dass ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; *drittens,* dass er der Oberstatthalterinn Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt seyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüther versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten müssten fortan, bei strenger Ahndung, untersagt seyn; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterinn sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamen Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan seyn, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone schrieben, um ihren Diensteifer zu beleben **.

Sobald dem Könige diese Resolution seines Staatsraths vorgelegt worden, war sein Erstes, dass er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschlusse zu erflehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrathe, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten, und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentinn befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im Stillen kriege-

* *Hopper* 98. 99. 103.

** Aus dessen *Memoires*, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.

*** *Hopper* §. 111.

* *Hopper* §. 104.

** *Hopper*. §. 109. 110. 112. 113.

risch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei, und zehntausend Mann Fussgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nöthigen Briefen versah und ihr eine Summe von 300,000 Goldgulden übermachte *. Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte, und sie auch für's Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich *gestellt* war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war, und viel zu sehr von der Willkühr abhing, als dass sie die Gemüther hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene *Moderation*, als zu gelinde, verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte — so hatte er diesmal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan; er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert, und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Conseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

DER BILDERSTURM.

Die Triebfedern dieser ausserordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, dass die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinem eignen Lande zu thun zu geben; sehr natürlich also, dass ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzte, zu übertreiben, und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureissen. Möglich, dass es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten; die die Rechtmässigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Dass aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvente zu S. Truyen verabredet worden; dass in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der grössere Theil dem Pabstthum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowol eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füssen trat, und die nur in dem schlammigen Schosse einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre allein schon darum nicht glaublich, weil diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt *des* Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fliesst, dass es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung; von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgescheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt; genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniss, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgestossen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblicke an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung, kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft; keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluss ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiss es noch deutlich, zu welcher? rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstrassen, jedes Heiligen Bild, worauf sie stossen, ist ein Siegesmahl, das über sie errichtet ist, und jedes muss von ihren räuberischen Händen fallen. Fanatismus giebt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dörfer bei S. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füssen. Erhitzter durch diese verdammliche That, und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Kalvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemählde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die

* *Hoppper*, §. 118. 124. *Burg.* 28.

Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefässe gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen *von Oranien* die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentinn eben ihren Staatsrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äusserte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlasste etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentirt habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spass verdross, wollte sie von da herunterreissen, und es kam auf dem Predigtstuhle zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, *es leben die Geusen!* zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eins, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reissen die grossen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgrösse, der zwischen den zwey Schächern, dem Hochaltare gegenüber, aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füssen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füssen getreten. Alles dieses geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabey in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniss, ungeachtet die grössten Lasten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Sprossen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der grössten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefässe, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich auf's Neue; die Mönche und Nonnen lassen Alles im Stiche, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern, und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, dass dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichen Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Uebermacht der Kalvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermesslich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400,000 Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen, bey Lebensstrafe, wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen. *

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksale. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, dass sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so

* *Meteren* 86. *Strada* 145 — 147. *Burgundius* 294. 295. 300. *Hopper.* §. 126, *Meurs. Guil. Auriac. L. II.* 13. 14.

gestalten Sachen, fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirche in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: « Es sey ihnen, » sagten sie, « von ihren » Obern anbefohlen, nach dem Beyspiele der andern » Städte, die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. » Widersetze man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig » und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil » aber würden sie stürmen; » ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, dass die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, dass man die goldenen und silbernen Gefässe mit dem übrigen Kirchenschmucke unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bey dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs *Adolph* von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben, und in Tournay beigesetzt war. Dieser *Adolph* hatte seinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuss zum Gefängnisse geschleppt; ihm selbst aber hatte *Karl der Kühne* von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus musste das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche Preis zu geben *.

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich Andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet **.

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte, Amsterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf *von Aremberg*, und Geldern der Graf *von Megen* vor einem ähnlichen Schicksale *.

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrössert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterinn eben eine ausserordentliche Sitzung des Staatsraths veranstaltet hatte. Die Schwärme der Bilderstürmer dringen schon weit in's Brabantische vor, und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiss ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Greuel zu erneuern. Die Regentinn, für ihre eigne Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreise der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog *von Arschot* zu einem Zufluchtsorte aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, dass die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das Dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürstinn zu schützen; umsonst, dass die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, dass ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern: sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschlusse, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, dass die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzuge seyen. Sie giebt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis *Viglius* vor ihr, den sie, den Grossen zu gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, dass sie fliehen wolle, und dass er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. « Zwei Jahre sind » es nun, » sagte ihr der Greis, « dass Sie dieses » Ausgangs der Dinge gewärtig seyn konnten. Weil » ich freier gesprochen habe, als Ihre Hoflinge, so » haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das » nur verderblichen Anschlägen geöffnet war. » Die Regentinn räumt ein, dass sie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sey; jetzt aber dränge sie die Noth. « Sind Sie gesonnen, » versetzte *Viglius* hierauf, « auf den » königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beste» hen? » « Das bin ich, » antwortete ihm die Herzoginn. « So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem grossen » Geheimnisse der Regentenkunst, zur Verstellung, » und schliessen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, » bis Sie mit ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschla» gen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon » Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie » einen Eid ablegen, dass sie mit Ihnen gemeine » Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu be» gegnen. Denjenigen, die sich bereitwillig dazu fin» den lassen, vertrauen Sie sich als ihren Freunden; » aber die Andern hüten Sie sich ja durch Gering» schätzung abzuschrecken. » *Viglius* hielt sie noch lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wusste, dass sie die Flucht der Regentinn keineswegs zugeben würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, dass er die Thore schliessen und

* *Burgund.* 315. 316.

** *Meteren* 85. 85. *Strad.* 149.

* *Burgund.* 318. 319. *Meurs. Guil. Auriac. L. II.* 15.

Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen gethan hatten. — Die Regentinn, die sich in ihrer eignen Residenz gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden des Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen *von Mannsfeld* zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung und bewaffnete ihren ganzen Hof *.

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluss dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an denen Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz *von Oranien*, die Grafen *von Egmont*, *von Hoorn*, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes desswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem Könige gegen innere und äussere Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzoginn signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampfe, und mit weinenden Augen hatte die Regentinn diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Grossen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen *von Oranien* **.

Dieses Geschäft berichtigt, eilen die Statthalter nach ihren Provinzen; *Egmont* nach Flandern, *Oranien* nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen, wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz giebt sie ihren rechtmässigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, deren man habhaft geworden, büssen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelte er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man sie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, dass ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauche untersagt seyn. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müssten geborne Niederländer seyn, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen *von Oranien* in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Kontroverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Ausserhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diaconen, so wie zu allen ihren übrigen Konsistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und Magistrate von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Uebrigens sollten sie sich desselben Schutzes, wie die herrschende Religion, zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschliessen würde; dann aber Jedem frei stehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen *von Hoogstraten* anvertraut, der ein sanfter Mann war, und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, dass der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten, und im Dienste des Königs nicht anders, als wie ein souverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, dass es dem Magistrate weit leichter seyn würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde sich selbst überlassen wären *.

Strenger betrug sich der Graf *von Megen* in Geldern, wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentinn des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar ausser der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf *von Nassau* sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? antwortete sie, wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sey es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber liess sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, dass dem Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiss sey. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu **.

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an *Montigny's* Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen *von Hoorn* über-

* *Burg.* 330. 331. *Hopper.* §. 128. *Vita Vigl.* 48.

** *Meteren.* 88. 89. 90. *Hopper.* §. 128. 129. — 134. *Burgund.* 333 — 337. *Meurs. L. II.* 16. 17.

* *Meteren.* 91. *Burgundius* 349 — 354. *Strada.* 155. *Hopper.* §. 136. *Meurs. Guil. Auriac. L. I.* 17. 18.

** *Burgund.* 345. 346. 354.

tragen war. *Hoorn* befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen, und sich ausser den Mauern mit einem Gotteshause zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber sey, nicht wo die Väter, sondern wo der grössere Theil sey. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sey es billig, dass man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen sollte ihnen unverwehrt seyn; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuthen, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wussten die Protestanten doch im Besitze einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten *. Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch *Philipp v. S. Aldegonde*, Herrn von Noirkarmes, dem in Abwesenheit des Marquis *von Bergen* die Statthalterschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, *la Grange*, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eignen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen, und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Kalvinisten und ihr Einverständniss mit den Hugenotten, verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltsames gegen sie zu unternehmen **.

Auch der Graf *von Egmont* bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent, und liess einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalvinisten, aber *nur* diesen, wurde ausserhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mussten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, *Johann Cassembrot*, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger Bündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer 30 gefangen, wovon auf der Stelle 22 aufgehenkt, die Uebrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden ***.

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was *Oranien, Egmont* und *Hoorn* bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was *Noirkarmes, Megen* und *Aremberg* vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Massregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers *Granvella* beleidigt, als dass noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) *Philipp* lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentinn erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident *Viglius* mit seinem Freunde *Hopperus* um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Grossen legten Viele, als z. B. *Egmont, Mannsfeld, Megen, Aremberg, Noirkarmes* und *Barlaimont* besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch desswegen unmittelbar an die Regentinn selbst nach Brüssel geschrieben, und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhasste Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvella's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monate, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem *Oranien* die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheile der Sekten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hiess es weiter, sagten aus, dass sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als dass jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigne Rechnung unternommen, mit grossen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorscheine, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen; welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt *vier* verschiedene Zusammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nähmlichen Zweck hinarbeiteten. *Eine* davon sollten jene *verworfenen Rotten* seyn, welche die Kirchen verwüstet; eine *zweite* die verschiedenen *Sekten*, welche jene zu der Schandthat gedungen; die *Geusen*, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die *dritte* und die *vierte* der *vornehme Adel* ausmachen, der den Geusen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniss angesteckt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloss mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber

* *Burgund.* 556. 557.
** *Burgund.* 559, sq.
*** *Meteren.* 91. 92. *Burgund.* 540 — 545.

in Erwägung zog, dass das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, dass man alle Klassen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man Beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte den Letztern eine Partei, und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äusserste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den grossen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein grossmüthiges Geschenk zu bewilligen *.

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. « Jetzt, » liessen sich *Tyssenacque* und *Hopperus* heraus, « sey die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von *Egmont* gethan, tausend Leben zu wagen bereit sey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich *Karl der Fünfte* einer beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen **. » Dieser Meinung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz *von Eboli* und der Graf *von Figueroa* mit dem Herzoge *von Alba* verschiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog *von Alba* der unentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen musste. « Eine Armee, » erklärt *Figueroa*, den die Reihe zuerst traf, zu reden, » würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie bestimmt wäre, unnöthig belästigen, und zu den Beschwerden, welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwille und Leichtsinn den grössten Antheil gehabt, von einer ernsthaftern Seite zu sehen, und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie das Aeusserste unternehmen würden. Stelle sich der König den Rebellen *gewaffnet* entgegen, so begebe er sich des wichtigsten Vortheils, den er über sie habe, seiner *landesherrlichen Würde*, die ihn um so mächtiger schirme, jemehr er zeige, dass er auf sie allein sich verlasse. Er setzte sich dadurch gleichsam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen seyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Hass gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertausche auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, die ihm sein Verhältniss, als Landesfürst, gewähre, gegen den ungewissen Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seit auch der Erfolg falle, nothwendig einen Theil seiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um Allen, die sich einer schlimmen Sache bewusst wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Vertheidigungstand zu setzen, und sowohl ihre innern als auswärtigen Hülfsquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht grosse Dienste leisten; die Ungewissheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem grossen Haufen der Rebellen hinüberziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden seyn. Wüsste man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im Anzuge, wäre seine Erscheinung weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, so würde der Muth aller Guten steigen, und die Schlimmen in ihrer eignen Sicherheit verderben. Sie würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu halten, weil es dem Könige nicht wichtig genug geschienen, desswegen einen gewaltsamen Schritt zu thun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch zu retten sey. Auf diesem stillen friedlichen Wege würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht seines Zornes fallen. Nicht einmal zu gedenken, dass man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwande entginge, den der Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde *. »

« Aber, » hub der Herzog *von Alba* an, « kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es nicht seyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Uebrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige, dass es Jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, dass sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigen — aber wer steht uns dafür, dass sie es bei der Ankunft

* *Burgund.* 563, 564. *Hopper.* §. 138. 139. 140. und §. 152. 153.

** *Hopper.* §. 142. *Burgund.* 366.

* *Burgund.* 586. 587.

» des Königs nicht seyn werden, da nach jeglichem » Berichte der Regentinn Alles mit schnellen Schritten » zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf » wagen, dass der Monarch erst beim Eintritt in die » Provinzen gewahr werde, wie nothwendig ihm eine » Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu gegründet, » dass sich die Rebellen eines auswärtigen Beistandes » versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink » zu Gebote steht, — ist es aber dann Zeit, auf eine » Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die » Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankom- » men lassen, sich mit den nächsten den besten nieder- » ländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren » Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich » die Regentinn selbst nicht immer darauf zurück, » dass nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht » sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu ge- » ben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? » Nur eine wohldisciplinirte und gefürchtete Armee » kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich » gegen ihren rechtmässigen Oberherrn zu behaupten, » und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre » Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende » Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person » nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er » mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge » eingehen, die seiner Würde gemäss sind. * »

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ozean für ihn zu wagen war; so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die appenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Appenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Ausserdem mussten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahre nicht unternommen werden. **

Indessen drang die Regentinn auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehn zu viel dabei zu vergeben; und etwas musste nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzoginn erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantinn, *Clara Isabella Eugenia*, nachheriger Erzherzoginn *Albert* von Oesterreich und Fürstinn der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluss, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keiner Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloss er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, dass seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein Niemand kund würde. *

(1566.) Während dem, dass man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehrern Städten eigne Consistorien und einen eignen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmässigen Fuss. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fonds zusammenzuschiessen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen *von Hoogstraten* von den Kalvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformirten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benöthigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sey es *für* oder *gegen* die Regentinn, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, dass sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Grosssprecherei, um die Regentinn dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung so reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sey, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und

* *Burgund.* 381 — 390.
** *Hopper.* §. 154. 155. *Burg.* 390 — 392.

* *Meteren.* 92. *Hopper.* §. 144. 145. 146. *Burgund.* 369. 370.

der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung. *

Aber der Excess der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte Beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach *Viglius* Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken, und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verliessen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlasst hatte. Die Intoleranz der Kalvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken auf's Grausamste bedrückten, riss diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigne Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verliessen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentinn gefällig zu bezeigen, und den Verdacht eines Verständnisses mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentinn nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so, dass jederzeit Einer oder der Andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Misstrauens trug man Sorge, dass zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Misstrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterinn angeboten wurden und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentinn aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei grosse Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letztenMale angeboten ward**.

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch *Egmont* und der Prinz *von Oranien*. Beide hatten sich bei dem König über die übeln Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; *Egmont* besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verläumder, liess ihm der König durch den Präsidenten *von Tyssenacque* zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefasst seyen, dass es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathschlagen, zu prüfen und zu ordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, dass er nicht Alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektirer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von *Egmont* wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund musste man Kunst und Betrug zu Hülfe rufen. Auch *Oranien* hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie *Egmont*, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, dass er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentinn gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeigte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, dass die Privatumstände des Prinzen (von denen der Letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen seyn sollten, endigte aber mit der Erklärung, dass es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als dass er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätze gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen *von Nassau*, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äusserte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen *.

Aber *Philipp* hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz *von Oranien* hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof

* *Strad.* 163. *Burgund.* 374. 375. Allg. Gesch. der v. N. III. Th. 93.

** *Thuan. II.* 507. *Strad.* 164. 165. *Meteren.* 93.

* *Hopper.* §. 149. *Burgund.* 397. *Apologie de Guillaume Pr. d'Orange* als Beilage.

dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentinn ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eignen Handschrift erhalten, und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph zirkuliren lassen, dass sie selbst, die mit Erstaunen hier in Jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeschen inskünftige sogleich zu vernichten. *Wilhelms* Wachsamkeit schränkte sich nicht bloss auf den spanischen Hof ein: bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigen ihn sogar, dass die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluss gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, *Franz von Alava,* an die Herzoginn, worin sich dieser über die schöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem Könige jetzt gegeben sey, eine willkührliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloss er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden; und er habe geschworen, ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müsste er auch alle Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche *Bergen* und *Montigny* aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurücksetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und *Oranien* erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe *.

(1566.) Den Brief des Ministers *Alava,* nebst einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen *Ludwig von Nassau,* dem Grafen *von Egmont, von Hoorn* und *von Hoogstraten* bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde, in Flandern, vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nöthigen Massregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf *Ludwig,* der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, dass man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger festen Plätze versichern müsse. Dem König müsse man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, dass sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten, und wenn er sich dessen ungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündniss zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertausend Reiter, nebst einer verhältnissmässigen Anzahl Fussvolk, zusammenzubringen; an einem Vorwande fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stiche lassen. Aber *Wilhelm,* vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, dass man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sey, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf Alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sey, zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen *von Oranien* beigetreten, so ist kein Zweifel, dass eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehn ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegensetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf *von Egmont* sie überraschte. « Lieber, » sagte er, « mag » Alles über mich kommen, als dass ich das Glück so » verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spa- » niers *Alava* rührt mich wenig, — wie sollte dieser » Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth » seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu » entziffern? Die Nachrichten, welche uns *Montigny* » giebt, beweisen weiter nichts, als dass der König » eine sehr zweideutige Meinung von unserm Dienst- » eifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Miss- » trauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, däucht » mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlass gegeben. » Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdop- » pelung meines Eifers seine Meinung von mir zu » verbessern, und durch mein künftiges Verhalten, » wo möglich, den Verdacht auszulöschen, den meine » bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben » mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen » meiner zahlreichen und hülfbedürftigen Familie » reissen, um mich an fremden Höfen als einen Land- » flüchtigen herumzutragen, eine Last für Jeden, der » mich aufnimmt, Jedes Sklave, der sich herablassen » will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht » von Ausländern, um einem leidlichen Zwange in » meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann » der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der » ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein » gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. » Nimmermehr wird man mich überreden, dass Er, » der für sein niederländisches Volk so billige, so » gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrücklich, » so heilig mir betheuert hat, jetzt so despotische An- » schläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem » Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, » die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottes- » dienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, dass » man von keinen spanischen Truppen mehr hören » wird, und dies ist es, wozu ich Sie Alle durch » meinen Rath und durch mein Beispiel jetzt auffordere, » und wozu auch bereits die mehrsten unsrer Brüder » sich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von » dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht

* *Reidan.* 3. *Thuan.* 507. *Burgund.* 401. *Meteren.* 94. *Strad.* 160.

» mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtig-
» keit und seiner Gnade *. »

Umsonst bemühten sich *Nassau*, *Hoorn* und *Oranien*, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. *Egmont* war dem Könige wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnisse. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham, als aus Parteigeist, hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundsätzen, die harten Massregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riss seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so angenehm klang, hatte er doch etwas thun müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchen man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der blosse Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetruge auf und scheuchte ihn eilfertig zu seiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als *Egmont* zurücktrat. *Egmont* hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiss auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde zusammengekommen waren, wurden im Staatsrathe zu Brüssel erwartet; aber nur *Egmont* verfügte sich dahin. Die Regentinn wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforschen; aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des *Alava*, den er in Abschrift mitgenommen hatte, und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte sie sich darüber, aber sie fasste sich bald, und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. «Wie kann,» sagte sie, «dieser Brief wirklich von *Alava* herrühren,
» da ich doch keinen vermisse, und derjenige, der ihn
» aufgefangen haben will, die andern gewiss nicht
» geschont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein
» einziges Packet noch gefehlt hat, und auch kein
» Bote ausgeblieben ist? Und wie lässt es sich denken,
» dass der König einen Alava zum Herrn eines Ge-
» heimnisses gemacht haben sollte, das er mir selbst
» nicht einmal würde Preis gegeben haben? » **

BÜRGERLICHER KRIEG.

(1566.) Unterdessen eilte die Regentinn, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog *Erich* von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen *von Mannsfeld*, *von Megen*, *von Aremberg* und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen *von Oranien* mussten, um ihn nicht auf's Empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand, ihrer am nöthigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen *Waldenfinger*, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte, und seine Massregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgangig machen konnte. Dem Grafen *von Egmont* steuerte die Geistlichkeit in Flandern 40,000 Goldgulden bei, um 1500 Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichsten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter musste seine Kriegsmacht verstärken, und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, liessen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterinn künftig einschlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit versichert, und dieses mächtigen Beistandes gewiss, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die blosse Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu geniessen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Uebertretungen nahm sie Anlass, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädikanten wurde unter dem Vorwande, dass sie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Prozess gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehrern Gelegenheiten laut, dass die Verbundenen ihre Furcht gemissbraucht, und dass sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepresst, nicht für gebunden halte *.

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentinn für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von Allen war die Partei der Kalvinisten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen **. Die Nähe Frankreichs, dem es sowol durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher, als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, dass man diese Stadt von jeher mit grosser Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr

* *Thuan.* 507. *Burg.* 405. 406. *Meteren* 95.
** *Burgund.* 408. *Meteren* 95. *Grot.* 23.

* *Meteren* 93. 94. *Thuan.* 507. *Strada* 166. *Meurs. Guil. Auriac.* 21.
** Es war ein Sprichwort in Hennegau, und es ist vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. *Strad.* 174.

ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstande der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, dass sie sich nicht den Hugenotten ausgeliefert, mit denen sie das genaueste Verständniss unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentinn eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. *Philipp von Noirkarmes*, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau, an der Stelle des abwesenden Marquis *von Bergen*, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Theil, sich dawider erklärt habe. *Noirkarmes* machte ihnen den Willen der Regentinn kund, und liess sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fussvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eignen Sohn zum Geissel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger *Peregrine le Grange* an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn musste, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte, durch die Gewalt seiner Beredsamkeit, das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man *Noirkarmes* diese Antwort zurückbringt, lässt er die Gesandten gegen alle Gesetze des Völkerrechts in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muss er sie, auf der Regentinn Geheiss, bald wieder frei geben. Die Regentinn, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, lässt die Stadt noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellinn erklärt, und *Noirkarmes* erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog *Noirkarmes* aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen, (1566) nahm St. Amant in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegende Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes liess alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schliessen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den übergebliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detaschement davon, das im Einverständniss mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von *Noirkarmes* überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. *Noirkarmes* begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wiederherzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es auf's Aeusserste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; Alles was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riss man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Hass gegen die katholische Religion auf's Aeusserste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es *Noirkarmes*, dessen Heer durch die Hülfsvölker welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen zu einer langen Blokade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er liess also die Laufgräben eröffnen, und schickte sich an, die Stadt einzuschliessen. *

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentinn zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf *von Egmont*, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten; und mit der gelinden Jahrszeit mussten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mässiger einzurichten, und, ehe sie das Aeusserste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen*, an die Regentinn zu deputiren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun, und sie an ihren Vertrag zu erinnern. *Brederode* übernimmt diesen Auftrag, muss sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen, und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, dass ihn die Herzoginn im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wort-

* *Burgund* 3. 9. 411. — 418. *Meteren.* 98. 99. *Strada* 176. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 2. 21.

brüchigkeit Lügen strafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; dass sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt, und Viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentinn in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mässigung sehr verschieden war. « Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser » Schrift an mich wenden, ist mir in der That ein » Geheimniss. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun » hatte, sind, wie ich nicht anders weiss, auseinander » gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klag» schrift nicht Theil haben, denn ich selbst kenne » Viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, » zu ihren Pflichten zurückgetreten sind. Wer es aber » auch sey, der sich hier ohne Fug und Recht und » ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen » Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung » gegeben, wenn er daraus folgert, dass ich den Pro» testanten Religionsfreiheit zugesichert habe. Nie» mand kann es unbekannt seyn, wie schwer es mir » geworden ist, die Predigten an den Orten zuzuge» ben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses » kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glau» bensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen sollen, » diese gesetzwidrigen Konsistorien in Schutz zu neh» men, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte » mich so weit vergessen können, einer verwerflichen » Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ord» nung in der Kirche und in der Republik umzukehren, » und meine heilige Religion so abscheulich zu lä» stern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubniss » gegeben hat; mit mir aber müsst ihr nicht rechten. » Ihr beschuldigt mich, dass ich den Vertrag verletzt » habe, der euch Straflosigkeit und Sicherheit gewähre? » Das Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber, » was ihr künftig begehen würdet. Eure Bittschrift » vom vorigen April sollte keinem von euch Nachtheil » bringen, und das hat sie, meines Wissens, auch » nicht gethan; aber wer sich neuerdings gegen die » Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen » seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt *ihr* euch » unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu » bringen, den ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen » Anstiften wurden die Kirchen geplündert, die » Bilder der Heiligen gestürzt, und die Städte zur Re» bellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit fremden » Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen ange» stellt, und von den Unterthanen des Königs gesetz» widrige Steuern eingetrieben? Desswegen habe ich » Truppen zusammengezogen, desswegen die Edikte » geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder nie» derzulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem » Vaterlande und dem Könige meinen; und wenn ihr » euch selbst liebt, so sehet zu, dass ihr eure eigenen » Handlungen entschuldigt, anstatt die meinigen zu » richten. * »

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewusst zu seyn, konnte die Regentinn eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentinn forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, dass eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiss; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das Letzte, und fingen mit Ernst an, zu ihrer Vertheidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte *Ludwig von Nassau* die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgischen Confession beizutreten, und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschliessen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshass der Kalvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu, wo möglich, noch überstieg, den sie gegen das Papstthum trugen. *Nassau* fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf *von Bergen* befestigte seine Schlösser; *Brederode* warf sich mit einem kleinen Heere in seine feste Stadt Viane, an dem Leck, über welche er sich Souverainetätsrechte anmasste, und die er eilig in Vertheidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von *Nassau's* Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentinn eine Stadt geräumt, so musste sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden. *

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentinn ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler *Scheiff* von Brabant mit einem Rathsherrn *Merode* von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern, und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf *von Megen,* der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber *Brederode,* der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen *Anton von Bomberg,* einen hitzigen Kalvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten, und die Anschläge der Regentinn zu hintertreiben. Diesem *Bomberg* gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzoginn mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen, und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wusste er die beiden Gesandten der Herzoginn in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, wel-

* *Thuan.* 523. 524. *Strada.* 167. 168. *Burgund.* 433. 434. 435. *Meteren.* 96. 97.

* *Thuan.* 524. *Strad.* 169. Allg. G. d. v. N. XXII. B. 95. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 3.

ches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, dass dieser sich in toller Wuth an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von 800 Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen *von Megen* entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, dass *Megen* unverrichteter Dinge zurückweichen musste. Die Regentinn liess nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern, und im Verweigerungsfalle mit einer Belagerung drohen; aber *Bomberg* besetzte mit seinem Anhange das Rathhaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen, und der Regentinn durch ihn geantwortet, dass man es auf *Brederode's* Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sey. Der Herold, der aussen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb *.

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf *von Megen* in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf *Brederode* auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf, und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienste machte. Er liess dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen konnte. *Brederode,* der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verliess mit dem besten Theile seines Heers diesen Waffenplatz, und eilte nach Amsterdam **.

So unnütz auch der Prinz *von Oranien* während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und *Brederode* seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte giessen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlage gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu seyn, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er *Brederode's* Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte ***.

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und diese zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von *Oranien, Johann von Marnix,* Herr von Toulouse, *Philipps von S. Aldegonde,* Bruder, über sich nahm (1567.) Toulouse unterhielt mit dem gewesenen Amtmanne von Middelburg, *Peter Haak,* ein geheimes Verständniss, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vliessingen Besatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen angestellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, dass der Magistrat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen zu beruhigen, und seinen Anschlag zugleich zu befördern, liess der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des Staats wären, oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, dass sie ungesäumt die Stadt räumen sollten. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schliessung der Thore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vliessingen schon vor ihrem Anschlage gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufstand zu erregen. *Toulouse* liess also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen, und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Osterweele, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte, und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken, und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrate unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, dass er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz *von Oranien,* unter dem Vorwande, dass man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblössen dürfe, zu verhindern wusste.

Unterdessen hatte die Regentinn in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung *Philipps von Launoy* in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wusste der Graf *von Megen* das geusische Heer bei Viane so gut einzuschliessen und zu beschäftigen, dass es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. *Launoy* überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens, und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. *Toulouse* warf sich mit dem kleinen Ueberreste seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis *Launoy,* der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen liess. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. *Toulouse* selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermisste nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen *.

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz *von Oranien,* welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor ab-

* *Thuan.* 525. *Strada.* 170. *Burgund.* 423. 424. 427. 428. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 6.

** Allg. G. d. v. N. 98. 99. *Strad.* 170. *Vigl. ad Hopper.* 5 Brief.

*** *Grotius.* 23.

* *Meteren,* 97. 98. *Burgund.* 440. 441. *Strad.* 171. 172. *Thuan. Libr.* 41.

brechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Kalvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des *Toulouse* zu schlagen, wahrscheinlich aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch *Launoy*, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiss zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, dass man ihre Fahnen unterscheiden, und die Stimmen der Ueberwinder, wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher, als selbst die Schlacht, war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemahlt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; *Toulouse's* letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Lautschreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Kalvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schrien alle. Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, dass alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Kalvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Misstrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet vor der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimniss vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen; ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funke zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heisst, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz *von Oranien* der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf *von Hoogstraten*, von dem Bürgermeister *Strahlen* begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehn als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als, um den Sieger, wer er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden seyn. Umsonst, diese rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verräther zu schelten. Mit tumultarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum rothen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thäten; in der Vorstadt warteten 600 feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen liess, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiele folgt. Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt, und zu gleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die nächsten an diesen wieder, dass endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie Niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den 600 Reitern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte, und eine tumultarische Nacht unter den Waffen durchwachte *.

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser dringenden Noth versammelt *Oranien* einen ausserordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Kalvinisten niederschlagen wolle, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sey, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschsucht der Kalvinisten, die auf ihren Reichthum stolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern

* *Burgund.* 444 — 447. *Strad*, 172.

Religionspartei mit Verachtuug begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegen einander war von einer unversöhnlichern Art, als der Hass, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten zu beschränken, von deren Wachsthum das Meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Theil, und die Friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen, und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Hass durch Kontroverspredigten in steter Uebung erhalten mussten. Die Lutheraner liess er in dem Wahne, dass der König von ihrem Religionsbekenntnisse billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verständniss mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, so verhasste Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Kalvinisten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers fing die Beredsamkeit *Oraniens* an, eine weit grössere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Kalvinisten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch *Oraniens* Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und diesen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner. *

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geschehen **. Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und *Oraniens* Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag *Noirkarmes* mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentinn fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sey es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten, und den treugesinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermassen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenossen besser benutzt werden konnte: so lag *Noirkarmes* der Herzoginn an, ihm die Erlaubniss zu Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, bloss die Maschienen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfing, erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentinn zu diesem äussersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen *von Egmont*, nebst dem Herzog *von Arschot*, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputirten der Stadt, und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reissen. Sie entdecken ihnen, dass *Toulouse* geschlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sey; dass der Graf *von Megen* das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten und dass sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunale er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt seyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als dass sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. *Toulouse*, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sey im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, dass man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, dass man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuss gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noirkarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu misshandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig seyn, dass er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schicksal nicht mit vermengt seyn wollten. Sie umfassten sogar *Egmonts* Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben; aber *Noirkarmes* blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie, ungern, nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses

* *Thuan.* 526. 597. *Burgund.* 448 — 451. *Strad.* 173. *Meteren.* 97. 98.

** *Meteren.* 97.

strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzoginn zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreste gutdenkender Bürger entblössen, noch zugeben, dass ein blinder tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. *Egmont* war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, dass er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke recognoscirte, und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, dass sie nicht länger haltbar sey. *

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und geniesst einer eben so festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber *Noirkarmes* hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und erobert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen *von Bossu*, den jungen Grafen *Karl von Mannsfeld* und den jüngern *Barlaimont*; Einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verluste, in gleicher Höhe mit den Festungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher 21 Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolausthurm, auf welchem die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und Viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, dass die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschliessen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer liess ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiss, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung 36 Stunden gedauert, und 3000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt *Noirkarmes* sein siegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; 36 der schlimmsten Rebellen, unter denen auch *le Grange* und *Guido* de *Bresse*, ein anderer reformirter Prediger, sich befinden, büssen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitliche Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Bischof *von Arras* muss seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung. *

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentinn nicht wenig in Ansehn. *Noirkarmes* verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter *Bombergs* Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, dass sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. *Noirkarmes* wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzoginn sogleich in Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischofe, den die herrschende Partei der Reformirten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern hatte der Graf *von Megen* beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen *von Aremberg* in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit grösserer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten.** Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den siegreichen Waffen der Herzoginn. Der Muth der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht, oder unbedingte Unterwerfung. ***

ABDANKUNG WILHELMS VON ORANIEN.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirrt, dass die Regentinn Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wusste, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen,

* *Thuan.* 528. *Strad.* 178. *Burgund.* 466.

* *Thuan.* 528. 529. *Meteren* 98. 99. *Strad.* 178 — 180. *Burgund.* 462 — 465.

** *Vigl. ad Hopper. Epist.* 1. 21.

*** *Burgund.* 466. 473 — 475.

die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es endlich, dass unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; dass bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinctionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu seyn, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkührlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu seyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden, und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Massregeln der Regentinn unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, dass die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie Jeden, der die Partey des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die *ungewissen* Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die *erklärten* Feinde des Königs, ohne dass man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen *von Oranien*, den Grafen *von Egmont*, *von Bergen*, *von Hoogstraten*, *von Hoorn* und mit mehrern von dem höhern Adel. Die Statthalterinn sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen musste, und sich gezwungen sah, mehrern unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie liess zu diesem Ende einen *Eid* aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, die Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eignen zu behandeln, und sich gegen Jeden, ohne Unterschied, den die Regentinn in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowol die Gemüther zu erforschen, und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie missbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vliesses, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf *von Mannsfeld* war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiele folgte der Herzog *von Arschot*, der Graf *von Egmont*, die Grafen *von Megen* und *Barlaimont*; *Hoogstraten* und *Hoorn* suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Misstrauens noch empfindlich, den ihm die Regentinn vor Kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, dass Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen, und an einen Andern vergeben, der ihr sicherer war. *Hoogstraten* erklärte ihr seinen Dank, dass sie ihn einer seiner Bürde habe entledigen wollen, und setzte hinzu, dass sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf *von Hoorn*, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben. *

Dem Grafen *von Brederode* wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, dass er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloss er sich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide. **

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen *von Oranien* zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieser Reinigung zu bedürfen schien, und wegen der grossen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem grössten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze, wie gegen einen *Brederode* oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Aemter, wozu er sich erbot, war der Regentinn nicht gedient, die wol voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen, und seine wahren Gesinnungen durch keinen äusserlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen *von Oranien* war es schon seit jener Berathschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienste des Königs von Spanien zu treten, und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist, auf den grossen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wusste, unter Herzog *Alba's* Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentinn zu schliessen, und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfnisse im

* *Meteren*. 99. *Strad*. 180. sq. *Grot*. 24.

** *Burgund*. 421. 422.

Stiche liessen? * Eifersucht und Religionshass trennten noch dazu beide protestantischen Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen Bekenntniss hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, dass nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen *von Egmont* war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wusste die Regentinn mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreissen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen *Philipps* gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Misstrauens, so vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern wie er besser wusste, den Herzog *von Alba,* den Mann, der ihm am meisten widerstand, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewissenheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in *Philipps* Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er sein eignes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund *Egmont,* bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine andere, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verläugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentinn waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär *Berti* nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich ins Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowol, als für seinen eignen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, liess sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewissheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentinn fand den Prinzen in seinem Pallaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben, und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in *Hoogstratens* Beiseyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, dass je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sey; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, dass er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sey, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eignen Söhne, ja seine Gemahlinn selbst, die eine Lutheranerinn sey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich Allem unterziehen müssen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm schaudre, und die Härte womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs *von Alba,* mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille. *

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt *von Berti* beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern, um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtniss zu bringen, und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit aufzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut, als der Prinz *von Oranien* beschworen. In diesem Eide sey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er sich ja daran stiesse, durch eine eigne Klausul ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühle widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattinn oder gegen Kinder zu handeln. *Berti* wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog *von Alba* betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. » Der König würde » nach den Niederlanden kommen, sagte er, « und » er kenne den König. Der König würde es nimmer» mehr dulden, dass Einer von seinen Dienern eine

* Wie wacker der Wille, und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiele. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschiessen, bis eine Summe von eilftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von—700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen *von Brederode* auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche überliess. Allg. Gesch. d. v. Niederl. III. Bd.

* *Burgund.* 456 — 458. *Strad.* 182. 183.

» Lutheranerinn zur Gemahlinn habe, und darum » habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie » freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Loose » aus Zwang unterwerfen müsse. « Doch, schloss er, » würde er sich, wo er auch seyn möge, stets als » ein Unterthan des Königs betragen. » Man sieht, wie *weit* der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte *.

Noch hoffte *Berti* von *Egmonts* Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die seinige zu wirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden liess, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund *Egmont* vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureissen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebröck, einem Dorfe an der Rupel zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär *Berti* war auch der junge Graf *von Mannsfeld* dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlage dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornsteine des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging **. Alle Drei bestürmten hier den Entschluss des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. « Es wird dir deine Güter » kosten, *Oranien,* wenn du auf diesem Vorsatze be» stehst, » sagte endlich der Prinz *von Gaure*, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. « Und dir » dein Leben, *Egmont*, wenn du den deinigen nicht » änderst; » versetzte Jener. « Mir wenigstens wird es » Trost seyn in jedem Schicksale, dass ich dem Vater» lande und meinen Freunden mit Rath und That habe » nahe seyn wollen in der Stunde der Noth; du wirst » Freunde und Vaterland in *ein* Verderben mit dir hin» abziehen. » Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, sich einem Volke wiederzuschenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sei.

Aber alle noch so lichtvolle Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniss der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche *Egmonts* guten Verstand noch gebunden hielt. *Oraniens* Warnung kam aus einer trübsinnigen verzagenden Seele; und für *Egmont* lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schosse des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn besass, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von *Egmont* zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattinn und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. « Nimmermehr wirst du mich bereden, « *Oranien,* » sagte *Egmont*, « die Dinge in » diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner » traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst » dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Pre» digten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, » die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen » ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann » der König mir anhaben? Der König ist gütig und » gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dank» barkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, » was ich mir selbst schuldig bin. » « Wohlan » rief *Oranien* mit Unwillen und innerm Leiden, « so wage » es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir » sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, » dass sie mich betrüge! — dass du die Brücke seyn » werdest, *Egmont*, über welche die Spanier in das » Land setzen, und sie abbrechen werden, wenn sie » darüber sind. » Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder *.

Gleich den folgenden Tag schrieb *Oranien* der Regentinn den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte, und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, *Philipp Wilhelm,* allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte: eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Kalvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — « Er habe » ihnen ehemals den Rath gegeben, » antwortete der Prinz, « und komme jetzt abermals darauf zurück, » dass sie dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten » sollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland » gewiss. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht » verstehen, so sollten sie ihm sechsmal hunderttau» send Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn sie » könnten. » — « Das erste, » erwiederten sie, « streite mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewis» sen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath wer» den, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu » er solches gebrauchen würde. » — « Ja, » rief er mit Verdrusse, « wenn ich das wissen lassen muss, » so ist es aus mit dem Gebrauche. » Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entliess bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, dass er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, dass er noch 60,000 Gulden jährlicher Renten geniesse. Doch liess er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch 20,000 Gulden vorschiessen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, dass er so ganz

* *Burgund.* 456. 458. *Strad.* 182. 183.

** *Meteren.*

* *Thuan.* 527. *Strada.* 183. *Meteren.* 95. *Burgund.* 470. 471. *Meurs.* 28.

ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wusste Niemand; Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? « Ruhig, » war seine Antwort, « es sey denn, dass er sich an meiner Ehre » oder meinen Gütern vergreife. » Gleich darauf verliess er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt, Dillemburg, im Nassauischen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowol von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen *von Hoogstraten, von Kuilemburg, von Bergen,* die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen mit einander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Kalvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniss gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war *. (1567.)

* *Meteren.* 100. *Meurs. Guil. Auriac.* 34. *Reidan.* 5. *Grotius.* 26.

VERFALL UND ZERSTREUUNG

DES

GEUSENBUNDES.

Gleich nach genommenem Abschiede von seinem Freunde eilte der Prinz *von Gavre* nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentinn die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die *Oraniens* ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überliess ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel musste seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentinn selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Misstrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen, und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen *von Hoogstraten,* seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoss der Kirche zurückzutreten, und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen Beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. *Egmonts* Abfall und die Flucht des Prinzen *von Oranien* zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten, und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiss abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrieu die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten *.

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden, Alles wich dem Glücke der Regentinn, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; *Herrmann* und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln, und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Rathschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. *Alba's* gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzoginn zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentinn von diesem freiwilligen Schritte überrascht wurde, so wenig liess sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, dass sie von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf *von Mannsfeld* zog den Tag darauf mit 16 Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzoginn errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wiederherzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentinn verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiss, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt seyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschliessung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschliessung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb 24 Stunden das Land zu räumen. Alle

* *Strada.* 184. *Burgund.* 472.

Strassen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verliessen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu beurlauben, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrien sie, lüderlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büssen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Kalvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, dass der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniss wider die Kalvinisten verflochten, und Letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, liess man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit beweinen *.

Wenige Tage darauf hielt die Regentinn einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vliesses, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer grossen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerinn. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mussten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher, als jemals, geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem *Glücke* folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wüthend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Kalvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstrassen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarten in die Hände fielen, und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden *.

Die Regentinn war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Würtemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamirt, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentinn, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Scheine von Ehrenbezeigungen so scharf bewachen zu lassen, dass für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzoginn annahmen, möchte man beinahe schliessen, dass es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sey. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntniss, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende seyn; aber äusserst unnatürlich und unerlaubt sey es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentinn im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen *von Staremberg*, verdienen gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sey es klar, dass sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluss über sein Verfahren enthalten sey, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniss in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verliessen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentinn ingeheim die Erklärung, dass sich sein Herr diesem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sey **. Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentinn vollkommen machte.

Der Graf *von Brederode* hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen *von Megen*, im Stiche gelassen, und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äusserst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs Neue belebte. Täglich vergrösserte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche *Megens* und *Arembergs* siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterinn, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, *Jakob de la Torre*, an den Rath von Amsterdam, und liess ihm

* *Meurs*. 33, 34. *Thuan*. 527. *Reidan*. 5. *Strad*. 187. 188. *Meteren*. 99. 100. *Burgund*. 477. 478.

* *Thuan*. 529. *Strada*. 178. *Meteren*, 99. 100. *Burgund*. 482. 484.

** *Strada*. 188. *Burgund*. 487 — 489.

befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen *von Brederode* zu entledigen. Weder der Magistrat, noch *de la Torre* selbst, der ihm in Person den Willen der Herzoginn kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus *Brederode's* Gefolge in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfalle hing *Brederode*, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrössern, während dem, dass sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen *von Megen* genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestannten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschliesst sich auch *Brederode*, nach dem Beispiele *Oraniens*, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuss einer mässigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verliess dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den grössten Theil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Loos fiel seiner Wittwe, einer gebornen Gräfinn *von Mörs*, welche *Friedrich der Dritte*, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlinn machte. Die Sache der Protestanten verlor durch *Brederode's* Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte. *

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überliess, war muthig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten, unter Anführung *Dietrichs von Battenburg*, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf *von Megen*, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesem Anschlage zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf *von Megen*, und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder *von Battenburg*, nebst einigen friesischen Edelleuten, *Beima* und *Galama*, warfen sich mit 120 Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber, durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen *von Aremberg* sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentinn zu, welche sieben von ihnen enthaupten liess. Sieben andere von dem edelsten Geblüte, unter denen die Gebrüder *Battenburg* und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzoge *von Alba* aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen *von Megen* in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich in's Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, ereilte der Graf *von Megen* in Nordholland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit *Noirkarmes* und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberrest der geusischen Armee, überfiel Herzog *Erich von Braunschweig* bei Viane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie auf's Haupt und bekam ihren Anführer, *Rennesse*, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog *Erich* in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Strassen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er liess sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe *. Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; *Brederode* und *Ludwig von Nassau* waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen *von Hoogstraten*, *Bergen* und *Kuilemburg* ihrem Beispiele gefolgt; *Mannsfeld* war abgefallen; die Gebrüder *Battenburg* erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und *Toulouse* hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts, als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehn gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Misstrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mässigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleises verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzuklar in die Augen, dass der verbundene Adel an dem Un-

* *Meteren.* 100. *Vigl. Vit.* N. CV. A. G. d. v. N. 104.

* *Meteren* 100. 101. *Thuan.* 530. *Burgund.* 490 — 492. *Strad.* 189. *Meurs.* 31. *Vigl. ad Hopper Epistol.* 54. A. G. d. v. N. 105.

sinne der Bilderstürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigne gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben; die Entblössung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiss in eine andere Weltgegend trugen; die Herbeirufung des Herzogs *von Alba*, und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen, waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen liess, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, dass er vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen: durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an misslingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heers brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentinn nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so gross, dass es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südersee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlstandes entgegen *. Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentinn, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheissungen aufzurichten. Allen, die dem Könige gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja, sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, dass man noch wol Mittel finden könnte, diesem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederliessen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksstandes mit sich; bei weitem der grösste Theil bettelte sich dahin, und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiss, nützliche Hände, und rechtschaffene Bürger *.

Und nun eilte die Regentinn, dem Könige eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, dass es ihr gelungen sey, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und dass sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die Sekten seyen ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängnisse; die Städte seyen ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seyen, und indem sie den Bürger in neue Unkosten stürzte, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeischaffung derselben berauben. Schon das blosse Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblösst; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sey, so könnte man zu diesem Heere keinen andern Grund ausfinden, als dass er zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhassten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs Neue erbittern, die Protestanten aufs Aeusserste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, dass sie von dem fremden Kriegsheere befreit seyn sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater, und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs Neue zu stören **.

ALBA'S RÜSTUNG UND ZUG

NACH DEN NIEDERLANDEN.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister *Granvella*, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Grossinquisitor, *Spinosa*, und

* Allg. G. d. v. N. 105.

* *Meteren.* 101. *Meurs.* 55. *Burgund.* 486. *Vigl. ad. Hopper. Epist.* 5. *Ep.* 34. *Grot.* 26.

** *Strada* 197.

der Herzog *von Alba*, jeder von seinem Hasse, seinem Verfolgungsgeiste oder seinem Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen *Ruy Gomes von Eboli*, des Grafen *von Feria* und des königlichen Beichtvaters, *Fresneda*, überstimmt *. Der Tumult sey für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen seyn würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem Könige eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen; so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentinn sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zwecke sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetztmässigen Vorwande Freiheiten zu entreissen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoss gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, dass er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmässigen Takte seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gange seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von aussenher auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders *diese* Reise begleitet war, mussten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdiess unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen musste, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, dass man gar nicht nöthig hat, den Einfluss seines Günstlings, *Ruy Gomes*, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog *von Alba*, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung auf's Aeusserste zu treiben, hatte er die weitläufigsten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und Alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Officiere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich liess er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog *von Savoyen* um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sey? Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, liess er ein Verzeichniss aufsetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs Genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigne Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzoge die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, dass er der Regentinn Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, dass er von Spanien abgesegelt sey. Und wirklich liess sie diese Schiffe auch ausrüsten, und in allen Kirchen Gebete anstellen, dass seine Seereise glücklich seyn möchte, obgleich Manche sich in der Stille vermerken liessen, dass Se. Majestät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, dass die niederländischen Gesandten in Madrid, *Bergen* und *Montigny*, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während dass die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, dass der Herzog *von Alba* mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eignen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, dass der niederländische Adel eine Mässigung, die er dem Souverain nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach *Alba's* wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, dass der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiss würde zu erfahren gehabt haben. *

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem Könige zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vice-Könige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog *von Alba* sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentinn wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fussvolk unter den Befehlen der Grafen *von Eberstein*, *Schaumburg* und *Lodrona* in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritte in

* *Strada.* 193 sq.

* *Strad.* 193. 200. *Meteren.* 103.

die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen *Barlaimont* wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterinn eine Summe von 200,000 Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten sowol, als den Aufwand für ihre eigne Armee davon zu bestreiten *.

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich *Philipp* an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu grosser Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte blos die Bedingung, 2000 Fussgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt seyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen**.

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Bewegung. Der Prinz *von Condé* und der Admiral *von Coligny* lagen *Karl dem Neunten* an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer, und seiner eignen protestantischen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes seyn, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von 50,000 Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von *Karl dem Neunten* unter einem anständigen Vorwande abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er stellte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen ***.

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit 30 Galeeren, die *Andreas Doria* und Herzog *Kosmus von Florenz* dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wiederhergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über 10,000 Mann Reiterei und Fussvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützen Tross beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer grössern Armee seyn, die er nach Massgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz liess er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreissen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Appennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimente weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen *. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr presste er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des atheniensischen Feldherrn, *Iphikrates*, in Ausübung, der dem wollüstigen gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammengehalten worden, desto wüthender mussten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fussvolk, ohngefähr 9000 Köpfe stark, und grösstentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. *Alphons von Ulloa* führte die neapolitanische Brigade, die unter 9 Fahnen 3230 Mann ausmachte; *Sancho von Lodogno* die mailändische, 2200 Mann unter 10 Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel Fahnen und 1600 Mann commandirte *Julian Romero*, ein erfahrner Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten**, und *Gonsalo von Braccamonte* die sardinische, die durch 3 Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch ausserdem 15 spanische Musquetiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über 1200 Pferde stark, bestand aus 3 italienischen, 2 albanischen und 7 spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs *Ferdinand* und *Friedrich von Toledo* den Oberbefehl führten. Feldmarschall

* *Meteren* 104. *Burgund.* 412. *Strad.* 106.

** *Strada* 198. 199.

*** *Strad.* 196. *Burgund.* 497.

* Der bacchantische Aufzug dieses Heers kontrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernste und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zwecks. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermässig gross, dass sie nothgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und sonderten sich mit strenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. *Meteren* 104.

** Derselbe, unter dessen Befehlen eines von der spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden.

war *Chiappin Vitelli,* Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem *Cosmus von Florenz* den König von Spanien beschenkt hatte, und *Gabriel Serbellon,* General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeister, *Franz Paciotto,* aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine grosse Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der grösste Theil unter *Karl V* in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; *Christoph Mondragone,* einer der zehn spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; *Sancho von Avila,* den Alba selbst zum Soldaten erzogen, *Camilla von Monte, Franz Verdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta,* und Graf *Martinengo* — alle von edlem Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen *.

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher *Hannibal* soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, *Ferdinand von Toledo,* dem er den Obersten *Lodogno* an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis *von Cetona.* Voran schickte er den Proviantmeister *Franz von Ibarra,* nebst dem General *Serbellon,* der Armee Bahn zu machen, und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mässigen Tagereisen die savoyschen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsche war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reissende Iser setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, dass sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Pass zu stehlen, überzeugt, dass es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt **; und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsre Verwunderung verdienen *.

In der Franche Comté stiessen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fussvolk in Luxemburg, welche die Grafen *von Eberstein, Schauenburg* und *Lodrona* dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, liess er die Oberstatthalterinn durch *Franz von Ibarra* begrüssen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen *Noirkarmes* und *Barlaimont* im spanischen Lager, dem Herzoge zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Zugleich mussten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf *von Egmont* herannahte, zeigte ihn Herzog *Alba* den Umstehenden. « *Es kommt ein grosser Ketzer,* » rief er laut genug, dass *Egmont* es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüsste, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward **.

Auf die Versicherung der Regentinn, dass die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, liess der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. 3600 Mann wurden unter *Lodrona's* Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen musste; eine verhältnissmässige starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. *Alba* selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete ***.

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewusst war, oder wer sich auch keiner bewusst war, sah diesem Einzuge mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreissen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterinn eignem

* *Strad.* 200. 201. *Burgund.* 393. *Meteren.* 104.

** Einmal nur wagten es drei Reiter am Eingange von Lothringen einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüssen gekommen war, nur an Einem von den Dreyen vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. *Strad.* 202.

* *Burgund.* 496. 497. *Strad. I.* 10.

** *Meteren.* 105. *Meurs.* 57. *Strada.* 202. *Watson. Tom. II. p.* 9.

*** *Strada* 203.

Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort *. Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhasster seyn, als sie der Regentinn kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süssigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen, und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleisses, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, *auf einmal* in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit *langsamer* Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschern Erfolgen über ihr gründliches aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers *Granvella* hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu geniessen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, dass sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath *Viglius*, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geiste, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, dass der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes, und auf ihre eignen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und Alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte **.

Der 22 August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog *Alba* an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst liess sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuthe weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eignen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentinn also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorscheine, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eignem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschungen zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentinn aufs Aeusserste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine *dritte* Kommission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefasst wären? welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, dass es für heute zu weitläufig seyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft liess er den Rathsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterinn den Pallast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte *.

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Strassen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz, wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen liess. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Strassen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Misstrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Minenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hiess den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erstes musste seyn, sich der verdächtigsten Grossen zu

* *Strada. L. I. c.*

** *Meteren* 104. *Burgund.* 470. *Strad.* 200. *Vigl. ad Hopper IV. V.* XXX. Brief.

* *Strad.* 205. *Meteren.* 105. *Meurs. Guil. Auriac. L. IV.* 58.

versichern, um der Faktion für ein- und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreissen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen *von Egmont* besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, *Ferdinand* und *Friedrich Toledo*, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, dass auch der Graf *von Hoorn*, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Begrüssungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf *Egmont* sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern liess; *Egmont* besonders gab sich das Ansehn, mit leichtem Muthe in diesem Hause aus- und einzugehn, bewirthete die Söhne des Herzogs und liess sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, dass eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte, und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch *Hoogstraten*, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er desswegen, unter einem scheinbarn Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von *Lodrona* in Antwerpen den Bürgermeister *Strahlen*, einen genauen Freund des Prinzen *von Oranien*, und der im Verdachte war, die Kalvinisten begünstigt zu haben; ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen *von Egmont*, *Johann Casembrot von Beckerzeel*, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen *von Hoorn*, in Verhaft nehmen, und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, liess er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müsste, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog *von Arschot*, die Grafen *von Mannsfeld*, der *von Barlaimont*, *von Aremberg*, und von spanischer Seite, ausser den Söhnen des Herzogs, *Vitelli*, *Serbellon* und *Ibarra* zugegen waren. Dem jungen Grafen *von Mannsfeld*, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, dass er sich eiligst wieder unsichtbar machte, und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Berathschlagung mit Fleiss in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdachte zu thun, musste der Kriegsbaumeister *Paciotto* bei der Berathschlagung mit zugegen seyn, und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, dass *Lodrona's* Anschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von sich liess. Und nun wollte sich Graf *Egmont* nach den Zimmern Don *Ferdinands* begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, *Sancho von Avila*, in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäss, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, dass er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch fasste er sich bald wieder, und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstande von der Seite. « Dieser Stahl, » sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, « hat die » Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück » vertheidigt. » Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen *von Hoorn*, der ohne alle Ahnung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. *Hoorn's* erste Frage war nach Graf *Egmont*. Als man ihm antwortete, das seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. « Von ihm hab' ich mich leiten lassen; » rief er aus, « es ist billig, dass ich Ein » Schicksal mit ihm theile. » Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wusste, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnissvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie Jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über *Egmonts* Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksale; Alle frohlockten, dass *Oranien* entronnen sey. Auch soll die erste Frage des Kardinals *Granvella*, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen seyn, ob man den *Schweigenden* auch habe? Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: « Man » hat also gar nichts, » sagte er, « weil man den » Schweigenden entwischen liess. » Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen *von Hoogstraten*, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheit halber war genöthigt worden langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um, und entrann glücklich dem Verderben *.

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen *von Egmont* ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen musste, dem spanischen Obristen *Alphons von Ulloa* die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs *von Alba* hatten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von *Egmonts* Verhaftung ergriffen abermals gegen 20,000 Einwohner den Wanderstab, ausser den 100,000, die sich bereits in Sicherheit gebracht und

* *Meteren.* 103. *Strad.* 204. 205. *Meurs. Guil. Auriac.* 39. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 112.

die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war *; aber Viele fanden Ursache, es zu bereuen, dass sie diesen heilsamen Entschluss so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren liess, und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelassen, um nichts, als Athem und Freiheit zu retten **.

ALBA'S ERSTE ANORDNUNGEN

UND

ABZUG DER HERZOGINN VON PARMA.

Alba's erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Grossen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehn wiedereinzusetzen, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen ***. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der *beleidigten Majestät* im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt, und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterinn in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und *Gnade* war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers *Granvella* beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; Alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; Alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, kalvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewusst und sie verschwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle, endlich, die sich geäussert, dass man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen — Alle, ohne Unterschied, seyen in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe soll ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden *. Nach dieser Angabe war kein *Reiner* mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle *Güter* und alle *Leben* waren *sein*, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner *Grossmuth* und *Menschlichkeit* zum Geschenk.

Durch diesen eben so fein ausgesonnenen als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich blos von des Herzogs Willkühr abhing, an wem er das Urtheil vollstrecken lassen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder Einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen, und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand Jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewissermassen in seiner Schuld, und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieses Strafgericht aber bei Weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der grössern durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert, und für *Einen*, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren *zehn* andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fliessen liess, im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme drückte. **

Um aber nun diesem blutigen Geschäfte, das sich täglich unter seinen Händen häufte, mehr gewachsen zu seyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen ausserordentlichen Justizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urtheil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, dass kein Bürger ausserhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärtesten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, *Sitz* und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs

* Ein grosser Theil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verstärken, die von dem Durchzuge der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen und *Karl den Neunten* jetzt aufs Aeusserste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentinn der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sey, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechts wegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängniss ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier gerathen sey. *Alba* liess auch wirklich den Grafen *von Aremberg* mit einem ansehnlichen Heere zu der Armee der Königinn Mutter in Frankreich stossen, und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches Letztere man sich aber verbat. *Strada*. 206 *Thuan*. 541.

** *Meurs. Guil. Auriac*. 40. *Thuan*. 539. *Meteren* 103. Allgem. G. d. v. N. 113.

*** *Meurs. G. A*. 53. *Meteren* 105.

* *Meteren* 107.

** *Thuan. II*. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

war Er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiat *Vargas*, ein Spanier von Geburt, den sein eignes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestossen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein schamloser verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüthe sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien mit einander einstimmig sind *. Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf *von Aremberg*, *Philipp von Noirkarmes* und *Karl von Barlaimont*, die jedoch niemals darin erschienen sind; *Hadrian Nikolai*, Kanzler von Geldern, *Jakob Mertens* und *Peter Assel*, Präsidenten von Artois und Flandern; *Jakob Hesselts* und *Johann de la Porte*, Räthe von Gent; *Ludwig del Rio*, Doctor der Theologie und ein geborner Spanier; *Johann du Bois*, Oberanwald des Königs, und *de la Torre*, Schreiber des Gerichts. Auf *Viglius* Vorstellungen wurde der Geheime Rath mit einem Antheile an diesem Gerichte verschont; auch aus dem grossen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur *rathgebend*, nicht *beschliessend*, welches Letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltner zu werden, und seinem Lieblinge, *Vargas*, zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, dass in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehülfen seyn mussten, bis auf den spanischen Doctor *del Rio* und den Sekretär *de la Torre*, aus den Versammlungen wegblieben **. Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, dass sie selbst die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten ***.

Von dem Rathe der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, *der Rath der Unruhen* genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation Statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so, dass beinahe alle andere Justizhöfe ruhten. Der grosse Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehn des Staatsraths fiel gänzlich, dass sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, dass sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anschlag *. Alle Urkunden und Kontrakte mussten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Aenderung leiden. Liess der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewusst hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wess Standes und Würden sie auch seyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut, untersagte, ohne vorhergeschehene Anfrage bei Ihm und ohne seine Bewilligung eine Heirath zu schliessen **.

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mussten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast Niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrale immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besassen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60 bis 100.000 Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu *Einer* Zeit fünf und fünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine grosse Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepresst; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galeerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermessliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehülfen vielmehr reizten als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu seyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünf-

* *Dignum Belgico carcinomate cultrum* nennt ihn *Meurs. Guil. Auriac.* 58. *Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI* Brief. *Meteren.* 105.

** Wie man denn auch wirklich öft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister *Strahlen* von Antwerpen, nur von *Vargas*, *del Rio* und *de la Torre* unterzeichnet fand. *Meteren.* 105.

*** *Meteren* 106. Zu einem Beispiele, mit welchem fühllosen Leichtsinne die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrathe behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe *Hesselts* erzählt wird. Er pflegte nähmlich mehrentheils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: *Ad Patibulum! Ad Patibulum!* So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem *Hesselts* ist noch merkwürdig, dass ihm seine Gattinn, eine Nichte des Präsidenten *Viglius*, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalds niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhasst machte. *Vigl. ad Hopper. LXVII.* Brief. A. G. d. v. N. 114.

* In einem schlechten Latein richtete *Vargas* die niederländische Freiheit zu Grunde. *Non curamus vestros privilegios*, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

** *Meteren.* 106. 107. *Thuan.* 540.

ten eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, musste diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen, (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen) verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten *. Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber *Cinna*, *Sylla* und *Marius* traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volke hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zwecke hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vliessingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und blos allein, weil Er in ihren Mauern residiren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählig ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahre aufs andere hinausschob, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät, als einen souverainen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, musste nun auch in der Person der Regentinn ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden **.

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig liess, hatte *Margaretha* den Entschluss gefasst, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitze einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuss zum Bedürfnisse geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und *verloren* zu fühlen, was sie *besessen* zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen im Stande ist; aber Herzog *Alba* war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr gerieth, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzoge anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

* *Meteren* 109.

** *Vigl. ad Hopper. XLV.* Brief.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, dass die Herzoginn die Veränderung nicht aufs Bitterste empfand. Selbst die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath *Viglius*, standhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruss, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen *. Bei Weitem der grösste Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen Beyden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzoginn zu dem äussersten Grade reizte, war *Hoorns* und *Egmonts* Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre *Sie* gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzoge beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich *Alba*, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, dass man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhassten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschliessen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, *Machiavell*, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernste zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eignen und der Provinzen Vortheil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von 30,000 Thalern begleitete diese Bewilligung, und 20,000 wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen **. Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog *von Alba*, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämmtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte ***.

Gar gern hätte *Margaretha* gesehen, dass ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen Ständeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Ueberhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das ausserordentliche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal

* *Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV.* und *XLV.* Brief.

** Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu seyn, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: *Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange* 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstl. bibliothek zu Dresden). Sie schmachte, heisst es hier, zu Namur im Elende, so schlecht unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), dass ihr Sekretär, *Aldobrandin*, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heisst es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

*** *Strada.* 206. 207, 208. *Meurs. Guil. Auriac.* 40. *Thuan.* 539. *Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV.* Brief.

von der höchsten Gewalt geschieden seyn musste, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanze zu thun; und da ihr ausserdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Hass gegen den Herzog sie selbst in Vortheil gesetzt hatte, so sah sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritte sehnsüchtig entgegen. So gern hätte sie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrscherinn fliessen sehen, so gern auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte; so viel Werth hatte es jetzt für sie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte; und gern hätte sie sich überredet, dass sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer geworden sey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so musste sie sich mit einem schriftlichen Abschiede von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit schloss, dass sie ein *geendigtes* Werk verlasse, und ihrem Nachfolger nichts, als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe musste auch der König zu wiederholtenmalen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eignes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füssen des Königs nieder *.

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniss der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem Dritten das Recht nicht benommen seyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leichtbewegliche Gemüth des Volks ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler *weniger* für eine Tugend *mehr* anzuschreiben, und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Uebels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentinn als Urheberinn eines Uebels anklagen, hiess, dem Könige und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog *Alba's* Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerinn zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustossen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat *Margaretha* keine von beiden erfüllt, und der Nation augenscheinlich *zuviel* geschadet, um dem Könige *so wenig* zu nützen. Wahr ists, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei grössere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzoge ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, dass die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riss das Volk zu Verbrechen hin, weil sie *erbitterte*, ohne genugsam zu *schrecken;* sie führte den verderblichen Herzog *von Alba* über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, dass die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeugs, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seyen. *Margaretha* besass Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmässigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und ausserordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu *übertreten*. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst *Redlichkeit* war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Misstrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepresst; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit missverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, *zuviel* zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach *Granvella's* Vertreibung, die Wohlthäterinn des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Missbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mässigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkührliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, *Philipp der Zweite*, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniss noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verliess Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutze des Grafen *von Mannsfeld* verliess, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

* *Meurs. Guil. Auriac.* 40. *Strad.* 207. 208.

BEILAGEN.

I.

PROZESS UND HINRICHTUNG

DER

GRAFEN VON EGMONT UND VON HOORN *.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozess wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, *Johann du Bois*, musste die Anklage aufsetzen. Die welche gegen *Egmont* gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen *von Hoorn* anging. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, « dass beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen *von Oranien*, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehn in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen. » *Granvella's* Vertreibung, *Egmonts* Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — Alles dieses musste nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen seyn, Alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn *von Landas* und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldnen Vliesses nur von dem Könige selbst, als dem Grossmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, dass sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man *in contumaciam* gegen sie fortfahren würde. *Egmont* hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf *von Hoorn* beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden: jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog *Alba* liess wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmässigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während dass dieser Prozess betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müssig. *Egmonts* Gemahlinn, eine geborne Herzoginn von *Bayern*, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfinn *von Hoorn*, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf *von Hoorn*, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vliesse dagegen geltend machen. Die Gräfinn *von Egmont* brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfinn *von Hoorn* sammelte von allen Rittern des Vliesses aus Spanien, Deutschland, Italien, Certificate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. *Alba* wies sie zurück, indem er erklärte, dass sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. « Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seyen in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländischen Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt. »

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil *verzögert*, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand,

* Dieser Aufsatz erschien zuerst im 8ten Hefte der Thalia.

den Prozess zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äussersten Termins, am 1sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksale, welches beide Grafen erwartete. *Johann Casembrot von Beckerzeel*, Sekretär bei dem Grafen *von Egmont*, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bey dem geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittschrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf *Ludwig von Nassau* hatte dem Grafen *von Aremberg* bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz *von Oranien*, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das blosse erdichtete Gerücht davon in Brüssel, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, dass der Bittschriften und Intercessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl, als bei dem Könige in Spanien, einliefen, täglich mehr wurden, ja, dass Kaiser *Maximilian II.* selbst der Gräfinn *von Egmont* versichern liess: « *sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen*, » welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, dass diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, dass der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im *Brodthause* auf dem grossen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretär *Pranz* erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, *weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und beförđert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten.* Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spiesse gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzoge allein und dem Sekretär *Pranz* unterzeichnet, ohne dass man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniss, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischofe von Ypern, *Martin Rithov*, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen liess, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füssen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, dass man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen *von Egmont* zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. « Das ist fürwahr ein strenges Urtheil! » rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. « So » schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu » haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. » *Muss* es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem » Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine » Sünden tilgen, und weder meiner Gatinn noch » meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses » wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste » erwarten zu können. Den Tod will ich mit ge» fasster Seele erleiden, weil es Gott und dem Kö» nige so gefällt. » — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr grosser Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, dass kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches *Christus*, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater unser; so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er liess sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiss aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung

empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät
treuester Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischofe aufs Dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath *Viglius*, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, dass er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Leben und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und eilf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Stängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklärte, dass er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldnen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don *Julian Romero*, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen *Salinas*, und der Bischof *von Ypern* folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, sass zu Pferde am Fusse des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, dass er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlass geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so liess er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, dass es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichern Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, dass es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und dass man es weiter, als bis zum blossen Schrecken der Exekution, treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an *Julian Romero*, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? *Julian Romero* zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biss er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof liess ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidne Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fliessende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen *von Hoorn*. Dieser von einer heftigern Gemüthsart, als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war. Er hatte sich harte Aeusserungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischofe seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüsste er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie *Egmont*, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den Beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

BELAGERUNG VON ANTWERPEN

DURCH

DEN PRINZEN VON PARMA

in den Jahren 1584 und 1585. *

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiss, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von

* Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, St. 4 u. 5 gedruckt.

beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs blos ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst *Bettler* hiessen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der *Gentische Bund* wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere *Union zu Utrecht* getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten liess, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions Interresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der grösste Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuss fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs *Alexander von Parma*, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben so viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten schützen, und zu Wasser sowol als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, dass alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowol durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluss der Schelde. Diese grosse und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schosse hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen grossen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, dass sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So grosse Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermassen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich grösstentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluss ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben musste früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog *von Parma* im Jul. 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern *.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reissenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschliessen, schien eine dreimal grössere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, dass ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so geniesst Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, dass ihr der nämliche Fluss zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, dass die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde zu sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen,

* *Thuan. Hist. Tom. II.* 527. *Grot. Hist. de rebus Belgicis.* 81.

die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fussvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken liess, und denen es ein Leichtes seyn musste, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen *.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog *von Parma* sein Vorhaben jetzt eröffnete. So gross auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniss daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, *Capizuchi* und *Mondragon*, widerriethen alle ein so missliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog *von Parma* in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefasst. Jener genialische Instinkt, der den grossen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, dass an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und dass es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Missmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, dass er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte **.

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der *Hunger*; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mussten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs Erste jeden Zufluss von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte *.

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniss um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen **.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln liess. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen *von Rysburg*, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen *Peter Ernst von Mannsfeld* übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, *Mondragon*, stiess. Die beiden Letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne dass das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabrök, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte *Mondragon* selbst ehemals auf Befehl des Herzogs *von Alba* erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge *von Parma* anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der

* *Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.*

** *Strad. loc. cit.* 553.

* *Strad. Dec. II. Lib. VI.*

** *Meteren.* Niederl. Historien XII. Buch. 467. folg.

ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf *von Rysburg* es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz *von Oranien* zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, dass in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung *Odets von Teligny* vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabrök, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen *.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Massregeln des Herzogs *von Parma*. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloss er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowol die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reissende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn musste, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog *von Parma* kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, *Barocci* und *Plato*, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluss dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. *Philipp* genannt wurde **.

* *Meteren.* Niederl. Historien. XII. Buch. 477. 478. *Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II.* 527.

** *Strad. Dec. II. Lib. VI.* 557.

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, liess den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt, vor dem Brüsseler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine grosse Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Misshandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, liessen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs *von Parma* besiegte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mussten die Truppen ohne Unterlass arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig vsrschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen. *

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, dass die Zeit der Verträge vorbei sey, und dass nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man liess sie sogar befürchten, dass man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter *Karl dem Fünften* sich hatten verstehen müssen, nämlich halb

* *Strada loc. cit. Meteren XII.* Buch. 479. *Thuan. II.* 529.

nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge *von Parma*, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt musste eine Geldbusse von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein *.

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog *von Parma* diese Stadt bezwungen, die grösste und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, sieben und dreissigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewusst hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Ausser den Geldsummen, die der Herzog *von Parma* jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde **.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriss den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog *von Parma* nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte ***.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflösste. Diese Zuversicht wurde auch gewissermassen durch das Urtheil des Prinzen *von Oranien* gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, dass die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, *Philipp Marnix* von *St. Aldegonde*, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den grossen Damm zwischen Santvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Oster-Schelde, so bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgiessen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. *Aldegonde* hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den grössten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, dass ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein grosser Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wusste die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Weideland in Besitz genommen hatte *.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, *St. Aldegonde*, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in grossem Ansehn stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Wester-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen *von Hohenlohe* Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten *Morgan* stand bereits im Solde der Republik, während dass man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuss gefasst hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich dreimal hunderttausend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wussten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also blos darauf an, zu verhindern, dass nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser *Gianibelli* aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr

* *Meteren XII.* Buch. 479. 480. *Strad. loc. cit.* 562. 63. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

** *Meteren* am angeführten Orte.

*** Allg. G. d. v. N. 470. *Meteren.* 470. *Thuan. II.* 529.

* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. III. 469. Grotius 83.

erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschiessen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniss Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, dass man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, dass in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen *.

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Speculation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen liess, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, dass Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, dass Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verliessen Antwerpen mit dem grössten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.**

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, dass man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und also den äussersten Fall im Ernste gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, dass der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, dass der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. « Ein Strom, der zweitausend vierhundert Fuss breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über sechzig Fuss tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuss zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hiess es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müssten sie Antwerpen vorbeipassiren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren. » *

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog *von Parma* sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den grössten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wusste man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, dass es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Strasse formirten. Sie war so breit, dass acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuss; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estacaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber ausserdem, dass dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne grossen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er musste sich also einstweilen damit begnügen, den Fluss um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Pass sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, dass nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Strasse glücklich vorüberzogen**.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riss den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein grosser Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, dass es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog liess also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde passirt, den linken

* Allgem. Gesch. d. v. N. III. 472.

** *Grotius*. 92. *Reidan. Belg. Annal.* 63.

* *Strada* 560.

** *Strada* 560 *sq. Thuan.* 530. *Meteren. XII.* Buch.

Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so grösser, nachdem man erst die grosse Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, *Odet von Teligny* anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem Jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Pass zu verlegen. *

Dadurch gerieth der Herzog *von Parma* aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des *Teligny* gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht blos seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fliesst die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun liess er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlass an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, *Drusus* und *Korbulo*, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den *Kanal von Parma* nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnissmässige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluss herbei, dass man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. *

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriss ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, dass mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte blos seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu grosser Antheil daran gegeben, als dass man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen können. Ausser dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister blos eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äussere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wussten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluss in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Massregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging. *

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der grosse Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge *von Parma* in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überliessen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Sechszig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine

* *Meteren.* 481. *Strad.* 564.

* *Strada* 365.

** *Meteren.* 484. *Thuan. II.* 529. *Grotius* 88.

Bittschrift, worin sie den Wunsch äusserten, dass man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, dass man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte. *

Dem Herzoge *von Parma*, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erliess zu dem Ende im November dieses Jahres an den grossen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als *Verführte*, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen *von Oranien*, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, liess sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeusserste kommen liessen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog *von Alba* zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren liess, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäss gegen sie zu verfahren. In *seine* Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müsste, den seine eigne Billigkeit unmöglich gut heissen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluss des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniss des Prinzen *von Oranien*, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, dass sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen *.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluss gefasst, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. *Heinrich der Dritte*, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eignen Königreiche zu erregen wussten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königinn *Elisabeth von England*, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während dass man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand **.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, *St. Aldegonde*, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lasssen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während dass man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehn. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, *Wilhelm von Blois, von Treslong*, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, dass die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloss sich endlich *Teligny*, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, dass inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, dass Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern

* *Meteren.* 485.

* *Thuan. II.* 530. 531. *Meteren.* 485. 486.

** *Meteren.* 488. u. folg. Allgem. Geschichte der v. Niederl. III. 476 — 49.1 *Grotius.* 89.

wurden erobert, andere versenkt, und es kam blos darauf an, dergleichen Versuche im Grossen fortzusetzen. Aber so eifrig auch *St. Aldegonde* dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte *.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, dass das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwei und dreissig Playten (platte Fahrzeuge) jede sehs und sechszig Fuss lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, dass sie noch gegen zwanzig Fuss von einander abstanden, und dem Strome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch ausserdem an zwei Ankertauen, sowol aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden grosse Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Strasse bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefasst waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, dass sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Ausser den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und ausser den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt Jedes der zweiunddreissig Schiffe noch dreissig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowol über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als funfzehnhundert Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und, wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, dass der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreissig Barken von beträchtlicher Grösse, welche in Einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so, dass sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren blos mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen, Schwimmer, bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowol oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten *.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschiessen wurde der grosse Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfliessen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, dass er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den grossen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, dass die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mussten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf *von Hohenlohe* in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande **.

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrösserte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog *von Parma* gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: « Geh, » rief er, « und hinterbringe denen, die dich herschickten, was » du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, dass es » mein fester Entschluss sey, mich entweder unter » den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder » durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen ***.»

Aber die Gewissheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte

* *Strad.* 564. *Meteren.* 484. *Reidan. Annal.* 69.

* *Strad. Dec. II. Lib. VI.* 566. 567. *Meteren.* 482. *Thuan. III. Lib. LXXXIII.* 45. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederl. III. Band. 497.

** *Strada.* 567.— 571. *Meteren.* 492. 494. *Thuan. III.* 44. 45.

*** *Strada.* 568.

der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, dass er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und dass gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen *Justin von Nassau* mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshök, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoss dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, dass die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs *von Parma* erwartete; sie überliessen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge *von Parma* so nahe, dass er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten liess. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Pass bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, dass, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln *.

Denn ehe noch der Herzog *von Parma* mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. *Friedrich Gianibelli* hiess dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der *Archimed* dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige *Philipp* seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verliess der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewusst hatte. Er suchte die Dienste der Königinn *Elisabeth von England*, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt liess er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer**.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, dass es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei grosse Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Ausser diesen verlangte er noch sechszig Playten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen ausserordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wussten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, dass ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine *das Glück*, das andere *die Hoffnung* nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er liess auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechszig Zentnern des feinsten Schiesspulvers von seiner eignen Erfindung, und bedeckte denselben mit grossen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallnen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen blos darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreissig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen blos Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so, dass sie endlich vom Schiessen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachliessen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran liess er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fliessende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen *.

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses grossen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte,

* *Strad.* 573. 574. *Meteren.* 495.
** *Meteren.* 495. *Strad.* 574.

* *Thuan. III.* 46. *Strad.* 574. 575. *Meteren.* 596.

welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefasst; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog liess zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andre, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, *Jakob Jakobsohn*, hatte es, man wusste nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, dass er die vier Schiffhaufen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei grossen Minenschiffe viel zu schnell folgen liess, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den ausserordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äussern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überliessen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten. *

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hiess, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, dass der andere und grössere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie blos für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriss, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten liess, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Machine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äussersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf *von Rysburg*, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr *von Billy*, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale *Cajetan* und *Guasto*, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und blos mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzoge *von Parma* ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fussfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von *Cajetan* und *Guasto* begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äussersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so dass alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinandergesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, dass man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden

* *Strada*. 576.

das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, Viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, musste schon die blosse Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen *Tucci*, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und liess ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog *von Parma* selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuss in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riss ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, *Cajetan* und *Guasto*, sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein grosser Theil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so musste er noch die schmerzliche Nachricht hören, dass der Markgraf *von Ryssburg*, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick musste man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so gross und allgemein, dass es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermissten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, dass alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, dass mehrere Kanonen versenkt, dass die Lunten feucht, dass die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! *

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, dass dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg blos darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wusste. Zwar schickte *St. Aldegonde*, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, dass die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessern Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, dass die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, dass eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuern Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehn und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger liess man seine Wuth gegen *Gianibelli* aus, den der rasende Pöbel in Stücken reissen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete **.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs *von Parma*. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wusste er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniss zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wiederherzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu er-

* *Strada.* 577. *seq. Meteren.* 497. *Thuan III.* 47. Allg. G. d. v. N. III. 497.

** *Meteren.* 496.

halten wusste. Alles musste daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeusserstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wiederhergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, dass derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde *.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemisshandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. *Gianibelli* erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, dass sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmale auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, dass sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmale die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der *Archimed* von Antwerpen liess sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs Neue zwei grosse Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler musste also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, dass sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem *Strada* ** nacherzählen darf. Er brachte ein Segel *unter* dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, dass er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, dass es dem Feinde nicht Zeit liess, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches *Gianibelli* nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schiesspulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen *.

Abgeschreckt durch so viele misslungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloss man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine grosse etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Oberschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog *von Parma* immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz *von Oranien* gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und *St. Aldegonde* ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniss zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren grossem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, dass dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog *von Parma* dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeusserste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf *von Mannsfeld* mit dem grössern Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kaloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren, in gehöriger Entfernung von einander, fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog *von*

* *Strad.* 581. seq.

** *Dec. II. Lib. VI.* 586.

* *Meteren.* 497.

Parma nicht zweifeln konnte, dass nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überliess er dem Grafen *von Mannsfeld* die Bewachung der Brücke, und entschloss sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze. *

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen *Hohenlohe* angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während dass eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiss, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen *Hohenlohe* versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Loosung seyn, dass diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so liess Graf *Hohenlohe* sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuss gefasst, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung den übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen liess, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem grossen Verluste sich zurückzuziehen. Graf *Hohenlohe* wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiss lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, dass dieser Versuch kein besseres Ende nahm **.

Endlich aber beschloss man, einen planmässigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechszehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeusserste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblössten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von *Gianibelli's* Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog *von Parma* verhindert werden, den Damm zu entsetzen *.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Officieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hiess, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den grossen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier *Mondragon* zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des *Camillo von Monte* übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter *Gamboa's* Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äussersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf *von Mannsfeld* nebst einem Italiener, *Capizucchi,* den Befehl führte. Alle diese Forts liess der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen **.

Früh Morgens, am sechszehnten May, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, dass sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche blos wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit grossen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dergl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben ***.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden

* *Strad.* 582. *Thuan. III.* 48.
** *Strad.* 583. *Meteren.* 498.

* *Strad.* 584. *Meteren.* 498.
** *Strad.* 582. 584.
*** *Strad.* 587. seq. *Meteren.* 498. *Thuan. III.* 48.

und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsgkeit, dass man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgsetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermassen ganz von ihrem Spaden abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden begraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf *Hohenlohe* nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überliess man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die ausser sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen *.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten *Balfour*, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche *Camillo von Monte*, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne grossen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmer zu gehen drohte. *Gamboa*, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, dass der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, dass man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muss. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Masse, als das Gluck ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser die grossen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. *St. Aldegonde* und *Hohenlohe*, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiss der Arbeiter anzufeuern, verliessen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen *.

Während dass auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldebrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigner Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und liess von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflössen konnte. Von beiden äussersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn

* *Strad.* 583. *Meteren.* 498.

* *Meteren.* 494.

an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, dass die Italiener und Spanier, unter *Capizucchi* und *Aquila,* mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeusserste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloss müssige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. *Alexander* stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf *Mannsfeld* von der andern; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspiess in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und, indem der Eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. *Barthelemi Toralva,* ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen liess, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener *Capizucchi* auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog *von Parma,* den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener *Capizucchi* umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, dass er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann *Toralva,* der stark verwundet war, liess er in sein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte *.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstossen sahen.

Denn die Fluth fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies *Alexander,* so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und sassen fest auf dem Strande, so, dass sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit samt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, dass sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmsten Adel vermisst. Mehr als dreissig Schiffe fielen mit einer grossen Ladung von Proviant, der für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Grösse und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur *Gianibelli,* der grossen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, *Ende des Kriegs,* beigelegt den es nachher mit der weit passendern Benennung, *Verlornes Geld,* vertauschte. Als man dieses Schiff in die See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, dass es seiner unbehülflichen Grösse wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit grosser Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde *.

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem

* *Strad.* 593.

Thuan III. 49. *Meteren.* 485. *Strad.* 597. *seq.*

leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde, nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, dass eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äussersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als dass er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, dass es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn *St. Aldegonde* genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzoge *von Parma* wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. *

* *Meteren.* 500. *Strad.* 600 *seq. Thuan. III.* 50. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederl. III. 499.

GESCHICHTE

DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGS.

ERSTER THEIL.

ERSTES BUCH.

Seit dem Anfange des Religionskrieges in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas Grosses und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraume ereignen, schliessen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herflossen, und jeder noch so grosse und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluss derselben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich, und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm grösstentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches *Philipp der Zweite* gegen die Königinn *Elisabeth von England* beschloss, war Rache, die er dafür nahm, dass sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es grossentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schliessen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so musste es durch einen seltsamen Gang der Dinge die *Kirchentrennung* seyn, was die Staaten unter sich zu einer engern *Vereinigung* führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreissigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Male als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleisses hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoss in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu *entzünden*, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einem Weg sich öffnen, jene Länder zu *erleuchten*.

Die Religion wirkte dieses Alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, dass es *für* sie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse

sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein grosser Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Missbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, musste nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, musste es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, musste die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu *drängen*. Hätte nicht *Karl der Fünfte* im Uebermuthe seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen *Condé* oder *Coligny* an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrösserung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der grosse Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergiessen, indem er es zum Vortheile seines Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, dass diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufalle allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, dass der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein grosser Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge musste es sich fügen, dass die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das Erste weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nation.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluss des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführerisch seyn mussten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht eben so gut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen so vieler seiner Unterthanen Gehör zu geben, und sich nach dem Beispiele Anderer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, dass die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen grössern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen grossen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren *Luthers* und *Kalvins* musste dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entreissen; der Abfall von dem Papstthum konnte ihn dieses Königreich kosten. Ein spanischer König musste ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er musste von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen musste, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, dass ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papstes zernichtete — die ihn aufforderten, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mussten, wurden bei Jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. *Karl der Fünfte* hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo *Karl* sich ketzerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche *Karl* mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Misstrauen der Katholischen und der Streit mit der kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als *Karl der Fünfte* in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohne und Nachfolger, *Philipp dem Zweiten*, vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Hass aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, dass seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter *Karls des Fünften* und *Philipps des Zweiten* langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riss in der Kirche erweiterte, desto fester musste Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier schien die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger *Ferdinands des Ersten* an den päpstlichen Stuhl; *Ferdinand* selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutsch-österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte die Kaiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichstheil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkern fühlten: so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs Genaueste vermengen musste. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so musste man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Hass der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand musste Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen, ausserordentliche Anstrengungen mussten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bei Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch *Bündnisse* unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die grossen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nationen in Leidenschaft setzte, und einen Enthusiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Hass gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Hass war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten ausserordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen *von Oranien*, dem Admiral *Coligny*, der brittischen Königinn *Elisabeth*, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so grossen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharacters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieses Band wegfallen. Der französische Kalvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu seyn, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weissagen, und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem blossen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verlässt der Pfälzer seine Heimath, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn misshandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, dass sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem anderen Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die ausserordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege *Karls des Fünften* bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in *Moritz von Sachsen*, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Siegs gehen auf dem Kongresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutschland zerriss auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt erst zerriss es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war. Bis hierher waren die Protestanten als Rebellen angesehen worden; jetzt beschloss man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie dafür anerkannt hätte, sondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgische Konfession durfte sich von jetzt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachbarinn, mit einstweiligen schwesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden und einzigen zu machen und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum ersten Male erfreute sich also die Lehre *Luthers* einer positiven Sanktion, und wenn sie auch in Bayern oder in Oesterreich im Staube lag, so konnte sie sich damit trösten, dass sie in Sachsen und in Thüringen *thronte. Den Regenten* war es aber nun doch *allein* überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darniederliegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Blos allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen, (welche es damals schon waren), die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs *Ferdinand*, der diesen Frieden zu Stande brachte: eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und, *mit* diesem Widerspruche in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte—wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugesehen! Aber an diesen Meinungen hingen *Reichthümer*, *Würden* und *Rechte*: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinschaftlich genossen, verliess jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder *abzutheilen*. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtausends zusammengeflossen, und diese Vorältern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht blos an dem väterlichen Hause, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die *katholische* Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erstgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genusse dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, blos allein desswegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen stattfand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsache mit scheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile so schwer fallen, als dem andern, sein *Recht zu erweisen*. Das Recht hat nur Entscheidungen für *denkbare* Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum Wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle *vor* dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteien verblieben den Protestanten: aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalte, dass künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muss er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des *geistlichen Vorbehalts*, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beisatze, dass beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil mehr verbindlich seyn, als jene Versicherung *Ferdinands* zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den *Rechten* und *Würden* war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschliessend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerinn war. War es aber das Verhältniss mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es

nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentirte? Zu dem ganzen Deutschlande gehört aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochnen Reihe *katholischer* Kaiser? —In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; dass sie sich selbst richteten, dass eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Dass zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; dass kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschliessenden Besitze ist, den andern zu richten — darf nun ein *Zweck* aufgeopfert werden, wenn sich ein *Zufall* verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der *Gleichheit* sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerinn davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholische hingab, opferte sie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, blos ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu seyn und noch herzufliessen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hiess es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch misslänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessen ungeachtet schon gewonnen, dass man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporare Auskunft, ein Werk der *Noth* und der *Gewalt*, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig seyn will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalvinisten, welche freilich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnisse, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, musste behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniss musste also auch fürs Künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mussten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in *Einen* Reichskörper zu verknüpfen, dass auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wiederherzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichts desto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, *Luthers* Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, musste bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrösserungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermassen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehassten Unterthan drücken, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan

protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfahren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche *Zwingli* in Zürich und *Kalvin* in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen, und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, dass sie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinschaftlichen Hasse gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniss zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgischen Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniss setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen liess, und die Protestanten verscherzten unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierachie und gegen die Missbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Missbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssysteme, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Blos als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich Beides, und die schlimmen Folgen von Beidem stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse; und wenn sich die Kalvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschliessen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuenderes Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemasst hatten, das einzige wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität *ihres* Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, *wen* diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschliessen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschliessen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Misstrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Massregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erfechten. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papstthum, nicht in Augsburgischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem Andern getheilt war, so begriff man doch einstimmig, dass eine Sicherheit, die man blos der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Losung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, musste zu Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern liess sie keine Schonung, ihr Hass keine Grossmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, dass gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre *Ehre* verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Konvenienz abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trident vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu seyn. Feierlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen

erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluss des Conciliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respect vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Misstrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für fast alle europäischen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede ausser Brod setzte. So vielen von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen, welche sie alsdann, sey's aus Gewinnsucht oder aus Parteigeist, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte *Philipp der Zweite* die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein ausserordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung musste dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, *Maximilian der Zweite*, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte *Ferdinand* den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Koncilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen *Philipp*, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen, und sein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der grosse Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkriegs konnte von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beistand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in *Einem* Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfniss machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig, als die Katholischen, und legte ihm also auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, dass der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte blos dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn *Maximilian*, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten sie seinem Sohne. Der Enkel büsste es theuer, dass er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterliess *Maximilian*, aber nur der Aelteste von diesen, Erzherzog *Rudolph*, erbte seine Staaten, und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche *Karl von Steyermark*, ihr Oheim fortführte; doch wurden auch diese schon unter *Ferdinand dem Zweiten*, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Character war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüth, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Rathschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines grossen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Unterthanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Marstalle zu verbergen, während dass die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung schon anfing, an die Stufen seines Throns zu schlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, versperrt; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantinn *Isabella* seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiele zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten *Karls des Fünften* schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbunde, den ein grosser Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände sich selbst, und *Bündnisse* müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwei *Unionen*, die einander gewaffnet gegenüberstehen; *Rudolph*, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müssig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen, und über die andere zu herrschen. Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten. Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhal-

ten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faktion wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reisst ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen *Rudolph* zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte *Rudolph*, wie so viele Andere seines Ranges, seine Blössen versteckt. Das dringende Bedürfniss der Tugenden, die ihm fehlten, riss seine Unfähigkeit an's Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigene Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten *Rudolphs*, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äusserste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Papstthums: aber es fehlte viel, dass ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von *Ferdinands* Bedrängnissen und *Maximilians* Güte, hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Grossen war. Der grössere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil *sie* es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich *Ferdinand* und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich *Maximilian* die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider liessen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Hass beider, einander so nahe stehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon *Ferdinanden* zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntniss der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone, und forderten trotzig alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Trotze; unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiss, wie ihr Land zwischen deutscher uud ottomannischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn; desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem Andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, *Bathori, Boschkai, Ragoczi, Bethlen*, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschliessen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, *Maximilian* und *Rudolph*, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemisshandelte Unterthan führte gleich grosse Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerei. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen *Boschkai* angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriffe, mit den missvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle diese Länder in *Einer* furchtbaren Rebellion fortzureissen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluss. Erzherzog *Matthias*, *Maximilians* zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn, und *Rudolphs* vermuthlicher Erbe, trat hervor, *Habsburgs* sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen

Anverwandten, *Philipp den Zweiten*, zu vertheidigen. *Matthias*, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Pressburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aeltesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Aeltesten, und bekleiden ihn mit souverainer Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet *Matthias* Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber *Rudolph*, eben zo eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde, und verrätherischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des *Matthias* war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiss, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten, und die Waffen in der Hand mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschliesst er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem *Matthias* gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen, und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, dass hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert *vor Luthern* das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert *nach Luthern* die Flamme des dreissigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher *Johann Huss* die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beiden Gestalten genoss. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmischen Kompaktaten) *Hussens* Anhängern zugestanden, und wie wohl ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Gesetze zu geniessen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der *Utraquisten* (der in beiderlei Gestalt Kommunicirenden), und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen, und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutschen sowohl als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wussten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter *Maximilians* Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten nach dem Beispiel der Deutschen eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf die neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen, und sie mussten sich mit einem blossen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange *Maximilian* lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Ein kaiserliches Edikt erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung musste daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich desswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umstossen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompaktaten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals blos eine bedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung *Maximilians* und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt sein wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als *Matthias*, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bei Kollin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des letztern Verlegenheit stieg auf's Höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, dass sie seine Noth, zu Durchsetzung ihrer Forderungen, missbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er, zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und, um, auch den Volke zu zeigen, dass er wirklich noch lebe, mussten alle Fensterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten,

wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er musste sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber *Rudolph*, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sclavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzoge, seinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entsagungsakte überliess er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oesterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

Theuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängnisse gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie forderten dieselbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniss, Defensoren oder Freiheitsbeschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten Antwort; denn der katholische Theil hatte alle Entschliessungen des furchtsamen Kaisers gefesselt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, *Rudolph* beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In grosser Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet gingen die Berathschlagungen vor sich, und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen, und fassten ernstlich den Entschluss, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen, und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter, und gaben sich selbst die *Defensoren*, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloss auf das Schleunigste eine militairische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstands, der Graf *von Thurn*, als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, dass die aufs Aeusserste gebrachten Stände sich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen *Majestätsbrief* der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser *Maximilian* vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortfuhren sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eigenes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herrenund Ritterstande und allen Städten unverboten seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Massregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht *viel* mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbehschützer wurde dem Geiste des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer Wink für die übrigen Erbstaaten Oestreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewusst hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und *Rudolph* fuhr fort, einen unauslöschlichen Hass gegen *Matthias* in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, dass endlich auch das böhmische Scepter in eine so verhasste Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn *Matthias* ohne Erben abginge. Alsdann war *Ferdinand*, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den *Matthias*, von der böhmischen Thronfolge auszuschliessen, verfiel er auf den Entwurf, *Ferdinands* Bruder, dem Erzherzoge *Leopold*, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der Liebste und Verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu *Leopolds* Person schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem *Rudolph* mehr seine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusetzen, bedurfte es einer militairischen Macht, welche *Rudolph* auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wusste Niemand; aber ein unversehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld; sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun; sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, dass es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und *Matthias* wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblösst von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem eigenen Schlosse bewachte, und alle seine Räthe von ihm entfernte. *Matthias* war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo *Rudolph* kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, dass er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen

musste, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde, und zerbiss die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem *Rudolph* eines seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr musste ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Misstrauen wachsen. Es war genug, dass der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Misstrauen immer mehr, und liess sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Untherthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden, oder zu finden erwarteten, hatte einen grossen Antheil an ihrem Trotze und an dem schnellen Glücke des *Matthias*. Man glaubte in dem Reiche, dass man den längern Genuss des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reissen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmassungen des *Reichshofraths* geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts, seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Ziehung der Fürsten, alle Rechtshändel zwischen Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses obrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmässigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem *Kammergerichte* zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beisitzer zu stellen; auch die Ansprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so dass nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, dass ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner *unbezweifelten persönlichen* Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze, und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mussten — die höchste Justiz über die Reichstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Missbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch blos allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letzern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit Statt finden dürfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte sassen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine nothwendige Instanz zu seyn. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet, und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloss sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Misstrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederliessen, und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des

vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluss des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von grösserer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürst *Gebhard* zu Köln, geborner Truchsess von Waldburg, empfand für die junge Gräfinn *Agnes von Mannsfeld* Kanonissinn zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verständniss gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfinn, zwei eifrige Kalvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, so lange der Churfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blute diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgange mit der Gräfinn entsagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherstellte. Der Churfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, dass er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder dass die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab, und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Churfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Churfürstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gern zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es von äusserster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Chur zu entreissen. Das Beispiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben, und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren bereits Protestanten, und auf des Churfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiss. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürsten zu dem Entschlusse, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, dass er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den Kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte, und aller seiner sowohl geistlichen, als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Kapitel. Der Churfürst sammelte eine militairische Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Churfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayerischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem grossen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mussten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, dass der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemasster apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Theile gänzlich gestürzt war, und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; *Heinrich der Vierte* von Frankreich, damals noch König von Navarra, liess keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Churfürstenrathe mussten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen, und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthrone auf ewig versperren.

Aber Churfürst *Gebhard* hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen, dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegen einander liess es nicht zu, dass die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den Ihrigen ansahen, und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf *Johann Casimir*, ein Kalvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblösst, ganz und gar ohne Hülfe liess. Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulirte Churfürst, den seine bayerischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs Kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. *Gebhard* hielt sich noch etwas länger in seinen westphälischen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Strassburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese Kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Strassburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Churfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besassen. Da die katholischen Kapitularen in dem Strassburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuss ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Strassburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsass-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmässige fortführten, und die in Strassburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdessen hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischer Mitglieder von hohem Range verstärkt, dass sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen *Johann Georg von Brandenburg* einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten

den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Strassburg verkündigte.

Da die Stadt Strassburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen *von Brandenburg* zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reissen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mässiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholichen Stadt war unter *Ferdinands* und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, dass sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniss der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mussten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf die Prozession wiederholte, schritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge *Maximilian von Bayern* übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mussten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge *von Bayern*, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Massregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungstand zu setsen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so musste, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich viel mehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle blossgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Kalvinisten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie musste der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzoge *von Bayern* einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangelischen Ständen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu *Luthers* Glaubenslehre schwören, und diese Lehre zweimal für den Kalvinismus verlassen. Churfürst *Friedrich der Dritte* war der Augsburgischen Konfession zuerst ungetreu geworden, welche sein erstgeborner Sohn und Nachfolger, *Ludwig*, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf *Johann Kasimir*, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldenen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürsten (*Friedrich dem Vierten*) gab man Kalvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den Lutherischen Ketzerglauben, selbst wenn es seyn müsste, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so lässt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schliessen.

Unter diesem *Friedrich dem Vierten* war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Massregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Neben dem, dass dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Hass gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Grosse Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, dass sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Misstrauen der Evangelischen zu

vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrösserte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben; unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmässigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Churfürst *Friedrich der Vierte* von der Pfalz, der Pfalzgraf *von Neuburg*, zwei Markgrafen von *Brandenburg*, der Markgraf *von Baden* und der Herzog *Johann Friedrich von Würtemberg* — also Lutheraner mit Kalvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniss, die evangelische *Union* genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, dass die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen, und alle für Einen Mann stehen sollten; dass einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigesprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber nach Verhältniss des Beitrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter sämmtliche Glieder vertheilt werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefordert, und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Kalvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluss haben; das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg liess sich bereitwillig finden; Chur-Sachsen missbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschliessung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsstädte, Strassburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes sehr bedürftig war, und ihr Beispiel von mehrern andern Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten *Christian von Anhalt* ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eigenen Regiments und seiner Rathgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oesterreich und Ungarn kürzlich an *Matthias* verloren, und seine böhmische Krone blos durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichische Succession schon von Ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, dass dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschliessungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so misstrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs Höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte musste sich durch den Tod des Herzogs *Johann Wilhelm von Jülich* eine höchst streitige Erbfolge in den jülich-cleveschen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Churfürst *von Brandenburg*, der Pfalzgraf *von Neuburg*, der Pfalzgraf *von Zweibrücken*, und der Markgraf *von Burgau*, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser *Friederich der Dritte* auf diese Erbschaft ertheilt, und *Maximilian der Erste* beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe liessen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, dass der Kaiser die Landstände auffordern liess, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umsonst, dass er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog *Leopold*, Bischof von Passau und Strassburg, ins Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, ausser Jülich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig, und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das jülischische Herzogthum besitzen, und wer es nicht besitzen sollte? — Die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrössern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war, ob Oesterreich abermals in seinen Anmassungen durchdringen, und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit, und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmassungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich *Heinrich der Vierte* von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den

französischen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müssiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. *Heinrich der Vierte* hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von *österreichischer Herrschbegierde* und *österreichischem Länderdurst* vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mässigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute *Ferdinands des Arragoniers* floss. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblösst, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiss ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwölkten *Heinrichs* Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder grosse Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verliess, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet daniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ungefähr brauchte, um sich schnell wieder in Einen Körper zusammenzuziehen, und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so musste diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floss der unversöhnliche Hass, welchen *Heinrich der Vierte* dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie *Hannibals* Feindschaft gegen *Romulus* Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese grosse Aufforderung mit *Heinrich* gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur grosse Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eigenen Kräfte verlässt, entwirft sie keine andere als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiss, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte *Heinrichs* bekanntes Projekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagent, und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen *Sully* bei dieser Unternehmung beseelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger seyn, als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Theilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte grossmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen, weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweifach gewann, und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, dass sie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von *Habsburg die Freiheit*, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. *Ravaillac*'s Messerstiche retteten Oesterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, musste *Heinrich* die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das Wenige, was sie von dem grossen politischen Geheimnisse ihres Monarchen preisgaben oder ahnen liessen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein so feuriger Hass gegen Oesterreich beseelte, und die Vergrösserungsbegierde so mächtig beherrschte. *Heinrichs* staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beistand, wozu er sich anheischig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem Könige in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerst die Eroberung der jülich-clevischen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutschen nach Italien rücken, (wo Savoien, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Beistand bereit hielten) um dort alle spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgische Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufstande der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben

Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine armee der Union war im Elsass, ehe noch *Heinrich* sich dort zeigte, und ein österreichisches *Heer*, welches der Bischof von Strassburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Jülichische zu führen, wurde zerstreut. *Heinrich der Vierte* hatte seinen Plan als *Staatsmann und König* entworfen; aber er hatte ihn *Räubern* zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reischsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten, und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über *Heinrichs* Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrösserungsbegierde, von Religionshass gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und erwählten sich, kostete es auch einen noch so grossen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, liessen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich *Heinrich der Vierte* und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, dass eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; dass nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müssige Entrüstung. Das tiefgefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund musste man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der *Ligue* von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ungefähr dieselben, welche die Union zum Grunde legte, Bischöfe ihre mehrsten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog *Maximilian von Bayern*, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich grössern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Ausser diesem Umstande, dass der einzige Herzog *von Bayern* der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mussten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, dass die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen, als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben, und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst musste bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Jülichischen und im Elsass ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Strassburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — *Heinrich der Vierte* war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschiessen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, dass man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, dass sie sich wegen der jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; dass sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse grosse Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, dass ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreissende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge *Leopold*, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsass zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fussstapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Strassburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Pass zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefasst; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniss ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612) eben so wenig vermisst im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der *folgenden* Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, dass man einen *solchen* Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Nie hatte man von *Rudolph* erhalten können, sei-

nen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn *Matthias*. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie Alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verliessen sich auf das, was er gezeigt *hatte;* diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die grossen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem *Matthias* bei seinem Aufruhr geleistet, lebten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte *Matthias* den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht, und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, dass auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riss ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein *gehorsamstes Anbringen* auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehrern Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst, und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. *Matthias* hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmassungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge *Ferdinand* geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verliessen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniss mit den Ungarn zu erneuern; sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit grössere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räthe, unter denen der Bischof von Wien, *Melchior Kiesel,* ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreissen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser *Rudolph* noch lebte, und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm *Matthias* den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuss von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londoner Parlament überrascht haben würde, « Die Protestanten, hiess es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen *protestantischen* Adel habe *Matthias* den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel *Rudolphs* sollte dem *Matthias* eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, dass er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen. » Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich auf's Nachdrücklichste für diese in's Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den *Matthias* in die Enge trieb, so liess er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreissen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten *Bethlen Gabor von Siebenbürgen,* der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte, und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Warhheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, dass ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemasste Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese

Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriss den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele *Maximilians*, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so liess ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein *allgemeiner* Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so musste er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschliessung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so missliche Situation musste einen grössern Geist, als *Matthias* war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber auf's Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und liessen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehr mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, dass die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie liessen ihn einen Blick in das Geheimniss der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so liess ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber *Matthias* wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und liessen es ihn entgelten, dass die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten *Bethlen Gabor* liess man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte bei allen noch so gefährlichen Spaltungen dennoch Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Churhause *Brandenburg* und dem Pfalzgrafen *von Neuburg* in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen *von Neuburg* und einer brandenburgischen Prinzessinn sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürst *von Brandenburg* das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz *von Neuburg* trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessinn von Bayern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausschliessenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Churfürst *von Brandenburg* die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, blos um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein unerschöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuss gewinnen — mit noch grösserem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief *Rudolphs des Zweiten* Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter *Matthias* Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person *Ferdinands* von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser *Ferdinand der Zweite* näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde desswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Misstrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Misstrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heisser, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter *Rudolphs* Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpressten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen *von Karlstein*, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — *sich selbst* — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm

den Einfluss auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine *Eitelkeit*, die doch seinen *Ehrgeiz* unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von *Rudolph dem Zweiten* erpresst hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den *Ständen*, nicht den Unterthanen zu Gute; blos für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewusst hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser *Ferdinands* dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein *bestrittener* Punkt war, war ein *unbestimmter* im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen *geistlicher Landstände* in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die *Ferdinand'sche* Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren, und selbst der Missbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert; und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniss geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der *Graf von Thurn*, von Rachgier beseelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Massregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf *von Thurn* unterliess nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wusste sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschliessungen hinzureissen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, dass das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident *Slawata* und der an *Thurns* Statt zum Burggrafen *von Karlstein* erwählte Freiherr von *Martinitz* das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, dass sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, dass sie diese mit Hunden in die Messe hetzen liessen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhasste Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloss, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter *Sternberg*, *Martinitz*, *Lobkowitz* und *Slawata* versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mässigung empfing sie *Sternberg*; *Martinitz* und *Slawata* antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. *Sternberg* und *Lobkowitz*, weniger gehasst und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man *Slawata* und *Martinitz*, schleppte sie an ein Fenster, und stürzte sie achtzig Fuss tief in den Schlossgraben hinunter. Den Secretair *Fabricius*, eine Kreatur von Beiden, schickte man ihnen nach. Ueber eine so seltsame Art zu exequiren verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als dass man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, dass man sich durch diese rasche Execution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf *von Thurn* die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so musste jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniss der Sicherheit sie noch tiefer hineinreissen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht

ungeschehen zu machen war, so musste man die strafende Macht entwaffnen. Dreissig Direktoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmässig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und liess ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Hass als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze—die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei Weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser *Matthias* war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schosse seines Volks aufsuchen, und von drei Thronen herunter stürzen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verliess ihn bei einer rechtmässigen Vertheidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, dass er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschliessen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen—die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Theile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten Andere die Ursache des Uebels gefunden haben. Erzherzog *Ferdinand von Grätz* wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewalt gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. « Der Ungehorsam, hiess es, die Gesetzlosigkeit, und der Aufruhr seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; stufenweise seyen sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriffe hinauf gestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sey Hülfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiss zwar sey der Ausgang des Krieges, aber *gewiss* das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren. » — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts gethan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschliessen, ergriff man die Waffen schon unter *Matthias;* doch so lange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoss Geld zur Rüstung her, und versprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen *von Boucquoi*, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf *Dampierre*, ein anderer Ausländer, kommandirte unter seinen Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen: « dass der Majestätsbrief ihm heilig sey, dass er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschlossen, dass selbst seine jetzige Rüstung ihm durch die ihrige sey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch Er sein Heer verabschieden ». Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt desselben verbreiteten sich auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigsten Gerüchte, und liessen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweiss, Krummau und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drei Städte, grösstentheils katholisch, hatten allein den Muth, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen *von Thurn* konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweiss und Krummau, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab sich ihm, aber von Budweiss wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Thätigkeit zu zeigen. *Boucquoi* und *Dampierre* fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet, und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Pass, jeder nur irgend haltbare Ort musste mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle, und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen, und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen *von Mannsfeld* ein eben so unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müssig zugesehen. Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen liessen sie ihre Bundsverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen

Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatze getreu stärkten sie den Muth der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf *Peter Ernst von Mannsfeld*, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, *Ernst von Mannsfeld*, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog *Leopolds*, in Jülich und im Elsass, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verliess er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, dass der Herzog *von Savoyen*, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überliess ihm ihre neue Eroberung, und *Mannsfeld* bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überliess es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommener seyn, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf *Mannsfeld* Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung musste den Augen der Welt die wahren Urheber seine Rüstung verbergen.

Dieser *Mannsfeld* zeigte sich jetzt in Böhmen, und fasste durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuss. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Sukkurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlichern Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser, und liess sich sogar die angebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte *Matthias* nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron *Rudolphs* durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen, und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange *Matthias* König war, büsste er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrösserte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig liess, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksale vorgriff, und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit *Matthias* war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen *Maximilians* lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog *Albrecht* in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs *Ferdinand von Steyermark* begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemalige Grösse Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser *Maximilians des Zweiten*, Erzherzog *Karl* von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessinn von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzoginn der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs *Wilhelm von Bayern*, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen musste, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern liess man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verliess er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, dass die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingungen gefordert, und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe *Ferdinand* mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loretto die Gnade der Jungfrau *Maria*, und zu den Füssen *Clemens des Achten* in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche *Ferdinands* Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmässig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen Reichsstände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Missbräuche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mussten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte *Ferdinand* übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch *des Matthias*, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den

Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluss seiner Rathschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin *Ferdinand* dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steyermärkische Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König *Ferdinand* die böhmische Nation, als Kaiser *Matthias* ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniss zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwachte, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beistandsversprechungen und schwindliche Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Uneingedenk des an *Ferdinand* bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich *Ferdinand* im Besistz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriffe diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unter-Oesterreich regte sich, wie unter *Rudolph*, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst *Bethlen Gabor von Siebenbürgen* mit einem Ueberfalle; eine geheimnissvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniss vollkommen würde, so mussten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitz, mit denen *Ferdinand* seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müssig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreissen.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesetz der Noth unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heers zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfängt. « Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte für alle christlichen Kirchen. — Man habe gehört, dass fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrückten. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen. » — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belageren.

Seine Kinder hatte *Ferdinand* von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschliessen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechszehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamms. » *Ferdinand!* » schnaubte er ihn an: « wirst Du unterschreiben? »

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — *Ferdinand* dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieser katholische Priester. Verliess er die Stadt, so fiel sie in des Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. *Ferdinand* verliess seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fussvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden selbst, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General *Boucquoi* hatte den Grafen *Mannsfeld* bei Budweiss aufs Haupt geschlagen, und war im Anzuge gegen Prag Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetz waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um *Ferdinanden* den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidenste Zeugniss für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber *Ferdinand*, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des *Matthias* dem Herzoge *von Bayern*, und nach Weigerung desselben dem Herzoge *von Savoyen* die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen *Ferdinands* zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten liessen nichts unversucht, Chursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen *Ferdinand* einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung *Ferdinands* auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privat-Angelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, *Ferdinand* als rechtmässiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Churstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Churstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während dass man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshass, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfurst *Friedrich der Fünfte* von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privat Interesse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. *Friedrich der Fünfte* war von einem freien und aufgewekten Geiste, vieler Herzensgüte, einer koniglichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs *von Bayern*, ein Eidam des Königs *von Grossbritannien*, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der Kalvinistichen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte *Friedrich den Fünften* unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf den Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und *Friedrich* selbst war bei der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als dass er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache Grösse des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mitchurfürsten, Alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König *Jakob von England* wollte seinem Eidam lieber eine Krone entrissen sehen, als die *geheiligte Majestät* der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäusserung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeschlechts von sich stösst, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von *ihm*, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben diese Religion zeigt ihm die Überlegenheit ihrer Kräfte und Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Grösse des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, dass die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrösserung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermessliches Feld der Befriedigung. Dieser

Triumph seiner Kirche musste jeden Kalvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmässig übertrieben, als sie die Macht des Feindes heruntersetzten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Träumereien erfüllten seinen Kopf mit chimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. « Konntest du dich ver- » messen, » sagte die Churfürstinn zu ihm, « die » Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir » bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entge- » genbringt? Ich will lieber Brod essen an deiner kö- » niglichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische » schwelgen. »

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmässigen König; und *Friedrich* schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten *Bethlen Gabor von Siebenbürgen* war seine grösste Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmässigen Herrn, *Gabriel Bathori*, mit Hülfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrössern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstossen. Unterdessen verbarg *Bethlen Gabor* unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Pressburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch 12000 Siebenbürger verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere *Bethlen Gabors* vereinigt, drohte sie aufs Neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. *Ferdinand*, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief *Bethlen Gabor* zurück; zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte *Ferdinand* seine Sache in eben dem Masse, als *Friedrich* die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Massregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So fasste der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuss, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog *Maximilian von Bayern* für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die *Ligue* an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal *Friedrichs* und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlägen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. *Ferdinand* setzte also die Ligue, *Friedrich* die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog *von Bayern* und alle Fürsten der Ligue, die Sache *Ferdinands* zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit den Letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller erleidenden Verluste versicherte, übernahm *Maximilian* mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der liguistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden, und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefasst war, richteten sie an den Herzog *von Bayern*, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. *Maximilian* mochte sich nun *für* oder *wider* sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigen Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. *Maximilian*, durch so viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während dass Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf *von Khevenhüller*, glücklich. Ausser einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wusste, ward noch zugleich ein Angriff auf

die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniss zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der Protestantischen auf das Nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten *von Sachsen* und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, dass die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreissen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten *von Sachsen*, den die Privateifersucht gegen die Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruss, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, dass so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen, und der *römische* Antichrist nur dem *helvetischen* Platz machen sollte.

Indem *Ferdinand* Alles that, seine misslichen Umstände zu verbessern, unterliess *Friedrich* nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstössiges enges Bündniss mit dem Fürsten *von Siebenbürgen*, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, dass er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrösserung suche, dass er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Grossen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete *Friedrich* seine Zeit in Ergetzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrössern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergass er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in *ihm* geirrt hatte, so unglücklich hatte sich *Friedrich* in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Chursachsen und Hessendarmstadt hatte *Ferdinand* für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, *Bethlen Gabor* einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wusste der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König *Jakob* von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand.—So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter *Maximilians* Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen *von Anspach*. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältniss beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Aengstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr aber erstaunte man, als auf einmal die Botschaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfassten. Das französische Ministerium, durch keinen *Heinrich den Grossen* mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrösserung der Kalvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Kalvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und der Ligue als Mittelsperson dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, «dass die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie *Friedrich dem Fünften* leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.» *Maximilians* Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und die Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überliess. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien *Maximilian* in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefasst, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen *von Boucquoi* an sich, und diese kaiserlich-bayerische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den reissenden Lauf *Maximilians*. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst *Christian von Anhalt* kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr *Maximilian* an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30,000 Mann hatte *Friedrich* beisammen; 8000 hatte der Fürst *von Anhalt* ihm zugeführt, 10,000 Ungarn liess *Bethlen Gabor* zu seinen Fahnen stossen. Ein Einfall des Churfürsten *von Sachsen* in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. *Bethlen Gabor*, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine

Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruss gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf *Mannsfeld* blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter *Anhalt* und *Hohenlohe* zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich *Friedrich* in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weissen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee (am 8ten November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen *von Anhalt* erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fussvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie *Friedrichs* ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich sass zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschiessen liess. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Walle herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluss zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. *Friedrich* benutzte sie, sich mit seiner Gemahlinn und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, dass der Fürst *von Anhalt* seine geheimsten Papiere, und *Friedrich* seine Krone zurückliess. « Ich weiss nun, wer ich bin, » sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. « Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind. »

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als *Friedrichs* Kleinmuth es aufgab. *Mannsfelds* fliegendes Kommando stand noch in Pilsen, und hatte die Schlacht nicht gesehen. *Bethlen Gabor* konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären, und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. *Friedrich* fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniss mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. *Friedrich* entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von *Brandenburg* und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drei Monate liess der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mässigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen, und vor eine ausserordentliche Kommission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter konfiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen; die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt *Ferdinand* mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, liess er ihnen grossmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weissen Berge setzte *Ferdinanden* in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einer grössern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er grossmüthig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschlusse, den er fasste. Nie lag eine so grosse Entscheidung in *Eines* Menschen Hand; nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

ZWEITES BUCH.

Der Entschluss, welchen *Ferdinand* jetzt fasste, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein *deutscher* und bald ein *europäischer* Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede

Partei nur ihre eigenthümlichen. Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die *katolische* die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besass die *protestantische* eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistande bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammen halten sollte. Der grosse Zeitpunkt fand nur *mittelmässige* Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn *Moritz*, der Umfang seiner Länder, und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz fasste, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war *Johann Georg* nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniss verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden *ganz* zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriss, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte *Johann Georg* dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, dass er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; dass er der Vergrösserung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; dass er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange blossgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, dass er der gemeinen Sache als ein *unzuverlässiger Freund* nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten *Feinde:* so war es die Schuld *dieser* Fürsten, welche sich *Johann Georgs* weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie *Ferdinand* seinen Bundsgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete — wenn *Johann Georg* dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich, und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen *Georg Wilhelm von Brandenburg* in weit schimpflichern Fesseln. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluss französischer Rathschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestücke hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus *Hessen*, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während dass seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf *Georg von Darmstadt* Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren *Karl* zu vertheidigen, erwählte *Wilhelm von Kassel* die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter *Ferdinands* Allgewalt beugte, war Landgraf *Wilhelm* der Erste, der seinen Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluss verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf *Wilhelm* ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der *Ernestinen* zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher *Johann Friedrich*, edler, unvergesslicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. *Deine Zeiten* kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapfres Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Churhut von deinem Haupte stiess, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der ein Jahrhundert später den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen *Habsburgs* Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbebt sich der unbesiegte Stahl. Als *Männer* vollführen sie, was sie als *Herrscher* nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloss, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besass. Der Besitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth;

Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u.a.m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die *Anhalt*, die *Mannsfeld*, die Prinzen *von Weimar* u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das *Reichsoberhaupt* von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser, und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem *Herzoge Maximilian von Bayern* einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiss zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für *seine* Grösse arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte *Maximilian* es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, grössten Theils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten sich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Bayerns, wichen neben *Maximilian* in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche *Karl der Fünfte* und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigeu ost-und westindischen Ländern unnatürlich zusammen zwangen, neigte sich schon unter *Philipp dem Dritten* und *Vierten* zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Grösse gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armuth gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimärische Projekt, die französische Thronfolge umzustossen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Grösse, der Hass seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Misstrauen der Protestanten lieh dem Ministerium *Philipps des Dritten* die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeusserliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten Gesetze; und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beistand, den sie leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mussten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfalle musste eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatsystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale besass, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wusste. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüsste, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzufliessen.

Zu grosser Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrösserung alle benachbarten Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vicekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tyrol und dem spanischen Mailand gepresst; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit *Karls des Fünften* Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger *Petri* in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem *Erstern* keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen; so hatte der *Letztere* Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar ausser Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringendern Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergange der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Furst zu Rom beständig *Ein* Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen *Heinrich* seinen ganze Grösse und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Mind[illegible]rjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche *Sülly's* Oekonomie und *Heinrichs* Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mussten sie es aufgeben, das grosse Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und *Ludwig der Dreizehnte* tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigene Mutter und seine protestantischen Unterthanen zu bekriegen. Diese, durch *Heinrichs* erleuchtete Politik in Fesseln gehalten,

greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eigenen Staat zusammen, und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsman, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich *Ludwig der Dreizehnte* bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch grosse Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig musste *Heinrichs des Vierten* Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein grosser Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben; aber *Heinrich der Vierte* war nicht mehr, und erst *Richelieu* sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wiederheruntersank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner Grösse. Noch war der begeisterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der *Oranier* entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig waren, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dies um so mehr, da beide gegen den nämlichen Feind stritten, und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit grossmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrössert, hatte unter seinem schwachen *Jakob* in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner *Elisabeth* zu verschaffen gewusst hatte. Ueberzeugt, dass die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hat sich diese staatskluge Königinn nie von dem Grundsatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame *Elisabeth* ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, *Heinrich dem Vierten* gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überliess *Jakob* — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während dass dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, liess er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das *unumschränkte Recht* der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das *ihrige*, und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein *wichtigstes Regal*, das Parlament zu entbehren, und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder blossen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück: sein Liebling *Buckingham* spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während dass man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spasshafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Churhut seinem Eidam, und nur der Tod entriss ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschliessen, blos weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bei Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung *Christians des Vierten* wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von Innen, und Ansehen von Aussen zu verschaffen. Schweden hatte *Gustav Wasa* aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neu geschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser grosse Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen grössern Enkel *Gustav Adolph* vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen, und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwiesen, so nothwendig war den *getrennten* Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide stützte sich die evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen; *Ein* Interesse hätte sie gegen *denselben* Feind vereinigen sollen. Aber der Hass, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen dänischen Tyrannei nicht verbannen. Die zusammenfliessenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den nordischen Meeren liessen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch *Gustav Wasa*, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloss die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des

Reichs abzuändern. Aber schon *Gustavs* zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, *Johann*, trat zu dem Papstthum zurück, und dessen Sohn, *Sigismund*, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. *Karln*, Herzog von Südermannland, *Gustavs* dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem Könige und der Nation, sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte *Sigismunds* lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs Engste zu verbinden, und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Massregeln *Sigismund's* beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverwesers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen, welches *Gustav Wasa* in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem *Sigismund* mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen *Karls des Neunten* regierte, war *Gustav Adolph*, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger *Sigismunds*, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muss es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen, und seinen Platz durch einen würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmässigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfinn *von Brahe*, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines grossen Herzens, und sein Entschluss war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschliessend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe *Gustav* das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. *Gustav Adolph* eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czaar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Russland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrössert.

Unterdessen setzte König *Sigismund* von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und liess keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen *Gustav Adolphs* in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die grossen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge *Gustavs* wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polnisch-Preussen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war *Gustav Adolph* immer der Erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des dreissigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, dass König *Sigismund*, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Kriegs aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterliessen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem *Sigismund* in Liefland, Kurland und Preussen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundsgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine chimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf *seine* Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reissen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — *Gustavs* Heldengrösse, zerriss das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte blos dazu gedient, das Feldherrngenie *Gustav Adolphs* zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte *Ferdinand* wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermessliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog *Maximilian von Bayern*, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, *Maximilian* hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiser schloss, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. *Ferdinand* fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eigenem Verluste zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzendste zu belohnen, aber ohne

sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Ansehen der Gesetze zu rechtfertigen? *Friedrich* musste also weiter verfolgt, *Friedrich* zu Grunde gerichtet werden, damit *Maximilian* belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses erstern zu verstärken. Bis hieher hatte *Ferdinand* blos für seine Existenz gefochten, und keine andern Pflichten, als die der Selbstvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom seiner *Generalissima*, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Krone und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unzertrennlich vezknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unübersehlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden, und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er hasste; er ersparte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluss des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen *Friedrich*, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerinn des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, musste es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überliessen sie den Churfürsten, ihr ehmaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen *Friedrich* verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, *Ernst* Graf *von Mannsfeld*, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm *Friedrich* seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, musste *Mannsfeld* aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayerischen General *Tilly* entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheinischen Bisthümern die Misshandlungen aus, die er den fränkischen zugedacht hatte. Während dass die kaiserlich-bayerische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General *Ambros Spinola* von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Massregeln waren so schlecht genommen, dass ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der grösste Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General *Corduba*, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des *Spinola* befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als *Mannsfeld* in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsass ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoss, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich *Mannsfeld* wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst *Friedrich* nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König *Jakob von England*, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen *von Mannsfeld* mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König *Christian von Dänemark*, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Beistandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als Alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand *Gabors* mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn aufs Neue überschwemmte, und sich in Pressburg zum Könige krönen

liess. Reissend schnell waren seine Fortschritte, so dass *Boucquoi* Böhmen verlassen musste, um Ungarn und Oesterreich gegen *Gaborn* zu vertheidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der eben so tapfere *Dampierre* vor Pressburg geblieben. Unaufgehalten drang *Gabor* an die österreichische Grenze vor; der alte Graf *von Thurn* und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Hass und ihren Arm mit diesem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutscher Seite, während dass *Gabor* den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte *Friedrichs* Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn *Gabor* ins Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfingen sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, *Mannsfeld*, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche *Mannsfeld* und der bayerische General *Tilly* sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf *Georg Friedrich von Baden*, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wusste, wem es galt, als er unversehens ins Feld rückte, und sich mit dem Grafen *Mannsfeld* vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an *Tilly*, auf seine Sicherheit zu denken. In grösster Eile zog er die Truppen des spanischen Generals *Corduba* an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich *Mannsfeld* und der Markgraf *von Baden*, und der Letztere wurde von dem bayerischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmässige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlinn im Stiche liess. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Kriegs zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog *Christian von Braunschweig*, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen *von Mannsfeld* das Geheimniss abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich hasste, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung *Friedrichs* und der deutschen Freiheit den Namen leihen musste. *Gottes Freund und der Pfaffen Feind* war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bei der Mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit *Tilly*, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verlust seines halben Heers erreichte er das jenseitige Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu dem Grafen *von Mannsfeld* stiess. Verfolgt von *Tilly* stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweitenmale über das Elsass, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfalle unterblieben waren. Während dass der Churfürst *Friedrich*, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. *Ferdinand* wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeusserste zu verhindern hoffte. König *Jakob*, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Massregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor Allem verlangte *Ferdinand*, das *Friedrich* die Waffen von sich legte, wenn er an die *Gnade* des Kaisers appellire; und *Jakob* fand diese Forderung äusserst billig. Auf sein Geheiss ertheilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen *von Mannsfeld* und dem Administrator, den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog *Christian* waren blos eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen *Mannsfeld*, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General *Spinola* bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. *Mannsfeld* liess seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog *Christian*, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessinn auf seinem Hute, und die Devise: *Alles für Gott und sie*, auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf *von Baden*, Graf *Mannsfeld* und Herzog *Christian* aus dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexekution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalz-

graf auf die schimpfliche Erlaubniss, durch einen Fussfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen; und ein sogenannter Churfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Churfürsten geschehen war, glaubte *Ferdinand* keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren musste also bleiben, was verloren war; *Friedrich* durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herliches Verdienst hatte sich der Herzog um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshasse des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayerischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Churwürde an Bayern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Letzte war genug, die drei geistlichen Churfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Chursachsens wichtig. Konnte aber *Johann Georg* dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eigenes an den Churhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwei gleich gehassten Religionen, der kalvinischen oder der päpstlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Chur zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwei entgegengesetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathasse und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborene Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Chur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und sich im Geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seiten Chursachsens, der Form wegen, sich seinen Massregeln entgegensetzen sollte. Wenn *Johann Georg* in der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte *Ferdinand* selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlass gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Chur hörte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Churfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feyerlich mit der pfälzischen Chur, doch, wie es hiess, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen *Friedrichs* darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu seyn, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher, vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich *Jakob* mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal *Richelieu* zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tief gesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, dass ein Mann an seinem Ruder sass. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen *Heinrichs des Grossen*. Eine Heirath des Prinzen *von Wallis* mit *Henrietten von Frankreich* stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins und Oesterreich zu Wiederherstellung *Friedrichs* zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. *Jakob der Erste* starb, und *Karl der Erste*, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So grosse Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf *Mannsfeld*, von aller Hülfe entblösst, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog *Christian von Braunschweig* sah sich nach einem verunglückten Feldzuge aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall *Bethlen Gabors* in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der bayerische General *Tilly* mit einem sieggewohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog *Christians von Braunschweig* hatten ihn nach dieser Gegend, und einmal schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber *Mannsfeld* und *Christian* hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen *Tilly* sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, dass die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken musste die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser *Ferdinand* auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu missbrauchen, so musste die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken.

Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen Lage sich müssig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tillysche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der *niedersächsische Kreis*. Ausserordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. *Christian der Vierte*, König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde *Gustav Adolph von Schweden* zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen, und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Küste war von dem Namen *Gustav Adolphs* erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte *Christian der Vierte* es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich *Christian dem Vierten* gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. *Gustav Adolph* forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fussbreit Landes besass, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. *Christian der Vierte* hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, dass die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die ausserordentlichsten Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als blosse Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf *Tilly* folgte dem linken Ufer des Weserstroms, und bemächtigte sich aller Pässe bis Münden; nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Kalemberg, und liess es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachements hatte er sein Hauptheer so geschwächt, dass er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewusst, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der liguistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser blos mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. *Maximilian* führte den Krieg als Oberster der Reichsexekution, und *Tilly*, der sie befehligte, war ein bayerischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, dass sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungsplane erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, dass sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Hass theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermesslichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

Graf *Wallenstein* war es, ein verdienter Officier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhr konfiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermesslichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und

noch mehr an eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrössern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die chimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt wurde. Man überliess ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und fügte die Erlaubniss hinzu, Officiersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verliess; bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmale in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. *Wallenstein* hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem bayerischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf *Tilly's* Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von *Tilly's* Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen *Tilly* die Bedürfnisse seines Heers bestritt, so musste er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldherrn zu stossen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen *von Mannsfeld*, den er bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm *Mannsfeld* diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit *Tilly* den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, musste er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluste von 3000 Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich *Mannsfeld* in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit *Bethlen Gabor* den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheidigt waren, so erhielt *Wallenstein* schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um *Mannsfelden*, wo möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch *Mannsfeld* gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil seines Heeres in das Westphälische zu schicken, um dort die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, verliess *Tilly* eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog *Christians*, welcher Miene machte, durch Hessen in die liguistischen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn auf's Schnellste wieder aus Westphalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich *Tilly* eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfliessen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim dasselbe Schicksal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbei : aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf *Tilly* den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen Anzahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn *Tilly* ohne Unterlass, und nach einem dreitägigen Scharmützel musste er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber musste der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fussvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr, und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. *Tilly* verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber, indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Korps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. *Tilly* selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem *Wallenstein* von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen *Mannsfeld* gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit *Bethlen Gabor* verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer grösser als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte *Gabor* auf's Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt *Mannsfeld* die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete *Gabors* Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen *von Mannsfeld* an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz ausser Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte *Mannsfeld* Geschütz und Heergeräthe, und liess seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog *Christian von Braunschweig*, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen *Tilly* nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee *Wallensteins* ergoss sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reissender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den liguistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von *Tilly* erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte *Christian* verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessenkassel hatte *Tilly* gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. *Wallensteins* furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, *Maximilian von Bayern* als rechtmässigen Churfürsten anzuerkennen. Der grösste Theil Mecklenburgs war jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt: beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war Alles dies nur das Vorspiel schreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniss an den Tag, auf welche Art *Wallenstein* seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen *Mannsfeld* war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäss, dass der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten *Mannsfeld* und Herzog *Christian* mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpressten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mussten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten *Mannsfeld* und Herzog *Christian*, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was musste sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war; wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, *denselben* Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte *Wallenstein* im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto unbestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der *Selbstrache* der gemisshandelten Fürsten sicher, so lange sie um *Gerechtigkeit* riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Gräueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt, und offenbar die Autorität seines Herrn missbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wusste, hatte *Wallenstein* auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes liess einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr *Wallenstein* fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmässige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluss zu erhalten — Alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermesslichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigen

mächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte *Wallenstein* in einem siebenjährigen Kommando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wusste es *Ferdinand* vorher, dass er seinem Feldherrn alle deutschen Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloss, desto mehr musste es zwischen beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Namen des Letztern; aber die Majestät des Reichsoberhaupts wurde von *Wallenstein* nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Ansehen des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche *Wallenstein* ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Grösse des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser—je heftiger ihr Hass gegen *Ferdinand*, desto nothwendiger mueste ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, dass sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten habenollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, dass *Wallenstein* das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn *Ferdinand*, wahrscheinlich um *seinem* General einen Vorzug mehr vor dem bayerischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines *Wallensteins* nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich *Wallenstein* unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; *Ferdinand* wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stiess eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing *Wallenstein* an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuss an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hanseestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu grössern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des *Kaisers* war, so hatte *Wallenstein* seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äusserster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hanseatischen Bundes, genoss unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig ausser aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmassungen *Wallensteins* schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte *Wallenstein* sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. *Christian der Vierte* warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König *Sigismund von Polen* dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschliessen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der aufs Vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschliessen. *Wallenstein*, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es *Wallenstein* zu Lande,

und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu ersetzen. » Ich will, » sagte er, « diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden ». Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. *Wallenstein* verachtete diesen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich ausser Stand befand, eine grössere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit *Christians* Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verliess die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. *Wallensteins* Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum erstenmale erlebte sein Stolz die Kränkung, nach mehrern verlorenen Monaten, nach einem Verluste von 12, 000 Todten, seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlasste ein enges Bündniss zwischen *Gustav Adolph* und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und *Christian der Vierte*, in Deutschland überwunden, musste sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuern Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beeiferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Grösse und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloss, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schliessen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm *Wallenstein* that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongresse zu Lübeck (1629), von welchem *Wallenstein* die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausstudirter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumassen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. *Christian* selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlassten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht die unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmässigkeit der bayerischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat *Christian der Vierte* vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte *Ferdinand* jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen *Mannsfelds und Christians von Braunschweig*, von den schrecklichern Heerschaaren *Tilly's* und *Wallensteins* durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Ober-Italien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beide Theile mit kluger Mässigung zu vereinigen, *nahm Partei;* und so stürzte Deutschland aufs Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte *Ferdinand* die Gegen-Reformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mässigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäss, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung *Friedrichs des Fünften* der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu grössern. Auf einem Churfürstenkonvent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbaren und unmittelbaren Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bedrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng katholischen Fürsten, wie es *Ferdinand* war, konnte ein solcher Wink

nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen grossen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mussten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig ausser Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Ausser dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, ausser den unübersehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mussten, war dies kein geringer Nachtheil für sie, dass die wiedereingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seiten der Evangelischen liessen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Grossen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland, und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen liess ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs *Christian von Braunschweig*, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung *Christian Wilhelms*, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. *Ferdinand* benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Erzbischofe zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemasster Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit *Ferdinands* zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergass, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks ausser aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuliegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete *Ferdinand* das durch so viel Unglück berüchtigte *Restitutionsedikt* (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlass gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Chursachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie grossen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freiheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemassten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab *Ferdinand* die Entscheidung: « dass jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sey ». Er gab ferner die Entscheidung: » dass der Religionsfriede keinem katholischen Landesherrn auflege, protestantischen Unterthanen etwas mehr, als freien Abzug aus seinen Landen, zu bewilligen ». Diesem Ausspruche gemäss, wurde allen unrechtmässigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; ausser diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; schrecklich schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm; schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten liess, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, dass der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und dass der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung wurde geachtet, die Kommissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt musste unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Eben so musste der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelischen Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein grosser Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürstenversammlung zu Regensburg, welcher *Ferdinand* in Person beiwohnte (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch *Ferdinand* sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des grössten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniss zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit *Wallensteins* Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Churfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süssester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine verhasste Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Misstrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniss mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrösserungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Uebel, hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. *Wallensteins* Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniss. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Alles über *diesen* Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluthen von Bittschriften, alle wider *Wallenstein* gerichtet, stürmte man auf den erschrochenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. *Ferdinand* war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermasse derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der grösste Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit *Ferdinands* diente nur dazu, den Churfürsten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf *Wallensteins* Absetzung drangen, musste ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. *Wallenstein*, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, versäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte, und dem Hasse seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschliessen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne *Ferdinand*, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung *Maximilians* unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog *Vinzenz von Mantua* und *Montferrat* war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, *Karl*, Herzog *von Nevers*, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beistand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. *Ferdinand*, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äusserst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst *Urbans des Achten* ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienischen Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die Alles vergrössernde Furcht glaubte nun die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher musste die verwüstende Gegenwart gesetzloser Schaaren empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Konklave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Hass, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schliessung des Traktats gab den Bevollmächtigten *Richelieus* eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die missvergnügten Fürsten der

Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieses Churfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich *Richelieu* in der Person des Kapuziner-Paters *Joseph*, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung *Wallensteins* mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Siege geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den grössten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureissen. Pater *Joseph*, mit dem Churfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürstenrathe wie belagert war. « Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich *Wallenstein* alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen. » — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiss, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für *Ferdinand den Zweiten* die Stimme Gottes. « Nichts auf Erden, » schreibt sein eigener Beichtvater, « war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es pflegte er oft zu sagen, dass ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten. » *Wallensteins* Absetzung wurde beschlossen.

Zum Danke für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, dass seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich misslangen. In einem eigenen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während dass *Richelieu* mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater *Joseph* musste in einem Kloster die Verwegenheit büssen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde *Ferdinand* gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. « Ein schlechter Kapuziner, » hörte man ihn sagen, hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Churhüte in seine enge Kapuze geschoben. »

Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heers ersetzte, verliess er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn *Maximilian von Bayern* und Pater *Joseph* unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte eben so fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen *Friedrich* gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe; seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine *solche* Sentenz gegen einen *solchen* Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreissen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von *Wallensteins* genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wusste längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während dass Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif, und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. *Seni*, so hiess er, hatte es in den Sternen gelesen, dass die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, dass ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorher zu sagen, dass ein Feind wie *Gustav Adolph* einen General wie *Wallenstein* nicht lange entbehrlich lassen würde.

« Der Kaiser ist verrathen, » antwortete *Wallenstein* den Gesandten, « ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Est ist klar, dass ihn der hochfahrende Sinn des Bayern *dominirt*. Zwar thut mirs wehe, dass er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen. » Die Abgeordneten entliess er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mussten niedergerissen werden, um dem Schlosshofe Raum zu machen. Aehnliche Palläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüs

sel zurückgeben, um bei *Wallenstein* eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechszig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechszig Karrossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäss. Sechs Barone und eben so viel Ritter mussten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Pallast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Strassen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestossen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von grossen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kotsbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von grosser Statur, und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst sass auf seiner Stirn, und nur das Uebermass seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete *Wallenstein* stille, doch nicht müssig, seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald liess ihn *Gustav Adolphs* reissender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben geniessen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Nach *Wallensteins* Abdankung und *Gustav Adolphs* Landung musste ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Kommando der kaiserlichen und liguistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. *Maximilian von Bayern* trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte, aber eben dies bewog Letztern, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem liguistischen General *Tilly*, der nunmehr den bayerischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche *Ferdinand* auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40,000 Mann; nicht viel schwächer war die liguistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war *Gustav Adolph* der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth *Wallensteins* und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mussten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Könige *Sigismund* zu Hülfe geschickt worden, um Preussen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen *Wallenstein* beklagte, wurde geantwortet: « Der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen. » Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser *Wallenstein* die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotze abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken liessen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. *Ferdinand* hatte die schwedische Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Anmassungen *Sigismunds* auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und *Gustav Adolphen* den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen *Gustavs* hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönlichen Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mussten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal *Richelieu* hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser grosse Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Grossen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen; denn auch dem grössten Geiste möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs, und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnisse mit dem Feinde seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmassungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewusst hatte. Die Schonung, welche *Richelieu* den ein-

geschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu *Gustav Adolph*, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschlissung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. *Charnasse*, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Polnisch-Preussen, wo *Gustav Adolph* gegen *Sigismund* Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. *Gustav Adolph* war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige *Sigismund* über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen *Gustav* im Besitz aller seiner Eroberungen blieb, und die lange gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber *Gustav Adolph* fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniss mit einer katholischen Macht Misstrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen *Gustav Adolph* ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden Andern, als *Gustav*, würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. *Gustav* übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldisciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen liess. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehasst als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, musste für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zur Fortsetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die meisten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon freigeblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mässigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mussten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt, und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Grossbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand *Gustav Adolph* — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äusserlichen Hülfsmittel zu versichern, und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Muth. *Gustav Adolph* war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den grössten Feldherrn der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehülflichen grossen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, dass die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wusste er dadurch zu ersetzen, dass er Fussgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fussvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs Strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mässigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment musste zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schliessen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In Allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein grosses Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines *Ferdinand*, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergass er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit liess ihn nur allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete

in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf *diesen* König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler *Oxenstierna* zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermesslichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die sehende Klugheit des Helden. « Erwarten wir den Feind in Schweden, » sagte *Gustav*, « so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist gross, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unserige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muss uns Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehn auf der Ostsee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen. »

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche *Gustav* traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluss Kühnheit und Grösse zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbaren in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich *Gustav* der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, *von Falkenberg*, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniss mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschiessen, und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreissig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine grössere Macht wollte *Gustav Adolph* nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer grössern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. *Oxenstierna*, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preussen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige regulaire Truppen und ein ansehnliches Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies *Gustav Adolph* bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen *Johann Kasimir*, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlinn, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter *Christina*, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerinn erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherinn, liess ihr auf den Fall, dass er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloss die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

» Nicht leichtsinniger Weise, » fing er an, « stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, dass ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. »

» Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. »

« An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und missbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleisse eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheu-

nen, Ueberfluss an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig. »

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Grösse des Wagestücks oder bei der Grösse des Mannes verweilten. Unter den hohen Officieren, welche bei diesem Heere kommandirten, haben sich *Gustav Horn*, Rheingraf *Otto Ludwig*, *Heinrich Matthias Graf von Thurn*, *Ortenburg*, *Baudissen*, *Banner*, *Teufel*, *Tott*, *Mutsenfahl*, *Falkenberg*, *Kniphausen*, und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verliessen sogleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes-Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. *Bogisla der Vierzehnte*, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Misshandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen; so wenig konnte dieser Fürst sich entschliessen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. *Gustav Adolph*, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. *Bogisla* erschien selbst im Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. « Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen, » antwortete *Gustav*; « nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und *sicherer* als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von *mir* zurücker halten. Sehen Sie die Fusstapfen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluss, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen. »

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluss. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem Könige in Pommern festen Fuss, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog *Bogisla* säumte nicht, den gethanenen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen *Ferdinand*, der ihm in Preussen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifeste, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort, und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter *Mannsfeld*, Herzog *Christian von Braunschweig*, dem Könige von Dänemark und unter *Wallenstein* gefochten, stellten sich Officiere sowohl, als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm blos der Ungeschicklichkeit eines noch schwächeren Feindes verdankte. Die herabsetzende Schilderung, welche *Wallenstein*, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reissenden Fortschritte *Gustav Adolphs* in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zusehens schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen *Ferdinand*, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Misshelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er *Gustaven* noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien blos dahin zu gehen, das Verhasste des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, und sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Kongress zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, *Torquato Conti*, der die Armee in Pommern kommandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreissen. Aus einem Platze nach dem anderen wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kamin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, liess der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon aufs Grausamste gemisshandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wussten, liessen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde anf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes liessen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Kontribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluss zu beherschen, und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. *Torquato*, von Truppen und Geld allzusehr entblösst, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen *Tilly* Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden liessen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und *Torquato* verschwand mit einem grossen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, dass *Gustav Adolph* bei diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit *Wallensteins* Abdankung aufs Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Officiere; zusehens schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte *Gustav* seine Soldaten mit Schaafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: « Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müssig zu verhalten ». *Torquato Conti* legte bald darauf sein Kommando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit musste sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne grossen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Pässe bei Ribnitz und Damgarden hatte sich *Gustav* den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmässigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerm Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniss mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzoge *Franz Karl von Sachsen-Lauenburg*. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General *Pappenheim*, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterm belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann aufs Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme *Gustav Adolphs* allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaaren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, misshandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und Alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser

nicht beleidigt war, dem er trotz diesem Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehn und aus Geldnoth geschehen lassen mussten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr obester Chef, Graf *von Schaumburg*, wollte schamroth das Kommando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Misshandlung und das Elend der Regierung gestiegen, dass dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall *Tilly* im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder *Mannsfelds*, *Christians* von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. *Tilly* stammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser *Rudolph dem Zweiten* in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste *Maximilians von Bayern*, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. *Tilly* wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte *Maximilian* seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der liguistischen Truppen, und jetzt, nach *Wallensteins* Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als *Wallenstein*, liess er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Aeusseres entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straussfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog *von Alba*, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, dass seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. « Der König von Schweden, » erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, « ist ein Feind von eben so grosser Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äusserst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist. »

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern liessen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Aeusserte gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verliess, hatte sich Demmin, von dem Herzoge *Savelli* äusserst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte *Tilly* seinem ersten angreifenden Plane, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem Könige frei, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. *Tilly* hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achttausend Mann starke Besatzung vertheidigt, grösstentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemisshandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiss, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. *Tilly* hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. *Neubrandenburgisch Quartier!* antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stiess ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, musste *Gustav Adolph* eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs, und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der

Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeusserste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wusste er jetzt nicht anders, als durch eben so willkürliche Mittel, zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, musste die Hand des Despotismus die unübersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen *Johann Georgs* die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschliessung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn *Ferdinand* persönlich beleidigt, und der Feldmarschall *von Arnheim*, sein neuer Günstling und Minister, versäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter *Wallensteins* Kommando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Churfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland musste ihm die Mittel dazu darbieten. *Gustav Adolph* war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Chursachsens Beispiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermassen in den Händen *Johann Georgs* zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniss mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschliessen, um immer wichtig zu seyn, und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterre ihn für den stolzen Plan, (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte,) die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen, und in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan musste der Eigenliebe *Johann Georgs* um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besass, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloss also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden misstrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Beistimmung ihm zur Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelischen Stände des Reichs zu einem Generalkonvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger, Dr. *Hoe von Hohenegg*, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthülfe zielte, und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten *Gustav Adolphs* belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schlusse auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Missbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine 40,000 Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13ten Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, *Gustav* hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel *Majestät*, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich *Richelieu* in dem zweiten, *Gustav Adolph* in dem ersten Artikel nach, und zu Baerwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen *Gustavs* begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und ausser Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schliessen, das Bündniss selbst fünf Jahre dauern.

So grossen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheit in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert

hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Misstrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniss mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie *Gustav Adolphs* Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht Kaiser *Ferdinands* beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen *Gustav Adolph* in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mässigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer näheren Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. *Gustav Adolph* wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, so badl sie nur Luft bekommen sollten; *Johann Georg,* immer voll Eifersucht und Misstrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschliessen.

Der Schluss des Leipziger Konvents und das Bündniss zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und blos eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der misslichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reischsstände ausser Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderte sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet, und *Tilly,* kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. *Christian Wilhelm,* der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen *Johann August,* zweiten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne, *Leopold,* dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen liess darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; *Christian Wilhelm von Brandenburg* ergriff thätigere Massregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert, und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung *Gustavs* zu versichern. Dieser König entliess ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte *Christian Wilhelm* die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge *Ferdinands,* an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, dass der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sey, und dass ihnen *Gustav Adolph* seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoss unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen *Wallenstein,* der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Misshandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniss zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe *Gustav Adolph* nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Korps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heers nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. *Gustav Adolph,* obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person *Dietrichs von Falkenberg* einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen *Falkenberg* ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrössert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf *von Pappenheim,* nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Kommunikation mit Sachsen, und

schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschliessen. Bald nach ihm kam auch *Tilly*, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30sten März 1631 erschien endlich *Tilly* wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Aussenwerke erobert, und *Falkenberg* selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde Preis gegeben, der sie sogleich in die Asche legte. *Pappenheim* trennte sich von *Tilly*, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Aussenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fussvolks und einige Hundert Reiterei; eine sehr schwache Anzahl für eine so grosse und noch dazu unregelmässige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der grössern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmässige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, dass man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren blossstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte, und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruss und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, dass mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs Aeusserste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wussten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wussten um die Annäherung *Gustav Adolphs*; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen *Tilly* nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, dass man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, dass der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mussten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemässigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, musste Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. *Gustav Adolph* hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9ten Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, dass ihre Rettung nahe sey. Der grösste Theil der Bürger- und Soldatenwache verlässt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süssen Schlafs sich zu erfreuen—aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloss also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren gross, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäss, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem *Tilly*, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. *Pappenheim* wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der grösste Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des *Tilly* abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer anderen Seite, wo eine

zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblösst, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens *Schmidt*, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und *Tilly* lässt einen Theil seines Fussvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstrassen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange lässt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen *Tilly* bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde *solchen* Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; *Tilly* gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem *deutschen* Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus *Pappenheims* Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füssen ihrer Väter misshandelt, und das Wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — *Pappenheims* Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spiessen. Einige liguistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen *Tilly* zu erinnern, dass er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. « Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort. Ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muss für seine Gefahr und Arbeit etwas haben. » In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reissender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, grosse Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, *Christian Wilhelm*, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriss die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Officiere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten liess sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; Viele machten grosse Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erschien endlich *Tilly* selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstrassen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft grässlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Aeltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mutter saugten! Mehr als 6000 Leichen musste man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich grössere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. *Tilly* liess ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Strassen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, dass seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Grösse, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und *Gustav Adolph*, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluss ge-

fasst, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich desswegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fussvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit der misstrauischsten Behutsamkeit musste er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte *Gustav* jetzt gegen *Tilly* verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, dass ihm von dem Churfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung. Der grosse Dienst, welchen *Gustav Adolph* dem Churfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermassen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, dass er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere blossstellte. *Georg Wilhelm* kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts, als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister *von Schwarzenberg*, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. « Mein Weg geht auf Magdeburg, sagte er, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiss, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird. » Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürsten zum Entschluss, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen *Gustav* ein gegründetes Misstrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, liess er diesen Prinzen um einen freien Durchzug, und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Churfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksal.

Tilly verkündete sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen *Gustavs* merklich herunter gebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses, liess *Tilly* sogleich Truppen gegen den Bischof *von Bremen* marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des *Tilly*, und unterzeichnete die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des *Grafen von Fürstenberg* zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Würtemberg. Der Herzog musste sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja noch ausserdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von 100,000 Thalern erlegen. Aehnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mässigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil *Gustav Adolphs* besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erstere Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei Weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete *Tilly* seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äusserst gemisshandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des *Tilly*, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich musste der unglückliche Landmann dafür büssen, dass sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte *Tilly* seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontribution zu entrichten, und sich ent-

weder als Freund oder Feind zu erklären. So musste sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaftem Schicksal musste den Nachdruck desselben vergrössern. Um so mehr Lob verdiente die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete : « Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General *Tilly* an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beiden sey. » Der Einbruch zweier kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wusste ihnen so gut zu begegnen, dass nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber *Tilly* selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben büssen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrössert wurde, dass *Georg Wilhelm* nun, dem Vertrage gemäss, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und *Tilly* heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, dass von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. « Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers, antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Churfürst in sein Lager schickte. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, dass sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was *ich* von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mässige Geldsumme, und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber *muss* ich bestehen, und mein Bruder, der Churfürst, entschliesse sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will. » Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel *Georg Wilhelms*. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs liess, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluss des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrössert, das *Greifswalde*, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besassen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoss das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, dass *Gustav* Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Gesandte begrüssen, seine Freundschaft erneuern, und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königinn *Maria Eleonora*, seine Gemahlinn, mit einer Verstärkung von acht tausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechs tausend Engländern unter der Anführung des Marquis *von Hamilton* darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreissigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringischen Zugs des *Tilly* das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, dass die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detachements niederhieben, und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen *Tilly* auf das Dringendste zurück, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. *Tilly* nahm sein Lager diesseits des Flusses zu *Wolmirstädt*; *Gustav Adolph* hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben unweit dem Einfluss der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem *Tilly* nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich *Tilly* mit seiner Armee auf einen Kanonenschuss weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; *Gustav*, um die Hälfte schwächer als *Tilly*, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer blossen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des *Tilly* durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General *Tott* und den Herzog *Adolph Friedrich* erobert, und er genoss die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher

Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessenkassel in seinem Lager, um ein enges Bündniss auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu schliessen; der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich *von freien Stücken* und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf *Wilhelm* machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer, und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Hessenkassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im westphälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen *Fugger* mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Unterthanen durch aufrührische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben so wenig, als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten —und die hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessenkassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Churfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen musste, schien es ihm äusserst bedenklich, Chursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich *Tilly* mit 25,000 Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm *Fürstenberg* zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht glaubte er den Churfürsten entweder durch das blosse Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstädt verliess, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, dass Chursachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Misshandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz: Alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. *Gustav Adolphs* Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen, und erklärte seinen standhaften Entschluss, in Rüstung zu bleiben. « So sehr es ihm auch auffallen müsse, (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande in Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.» Den Abgesandten des *Tilly*, welche prächtig bewirthet wurden, gab er noch eine verständlichere Antwort auf den Weg. « Meine Herren,» sagte er, « ich sehe wohl, dass man gesonnen ist, das lange gesparte *sächsische Konfekt* endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufzutragen, die hart zu beissen sind, und sehen Sie sich wohl vor, dass Sie sich die Zähne nicht daran ausbeissen.»

Jetzt brach *Tilly* aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und liess von hier aus seinen Antrag an den Churfürsten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muss man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Aeusserste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des *Tilly?* War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreissen zu können? so müsste man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des *Tilly* erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des *Tilly* in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne grosses Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des *Tilly* hatte er seinen Feldmarschall *von Arnheim* auf's Eilfertigste in *Gustavs* Lager eingesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwickelung gewährte. « Mir thut es leid um den Churfürsten, gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig lässt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, dass ich weit entfernt sey, um des Churfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, und seine Armee von den Grenzen zurückzieht? *Tilly* hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrössert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiss.»

Der sächsische Minister wusste auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als dass es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen

wollte, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. « Ich verlange, erwiederte *Gustav*, dass mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle, und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten. »

« Nicht nur Wittenberg, » rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück: « Nicht blos Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, dass ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen. »

Der König hatte die neuen Gesinnungen *Johann Georgs* nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. « Das Misstrauen, sagte er, welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, dass ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für *diese* Ausgabe schadlos zu halten. »

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war *Tilly* gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Kommandant, *Hanns von der Pforta*, Anstalt sich zu vertheidigen, und liess zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Fest ungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte *Tilly* sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich *Tilly*. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem Könige von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen, in Beiseyn des Churfürsten von Brandenburg, grosser Kriegsrath gehalten. Eine Entschliessung sollte jetzt gefasst werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder grossen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele *Gustav Adolphs* in einem Augenblick zu umwölken. « Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschliessen, sagte er, so steht nicht weniger als eine *Krone* und *zwei Churhüte* auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluss des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte *meine* Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum Besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte? »

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Misstrauen eines Helden, den das Bewusstseyn seiner Stärke gegen die Grösse der Gefahr nicht verblendet; *Johann Georg* die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiss. Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sich mit *Tilly* schlagen. Endlich trat *Gustav Adolph* seiner Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale *Altringer* und *Tiefenbach* ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda: der Churfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. *Tilly*, entschlossen, die herbei eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten *Pappenheims* vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe *Wahren* bis nach *Lindenthal* erheben. Am Fuss dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze grosse Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bei *Podelwitz*, einem vor der *Tilly*'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde *Pappenheim* mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Wiederstreben des *Tilly*, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde *Pappenheim* mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Wiederstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fussvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter schiessen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste *Teufel*, auf dem linken Flügel *Gustav Horn*, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen *Pappenheim* gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung *Gustavs*, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich blos begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der

Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fussvolk in grosse Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so grosse unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schliessen, dass *Tilly's* Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu *erwarten, als anzugreifen*, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. *Tilly* selbst befehligte das Mittel, *Pappenheim* den linken Flügel, den rechten der Graf *von Fürstenberg*. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. *Dieser* Tag war es, um dessentwillen *Gustav* das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei grössten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden muss seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück lassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen *Tilly* sonst nie verliess, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riss ihn *Pappenheim* dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der *Geist von Magdeburg* schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, liess dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verliess *Tilly* seine Hügel, und wagte den ersten Angriff auf die Schweden, aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, dass ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf *Pappenheim* mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst, und unter ihm der General *Banner*. Siebenmal erneuerte *Pappenheim* seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem grossen Verluste, und überliess das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte *Tilly* den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblösste. *Gustav Horn*, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fussvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als *Gustav Adolph* erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind musste jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem *Tilly* nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst musste mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie auf's Neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des *Tilly*'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf *Gustav Adolph* sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoss sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind liess er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermisst. Die Niederlage der Kaiserlichen war so gross, dass *Tilly* auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, *Pappenheim* nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuss ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte.

Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann *Tilly* seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: dass er sein Geschütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte; dass er sich nachher von diesen Hügeln entfernte; und dass er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen liess. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! *Tilly* entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, dass er zur Schlacht gerathen hatte, und *Johann Georg*, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte *Gustav* gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammen gezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige *Tilly* hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. *Gustav Adolph*, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Pressburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblösst, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern; der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich *Ferdinand* zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. *Gustav Adolph*, eben so vorsichtig, als kühn, und mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte *Gustav* den Weg nach Böhmen, so musste Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing *Tilly* an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen, und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrnen General durfte kein *Arnheim* entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniss ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn *Tilly* in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn *Tilly* eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo *Ferdinand* alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern, und die Anschläge des Kaisers zernichten. *Gustav Adolph* konnte hoffen, alle diese missvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutschlands, zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so musste er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine grossmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überliess dem Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

GESCHICHTE

DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGS.

ZWEITER THEIL.

DRITTES BUCH.

Die glorreiche Schlacht *Gustav Adolphs* bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine grosse Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem grössten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter grosser Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den misslichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in *Tilly's* Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schosse gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoss dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu seyn, und von aussen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es blos die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte *Gustav Adolph* die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinet, wie im Felde, zerriss er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des *Tilly* bei Leipzig konnte kaum grösser seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war grösser, als man berechnet, grösser als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmassungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Missbrauch versuchen sollte. Hatte man Anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Misstrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die grössere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte *Gustav Adolph* durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von Ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Misstrauen seiner eigenen Bundesverwandten musste er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth,

seine tief dringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit *Gustav Adolphs* Grösse wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Grossmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrücknng der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichsstädten, und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die *Gesetze*, waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte, und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mässigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn *Gustav Adolph* seinem eigenen Genie das Meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, dass das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei grosse Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war; so war hingegen in *Gustav Adolph* Beides vereinigt, *Er* die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floss, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, *Er* allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, dass von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, *Gustav Adolph* unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt in Deutschland, von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloss ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs des ganzen Mainstromes sieht man die schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer sind über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die churmainzischen, würzburgischen und bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reissende Fluth ergossen, und drei flüchtige Bischöfe büssen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, *Maximilian*, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen *Gustavs*, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des *Tilly*, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die bayerischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überlässt der geschlagene Churfürst seine entblössten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayerischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf *Friedrich der Fünfte* tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem *Gustav Adolph* in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche: die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf *Wilhelm* von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser *Ferdinand* an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des Rheins beschäftiget; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit *Ferdinands*, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wusste, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; *Maximilian* von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen, und durch ein langes Missgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im Voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist

die höchste; nur ein ausserordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reissen. Das dringendste Bedürfniss ist ein *Feldherr*, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, dass er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen *Friedland* eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muss. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von *Gustav Adolph* erfochten, wird einem neuen und schwerern Kampfe unterworfen. Im Angesicht *Nürnbergs* lagern sich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegs-Gewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der *Reinigkeit* seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen *gerechten* Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres grossen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein *einzelner* Mann unersetzlich. Zwei grosse *Staatsmänner*, *Axel Oxenstierna* in Deutschland, und in Frankreich *Richelieu*, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden *Helden* entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechszehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch *Gustav Adolphs* zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen, und dann erst, wenn durch das Glück der Schweden auf's Aeusserte gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht so bald ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für *Gustav Adolph* der Einfall in die liguistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden musste. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war *Tilly*, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stossen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshass entgegen; und doch liessen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. *Gustav Adolph* übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Hass gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der misshandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und Manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. *Erfurt* war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, liess er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog *Wilhelm* von Weimar, wurde das Kommando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlinn anvertrauen, und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriss im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor *Königshofen*, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand *Gustav Adolphs* fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirche entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder

die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewusst war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, liess er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche *Gustav Adolph* unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm *Schweinfurt*, und bald darauf *Würzburg*; der *Marienberg* musste mit Sturm erobert werden. In diesem unüberwindlich geglaubten Orte hatte man einen grossen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen liess, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König liess sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigungen leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmässigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den *Gustav Adolph* unter seine Botmässigkeit brachte, schloss er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war *Gustav Adolphs* heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hessen mit seinen beiden Untergeneralen *Altringer* und *Fugger* vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf *Tilly* vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Erlaubniss von dem Herzog von Bayern, mit *Gustav Adolph* zu schlagen. Aber die Ligue hatte ausser der Armee des *Tilly* keine zweite mehr zu verlieren, und *Maximilian* war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing *Tilly* die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und *Gustav Adolph* gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, dass sich *Tilly* nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und *Maximilian von Bayern* wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu h. . . 1. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich *Tilly*, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreissen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen zu schwach besetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu grossen Vortheil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstrasse, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf *Tilly* war nicht der einzige Feind, den *Gustav Adolph* in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog *Karl von Lothringen*, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bei Kaiser *Ferdinand dem Zweiten* den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er blos den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblösste, um auf fernerem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reissenden Fluth überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig liessen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreissen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Strassburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbei geritten kam, einen Schlag zu versetzen. « Frisch zu, Herr, » sagte der Bauer, « Ihr müsst schneller laufen, wenn Ihr vor dem grossen Schweden-König ausreisst. »

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte dem

Bischof von Bamberg klügere Massregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber blos dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. *Gustav Adolph*, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abängstigen können; denn dieser schlaue Prälat liess die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm *Gustav Adolph* den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen *Tilly* in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem König zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschliessungen der fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herab liess, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluss in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich *Gustav Adolph* bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewusst hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde *Gustav Horn*, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf *Tilly* so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreissen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt *Frankfurt* war jetzt das vorzüglichste Augenmerk *Gustav Adolphs* gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun liess er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. *Gustav Adolph* stellte sich verwundert, dass die Stadt Frankfurt in einer so äusserst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die grosse Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan setze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewusstseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniss in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, dass ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fusse nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es blos aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung liess die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen *Gustav Adolph* ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee

in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch die Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während dass *Gustav Adolph* längs des Mainstromes Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmässigen Besitzer, Herzog *Johann Albrecht*, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn *Achatius Tott*, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General *Wolf*, Graf *von Mannsfeld*, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreissen; er musste bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, *Banner*, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt *Magdeburg* auf das Engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbei geschickt worden. Der Graf *von Mannsfeld* vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General *Pappenheim* zu seinem Entsatz herbei kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser grossen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des *niedersächsischen* Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch *Wallenstein* und *Tilly* erlitten haben. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äusserst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei liess es der *Bischof von Bremen*, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, *Grafen von Grousfeld*, bald entwaffnet zu werden. Auch *Georg*, *Herzog von Lüneburg*, vormals Oberster in *Ferdinands* Diensten, ergriff jetzt *Gustav Adolphs* Partei, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf *Wilhelm von Hessen-Kassel*, dessen siegreiche Waffen einen grossen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Köln zittern machten. Man erinnert sich, dass unmittelbar nach dem Bündniss, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit *Gustav Adolph* geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, *von Fugger* und *Altringer*, von dem Grafen *Tilly* nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen *Tilly* widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit *Vach*, *Münden* und *Höxter*, und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzenden Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee *Gustav Adolphs*, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Grösse *Gustav Adolphs* zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, *Friedrich der Fünfte*, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. *Gustav Adolph* erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüssen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch *Friedrich* von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Grossmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer *Gustav Adolphs* erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, liess ihn *hier* den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen *Georg von Hessen-Darmstadt* hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniss; aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, eben so unwissend als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn *Gustav Adolph* spottweise nur den *Friedensstifter* zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte, und ihm Geld abgewann: « Er freuesich doppelt des gewonnenen « Geldes, weil es *kaiserliche Münze* sey. » Landgraf *Georg* dankte es blos seiner Verwandtschaft mit dem Churfürsten von Sachsen, den *Gustav Adolph* zu schonen Ursache hatte, dass sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des *Westerwaldes* und der *Wetterau* waren in Frankfurt bei dem Könige erschienen, um ein Bündniss mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursache, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm,

und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf *Wilhelm* von Kassel dem König zugeführt hatte. Schon hatte *Gustav Adolph* Königstein angreifen lassen, Kostheim und Fliershain ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, *Anselm Kasimir*, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, das Er der nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der thätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er liess in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, *Don Philipp von Sylva*, kommandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, liess er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch grosse Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überliess Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während dass sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermässige Kontributionen erpresste, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee, schon bei Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog *Bernhard von Weimar* sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das Schloss Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich *Gustav Adolph* ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschliessen, als ihn die Fortschritte des Grafen *Tilly* in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt *Nürnberg*, welche Graf *Tilly* während der Abwesenheit *Gustav Adolphs* am Rheinstrom Miene machte, zu belagern, und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum Zweitenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger, und den Abzug des *Tilly*, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kassel misslungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der *Bergstrasse*, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum Zweitenmale an den Ufern des Rheins bei *Stockstadt* zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstrasse hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseit des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr grossen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluss gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer, sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen *von Brahe* mit dreihundert Schweden übersetzen liess. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Kompagnien spanischer Dragoner und Kürassiere überfallen wurde. So gross die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich *Brahe* mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein blosses Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Aktion setzte *Gustav Adolph* das Geschütz und den grössten Theil der Truppen über den Fluss, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von *Gustavs* Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die *Lothringer* die Stadt *Worms*, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit misshandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschliessen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen *Gustav Adolphs* zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem

Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmässigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeusserste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, dass sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugniss ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Grossmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der grösste Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreizehnten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden musste die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders grosse Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler *Oxenstierna*, der sie dem Gymnasium zu Westerähs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf *Otto Ludwig*, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Poppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, ausser *Frankenthal*, nur sehr wenig Städte retten. *Landau* und *Kronweissenburg* erklärten sich laut für die Schweden. *Speyer* bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. *Mannheim* ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs *Bernhard von Weimar* und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winter-quartieren, welche ihnen *Gustav Adolph* auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinets mit seinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine grössere Neigung blicken liess, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, liess er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter *Gustavsburg* genannt, aber unter dem Namen *Pfaffenraub, Pfaffenzwang* bekannter geworden ist.

Indem *Gustav Adolph* sich Meister vom Rhein machte, und die drei angränzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Misstrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den grössten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, dass er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog *von Bayern* im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Theile verliess *Gustav Adolph* die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen *Friedrich den Fünften* wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung *Friedrichs* brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verläumdung seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und *Gustav Adolph* fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmässigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. *Gustav Adolph* beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Nächstem in *Elsass* und selbst in *Lothringen* auszubreiten.

Jetzt wurde das Misstrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Hass seiner Gegner zeigte sich äusserst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte

von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister *Ludwig des Dreizehnten, Richelieu*, der Annäherung des Königs gegen die französischen Gränzen mit Unruhe zugesehen, und das misstrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmassungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, dass die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Muth neu beleben, und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehen, auch wenn *Gustav Adolph* auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bayerischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniss zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und wussten den furchtsamen Geist *Ludwigs* mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht blos thörichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken, glaubten im vollen Ernst, der König werde mit Nächstem in das Innerste Frankreichs eindringen, und mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst wiederlegten, so war dennoch nicht zu läugnen, dass *Gustav* durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blösse gab, und einigermassen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal *von Richelieu*, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichrstände zu überführen. Ueberzeugt, dass die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, so bald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen, und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluss nun die Fürsten fassten, so hatte *Richelieu* seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde *Ferdinand* den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos blossgestellt, und *Gustav Adolph*, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte grosse Ziel aller Bestrebungen *Richelieu's* ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich misslicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehn, und dem österreichischen Bündniss noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen musste; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Massregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äusserste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Bayern um französische Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, dass dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Misstrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniss mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung *Ferdinands* zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Tracktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn *Maximilian* jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfleistung, welche man ihm bloss gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen *Gustav Adolph*, den Alliirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wusste sich *Richelieu* nur dadurch zu helfen, dass er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden ausser Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis *von Breze*, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die alliirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen *Ludwig der Dreizehnte* hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte *Gustav Adolph*, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, dass der Abscheu der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Hass gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität misstraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn *Gustav Adolph* wenig Neigung blicken liess, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürsten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäss. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch ausserdem wollte er die liguistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder

Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Bayern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich *Gustav Adolph* bewegen lassen, dem Letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General *Pappenheim* in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Musse, die ihm der Feind liess, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriss also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto grösserer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mussten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte *Gustav Adolph* bereits dem Churfürsten von Trier, *Philipp von Zeltern*, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, dass ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt, und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschliessen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch ausser Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte *Richelieu* die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrössern, und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit *Gustav Adolphs* liess sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnisonen gereinigt, und *Gustav Adolph* selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, musste der Reichskanzler *Oxenstierna* mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf *Tilly* und der schwedische General *von Horn*, den *Gustav Adolph* mit achttausend Mann darin zurückliess, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überliess der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen grossen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Bayern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen liess, *Tilly's* Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz serstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. *Gustav Horn*, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, musste sich aber durch den blossen Vortrab des *Tilly* entreissen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte, streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, dass Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf *Tilly*, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem *Gustav Horn* den Rest seiner Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit *Gustav Horn*, *Banner* und Herzog *Wilhelm von Weimar* auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf *Tilly*, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewissheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte *Maximilian* nicht sogleich seine Entschliessung fassen. Der Weg, welchen man *Tilly* jetzt nehmen liess, musste die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des *Tilly* in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und *Tilly* erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt *Nürnberg* den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoss sich bei seinem Anblick in rührende Aeusserungen des Jubels und der Bewunderung. *Gustav* selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkt Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne An-

stand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüssungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniss, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung *Donauwörth*, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayerische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, *Rudolph Maximilian*, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des *Tilly* zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem *Gustav Adolph* die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit *Maximilians*, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt *Rain*, bezog *Tilly* ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken liess, dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayerischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloss sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das *Tilly'sche* Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äussersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien *Gustav Adolph* am Ufer, den bayerischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reissender Schnelligkeit fluthet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghalsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehn. Aber der Entschluss des Königs war gefasst. « Wie? » sagte er zu *Gustav Horn*, der das Wort für die Uebrigen führte: « Ueber die Ostsee, über so viele » grosse Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und » vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten » wir ein Unternehmen aufgeben? » Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, dass das diesseitige Ufer über das jenseitige hervorrage, und die Wirkung des schwedischen Geschützes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstigte. Mit schneller Besonnenheit wusste er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich liess er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zukrümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchem zwei und siebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während dass diese wüthende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, liess er in grösster Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Getöse der Zimmeräxte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigener Hand über sechszig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehr diente. Umsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mussten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. *Tilly* that an diesem schrecklichen Tage das Aeusserste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch *Altringer*, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst *Maximilian* zu einem kleinmüthigen Entschluss fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden *Tilly* besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sahe *Gustav Adolph*, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. « Wär' ich » der Bayer gewesen, » rief er erstaunt aus, nimmer» mehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart » und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich » einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem » Feinde meine Staaten geöffnet haben ».

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesfluth, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes

gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriss er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayerischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem grossen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern, und festen Fuss an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloss der verwundete *Tilly* in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngrösse *Gustav Adolphs* zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und *Maximilian von Bayern* den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniss an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm *Gustav Adolph* die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, dass die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, dass er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rath des *Tilly* gemäss, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossinn als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen, und seinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verliess er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Bayern, um den Churfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbei zu locken, und so die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblössen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landshut, das ganze Stift Freisingen unterwarfen sich ihm, nichts konnte seinen Waffen widerstehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Bayern einen desto unversöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach, und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur *Gustav Adolph* befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christenthum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mässigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Vertheidigern entblösst und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Grossmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie, seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freisingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füssen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein grosses Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen *Friedrich* mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls, und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schönern Glanz der Mässigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Pallast, denn die Schätze des Churfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. « Es ist kein anderer, » versetzte dieser, « als der Churfürst selbst. » — « Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister, » erwiederte der König, « um ihn nach Stockholm zu schicken. » — « Davor, » antwortete jener, « wird sich der Baumeister zu hüten wissen. » — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich blosse Laffetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man so künstlich unter dem Fussboden eingescharrt, dass sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren « Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht. » — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von ausserordentlicher Grösse, welche grösstentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreissigtausend Dukaten in Golde, der in einem der grössern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommenere Erscheinung würde

die bayerische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er in's Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Churfürsten vermögen, dem letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht auf's Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind ausser Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Misstrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsetzliche Zögerung *Wallensteins* liess Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war *Gustav Adolph* von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu findeu, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hat er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg grösstentheils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächern Stände gestärkt, und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliirten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewusst hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte liess, Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen hatten sein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Bayern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während dass *Gustav Adolph* den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, dass bei der Berathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den liguistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Churfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General *von Arnheim* seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, *Rudolph von Tiefenbach*, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reissenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte *Ferdinand* die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen aufs Aeusserste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mässigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, musste *Tiefenbach* sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Churhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluss günstiger Ereignisse ihr im Voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unter dem verhassten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elend umher, während dass die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher, als der Druck dieser kleinen Tyrannen, war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von Aussen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meissen. Zwei kaiserliche Kommissarien, durch eben so viel Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit

der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetschen, Aussig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Misshandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heers zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung auszuhalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall *Tiefenbach* zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbei zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison liess keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängniss erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von *Wallenstein*, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegserfahrung und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiss sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Obrister, Graf *Maradas*, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeit darnieder, die er, als der Mächtige, blicken lies. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verliess er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, dass er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Strassen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. *Maradas* selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuss von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüssung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, dass die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiss geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte *Arnheims* Misstrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniss, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei Weitem zu schwach war, um eine so grosse Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. « Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser, » rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und liess sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluss längst gefasst, und es kam blos darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am eilften November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen *Schutzbefohlenen* in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben gross die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mässigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall *von Arnheim* seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast; damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur *vier* zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mussten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflösste, und was sich ein kaiserlicher General, wie *Tilly* und *Wallenstein*, zu Dresden gegen *ihn* unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte

er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete, und sie nach Dresden bringen liess. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im *Lichtensteinischen* Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriss. Würde uns dieser Zug von einem grossen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreissen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und grosse Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf *von Thurn*, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespiessten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen mahlten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu enfernen. Die Verwiesenen setzten sich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber misstrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neueröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniss ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses misshandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden liess. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Hass gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Succurs, den die kaiserlichen Generale, *von Götz* und *von Tiefenbach*, aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen *Tilly* aus der obern Pfalz zu ihm stiessen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte *Arnheim* mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bei Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, schlug er endlich, nicht ohne grossen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, dass ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und viel versprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs *Gustav Adolphs* Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine grössere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber *Johann Georgs* nachfolgendes Betragen deckte die Triebfeder auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmässige Wirksamkeit zu befördern.

Der grösste Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während dass der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Ueberlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst *Maximilian von Bayern*, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während dass *Gustav Adolph* sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst *Ragotzy*, ein Nachfolger *Bethen Gabors* und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche sich die Frechheit eines *Tilly* und *Wallenstein* durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der

Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute, sieht sich der österreichische Monarch zum Zweitenmal an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Chursachsen der Verführung, und entschloss sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Grösse zusammen, die alliirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den blos der täuschende Schimmer eines grossen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie grösstentheils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von Niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit *Wallensteins* Abdankung und *Tilly's* Niederlage zeigte sich auf Seite des Kaisers und der Ligue von diesem Allem gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bei den Truppen und an der so nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an überseinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Nicht ihre grössere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wussten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit nnd Vollmacht besass, fehlte es der *Ligue* und dem Kaiser. Hätte Graf *Tilly* auch nie seinen Ruhm verloren, so liess das Misstrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände des Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verläugnete. *Ferdinands* dringendstes Bedürfniss war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besass, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte, und die Mitglieder desselben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich *Ferdinand* im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluss umzustossen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband *Ferdinand* der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so grosse Schwierigkeiten setzte ihm das Misstrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem grössten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu stellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthlosen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Unterthan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geissel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man musste auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit *Wallensteins* gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit liguistischer und bayerischer Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die Alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständnis entrissen, dass mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von

allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während dass seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen, und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während dass eine fröhliche Aussenseite Ruhe und Müssiggang log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war Alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur, was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniss geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Grösse und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreissen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmässigen Wiedervergeltung. In eben dem Mass, als sein äusserer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von Allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen *ursprünglicher* und *übertragener* Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergrösse durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stiess, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu *Wallensteins* Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte *ihm* Grösse und Glück; nur für *ihn* arbeitete *Gustav Adolph*. Kaum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegsthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen, und mit diesem glücklichen Feinde Oesterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene *Graf von Thurn*, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen *Wallensteins* Glückwünsche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündnisse mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntausend Mann begehrte *Wallenstein* von dem Könige, um mit Hülfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertriebene der gemachten Versprechungen das Misstrauen *Gustav Adolphs* erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber *Wallenstein*, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte, und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die chimärischen Entwürfe dieses verwegenen Kopfs seinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergrosser Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneueren; der günstige Moment war vorüber, und *Wallensteins* beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs *beschleunigte* wahrscheinlich nur der Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. *Wallenstein* war *Nichts*, wo er nicht *Alles* war, er musste entweder gar nicht, oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Eben so herzlich hasste *Gustav Adolph* jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, dass er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmassungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmassungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mussten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Grossmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von *ihm* also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald *Wallenstein* nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und *Er* war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen *Veto* Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm *Wallensteins* zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein *Wallenstein* Raum; und wahrscheinlich war es *diess*, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach:

« ein Glück für mich und ihn, dass er dahin ist! Das » deutsche Reich konnte nicht zwei solche Häupter » brauchen. »

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehl geschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden misslungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Churfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiss war, nach seinem Willen zu lenken, als er bei *Gustav Adolph* daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständniss mit *Arnheim*, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluss in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei *Johann Georg* versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht *Gustav Adolphs* gereizt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniss zu trennen, und in Verbindung mit demselben eine *dritte Partei* im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt, und auf dem Ruin von Beiden den Bau seiner eigenen Grösse gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, dass am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft, und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt würde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, dass sie dem Ruf eines Verräthers gehorchen, und gegen ihren rechtmässigen Oberherrn dienen würde. *Wallenstein* musste also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, musste er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm *Arnheim* ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, dass nur die äusserste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, dass die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten, und dieses unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt, durch seinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der Schweden am Rheinstrom aufs Nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, liess er seine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen, und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. « Dahin hätte *Wallenstein* es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre! » riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht sein Misstrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des bayerischen Beistandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermesslichen Reichthümer, die der Letztere besass, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzig tausend Streitern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständniss seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Churfürst von Bayern ihr Missfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und

Musse gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Grösse und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Grösse der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Churfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, *von Questenberg* und *von Werdenberg*, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen seyn, und unter *Wallensteins* Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die blosse Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreissen. « Nie und nimmermehr, » erklärte der Herzog, « würde er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte. » Aber auch noch dann, als man von diesem verhassten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst *von Eggenberg*, *Wallensteins* standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen.« Der Monarch, »gestand der Minister, « habe mit *Wallenstein* den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen, genug bereuten, Schritt gethan, und seine Hochachtung für den Herzog sey unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweise davon diene das ausschliessende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern, und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Gross und edel würde es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; gross und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst, » schloss der Fürst, « würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen, und ihn zum grössten Mann seiner Zeiten erklären. »

So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt seine Hülfe brauchte, aufs Tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit stolzer Grossmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er blos einen Theil seiner Forderung, um einen desto grössern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee *auszurüsten*, nicht sie selbst *anzuführen*. Blos seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiser die Grösse der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in *Wallensteins* Händen stände. Ueberzeugt, dass eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreissen; und doch wünschte *Ferdinand* sich Glück, dass auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte *Wallenstein*, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verlachte, und *Gustav Adolph* selbst übertrieben fand Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er liess jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von *Wallensteins* Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten, seine Grösse als Augenzeugen bewundert, und seine Grossmuth erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum Zweitenmal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Grösse des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichischen Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und *Wallenstein* selbst liess es sich zweimal hundert tausend Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmeren Officiere unterstützte er aus seiner eigenen Kasse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Officiere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, dass die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, uud zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum Zweitenmal für den Kaiser zu ziehen; Polen musste ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tausend Köpfe, grösstentheils aus dem Ueberreste Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geschienen, hatte *Wallenstein*, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man *vor* ihm nicht Hunderte gehofft hatte, zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberfluss ausgerüstet, von kriegsverständigen Officieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überliess dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, ausser *Wallenstein*, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Daseyn rief; durch *Wallenstein* ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger aufs Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum Dritten- und Letztenmal erhielt also der Fürst *von Eggenberg* Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zur Uebernehmung des Kommando's zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. « Nimmermehr, » gab er zur Antwort, « könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers, verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth aufs Höchste gestiegen, und von *seinem* Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum Zweitenmale der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schosse des Privatlebens, und blos um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeit lang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen. »

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaften Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. « Tief genug, » erklärte er, « habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und, anstatt durch ihre Herablassung seine Grossmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses grosse Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, dass sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch *Ferdinand* gefehlt haben möge, so könne der *Kaiser* Unterwürfigkeit fordern; irren könne der *Mensch*, aber der *Herrscher* nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büssung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser *bedürfe* seiner Dienste, und als Kaiser *fordere* er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehen. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde den widerspenstigen Diener zermalmen. »

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick blossgestellt waren, fühlte lebhaft, dass diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, dass er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit *Eggenbergs* überwunden, und verliess ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei Weitem seine bängsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte *Wallenstein* über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt seyn, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne *Wallensteins* Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reiche konfiszirt und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschliessung aller Kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum ausserordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Ausserdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum Zweitenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mässigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte,

diese Forderungen *einzugehen*, so war es nicht blosser Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlasste, sie zu *machen*. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemisst werden, deren sich *Wallenstein* in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, dass dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald *Ferdinand* jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den *Wallenstein* von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward, erlaubte keine *getheilte* Gewalt, und noch weit weniger eine *höhere* Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, musste er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben, und auf seine eigene Person die Souverainetätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, musste er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogenen und eroberten Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen, und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpresste, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der *unentbehrlichste Mann* in der Monarchie, und *Ferdinand*, im Verstellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da *Wallenstein* den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von *ihm* nicht ausfloss. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je grösser der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so grössern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, liess er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem stillem Schritte seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu *bezwingen* — sich mit ihnen zu *vereinigen*, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, liess er vor der Hand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts liess er unversucht, den Churfürsten von der schwedischen Allianz loszureissen, und *Ferdinand* selbst, noch immer zum Frieden mit dem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die grosse Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bei den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so liess der zweideutige Charakter *Wallensteins*, und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe ausser Zweifel zu setzen. Ungern also entschloss er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung misslungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloss geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem Generale *von Arnheim* erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er liess in aller Eile die engen Pässe zwischen Aussig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden, aber *Arnheims* Geschwindigkeit entriss sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, *Eger* und *Leutmeritz*, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmässigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt *Wallenstein* den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während dass er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte *Gustav Adolph* die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen *Tilly* seiner besten Stütze beraubt, lag *Maximilian* dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Bayerns Verthei-

digung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an *Wallenstein* selbst, und forderte ihn aufs Angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. *Ferdinand* unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an *Wallenstein* ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen *Maximilians* Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb *Wallenstein* müssig in Böhmen stehen, und überliess den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm *Maximilian* ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniss geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, dass er den rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bayerischen Festungen schwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während dass ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, liess er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig liess, und die Eroberungen *Gustav Adolphs* in Bayern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloss sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der *Wallenstein*'schen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, dass er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Hass, der beide Anführer unter sich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen liess; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmassung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte *Wallenstein* zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu seinen Füssen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hülflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniss seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihn gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach *seinem* Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschluss unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen grossen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen musste die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich *Maximilian* auf seine Churfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete *Wallenstein* nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu *Wallensteins* Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äussern Formalitäten des Versöhnungsakts aufs Genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäss umarmten sich beide Prinzen im Angesichte ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indess die Herzen von Hass überflossen. *Maximilian* zwar, in der Verstellungskunst ausgelernt, besass Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in *Wallensteins* Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich - bayerischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend grösstentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, misslungen war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschliessung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bayerischen Grenze liess es eine Zeitlang noch ungewiss, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beiden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte *Arnheim* von Truppen entblösst, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen Geiste *Johann Georgs* einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. *Gustav Adolph* selbst, in der gewissen Er-

wartung, dass die Absichten *Wallensteins* gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hülflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländischen Armee, dass sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte sie ausser Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen, und die alliirten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der *Wallensteinschen* Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden, oder diese Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschliessen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuss tiefer und zwölf Fuss breiter Graben umschloss die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Hauptzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, dass schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies ausserhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs-und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterliess er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluss so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeits-Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. *Gustav* selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog *Wilhelm* von *Weimar* und den Landgrafen *von Hessen-Kassel*, zum Beistand aufgeboten, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stossen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumarkt heran gerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. « Binnen vier Tagen soll sich ausweisen, » rief er, « wer von uns Beiden, der König von Schweden, oder ich, Herr der Welt seyn wird. » Dennoch that er, seiner grossen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich ausserhalb seiner Linien ihm entgegenzustellen. « Schlachten hat man genug geliefert, » antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, « es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen. » Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andere eilen müssen, sich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, dass der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestüm seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lüstern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberrest mussten sich die Friedländischen Fouragirer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand musste man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber *Wallenstein* musste seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein grosser, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. *Gustav Adolph*, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert

Stück Vieh hinweg getrieben, und tausend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken liess, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt, und mit Hinterlassung von vierhundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs liessen den Herzog von Friedland bereuen, dass er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer furchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum Mindesten sehr ungewiss, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesicht gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepressten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäss, hatte Herzog *Wilhelm von Weimar* aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf *Wilhelm* von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf *von Birkenfeld* dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler *Oxenstierna* übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog *Bernhard von Weimar* und dem schwedischen General *Banner* vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz passirte, und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beinahe fünfzigtausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn *Gustav Adolph* an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreissigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberstand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepresst in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brodmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch *Wallenstein* hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Ausser den hundert zwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, ausser einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, ausser den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem *Wallenstein*'schen Lager fünfzehntausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloss sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmässigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, dass die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Tross übermässig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger blos, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, dass nicht ein grosser Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen an jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verliess endlich *Gustav Adolph*, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf und fünfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und liess von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschiessen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen, und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von Ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluss, und keine Vorstellung *Maximilians*, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht, und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich *Gustav Adolph* nun an das Unmögliche, und der Entschluss wurde gefasst, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu *stürmen*.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und passirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die Alte Veste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel *Wallenstein*, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus

hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefahrvollen Posten richtete *Gustav Adolph* den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fussvolk unterstützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speit. Zugleich dringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reissen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen *Gustavs* Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, dass während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt *Gustav* den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet *Wallenstein* seine Veste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz postirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fliesst, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog *von Friedland* und dem Prinzen *Bernhard von Weimar* werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reisst eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Obriste *Hebron*, ein tapfrer Schottländer, dar, den blos sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngern Obristen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt *Gustav Adolph*, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. « Sire, » erwiedert der tapfre Soldat, « das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen; » und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog *Bernhard von Weimar* in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der Alten Veste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, dass es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen und so musste man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Misstrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tag den Sturm fortzusetzen, und zum Erstenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückliess, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte; und der Nachdruck, womit er den deutschen Officieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. « Ihr Deutschen, » rief er aus, « ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, dass die Welt mich verflucht, dass mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, dass ich öffentlich hören muss: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblösst, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, dass ihrs böse meint; wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben ».

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiet zusammengepresst war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, musste sich eben darum zuerst zum Abzug entschliessen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und *Gustav Adolph* gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüsst. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Strassen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Gluth der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren,

und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verliess Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber *Wallenstein*, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verliess auch er sein Lager bei Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksal sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Bayern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-bayerische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzig tausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayerischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorene grosse Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Bayern auf's Neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblings-Entwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winter-Aufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblösst, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube liess, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe liess ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung *Johann Georgs* befürchten. Auf's Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von *Wallenstein*, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter *Friedlands* Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General *von Holk* war bereits mit sechs tausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf *Gallas* nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf *Pappenheim* aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meissen erlagen unter dieser dreifachen Geissel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines grössern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog *Georg von Lüneburg* von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen *von Pappenheim* zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne grosse Unruhe hatte *Gustav Adolph* den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniss mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe *Johann Georgs* zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniss Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, musste die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äusserste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluss auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die

ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrössern wussten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlass zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. *Johann Georgs* natürliche Abneigung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich, begünstigte *Arnheims* Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit *Wallenstein*, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, dass sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben musste, liess kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsalen, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darniederschlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürst an ihn ergehen liess, zum Zweitenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Churfürsten von Bayern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe *Wallenstein* Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, dass auf dem Wege, den *Gustav Adolph* jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der grosse König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem *Wallenstein*'schen Heere durch Thüringen nach. Herzog *Bernhard von Weimar*, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stiess bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlinn, die ihn nicht eher als zu Weissenfeld — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepresste Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaschirten Korps des Herzogs *von Friedland* sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den grossen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen liess; anbetend stürzte sich Alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. « Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache? » sagte er zu seinen Begleitern. « Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren. » Wie liebenswürdig zeigt sich uns *Gustav*, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog *von Friedland* dem anrückenden König bis Weissenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum Zweitenmal entwischen liess. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine grössere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen *Seni* gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, dass das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Camburg und Weissenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äusserst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit grösster Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den grössten Theil seiner Truppen einzubüssen. Die Geschwindigkeit, mit der *Gustav Adolph* von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es *Wallenstein* selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weissenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die enge Pässe zwischen Weissenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, dem König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, dass er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so we-

nig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, dass von dem König für diese Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, dass sie aufs Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf *Pappenheim* wurde mit einem grossen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf *Kolloredo* bewachte das Schloss zu Weissenfels, und *Wallenstein* selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen dem Flossgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte *Gustav Adolph Pappenheims* Abzug vernommen, so verliess er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weissenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluss, und der Herzog hatte seine Massregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu *Pappenheims* Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich *Wallenstein* in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf *Kolloredo* von dem Schlosse zu Weissenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals *Isolani* zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstrasse, welche von Weissenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flossgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, dass sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich *Wallensteins* rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstrasse ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstrasse hatte sich *Wallenstein* am Abend vor der Schlacht zum grossen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, dass der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben grossen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen grossen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf grosse und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstrasse in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mussten alle Trossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschliessen; doch nur so lange, bis die *Pappenheim'*schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniss der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien *Gustav Adolph* auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fussvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Flossgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstrasse, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fussvolk unter des Grafen *von Brahe* Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog *Bernhard von Weimar*, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter *Hendersons*, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig *Gustav Adolphs* Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, musste der morgende Tag ausser Zweifel setzen. Morgen musste *Friedlands* Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Grösse des Mannes die Grösse des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. *Zweifelhaft* war der Sieg, *gewiss* die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten musste. Man *kannte* den Feind voll-

kommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. *Gott mit uns*, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen : *Jesus Maria*. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fussvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzezschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fussvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schiessgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuss breit Erde gewonnen.

Indessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, dass seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General *von Horn*, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des *Stenbock*'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Ross trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen *Franz Albert*, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fussvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blösse des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten konnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, dass dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. « Auf den dort schiesse, ruft er, » das muss ein vornehmer Mann seyn. » Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei : *Der König blutet — Der König ist erschossen!* breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. « Es ist nichts—folgt mir! » ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nachdem rechten Flügel umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuss durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. « Ich habe genug, Bruder! » ruft er mit sterbender Stimme. « Suche du nur dein Leben zu retten. » Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Ross der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreissen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost-und westgothischen Regimenter zum Zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General *von Horn* nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog *Bernhard von Weimar* dem verwaisten Heere der Schweden in *seiner* Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist *Gustav Adolphs* führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fussvolks setzt unter *Bernhard's* und *Kniephausen's* Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre

Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint *Pappenheim* auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fussvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, liess er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den *Gustav Horn* aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fussvolks ermuntert *Pappenheims* nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog *von Friedland* den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf *Piccolomini* mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verliess er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriss. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo *Gustav* erblasste, sollte *Wallenstein* den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war *Pappenheim*, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riss den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch *Gustav* hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht su sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten *Pappenheims* narbenvolle Brust, und gewaltsam mussten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, dass der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. « So hinterbringe man denn dem Herzog *von Friedland*, » rief er aus, « dass ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiss, dass dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist. »

Mit *Pappenheim* verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermisste die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, *Götz*, *Terzky*, *Kolloredo* und *Piccolomini*, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal setzt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeusserstes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft *hier* ihre Wunder nur, um *dort* neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergass der Herzog *von Friedland*, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das *Pappenheim*'sche Fussvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiss über den Ausgang der

Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog *von Friedland* seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weissenfels, scheint es, liess Herzog *Bernhard* die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jedem Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit grösser war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurück gekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büsste seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit *Wallenstein* als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des *Tilly* lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum *Oberhaupt* des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch *Tilly's* glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiss und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, dass der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vliess von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch *Wallenstein* selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verliess, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog *Bernhard* nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theuerer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Grösse des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draussen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichem Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem grossen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Flossgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tags den Namen des *Schwedensteins* führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weissenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königinn überliefert. Den ersten Tribut hatte die *Rache* geheischt, und Blut musste dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die *Liebe* in ihre Rechte ein, und milde Thränen fliessen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns *Khevenhüller*, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. « Gern, » rief er aus, « hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre! » Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äussere Anstand fordert, den auch die blosse Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuth *Alexanders* gegen das Andenken des *Darius* an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet.

Es war wohl kaum zu erwarten, dass der mächtige Hang der Menschen zum Ausserordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines *Gustav Adolphs* geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, dass das, was ihm nützte, von ihm veranlasst worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der

Person *Franz Alberts*, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, dass dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und dass er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen, *Franz des Zweiten*, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem *Wasa*'schen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königinn Mutter gegen *Gustav Adolph* erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollständigste Genugthuung gebüsst, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. *Franz Albert* trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog *von Friedland* in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen liess, die seinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verlässt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von *Oxenstierna* vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher *Franz Albert* dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog *von Friedland*, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bei der Ermordung *Wallensteins*, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, dass sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmässigen Schluss erlauben. Es ist bekannt, dass *Gustav Adolph*, wie der gemeinste Soldat in seinem Heer, sich der Gefahr blossstellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. *Wie* er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muss uns dieses ausserordentliche Schicksal als eine That der *grossen Natur* erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns *Gustav Adolphs* schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der grosse und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, lässt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Grösse. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und *mit* ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte *Gustav Adolph* geendigt, und der grösste Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrösserung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, ausser Stand gesetzt, in eine Unterdrückerinn auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in *seiner* Hand einem weit grössern Missbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstössige Huldigung, welche ausser mehrern andern Städten die Reichsstadt Augsburg der *schwedischen Krone* zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er Anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter *Christina*, und nachher seinem Kanzler und Freund *Oxenstierna* bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen

Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen *Friedrich* verläugnete er ganz die Grossmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit, als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmässigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines grossen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wusste er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: « nach geendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäss, unterhalten zu helfen, » lässt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Grösse mit Unruhe und Neide; und selbst Frankreich, sein wichtiger Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzern Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des *Gothen* zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

VIERTES BUCH.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch *Gustav Adolph* die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriss mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mussten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schliessen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode *Gustav Adolphs* schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten musste, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So grosse Vortheile als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schliessen wünschen. Der natürlichste Schluss fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluss in Deutschland und eine so grosse Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur *durch* ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie ungern genug in *Gustavs* Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Lebzeiten streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andere, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter *Christina* war die natürliche Erbinn seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem misslichen Zeitlaufe zeigen sollte. *Gustav Adolphs* hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniss der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg grösstentheils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuss, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dahin gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland ge-

machte Kriegsbeute bereicherte blos Einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehen betrachten, das in der glücklichen Hand *Gustav Adolphs* herrliche Zinsen trug, und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist *Gustav Adolphs* ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter *Brennus* und *Hannibal* beseelt diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschliessen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüsst haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften erschöpften Kriegs und einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von Innen und Aussen mit wachsamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während dass er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter *Christina* erweckte aufs Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König *Ladislaus, Sigismunds* Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben: Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königinn in Stockholm als Beherrscherinn auszurufen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstinn zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod *Gustav Adolphs* gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, *Christian den Vierten* gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen Prinzen *Ulrich* mit der jungen Königinn zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen, und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der grössten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall *Gustav Adolphs*, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsass ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von Innen, von Aussen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblik unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flösste man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe *Gustavs* zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeusserste zu thun, und keinem andern Hinderniss als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, dass die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der grösstentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe musste die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, musste dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichs-

kanzler *Oxenstierna,* dem ersten Minister, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften, und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan *Gustav Adolphs* in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, *Oxenstierna* den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war *Er* auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Muthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Grösse des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigern Alliirten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festen Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Muthlosigkeit blicken liess; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflammen. Alle Versuche des österreichischen Hofs, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, ehe diese Massregeln genommen und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs *von Friedland* Eingang bei ihm gefunden hätten. *Wallenstein* rieth ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen, und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den *Gustav Adolphs* Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan, und die geschmeidigern Stände zu den Füssen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von spanischen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausschlag, und anstatt den Mediations-Vorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehnten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe, und liess in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Churfürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müssig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte *Oxenstierna* nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verliess er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmasslichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Churfürst von Sachsen aufs Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war blos, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog *Ulrich* von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsichen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniss unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluss neidisch, den Chursachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohnes zu erblicken glaubte. *Oxenstierna* fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe *Johann Georgs,* aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren Alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Befugniss hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestanten-Verbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, misslang ihm für jetzt und für immer, und er musste sich mit einzelnen unsicheren Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu *Ulm* hatte vor sich gehen sollen, nach *Heilbronn,* wo über zwölf Reichsstädte, und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Konvent, und *Oxenstierna* erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht

erhalten, verlangte er von ihnen, dass sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, dass eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs, und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. *Oxenstierna's* Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreissig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, dass unter allen Unternehmungen die allermisslichste sey, von den Deutschen *Geld* zu erheben. Anstatt ihm die nöthigen Summen für neu zu errichtende Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen, und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertig zum handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eisern in seinem Entschluss, sobald er ihn einmal gefasst hatte, begriff er die Inconsequenz der mehresten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feste zuversichtliche Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war, und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftlichen Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den blossen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte *Motion*, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und *Direktor* zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn *unterthänig*, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberaufsicht auf *seine* Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Missbrauch der grossen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluss, unter dem Namen von Gehülfen, eine bestimmte Anzahl von *Aufsehern* an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. *Oxenstierna* wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniss fordernden, Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliirten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, dass man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Dass es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, dass man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen *Oxenstierna's* zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die *Direktion* des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach *Gustav Adolphs* Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen *Friedrich* geendigt, nachdem dieser beklagenswerthe Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Ueberrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft that sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. *Gustav Adolph* durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu zögern, und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu erschweren; *Oxenstierna*, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, musste die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden Pfälzischen Lande den Nachkommen *Friedrichs*, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschehener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht blos auf das Pfälzische Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürsten erhielten, wiewol einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniss, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die

protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wussten, so waren es doch grösstentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte *Gustav Adolph*, dass er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterliess nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreissenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so musste er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog *Bernhard* von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Würtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. « Man lege es in unserm Archiv nieder, » sagte er einesmals, « zum ewigen Gedächtniss, dass ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und dass der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte. »

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen *von Thurn* gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt Herzog *Bernhard* nach Franken, den andern Herzog *Georg von Braunschweig* nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während dass *Gustav Adolph* den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld* und dem schwedischen General *Banner* gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals *von Altringer* unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mussten sie den schwedischen General *von Horn* aus dem Elsass zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Feldherr die Städte Benfeld, Schlettstadt, Kolmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen *Otto Ludwig* die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das *Banner*'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechszehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, dass der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuss gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblösste man das Elsass, wo Rheingraf *Otto Ludwig* nach *Horns* Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er musste mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog *Bernhard von Weimar* dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung *Gustav Horns* setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayerisches Heer unter *Johann von Werth* aus dem Felde, und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht einen Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. *Altringers* Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs *von Friedland* gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empöruug der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst *Gustav Adolphs* Grösse war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinet seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherinn, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle grossen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war *Gustav Adolphs* Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihn mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniss des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpressten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden musste er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange *Gustav Adolph* lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Officiere, *Pfuhl* und *Mitschefal*, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch ausserdem jedem Einzelnen eine verhältnissmässige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. « Ungeheure Summen, » hörte man sie sagen, « würden täglich durch Brandschatzungen erpresst, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends ein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Muth-

willen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten. » Das Heer der Missvergnügten mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen *Bernhards von Weimar*, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, dass jedem Regiment gewisse Städte zu Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblössen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, musste den Kanzler in das höchste Bedrängniss stürzen; und schnell musste die Hülfe seyn, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besass, diesen Streit beizulegen. Herzog *Bernhard* war der Liebling der Armee, und seine kluge Mässigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwierige Armee zu besänftigen; aber, seiner Wichtigkeit sich bewusst, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen, und der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon *Gustav Adolph* hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog *Bernhard* auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Missbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entrüstete *Oxenstierna* so sehr, dass er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloss er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Interresse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwande verweigert. Nicht lange säumte Herzog *Bernhard*, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Grosse Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit grössere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer grossen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem *Gustav Horn* einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten, und Würtemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besitzung am Eingange der Schweiz war von äusserster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. *Gustav Horn* unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblösst von Geschütz, das er erst von Würtemberg musste bringen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatze dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verliess also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder *Philipps des Vierten* von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von *Wallensteins* Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elsass zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs *von Feria*, eines Spaniers, in Bayern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde *Altringer* beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stossen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte *Gustav Horn* den Pfalzgrafen *von Birkenfeld* von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreissigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo *Gustav Horn* ihm einmal so nahe kam, dass beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsass, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breysach zu entsetzen, und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen *Otto Ludwig* eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und, unterstützt von dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld*, der die Unterpfalz befreite, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden aufs Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar musste er der Ueberlegenheit des Feindes weichen, aber bald rücken *Horn* und *Birkenfeld* zu seinem Beistande herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsass vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den grössten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den *Herzog von Feria*, tödtet der Gram über die misslungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog *Bernhard von Weimar* mit achtzehn Regimentern Fussvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der Kaiserlich-bayerischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte *Altringer* diese Grenzen entblösst, um zu den italienischen Truppen des Herzogs *von Feria* zu stossen, als *Bernhard* seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor *Regensburg* stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oesterreich entscheidend; er

verschaffte ihnen festen Fuss an dem Donaustrom, und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der sterbende *Tilly* dem Churfürsten von Bayern ertheilte, und *Gustav Adolph* beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, dass ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich gross war daher *Maximilians* Schrecken, als Herzog *Bernhard* diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Kompagnien grösstentheils neugeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayerische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayerische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. *Bernhards* Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, dass sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser grossen Verlegenheit lässt der Churfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog *von Friedland* ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander sendet *Ferdinand* mit diesem Auftrag an *Wallenstein*, der die schleunigste Hülfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch *Gallas* berichten lässt, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der bayerische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigste bewacht, dass sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überliess die bayerischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog *Bernhards* Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Bayern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubing erobert, während dass ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms, und setzt im Angesicht des bayerischen Generals *von Werth*, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an *Wallenstein* seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende *Bernhard* seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich der Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht *Wallensteins* bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen *Wallenstein* zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber *Wallenstein*, dem es nie in den Sinn gekommen war, grosse Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. *Bernhard* endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem *Gustav Horn* in Schwaben, der Pfalzgraf *von Birkenfeld*, General *Baudissin* und Rheingraf *Otto Ludwig* am Ober- und Niederrhein, und Herzog *Bernhard* an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog *von Lüneburg* und dem Landgrafen *von Hessen-Kassel* nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung *Hameln* eroberte Herzog *Georg* nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General *von Gronsfeld*, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei *Oldendorf* ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf *von Wasaburg*, ein natürlicher Sohn *Gustav Adolphs*, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechszehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiserlichen und vier und siebzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt *Osnabrück* zwang der französische Oberste *Kniephausen*, und *Paderborn* der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; dafür aber ging *Bückeburg*, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach *Gustav Adolphs* Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem grossen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633sten Jahres auszeichneten, muss die Unthätigkeit eines Mannes, der bei Weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit *Wallenstein* messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines grossen Gegners lässt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indess die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein, seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniss für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Officiere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Grossmuth belohnt, und das

Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermässige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen Andern zu eröffnen, und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war *Schlesien* der grössten Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen *von Thurn*, eine sächsische unter *Arnheim* und dem Herzog *von Lauenburg*, und eine brandenburgische unter *Borgsdorf*, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst *Breslau* hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Hass der Schweden und Sachsen liess sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. *Arnheim* und *Thurn* zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen; und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulichern Fuss, und oft geschah es, dass die Officiere beider feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man liess die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, dass sie von Wien grosse Summen gezogen. Unter so zweideutig gesinnten Alliirten sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an grosse Unternehmungen war bei einem so schlechten Verständniss nicht zu denken. Auch war der General *von Arnheim* den grössten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich *Wallenstein* schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vier und zwanzig tausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber *Wallenstein* liess sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verliess er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzem Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, liess er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte *Wallenstein* auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten liess sie nicht bemerken, dass er sein Spiel mit ihnen trieb, und dass er ihnen die Niederlage grossmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, dass *Er* der Herr sey, und dass nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, liess er den Kommandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstossen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuss weit im Gesichte, als der Graf *Terzky* aus dem *Wallenstein*'schen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erschien, den General *von Arnheim* zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, dass *Wallenstein*, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. « Er sey gekommen, » sagte er, « mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schliessen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles diess stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle *Er* sich mit den Alliirten vereinigen, und (was er *Arnheimen* zwar ins Ohr flüsterte) den Kaiser zum Teufel jagen. » Bei einer zweiten Zusammenkunft liess er sich gegen den Grafen *von Thurn* noch deutlicher heraus. « Alle Privilegien, » erklärte er, « sollten aufs Neue bestätigt, alle böhmischen Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der Erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden. » Der letzte Punkt enthielt den Aufschluss des ganzen Räthsels. « Wenn *Er* die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Grossmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen. »

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnissvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, dass zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs *von Friedland* hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflösst, allen Vorstellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens, diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit *Wallensteins* war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden, und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Aufs Neue erwachten jetzt seine Gegner an *Ferdinands* Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beissender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterliessen nicht in *Ferdinands* Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmal geschehen, und die grosse Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne grosse Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um diess mit einigem Erfolg zu können, musste man sie zu *theilen*, vor allen Dingen aber sich ausser Abhängigkeit von *seinem* guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden

Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen, oder einen unmittelbaren Einfluss auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so musste man sich durch einen Kunstgriff heraushelfen. *Wallenstein* war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmassen. Man lässt also in Mailand eine spanische Armee errichten, und unter einem spanischen General in Deutschland fechten. *Wallenstein* ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man *gegen ihn selbst* eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bei dem Kardinal-Infanten gegen diese vertragswidrige Neuerung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General *Altringer* mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wusste er diesem durch strenge Verhaltungsbefehle die Hände so sehr zu binden, dass die italienische Armee in dem Elsass und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum Zweitenmal sein Kommando und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, musste er mit Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Officiere, und durch seine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert; also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, so etwas Grosses, als *Wallenstein* in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschliessen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger, als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausliess, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bei seiner kühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen *von Kinsky* bei dem französischen Bevollmächtigten *Feuquieres* zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr misstrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäss ausfielen. *Feuquieres* erhielt Befehl von seinem *Hofe*, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit grossem Erstaunen, dass ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wusste, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. *Feuquieres* fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten *Wallensteins* ein gleich grosses Misstrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniss war, dass der Herzog schon ehedem mit *Gustav Adolph* in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermässigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und misstrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner *Redlichkeit* als an seiner *Klugheit* zu zweifeln. *Oxenstierna's* Bedenklichkeiten steckten endlich selbst *Arnheimen* an, der in vollem Vertrauen auf *Wallensteins* Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, dass er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen möchte. Man fing an zu argwohnen, dass der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. *Wallensteins* bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, dass man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniss zu ziehen suchte, und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, äusserte er sich gegen *Arnheim*, dass man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während dass sich die sächsischen Officiere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in grosser Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne grosse Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliirten zu schwächen, und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüssten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfall entgegensah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schliessen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloss er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche, und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General *von Holk* von Böhmen aus in das Meissnische eingefallen, hatte Alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Churfürsten in seine Festungen gejagt, und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu *Adorf* auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte *Wallenstein* aufs Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen fallen wollte, und liess aussprengen, dass *Piccolomini* schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verlässt *Arnheim* sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufolgen und dem Churfür-

stenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblösst, die unter dem Kommando des Grafen *von Thurn* in sehr kleiner Anzahl bei *Steinau* an der Oder gelagert standen; und gerade diess war es, was der Herzog gewollt hatte. Er liess den sächsischen General sechszehn Meilen voraus in das Meissnische eilen, und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General *Schafgotsch* geschlagen, und das Fussvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. *Wallenstein* gab dem Grafen *von Thurn* eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln, der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf *von Thurn*, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses grossen Verbrechers, und geniesst schon im Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süsserer Triumph, und *Thurn* erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, dass er *mehr* wusste, als man in Wien erfahren durfte, und dass *Wallensteins* Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. « Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen? » schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Grossmuth zu Rede stellen. « Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniss. »

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Gross-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. *Schafgotsch*, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte *Breslau* vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten *Illo* und *Götz* schickte *Wallenstein* nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und *Landsberg*, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach *Wallenstein* selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bauzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog *Bernhards* am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen, und den Churfürsten von Bayern hülflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Obersachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verschoben, und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaisers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen *von Altringer*, der den Lech und die Donau gegen *Horn* und *Bernhard* zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich blos vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe anflehten, an *Altringer*, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber band er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog *Bernhard vor* Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General *Gallas* mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken würde; aber auch diess unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofs zu gehorsamen, rückte er so langsam, wie er konnte, an die bayerische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht so bald, dass man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs Schleunigste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen, und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderm Tone seine Mahnung, dass er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Grenzen zu hindern — *Er* aber endigte den Feldzug für dieses Jahr, und liess seine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreich nehmen.

Ein so fortgeführter Trotz, eine so beispiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsetzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äusserst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mussten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmässigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, dass der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte *Ferdinand* schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das *Wallenstein*'sche Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu

geben, blosse Muthmassungen zurück brachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter *Wallenstein* mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Bayern die Drohung fallen liess, sich, bei längerer Beibehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestand, und im Weigerungsfall die Subsidiengelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum Zweitenmal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Herzog bald, dass der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherren in Oesterreich, dem *Wallenstein* bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürsten von Bayern zu stossen; und an *Wallenstein* selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, dass der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu *entwaffnen*, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung musste er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der Anfangs nur zu seiner Vergrösserung bestimmt war. Länger als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil *die Zeit noch nicht gekommen war.* Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obristen *Kinsky*, *Terzky* und *Illo*, waren schon längst in das Geheimniss gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Hass gegen die Regierung, und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie aufs Engste mit *Wallenstein*, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obristen *Illo* hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als *Illo* hernach zur Armee zurückkam, war sein Erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustossen. « Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient, » rief er, « dass meine Verwendung so gering geachtet, und euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich. » *Illo* stimmte bei, und so wurde zwischen Beiden ein enges Bündniss gestiftet.

Aber was diese drei Vertrauten des Herzogs wussten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniss für die Uebrigen, und die Zuversicht, mit der *Wallenstein* von der Ergebenheit seiner Officiere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermuthung musste sich in Gewissheit verwandeln, ehe er seine Maske abwarf, und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf *Piccolomini*, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch grosse Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen, weil *Piccolomini* unter einerlei Konstellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, dass er, durch den Undank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entschlossen sey, die östreichische Partei zu verlassen, sich mit dem besten Theile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen, und das Haus Oesterreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sey. Auf *Piccolomini* habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm schon in Voraus die glänzendsten Belohnungen zugedacht. — Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegen setzen würden, spottete *Wallenstein* seiner Furcht. « Bei solchen Wagestücken, » rief er aus, « sey nur der Anfang schwer; die Sterne seyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluss stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen. » *Piccolomini* hütete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Misstrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, dass es ihm, aller Warnungen des Grafen *Terzky* ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahrszeit wieder zu erobern, und die Armee zu Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog *von Friedland* über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, *Gallas*, *Kolloredo* und *Altringer*, blieben aus. Der Herzog liess seine Einladung an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war, zu unternehmen. Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmässige, durch

lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmässigen Throns, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte *Wallenstein* den Abgrund nicht, der zu seinen Füssen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft, versäumte er — das gewöhnliche Loos starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. *Wallenstein* sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte, und die wilde Licenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaren behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Grösse, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der *Würde* dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmässige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Throns befestigt war. Grösse für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die *legale* Grösse Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall *von Illo* übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wusste, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. « Spanischer Einfluss, » behauptete er, « leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog *von Friedland* habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden, und deswegen den tödtlichsten Hass der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von Beiden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu spielen, blos damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde *herumführen*, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Blos um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den Kardinal-Infanten; blos um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während dass sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiss der Provinzen bereichern, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche lässt. Für alle Dienste, die er innerhalb zwei und zwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, dass er es dazu nicht kommen lassen will. Von freien Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Diess ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obristen durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat. »

Ein allgemeines Geschrei, dass man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, dass er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von *seiner* Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, und *für* ihn den letzten Blutstropfen auszusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten, und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind betrachtet werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: « *So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde,* » entfernte jede Missdeutung, und keiner der versammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall *Illo* ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehresten mahlten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, *was* sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder misstrauischer waren, durchliefen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, dass die Klausel: « So lange *Wallenstein* die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde, » hinweggelassen sey. *Illo* nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. *Piccolomini,* der den ganzen Betrug durchschaute, und blos in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergass sich in der Trunkenheit so, dass er die Gesundheit des Kaisers aufbrachte. Aber jetzt

stand Graf *Terzky* auf, und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und *Illo's* Beredsamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeurs riss ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die mehrsten Namen so unleserlich gekritzelt, dass man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen musste. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, liess er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu sich, und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen *Illo* den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersetzlichkeit, und erklärte, dass er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obristen, erschienen aber, nach einer kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. *Wallenstein* erneuerte daher seine Einladung, und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. *Altringer* blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloss Frauenberg liegen. *Gallas* fand sich zwar ein, aber blos um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und *Piccolomini* gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf Einmal in die schrecklichste Gewissheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, liessen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandanten-Stellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe musste schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erliess also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog *von Friedland* nebst seinen beiden Anhängern, *Illo* und *Terzky*, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte diess aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General *Gallas* ein offenes Patent, worin allen Obersten und Officieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den Generallieutenant *von Gallas* verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General *von Gallas* war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber *Wallenstein* das Geheimniss seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit misslicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Kommandeurs waren ungewiss, und es liess sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt, den kaiserlichen Versicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf *Wallenstein* gebaut hatten, auf Einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagestück, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äussere Majestät und innere Grösse verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, dass selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehnlichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit *Altringern* zu besprechen. Da das lange Aussenbleiben des Letztern schon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, so erbot sich *Gallas*, sich in eigener Person nach Frauenberg zu verfügen, und *Altringern*, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. *Wallenstein* nahm diesen Beweis seines Eifers mit so grossem Wohlgefallen auf, dass er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Froh über die gelungene List, verliess *Gallas* ungesäumt Pilsen, und überliess es dem Grafen *Piccolomini*, *Wallensteins* Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Ober-Oesterreich, wo man von der Nähe des Herzogs *Bernhard von Weimar* die grösste Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiss und Tabor aufs Neue für den Kaiser besetzt, und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch *Gallas* an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es *Piccolomini*, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniss aus, den *Gallas* zurückzuholen, und *Wallenstein* liess sich zum Zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den

Grafen *Piccolomini* liess er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiel des *Gallas* folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte *Wallenstein* versprochen zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General *von Suys* nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt sich *Gallas* allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch *Piccolomini* sich nicht wieder sehen lässt, fällt die Decke von *Wallensteins* Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von *Piccolomini's* Abfall lässt er den Befehl bekannt machen, dass man ins Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von *Terzky* und *Illo* herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog *Bernhard*, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen, und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte *Terzky* nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des *Piccolomini*, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den grossen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe, nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beistands der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem *Oxenstierna* und *Arnheim* seinen ernstlichen Vorsatz und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsicher Seite sollte ihm Herzog *Franz Albert* von Sachsen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog *Bernhard* und Pfalzgraf *Christian von Birkenfeld* sechstausend Mann geprüfter Truppen zuführen. *Wallenstein* verliess Pilsen mit dem *Terzky*'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu seyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu seyn, und die Vereinigung mit Herzog *Bernhard* zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General *Schafgotsch* in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, dass Viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wiederauflebenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, dass einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniss ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. « Beim Kaiser, » fing er an, « sind Eure fürstliche Gnaden ein gewisser, ein grosser und hoch ästimirter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, dass Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist. » — « und wie ist da noch zu helfen? » fiel der Herzog ihm ins Wort — « Sie haben, » erwiederte Jener, « vierzigtausend *Armirte* (Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, dass Sie alle bisherigen Schritte blos gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die Meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtausend Armirten, gewisslich willkommen heissen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden. » — « Der Vorschlag ist gut, » antwortete *Wallenstein* nach einigem Nachdenken, « aber der Teufel traue! »

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, dass der *Undankbare* unter den Streichen des *Undanks* erliegen sollte. Unter seinen Officieren hatte *Wallenstein* einen Irländer, Namens *Lesslie*, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser *Lesslie* im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obristen *Buttler*, und dem Obristlieutenant *Gordon*, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. *Lesslie* fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmässigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Massregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der

Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschliesst man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von einander mit dem gewagten Entschluss, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniss umhüllt dieses schwarze Komplott, und *Wallenstein*, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treusten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Grösse der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterlich verlassene Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen *Lesslie* ergiesst sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreisst ihm das letzte noch übrige Geheimniss Er entdeckt diesem Officier seinen Entschluss, Eger und Elnbogen, als die Pässe des Königreichs, dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld* einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs *Bernhard* in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche *Lesslie* seinen Mitverschwornen aufs Schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluss. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvor zu kommen, beschliessen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu *ermorden*.

Damit diess mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Obriste *Buttler* auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die Andern alle erschienen; nur *Wallenstein*, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaften zu taugen, liess sich entschuldigen. Man musste also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beschloss man der Abrede gemäss zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten *Illo*, *Terzky* und *Wilhelm Kinsky*, und mit ihnen Rittmeister *Neumann*, ein Officier voll Fähigkeit, dessen sich *Terzky* bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloss eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs *Buttler*'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstossen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überliessen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und *Wallensteins*, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souverainen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und *Illo* entdeckte mit vielem Uebermuth, dass in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen *Wallenstein* niemals angeführt habe. — « Ja, » fiel *Neumann* ein, « und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen. » Unter diesen Reden wird das Desert aufgetragen, und nun gibt *Lesslie* das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf Einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Grusse: *Vivat Ferdinandus!* hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. *Kinsky* und *Terzky* werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; *Neumann* allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur *Illo* hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem *Gordon* seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte *Lesslie* nach der Stadt, um einem Auflauf zuvor zu kommen. Als die Schildwachen am Schlossthor ihn ausser Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, dass er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und *Lesslie's* schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Massregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert *Buttler*'sche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Strassen durchreiten mussten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stiess, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, dass der Herzog weder entkommen noch Hülfe von Aussen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergrösse; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche *Neumann* und *Illo* bei der Tafel ausgestossen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluss, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann *Deveroux*, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während dass jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich *Wallenstein* in einer Unterredung mit *Seni*, es in den Sternen zu lesen. « Die Gefahr ist noch nicht vorüber, » sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. « Sie *ist es*, » sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. « Aber dass Du mit Nächstem wirst in den Kerker geworfen werden, » fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, « das, Freund *Seni*, steht in den Sternen geschrieben! » Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und *Wallenstein*

war zu Bette, als Hauptmann *Deveroux* mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts Ausserordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stossen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt, und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. « Freund, » ruft *Deveroux* ihn an, « jetzt ist es Zeit zu lärmen. » Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von Innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fusstritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgepocht worden, und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstossenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen *Terzky* und *Kinsky*, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand *Deveroux* mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im blossen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. « Bist Du der Schelm, » schreit *Deveroux* ihn an, « der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen, und seiner Majestät die Krone vom Haupte herunter reissen will? Jetzt musst du sterben. » Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschliessen *Wallensteins* Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoss der Partisane, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustossen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Lakei wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und *Franz Albert* überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, dass Herzog *Bernhard von Weimar*, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von *Wallensteins* Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreissen. *Ferdinand* weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne, und liess für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergass er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrenschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte *Wallenstein*, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und ausserordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch gross und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Mass gehalten hätte. Die Tugenden des *Herrschers* und *Helden*, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des *Menschen*, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. *Furcht* war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen wusste er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den *Gehorsam* höher als den *Gegenstand* schätzte. Einmals liess er bei Lebensstrafe verbieten, dass in der ganzen Armee keine anderen als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füssen trat. *Wallenstein*, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmässigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlasst, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, dass *Wallenstein* selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen liess, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand: « *Lass die Bestie hängen*, » zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. « So hänge man dich unschuldig, » sagte der Unmenschliche; « desto gewisser wird der Schuldige zittern. » Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluss fasst, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. « Jetzt lasst ihn laufen, » sagte der Herzog. « Es wird Schrecken genug erregen. » — Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wusste. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, dass er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit *Samuels* des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch *Wallenstein* die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als Beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muss man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, dass es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses ausserordentlichen Mannes überliefert haben, dass die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine strenge bewiesene Thatsache, blos auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen blos seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Misstrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein

Betragen gegen den Churfürsten von Bayern von einer unedeln Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten *berechtigt* uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antrieben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel *Wallenstein*, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, dass er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, dass ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

FÜNFTES BUCH.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn *Ferdinand*, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf *von Gallas* das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während dass der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter *Ferdinands* Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog *Bernhard von Weimar* in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; *Ferdinand* betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird *Nördlingen* in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte musste der schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundesgenossen in der Noth zu verlassen, und der Rachsucht eines unversöhnlichen Siegers Preis zu geben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung *Horns* und *Bernhards von Weimar*, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, wenn es eine Schlacht kosten sollte, die Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war misslich, da die Macht des Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen musste, und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, dass Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte *Gustav Horn* in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog *Bernhards* überstimmt, musste sich *Gustav Horn* wider Willen zu einer Schlacht entschliessen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war misslungen, weil der mühsame Transport des Geschützes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, dass ein Pulverfass in die Luft fliegt, und unter den schwedischen Völkern die grösste Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschliesst sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von *Bernhard* herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, dass *Gustav Horn*, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschliessen muss. Anstatt diesen Rückzug seines Gehülfen decken, und den nachsetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog *Bernhard* selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die *Horn*'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und die Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. *Gustav Horn* selbst geräth nebst drei andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog *Bernhard* rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'schen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Strassburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mässigung gegen

die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bei *Oxenstierna; Oxenstierna* suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen, es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. *Oxenstierna* wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verlässt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beistand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt blos für sich selbst, und Herzog *Georg von Lüneburg*, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliirten hülflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äussersten Noth getrieben, entschliesst er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem *Richelieu* längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsass zu unterstützen. Dieser äusserste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es liess sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat er jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte *Oxenstierna*, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an *Richelieu* abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsass, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern, Metz, Tull und Verdün gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten, selbst gegen ihre rechtmässigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsass zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft, nur nach Vergrösserung strebte, und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerinn annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen, und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Churfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug, und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte ihm *Richelieu*, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und grössere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des *Kardinals von la Valette* eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog *Bernhard*, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Aussöhnung des Churfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und sie zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Churfürst von Sachsen die Anmassungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Gesetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche *Oxenstierna* an die deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufs Kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häuften, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, liess endlich der Churfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, dass das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleissige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluss geherrscht hatte. Die Felder, von der fleissigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoss, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiss eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während dass ihre verarmten Bewohner hingin-

gen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geissel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiss eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fussstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Misswachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerei auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der *Soldat* (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der *Soldat herrschte*, und dieser brutalste der Despoten liess seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen liess, als der rechtmässige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, dass es *fremde* Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, musste Deutschland unter der Geissel des Krieges bluten; damit *Richelieu* in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man Alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben musste? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie im Kabinet, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre *Trennung* allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses grösste aller Uebel fügte der Churfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschliessung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des schwedischen Reichs liess keine grossen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Grossmuth des Kaisers zu Nutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. *Oxenstierna*, der die Stände in Frankfurt versammelte, *forderte*; der Kaiser hingegen *gab*: und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte, und blos auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Chursachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden von diesem willkürlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religion ohne Zuziehung der dabei so sehr interressirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluss, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so musste er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der *Willkür*; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Chursachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlasst; also musste man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, dass alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch *vierzig* Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmässig darüber verfügen und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder

Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, *suspendirte* nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen *August von Sachsen*, und Halberstadt dem Erzherzog *Leopold Wilhelm*. Von dem Magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Chursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, *Christian Wilhelm von Brandenburg*, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicher Weise längst schon durch *Gustav Adolphs* Grossmuth besitzen; Donauwörth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Churstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Churfürsten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesien noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen, und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; blos die Fürsten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter *Oxenstierna's* Direktion den *Rath* der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloss man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Misstrauen und Widersetzungsgeist, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Pragische Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach *diesen* hat man der Kirche von ihren unveräusserlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuss der geistlichen Güter bewilligte; nach *jenen* hatte man eine Verrätherei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, dass ein grosser Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog *Wilhelm von Weimar*, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bei. Landgraf *Wilhelm von Hessen* schien eine Zeit lang unschlüssig, oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Massregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäss, zurück geben sollte. *Herzog Bernhard von Weimar*, dessen Staaten noch blos auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegführende Macht, desto mehr als kriegführender *General* in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Pragischen Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn gross und bedeutend, nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Retter der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Planen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Pragischen Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich liess zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld musste ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. « Die Churfürsten von Bayern und Sachsen, » antwortete *Oxenstierna*, « liessen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen? » Die getäuschte Hoffnung schmerzte

um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwärtiger Besitz alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Pragischen Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verliessen ihre Parthei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. *Philippsburg*, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser grosse Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, musste gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bei Weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist *Oxenstierna's* entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines grossen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je grösser die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren), entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis aufs Aeusserste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der *Macht*, nicht der *Furcht* zu unterliegen.

In der grossen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Alliirten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegen eilte. Das Interesse beider Kronen war aufs Engste an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen liess. Die durchaus hülflose Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschliessung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen *Gustav Adolphs* befehdet, ohne einen öffentlichen oder förmlichen Bruch, blos durch die Geldhülfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Geschäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet schnellen und ausserordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzustellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichsfürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen, und war schon im Begriff, da diese Versuche misslangen, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht so bald aber hatte *Gustav Adolphs* Tod und die Hülflosigkeit der Schweden diese Furcht zerstreut, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Masse den Schutz angedeihen liess, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerstande, den *Gustav Adolphs* Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrösserungsentwürfen entgegen setzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Chimäre war, lässt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privatzwecke sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während dass sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es seine Kräfte geschont, und zehn Jahre lang den Krieg blos mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es lässt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und schickt sechs verschiedene Heere aus, während dass es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Pragischen zu erfechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versöhnen, schliessen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beistand verdoppelt, an dem deutschen Krieg immer grössern, wiewohl noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen *von Avaux*, seinen Gesandten, brachte es beide Theile dahin, dass zu Stummsdorf in Preussen der Waffenstillstand auf sechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne grossen Verlust für die Schweden, welche beinahe das ganze polnische Preussen, *Gustav Adolphs* theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüssten.

Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen *Wilhelm von Kassel* und Herzogs *Bernhard von Weimar*, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine grössere Freiheit, und nöthigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Pragischen Frieden zwar seine Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluss erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, dass er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes *Ferdinand des Dritten* zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Alliirten eine eigene fest geschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Daseyn fechten. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überhoben sind, bei ihren deutschen Alliirten herum zu fragen, und Rechenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Grössere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigten sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pragische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle sächsischen Unterthanen von der *Banner*'schen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Officiere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich *Banner* eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den sächsischen General *Baudissin* mit siebentausend Mann aufs Haupt, dass gegen tausend blieben und eben so viel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polnisch Preussen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger am folgenden 1636sten Jahr in das Churfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Hasse gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Churfürsten aufs Aeusserste gereizt, liessen sie die unglücklichen Unterthanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreich und Bayern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathass und mit persönlicher Wuth, weil er sie als Abtrünnige und Verräther verabscheute, weil der Hass zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so musste das ganze Churfürstenthum von *Banners* streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürst den kaiserlichen General *von Hatzfeld* an sich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende *Banner* umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriss den Schweden viele Städte, und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene *Banner* die alliirte Armee am 24sten Sept. 1636 bei *Wittstock* an, und eine grosse Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den *Banner* selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich *Banner* der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, dass die Artillerie nie gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen *von Hatzfeld* noch in derselben Nacht die Flucht, und überliess das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drei und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch ausserdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf Einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. *Banner* benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück, und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog *Bernhards* und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog *Bernhard* hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Pragische Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich ausser Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und grosse Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und sich bereitwillig dazu finden liess. *Richelieu* wünschte nichts so sehr, als den Einfluss der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter fremdem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als dass er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs Genaueste in Frankreichs Interesse zog, und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten, wie *Bernhard*, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn ausser Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. *Bernhard* kam selbst nach Frankreich, und schloss im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von Anderthalb Millionen Livres für ihn selbst, und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elsass durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Grossmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wusste. Aber *Bernhard* vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsass dem Feinde zu entreissen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Kardinal *la Valette* die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den grossen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des *Gallas* gewendet, und sie auch glücklich bis Metz zurück gescheucht, den Rheinstrom befreit, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsass und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breysach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während dass die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und *Johann von Werth*, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum Zweitenmal mussten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog *Bernhards* hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsass-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsass und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verliess Herzog *Bernhard* schon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartungen am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dortkommandirende kaiserliche General, Herzog *von Savelli*, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne grossen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21 Februar 1638) wieder im Gesicht der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer grossen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, *Savelli*, *Johann von Werth*, *Enkeford* und *Sperreuter*, nebst zweitausend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, *von Werth* und *von Enkeford*, liess *Richelieu* in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln, und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Procession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächste Folge des durch *Bernhard* erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breysach am Oberrhein wurde als die Beherrscherinn dieses Stroms und als der Schlüssel zum Elsass betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so grosse Sorgfalt verwendet. Breysach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter *Feria* gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber *Bernhard* vertraute seinem Glück und beschloss den Angriff auf die Festung. Unbezwingbar durch Gewalt,

konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so musste man eilen, sie zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General *von Götz* näherte sich daher aufs Eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann von dreitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog *Bernhard* bei *Witteweyer* angegriffen, verlor er sein ganzes Korps bis auf dreitausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem *Ochsenfeld* bei *Thann* dem Herzog von Lothringen, der mit fünf-bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals *von Götz* zu Breysachs Rettung misslungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnoth geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben so menschlichen als beharrlichen Sieger.

Breysachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloses Feld, und jetzt fängt der *Roman* seiner Hoffnungen an, sich der *Wahrheit* zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, bestimmt er Breysach für sich selbst, und kündigt diesen Entschluss schon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in *seinem eigenen Namen* von der Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauscht und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an, sich selbst genug zu seyn, und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie *Bernhard*, erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschliessen, warf er seine Augen auf die Landgräfinn *Amalia von Hessen*, die Wittwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen *Wilhelms*, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen Armeen in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

« Herz gefasst, Pater *Joseph!* Breysach ist unser! » schrie *Richelieu* dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsass, das Breisgau und alle österreichischen Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog *Bernhard* gethan hatte. Der ernstliche Entschluss des Letztern, Breysach für sich zu erhalten, den er auf eine sehr unzweideutige Art zu erkennen gab, stürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen *Bernhard* im französischen Interresse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beginge; *Bernhard* erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur Gemahlinn anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Missheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Breysach und seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem Letztern blieben diese Ränke kein Geheimniss, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Misstrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluss auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen musste, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agiren. Schon hatte er *Bannern*, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im sechs und dreissigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahin gerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeusserungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, ererweckten den Verdacht, dass er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den grössten Feldherrn, den sie nach *Gustav Adolph* besassen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsass, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule *Gustav Adolphs* zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mässigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniss konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem grossen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer *seiner* Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den grossen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. *Bernhard* steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Grösse noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er, nebst dem Elsass, seinem Bruder *Wilhelm* vermachte. Aber an eben diese Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Namen dieser Krone ge-

worben war, und ihr gehuldigt hatte; dieses, weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Churprinz von der Pfalz trachtete nach dem Besitz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen und versuchte Anfangs durch seine Agenten, und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General *von Erlach*, den Befehlshaber Breysachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breysach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf *Karl Ludwig*, der schon in den vorgehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er liess ihn also zu *Moulin* gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimarischen Truppen berichtigt war. So sah sich Frankreich nun im Besitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr *Ferdinand der Zweite*, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637 im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, so lang er das Reichsscepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geissel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als *Ferdinand der Zweite* gewesen, und doch hat nur Einer einen *dreissigjährigen* Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen musste unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, *Ferdinand der Dritte*, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber *Ferdinand der Dritte* hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniss des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mässigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden, aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz diktirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter *Banners* kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und *Banner*, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, musste sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und von Hunger verfolgt, musste er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Roman hafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. *Banner* hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral *Wrangel* zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. *Wrangel* erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. *Banner* entdeckte nun, dass er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die von einem kaiserlichen General *Bucheim* bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man des Stillstands ungeachtet nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. *Banners* gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. «Sollten wir einst,» brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, « sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren. » Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluss und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich *Banner*, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den grössten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und liess seine Gemahlinn sammt den übrigen Officiersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, ihm diesen Pass zu versperren, auch *Bucheim* verlässt seinen Standort, und die Oder wird entblösst Rasch wendet sich *Banner* in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte

er Pommern, in dessen Vertheidigung er und *Herrmann Wrangel* sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von *Gallas* angeführt, dringen bei *Ribses* in dieses Herzogthum, und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. *Usedom* und *Wolgast* werden mit Sturm, *Demmin* mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog *Bogisla der Vierzehnte* in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützt seine Generale aufs Nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog *Georg von Lüneburg* erklärte sich feindlich gegen sie. *Ehrenbreitstein*, durch Hunger besiegt, öffnete dem bayerischen General *von Werth* seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüsst, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besassen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reisst sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende *Bernhard* den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfinn *Amalia* mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben *Wilhelms*, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie blos die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniss mit Frankreich geschlossen war, und *Bernhards* Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog *Bernhards* Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu *Meppen* ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen *Hatzfeld* bei Flotha geschlagen, aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, dass die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete *Banner* voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verliessen grösstentheils ihren Posten oder liefen schaarenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, dass *Banner*, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das Halberstädtische Gebiet in Chursachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, dass er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. *Bernhards* Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General *von Salis* bei Elsterburg geschlagen, die sächsische Armee bei Schemnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General *von Hofkirchen* mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was sich fortschaffen liess, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, musste Graf *Hatzfeld* aus Westphalen und *Piccolomini* aus den Niederlanden herbei eilen. Erzherzog *Leopold*, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers *Gallas* wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das Meissnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bei Planen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs Neue zu erheben, und so mit beständigem raschen Wechsel von einem Aeussersten zum andern zu eilen. *Banners* geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänz-

lichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden, und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten liessen. Hessen schickt Hülfe und der Herzog von Longueville stösst mit der nachgelassenen Armee Herzog *Bernhards* zu seinen Fahnen. Den kaiserlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen *Banner* bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer *Piccolomini* vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht *Banner* auf dieses getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayerischen Anführers, *von Mercy,* und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich nicht weit von einander in ein festes Lager einschliessen, bis endlich Mangel und rauhe Jahrszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verscheuchen. *Piccolomini* erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von *Bannern* muss er sie den Schweden einräumen, und die fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluss gefasst werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimme im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehrern evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, dass auf diesem Reichstage das *Reich* repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verliess er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall *von Guebriant,* der die französische und weimarische Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland seinen Marsch nach der Donau, und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich gross war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandte zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, dass er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die Andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, dass die Donau aufging, und weder trocknen Fusses, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, beging *Banner* die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüssen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloss er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. *Guebriant* fürchtete, dass die Absicht der Schweden sey, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch ausser Stand gesetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte sich also von *Bannern,* um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sahe sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht blosgestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Eile versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem *Wald,* um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter musste er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, dass *Banner* den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; *Piccolomini* setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam blos auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, dass ihm der kaiserliche General nicht bei dem Passe zu Prisnitz zuvor kam und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich *Guebriant* wieder mit dem *Banner*'schen Heer, und Beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich *Banner* (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmässigkeit und des Verdrusses getödtet. Mit grossem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines grossen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnissvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit grösser als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermasse trieb, und endlich mit einem frühen Tod büssen musste. Aber üppig, wie ein *Alexander* und *Mahomet der Zweite,* stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngrösse stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses grossen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, dass er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach *Bannern* in das Kommando theilen, besitzt

Ansehn genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzogs *Georg* sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und, obgleich in zwei Aktionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Nieder-Sachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. *Bernhard Torstensohn* war es, ein Zögling *Gustav Adolphs*, und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch *Schnelligkeit*, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während dass sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. *Torstensohn* verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer *Stalhantsch* erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. *Torstensohn*, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem grossen Churfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog *Franz Abrecht von Lauenburg* bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz, und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatte *Piccolomini* und Erzherzog *Leopold* eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch *Wrangel* verstärkt, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegenen Feind entgegen, und entsetzte Grossglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die *Lausitz*, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meissen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter *Leopold* und *Piccolomini* über Dresden zum Entsatz herbei, und *Torstensohn*, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den *Gustav Adolph* eilf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale *Stalhantsch* und *Willenberg* werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, dass die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mussten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeusserstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog *Leopold* war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, *Schlangen* und *Lilienhoek*, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünf Tausend auf dem Platze, und beinahe eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. *Torstensohn*, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog *Leopold* konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlass gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, liess seine Standarten zerreissen, mehrere seiner Officiere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt musste das ganze schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. *Torstensohn* rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals *Piccolomini* nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, dass auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward, und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreitausend Pferde einbüsste. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchflog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bei Dobitschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen, und liess bis an die Brücken von Wien seine Schaaren streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Vertheidigung

dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte ausserhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und liess die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während dass *Bernhard Torstensohn* durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in anderen Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen *von Eberstein* und dem Marschall *von Guebriant* waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Churfürst den kaiserlichen General *von Hatzfeld* herbei, und versammelte seine eigenen Truppen unter dem General *Lamboy*. Diesen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei *Kempen* an, und schlugen ihn in einer grossen Schlacht, dass zweitausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürstenthum und die angrenzenden Lande, dass sie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, sondern auch grosse Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überliess den hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen *von Hatzfeld* zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um *Torstensohns* Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter *Mercy* und *Johann von Werth* in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung Preis gegeben, ohne Obdach umher, und musste gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das bayerische Heer, dass es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche *Condé* belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in dass Elsass zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals *Richelieu*, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben *Ludwigs des Dreizehnten* im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber *Mazarin*, der Erbe von *Richelieu's* Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Grösse Frankreichs bezahlte. Wenn *Richelieu* die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie *Mazarin* gegen den Kaiser, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, dass die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall *von Guebriant*, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsass; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, musste der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz *von Condé*, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich *Guebriant* stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von *Rottweil*, wo ihm ein bayerisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. *Guebriant* erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Grösse seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von *Tuttlingen* gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine grosse Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so grossen Nähe von Bayern, zu hindern, und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien. Die Kaiserlichen, von *Hatzfeld* angeführt, verbinden sich mit der bayerischen Macht, welche *Mercy* befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stösst mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefasst, die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dörfern *aufzuschlagen*, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Platze, da der französische Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. *Johann von Werth*, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen *Gustav Horn* war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an, und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24 des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annähernng des Vortrabs, bis er im Angesichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze ausserhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird, so wie das nahe liegende Schloss Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fussvolk ward zusammen gehauen, oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend bleiben, siebentausend geben sich mit fünf und zwanzig Stabsofficieren und neunzig Kapitäns gefangen, Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Rossbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines *Türenne* und *Condé* wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. *Torstensohn* hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wusste die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewissheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er liess bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, dass er durch Meissen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, dass er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König *Christian der Vierte* bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken liess, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schifffahrt im Sund entgegensetzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während dass man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhass den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, dass man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, dass man fast bloss um den Vortheil der Winterquartiere stritt, und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an Allem diesem hatte Holstein Ueberfluss. Gewann man auch weiter nichts, als dass man die Armee in dieser Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiterei besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeschäftes Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluss auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechtigte zu noch grösseren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniss so gut, dass die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwöhnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniss gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und *Torstensohn* stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergiessen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rensburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in *Schonen* ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren, und den Krieg selbst nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei *Femern*, und *Christian* selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es liess sich in allem Ernst zur Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten *Tycho Brahe* erzählte, dass *Christian der Vierte* im Jahr 1644 mit einem blossen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, dass Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie gross auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den Grafen *von Gallas*, dem nach dem Austritt des *Piccolomini* das Oberkommando über die Truppen aufs Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. *Gallas* erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschliessen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General *von Königsmark* durch *Hatzfeld* und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn *Christian des Vierten*, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meissen nach Sachsen gezogen. Aber *Torstensohn* drang durch den unbesetzten Pass zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem *Gallas* entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. *Torstensohn* passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, dass er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riss der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den grössten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von *Torstensohn* bei Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner grossen Macht brachte *Gallas* blos einige tausend Mann und den Ruhm zurück, dass kein grösserer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremseboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torstensohn verfolgte seinen Sieg. Während dass einer seiner Untergenerale, *Axel Lilienstern*, Chursachsen ängstigte, und *Königsmark* ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechszehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und suchte nun den Krieg aufs Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. *Ferdinand* eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu entflammen, und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsscenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte *Hatzfeld* die ganze österreichische und bayerische Macht, und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider

seinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei *Jankau* oder Jankowitz am 24sten Februar 1645 entgegen. *Ferdinand* verliess sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen, und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte *Torstensohn* nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguistische General *von Götz* in eine sehr unvortheilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem grössten Theil seiner Völker erschlagen, und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei, und dem tapfersten Widerstand des Fussvolks, waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Oesterreicher blieben auf dem Platze, und *Hatzfeld* selbst musste sich mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an Einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf Einmal dem Feinde alle österreichischen Lande. *Ferdinand* entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieser Stadt zu sorgen, und sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Oesterreich wie eine Wasserfluth herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen, und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstrom rückwärts zu seinem Anfang, und der Knall des schwedischen Geschützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor sieben und zwanzig Jahren in die Kaiserburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie *Bethlen Gabor* von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, *Ragotzy*, von *Torstensohn* zum Beistand herbei gerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. *Johann Georg von Sachsen*, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande aufs Aeusserste gebracht, hülflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schliessen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, die der grosse und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte *Türenne* dem Herzog von Enguien zuführte, erschienen sie am 3ten August 1644 vor Freiburg, welches *Mercy* kurz vorher erobert hatte, und mit seiner ganzen, aufs Beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enguien musste sich zum Rückzug entschliessen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. *Mazarin* vergoss Thränen über diesen grossen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche *Conté* nicht achtete. « Eine einzige Nacht in Paris, » hörte man ihn sagen, « gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion getödtet hat. » Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Bayern so sehr entkräftet, dass sie, weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen *Torstensohn*. *Ragotzy* war zwar mit seinen Völkern, fünf und zwanzig Tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Schaaren verwüsteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt dass sie die Unternehmungen *Torstensohns* durch eine zweckmässige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den *Ragotzy*, wie *Bethlen Gaborn*, ins Feld rief, und Beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. *Ferdinand*, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs Aeusserste geschwächt. *Torstensohn*, der selbst dabei kommandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommandanten *de Souches*, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuss unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog *Leopold* folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem Letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General *Bucheim* bezwungen, so dass die österreichische Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem blossen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlesien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der *Torstensohn*'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäss war, so hatte sie doch für die schwedische Partei

die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bei dem Friedenskongresse nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner grossen Pflicht so glänzend endledigt, trat der Urheber dieser Vortheile, mit Lorbern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Linderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sahe sich der Kaiser nach *Torstensohns* Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. *Türenne*, der sich von *Condé* getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von *Mercy* aufs Haupt geschlagen worden, und die siegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsass, *Königsmark* aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äusserste Schwaben zurückgedrängt. Bei dem Dorf *Allersheim* unweit Nördlingen hielen sie endlich Stand, die Grenze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungestüme Muth des Herzogs von Enguien liess sich durch kein Hinderniss schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine grosse Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Bayern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen *Mercy*, *Türennens* Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluss. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte *Leopold* kaiserliche Hülfsvölker zu, dass *Türenne* aufs Eilfertigste nach dem Rhein zurück fliehen musste.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. *Gustav Wrangel*, kein unwürdiger Nachfolger *Banners* und *Torstensohns*, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die, ausser *Königsmarks* fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ungefähr noch acht tausend Pferde und fünfzehn tausend Mann Fussvolk zählte. Nachdem der Erzherzog seine vier und zwanzig tausend Mann starke Macht durch zwölf bayerische Kavallerie-und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf *Wrangel* los, und hoffte ihn, ehe *Königsmark* zu ihm stiesse, oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit *Türenne* zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des *Königsmark* an sich. Aber *Türenne* gefesselt durch *Mazarins* Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringendern Bedürfniss, die niederländischen Grenzen des französischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahre unterlassen hätten. Da aber *Wrangel* fortfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich *Türenne* die erwünschte Erlaubniss, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Giessen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit *Türenne* verhindern wollte. Beides misslang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem grössten Mangel ausgesetzt. *Wrangel* benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der *Torstensohn*'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloss sich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon *Gustav Adolph* entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die *Wallenstein*'sche Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fussstapfen war Herzog *Bernhard* getreten, und, glücklicher als *Gustav Adolph*, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen in seinem Heldenlaufe still zu stehen, und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beiden misslungen war, hoffte *Wrangel* jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayerischen Völker weit hinter ihm an der Lahne standen, und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Korps Bayern bei Donauwörth, und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aufs Neue, um den Krieg von den bayerischen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reissende Fluth, und der Soldat belohnte sich durch die schreklichsten Gewaltthaten, Räubereien und Erpressungen für die überstandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-bayerischen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte blos das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganzen Kriege zum Erstenmal, wankte der standhafte Muth *Maximilians*, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschüttert geblieben. *Ferdinand der Zweite*, sein Gespiel zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohlthäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Churfürsten an Oesterreichs Interresse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet: der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das *Staatsinteresse* konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses Letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken liess, um ihn von der österreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der

Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine grosse Absicht hatte *Mazarin* seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt, und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern sollte alle Schrecknisse des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit *Maximilians* besiegten, und der Kaiser den ersten und letzten seiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter seinem grossen Regenten die Neutralität *erwählt*, Sachsen aus Noth sie ergreifen *müssen*, den *Spaniern* untersagte der *französische* Krieg jeden Antheil an dem *deutschen*, *Dänemark* hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, *Polen* ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es auch noch den Churfürsten von Bayern von dem österreichischen Bündniss loszureissen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland Keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und liess kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürsten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, dass nur die Spanier dem Frieden entgegen ständen, und dass blos spanischer Einfluss den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären: *Maximilian* aber hasste die Spanier, und hatte es ihnen nie vergeben, dass sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfälzische Chur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reissen, seinem Volke die so nöthige Erholung verschaffen, und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verschwand, und, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch *ihn* der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, dass der Kaiser den Kongress nicht beschickt hatte, um die Abschliessung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. *Sie* waren ja die Sieger, und doch masste der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, dass ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongress verliessen, und um sie zurückzuhalten, mussten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Bayern auf diese Weise misslungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschliessen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen liess, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überliess den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, musste den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Kölln und Hessenkassel eingeschlossen. Nach Abschliessung dieses Traktats, am 14ten März 1647, verliessen die Franzosen und Schweden Bayern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äussersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze, trotzte die österreichische Stadt *Bregenz* durch ihren engen und steilen Pass jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten liess, und der Vortheil, einen Pass gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizten den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechs Tausend an der Zahl, den Pass zu vertheidigen strebten. Unterdess hatte sich *Türenne*, der getroffenen Uebereinkunft gemäss, nach dem Würtembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Churfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das grosse Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn; den Kaiser, alles Beistands der Ligue und seiner protestantischen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloss zu stellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchstens zwölf Tausend Mann war Alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese musste er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kalvinisten, den hessischen Ueberläufer *Melander*, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals die überraschendsten Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Oesterreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Oesterreichs hülflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des *Türenne* von *Wrangeln* getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte *Wrangel*, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen liess der Kaiser seine letzte Armee marschiren, und fand sich in eigener Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen musste, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten *von Schlick* nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als Einmal eine entscheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die grössere Zahl für sich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden,

bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayerischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf Einmal in Unthätigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere *Johann von Werth* stand an der Spitze der Missvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und dem Kaiser zuzuführen. *Ferdinand* erröthete nicht, diese Verrätherei gegen den treusten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er liess an die churfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, dass sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst blos in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte *Maximilian* das angesponnene Komplott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmässige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber *Maximilian* war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negociationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschliessen wollte, sie ganz und gar abzudanken, und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissen Uebel erwählte, entschloss er sich lieber zu einem dritten, das zum Wenigsten noch ungewiss war, den Stillstand aufzukündigen, und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluss und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und *Wrangel* musste sich aufs Eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westphalen und Lüneburg, um die französische Armee unter *Türenne* an sich zu ziehen, und unter *Melander* und *Gronsfeld* folgte ihm die kaiserlich-bayerische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe *Türenne* zu ihm stiess; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbei rückte. Der Churfürst von Bayern durfte es nicht geschehen lassen, dass sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschliessung der Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äusserst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf Einmal das Werk vieler Jahre, die theuere Frucht der schwierigsten Unterhandlungen, zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Alliirte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt, und ihr, nach Massgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Hülfe zuzählte, so übernahm der Churfürst von Bayern stillschweigend dieses Geschäft bei *seinem* Alliirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beistandes Meister von Oesterreichs Grösse zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf Einmal zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und *Maximilian* hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht *Türenne's* gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, *Wrangeln* weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterinn war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das Schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geissel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeusserste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, dass ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äusserste Mangel die Armee, während dass *Wrangel* in Lüneburg frische Kräfte sammelte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, musste er mit Schanden entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs Neue getäuscht, und die Armee des *Türenne*, aller Aufforderungen *Wrangels* ungeachtet, am Rheinstrom zurück gehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, dass er die weimarische Reiterei an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt *Türenne* die Erlaubniss, zu den Schweden zu stossen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben *Melandern* bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserlich-bayerische Heer, das bei Susmarshausen sich ihnen entgegen stellte. *Melander* erhielt in dieser Aktion eine tödtliche Wunde, und der bayerische General von *Gronsfeld* postirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber *Gronsfeld* war nicht glücklicher als *Tilly*, der an eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeopfert hatte. *Wrangel* und *Türenne* wählten dieselbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg *Gustav Adolphs* bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Verraths, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs Neue überschwemmt, und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bayerischen Unterthans geahndet. *Maximilian* verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluss in wenigen Tagen in einen reissenden Strom verwandelte, rettete Oesterreich noch Einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn

zu schlagen, und zehnmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so gross gewesen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern standen, und kein General mehr vorhanden war, den man einem *Türenne*, *Wrangel* und *Königsmark* gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held *Piccolomini* aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigte sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Korps hatte sich *Königsmark* nach Böhmen gewendet, wo *Ernst Odowalksky*, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. *Königsmark* vollführte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreissigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags grössere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen, *Karl Gustav*, den Thronfolger der *Christina*, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am vier und zwanzigsten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schliessen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammen wirken musste, dieses mühsame, theuere und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen, was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreissigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Grossen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muss einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein grosses Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein grosses und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des westphälischen Friedens. Ein Abriss davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelett entstellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

AUFSÄTZE

VERMISCHTEN INHALTS.

WAS HEISST

UND

ZU WELCHEM ENDE STUDIRT MAN UNIVERSALGESCHICHTE?

EINE ACADEMISCHE ANTRITTSREDE*).

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine H. H.! an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das grosse weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wissbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, lässt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je grösser das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Grösseres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muss ich Sorge tragen, dass sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, dass sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Furchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich *nahm* und *gab*, muss sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine historischen Vorlesungen in Jena. Sie erschien zuerst im deutschen Merkur 1789, im November.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstand Ihres Fleisses genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich *über diesen Zweck Ihrer Studien* selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studirplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiss einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiss wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entlässt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine grösste Angelegenheit ist jetzt, dis zusammengehäuften Gedächtnissschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, dass sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse *durch sich selbst* ihn belohnen, desto grössere Vergeltung heischt er von Aussen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er

nur *Einen* Massstab, *die Mühe*. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden liess, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn aneckeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das grosse Ganze der Welt anzuschliessen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blössen ihm beleuchtet, anstatt dass er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu seyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — *herzustellen*, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, dass im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den *Brodgelehrten* niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: *so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System*, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Aussen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiss Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne missgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muss er Reiz und Aufmunterung von aussen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleisse selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Grösse unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Grosse im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Grossen selbst nur das Kleine sieht. *Nicht was* er treibt, sondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und *nahe* durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, dass es bereits bei Ihnen entschieden sey, welches von den beiden Gemählden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem *Zweiten* allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem *Ersten* nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu grossen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine

weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wie sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch musste sich erst durch eine ausserordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der *Ehe*, dort noch keine Kenntniss des *Eigenthums*; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, dass er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern mahlt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräuch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; *Feind* heisst ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süsses Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Eckel oder Mitleid erregen.

So waren *wir*. Nicht viel besser fanden uns *Cäsar* und *Tacitus* vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind *wir* jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiss hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriss und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuss und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniss nicht mehr an die Pflugschar, jetzt frodert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht: sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleisses, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiss neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galiläi und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmälig in die Vergessenheit nach. Ein grosser Schritt zur Veredlung ist geschehen, dass die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmässigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlass der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch *Eintracht* zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen *Einförmigkeit* darnieder. Selbst unsere Religion—so sehr entstellt durch die un-

treuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluss der bessern Philosophie verkennen? Unsere *Leibnitze* und *Locke* machten sich um das *Dogma* und um die *Moral* des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines *Raphael* und *Correggio* um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine grosse Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemählde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleisses sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von *jenem* Aeussersten zu *diesem* Aeussersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermesslich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniss und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniss, Kunstfleiss und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermesslich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Thronen, und liess in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst dass *wir* uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Mass von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nöthig seyn, dieses einzige Moment zu erklären; dass wir uns als Christen zusammenfanden, musste diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, musste sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mussten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher musste der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu missbrauchen, und seine stille *Gewissensmacht* in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie musste in einen *Gregor* und *Innocenz* alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniss, und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreissen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mussten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein *Gustav Adolph* musste den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mussten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiss ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluss den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen *Mittelstande*, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mussten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Musse der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so musste der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein *Al Mamun* den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei musste unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müssiggang der Mönche musste für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf von Ferne einen Ersatz zubereiten, und der *profane* Fleiss in den Klöstern die zerrütteten Reste des *Augustischen* Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern musste der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schliessen, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbilderinn sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre *ganze* Geschichte hervorgegangen wäre? Wie viele

Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mussten *zusammentreffen*, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaften und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mussten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen *Vasco de Gama,* der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. *Ganz* und *vollzählig* überschauen kann sie nur der unendliche Verstand: dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen fest gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche *vor der Sprache*, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die *Weltgeschichte* verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der *Sagen.* Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so musste sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte, daher sind alle Begebenheiten *vor dem Gebrauche der Schrift* für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei Weitem der grössere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die grössere Anzahl durch die *Leidenschaft,* durch den *Unverstand*, und oft selbst durch das *Genie* ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Misstrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verlässt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln; welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. *Was* und *wie viel* von diesem historischen Stoff gehört nun der *Universalgeschichte?*

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluss gehabt haben. Das Verhältniss eines historischen Datums zu der *heutigen* Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muss, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluss über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so ununterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt seyn. Es ist daher zwischen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeschichte* ein merkliches Missverhältniss sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfliessenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, dass der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, dass Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten *isolirt* erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, dass ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie auskam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmässig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des

menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluss ähnlicher Umstände von Aussen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; dass also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluss gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schliessen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muss durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, dass diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmässigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Princip in die *Weltgeschichte*. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser grosse Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Facta *bestätigt*, und durch eben so viele andere *widerlegt*; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluss noch zurückhält, erklärt er die Frage für *unentschieden*, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die grössere Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, dass eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses grossen Masses könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschliesst. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche Ziel, muss dem Fleiss des Forschers einen belebenden Sporn und eine süsse Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung seyn, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in ihrem Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das grosse Gemählde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks, und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschliessen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerinn aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zevs sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von Ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines *Gregors* und *Cromwells* geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: « dass der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewusst vortreffliche befördert. »

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreissen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was *aufhört*, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen grossen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Massstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, lässt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten *Alexanders* und *Augusts* nicht zurückwünschen.

Unser *menschliches* Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiss und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen

gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne dass sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniss von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus *unsern* Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Daseyn zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sey, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

ETWAS

ÜBER DIE ERSTE MENSCHENGESELLSCHAFT

NACH DEM

LEITFADEN DER MOSAISCHEN URKUNDE. *)

I.

Uebergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Instinkts, woran sie noch jetzt das vernunftlose Thier leitet, musste die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen, und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfniss der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Thier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von Fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes Gemüth fasste alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf, und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtniss nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und dies musste seyn, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

* *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Anfsatz gehört, so wie die beiden folgenden, zu den universalhistorischen Vorlesungen des Verf. auf der Universität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erschien er zuerst.

Setzen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste und geistreichste aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und also moralisch wären seine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Thierheit wär' er niemals gestiegen. In einer wollüstigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er sich bewegt hätte, wäre der kleinstmöglichste gewesen, von der Begierde zum Genuss, vom Genuss zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas Anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, sobald er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch *seine Vernunft*, und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als *Pflanze* und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wäre es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntniss und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was musste geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegen rücken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstiess ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Grosses that, er selbst riss ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniss verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anders als — ein Abfall von seinem Instinkte — also erste Aeusserung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseyns. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Uebel swar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und grösste Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein geleget. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen *Fall* des ersten Menschen behandelt, und wo es sich thun lässt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Grossen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch

aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuss nehmen musste. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber musste er schon Nachdenken, Fleiss und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft musste er sich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen: er musste Waffen erfinden, und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbst gepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süsser, als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hätte ihn bald in seiner müssigen Glückseligkeit verfolgt, und ihm die Freuden vereckelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniss verwandelt, und dann die Wildniss zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine stürmische Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenschaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen Seinesgleichen. Mit dem Menschen musste er um sein Daseyn kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

HÄUSLICHES LEBEN.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vortheil voraus; Sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten thun müssen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter, spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das grosse Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die Mosaische Urkunde verlässt uns hier und überspringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verlässt, so muss die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem *wichtigen* Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Thieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Zahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde sinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur *ein* gesellschaftliches Verhältniss, nur *eine* Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältniss kennen — *elterliche* Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste blos auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfniss des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniss, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniss. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der *ehlichen* Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in Seinesgleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die *Geschwisterliebe*. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens, zum Erstenmal *ausser* ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle nur in einem jugendlichen Spiegel wieder.

Bis jetzt hatten Beide, so lange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die *Hoffnung*. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur Einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf Einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgetheilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet, und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Uebung gesetzt, und durch Uebung

entwickelt, die Sprache wurde schon reicher, mahlte schon bestimmter, und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendung der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr vorhanden, dass sie zur Nachahmung der Thiere herabsinken würden!

VERSCHIEDENHEIT DER LEBENSWEISE.

Der Fortschritt der Kultur äusserte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwei verschiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begiessen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen, und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muss aber nicht glauben, dass der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr grosse Zurüstungen nöthig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäss, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, dass bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, dass da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit grösser war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen, und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluss in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte begiessen und düngen.

Schwerer scheint der Schritt zu seyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Thiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Thiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Heerde; diese musste er aber unter denjenigen Thieren suchen, die gesellig leben, und er musste sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er musste sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besassen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren, und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und so lange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluss darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzusuchen, und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Ueberfluss lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuss war das Loos des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müssiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig musste er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachsthum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere seine Heerde selbst für sich sorgen liess. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam musste seine Lebensart seyn, ehe die Pflugschar sie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreissen des Erdreichs, Aussaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte dieses Alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleisses so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft musste er sich gegen wilde Thiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleisses, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und seine Seele musste in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieses harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so musste ihm diese Ungleichheit auffallen, er musste — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft musste, bei der ersten Ungleichheit unter Menschen, erwachen. Mit Scheelsucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze stach, und die Arbeit ihm den Schweiss aus der Stirn presste. Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er hasste ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müssiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlass in Gewaltthätigkeit ausbrechen musste. Dieser Anlass aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines Jeden hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander gesetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbei geführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er also? worauf musste er natürlicher-

weise verfallen? Er trieb seine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder liess es wenigstens geschehen, dass sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so raisonnirte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum ersten Mal kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubthier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, dass er ihn auf die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Hass, den er schon lange Jahre in seiner Brust herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Keule rächte ihn auf Einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erste Kollision der Menschen.

AUFGEHOBENE STANDESGLEICHHEIT.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schliessen, dass die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und also damals schon Herkommen gewesen sey, sich in Ehen einzuschränken, und mit Einer Gattinn zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, dass in den allerersten Zeiten das Verhältniss der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sey, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur Eine Gattinn, weil nur Eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Missverhältniss zeigte, und Wahlen stattfanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und Niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben so, wie die Ordnung der Ehen, richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehen hatte die Natur gegründet, weil sie das hülflose Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung musste der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er auch nun selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend musste er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehen zugestehen. Dieses Ansehen des Stammherrn musste sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die grössere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, musste ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauchs gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern, es gab also Starke und Schwache, Herzlose und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme musste bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, dass das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem musste der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden, und sich künftig Jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte, oder seinen Ueberfluss in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiss des Armen. Das Eine also wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müssig.

Der erste Unterschied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiss; seinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; Viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; also schloss er, diese Vielen seyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, sich besser zu dünken, als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Günstlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genesis der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müssiggang, der Müssiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, musste er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Mass der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergetzungen sann.

Er musste Alles besser und Alles in reicherm Masse haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit Einer Gattinn. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuss stumpft aber ab, und ermüdet. Er musste darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuss mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, dass Alles sein sey, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, so erlaubte er sich Alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur

Gattinn zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so musste die Sittenverderbniss bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reissender musste sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum ersten Male zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine grosse Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinander gesetzt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater, und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmässigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, so bald er todt war. Hinausgestossen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweise in der Welt, als man musste entweder Herr oder eines Herrn Knecht seyn.

Ohne das Erste zu seyn, dünkten sie sich zu dem Letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand, und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich, und erpressten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluss dieser neuen Lebensweise mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben—Einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut, und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

DER ERSTE KÖNIG.

Asien, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, musste bald wilden Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in grosser Anzahl vermehrten, und ihre Herrschaft ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, musste den wilden Thieren erst abgerungen, und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, ausser mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schliessen, die den Bezwingern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner *Oedipus* König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der grösste Wohlthäter der Menschen, und um glücklich darin zu seyn, musste er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in grossen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine *natürliche* Ueberlegenheit über die Andern verschaffte. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegesthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmässigen Dispositionen vorgenommen werden mussten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und *seinen* Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten, und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, dass man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, so musste billigerweise die grössere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich Andere verbinden, und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von *Leibwache*, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Anmassungen mit wildem Eifer unterstützte, und Jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen liess, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmässige Abgabe erpresste. Auch diese Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens, und vergrösserte dadurch immermehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durchzügen Schaden litten, so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen,

welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hatte schaden *können*, einforderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichthum, und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen Einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellirte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Schaaren versagen? Er war der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben so ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegerischen Anführern wurden sie allmälig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des *ersten* Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren sie schon ein *Volk*, schon eine formirte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehen hatten. Eine schon ehemals geduldete Gewalt lässt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder *herstellen*, aber auf diesem ruhigen Weg lässt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemässer, dass der erste *König* ein Usurpator war, den nicht ein Freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, *und* eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

DIE SENDUNG MOSES. *)

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den grössten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, dass wir der Mosaischen Religion einen grossen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem grossen Theil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muss, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschliessenden Vorzug, dass die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkte betrachtet, muss uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen, und eben so wenig den grossen Einfluss vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäss, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahret worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt seyn, dem hebräischen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erst in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr 400 Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während ihres langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Aegyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausschloss. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgniss der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs durch ihre nomadische Lebensart müssig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Versuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müssige Zuschauerinn sie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth also, sie scharf zu bewachen, zu beschäf-

* *Anmerkung des Herausgebers.* Im 10ten Heft der Thalia wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

tigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zum öffentlichen Frohndienst, und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu misshandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, dass sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dies erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Aegypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben musste. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon grossmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Theil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniss mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mussten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachtheilige Art, in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als dass sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieser Nation bis auf den heutigen Tag eigen geblieben ist; aber damals musste es in einem fürchterlichsten Grade wüthen. Die schrecklichste Plage dieses Himmelstrichs, der Aussatz, riss unter ihnen ein, und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entstand endlich eine erbliche Stammskonstitution. Wie allgemein dieses Uebel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugniss der Profanscribenten, des Aegyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts, als diese Volkskrankheit des Aussatzes, kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern gewesen sey.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung, und der Misshandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man Anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Aegypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Eckel und eine tief zurückstossende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, dass die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und dass man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Aegypter wusste den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so fiel sie auf einen eben so unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wussten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Massregeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich musste die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sehen.

Woher sollte aber nun den Hebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter selbst, denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand, und sich gewiss nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals eben so unfähig als unwürdig scheinen musste. Aus ihrer eignen Mitte noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine 300-jährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lang anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Thier herunter gestossen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenpöbel Ansehen, einem so lang gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über seine verfeinerten Unterdrücker verschaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben so wenig, als unter der verworfensten Kaste der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geist entstehen.

Hier muss uns die grosse Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreissen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, ausserordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Hebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem blossen Hebräer musste es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Hebräer, entriss ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk, und verschaffte ihm den Genuss ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Hebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine hebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu

gewähren. Die Noth gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher musste die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam, und wo es dieser also in die Augen fallen musste. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloss sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine hebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessinn bewilligt wird. Zum Zweitenmal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während dass seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal seines Volks zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder, und überliess *ihr* nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen *Moses*, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als solcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in dem Augenblicke gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschliessende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, dass sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtschreibers *Manetho*, worin er den *Moses* zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuthen lässt, dass er zum priesterlichen Stand bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was *Moses* in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Gesetzgebung gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Instituts einlassen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniss alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus lässt ihn in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet seyn. Der Geschichtschreiber *Philo* sagt, *Moses* sey von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugniss bestätigen Mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines besondern Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Musse empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Oekonomie der Natur gethan worden, musste die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer siegen, und die Vorstellung von dem höchsten Wesen musste sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge musste unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopf eines Priesters? Da Aegypten der erste kultivirte Staat war, den die Geschichte kennt, und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Aegypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern durch, wer weiss wie viele, Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigenthum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Mass von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, nothwendig mit sich bringen musste, so begriff man bald, dass es unvorsichtig, ja gefährlich seyn würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen, und sie in ihrer lächerlichen Blösse zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, dass Jeder von denen welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiss, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Misslang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet, und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschliessenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Mass von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit selbst, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnissvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sey, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Be-

trugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüth des Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen musste, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsterniss und Licht und dergleichen.

Diese Ceremonien, mit jenen geheimnissvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis, und waren das Vorbild, wornach in Folge die Mysterien in Eleusis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

Es scheint ausser Zweifel gesetzt, dass der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustands Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und dass die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse theilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finsterniss zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf Einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrthümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen seyn musste, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzig höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Grösse, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist blos ein Bedürfniss der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nöthig, denn es ist Keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: « *Ich bin, was da ist,* » und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift : « Ich bin Alles, was ist, was » war, und was seyn wird; kein sterblicher Mensch hat » meinen Schleier aufgehoben. » Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder I- ha- ho- — ein Name, der mit dem hebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluss, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.

Eine vorläufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch *Pythagoras* vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen musste. Diese Unterscheidung von Andern, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältniss zu der Gottheit anzeigen, wozu auch *Moses* sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des *Serapis* nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit seyn sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimnisskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester, oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligthums, die man auch desshalb Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, dass er plötzlich wahnsinnig geworden sey.

In den ägyptischen Mysterien stiess man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehrern Thiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaft bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen, oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigsten aller Thiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchstens Wesens zu bezeichnen, der Stier aber heisst in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Aussenseite, die das Volk täuschte, und selbst mit dem Götzendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äusserliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während dass man im Heiligthum selbst seiner spottete.

Doch ist es begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Götzendienst verträglich zusammenleben konnte, denn indem er ihn von Innen stürzte, beförderte er ihn von Aussen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Nothwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Uebeln das geringere zu seyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man das, was Anfangs nur blosse Nothhülfe gewesen, nämlich das Geheimniss, zum Zweck des Instituts, und anstatt den Aberglauben allmälig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geschickt zu machen, suchte man seinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle jener unschuldigen lautern Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntniss des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer

länger mit dem letzten Aufschluss, der alle falschen Erwartungen auf immer aufheben musste, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des *Moses* in die blühenden Zeiten des Instituts oder in den Anfang seiner Verderbniss fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schliessen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken, und im Beiseyn des *Pharao* es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, dass er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen, und zu dem letzten höchsten Grade der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Ceremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und grosse wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volks gethan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, dass er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu seyn, worunter es seufzen musste.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Misshandlung seines Volks erinnerte ihn, dass auch er ein Hebräer sey, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr musste ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Frohnvogts misshandelt; dieser Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muss Aegypten meiden, und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug zu wissen, dass *Moses* nicht sehr jung mehr seyn konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Hass gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde lässt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen *Jethro* hüten. Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie schwer musste er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer grossen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, dass es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzuthun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, Alles, was er Schönes und Grosses gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Thätigkeit werden; zu etwas Grossem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Gross und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die *Idee*: « Ich will dieses Volk erlösen. »

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei Weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Muth, weder Gemeingeist noch eine kühne Thaten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestücks eben so wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muss er damit anfangen, es dieser Wohlthat fähig zu machen. Er muss es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäussert hat. Er muss ihm die Eigenschaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heisst, er muss Hoffnung, Zuversicht, Heldenmuth, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Aegypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, dass es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augen-

blick fortzureissen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Werden sie nicht, muthloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein anders, als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, so hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflössen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muss, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimiren, so sind sie ein Ball in seinen Händen; er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sichs: Welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen!

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von Ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptischen Weisen ist, und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, dass der Auswurf Aegyptens Etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die Wenigsten fassten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniss des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniss desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Hebräer ja nicht mehr als um irgend ein anders Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er liess sie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten, und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihm die Mysterien verhasst gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Ueberzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volk zu erweisen; er will sie nicht blos unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muss auf Wahrheit gegründet seyn. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen *seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.*

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion, und untersucht, was er ihr geben und nehmen muss, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter, und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedrüfniss eben jetzt von ihm fordern. Er passt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er passt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündiget, und so entsteht Jehovah.

In den Gemüthern seines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muss er ausrotten, aber den Glauben muss er erhalten. Er muss ihn blos von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstand ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutz einer besondern Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrthum knüpfte *Moses* seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum National gott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht blos, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum Einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle

Der eitle kindische Stolz, die Gottheit ausschliessend besitzen zu wollen, musste nun zum Vortheil der Wahrheit geschäftig seyn, und seiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrthum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Missverständniss seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muss er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältniss, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muss nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf Einmal wird ihnen verkündigt, dass sie auch einen Beschützer im Sternenkreis haben, und dass dieser Beschützer erwacht sey aus

seiner Ruhe, dass er sich umgürte und aufwache, gegen ihre Feinde grosse Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reisst der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte *Moses* in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf Einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte, — der schon Jahrhunderte lang ein müssiger Zuschauer der Misshandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden musste? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen musste. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volkssagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, dass er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Missverständniss Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde seyn, der ich seyn werde. Sage zu dem Volk Israel, legt er ihm in den Mund, *ich werde seyn*, der hat mich zu euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name aber musste dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverständlich seyn. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und *Moses* hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Uebelstand aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, dass die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem *Moses* in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, dass er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, dass sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er musste sich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine grosse Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so musste er seine Kraft auf diesen legen, und ihn durch ausserordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst, als die Macht und Grösse dessen, der ihn sandte, darzuthun.

Wollte also *Moses* seine Sendung rechtfertigen, so musste er sie durch Wunderthaten unterstützen. Dass er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überlässt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche *Moses* seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben musste, um den Hebräern Glauben daran einzuflössen, und dies war Alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, dass es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschliessen sollte, einem Menschen in Feuer oder Wind zu erscheinen, gleichgültig seyn könnte, ob man barfuss oder nicht barfuss vor ihm erschiene. — *Moses* aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, dass er die Schuhe von den Füssen ziehen sollte; denn er wusste sehr gut, dass er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, dass z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich seyn könnte — er kam also diesem Uebelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst musste sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht musste also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung abnöthigte. Ueberhaupt mahlt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen musste zu glauben, und es ist kein Zweifel, dass er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den *Moses* in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; weil er wusste, dass auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sey, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraus sah, dass seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde; so begriff er, dass er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, dass er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs Erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muss, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nöthig, dass er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muss er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiss er, dass die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muss also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen blossen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muss ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein grosser und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, dass er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muss er sie überreden, hinreissen, bestechen. Er muss also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die

ihn den schwachen Köpfen fasslich und empfehlungswürdig machen; er muss ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muss zufrieden seyn, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schätzen, und auch das Wahre blos auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — dass der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, dass also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle anderen Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten ein kleiner Cirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. *Moses*, der selbst aus diesem Cirkel ist, und nur diesem Cirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, *Moses* ist der erste, der es wagt, dieses geheimgehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien, und lässt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen grossen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben *).

DIE GESETZGEBUNG

DES

LYKURGUS UND SOLON. **)

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muss man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen, und die Verfassung kennen lernen, worin er *Lacedämon* fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt seines Throngehülfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen *Prokles* und *Eurysthen* auf ihre beiderseitigen Linien bis auf *Lykurg* dergestalt fortgeerbt, dass Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung grosser Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wieder, und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichthum floss in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger tyrannisirten die Armen, und die Verzweiflung der letztern äusserte sich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, musste der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand *Lykurgus* Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo *Lykurgus* seine Gesetze bekannt machen wollte, liess er dreissig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König *Charilaus*, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, dass die ganze Sache gegen ihn gerichtet sey. Aber man benahm ihm diese Furcht, und brachte ihn sogar dahin, dass er selbst den Plan des *Lykurgus* thätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, dass die Republick zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte *Lykurgus* eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründet einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und also 30 mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt missbrauchten, und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu gross werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füsse zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben so wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte *Lykurgus* nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht missbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk, verbinden, aber ohne grosse Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser letzte fing daher bald an, diese vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen diese Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche *Lykurgus* machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in 9000 Felder getheilt, jedes gross genug, dass eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen, reizenden Anblick, und *Lykurgus* selbst weidete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilten.

*) Ich muss die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: *Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius* verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

**) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Vorlesungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

Eben so gern, wie die Aecker, hätte *Lykurgus* auch die beweglichen Güter vertheilt, aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem grossen und schweren Stück Eisen einen sehr geringen Werth, dass man einen grossen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so liess er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, dass *Lykurg* seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Sparta's eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen, kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, dass alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen, und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen, und sich durch eigene Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder musste monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Fünfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse musste alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so streng gehalten, dass selbst *Agis*, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlinn allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer seyn, weil es kein so grosses Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn *Lykurg* selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, dass er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann *Lykurgus* für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Ursache dieser Mässigung und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, dass eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluss haben musste.

Ein anderes Gesetz verordnete, dass kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden und keine andere Thür, als die blos mit Hülfe einer Säge gemacht worden sey. In ein so schlechtes Haus konnte sich Niemand einfallen lassen, kostbare Möbeln zu schaffen; Alles musste sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, dass es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen, er musste auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemüthern der Spartaner musste er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern; in *diesen* musste er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloss er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam musste sie rauben, und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat, — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterinn; war es schwächlich und missgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lernte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mussten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen liess, hatte eine starke Züchtigung und Schande zu erwarten. *Lykurgus* wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen — Eigenschaften, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, eben so wichtig glaubte, als Leibesstärke und Muth. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft *Lykurgus* im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muss man in Betrachtung ziehen, dass weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den

politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthume ruhte, und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf— besonders wenn der Staat ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine grosse Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken, und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte *Lykurgus*, mache schöne Leute schöner und hässliche fürchterlich. Es war gewiss ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er liess im Kriege von der strengen Disciplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, dass der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und dass sie sich darauf, wie auf eine Art fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, so liess der spartanische König das Castorische Lied anstimmen, die Soldaten rückten in festgeschlossenen Reihen unter Flötengesang fort, und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, dass die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und dass die Gemüther durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen, und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, welche sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der Spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmässigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus. Man liess sie schändliche Lieder singen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlichern Absicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Muth seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen, und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine gewisse Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tag war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Strassen und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man Kryptia oder Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, dass sie anfingen der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entspannen. Der Senat fasste einen unmenschlichen Entschluss, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Kriegs 2000 der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Prozession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. Soviel ist übrigens gewiss, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, dass die spartanischen Sklaven die unglückseligsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müssig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, dass jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von *Vaterland* und *vaterländischem Interesse* verwuchs mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müssigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fing an zu singen: *In der Vorzeit waren wir Helden.* Das Chor der Männer antwortete: *Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben!* Das dritte Chor der Knaben fiel ein: *Helden werden wir einst, und euch durch Thaten verdunkeln.*

Werfen wir einen blos flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums ist sie unstreitig die vollendetste, die Mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet. Alles schliesst sich darin einander an, Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Bessere Mittel konnte *Lykurgus* wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses National-Interesse, diesen Gemeingeist gegeben, den *Lykurgus* dem seinigen gab. Und wodurch hat *Lykurgus* dieses bewirkt? — Dadurch, dass er die Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu lei-

ten wusste, und ihnen alle andern Wege zuschloss, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, Alles, ausser dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegen stiessen, desto fester mussten sie an ihrem Mittelpunkte halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoss des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schosse des Staats fand er Beschäftigung, Ergetzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, musste sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, dass die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muss. Daher kam es, dass bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel Statt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König *Leonidas* mit seinen 300 Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend. « Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommst, dass wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind. »

Man muss also eingestehen, dass nichts zweckmässiger, nichts durchdachter seyn kann, als diese Staatsverfassung, dass sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr grossen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten ist die Gesetzgebung des *Lykurgus* ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen *Lykurgus* sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muss eine tiefe Missbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, dass alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes: so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, dass sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie alle Fortschreitung der Kultur befördern, oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend Etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Massstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft seyn, wie wir den Lykurgischen Staat beurtheilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine ehliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stösst, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger *Coriolanus* in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fliessen sehen kann!

Dadurch, dass der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu seyn. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwie-

derbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und misshandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmässig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als dieser? Nicht genug, dass *Lykurgus* auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe fest hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschritte hemmte.

Aller Kunstfleiss war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufliessen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besassen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mussten darüber wachen, dass keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, dass selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese lokale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, musste man den Geist des Volks auf derjenigen Stelle fest halten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, dass Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats seyn soll.

Der Staat des *Lykurgus* konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volkes stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, dass er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des *Lykurgus* angeführt hat, dass Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, dass es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die *Lykurg* ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, dass es bleiben musste, was es war, dass es stehen musste, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Grösse und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir sehen nichts mehr, als einen schülerhaften unvollkommenen Versuch — das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muss er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen musste nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste seyn, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines Vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meissel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat, aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen, und mit Zweckmässigkeit vollendet wird.

SOLON.

Von der Gesetzgebung des *Lykurgus* in Sparta war die Gesetzgebung *Solons* in Athen fast durchaus das Widerspiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des *Kodrus* wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft, und einer Obrigkeit, die den Namen *Archon* führte, die höchste Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Atheniensern schon zu *Homers* Zeiten eigenthümlich war, regte sich am Schluss dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre grosse und dauerhafte Macht missbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, dass es alle zehn Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den Akt seiner Souveränetät, es nahm alle zehn Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtniss, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, dass es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, dass der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das atheniensische Volk einen lebenslänglichen Archont über sich geduldet, aber der zehnjährigen Archonten wurde es schon im siebenzigsten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieser Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souveränetät erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müssen, weit schneller entwickeln müssen, als in der ersten.

Der siebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuss seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, dass eine auf zehn Jahre verliehene

Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Missbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluss eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste Archon, *Eponymus* genannt, führte den Vorsitz bei der Versammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, *Basileus* oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienst zu besorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, *Polemarch*, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen *Thesmotheten*, weil sie die Konstitution zu bewahren, und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war also einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, dass jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Missbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, dass sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechselung und die grössere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung zum Archontat zu gelangen: eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer diese Würde bekleidete, und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, dass die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. *Drako* hiess dieser gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menschen-Gefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen blos in dem finstern Spiegel seiner eigenen trüben Seele sah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit; ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf, und unbiegsam in seinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich; Gesetze zu vollziehen, aber sie zu geben, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.

Es ist uns wenig von den Gesetzen des *Drako* übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tode, den Müssiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Kohls oder eines Schafs, wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben so streng bestrafe, als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: « Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die grössern weiss ich keine andere Strafe als den Tod — darum muss ich beide gleich behandeln. »

Drako's Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heisst eben so viel, als einen Baum umhauen, weil *eine* seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch, weil sie auf das Volk, dem er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeschickt, durch solche Gesetze zu gedeihen, so war es das atheniensische. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen.

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbescheidenen Titel unwandelbarer Gesetze gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, schadeten seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine anderen sogleich da waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es eben so viel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riss ein.

Damals war der Zustand des atheniensischen Volks äusserst zu beklagen. Eine Klasse des Volks besass Alles, die andere hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs Unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermessliche Scheidewand zwischen beiden. Die Noth zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hülfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mussten sie ungeheure Zinsen bezahlen, und wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mussten, waren sie dahin gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch diese Zuflucht erschöpft war, borgten sie auf ihren eigenen Leib, und mussten sich gefallen lassen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der Zustand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so musste man dieses zerstörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

Zu diesem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, forderte eine *Demokratie*, eine

gleiche Vertheilung der Aecker, wie sie *Lykurgus* in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, stritt für die *Aristokratie*; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wissen, und setzte sich den beiden andern entgegen, dass keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, so lange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicherweise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter billiger Charakter, und der Ruf seiner Weisheit hatten längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war *Solon*, von königlicher Abkunft, wie *Lykurgus*, denn er zählte den *Kodrus* unter seinen Ahnherren. *Solons* Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Wohlthaten hatte er sein Vermögen geschwächt, und der junge *Solon* musste in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu Statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit, und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das sie von den Satzungen des *Drako* und *Lykurgus* so schön unterscheidet. Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben, und noch anderer wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegerischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat; seine Weisheit floss in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. *Solons* Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des *Peloponnes* hatte er einen sehr grossen Einfluss.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten grosse Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Der verständige Theil der Athenienser wünschte ihn sich zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu theilen. *Solon* verschmähte diesen Rath: « die Monarchie, sagte er, sey ein schöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang. »

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses grosse Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, *Seisachtheia*, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und zugleich verboten wurde, dass künftig Keiner dem Andern auf seinen Leib etwas leihen durfte. Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchste Noth des Staats machte einen gewaltsamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Klasse des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er liess ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu seyn. Nichts desto weniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, dass er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergassen, dass der Gesetzgeber den Reichen eben so gut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sey, und dass die Anordnung des *Lykurgus* eben darum nicht nachahmungswürdig sey, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Undank des Volks presste dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. « Ehmals, sagte er, rauschte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt schielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich. » Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, dass er alle Gesetze des *Drako* abschaffte, diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das grosse Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle atheniensischen Bürger mussten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte getheilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich 500 Mass von trockenen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche 300 Mass Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mussten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die Zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besassen, und blos von ihren Handarbeiten lebten, Handwerker, Taglöhner und Künstler.

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme, wie die übrigen, dadurch allein genossen sie einen grossen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, *Ekklesia* genannt, wurden alle grossen Angelegenheiten gebracht, und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Besetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die *Solon*'schen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so musste in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die *Ekklesia appellirt* werden, welche dann in letzter *Instanz* entschied, wie das Gesetz zu verstehen sey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreissigsten Jahr hatte Niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald

einer das erforderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegbleiben, denn *Solon* hasste und bekämpfte nichts so sehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Wesen.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk *souverain*, und nicht blos durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachtheilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mässigung zu bedienen; Leidenschaft mischte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so grosse Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Uebel zu begegnen, schuf *Solon* einen Senat, zu welchem, aus jedem der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat musste sich vorher über die Punkte berathschlagen, welche der *Ekklesia* vorgelegt werden sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, so traten die Redner auf, die Wahl desselben zu lenken. Diese Menschenklasse hatte sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Missbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik eben so viel geschadet, als sie ihr hätte nützen können, wenn sie von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Ueberredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger gross, weil sie der freien Wahl etwas übrig liess. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wusste, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein grosser öffentlicher Platz von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das *Prytaneum* genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwender, Keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anstatt der vier Zünfte, welche *Solon* eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von 400 bis 1000 gesetzt. Aber von diesen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch diese 500 nie auf einmal. Fünfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, dass in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben so viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die ausserordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, dass eine Angelegenheit lange unentschieden blieb, und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Ausser dem Senat der Prytanen, den er nun erschuf, brachte *Solon* auch den *Areopagus* wieder in Ansehen, den *Drako* erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze, und befestigte, wie *Plutarch* sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem *Areopagus*, wie an zwei Ankern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erstern bestätigte *Solon* nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtschlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingesetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorsetzlichen Todtschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsetzlichen Mordes wegen ausser Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einst wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliäa war eine ausserordentliche Kommission der andern grossen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht blos Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den eilf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Diese eilf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder, man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Dass es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe, und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleich setzte, ist ein schönes Selbstgefühl des atheniensischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch ausserordentliche Verdienste oder Glück zu einem grössern Einfluss und Ansehen ge-

langt waren, als sich mit der republikanischen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man bisweilen, — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindischen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostracismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostracismus musste seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Theuerste war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Tribunale festgesetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die *Ekklesia* offen stand. Jeder führte seine Sache selbst, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Wasseruhr bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklägers Rede. Die wichtigsten bürgerlichen Händel mussten in vier und zwanzig Stunden entschieden seyn.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen *Solons;* aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, dass sie ihre Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen ertheilen, dass sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menschen trennen, wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in direktem Widerspruche mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitten in einer viel schönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muss man auch hier in Anpreisung des Alterthums sehr behutsam seyn. Fast durchgängig kann man behaupten, dass die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, dass sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurück bleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsere Gesetzgeber Unrecht gethan haben, dass sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten; so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, dass sie moralische Pflichten mit den Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Grossmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmässig gebieten; denn sobald es dieses thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern *Solon* zurückzukommen.

Ein *Solon*'sches Gesetz verordnet, dass jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angethan betrachten, und nicht ruhen sollte, bis sie an dem Beleidiger gerochen sey. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen Uebrigen einzuflössen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, dass er so schön habe handeln *müssen*!

Ein anderes Gesetz, welches *Solon* gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflössen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte seyn; aber er vergass, dass oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität *gebietet* — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Gesetz des *Solon* verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust bezahlt gemacht; eben so sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen, und sein Vermögen nach Willkür zu verschenken, denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr werth als blosse Verwandte. Die Aussteuer schaffte er ab, weil er wollte, dass die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmuth in seinem Charakter ist, dass er verhassten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hiessen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der atheniensische Geist sich so sehr neigte, mässigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf 100 Jahre gültig seyn — wie viel weiter sah er als *Lykurgus*. Er begriff, dass Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, dass Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben als in ihrer Kindheit. *Lykurg* verewigte die Geistes-Kindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. *Solon* versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages sind viele derselben im römischen Gesetzbuche in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterinn aller Verdienste.

Man hat dem *Solon* zum Vorwurf gemacht, dass er dem Volk zu grosse Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Faktion konnten freilich in Athen nicht vermieden

werden — aber diese Uebel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, dass er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden liess, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei 6000 Stimmen zum Wenigsten erfordert wurden, lässt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlungen mag zugegangen seyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, dass dem Bürger das Vaterland über Alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstande des atheniensischen Pöbels bekommen, und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schliessen. Alle grossen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den *Solon* bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von *Solon*, dass er Achtung hatte für die menschliche Natur, und nie den Menschen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen liess. Seine Gesetze waren laxe Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, dass sie ihn lenkten; die Gesetze des *Lykurgus* waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Muth sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle möglichen Bahnen schloss der atheniensische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiss seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. *Lykurg* befahl den Müssiggang durch Gesetze, *Solon* strafte ihn streng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleisses; darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen *Sokrates*, einen *Thucydides*, einen *Sophokles* und *Plato*? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, — keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, *Solon* wie *Lykurg*, waren grosse Männer, beide waren rechtschaffene Männer, aber wie verschieden haben sie gewirkt, weil sie von entgegengesetzten Principien ausgingen. Um den atheniensischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiss und der Ueberfluss — stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den *Lykurgus* sieht man nichts als Tyrannei und ihr schreckliches Gegentheil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schüttelt, und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treueste Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherste Richter ihres Werths oder Unwerths. Beschränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hochfahrend gegen seine Bundesgenossen, hart gegen seine Ueberwundenen, unmenschlich gegen seine Sklaven und knechtisch gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungewissenhaft und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Grösse, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienser hingegen war weichmüthig und sanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, dass er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des *Xerxes* und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen; Delikatesse und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums so getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem macedonischen *Philipp* hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlinn war; die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der Athenienser war grossmüthig im Glücke, und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der misshandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Thiere erfuhren die Grossmuth dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen, und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, dass sie verordneten, dieses Thier auf Unkosten des Staates ins Künftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerinn seyn. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmuth, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine grössten Männer, mit Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit, und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundesgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und liess sich bei öffentlichen Berathschlagungen von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zu nichts machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riss. Jeder einzelne Athenienser war lenksam und weichmüthig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns *Aristophanes* seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause, und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienser oft seine Glücksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu grossen Thaten als dem Perser alle Schätze des grossen Königs. So sehr das atheniensische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dank-

barkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beschäftigen, war ein höherer Genuss für die Ruhmsucht des Atheniensers, und auch ein wahrerer Genuss, als ein Monarch seinem geliebtesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas Anderes, ein ganzes stolzes, zart empfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienser musste in immerwährender Bewegung seyn; unaufhörlich haschte sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Dieser Sucht nach Neuheit musste man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Usurpator gewonnen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu seyn, und sein Verdienst zu verjüngen!

Der Abend von *Solons* Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des *Crösus* in Lydien, und den zu Sais in Agypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit *Thales* von Milet und mit *Crösus* erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, *Megakles* und *Pisistratus*, zu Anführern hatten. *Megakles* machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichthum, *Pisistratus* durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser *Pisistratus*, *Solons* ehemaliger Liebling und der *Julius Cäsar* von Athen, erschien einstmals bleich, auf seinem Wagen ausgestreckt, vor der Volksversammlung, und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. So, sagte er, haben mich meine Feinde um euretwegen misshandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen. Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, dass ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. *Solon* errieth den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags, und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, *Pisistratus* erhielt eine Leibwache, und nicht sobald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; *Megakles* und seine Anhänger entwichen aus der Stadt, und überliessen sie dem Usurpator. *Solon*, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; soviel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war; so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthür und rief: Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Besten des Vaterlands. Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienser und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: Mein Alter gibt mir diesen Muth. Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. *Pisistratus* war ein edler Mensch, und ehrte die *Solon*'schen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, dass Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floss seine Regierung, und nicht er, sondern *Solons* Gesetze herrschten. *Pisistratus* eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen *Hipparch* und *Hippias* fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon *Simonides* und *Anakreon*, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des *Perikles* entgegen.

UEBER

VÖLKERWANDERUNG, KREUZZÜGE

UND

MITTELALTER *)

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuern und grössern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich *eingewohnt* auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem 1sten Bande der 1sten Abtheilung der von dem Verfasser herausgegebenen historischen Memoires vorgedruckt wurde.

wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Missfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniss ihres Jahrhunderts, dass ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müsste. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherinn aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Aeussersten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche *Römer*, vortreffliche *Griechen* erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu *vortrefflichen Menschen.* Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt ausser Griechenland, und man weiss, dass er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen grossen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als *römische Bürger* und *römische Sklaven.* Keiner von *unsern* Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben *Menschenfreiheit;* ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je grösser die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der *Gewinn* ist also offenbar, und die Frage ist blos diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und musste das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die *Völkerwanderung* und das *Mittelalter*, das darauf folgte, eine *nothwendige* Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge *Alexanders* keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir *Sina*, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil *Alexander* mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des grossen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so musste die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er musste auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und giesst ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet. Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergassen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniss breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewusst, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf *salischer* Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der *Franke*, den Gesetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muss das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlass des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines *Klodion*, der auf der Herrscherbühne des *Trajanus* sich *Trajanus* dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniss ins Gedächtniss zu rufen. Hart stösst die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt, die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dundel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgehoben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohmacht an den Fuss der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung Die Sitten vertraut sie den Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Engel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und *unüberwunden* und *wohlbehalten* langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Gluth ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechszehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hatte der *Kopf die Herzen* in Gluth gesetzt, und die Wahrheit *) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, dass Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, dass die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Ueberzeugung schwieg, dass der Mensch endlich das *Theuerste* an das *Edelste* setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der grösste Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur *hier*, und hier auch nur *einmal* dieser Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwickelung der *Staaten* mit der Entwickelung der *Köpfe* einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniss hinübereilen; *Aufklärung* ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der *Leidenschaft* anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die *eine* Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, dass die *Staaten* die *Erleuchtung* abwarten, dass die *späte* Vernunft die *frühe* Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sich das *politische* Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das *moralische* zur Entwickelung zu bringen *).

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass es hier nicht auf den *Werth* der *Materie* ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene *Mühe* der Arbeit; auf den *Fleiss* und nicht auf das Erzeugniss. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

*) *Freiheit und Kultur*, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, *weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten*. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur sich bei ihm vereinigen, so musste es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die *Gesetze*, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschliessen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so musste die

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und *ununterworfen* sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier nnd Britten, Hetrurier und Lusitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege *unüberwunden* kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die grossen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau mit einander, als dass die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniss gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der *geistlichen* Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muss sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Muths, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückliess. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüsst seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleisse. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den nie Gebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die *Sklaven des Ackers zu Menschen* gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, *Bürgergemeinheit.*

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für *seine* Grösse hatte arbeiten lassen, der *römische Hierarch*, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmässigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, dass sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und gross gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, dass er der Freiheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in *dem dritten Stande* ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den *Pompejus* zu Hülfe eilte? Oder *Pisistratus*, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes *Phantom* bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders lässt das Schicksal ihn ernten? Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmassungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füssen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheissen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit, eine

Gesetzlosigkeit *verlängert* werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

UEBERSICHT
DES
ZUSTANDS VON EUROPA
ZUR
ZEIT DES ERSTEN KREUZZUGS.

Ein Fragment. *)

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammscharakter trugen, und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokal anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äussern sollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnten, noch so verschieden bebauten Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem sie Alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befunden, fast ausser aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluss der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben seyn konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der grössten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so grosse Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens, im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen, und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Distrikten, wie in einem grossen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster, und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, grosse Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von Innen, von Aussen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst, und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet *Könige*, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; *Magnaten*, an wirklicher Gewalt wie an Anmassungen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende *Priester*; eine *Miliz* des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat, und nicht besoldet; endlich *Landbauer*, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipal-Städte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluss dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen grössern, der Heerführer den grössten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert musste vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle sogleich, wie zur Zeit ihres kriegerischen Einfalls, kampffertig wieder da stand.

Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, *Heerfolge* zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besass, angemessen

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Abhandlung erschien in dem 1sten Bande der historischen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfassers nicht fortgesetzt.

war, zu dem allgemeinen Bunde zu stossen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil sie zu den kriegerischen Neigungen dieser Nationen stimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos sie entschieden, und weil der Rottenführer eine grössere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine grössere als alle Uebrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluss, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegerischen Ruhm gerichtet, also musste sich auch der Luxus auf eine kriegerische Art äussern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte; ein zahlreiches kriegerisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarste Mittel, Beides zu vergrössern. Jener Ueberfluss der Grundstücke konnte daher auf keine bessere Art angewendet werden, als dass man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäusserten also gewisse Stücke Landes, und trugen den Genuss derselben an andere minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und blos die Person des Verleihers angingen, verpflichten mussten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutzniessung der Ländereien wieder auf, deren wesentliche Bedingungen sie waren. Diese Ländervertheilung war also bedingt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag, entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf solche Art verliehen, hiess eine *Wohlthat* (Beneficium) zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, sondern von Rechts wegen, ohne alle andere Beschwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten besass. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten musste, im Deutschen *Lehen*, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum besass; das Verhältniss von Lehensherrn und Vasallen wurde durch kein anderes Verhältniss aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Grossmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wusste nicht anders, als dass man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut, wie jeder Andere, musste er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, dass die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil sie sich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er *erlangte* sie auf dem Wege der Belehnung, und genoss sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so musste er sich vervielfältigen, d. i. er musste sich in den verschiedenen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und *diese Würden* wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden

zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergl. mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nutzniessung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überliess, oder nach der Sprache jener Zeiten, sie musste ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen liessen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniss der Könige, als *Baronen* und als *Oberhäupter* ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äussern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese musste sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen, und Straflosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte. Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich *Lehenträger* der Krone, und *Lehensherren* ihrer Untersassen; das Erste gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniss konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äusserte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumschränkt zu seyn, und jenes, wie dieses, seinem Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besass er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der grösste Theil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mussten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unter liessen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muss) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mussten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zuflossen, und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so musste der hohe Adel sehr bald einen Einfluss auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreissen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so musste der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft gönnte, und sich herabliess für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in Einem Fall war, dass mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vasallen, von denen sie nur noch den äussern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, dass die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch Statt fand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Grossen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Grossen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine ausserordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstossen liess. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen lässt, dass es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muss ferner noch erinnert werden, dass diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen

ausgeartet, so musste sich in dem Verhältniss des Souverains gegen seinen Adel bald eine grosse Veränderung äussern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkühr zu vergeben, so wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, dass der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wusste der Vasall, dass er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die grossen Lehen hingen nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich sehr lange bitten liess, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

UNIVERSALHISTORISCHE UEBERSICHT

DER

MERKWÜRDIGSTEN STAATSBEGEBENHEITEN

ZU DEN ZEITEN

KAISER FRIEDRICHS I *).

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, der die Regierungen *Heinrichs IV.* und *V.* so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst *Kalixtus II.* einging, schien der Zunder erstickt zu seyn, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sey der zusammenhängenden Politik *Gregors VII.* und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindliches System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äusserlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Theil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche blutbeschuldete Laienhand nicht mehr berühren. Blos für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden liess es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der *Knecht der Knechte Gottes* hatte keine grössere Angelegenheit, als den *Herrn der Welt* so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur musste er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrösserungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten: in Italien konnte der Pabst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die wichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer verkauft werden mussten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, dass ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluss hatte, und dass sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurfen, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Mal einen engern Auschuss unter den Reichständen bilden, und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden *Heinrichs V.* zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog *Friedrich* von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf *Leopold* von Oesterreich, und *Lothar*, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, dass Markgraf *Leopold* und Herzog *Lothar* fussfällig und mit weinenden Augen baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog *Friedrich* allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtsame Aeusserung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, dass er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein *Recht* auf den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan;

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im 3ten Bande der historischen Memoires (1ste Abtheilung) findet sich diese Abhandlung, aber ungeendigt. Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers.

ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen, und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neuaufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs Neue in Gefahr bringen, und den Missbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog *Friedrich* Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthon geltend machte. Man beschloss daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte. *Lothar* von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt, und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallgeschrei, in die Versammlung getragen. Die mehrsten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog *Heinrich* von Bayern, dem Schwager *Friedrichs,* und von seinen Bischöfen gut geheissen. Herzog *Friedrich* erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohldenkender als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehreren Schlachten gegen *Heinrich IV.* verfochten, so befürchtete man um so weniger, dass er als Kaiser versucht werden konnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit liess man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. *Lothar* hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbinn seiner beträchtlichen Güter in Sachsen, durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog *Heinrich* von Bayern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da *Lothar* diesen *Heinrich* zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbischfränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die *kaiserliche* Macht auf Unkosten der *ständischen* zu vergrössern.

Herzog *Heinrich* von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatsystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwagert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. *Friedrich* von Schwaben und *Konrad* von Franken, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser *Heinrichs IV.* und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. *Lothar* machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie für Störer des öffentlichen Friedens, und liess einen Reichskrieg gegen sie beschliessen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die *Hohenstaufen* schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er liess sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und *Anselmo,* Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst *Honorius II.* auf die Seite seines Gegners trat, und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde eben so schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte *Lothar* die Stadt Speyer belagert, und so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzoginn von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch *Friedrichs,* sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den *Hohenstaufen* zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich *Friedrich* dem Kaiser zu Füssen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch *Konrad* zu Mühlhausen; beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte *Lothar* schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem *Honorius II.* im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten liess, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal *Gregor,* einen ehemaligen Mönch, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Namen *Innocentius II.* beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen *Peter Leonis,* den Enkel eines getauften Juden, der den Namen *Anaklet II.* annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; ausserdem wusste er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für

seine Partei zu gewinnen. *Innocentius* flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts *Bernhard* von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in *Ludwigs* Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von *Bernhards* Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füssen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser *Lothar* war ohne Mühe überzeugt, dass der heilige Geist bei der Wahl des *Innocentius* den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, dass ihn *Lothar* an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war *Anaklet*, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefasst, sich aufs Hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Pallast, jede Kirche war Festung, jede Strasse ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ungefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust musste jeder Ausweg geöffnet werden, und *Lothars* schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermesslichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhassten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als *Lothar* beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, dass es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne *seinen* starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts desto weniger behauptete *Innocentius* den ganzen Papstsinn eines *Hildebrands*, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des *Lothar* hatte die ansehnliche Erbschaft, welche *Mathilde*, Markgräfinn von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und *Calixtus II.*, um nicht aufs Neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte *Innocentius* jetzt in Bewegung, und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmasslichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuss der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, liess ihn dem römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören, und sorgte dafür, dass diese Vasallenhandlung durch ein Gemählde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergrösse Roms ins Gedächtniss brachten, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Muth einflösste; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde, hatte er diesen *römischen Geist* nicht verläugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch grössere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülflose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne *Lothars* Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besass, unterstand er sich eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst, mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse, befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuss breit Landes, keine ihm holde Seele besass, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufliessen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloss in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriss, und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.

Kaum hatte *Lothar* Italien den Rücken gewendet, als *Innocentius* aufs Neue seinen Gegnern das Feld räumen musste. Er floh in Begleitung des heiligen *Bernhards* nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König *Roger* von Sicilien, der *Anaklets* Sache mächtig unterstützte und durch seine reissenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs Genaueste verbindet, da uns *Anna Komnena* und *Otto von Freisingen* auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäss, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zurück zu gehen, und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, *Normänner* nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lange zwar der Herrschergeist *Karls des Grossen* das fränkische Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden, und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloss, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das blossgegebene Land. Alle Bewohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichthum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft *Karls des Grossen* entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold, und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, *Rollo*, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt, und entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich *Karln den Einfältigen*, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er liess ihm seine Tochter zur Gemahlinn und zum Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten blossgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, dass er ein Christ werden sollte. *Rollo* rief seine Korsaren zusammen, und überliess den Gewissensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Grösse des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. *Rollo* empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Ceremonie der Huldigung gemäss, bei dem König von Frankreich den Fusskuss zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmälig der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter *Rollo's* Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer musste es seyn, der die Nachkommen *Karls des Grossen* ihren Vasallen widerstehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südwärts, unterwarfen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Grossgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten, Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkte des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die *Griechen* aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die *Longobarden* verbreitet, und *arabische* Korsaren mit dem Schwerte in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem longobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters ging, musste des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen.

Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht, und einen grossen Distrikt desselben als Sieger durchzogen. Gegen *Otto den Zweiten* schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs Neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Saracenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien herüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riss Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich eine wahre Souveränetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshass, Raubsucht, Vergrösserungsbegierde durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wusste heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Säemann war ungewiss, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, während dass Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigen Knechtschaft genoss. Der Geist der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, fünfzig oder sechszig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte, und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegsgeist ward bei dem kriegerischen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu seyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müssige Tapferkeit an, und man erräth leicht, dass die unverhoffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefasst, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet, und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechszig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Das untere Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute, waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Normänner stellten die Griechen selbst den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua grosse Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt *Aversa* bauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, *Wilhelm*, der eiserne Arm, *Humfred* und *Drogon* beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater *Tancred von Hauteville*, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu versuchen. Der griechische Statthalter von Apulien beschliesst eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein saracenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den *eisernen Arm* zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne *Tancreds* erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, *Robert Guiscard* (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Grösse verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern machte er sich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gern erlaubten die deutschen Kaiser, *Heinrich II.* und *III.*, diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhasstesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte

ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sehen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papst *Leo IX.* erst kürzlich von Kaiser *Heinrich dem Dritten* zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. *Leo IX.* bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigener Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als kniend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehreren misslungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Grösse Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit *Robert Guiscard* zu Stande kam, bestätigte Papst *Nicolaus II.* diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als *päpstliches* Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geschenk dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Grossmuth zu beweisen. *Robert* hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, oder, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniss. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückendern Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrösserungsbegierde der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, setzten die Söhne *Tancreds, Guiscard* und *Roger*, in Sicilien über, und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde *Rogern* und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen *Robert Guiscard* und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. *Gregor der Siebente*, der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen, noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrössert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaiser und Königen zu trotzen, muss er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg, von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel, und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von *Hauteville's* Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, *Robert Guiscard*, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reissendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalonia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn *Bohemund*, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand, und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrösserungsbegierde listig dienen liess, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang, und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessinn *Anna Komnena* schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber *Robert* und *Bohemund* waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugniss reichte also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessinn kann es dem *Robert* nicht vergeben, dass er, ein blosser Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein anderer Sohn *Roberts*, mit Namen *Roger*, war

ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach *Roberts* Tode verlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. *Roger*, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als *Guiscard*, aber eben so gutthätig und mild, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmassungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen, und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf *Roger* drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, dass dieses zugestandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuss derselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sicilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sicilien. *Rogers* Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sicilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, seiner Grafschaft Sicilien einverleibte, und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflösste, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als sein eigener Entschluss und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmassung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemassten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte *Rogers* Absichten. Er verpflichtete sich dem Papst *Anaklet*, indem er die Rechtmässigkeit seiner Wahl anerkannte, und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche *Roger* Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehemals wider *Robert Guiscard* Flotten in See geschickt, und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diese Eroberer zu vertheidigen, waffnete sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. *Roger* hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine grosse Geldsumme an Waaren wegnehmen liess. Der griechische Kaiser *Kalojohannes* hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser *Lothar*, dem verhassten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Papst *Innocentius*, an kriegerischer Macht zwar der Schwächste unter allen Gegnern *Rogers*, war einer der furchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser *Lothar*, dass das normännische Reich im untern Italien und die Anmassung der sicilianischen Königswürde durch *Roger* mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seyn, und dass es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde *Lothar* veranlasst, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun, und gegen König *Roger* von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der *Hohenstaufen* kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkalischen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog *Heinrichs* von Bayern in das Toskanische drang, die andere unter dem persönlichen Kommando des Kaisers, längs der adriatischen Seeküste, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich liess die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang *Lothars*. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, *Lothar* selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von *Tancred's* Geschlecht, dass die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt *Innocentius* diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung, als das Zeichen der obersten Hoheit,

Innocentius gleichfalls dem Kaiser *Lothar* streitig macht. Um einen dreissigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, dass beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsakt dieses Herzogs berechtigt seyn sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen *Roger*, oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluss des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien musste *Lothar* die niederschlagende Nachricht hören, dass Salerno sich an den Feind ergeben, dass Capua erobert, und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sey. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutschen Korps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen *Roger* seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst, *Anaklet*, gestorben, und *Innocentius* alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte, und seinen Beschützer *Roger* abermals mit dem Bannfluch belegte. *Innocentius* zog auch, nach dem Beispiel des *Leo*, in Person gegen den sicilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er musste, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. *Roger* aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nöthiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sicilien; seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mussten dem Papst den Vasallen-Eid leisten, und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch *Innocentius* selbst den Kaiser wider *Rogern* bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. *Roger* küsste den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser *Lothar* selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, dass ihm sein Tochtermann, Herzog *Heinrich* von Bayern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach *Lothar's* Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft, und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich *Konrad von Hohenstaufen*, der den Zug nach Italien mitgemacht, und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewusst hatte. Ausserdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. *Heinrichs* Verwandtschaft mit *Lothar* war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem Allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die Welfische Familie, welcher *Heinrich* von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, musste jetzt wieder herabgesetzt werden; und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, dass das grosse Gefolge von sächsischen und bayerischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen *Heinrich* auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmässigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem Hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu Stande (1137). Herzog *Konrad* ward erwählt, und empfing auch sogleich in Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, dass *Konrad*, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich dem Tochtermann eben des *Lothar* vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethan hatte. Zwar beschwerten sich *Heinrich* und alle Fürsten, welche bei der Wahl *Konrads* nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmässigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfischen Hauses, und der Umstand, dass sich der Papst für *Konrad* erklärt hatte, brachte die Missvergnügten zum Schweigen. *Heinrich* von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstande aus.

Konrad sah ein, dass er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des Welfischen Hauses war so hoch gestiegen, dass es eben so gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben musste, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man musste also die Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von *Konrad III.* mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. *Heinrich* fand es bedenklich zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer, Sachsen und Bayern, abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von eben so frischer That begleitet, Bayern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oesterreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, *Albert der*

Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog *Heinrich* auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder *Albrecht* von Brandenburg, noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreissen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief, und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verlöschte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen *Leopold* von Oesterreich, *Heinrich*, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter *Lothar's*, zu befestigen glaubte. Dem Sohne des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen *Heinrich des Löwen* berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben. So beruhigte *Konrad* auf eine Zeit lang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten, und noch gefährlicher zu stören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortsetzung dieser Abhandlung hat im vierten Bande der historischen Memoires (Erste Abtheilung) Herr geheimer Legationsrath von *Woltmann* geliefert, welcher im Jahr 1795, als damaliger Professor in Jena, sich mit *Schillern* zur Herausgabe der ersten Abtheilung dieser Memoires verband.

GESCHICHTE

DER UNRUHEN IN FRANKREICH,

WELCHE

DER REGIERUNG HEINRICHS IV. VORANGINGEN,

BIS

ZUM TODE KARLS IX.

(Aus der Sammlung historischer Memoires II. Abtheilung 1. 2. 3. 4. 5. und 8. Band.)

Die Regierungen *Karls VIII.*, *Ludwigs XII.* und *Franz I.* hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus *Ludwigs XI.* beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmässige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Grossen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum Erstenmale offenbarte. Unnütz zwar floss dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europe konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluss. Bald zeigte er seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine römischen Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrössert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch grossentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser grossen Begebenheit geschäftig waren, und grösstentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiss man, begünstigte *Luthern* und seine Meinungen das Misstrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Hass gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. *Gustav Wasa* vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf den Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische *Elisabeth* ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger, Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Grossen um das Ruder, halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen.

Wenn sie in diesem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Muthlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schicksal dieses Königreichs in Zweifel; fremder Einfluss und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, musste den Untergang der calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche *Luther* in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei Einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede

Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. *Franz des Ersten* kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionserneuerungen bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, dass man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegen setzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Blössen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satyre diese letztern von dem allgemeinen Verderbniss entwerfen liess, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter blossgestellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreissenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edlen Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität als der blosse blinde Vortheil der grössern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königinn *Margaretha* von Navarra, der Schwester *Franz I.*, sich eine Beschützerinn zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstinn, welche, selbst grosse Kennerinn des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstinn, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Cirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königinn fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche *Franz I.* mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Massregeln keinen Einfluss, deren er sich gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes gegen *Karl V.*, seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber *de Thou*, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von Oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiss dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, war der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht blos die Wohnungen riss man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet, und das blühende Land in eine traurige Wildniss verwandelt.

Der Unwille, den diese eben so unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tag wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf *Calvin* mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war, und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmässige Gestalt gegeben, und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der strengern und einfachern Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten *Luthern* selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und jemehr sie es der lutherischen Entfernung vom Papstthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen, und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in grossen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieser Lieder wusste sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre

Henker zu ermuntern. In allen grossen Städten Frankreichs rauchten Schreiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte *Heinrich* den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und *Franz von Coligny,* Herr *von Andelot,* Obrister des französischen Fussvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, dass er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker, und, wie man ihn fürchten liess, selbst seinen Thron bedrohte, überliess sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Massregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, liess dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen schleunig den Process zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem grossen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall musste sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt *Heinrichs II.* war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. *Heinrich* hinterliess seine Gemahlinn *Katharina,* aus dem herzoglichen Hause von Medicis in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, *Franz,* kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königinn von Schottland, *Maria Stuart,* vermählt, und so musste sich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche sich ihren Einfluss bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, *Anna von Montmorency,* Minister und Günstling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindlich machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt, und durch Unterwerfung gebietet. Gross auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen, und jeden fremden Anspruch im Voraus zu entfernen. Aber ein *Mann* gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen *Dieners* zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Werth die rauhe Aussenseite zu vergeben. *Franz II.* war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen seyn konnte. *Montmorency's* äussere Tugend, die ihn bei dem Vater und Grossvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen und schwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. *Franz* von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königinn, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln, und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich ehrte in ihm seinen Retter, den Widerhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und an seinem Muth war das Glück *Karls V.* gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht, und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anstand und offener gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äussern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und grossmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu seyn, den Neid mit seiner Grösse, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniss geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleich-

gültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben so mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert bewaffnete, und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilt sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wusste, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlinn, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königinn Mutter *Katharine* für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgener, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerinn machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterliess man nichts, was den Connetable bei der Königinn stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen *Katharinen* und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen könnte. Kaum war *Heinrich* todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders *Anton von Bourbon*, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigten. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüssten, dass man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. *Montmorency* erhielt eine frostige Weisung, sich auf seine Güter zur Ruhe zu begeben. Die missvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Massregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zu Folge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königinn Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. *Anton von Navarra*, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verliess Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit grössern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther schwierig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine grosse Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verdientesten Officiers der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf Einmal zu entledigen, liess er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, dass Jeder, wess Standes er auch sey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens, innerhalb vier und zwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht, und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortschritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von *Heinrichs* Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der grössten Wichtigkeit, welche Massregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowohl als aus Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. *Heinrich II.* hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalvinisten beschlossen, und man brauchte blos der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein grosser Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Process des berühmten Parlamentsraths, *Anna du Bourg*, verkündigte die blutigen Massregeln der neuen Regierung. Er büsste seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus verschaffte den missvergnügten Grossen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen prote-

stantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interesse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mässigung gegen die misstrauischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Grossen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, dass sie beide Parteien, die Missvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Kalvinisten, aufs Aeusserste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an sah der Kalvinist in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens, und in Jedem, den ihr Hass verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche, und in Jedem, der gegen sie aufstand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Grosse eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatstreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalvinisten stellten sich die Prinzen von *Bourbon*, *Anton von Navarra* und *Ludwig*, Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den grossen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riss sich der wollüstige Prinz *von Condé* aus dem Schoss des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Uebermass ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wohllust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatz zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral *Coligny*, der öffentliche Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth; der zweite, *Franz von Andelot*, durch seinen Degen: der dritte, Kardinal *von Chatillon*, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen *von Condé*, an der Grenze von Picardie, hielten die Missvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen, und sich zugleich dieser letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, dass man die Person des Monarchen blos als eine *Sache* betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern liess, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, dass es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen *von Condé*, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen *Renaudie*, eines Edelmanns aus Perigard, den sein verwegener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat, und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Kalvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entshlossenes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hinderniss erhob, konnte sich von ihm aus allen Mitgliedern der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beste getroffen, und alle möglichen Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. *Renaudie* erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derselben, hiess es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Grossen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte *Renaudie* im Jahre 1560 seine Edelleute. Aehnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Guisen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister *Granvella* zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber *de Thou* aufbehalten hat, entdeckte *Renaudie* denen, die es noch nicht wussten, die Absicht ihrer Zusammenberufung, und suchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte seyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdientesten und Edelsten von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man merken liess, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschliessung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. « Was mich betrifft, schloss der Redner mit dem heftigsten Uebergang, so schwöre ich, so betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, dass ich weit entfernt bin, etwas gegen den

Monarchen, gegen die Königinn, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und schwöre, dass ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.»

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschliessungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschworenen zu Nantes und dem Betragen der Konföderirten in Brüssel entdecken lässt. Dort, wie hier ist es der rechtmässige Oberherr, den man gegen die Anmassungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während dass man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Massregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nöthige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimniss des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marchiren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe, und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt, ihrer Cidatelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstrich konnte blos eine kleine Abänderung in den Massregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverschworenen, dem blossen Zufall verdankten die Guisen ihre Errettung. *Renaudie* selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen *Avenelles*, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimniss bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in grösster Eile nach Amboise schaffen liess, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So gross die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so gross war jetzt ihr Schrecken, ihr Misstrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, war ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, dass die Chatillons um den Anschlag wüssten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte *Coligny* sich nicht, aufs Heftigste gegen die Minister zu reden, und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, dass ein Edikt abgefasst wurde, welches die Reformirten mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschworenen anzufüllen. *Condé* selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Strassen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fussvolke sich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von Aussen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, versichern. Der Prinz von *Condé* zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischer Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Massregeln dagegen zu ergreifen. Er liess schleunig Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von *Condé* in Amboise selbst beschäftigt, und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Ausserhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen, langte *Renaudie* vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterliess nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher, und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: «*Haupt der Rebellen*,» am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich Viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mässigung der Guisen, und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Pro-

vinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche floss das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wussten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füsse gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm, und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von *Condé*, der Schuldigste von Allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend, und überzeugt, dass die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreissen könnte, was sie nicht wussten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewusstseyn einer gerechten Sache einzuflössen pflegt.

« Sollte, » schloss er, « sollte Jemand verwegen genug seyn, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, dass ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiemit dem Vorrechte meines Ranges, und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, dass er lügt. » « Und ich, » nahm *Franz* von Guise das Wort, « ich werde es nimmermehr zugeben, dass ein so schwarzer Verdacht einen so grossen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampfe zu sekondiren. » Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendet, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck, und durch das grosse Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, dass einzig und allein der Verdruss über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen gewesen sey, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegentheil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republiken-Bund zu verwandeln. Es scheint, dass der bessere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin geopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, dass es Zeit sey, sich zu mässigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalvinisten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Berathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünsche der Guisen, weil das Misstrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der missvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Missvergnügten ohne Blutvergiessen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Misstrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen *von Condé* kein Ziel setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Kalvinisten in Bewegung, und liess seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits liess der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche *Condé* gegen ihn schmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die *Bourbons* nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie möchten sich davon ausschliessen, oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide *Bourbons* entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachgie-

bigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen, und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter seinen Füssen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Strasse besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst, und liessen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den *Bourbons*, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. Oktober 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal *von Bourbon* ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von Weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister, und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finsterer Ernst mahlte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüssen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht blos zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine ausserordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war, und den Kanzler *von Hopital* an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fussfall seiner Gemahlinn vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäss, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und *Anton* von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschliessen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beiseyn vollstrecken zu lassen.

Entschlossener gingen die Guisen gegen *Condé* zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hiess. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig, und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängniss. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert, und von lauernden, feindseligen Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. « Kein Vergleich, » erwiederte er, « als mit der Degenspitze. » Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopfe zu bezahlen.

Franz. II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen, und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, dass man Anstand nehmen muss, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten, und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königinn, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen liess, und zuviel war es wohl von seinen mittelmässigen Gaben gefordert, das lügnerische Gewebe zu durchreissen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniss bleiben. Sein Herz sagte ihm, dass dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. « Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen, » fragte er seine Oheime voll Erstaunen, « dass es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen, und ihm Recht verschaffen. — Mir däucht, » fuhr er fort, « es liegt am Tage, dass Ihr dabei gemeint seyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt. » Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Scepter kam an den zweiten von *Heinrichs* Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglückvollen Zeichen begann diese finstere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen, an der Schwelle des Blutgerüstes, ein Anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen, beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil

derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von Ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege seiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Grossen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in macchiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewusst, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung *Karls des Neunten*, um über ein Menschenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung *Heinrichs von Navarra* zu endigen.

Der Tod ihres Erstgebornen und *Karls IX.* zartes Alter führten die Königinn Mutter, *Katharina von Medicis*, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstinn, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterinn in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beistands der Königinn wider *Montmorency* und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentinn des Reichs und Mutter von drei Königen, mit der misslichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Grossen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruss über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewusst hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblik an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Bös und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andere Leidenschaft, und selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es forderte, musste schweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel ins Ungeheure mahlt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war Alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem *Katharina* Königinn dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überliess sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, das sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in *ihrem* Geiste erzog, und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staats riefen die Königinn *Katharina*, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten, und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das

Werk ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich *Katharina* von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengesetztesten Massregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren grösster Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Parthei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen *von Condé* vollstrecken zu lassen, und mit diesem einzigen Streiche das Bourbon'sche Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie *Anton* von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden, und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königinn auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniss, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von *Bourbon* überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte *Katharinens* erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der *Bourbons* in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte *Katharinens* schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königinn ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers *von Hopital* geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen *von Condé* der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriss, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend, und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistands, wenn sich die *Bourbons* unter der neuen Regierung an die Misshandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der *Bourbons* das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. *Condé* verliess unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniss, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königinn wider den Ehrgeiz der *Bourbons* zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so sehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von *Montmorency*, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlandes, seinem König treu wie seinem Glauben, war *Montmorency* just der Mann, der zwischen die Regentinn und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Besten des Staats unterwerfen könnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. « Mein Herr und König, » sagte er, « wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin- und herwandeln. » — « Fürchten Sie nichts, Sire! » redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen liess. « Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten. » — Auch hielt er in so fern unverzüglich Wort, dass er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmässigen Fuss setzte, und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königinn Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen *von Bourbon* in die Falle zu locken, und müssig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs Neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von *Condé* wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und Alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, dass die nun herrschende Partei die Regentinn nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königinn hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, so bald sie jene durch die Bourbon'sche Faktion unterdrücken liess. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie vorlieb nehmen mussten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königinn sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner musste ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Hass ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewusst hatten. Durch diese Forderung war ausser den Guisen noch die Herzoginn von Valentinois, der Marschal *von St. André*, ein Günstling *Heinrichs II.*, und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit *Henrichs* aufs Beste zu Nutze gemacht hatte, und noch ausserdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzoginn in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des *Montmorency* befleckte, und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Blösse gab. Die Guisen, mit dem Marschal und der Herzoginn durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie doppelte Trieb-

federn des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon missfallen hatten, welche die Regentinn seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen liess. Zu diesem Betragen der Königinn, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständniss mit *Philipp dem Zweiten*, König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrösserungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wusste, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehen, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Hass der Faktionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Massregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs Engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschliessung wurde von ihnen gefasst, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschals *von St. André* mit *Montmorency*, welche unter dem Namen des *Triumvirats* bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhob sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervor zu bringen *Katharina* so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien musste die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen, und die Reformirten an die *Bourbons* fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt, wie in mehrern Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. *Katharina* that Alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büssen, aber ihnen nichts desto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen *von Condé* und dem Herzog *von Guise* unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie in Beiseyn des Königs eröffnet. « Erzählt uns, » sagte dieser zum Herzog von Guise, « wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist? » Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — « Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zufügte, » antwortete *Condé*, gegen den Herzog gewendet, « so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen. » — « Ich auch, » erwiederte der Herzog; « aber mich trifft das nicht. »

Die Regentschaft der Königinn *Katharina* war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen, und auf den Mai dieses Jahrs 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist blos durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloss, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Missbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542 nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäss, zu erneuern, bis endlich das Uebermass des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherstellung desselben dem Papst *Pius IV.* durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die grosse Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und dem Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreissen, durch den sie so furchtbar

waren. Diesem Beweggrunde schreibt man es vorzüglich zu, dass sich der Kardinal von Lothringen mit dem grössten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentinn erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen grossen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünfzig Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren, unter welchen *Claude D. Espensa* durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war *Theodor Beza*, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhob sich *Beza* in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses liess er sein Glaubensbekenntniss folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren liess. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem *Beza* geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöfe auf, umringten den König, und riefen: « Sire, das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln. »

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathsam gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Erwägung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreissen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefecht, wobei man sich mehr der Schlingen und der Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuss von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, liess sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unstäten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. *Anton* von Navarra, merkwürdiger durch seinen grossen Sohn *Heinrich IV.* als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit, den Vater *Heinrichs des Vierten*. Ungewiss, ohne Selbstständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogener Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wusste. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrissen, und *Philipp II.*, nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmässigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte *Anton* von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Grossmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, dass derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen, wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie *ganz* der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen dessfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs Vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den misstrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königinn *Maria Stuart* und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, musste ihm *Philipp II.* von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterliess man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen *Heinrichs II.* erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschliessen würde. Endlich

reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, dass er durch Aufopferung so grosser Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen *von Condé* unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu seyn, überliess er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen *von Condé* keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog *von Guise* einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im Voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königinn *Katharina* selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königinn *Katharina* einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andere, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeist da durch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königinn *Katharina* den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königinn bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, dass durch diesen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem grössern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler *von Hopital*, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte, und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten liess die Regentinn einen Ausschuss von allen Parlamenten sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: « was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seiten gelegt) zum *Besten des Staats* zu verfügen sey? » — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl ausserhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage, und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne grossen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit eben so viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und fürs Erste zu einer gesetzmässigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentinn schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Grossen heilsame Fesseln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamen Entschliessungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberinn zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, *Condé* und die *Chatillons*, bei der Königinn genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten *Montmorency*, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müssig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaften günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwiedern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was Beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentinn verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformirten bei der Königinn machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrösserte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gefühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbei geeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die grössten Entweihungen begehen. Das ganz reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentinn wurden durch den Mund des Prinzen *von Condé* und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. *Katharina* that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, dass es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog *von Guise* dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie

die Sache zwischen ihm und dem Prinzen *von Condé* zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn, und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte *Condé*, der sich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf *seine* Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz musste sich zurückziehen, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indess der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog, und mit den *Chatillons* sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung der Person des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentinn bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der übrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr musste jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz *von Condé* ward, welche Folge auch dieser Schritt haben mochte, aufs Dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten, oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluss zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den grössern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschliessen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung gibt, sich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen, und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis *Montmorency*, war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von *Condé* den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentinn gemäss, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, dass die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der grosse Augenblick verloren sey. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. « Da wir einmal so weit sind, » sagte er zu dem Admiral *Coligny*, « so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter. » Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen *von Andelot*, der hier mit grossem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloss er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln, und seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteihasses ausgegossen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermisst wurde. Der Prinz *von Condé* forderte in den seinigen alle redlich denkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweisen, und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, musste in seinem Staatsrath erklären, dass er frei sey, so wie auch seine Mutter, und das Edikt des Jänners bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, dass die Religion nicht im Spiele sey, und der Krieg blos den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen *von Condé* angewendet, um die auswärtigen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreite des Betruges verläugnete *Katharina* ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie längnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen *von Condé* ertheilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während dass sie im Stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte, und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs *von Guise* an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt sey, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentinn ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Massregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen *von Condé* nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschiessen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Fleissigste betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, dass man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete

sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schliesslich erkannte man den Prinzen *von Condé* als das Haupt der ganzen Verbindung, und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmässige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang, jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unterdessen zog sich eine regelmässige Armee unter den Augen des Prinzen *von Condé* in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable *von Montmorency* und der Guisen, zusammen, beide gleich ungeduldig, das grosse Schicksal der Religion und des Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte *Katharina*, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittelung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz *von Condé* drang auf Entfernung des Herzogs *von Guise*, des Marschalls *von Saint-André* und des Connetable, und die Königinn hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, dass sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Misstrauens aus dem Wege geräumt war, wusste diese verschlagene Fürstinn, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen *von Condé*, durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, dass er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königinn Betrug mit Betrug zu bezahlen. So misslang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, dass keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihass im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniss zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reisst sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeussersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiss selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidiger*, weil jeder Einzelne *aus freier Wahl* die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidigter*, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwängen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimath, Familie, Eigenthum verliess, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fliesst, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihass gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Und dies war der Charakter dieses Krieges, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schosse der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren

Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei musste mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papsthums setzte den Schwärmergeist des Kalvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz *von Condé* selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Krieges bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und liess die heiligen Gefässe und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu grosse Lockung für die Habsucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süsser Genuss, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mussten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füssen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und liessen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, dass so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, dass alle katholischen Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, dass der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, dass Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, liessen sie balb ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluss des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen *von Condé*, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Umsonst hatte *Katharina* von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluss des Conseils alle Anhänger des Prinzen *von Condé* als Rebellen und Hochverräther erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Kalvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie gross aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keinesweges den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen *von Condé* ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und ausser Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah, und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heim rief, seinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so grosse Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschliessen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand den Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königinn *Elisabeth* von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche *diese* Fürstinn in der Folge veranlasste, sich zur Beschützerinn der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, *Philipp* von Spanien, aufzuwerfen, und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das grosse Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigenen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuss zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der *Elisabeth*, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen *von Condé* unter der Bedingung bewilligt, dass die eine Hälfte derselben die Stadt Havre-de-Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, besetzt halten sollte. So löschte ein wüthender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den fränzösischen Protestanten aus, und der verjährte Nationalhass gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhass und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die von schwärmerischen Prädikanten erhitzt blos ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlichen Gegenwehr im Sturme erstiegen, und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlnng geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten liess. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde folgte, machte die Belagerung von Rouen im Jahre 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie, drohten dem Prinzen *von Condé*, der jetzt nur noch wenige grosse Städte unter seiner Botmässigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hülfs-Truppen, mit denen sich sein Obrister *Andelot,* nach überstandenen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen, und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit *Katharinens* wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vortheilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wusste sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln, und durch Vorspiegelung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach das Edikt des Jänners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese Letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und *Katharina* erhielt die erwünschte Frist, ihre Massregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wusste, ward für die Konföderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, dass er in Kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber unweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königinn eingeholt, und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissens-Kampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiss schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des *Herzogs von Guise* ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz *von Condé* und unter den Königlichen der Connetable *von Montmorency* zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marschall *von St. André* auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem *Herzog von Guise*, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte *Katharina* mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so musste ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mässigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besass, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen, und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. *Katharina,* so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherstellung des Prinzen *von Condé* die Anmassungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluss des Letztern zu entgegengesetzten Massregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg, und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloss, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral *Coligny* stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in Kurzem unter seinen Fahnen versammelt, und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer grössern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr *Franz* von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, und durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. *Andelot* hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Lorbern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Grösse. Ein Meuchelmörder, *Johann Poltrot de Mere*, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die kalvinische Parthei in ihm eines furchtbaren Gegners, *Katharina* eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen grossen Mann. Wie hoch sich auch die Anmassungen dieses Fürsten verstiegen, so war er doch gewiss auch der Mann für seine Plane; wie viel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständniss seiner Feinde, der

Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in grossen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen *von Condé*, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren liess. Mit nicht geringem Erstaunen sah man die zwei erbitterten Gegner, so viel Jahre lang beschäftigt, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Misstrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zusammen speisen, und, nach der Sitte jener Zeit, im demselbigen Bette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partei, und erleichterte *Katharinens* Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, *Condé* und *Montmorency*, gegründete Hoffnung machten. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königinn Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worin das Edikt des Jänners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen, auf den Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile scheinen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte *Coligny* dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Königinn als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzenden Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog *von Guise*, die Seele der katholischen Partei, der Marschall *von St. André*, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland, und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee musste auseinander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechselungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche *Montmorency* durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wiederauflebenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige missgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, masste man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. *Montmorency's* herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königinn unentbehrlich machen. Der unduldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, theilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reklamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrags ihnen zugestand; der Prinz *von Condé*, ihr Beschützer, von dem Netze der Königinn umstrickt, und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicher Weise ohne Folgen blieben, während dass ein Edikt auf das andere erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte *Katharina* den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflössen, und es ist wahrscheinlich genug, dass sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Hass gegen die Anhänger *Kalvins* in seine Seele prägte.

Indem sich unter den missvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich *Katharina* am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals *von Coligny*. *Franz* von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als dass die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines grossen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, dass die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verläumdung widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinweg schwingen wollte. *Antoinette* von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, *Heinrich* von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Grösse pochte, hatte schon den furchbaren Vorsatz der Rache gefasst. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte *Katharinens* geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offen-

baren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte, und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfte. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben, und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religions-Partei diese Vorrechte, gleich einem gestohlenen Gut, wieder zu entreissen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegen-Partei nichts, den Hass der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen, und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniss, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. « Vor Kurzem. » erklärte sich *Karl IX.* gegen *Coligny,* » begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, dass ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten. »

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. *Katharina* selbst, durch die Drohungen der Kalvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war blos, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sey, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs *von Alba,* welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der innern Klugheit gemäss, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generalissimus kommandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten, und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigene Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Strategem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile liess nun *Katharina* Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog *von Alba* zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluss musste schnell seyn. Man hielt Rath bei *Coligny,* in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen, und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen *von Condé* rückte immer näher, und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entchlossenheit der Schweizer riss den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und *Katharina* bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloss, wandelte diese bewegliche Festung fort, und bildete mit vorgestrekten Piken eine stachliche Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verlässt, erlaubte dem Prinzen *von Condé* nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, dass man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der Verhassteste, und überzeugt, dass er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrath der Wuth des Feindes überliess.

Die Kavallerie des Feindes stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fussvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen grösstentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichts desto weniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor, und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müssig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man musste eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen

an sich zu ziehen, und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10ten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Kalvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloss, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriss diesen sterbenden General den Händen des Feindes, und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Lasst es gut seyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben.

Die Kalvinisten zogen zich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog *von Anjou* nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdevollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann, wie der Adel, murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen *von Condé* eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, dass kein Heil sey, als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und dass man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. « Aber », fragte man ihn nachher, « wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben? » — « In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich, » erwiederte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf *Kasimir* mit der sehnlichst erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und grössern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, dass sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung aufs Schimpflichste von ihnen verlassen zu werden, und alle auf diesen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Officieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs Nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, dass es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte, der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Grossmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden liessen. Gewiss das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, dass eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkung an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber *Condé* zeigte blos die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er liess sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche *Katharina* von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Misstrauen in die Anerbietungen dieser Fürstinn zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und liessen unter fruchtlosen Negociationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königinn verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche *Katharina* geschickt zu nähren wusste, nöthigte die Anführer am 10ten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, dass er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt, und den Ueberrest noch während ihres Marches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, dass die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mussten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königinn, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossenem Frieden jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefasst hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie *Laboureur* sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war blos die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königinn, von dem Joch eines mürrischen *Montmorency* und eines gebieterischen Herzogs *von Guise* befreit, regierte

mit dem überlegenen Ansehen der *Mutter* und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluss dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mässigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines *Guise* und *Montmorency* ein Gleichgewicht zu geben, überliess sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der *Politiker*, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes blos weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, dass man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, dass bei solchen Aufforderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzuschnell Feuer fing, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Misstrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten liessen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholiken blos ihre Federn entgegen zu setzen. Vor Allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs Neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französiche Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute, und beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu seyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so musste der Prinz *von Condé* selbst seine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. *Katharina*, um demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und *Katharina*, die ihn aufs Aeusserste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktaten und der Marschall *von Tavannes* erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloss Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königinn erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitze des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als *Tavannes* selbst, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. *Condé* entwischte durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral *Coligny* und seiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18ten September 1568. Auch die verwittwete Königinn von Navarra, Mutter *Heinrichs IV.*, welche *Montlüc* hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von *Chatillon* entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutschen aufs Eilfertigste zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit grösserer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mässigung hört auf, und *Katharina*, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Strassen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streitenden gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mässigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geschont, und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstere Grausamkeit dieser rohen Schaaren ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefässe, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen, und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn

noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönchen, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer liess eine Hydra auf seine Fahnen mahlen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog *von Anjou*, dem der kriegserfahrene *Tavannes* an die Seite gegeben war, und die protestantische unter *Condé* und *Coligny* auf, und stiessen bei Loudün so nahe an einander, dass weder Fluss noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüberstehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endete sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten blos einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sahe sich der Prinz *von Condé* in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken, und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten, in England sowohl als in Deutschland, geschäftig, seine dortigen Bundesgenossen zu bewaffnen, und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so dass er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13ten März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm *Montesquiou*, ein Kapitän von der Garde des Herzogs *von Anjou*, von Hinten, und tödtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch *Condé* mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, dass ein gewaltsamer Tod ihn hinraffte. *Franz* von Guise war durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, *Anton* von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von *St. André* in der Schlacht bei *Dreux*, und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und *Heinrich* von Guise sank wie sein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei, aber bald zeigte sich's, dass die katholische zu früh triumphirt hatte, *Condé* hatte seiner Partei grosse Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der *Chatillons*, und der standhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals *von Coligny* riss sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein *Name*, als ein *Oberhaupt*, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen *Ludwig von Condé* verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seinesgleichen war, und schwer, ja unmöglich war es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen *Heinrichs* von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum ersten Male auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn *Antons* von Navarra und *Johannens* von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz *Bearn* geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmässiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Hass gegen das Papstthum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus des *Valois*, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen *Heinrichs des Zweiten* zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im 21sten Grade statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon *Heinrichs des Vierten* Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde blossstellte. *Philipp der Zweite*, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, dass die verhasste Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm, und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht

von Navarra zu gönnen, da ihn selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge *Heinrich* stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, dass es verdienstlich sey, einen Ketzer zu berauben, um ein so grosses Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs *von Alba* und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen *Heinrich* mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber *Johanna* ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch *Philipps* eigene Gemahlinn, *Elisabeth*, gewarnt, und der Anschlag in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen *von Condé* die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige *Johanna* mit dem sehszehnjährigen *Heinrich* und dem ältesten Sohn des ermordeten *Condé*, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: « Die gute Sache, » hub sie an, « hat an dem Prinzen *von Condé* einen vortrefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen *von Condé* tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürsten, hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten sie ihrer Ahnherren werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeistern zum Kampf für die Religion! »

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerinn, worauf der junge *Heinrich* mit edlem Anstand das Wort nahm: « Freunde, » rief er aus, « ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns Allen zu thun ist. » Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals *von Coligny*, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh, und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog *Wolfgang* von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne grosse Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf *von Mannsfeld*, sein Nachfolger im Kommando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral *van Coligny*, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im Stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber misstrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewusst, bei so geringen Hülfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu misslich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen, Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht ein Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seeküste vor einem Angriffe sicher zu stellen, rückte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres grossen Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge *von Guise* und *von Mayenne*, würdige Söhne des verstorbenen *Franz* von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis aufs Aeusserste zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzungen nichts ausrichten.

Trotz der Ueberschwemmungen, die die Aussenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Oels, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschöpfen sey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald grosse Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen grossen Theil der deutschen Kriegsvölker dahin, und warf endlich selbst den Admiral *von Coligny* darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog *von Anjou* im Feld erschien,

und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses grossen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder *d'Andelot* durch den Tod verloren, den treusten Theilnehmer seiner Unternehmungen, und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, dass das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein veräehtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen, und einen Preis von fünfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Uebersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigener Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verrätherei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführer-Amtes, und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während dass die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu gross, als dass er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie liessen ihm die Wahl, entweder zu schlagen, oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, so musste er ihnen nothgedrungen in dem Erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs *von Anjou* überraschte ihn (am 3ten Oktober des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung, und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heeis nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der grösste Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen *von Bourbon* rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean-d'Angely, wo sich auch der geschlagene *Coligny* mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stiess man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die Letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein grosser Theil des Adels verliess den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloss und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken liess. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wusste sie mit grossem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, *Montgommery,* hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, dass die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen, und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständniss unter den Katholischen selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde *Damville,* Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable *von Montmorency,* beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, dass Andere in diesem Krieg sich Lorbeern sammelten und Andere den Kommandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und der ihn zunächst umgebenden Grossen hatten die glänzenden Successe des Herzogs *von Anjou,* die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte sich mit Verdruss, dass er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königinn Mutter für den Herzog *von Anjou,* und das Lob dieses begünstigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog *von Anjou* mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so stellte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen Beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechten Massregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen liess, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall *von Tavannes,* dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken, hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem grössern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt, oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müsste. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte *Tavannes*

sein Kommando nieder, und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen *Bourbon*'schen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerstand, den St. *Jean d'Angely* leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten *de Piles* vertheidigt; und als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbei gerückt, und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte *Coligny* nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Fussvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern, und mit dem siegreichen Heer des *Montgommery*, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Theil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der *Bourbon*'schen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzugs theilten, und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermassen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mussten. Mit Hülfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, dass sie im Frühjahr des 1570sten Jahres gleich einem reissenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittene Misshandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, liessen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fliessen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall *von Cossé*, dreizehntausend Mann stark, entgegen stellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegenern Feind verschiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleanois und Isle-de-France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuern Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hülfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen; so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, dass er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Ausserdem liess man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen, und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt seyn sollten. Die Prinzen von *Bourbon* nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mussten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, blos ein erniedrigendes Geständniss seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformirten überliessen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuss ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt seyn mussten, dass sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, desto nothwendiger war es, sich in diesem Verhältniss der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu gross, als dass man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass der erste Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müssen, dass es ein vergebliches Unternehmen sey, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, dass alle Wunden, die man ihr theilweise schlug, ihrem Leben selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verlust schien blos ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige *Coligny* galt für eine ganze Armee. « Wenn der Admiral heute sterben sollte, » erklärten die Abgeordneten des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlungen traten, « so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, dass sein einziger Name euch mehr Ansehen

gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen..» So lange die Sache der Reformirten in seinen Händen war, mussten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von Aussen, richtete sie von jedem Falle wieder auf, und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, dass auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so musste man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloss man endlich sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshass, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und liessen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, musste man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, dass « gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey. » Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschafften. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten, und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken, und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich Aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, dass auch Einzelne sich überlisten liessen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der Andere desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man *gar nichts* gethan, wenn man nicht *Alles* thun konnte; der Streich musste schlechterdings tödtlich, allgemein und entscheidend seyn, oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viele Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das Strengste geahndet, alle billigen Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In Kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen, und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämmtliche Glieder *Karl der Neunte* als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfasste. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten, und in England den Thron der Königinn *Elisabeth* wankend machten, genoss Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter *Heinrichs des Zweiten*, war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs *von Guise* vermass sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessinn hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem Andern als seinem Neffen gönnte. « Der älteste Prinz meines Hauses, » erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten *Sebastians*, « hat die ältere Schwester davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere. » Da aber *Karl der Neunte*, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmassung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog *von Guise*, durch eine geschwinde Heirath mit der Prinzessinn *von Cleves* seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, musste den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessinn zu besitzen.

Der junge *Heinrich*, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sey es, dass Letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirath eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder dass er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirath schon bei den Friedenstraktaten, und so gross auch das Misstrauen der Königinn von Navarra seyn mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als dass sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwiedert ward, die man wünschte, und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königinn *Johanna* durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf *Ludwig* von Nassau, Bruder des Prinzen *Wilhelm* von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen *Philipp* von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral *von*

Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein grosses Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäss betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, dass sie Geist und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entschluss, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittene Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Scenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen seyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, dass der Feuereifer der kalvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mässigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Uebeln zuvorzukommen, die ein missverstandener Religionseifer, und das immer noch unter der Asche glimmende Misstrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, musste man darauf denken, diese müssige Tapferkeit zu beschäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Antheil an demselben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluss der spanischen Intriguen bereits auf das Empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den missvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluss gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden, und bezeigte grosses Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte *Coligny* um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weisern Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mussten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Unthaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von *Coligny's* Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mässigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschen überhaupt, und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem protestantischen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Misstrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beschloss demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königinn von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that *Johanna* diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn *Heinrich* und den Prinzen *von Condé*. *Coligny* wollte sich dem Monarchen zu Füssen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. « Endlich habe ich Sie, » rief der König. « Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde, » setzte er mit triumphirendem Blick hinzu, « das ist der glücklichste Tag in meinem Leben. » Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königinn, von den Prinzen, von allen anwesenden Grossen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Misstrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen *von Bearn* mit *Margarethen von Valois*; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mussten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlassten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Letztern und *Coligny*, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloss Chatillon zu machen; und als sich der Admiral auf den Rappel sogleich wieder stellte, liess er ihn diese Reise in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und *Coligny* fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem *Karl* die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die ausserordentlichen Gunstbezeigungen, die er an den Admiral und

seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen als Misstrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, dass jenes Betragen des Königs blosse Maske gewesen oder mit *de Thou* und den Verfassern der Memoires glauben, dass Er für seine Person es *damals* aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniss zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen musste. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimnis wussten, dafür, dass die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? Dass ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, dass nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniss nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wusste, wenn selbst die Königinn *Katharina* unruhig wurde, und die Guisen anfingen, für ihren Einfluss zu zittern. Ein desto engeres Bündniss zwischen diesen letztern und der Königinn war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloss, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreissen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber, und das Geheimnissvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Komplotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem *Capi-Lupi* *), einem römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde *Karln dem Neunten* durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall seyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt, und als *Schmeichler verläumdet*. « Ein päpstlicher Legat, » berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk, « kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan, und ihn aufs Aeusserste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: «« Dass ich doch Eurer Eminenz Alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, dass diese Verheirathung meiner Tochter das ausgesuchteste Mittel sey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in grosser Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte, und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen. »» Der Kardinal verschmähte den Demant, und versicherte, dass er sich mit der Zusage des Königs begnüge. » — Aber, gesetzt auch, dass kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass der Kardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigstens zu theilen. *)

Das wirkliche Betragen *Karls des Neunten*, bei dem Ausbruch des Blutbades selbst, zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreissen liess, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben, und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Grässliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muss ihm zur Vertheidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. *Karl der Neunte* war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte, und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mässigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbniss mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und *Katharinens* Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint seyn mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verliessen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuss an demselben zu fassen schienen, und *Karl der Neunte* liess sie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Haupstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen *von Bearn* heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königinn *Johanna*, die wenigen Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Misstrauen der Kalvinisten erwachte aufs Neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, dass sie vergiftet worden sey. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten, und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloss Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Krieges beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugung wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt seyn sollten; er wusste besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, dass diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine grosse Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, dass diese Unternehmung keine andere sey als der Krieg in

*) Le Stratagéme ou la Ruse de Charles IX, roi de France, contre les Hugenots, rebelles à Dieu et à lui; écrit par le seigneur Camille Capi-Lupi, etc. 1574.

*) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

den Niederlanden, dessen Ausbruch heran nahe, und worüber er bereits alle Massregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, dass *Karl IX.* den Vorstellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, dass er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager *Heinrichs* — jetzt Königs von Navarra — mit *Margaretha* von Valois, unter einem grossen Zufluss von Hugenotten, und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam, *Teligny, Rohan, Rochefoucauld,* alle Häupter der Kalvinisten, waren dabei zugegen; alle in gleicher Sicherheit mit *Coligny,* und ohne alle Ahnung der nahe schwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und suchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens *Langoiran*, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. « Warum denn aber jetzt? » fragte ihn *Coligny* voll Verwunderung. « Weil man Ihnen zu schön thut, » versetzte *Langoiran,* « und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verständigen umkommen. »

Wenn gleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das Schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, in wie weit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals grösser für die Guisen und für die Königinn als für die Reformirten. *Coligny,* erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, dass er es wagen durfte, ihm Misstrauen gegen seine Mutter einzuflössen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundschaft zu entreissen. Er hatte ihn überredet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen, und selbst die Viktorien zu erkämpfen, welche *Katharina* nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog *von Anjou*, gönnte. Bei dem eifersüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieser Wink nicht verloren, und *Katharina* überzeugte sich bald, dass ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote musste die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloss, wo sie sich in ein Kabinet mit ihm einschloss, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel, und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen liess, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterinn war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniss seiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riss sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung, und liess einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen, und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den grossen Anhang der Königinn, und seine Furcht mahlte ihm denselben noch grösser ab, als er wirklich seyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog *von Anjou,* und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen, und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluss zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreissen, so bald man ihn nur überführt haben werde, dass ihren Gesinnungen zu misstrauen sey. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemählde von ihren Anmassungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht, und verlässt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich *Katharina* noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben so schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, dass sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier *Heinrichs* von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuss auf *Coligny,* als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrt. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuss geschehen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

Coligny's Schutzgeist, möchte man sagen, hatte nun das Letzte gethan, um diesen grossen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreissen. Allein, wer entflieht diesem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeit, erlaubt, welche sich zu denken Er unfähig ist, mit grösserm Ruhm, als wenn er solchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm, dass mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung *Heinrichs* von Navarra mit der Schwester *Karls* des *IX.* die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren lernäischen Kopf versteckt halten? aus welchem Wink zu neuen Anfällen hervorschiessen? Dies bei Zeiten aufzuspüren, hatte *Coligny* in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber blos, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniss der Bosheit selbst abzulenken.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war *Coligny.* Aber was die Furchtsamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insekt streckt seine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlauheit, die selten berückt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Grösse gehandelt zu haben bekennen muss, weil sie Alles für eine Schlinge anzusehen pflegte. *Co-*

ligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seyn, welcher sich selbst Alles schuldig wäre. Nach einem Missgeschick, wenn Muthlosigkeit bei Allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengerafftes Heer halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunst unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Gespenster spuckten — immer war sein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, dass er unter den Mitteln zur Hülfe gleichsam noch zu wählen habe. Und sprach er dann, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, edel, stark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im grossen Umfang seiner Geschäfte eine rastlose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfische *Villeroy* darüber tadeln, dass er den Protestanten in Frankreich rechtmässige Freiheit zu sichern strebte, wie sein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte, Umsturz einer parteiloseren, gerechten Staatsverfassung wäre nie *Coligny's* Plan gewesen. Untadelhafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder, überhaupt die strengste Religiosität vollendeten seinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partei, deren ganze Existenz auf der freiwilligen Unterordnung so vieler tapfern, reichen, ehrsüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerstand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichste Folgsamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies musste der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partei gekettet seyn würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Biederkeit, als er zu verdienen sich bewusst war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des fränzösischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und grossmüthig hätte seyn müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen die Gutgesinnten in ihn, von Paris zu entweichen. « Wenn ich dies thue, » antwortete er ihnen, « so zeige ich entweder Furcht oder Misstrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt. » — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgersinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um *Coligny* zu besuchen. *Karl* betheuerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. « Ihr seyd verwundet, mein Vater, » rief er ihm zu, « aber die Schmerzen fühle Ich. — Bei Gott schwöre Ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind. » Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an dessen Partei binden helfen. Aber die Königinn überliess unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Ballspiel zurückgehen; denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachricht von dem Mordanschlag gestört worden zu seyn, dies war doch die grösste Ursache seines wüthenden ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber stand nun für *Katharina* nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel *Coligny's* Verdacht von selbst auf die Guisen. Der Schuss war aus einem Guisischen Hause geschehen. Die Guisische Partei schien während der öffentlichen Erhebung der protestantischen so weit zurückgesetzt worden zu seyn, dass man von ihr gerade den niederträchtigsten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen musste. Und auf eben diese Spur hinzuleiten, fand auch *Katharina* in der ersten Verwicklung der Umstände fürs Beste. Selbst ihrem Sohn gab sie auf diese Seite hin den Wink, dass wohl der Herzog *von Guise* noch immer in dem Admiral den Mörder seines Vaters zu sehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch so erwünscht gewesen — konnte ihr, wie Manche glauben, diese Verstellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniss, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächsten Wirkungen des misslungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grausamern zu schliessen. Sie hatte nöthig, bei sich selbst für die Vollendung dessen, wofür neben der heissesten Rachsucht die Menschheit in ihr schaudern musste, neue Entschlossenheit zu sammeln.

Der König liess indessen den Herzog *von Guise* wirklich aufsuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und selbst seine Schwester, die Königinn von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernstlichen Schritt der Erbitterung *Karls*. Er war auch sonst den Anmassungen des Herzogs *von Guise*, da er eben diese Prinzessinn als Gemahlinn suchte, gram gewesen. Aber wie sonderbar! Er schaffte hier seiner Mutter gerade den Mann, dessen Arm ihr für das Bevorstehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigste Weise selbst zur Seite. Das Zusammentreffen aller Umstände schien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die schwärzesten Thaten gebrandmarkt werden sollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrschers; und wem konnte dies entgehen, der die unselige Kunst verstand, das unstäte Gemüth desselben von einem Extrem auf das andere zu schleudern. Ein gewandter Höfling, sein Vertrauter, war das Werkzeug der Königinn Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitschuldigen zu machen. Unter behutsamen Vorbereitungen verwischt dieser die neuesten vortheilhaften Eindrücke, welche der Besuch beim kranken Admiral im Gemüthe zurückgelassen hatte. Er streut Samen des Argwohns ein, weckt den alten schlafenden Groll, und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für sein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz *von Condé* hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der *Coligny'*schen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zusammengedrängt. Von ihr sey Alles zu fürchten, aber auch gegen sie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, *de Piles*, dem König mit der unverschämtesten Dreistigkeit ins Gesicht zu sagen gewagt: dass man sich selbst Recht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln

sollte. « Und mit einem Wort, » rief endlich der listige Unterhändler, seines Zieles gewisser: « wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öffnen. » *Katharina* selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, *Heinrich* von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bei einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die schreckvollsten Vorstellungen bestürmt, warf sich *Karl* seiner Mutter in die Arme. « Schon, » sagte man ihm, « rufen die Hugenotten abermals die verhassten Ausländer, Deutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Missvergnügten im Lande werden haufenweise dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht schon das Reich aufs Neue zu zerfleischen. Der König selbst, von Geld und eigenthümlichem Ansehen entblösst, von Hugenotten umringt, bei der Guisischen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzusehen, wie die Katholischen einen Generalkapitän wählen, und sich gegen ihre Gegner selbst zu helfen wissen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgestossen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwischen beiden Parteien ohnmächtig sich hin und wieder werfen lassen muss. »

Wüthend fuhr *Karl* unter diesen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grenzen von Frankreich war sein Schwur. Nur dass nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und dass Alles eilend schnell vorbeigehe, damit ihm seine Sicherheit schleunigst wieder geschafft würde!

Die erwünschteste Stimmung für die Gegner der Protestanten. Mord war jetzt die Losung, aber die tiefste Verstellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung seiner Mutter von diesem Augenblick an völlig entsprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog *von Guise* bereit. Seit der tapfersten Vertheidigung von Poitiers, das ist, seit seinem 19ten Jahr hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf *Margaretha*, die in eben diesen Tagen des Hugenotten, *Heinrichs* von Navarra, Vermählte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten schien also nicht blos seine ererbte Bestimmung zu seyn. Er wählte sie selbst, und übte sie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Blutrache wieder auf, so rief ihm noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, dass jetzt der Augenblick gekommen sey, seine Partei durch Austilgung der protestantischen zur einzigen herrschenden zu machen, und sich dadurch dreist der Königinn Mutter an die Seite zu stellen.

Das misslungene Verbrechen ward die Hülle des neubeschlossenen. Aus Furcht vor *Coligny's* Rache, dessen Verletzung man ihm aufbürde, sey er selbst, erklärte der Herzog *von Guise* — mit seinen Verwandten genöthigt, aus der Königsstadt zu flüchten. « Geht, » sagte ihm der König mit zürnender Miene, « seyd Ihr schuldig, so werde ich Euch wieder finden! » Und nun waren Zurüstungen zur Flucht vor den Hugenotten die schnellen verdachtlosesten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral musste vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, dass die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riethen, ihn selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Besten seiner Angehörigen, auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben, und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mussten die Katholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn sie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu seyn wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizei ermunterte sie zur Beschützung *Coligny's* und führte über die Versammelten ein Register — die sichere Todtenliste für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guisen ins Louvre zusammenzubringen, und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Um Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und *Coligny* selbst vom König davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieser ängstlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und schienen kaum noch die Furchtsamsten beunruhigen zu können. Indess ersah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Diese war in eine Heerde zusammengetrieben. In der Mitternachtsstunde des 24sten Augusts ihre Rache zu sättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath festgesetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer *Birague*, den Marschällen *von Tavannes* und *von Retz* — *Katharina von Medicis* präsidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebst wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die kalvinistische Partei in die Ausnahme gesetzt worden war.

Wäre wirklich bei diesen Stiftern des Blutbads, wie von *Tavannes* dies zu erweisen ist, der Glaube, Gott einen Dienst zu thun, die wahre Begeisterung zur Unmenschlichkeit gewesen, man würde die Schwachheit des menschlichen Verstandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabscheuen. Wir würden, wenn sie aus Pflicht die Menschlichkeit in sich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig seyn, indem Entsetzen vor der Handlung uns durchschauerte. Aber von den meisten der Handelnden macht es ihr sonstiger Charakter gewiss, dass sie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern sahen, wider welche man sich Alles erlauben zu dürfen freute, weil sie glücklicherweise zugleich Ketzer seyen. Auch *Katharina* selbst mag Afterglauben genug gehabt haben, um in *Coligny* den Reformirten von ganzem Herzen zu hassen, und diesen Hass sogar für verdienstlich zu halten. Aber eben so gewiss würde es ihr leid gewesen seyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschsucht Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger hassenswerth gemacht hätte.

Schon hatte *Tavannes* ausgesuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefsten Stille der unglückschwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit dreihundert Mordlustigen auf das verabredete Zeichen. *Karl* selbst erstickte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Mitleiden ihm zum Letztenmal sich zu nähern versucht hatte. Er liess nach der Abendtafel und nach einigem Widerstreben seinen sonst geliebten Gesellschafter, den Grafen *Franz von la Rochefoucauld*, aus dem Schlosse unwissend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zum Würgen geben lassen wollte. Noch gefühlloser

drängte *Katharina* die neuvermählte Königinn von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Kalvinisten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier sie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan seine bestimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordsignale, über der Pforte des Louvres in den Balkon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwissenden, die Königinn Mutter an der Spitze, durch die einsamen Gänge ihn unter dringenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien jetzt von ihren Fesseln losgelassen zu werden knirschten, erstarrt diesen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menschheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blass und ausser sich zittern sie vor sich selbst, starren einander an und sind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünscht, beschlossen, geboten zu haben, sie sich nun selbst nicht mehr zutrauen. Man hörte einen Pistolenschuss. « Ob er Jemand beschädigte weiss ich nicht » — erzählte *Katharinens* Lieblingssohn, der Herzog *von Anjou* — « aber dass er uns allen Dreien ins Herz ging, dass er uns Gefühl und Besinnung nahm, dies weiss ich. Wir waren ausser uns vor Schrecken und Bestürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen. »

Sie kam zu spät — diese feige Reue. Mehr eine schwache Tochter der Unentschlossenheit als der Ueberlegung, verdient sie nur vor dem Menschenkenner als Zeuginn aufzutreten, wie überspannt die Wuth der Leidenschaft in den Urhebern der jetzt schon ausgebrochenen Jammerscenen gewesen seyn muss, dass sie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltsamste Abspannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich sich auflöste.

Schon hätte *Coligny's* Schatten seine Genugthuung in diesem Augenblick des sich selbst peinigenden Lasters mit sich hinübernehmen können. Der Herzog *von Guise* war nach dem ersten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit seiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf : « Im Namen des Königs » ! wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen sich vor der hereinstürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete *Coligny* raffte sich aus dem ersten Schlaf auf. Schon schallten seine Vorsäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten vermischt. Drei französische Obersten brachen in sein Zimmer, und schrieen seinen Tod ihm entgegen. Betend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (*Petrucci*) und ein Deutscher von Adel (*Besme*) drängten sich vor. « Bist du Coligny ? » rief dieser. « Ich bins, » antwortete mit fester Stimme der Greis — « und hier, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf! » *Besme* durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühlloser, als *Marius's* Mörder. Rauchend zog er sein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfezte den Körper mit tausend Wunden. « Dies wäre vollbracht ! » grinzte *Besme* auf den Hof hinab, und da der Graf *von Angouleme*, *Karls* Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden seyn wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füsse. Gierig untersuchte er das bluttriefende Gesicht, und da er der That gewiss war, stiess er — den todten Löwen — mit einem Fusstritt von sich.

Ueberall leuchteten indess dem sich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häusern; die Strassen waren durch Ketten geschlossen; Wachen standen im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Strassen selbst ein, wo, vom Schlummer aufgeschreckt die schimpflich getäuschten Protestanten, wie sie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für sie fand sich in dieser unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten sich unter einander an einem weissen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieser Farbe. Das Zeichen des grossen Dulders und die Farbe der Unschuld entweihten sie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten sich die Verfolgten von ihrer Bestürzung sammeln können, hätten sich mehrere vereint und so tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne diesen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in seinem Triumph seine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Strassen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein persönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, *Teligny*, war so liebenswürdig, dass die ersten, welche ihn zu morden aufsuchten, sich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühllosere. Die Pariser Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verstümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt, und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Possenspiele des Grimms oder der Wollust selbst umhergeschleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch durch die herumstreifenden Bürger oder durch die Guisischen Horden, unter welchen *Tavannes* die Wuth durch Hohngelächter entflammte. « Nur immer zu mit dieser Aderlässe, » spottete er. « Sie ist im August so gesund als im Mai. » — Bei diesem *Tavannes* war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der soldatischen Ueberzeugung, Gott und dem König den grössten Dienst gethan zu haben, dass er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathass fand nun zugleich seine Beute, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute raubten unter dem Schutz dieses blinden Dämons. Selbst der König und seine Mutter sollen von den geplünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablassung. Einem sterbenden Hugenotten entrissene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdischer Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Pallaste, in welchem der Verlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher seyn sollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer sonst im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Pforten seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, dass der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten schoss. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgensten Zimmern des Pallastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von *Conti* rettete nicht das Flehen seines Zöglings von den Dolchen, welche dieser mit schwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf sich *Gasto von Leyran* in das Schlafzimmer der Königinn von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Söldner, die ihm

nachsetzten. Die Königinn floh zur Herzoginn von Lothringen, ihrer Schwester; an der Thür stiess man einen Edelmann neben ihr nieder; sie sank ohnmächtig ins Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese « Bluthochzeit » ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit dem Brudersohn seines Vaters, dem Prinzen *von Condé,* während der Tag über den bisherigen Mordscenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermass seiner Gnade anrechnete, dass sie, von der ganzen hugenottischen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schleunigste Abschwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, dass sie bisher blos die Verführten gewesen seyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winseln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallast unter die in doppelte Reihen gestellten Schlosswachen zusammengetrieben, von diesen niedergestossen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Flüche zu: dass sie innerhalb drei Tagen zwischen der Messe und der Bastille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grausamkeiten allen fast der einzige Gewinn, dass sich *Heinrich von Navarra* mit seiner Schwester in dieser Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen liess, und der Prinz von *Condé* nach etwas längerem Widerstand ihrem Beispiele nachfolgte.

Berauscht von dem glücklichen Erfolg der mörderischen Nacht, in welcher man zwischen Furcht und Wuth geschwebt hatte, kannte *Karls* unbändiger Charakter ganz keine Rücksichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verstecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter diesen Greueln durchzog der König mit seinen Höflingen die Stadt, und lustwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte *Coligny's* Leichnam auf alle Weise misshandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu sehen, dessen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, spottete er dem *Vitellius* nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich *Karl* so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und Andere weg, dass er am ersten Tag in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guisen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tag aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechens schänden zu lassen, und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen seiner Mutter. Beim ersten Schritt, mit welchem sie ihn in den Mordanschlag hereinzuziehen gewusst hatte, wurde er beredet, dass der allgemeine Hass auf die Guisen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, sein eigen seyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faktion der Montmorencys, welche für *Coligny* und die Seinigen Rache forderten, wider die Guisen zu entstehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugestehen, um nicht als der schwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erscheinen, unter dessen Augen Jeder ohne seinen Willen Alles sich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von sich zu bekennen erröthete, und was für sich selbst zu unternehmen ihm Muth und List gefehlt hätten. Um nicht schwach zu scheinen, war er schwach genug, von allen Uebrigen sich zur Verschleierung ihrer Thaten missbrauchen zu lassen und in ihrem Namen der Gegenstand jener Verachtung zu werden, zu welcher sein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht so schändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mussten. Und für all diese Unsterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung, dass gerade die entschiedensten Wagstücke des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereizteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst, sie geschützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengesetztesten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Bestrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar sparten die Häupter der siegenden Partei nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche blos ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probierstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über Einige von der misshandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und liess es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerschlagen, seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt; sein Schloss zum öden Denkmal seiner Schande der Zerstörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengesetzten, aus dem Begangenen sich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präsident *de Thou* den König als Ankläger der Ermordeten mit halb ersticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf *von Orthe,* Befehlshaber zu Bayonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: « dass er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe. » Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch einen Bischof — liessen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld liess auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, besonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten geschont. Manche der Vornehmsten waren nicht in Paris gewesen; andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutschen, Katholiken sowohl als Prote-

stanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anfachte, bei andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die aufs Höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Kalvinisten waren, nach *Sully*, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen. Aber wen eine solche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist! Halb Furcht, halb neue List diktirte dem König schon am 28sten Oktober einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf täuschenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fordauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns schärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch sichtbarer blossstellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungestüm des Parteigeistes verführt, selbst in eine Faktion wider die andere sich herabziehen lässt. So lang er auf dem Throne steht, gebietet sein Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nur Verfolgung, und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, dass Strafen des Staats, vom Vollstrecker der Gesetze auferlegt, nicht reizen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Inkonsequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verlässt, in ihre festern Schutzplätze wieder sammelten, sahen sie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit furchtbarer seyn musste. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderstehlicher die hinterlistige Behandlungen das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei *Karls* drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des misshandelten Admirals unauslöschlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgültig zu seyn, durch Stand und Geburt sich gleichsam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue *Katharina's*, mit *Karls* Ungestüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen *Montmorency* bereden können, dass ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der *Coligny*, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniss hätten? Sie sahen zu deutlich, dass sie die Eifersucht der Königinn Mutter auf jede ihr sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartei missvergnügt war, vor ihr sich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigstens, so lange es Jedem zweckmässig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu lassen.

Kein Wunder, dass die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Protestanten in einem beschämenden Kontrast erschien Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, dass diese von dem Ort eben so dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da *Katharina* ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter *Birons* Anführung abschickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des französischen Protestantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die *Montgommery* aus England den Belagerten zuführte. Aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht blos für sich; denn ihnen allein schmeichelte man, Gewissensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu akkordiren. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuss der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König selbst gegeben. *De la Noue*, ein Kalvinist, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden Sie wussten dies, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partei so genau, als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Mann besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei so fest in der Mitte stand, dass Beide ihn achten mussten, weil kein Theil von der Befolgung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der grösste Vortheil für die Belagerten war, dass man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbei rücken können, dass sie indess den möglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer selbst der grösste Feind, und ihr scheinbares Oberhaupt, der gehasste Herzog *von Anjou*, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagstücke ohne

Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Missvergnügten in diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht blos die unregelmässige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs *von Anjou*, den Herzog *von Alençon* selbst, zu raschen, aber folgelosen Planen gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn jene Sucht, den Missvergnügten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es auch nur, um sich und Andern zu verbergen, dass er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog *von Anjou* seine Wahl zum König von Polen den scheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6ten Juli 1573) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn *Katharina* mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinwelkenden König *Karl* aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien durch die schauervolle Eroberung der kleinen protestantischen Feste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äussere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Parteien zernichtet zu seyn, so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht blos in den Provinzen, sondern auch am Hofe, und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit *Karln* sollte es furchtbar enden. Seit er sich unter den Mordscenen der Bartholomäusnacht ausser sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Rüge derselben unter irgend einem schlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eisernen Stirn der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglaube seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Zerstreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er versuchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als dass er jenen abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. *Katharina* wusste sich dagegen zu bereden, dass sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie *Naudé*, *) für den ganzen Frevel den feinen höfischen Namen eines « Staatsstreichs » erfinden oder ahnen konnte.

In *Karln* hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verstummen; sie wurden dann zurückgeschreckt durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als *Heinrich III.*, und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn man sich erinnert, dass die Stifterinn der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben diese seine Mutter kannte *Karl* auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauderte. Von hier musste er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wusste er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Giftmischen eine Italienerinn zu seyn, selbst bei dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrschsucht gewesen, dass er vor seiner eigenen Mutter zittern musste, wenn er einmal ihren Winken sich zu widersetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog *von Anjou* in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchst wahrscheinlich bürdet man selbst der Königinn Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, dass sie ihren zweiten Sohn nicht von sich gelassen habe, ehe sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiss gemacht hatte. Es ist wahr, *Karl* kränkelte schon sichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur sich zu zerstören, dass es kaum noch nöthig ist, den verzehrenden Kummer seiner letzten Jahre zur Erklärung seines Hinwelkens vor dem 25sten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür seyn, dass sie ihren *Heinrich* nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entlassen: « Geh, mein Sohn; lange wirst du nicht weg seyn. »

Nur *Karls* Zustand war auch durch diese Erleichterung um Nichts gebessert. Je trüber jeden Tag seine Kränklichkeit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft mahlte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der Wirklichkeit die Ursachen zum schnellsten Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Abwesenheit ihres zweiten Sohnes schien sich *Katharina* um so ausschliessender durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War *Karl* oft auch gegen sie ungebärdig und wild, so häufte sie dafür alle Beängstigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die sorgfältigste Entwickelung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr als Retterinn, nach seinem Scepter zu greifen, desto geduldiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Hass zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zusage, durch Verwirrung Aller mit Allen, seinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken musste.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise gelten zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abwechselung im Anlegen und im Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit Andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter diese leidenschaftlichen Unbesonnenheiten der Jugend versteckten andere erfahrnere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partei der Missvergnügten, die sich zum Unterschiede von der religiösen Partei der Protestante

*) *Gabr. Naudé* in seinen *Considérations politiques sur les Cours d'État*, Ch. III. bedauert nur, dass dieser Staatsstreich blos halb ausgeführt worden sey. Sehr konsequent!

die *Politiker* nannten. In einem wesentlicheren Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte *Katharina* gegen Beide weit leichteres Spiel, wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs *von Alençon* so gewiss den Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königinn Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, dass der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen, als selbst ihr Gegner gewesen sey; so unbegreiflich leichtsinnig überlieferte er Alle, welche mit ihm komplottirt hatten, durch die willkürlichsten Entdeckungen, der Rache dieser Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentschaft über *Karln* und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren eben so unfolgsamen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wusste sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, dass der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen, und der kranke *Karl* um Mitternacht vor seinem dritten Bruder flüchten zu müssen glaubte. « Hätten sie doch wenigstens warten können, bis ich todt bin! » seufzte der von Innen und Aussen umgetriebene lebenssatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, dass sein Heer gegen seinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieser endlich doch mit dem in der Hofsklaverei lange misshandelten König von Navarra und dem Prinzen *von Condé* entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, sein Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Lust ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Felde, und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Missvergnügten des Reichs den Beweis, dass die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausspeien werde, und dass Alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, dass es ihm noch *Trost* war, nicht Vater eines Sohnes zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte *).

HERZOG VON ALBA

BEI

EINEM FRÜHSTÜCK

AUF DEM SCHLOSSE ZU RUDOLSTADT,

IM JAHR 1547 **.)

Indem ich eine alte Chronik vom sechszehnten Jahrhundert durchblättere (*Res in Ecclesia et Politica Christiana gestæ ab anno* 1500. *ad. an.* 1600. *Aut J. Sæffing, Th. D. Rudolst.* 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als Einer Ursache verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: *Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo* 1738 finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in *Spangenbergs* Adelspiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachschlagen.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von *Alba* durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser *Karl V.* im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn *Katharina von Schwarzburg*, eine geborne Fürstinn *von Henneberg*, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, dass ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer grössern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugrosse Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloss zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog *Heinrich von Braunschweig* und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfinn von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterliess man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gute besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muss gestehen, dass die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, dass in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. *Katharina* war eine Mutter ihres Volks; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestossen. Aufs Aeusserste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schlosspforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, dass dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und dass bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. « Das wollen wir doch sehen, » antwortete sie aufgebracht. « Meinen armen Unterthanen muss das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott! » — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, « *Fürstenblut für Ochsenblut!* » Mit dieser bün-

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Eine Fortsetzung dieser Geschichte, die *Schiller* selbst wegen seiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Herr Professor *Paulus* im 9ten Band der 11ten Abtheilung der historischen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieser Sammlung zum Theil übernommen hatte.

**) *Anmerkung des Herausgebers.* Im deutschen Merkur im Jahr 1788 findet sich dieser Aufsatz.

digen Erklärung verliess sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog *Alba* die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingungen es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. *Heinrich* von Braunschweig fasste sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog *von Alba* zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, dass er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn von Schwarzburg der Zurückgabe gewiss war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfinn *Katharina* von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl Graf *Heinrich XXXVII.* darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, liess sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser *Caspar Aquila,* Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. *Katharina* liess ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloss bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt, und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im 58sten Jahr ihres Lebens und im 29sten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt bewahrt ihre Gebeine.

DENKWÜRDIGKEITEN

AUS DEM

LEBEN DES MARSCHALLS VIEILLEVILLE.

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten *Franz des Ersten, Heinrichs des Zweiten* und seiner drei Söhne beschreiben, hört man nur selten den Namen des Marchalls *von Vieilleville.* Dennoch hatte er einen sehr nahen Antheil an den grössten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den grossen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern lässt ihm der einzige *Brantome* Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugniss hat um so mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenschaft grosse Hindernisse brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, dass sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. *Vieilleville* war ein *Hofmann* in der höchsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wusste denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, dass seine pflichtmässige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, dass er uns augenblicklich mit den Missbräuchen desselben aussöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde thätig, edel gegen seine Feinde, heldenmässig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu seyn, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenlose Höfling, seine persönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund seines Fürsten zu seyn, aber mit starker Seele und rühmlicher Selbstverläugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoss so vieler Interessen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, dass er in dem Augenblicke starb, wo ihn *Katharina von Medicis* mit ihrem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechszig Jahre dem Dienste des Souverains gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschliessen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen, sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschall *von Vieilleville,* dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lob-

preisen oder verächtlich machen liess. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemässigten, die man unter dem Namen der *Politiker* zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu missfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des *Montmorency* und der Guisen, noch die der *Condé* und *Coligny* konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muss, als dass sie die schöne ruhige Folge eines ganzens Lebens umfassen könnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den *Ulysses* als den *Achilles* zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall *von Vieilleville* die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Familienschlosses *Durestal* fanden sich Memoires über sein Leben in zehn Büchern, welche *Carloiz*, seinen Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar in dem lobrednerischen Tone abgefasst, der auch dem *Brantome* und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist, aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergiesst. Auch wird dieser Antheil keineswegs versteckt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von demjenigen, was blos eine dankbare Vorliebe für seinen Wohlthäter den Geschichtschreiber sagen lässt. Diese Memoires sind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erste Mal in Druck erschienen, obgleich sie schon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden sind.

Franz von Scepeaux, Herr *von Vieilleville*, war der Sohn *Renatus* von *Scepeaux*, Herrn *von Vieilleville* und *Margarethens von La Jaille*, aus dem Hause *von Estouteville*. Seine Eltern hatten grosses Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus eins der angesehensten und immer voll der besten Gesellschaft. *Franz von Vieilleville* kam früh als Edelknabe zu der Mutter *Franz des Ersten*, Regentinn von Frankreich, einer Prinzessinn von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel schlich sich der Edelknabe von seinem Hofmeister weg, ging zu jenem Edelmann, der erster Hausküchenmeister der Regentinn war, und stiess ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahr alt. Als der König diese Handlung erfuhr, die von allen Grossen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz missbilligt wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu misshandeln, liess er den Herrn *von Vielleville* rufen, um ihn seiner Mutter der Regentinn vorzustellen und ihm Vergebung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg, und zu seinem Vater nach Durestal begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Hr. *von Lautrec* eine schöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäss erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Hrn. *von Lautrec* vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich *Vieilleville* aus, und wagte im Angesicht der ganzen Armee sein Leben, besonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzosen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausschweifungen hingerissen wurden, denen jedoch *Vieilleville* mit zweihundert Mann Einhalt that, so viel er konnte. Kurz darauf wurde *Vieilleville* auf einer Galeere mit einem seiner Edelleute, *Cornillon*, der geschworen hatte, ihn niemals zu verlassen, vom Herrn *von Monaco* gefangen. Man setzte seine Auslieferung auf dreitausend, und des *Cornillon* seine auf tausend Thaler, und liess ihm die Freiheit, diese Gelder zu holen; jedoch würde sein Gesellschafter auf Lebenslang in Ketten geschlagen werden, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, dass er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit würde einhalten können, nahm diesen Vorschlag nicht an, und bat nur, dass man *Lautrec* von seiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieser schickte zwar das Geld zu seiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für seinen Gesellschafter nicht dabei war, so schickte *Vieilleville* sie wieder zurück, und bat nur, dass man des Lösegelds wegen an seinen Vater schreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenschaft verschmachten, als den verlassen, mit dem er sein Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr *von Monaco* bewunderte diese edle Weigerung, begnügte sich mit dem, was geschickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm *Vieilleville* den Sohn eben dieses Herrn *von Monaco* gefangen und schickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte *Vieilleville* die Bekanntschaft mit dem Neffen des grossen *Andreas Doria, Philipp Doria*, der Kammerpage bei dem König gewesen, als er selbst bei der Regentinn Edelknabe war. *Vieilleville* besuchte ihn eines Tages auf seinen Galeeren, deren er achte zum Dienste des Königs kommandirte. *Doria* bot ihm eine seiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentinn hiess, wo er sogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war; so ging es sechs bis sieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncado, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, dass die Offiziere und Soldaten dieser Galeeren des Nachts meist ins französische Lager gingen, liess sechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen *Doria* zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang so wenig, dass bei dieser Expedition der Vicekönig selbst, der sich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derselben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, dass *Vieilleville*, der auf der Regentinn Alles gethan hatte, was möglich war, so dass von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebst einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und stürzte sich mit seinen Soldaten hinein. Während er aber auf diesem Schiffe focht, machten sich die Matrosen von der Regentinn los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere schon während des Gefechts vorausgegangen war; *Vieilleville*, der

seine meisten Soldaten verloren, musste sich nun ergeben.

Als die erste spanische Galeere im Hafen ankam, liess der Prinz *von Oranien* den Kapitän und mehrere der Mannschaft hängen. Dieses erfuhr der Kapitän der Galeere, auf der sich *Vieilleville* als Gefangener befand, und fürchtete sich in den Hafen einzulaufen. *Vieilleville* benutzte diese Unentschlossenheit und beredete den Kapitän, in des Königs Dienste zu treten, der es auch annahm, und ihm nebst der ganzen Mannschaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdessen hatte Graf *Doria* den ganzen Tag und die ganze Nacht seinen Freund *Vieilleville* unter den auf dem Wasser schwimmenden Körpern suchen lassen, und war ganz trostlos über diesen Verlust. Um Nachricht von ihm einzuziehen, liess er den Kapitän *Napoleon*, einen Korsen, mit der Regentinn auslaufen, und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien, doch sahen sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weissen Flagge; bald darauf hörten sie auch Musik, und Frankreich rufen. *Vieilleville* erkannte sogleich die Regentinn, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Kriegslist weg, und kam, anstatt gefangen zu seyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund *Doria* nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die *Lautrec* unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm *Vieilleville* seinen Abschied und dieses zu seinem Glücke; denn drei Monate darauf riss die Pest ein, welche die meisten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihn seiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, dass schon Alles verziehen sey, da besonders die Regentinn nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleissig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog *von Orleans,* seinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Namen *Heinrichs II.* auf dem Throne folgte) mit den Worten: Er ist nicht älter als du, mein Sohn; aber siehe, was er schon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, so wirst du ihn einst zum Marschall von Frankreich erheben.

Einige Zeit darauf machte *Karl V.* Anstalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deshalb seine Armee bei Lyon zusammen. Das erste Geschäft war, sich Meister von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiserlichen diesen Schlüssel der Provence besetzten. Nach langen Berathschlagungen wählte der König selbst den Herrn *von Vieilleville,* obgleich Viele wegen seiner grossen Jugend dagegen waren. Er wurde mit sechstausend Mann Fussvolk ohne Artillerie dahin abgeschickt, um dem Kaiser zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verschlossen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten sich zu unterreden, der sich auf der Mauer zeigte. *Vieilleville* bat ihn sehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu seinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er selbst wollte bei dieser Unterredung nur die sechs Personen bei sich haben, die er um ihn sähe, der Legat hingegen könnte so viele Begleiter mit sich nehmen, als er nur wollte, wenn er Misstrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmsten aus der Stadt. *Vieilleville* versicherte ihm, dass er nicht in die Stadt begehre; dass ihn aber der König ersuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiserlichen hineinzulassen, und deshalb Geiseln zu stellen. Der Vicelegat willigte in den ersten Punkt; Geiseln aber wollte er in keinem Fall stellen.

Von den sechs Soldaten, die mit *Vieilleville* waren, hatten viere den Kapitänstitel, sie waren aber schlecht gekleidet, er bat daher sie in die Stadt zu lassen, um sich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzustellen, das denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, sich unter die Thore zu stellen und zu verhindern, dass man die Fallrechen nicht herunterliesse. Unterdessen kamen immer mehrere Soldaten nacheinander an, ohne dass der Vicelegat, noch seine Leute es gewahr wurden, denn man zankte sich mit Fleiss wegen der Geiseln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüsten, wenn sie nicht gestellt würden. Da endlich *Vieilleville* sahe, dass er stark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoss, dass er zur Erde stürzte, zog den Degen, und drängte sich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüsse auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; sieben bis acht von den andern wurden erstochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber standen die vier Soldaten, die sich sehr tapfer hielten und sie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenschüsse kamen dann tausend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und drangen mit dem grössten Muth ein. Den übrigen Theil seines Korps hatte *Vieilleville* auch herbeigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüssel der Thore, die zublieben, ausser das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches schon französisch ist. Da sich *Vieilleville* nun durch diese Kriegslist Meister von der Stadt gemacht hatte, so fing er an, die Ordnung darin herzustellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, so, dass keinem Einwohner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide geschah und keine Frauenspersonen misshandelt wurden. Doch kostete ihm dieses nicht wenig Mühe; er musste sogar fünf bis sechs Soldaten und einen Kapitän niederstossen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte sich nun bei Avignon und *Vieilleville* zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit grosser Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieser ihn also an: « Nähert » Euch, schönes Licht unter den Rittern! Sonne » würde ich Euch nennen, wenn Ihr älter wäret, » denn wenn Ihr so fortfahret, werdet Ihr über alle » Andern leuchten. Parirt unterdessen den Streich von » Eurem König, der Euch liebt und ehrt, » und schlug ihn so, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieser Zeit bat ihn der Herr *von Chateaubriand,* sein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, seine Kompagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes), zu übernehmen, da sie sonst in Bretagne bleiben müsste und keine Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, dass er des Königs Lieutenant während seiner Abwesenheit in Bretagne seyn sollte. *Vieilleville* übernahm zwar die Kompagnie; allein die Lieutenantstelle über die Provinz verbat er sich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, dass *Vieilleville* nicht eine Kompagnie Gensd'armes für sich selbst haben konnte; allein es war damals nicht so leicht, sie zu erhalten, und überdem verschmähte seine Delikatesse, dasjenige der Gunst zu verdanken, was er durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Beweise dient die Antwort, die er

dem Könige gab, als ihm dieser nach dem Tode des Herrn *von Chateaubriand* die Kompagnie anbot: er habe, sagte er, noch nichts gethan, was einer solchen Ehre werth wäre; worauf der König sehr verwundert und fast erzürnt sagte: « *Vieilleville*, Ihr habt mich » getäuscht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, » wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg gewesen wäret, » Tag und Nacht gerennt seyn, um sie zu begehren, » und da nun ich sie Euch von selbst gebe, so weiss ich » doch nicht, was für eine günstigere Gelegenheit Ihr ab- » warten wollt. » « Den Tag einer Schlacht Sire, » » antwortete *Vieilleville*, wenn Ew. Majestät sehen » werden, dass ich sie verdiene. Nähme ich sie jetzt » an, so könnten meine Kameraden diese Ehre lächer- » lich machen, und sagen: ich habe sie nur als Ver- » wandter des Herrn *von Chateaubriand* erhalten; lieber » aber wollte ich mein Leben lassen, als durch etwas » Anderes als mein Verdienst auch nur einen Grad höher » steigen. »

Einige Stunden vor dem Tode *Franz des Ersten* liess dieser Monarch, der sich noch der Verdienste *Vieilleville's* erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denselben zu empfehlen. « Ich weiss wohl, mein Sohn, » du wirst *St. André* eher befördern, als *Vieilleville;* » deine Neigung bestimmt dich dazu. Wenn du aber » eine vernünftige Vergleichung zwischen Beiden anstel- » len würdest, so beeiltest du dich nicht. Wenigstens » bitte ich dich, wenn du sie auch nicht mit einander » erhöhen willst, dass doch Letzterer dem Erstern bald » folge. » Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem *St. André* den Vorzug zu geben. Der König liess sogleich *Vieilleville* rufen, reichte ihm die Hand und sagte ihm die Worte: « Ich kann bei » der Schwäche, in der ich mich befinde, Euch nichts » Anders sagen, *Vieilleville*, als dass ich zu früh für » Euch sterbe; aber hier ist mein Sohn, der mir ver- » spricht, Euch nie zu vergessen. Sein Vater war nie » undankbar, und noch jetzt will er, dass er Euch den » zweiten Marschallstab von Frankreich, der aufgeht, » gebe; denn ich weiss wohl, wem der erste bestimmt » ist. Aber ich bitte Gott, dass er ihn niemals Jemand » gebe, als wer dessen so würdig ist, wie Ihr. Ist dies » nicht auch deine Meinung, mein Sohn? » Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König seinen Arm um *Vieilleville;* allen Dreien standen die Thränen im Auge. Kurz darauf liessen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geist auf.

Jetzt war *Heinrich*, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod seines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und schon nach sieben Tagen bekam *Vieilleville* den Auftrag als Gesandter nach England zu gehen, um dem unmündigen *Eduard* und seinem Conseil neuerdings den Frieden zuzuschwören, welche Gesandtschaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur grössten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Process des Marschalls *von Biez* und seines Schwagers *von Vinrins*, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Ersterer aber zu Gefängnissstrafe und Verlust seiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte *Vieillevillen* aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marschall *von Biez* kommandirt hatte, fünfzig geben; *Vieilleville* dankte aber sehr für diese Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Mannes seyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. « Sire, » antwortete *Vieilleville*, « es würde mir seyn, als wenn » ich die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers gehei- » rathet hätte. — Auch hat es mit meiner Beförderung » keine Eile; denn ich weiss, dass Ew. Majestät gleich » nach Ihrem feierlichen Einzug in Paris beschlossen » haben, Boulogne den Engländern wieder wegzuneh- » men. Vielleicht bleibt dabei ein Kapitän, ein Mann » von Ehre, dessen Platz Sie mir geben werden, oder » bleibe ich selbst; denn um meinem König zu dienen, » werde ich mich nicht schonen, und dann bedarf ich » keiner Kompagnie mehr. » Dieses geschah in Gegenwart des Marschalls von *St. André*. Der König redete ihm noch sehr zu, allein *Vieilleville* blieb bei seiner Antwort: Lieber will ich des Marschalls, der hier ist, Lieutenant seyn, als die Kompagnie des Herrn *von Biez*, eines Verräthers, haben.

Der Marschall *von St. André*, der vorher schon gegen den König denselben Wunsch geäussert hatte, war äusserst froh über diese Erklärung. « Erinnert Euch, » mein bester Freund, dieser Rede, wobei Ihr den Kö- » nig zum Zeugen habt. » *Vieilleville* sah sich jetzt gezwungen, die Lieutenantsstelle anzunehmen; wiewohl er den Vorschlag in keiner andern Absicht gethan hatte, als um jenes erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Kompagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marschalls sehr nachlässig zusammengesetzt worden. Sie bestand grösstentheils aus den Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an diesen Wirthshäusern gewöhnlich Heilige vorstellten, so benannte sich dieses Volk nach diesen Heiligen. Daher war diese Kompagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, dass er eine Kompagnie Heilige aus dem Paradies geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten sie Gensd'armes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Kompagnie nicht fünfzig Dienstpferde. Daher kam es auch, und besonders aus der Gunst, in der ihr Chef stand, dass sie nie zur Armee stiessen; es hiess immer, sie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine so grosse Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Musterung entlehnten diese Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturstücke, und so dauerte diese Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte *St. André* starb und nun sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so liess, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, *Vieilleville* zu seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen strengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Kompagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit sie nicht so leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erschien er nun mit sechszig bis achtzig braven Edelleuten aus den besten Häusern von Bretagne, Anjou und Maine, die meistens den Krieg in Piemont gemacht hatten. Kaum war er angekommen, so überreichte man ihm eine Liste von dreissig bis vierzig, die vermöge eines Attestats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn sogleich aus der Kompagnie ausstrich. Eben so machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunst in die Kompagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen standen, liess er zu Pferd manöuvriren, und da sie gar nichts verstanden, so gaben sie den alten Soldaten viel zu lachen. Er schickte sie daher auch sogleich in ihre Wirthshäuser zurück, um den Gästen dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, dass unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten sich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über sie herfielen, so nahmen die Andern Reissaus zur grossen Belustigung der Gesellschaft. Und so entledigte sich *Vieilleville* dieses Gesindels, das zum Dienst des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und besetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und

sich mit Anstand ausrüsten konnten. Jetzt liessen sich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limosin einschreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen, so dass diese Kompagnie bei der nächsten Musterung auf fünfhundert Pferde sich belief und eine der besten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete *Vieilleville* den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den grossen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als sie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Bischof residirt, bat dieser den König, diese Stadt mit einem Einzug zu beehren, und versprach dabei, ihm ein Fest zu geben, wie er es noch nie gesehen. Der König, neugierig auf diese neue Festlichkeit, gestand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als sich eine Kompagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuss wie Bären gekleidet waren, und dies so natürlich, dass man sie für wirkliche Bären halten musste. Sie kamen schnell aus einer Strasse heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spiess auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und so bis hin zur Kirche, zum grossen Gelächter des ganzen Hofes. Eben so führten sie den König bis zu seiner Wohnung, vor welcher sie viele tausend Bärensprünge und Possen machten; sie kletterten wie Bären an den Häusern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geschrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da sie sahen, dass dem König dieses gefiel, versammelten sie sich alle Hundert und fingen ein solches entsetzliches Hurrah an, dass die Pferde, welche unten vor dem Hause mit der Dienerschaft hielten, scheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spass sehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Dessungeachtet machten sie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer sich auch darein mischten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo sein Vater *Franz der Erste* schon den Prinzen *von Melphi* zum Vicekönig eingesetzt hatte. Dieser Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte *Vieillevillen* besondere Ehre, so dass er ihm selbst Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables *von Montmorency* aus mehrern Wohnungen, die sie bestellt hatten, herauswerfen liess, um sie für *Vieilleville* aufzubewahren; welches der Connetable sehr übel aufnahm, so, dass er dem Prinzen merken liess, dass es dem Reisemarschall zustände, Jeden nach seinem Rang zu logiren. Hierauf sagte ihm der Prinz: « Herr, wir sind über den Bergen hüben — wenn Sie » drüben sind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie » wollen, und selbst durch den Stock; hier aber ist es » anders, und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu » machen, die nicht befolgt werden würde. » Der Prinz ging in seiner Achtung gegen *Vieilleville* so weit, dass er oft die Parole bei ihm abholen liess, und gab nie zu, dass die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten sollte. *Vieilleville*, als feiner Hoffmann, machte jedoch so wenig als möglich Gebrauch von diesen Auszeichnungen, um die andern Grossen nicht aufzubringen. Es wendete sich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienst des Königs zu erhalten. Bei seinem Aufstehen und Niederlegen waren alle Kapitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und diese war so reichlich besetzt, dass die Tafel des Prinzen *von Melphi* sehr mager dagegen aussah.

Unterdessen bekam der König Nachricht, dass ein Aufstand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Salzwesen angestellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable stellte dem König vor, dass dieses Volk immer rebellisch sey, und dass man die Einwohner dieser Gegend gänzlich ausrotten müsse. Er bot sich auch selbst an, dieses ins Werk zu richten. Der König schickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu bestrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog *von Aumale* mit, den *Vieilleville* begleitete. Der Volksaufstand hatte sich bei Annäherung der Truppen bald zerstreut, so dass der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Personen durch die schmerzhaftesten Todesarten hinrichten liess. Besonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Offiziere ins Wasser geworfen hatten, mit den Worten: « Geht, ihr Herren, und salzet die Fische in der Charente » auf eine sehr schreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: « Gehe hin, Kanaille, und brate » die Fische der Charente, die du mit den Körpern von » deines Königs Dienern gesalzen hast. »

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte *Vieilleville* die Kompagnie des Marschalls *von St. André*, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei so gute Mannszucht gehalten, dass Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er stieg sogar nicht eher zu Pferde, bis seine Wirthe ihm geschworen hatten, dass sie Alles richtig erhalten. Als er mit dieser Kompagnie in ein grosses Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden seine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine grosse Anzahl schöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuirasse, Helme, Schilde und Hellebarden versteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede setzte, antwortete mit Angst und Zittern, dass seine Nachbarn diese Waffen hierher versteckt hätten, weil sie wohl wüssten, dass er ein unschuldiger Mann sey. Und weil ich, setzte er hinzu, in den zwei Tagen, so Ihr bei mir seyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, so will ich Euch noch mehr sagen, dass fünf und dreissig Koffer und Kisten von verschiedenen Edelleuten, die sich in ihrem Haus nicht sicher glaubten, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern lassen, weil es bekannt ist, dass ich nie mit diesem Unwesen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, dass weder sie noch ich Schaden leiden. *Vieilleville*, der wohl sah, dass er unschuldig, aber ein armer Tropf sey, befahl ihm, Niemand davon etwas zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verschliessen, und stellte ihm ein Zeugniss aus, dass er selbst sie erkauft und bezahlt habe und abholen lassen würde. Er sollte sich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieser menschlichen Behandlung, wollte dieser Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn fast anbeten und bat auf den Knieen, wenigstens die Waffen anzunehmen, besonders die Piken, die ganz neu und sehr schön wären. Allein *Vieilleville* wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Kompagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath *Valvyn*. Dieser kam ihm gleich entgegen, und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar Hausgefangener sey. *Vieilleville* sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau *von Valvyn* mit zwei Töchtern von ausserordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in

der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Wittwe eines Parlamentsraths, hatte einbrechen wollen; sie hatte deswegen auch ihre zwei Nichten hierher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das Dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Knie, allein *Vieilleville* hob sie auf und sagte ihr, dass er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da sich die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr an zu erzählen, dass die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohnte, und Graf *Sancerre* hiess, und besonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, dass die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Reisig gesprungen seyen und sich hierher geflüchtet hätten. *Vieilleville* fragte sie, ob es nicht der Bastard *von Beuil* sey? — So heisst er, sagten sie. — « Nun da muss man sich » nicht wundern; versetzte *Vieilleville;* bei dem Sohn » einer H.... ist für Mädchen von Ehre in dergleichen » Dingen nie Friede, noch Sicherheit; denn es verdriesst » ihn, dass nicht alle Weiber seiner Mutter gleichen. » Indem kam auch die Wittwe an, und klagte, dass der Bastard sie misshandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Essen ging *Vieilleville* zum Connetable, wo er *Sancerre* das üble Betragen seines angenommenen Sohnes vorstellte. Der Graf *von Sancerre*, um des *Vieilleville* Hauswirth zu besänftigen, ging mit ihm zum Abendessen nach Hause, wo er selbst seine Entschuldigung machte, und sie für die Zukunft sicher zu stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht, und kamen, so lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freistatt. Sie ersparten sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geschlechts mussten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie *Valcyn* blieb davon weg, obgleich der Connetable *Vieillevillen* erinnern liess, sie nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz erzürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so werde er selbst mit ihnen kommen; er versicherte aber, dass kein geringer Lärm darüber entstehen sollte.

Es geschah öfters, dass von den Kompagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um sich Bedürfnisse einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzusehen. Einer von den Gensdarmen und zwei Bogenschützen machten sich dieses zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die sie hätten hängen sehen, hätten ausgesagt, dass er mit ihnen die Sturmglocke in seiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwischen lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der sich nicht ganz schuldlos fühlte, versprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpressten sie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geständniss, wo er die reichen Geräthschaften der Kirche hinversteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod liess ihn Alles gestehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube fest und beschlossen, wenn sie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, *Vieillevillen* davon zu benachrichtigen, der sich sogleich zu Pferde setzte, und, ohne dass die Bösewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abstieg, eben da sie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den ersten, der ihm vorkam, stiess er sogleich im Zorn nieder, mit den Worten: « Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, dass wir auf die Priester losgehen und Kirchen bestehlen? » Die andern zwei wurden von ihren Kameraden selbst getödtet, damit die Kompagnie nicht beschimpft würde, wenn sie am Galgen stürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Messer an die Kehle hielten, dass er nicht schreien sollte. Er warf sich vor *Vieilleville* nieder und dankte für sein Leben und Wiedererstattung seines Vermögens; dieser befahl ihm, die drei Todten zu begraben, und eine Messe für ihre Seele zu lesen.

Nachdem nun der Connetable in dieser Stadt ein schreckliches Beispiel seiner Strenge in der Bestrafung der Anführer gegeben, liess er die Armee auseinander gehen; die stehen bleibende Kompagnie aber wurde von ihm gemustert. Im Scherze sagte er zu *Vieilleville*, dass er selbst der Kommissär bei seiner Kompagnie seyn würde, denn er hätte vernommen, dass die Kompagnie des Marschalls *von St. André* nicht vollzählig, noch equipirt sey, hinreichende Dienste zu thun, und dass er wohl wüsste, wie nur zwanzig Dienstpferde darin wären. *Vieilleville* bat ihn darauf ganz bescheiden, bei der Verabschiedung seine Kompagnie nicht zu schonen, wenn er sie so befände. Aber er solle wohl Acht haben, dass, wenn er ihm selbst die Ehre anthun wollte, seine Kompagnie zu mustern, es ihm nicht gehe, wie den andern Kommissären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der sich vorstellte, es geschehe ihnen etwas Unangenehmes: ich behalte Sie zum Mittagessen; antwortete *Vieilleville*. Auch fand der Connetable bei der Musterung zu grosser Bewunderung aller Anwesenden diese Kompagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein grosses Feld ein und schien über sechshundert Pferde stark, denn er hatte die Reitknechte, so die Handpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben der Kompagnie stellen lassen und nicht hinter ihnen, wie es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem Connetable und allen Grossen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelschimmel, der auf zweitausend Thaler geschätzt wurde, vor der Kompagnie entgegen, und zeigte da, wie er sein Pferd wohl zu reiten verstünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen diesen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gastmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte sehr artig aufrichten lassen.

Von Bourdeaux aus führte er seine Kompagnie in ihre gewöhnliche Garnison nach Xaintonge und ging sodann nach Hause, wo die Heirath des jungen Marquis *von Espinay* mit seiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder sich einfand, die alle auf das Beste und Kostbarste bewirthet wurden. Auch schlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwischen braven und tapfern Edelleuten und Officieren in der Nachbarschaft entstanden waren, und ob er sie gleich sehr verwirrt fand, so wusste er sie doch, vermöge der grossen Fertigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so vielen Jahren erhalten, sehr wohl auseinander zu setzen und auszugleichen, so dass man in dieser Art Händel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die das oberste Gericht über die Ehre des französischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde *Vieilleville* nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen *Espinay* mit sich nahm, denn er sollte keine Gelegenheit versäumen, sich zu zeigen, und er vermuthete, dass man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marschalls von *St. André*, d'*Apechon*, nebst dem Herrn *von Sennecterre*, *Byron*, *Forguel* und *La Roue* zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieses das konfiscirte Vermögen

aller Lutheraner in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geschenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses beträchtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung Jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. *Vieilleville* dankte ihnen dafür, dass sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, dass er sich durch ein so gehässiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgesehen, das arme Volk zu plagen und durch falsche Anklagen so manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus diesem Land mit seiner grossen Armee, die schon so viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter seiner Würde und gegen alle christliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er sein Vermögen dazu verlieren, als dass sein Name bei diesen Konfiskationen in den Gerichten herumgezogen würde. — « Denn, » setzte er hinzu, « wir würden in allen Parlamenten einregistrirt werden und den Ruf als Volksfresser verdienen; für zwanzigtausend Thaler den Fluch so vieler Weiber, Mädchen und Kinder, die im Spital sterben müssen, auf sich zu laden, heisst sich zu wohlfeil in die Hölle stürzen. Ueberdem würden wir alle Gerichtspersonen, in deren Profit wir greifen, zu Gegnern und Todfeinden haben. » Er zog darauf seinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf sein Name stand; eben dieses that nun auch d'*Apechon*, der ganz schamroth worden war, und *Byron*; sie gingen alle Drei davon und liessen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche schon gar zu sehr auf diesen Profit gezählt hatten, waren sehr unwillig über die Gewissenhaftigkeit *Vieilleville's*, hoben das Brevet auf, und zerrissen es unter grossen Flüchen in tausend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch *Vieilleville* und sein Schwiegersohn *Espinay* zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, dass, wie er in England Gesandter gewesen, der Herzog *von Sommerset* ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzosen gegeben hatte. *Vieilleville* bat daher den Herrn *von Espinay*, sich in seine beste Rüstung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben so zog er selbst sich an, nahm noch drei Edelleute mit, und ritt mit diesem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wissen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog *von Sommerset* in dem Platz sey? — *Vieilleville* wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, dass der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hiesse, dass er in Boulogne sey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte sich Niemand. « Wenigstens, » sagte er, « wird doch vielleicht ein Sohn eines Mylords sich finden, der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, *Espinay*, der noch nicht zwanzig Jahre hat, sich messen will. Er komme, damit wir nicht ins Lager wieder zurück kommen, ohne uns gemessen zu haben; denn es geht um die Ehre Eurer Nation, wenn sich Niemand zeigt. » Endlich zeigte sich der Sohn des Mylord *Dudley* auf einem schönen spanischen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von *Vieilleville's* Gefolge gesehen hatte, sagte dieser zu *Espinay*: « Dieser Mylord ist Euer; seht Ihr nicht, wie er auf englische Art reitet, er berührt ja fast den Sattelknopf mit seinen Knien. Sitzet nur fest und senkt Eure Lanze nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; denn wenn Ihr sie schon von Weitem herunterlasst, sinkt die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn das Auge wird von dem Visier geblendet. » Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, dass, wer seinen Feind zur Erde würfe, ihn nebst Pferd und Rüstung gefangen wegführen sollte.

Jetzt ritten sie Jeder an seinen Platz, legten die Lanze ein und stiessen auf einander; der Engländer stürzte und liess seine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. *Espinay* hatte ihm einen so starken Stoss in die Seite gegeben, dass die Lanze brach. Sogleich springt *Tailladé*, einer aus *Espinay's* Gefolge, vom Pferd herunter und schwingt sich auf *Dudley's* spanisches Ross; die Andern heben diesen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen sie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu, und verlassen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indessen schon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Grossen entgegen. Kaum hatten sie ihn erblickt, so stiegen sie vom Pferd, und *Espinay* stellte seinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieser, indem er ihn wieder zurückgab, zog seinen Degen und schlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein schrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und seine Armee zurückzuziehen. Der junge *Dudley* bat jetzt, da sie weiter ins Land kamen, den Herrn *von Espinay*, seine Ranzion zu bestimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geschäfte in England. Einer von seinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und sagte ihm, dass *Dudley* in die Tochter des Grafen *von Bethfort* verliebt, und auch Alles in Richtigkeit sey, sie zu heirathen. Als *Espinay* dieses hörte, sagte er ihm, dass er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauses *Espinay* eingedenk zu seyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn sie hätten schon genug, sondern um Ehre zu erwerben, und den alten Ruhm ihrer Familie zu befestigen. Doch wolle er gern von ihm vier der schönsten englischen Stuten annehmen; eine Grossmuth, über welche *Dudley* nicht wenig verwundert war.

Die deutschen Fürsten beschlossen zu Augsburg, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiser (*Karl V.*) beizustehen, der einige Fürsten hart gefangen hielt und sie schmählich behandelte. Die Gesandtschaft bestand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Nassau, dessen Sohn, dem nachher so berühmten Prinzen *Wilhelm* von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man schickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art, denn sie reisten nur fünf, sechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der sie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts sitzen blieben; während dieser Zeit durfte man ihnen nicht mit Geschäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiss diese Route gewählt, um sich recht satt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die besten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als sie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret sich ausruhten, zu ihnen geschickt, um sie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Gesandtschaft sehr wohl gefiel, besonders da er sie sehr gut bewirthete. Er erfuhr daselbst, dass der Graf *Nassau* ein Verwandter von ihm sey; dieser wendete sich besonders an ihn, da er sehr gewandt in Geschäften war, und auch die französische Sprache gut redete. Eines Tages, da *Vieilleville* Viele von der Gesandtschaft zum Mittagessen hatte, unter Andern auch zwei Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeister von Strassburg und Nürnberg, nahm der Graf *Nassau Vieillevillen* bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu

unterrichten. Diese Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeister ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem sehr rauhen Ton anfingen deutsch zu reden. Dieser aber machte ihren Zorn auf eine sehr geschickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Französisch, welches sie nicht verstanden, sagte: « Wundern Sie sich nicht, » meine Herren, dass diese Deutschen so aufgebracht » sind, denn sie sind nicht gewohnt, so bald von Tisch » aufzustehen, nachdem sie so vortrefflich gegessen und » so köstlichen Wein getrunken haben. »

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieser war so wohl damit zufrieden, dass er ihn den andern Morgen rufen liess, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Gesandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin *Heinrich II.* vortrug, wie wenig rathsam es sey, Krieg mit dem Kaiser anzufangen Nach dem König nahm sogleich der Connetable *von Montmorency* ausser der Ordnung das Wort, und stimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an *Vieillevillen* kam, der der ganzen Versammlung auf eine sehr bündige Art vorstellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutschen Fürsten beizustehen. Er eröffnete sodann dem König in Geheim, was ihm der Graf *Nassau* anvertraut hätte, dass nämlich der Kaiser sich in Besitz von Metz, Toul, Verdun und Strassburg setzen wollte, welches dem König sehr nachtheilig seyn würde. Der König sollte daher ganz in der Stille sich dieser Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie wären, bemächtigen. « Und was den Vorwurf » betrifft, Herr Connetable, indem er sich zu ihm » wendete, den Sie so eben bei Ablegung ihrer Stimme » geäussert, dass die Deutschen eben so oft ihren Sinn » ändern, als ihren Magen leeren, und leicht eine » Verrätherei hinter ihrem Anerbieten stecken könne, » so wünschte ich lieber mein ganzes Vermögen zu » verlieren, als dass ihnen dieses zu Ohren käme, » denn wenn solche souveraine Fürsten, wie diese » sind, davon einer dem Kaiser bei seiner Wahl den » Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke » Hand, der andere den Degen, um sie zu schützen, » in die rechte gibt, und der dritte ihm die kaiserliche » Krone aufsetzt, weder Treu noch Glauben halten; » unter was für einer Race Menschen soll man diese » denn finden? »

Auf dieses wurde auch der Krieg beschlossen, und zu Ende des März 1552 sollte die Armee auf der Grenze von Champagne beisammen seyn, welches auch mit unglaublicher Geschwindigkeit geschah. Der Connetable nahm durch Kriegslist *Metz* weg, und kurz darauf hielt der König daselbst seinen Einzug. Bei dieser Gelegenheit musterte er seine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, sehr gut equipirt. Der König übergab dieses schöne Korps dem jungen *Espinay*, *Vieilleville's* Tochtermann, welcher auch an der Spitze desselben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieser Ausrüstung; denn die andern Städte waren aufmerksam geworden, und man fand sie gerüstet. Auch liessen die deutschen Fürsten den König wissen, dass ihr Friede mit dem Kaiser gemacht sey. Dieser Letztere hatte sich kaum der einheimischen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Strassburg rückte, den Franzosen die eroberten Grenzstädte wieder wegzunehmen. Auf das erste Gerücht dieses Einfalls warf sich der Herzog *von Guise* mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt *Metz*, auf welche man den Hauptangriff erwartete. *Verdün* bekam der Marschall *von St. André* zu vertheidigen, und in *Toul*, wohin der König den Hrn. *von Vieilleville* bestimmt hatte, hatte sich der Herzog *von Nevers* geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König liess es auch dabei, so gern er *Vieilleville* belohnt hätte, und schickte diesen nach Verdün, um dem Marschall *von St. André*, dessen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieser Stadt gute Dienste zu leisten.

Vieilleville liess Verdün sehr befestigen, allein zu seinem grössten Verdruss erfuhr man, dass der Herzog *von Alba* nicht auf diesen Platz losgehen würde, sondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm sich daher vor, die kaiserliche Armee, die sich wegen ihrer Grösse sehr ausdehnen musste, so viel möglich im Freien zu beunruhigen und sie in enge Grenzen einzuschliessen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, dass die Stadt Estain in Lothringen, welches Land vom Kaiser und den Franzosen für neutral erklärt war, den Kaiserlichen viele Lebensmittel zuführte, und beschloss daher, sich von Estain Meister zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei sich hatte; er selbst hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei sich. Ein kleines Korps liess er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen sollte. Vor dem Thore liess er den Maire und den Amtmann rufen, und machte ihnen Vorwürfe, dass sie die Feinde der Krone unterstützten. Sie entschuldigten sich damit, dass sie thun müssten, was ihre Herrschaft ihnen beföhle und das Beste ihrer Unterthanen mit sich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. « Und wie, » « sagte *Vieilleville*, » können wir nicht auch etwas » für unser Geld haben? » — O! warum nicht, antworteten sie. — » Nun so geht, « befahl er den Bedienten, und holt für uns und unsere Pferde für sechs » Thaler. Blase, Trompeter, unterdessen ein lustiges » Stückchen, denn bald werdet ihr euch was zu Gute » thun. » Die wenigen Lanzenknechte, so der Amtmann bei sich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang streitig machen, aber sie wurden übel zusammengestossen. Die vier Soldaten stiegen sogleich auf das Fallgatter, dass es nicht heruntergelassen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs *von Alba*, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich gerettet. *Vieilleville* war so aufgebracht darüber, dass er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen liess.

Sechs Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rongerieules, worin fünf Kompagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutschen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um sieben Uhr war Alles vorbei, und *Vieilleville* schon wieder auf dem Weg, so dass, als ein Theil der Armee des Markgrafen *Alberts* von Brandenburg gegen ihn ausrückte, sie nur das leere Nest fanden.

Vieilleville ging nach Verdün zurück, um seinen Leuten und sich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei strenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn sehr, als er in die Hauptkirche von Verdün kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marschall *von St André* geschickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu sehen. Er fügte

diesen noch die letzt eroberten eilf Fahnen und Standarten bei, und so überschickten sie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verflossen, so kam ein Kourier vom König an *Vieilleville*, durch den er Befehl erhielt, sich nach Toul zum Herzog *von Nevers* zu begeben und diesem beizustehen, indem zu befürchten sey, dass der Kaiser, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte so viel Volk als möglich aus Verdün mit sich nehmen, um den Herzog zu verstärken, ohne jedoch den Marschall *von St. André* zu sehr zu schwächen; denn man wusste noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. *Vieilleville* nahm nur wenig Mannschaft mit sich, und liess die erfahrensten Kapitains bei dem Marschall.

Gleich den andern Tag war Conseil bei dem Herzog *von Nevers*, worin beschlossen wurde, den Albanesern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in sehr starker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. *Vieilleville* erbot sich, mit seinen aus Verdün mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und versprach, die Räubereien, welche jene Garnison verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er schickte, gleich nach obiger Berathschlagung, einen seiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei sich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten sollte, und auf was er sorgfältig zu merken habe. Er sollte vorgeben, als gehörte er zum Hause der verwittweten Herzoginn von Lothringen, *Christine*, einer Nichte des Kaisers, und habe von ihr Aufträge ins kaiserliche Lager. Er ging spät aus, um eine gültige Entschuldigung zu haben, dass er diesen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde, und was sie im Werk haben konnten, desto eher entdecken möchte. Dieser gewandte und entschlossene Mensch machte sich also, ohne dass Jemand etwas davon wusste, mit seiner gelben Schärpe, die das lothringische Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, so gewiss war er seiner Antworten. Da er vor sie kam, (es waren diese *Don Alphonso d'Arbolancqua*, ein Spanier, und *Fabricio Colonna*, ein Römer,) wusste er ihnen auch auf Alles so schicklich zu antworten, dass sie ihn nicht fangen, noch seine eigentliche Bestimmung entdecken konnten. Er bat sich nun die Erlaubniss aus, in sein Logis zu gehen, und fragte, ob sie nichts bei Sr. kaiserlichen Majestät zu bestellen hätten? Er hoffe morgen dort zu seyn, und würde ihnen treue Dienste leisten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist sey, ob er nicht wisse, dass Truppen von Verdün angekommen, die ein gewisser *Vieilleville* angeführt. Hierauf fing er an: « O diese verdammte französische Kröte! Neu- » lich liess er zu Estain, das er überfiel, einen meiner » Brüder hängen, der bei meinem Onkel, dem Amt- » mann war, weil er Spaniern über die Stadtmauer » geholfen hatte. Dass ihn die Pest treffe! Mich kostet » es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn » die Ungerechtigkeit war zu gross, da wir doch Alle » verbunden sind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles » zu thun, wie dies der Fall bei dem Kaiser und » meiner Gebieterinn ist. Denn wenn zwei dieser Her- » ren wären gefangen worden, so hätte man viele » heimliche Geschäfte von Sr. kaiserlichen Majestät » erfahren. Und dieser Wütherich hat meinen Bruder » tödten lassen, und er hatte keine weitere Farbe, » seine Uebelthat zu beschönigen, als dass sie die » Neutralität gebrochen hätten. Verdammt sey er auf » Ewig! »

Fabricio Colonna und *Don Alphonso*, die um *Vieilleville's* Expedition recht gut wussten, und besonders diesen letzten Umstand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und versprachen ihm, den Tod seines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was sie ihm sagten. Er antwortete darauf: dass er auch sein Leben dabei nicht schonen würde; aber er bitte sie, vorher zum Kaiser gehen zu dürfen, um die Botschaft seiner Gebieterinn zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. « Weil, » sagte er, « meine Botschaft gewisse Staatsgeheimnisse des Kö- » nigs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit » Briefen ertappt, so könnte ich die ganze Provinz » ins Unglück stürzen, denn durch dieses ist die Neu- » tralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gefangen » oder wenigstens gefoltert zu werden. » Sie liessen sich mit diesem zufrieden stellen, und da sie ihn schon gewonnen glaubten, ihn in sein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem frühesten Morgen zu öffnen, ohne sich um seine Geschäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tages zeigt er sich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daselbst den ganzen Tag, und weiss den Herzog *von Alba* so einzuschläfern, dass er sogar einen Brief von ihm an *Fabricio* und *Alphonso*, ihre Geschäfte betreffend, erhält, worin ihnen besonders aufgetragen wird, auf einen gewissen französischen Befehlshaber, Namens *Vieilleville*, der dem Lager des Markgrafen *Albert* sehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt sichern Nachrichten zu Folge seit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerksam zu seyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieses Briefs an, dessen Eifer für den Dienst Sr. Majestät bekannt sey. Sie sollten daher keinen Anstand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn diese spanischen Herren sehr, und sagten ihm, dass er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certifikat seiner Treue vom Herzog *von Alba* mitzubringen, denn seit gestern schon hätten sie sich durch seine Reden überzeugt, dass er kaiserlich gesinnt sey. Wenn er reich werden wollte, sollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn *Vieilleville*, der dem Lager des Markgrafen so geschadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, dass er nichts Anderes verlange, wenn er es dahin bringe, als dass er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reisse, um sich wegen Ermordung seines Bruders zu rächen. Er forderte sie noch dazu auf, ihm als treuen Diener der Kaisers mit Macht bei dieser Unternehmung beizustehen, denn sein Bruder sey im Dienst Sr. kaiserlichen Majestät gehängt worden.

Sie, die diesen Eifer mit Thränen begleitet sahen, denn diese hatte er in seiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und *Don Alphonso* will ihm eine goldene Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieses Geschenk mit Unwillen, und sagt: dass er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiser einen ausgezeichneten Dienst geleistet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo sein eigenes Interesse am meisten im Spiel sey, denn er habe hier sein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er sie, nicht weiter in ihn zu dringen, und ihm nur freie Hand zu lassen. Nur sollten sie ihm jetzt erlauben, sich seiner guten Gebieterinn sogleich zu zeigen; er verspreche auf seiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine so edelmüthige Weigerung, das Geschenk an-

zunehmen, und alle die schönen Worte brachten *Don Alphonso* und *Fabricio* ganz in die Schlinge, so dass sie seine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie liessen ihn jetzt abreisen, um ihn bald wieder zu sehen.

Er machte sich nun sogleich auf den Weg und kam zu *Vieilleville* zurück, der ihn schon für verloren hielt, denn er war schon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und seltsame Kriegslist ein, welche er auch sogleich ins Werk setzte, ohne einen Menschen dabei zum Vertrauten zu machen. Er instruirt ihn, nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, dass *Vieilleville* mit Anbruch des Tages nach Condé sur Mozelle reiten würde, um mit seiner Gebieterinn, die daselbst sich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzoginn fürchte, wenn der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser noch lange dauern sollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteser-Stückchen tanzen lassen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um sein Land bringen); er solle aber ja sich der nämlichen Worte bedienen. Er solle noch hinzusetzen, dass *Vieilleville*, der die Garnison von Pont-à-Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte zur Begleitung mit sich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht sehr zu eilen, damit *Vieilleville* Zeit habe, seine Anstalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt seines Pferdes reiten.

Des Nachts um eilf Uhr ritt der Kundschafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch seinen Bericht in ein frohes Erstaunen gesetzt werden. Mit möglichster Schnelligkeit machen sie ihre Anstalten, diesen glücklichen Fang zu thun, an dem sie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garnison, die noch einmal so stark war, als der Feind, dem man sie entgegenführte, musste ausreiten, so dass nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt sich des Sieges schon für gewiss.

Vieilleville hatte indessen, sobald der Kundschafter aus den Thoren von Toul war, alle seine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zusammenberufen und ihnen erklärt, dass er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei sie sich aber nicht verdriessen lassen müssten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er versicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und sie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden, und machten sich sogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzieres. Hier vertheilte *Vieilleville* die Truppen, und legte sie an verschiedene Plätze in Hinterhalt. Er selbst hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde festgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind sähe, sollte man machen, was er mache; die Trompeter sollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blasen, bis er es befähle. Noch muss man bemerken, dass er in der Abwesenheit seines Kundschafters sich in der ganzen Gegend umgesehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrner Soldat seinen Hinterhalt am besten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf diese Weise angeordnet war, verflossen kaum drei Stunden, als der Feind sich zeigte. « Wenden wir uns um nach Toul zurück, sagte *Vieil-*
» *leville*, als wenn wir fliehen wollten, jedoch in
» langsamem Schritte, und fangen sie an, uns in Gal-
» lop zu verfolgen, so gallopiren wir auch, bis sie an
» unserm Hinterhalt vorbei sind. Geschieht dieses,
» so sind sie unser, ohne dass wir nur einen Mann
» verlieren. »

Der Feind, der sie fliehen sah, setzte ihnen in starkem Gallop nach mit einem schrecklichen Siegesgeschrei. So wie sie den Hinterhalt hinter sich sahen, kommandirt *Vieilleville*: Halt! und lässt den Trompeter blasen. Zugleich machen sie Fronte gegen den Feind, und rüsten sich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöse in vollem Rennen dahersprengen, welches die Feinde so überraschte, dass sie ganz bestürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdessen warf *Vieilleville* Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüsse fielen von allen Seiten, dass man nur schreien hörte: Misericordia, Signor Vieil levilla... Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menschen und Pferde dahin, so dass *Vieilleville* das Gefecht und Gemetzel aufhören liess, und der übriggebliebene Theil ergab sich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zweihundert und dreissig blieben auf dem Platz und fünfundzwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer *Fabricio Colonna* sich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück seiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieser tapfern und siegreichen Unternehmung schickte *Vieilleville* einen Theil seiner Leute, nebst dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog *von Nevers* zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen wurden an einen sichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, liess er dem Herzog sagen, könne er noch nicht mitschicken, da er sie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu sagen, was dies für ein Unternehmen sey, antwortete *Vieilleville*: er sey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie *Fabricio Colonna*, der ihn an seinen Kundschafter geschenkt habe, um ihn zu tödten, und jetzt selbst von seiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte *Vieilleville* seinen Kundschafter und sagte ihm: « Nimm meine weisse
» Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armschie-
» nen, und gehe nach Pont-à-Mousson. Bist du eine
» Viertelstunde von der Stadt, so fange an zu gallo-
» piren und rufe Victoria, sage, dass *Colonna* und
» *Vieilleville* und sein ganzes Korps geschlagen, und
» dass er ihn mit dreissig oder vierzig andern fran-
» zösischen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen
» zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier hast du vier
» unbekannte Diener, die dir sie tragen helfen. Nimm
» noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit dem
» weissen französischen Fähnchen, um deine Rede zu
» unterstützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Gesicht
» und schimpfe auf mich, was du nur immer kannst,
» dass du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe
» sehen müsstest, wenn ich es nicht mit zehntausend
» Thalern auslöste. Vergiss aber nicht, sobald du im
» Thor bist, auf dasselbe zu steigen, als wolltest du
» meine Feldzeichen daselbst aufhängen, und halte dich
» bei dem Fallrechen und Fallbrücken auf, dass man
» sie nicht niederlasse. Gott wird das Weitere thun. »

Saligny, so hiess der Kundschafter, machte sich frisch auf, um seinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdessen befiehlt *Vieil-*

leville allen Lanzenknechten und Schützen, das weisse Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und sonst Alles, was sie von kaiserlichen oder burgundischen Zeichen an sich tragen, anzulegen. Von den eroberten spanischen Standarten gab er eine dem Herrn *von Montbourger*, die andere dem *von Thuré* und die dritte dem *von Mesnil-Barré*, mit dem Befehl, alle die, so aus der Stadt herauskämen, um die französichen Gefangenen zu sehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner seyen. Vergässe aber *Don Alphonso* sich so sehr, dass er selbst den Platz verliesse, um dem *Colonna* über einen so wichtigen Sieg Glück zu wünschen, so sollten sie ihn festhalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, sagte er, die Stadt ist unser, wenn sich Niemand verräth.

Jedermann stand erstaunt da, denn er hatte sich Niemand vorher entdeckt, und wusste man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundschafter abschickte. Dieser sprengte, sobald er sich der Stadt näherte, mit seinen vier Waffenträgern im Gallop an, und rief: « Victoria, Victoria! der verdammte Hund von Franz-» mann, der *Vieilleville*, und seine Leute alle sind » geschlagen. *Fabricio* führt ihn gefangen dem *Don* » *Alphonso* zu. Hier sind seine Waffen, seine Armschie-» nen, sein Feldzeichen. Mehr als hundert Todte lie-» gen auf dem Platz, die Andern alle sind geschlagen » oder verwundet. Man hätte sie Alle sollen in Stücken » hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. » Victoria, Victoria! »

Die Freude unter den Soldaten war so gross, dass die Wenigen, so zurück geblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, *Vieilleville* zu sehen, und *Fabricio* alle Ehre zu erzeigen; denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. *Don Alphonso*, sobald er die Waffen und Armschienen, eines Prinzen würdig, so viele Lanzenstücke und weisse Standarten sahe, fragte weiter nicht, sondern setzte sich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. *Orvaulx* und *Olivet*, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geschrei entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matados (die Franzosen sind alle getödtet). *Alphonso*, dem dieses Geschrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen sie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei sich hat, selbst die Bedienten, und nehmen ihn gefangen Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasselbe Schicksal.

Nun befahl *Vieilleville* dem *Mesnil-Barré* dem *Don Alphonso* die Standarte, welches gerade die von seiner Kompagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwischen den zwei Andern reiten zu lassen. Einer, Namens *le Grec*, der spanisch redete, musste ihm sagen, dass, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria schrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme, *Mesnil-Barré* sollte dieses ausführen Alles fing jezt an zu galloпiren, als man einen Büchsenschuss von den Thoren war. *Le Grec* war voran, der auf Spanisch Wunder erzählte, so dass die Garnison, die ächt spanisch war, als sie *Alphonso* unter den Gallopirenden und Schreienden sah, Platz machte und Alles herein liess. Man liess ihnen aber nicht mehr Zeit die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache, und hieb sie Alle zusammen. France, France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und besetzen die Thore, und so ist *Vieilleville* Herr der Stadt. Man fand in derselben einen unerwartet grossen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzoginn von Lothringen durch den Fluss hatte heimlich hinschaffen lassen, um unter der Hand die Armee des Kaisers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was *Don Alphonso* anbetrifft, so fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf seinem Bette ausgestreckt. *Vincent de la Porta*, ein Neapolitanischer Edelmann, dem er von *Vieillevillen* war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an seinem Tode seyn, denn der Edelmann und sechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein so grosses Feuer, dass man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, sich so leichtsinnig in die Falle gestürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltsamer Weise nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor seinem Herrn jemals zu erscheinen, der ohnedem schon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere seiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog *von Alba* den Tag vor seiner Gefangennehmung geschrieben hatte; denn dieses war der Inhalt des Briefs, den *le Grec* ins Französische übersetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Komplimenten also an:

« Der Kaiser, der wohl wusste, dass die Bresche (vor Metz) ziemlich beträchtlich sey, aber keiner seiner Officiere sich wagte, hineinzudringen, liess sich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er sie gesehen, sehr zornig: « Aber um der Wunder Gottes wil-» len! warum stürmt man denn da nicht hinein? Sie » ist gross genug und dem Graben gleich, woran fehlt » es denn, bei Gott? » Ich antwortete ihm, wir wüssten für ganz gewiss, dass der Herzog von Guise hinter der Bresche eine sehr weite und grosse Verschanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerschlünden besetzt sey, so dass jede Armee dabei zu Grund gehen müsste. « Aber, beim Teufel! » fuhr der Kaiser weiter fort, « warum habt Ihr's nicht versuchen lassen? » Ich war genöthigt, ihm zu antworten, dass wir nicht vor Dürren, Ingolstadt, Passau, noch andern deutschen Städten wären, die sich schon ergeben, wenn sie nur berennt sind, denn in dieser Stadt seyen zehntausend brave Männer, sechszig bis achtzig von den vornehmsten französischen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majestät aus den blutigen und siegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, ersehen könnten. Auf diese Vorstellungen wurde er nur noch zorniger und sagte: « Bei Gott, ich » sehe wohl, dass ich keine Männer mehr habe; ich » muss Abschied von dem Reich, von allen meinen » Planen, von der Welt nehmen, und mich in ein » Kloster zurückziehen; denn ich bin verrathen, ver-» kauft, oder wenigstens so schlecht bedient. als kein » Monarch es seyn kann; aber bei Gott, noch ehe drei » Jahre um sind, mach' ich mich zum Mönch. » —

» Ich versichere Euch, *Don Alphonso*, ich hätte sogleich seinen Dienst verlassen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn ist er bei dieser Belagerung übel bedient worden, so muss er sich an Brabançon, Feldherrn der Königinn von Ungarn halten, der diese Belagerung hauptsächlich kommandirt, und gleichsam als ein Franzose anzusehen ist, so wie auch die Stadt Metz im französischen Klima liegt; und er rühmte sich überdies ein Verständniss mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, seyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer stärksten Seite angegriffen, unsere Minen sind entdeckt worden, und haben nicht gewirkt. So ist uns Alles übel gelungen, und gegen alle Hoffnung schlecht von Statten gegangen. Wir haben Menschen und Wetter bekriegen müssen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um seine Halsstarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und seine Fehler. Alle Tage sieht er sein Fussvolk

zu Haufen dahin stürzen, und besonders unsere Deutschen, die im Koth bis an die Ohren stecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfrischungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen bestimmt haben, denn unsere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber seyd auf Eurer Hut gegen *Vieilleville*, der von Verdün nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiser ahnet viel Schlimmes, da er schon lange her seine Tapferkeit und Verschlagenheit kennt, so dass er sogar sagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich, denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, sey *Vieilleville* ihm zuvor gekommen, und habe sich durch eine feine Kriegslist von Avignon Meister gemacht, dass der Connetable seine Armee zusammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es sollte mir Leid thun, wenn unsere Nation, die er jedoch weniger begünstigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Ursache zur Unzufriedenheit gäbe u. s. f. » Nach Lesung dieses Briefes war es klar, welches die wahre Ursache seines Todes gewesen, denn *Alphonso* hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog *von Nevers* kam auf diese Nachrichten selbst vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man sich zum Mittagessen setzen wollte. *Vieilleville* ging ihm sogleich entgegen; es wurde beschlossen, einen Kourier an den König abzuschicken, dem man auch den Brief des Herzogs *von Alba* an *Don Alphonso* mitzugeben nicht vergass. Einen andern Kundschafter, mit Namen *Habert*, schickte man ins kaiserliche Lager, um aufmerksam zu seyn, wenn der Herzog *von Alba* etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war sehr schlecht befestigt, und *Vieilleville* war der Meinung, sie lieber sogleich zu verlassen, als zu befestigen, um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiser keine Ursache zu geben, sich der andern Städte von Lothringen zu versichern.

Den andern Tag schlug *Vieilleville* vor, unter dem Schutz der kaiserlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen, und so die Feinde anzulocken. Der Herzog *von Nevers* wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei seyn; doch überliess er *Vieilleville* alle Anstalten und das Kommando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die sie für Spanier und Deutsche hielten. So kamen sie bis Corney, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiserlichen Lager. Da sie nichts fanden, trug *Vieilleville*, ungeachtet sie nicht sicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf diesem Weg trafen sie ein grosses Convoy von sechszig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu spät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn sie waren auf vier Stunden entfernt, und es schneite ausserordentlich stark. Es wurde daher beschlossen, in Corney zu übernachten, obgleich ein sehr unbequemes Nachtquartier daselbst war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf sechs Wagen mit Wein und andern ausgesuchten Lebensmitteln, welche die Herzoginn von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, für seine Tafel schickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten diese Leckerbissen, worunter unter andern zwölf Rheinlachse und die Hälfte in Pasteten waren. Wie sie die rothen Feldzeichen sahen, riefen sie: da kommt die Eskorte, so uns der Kaiser entgegengeschickt! Wie gross war aber nicht ihr Erstaunen, als sie auf einmal rufen hörten: France! und alle gefangen gemacht wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens *Vignaucourt*, fragte: « ob diese Trupp nicht dem Herrn « *von Vieilleville* zugehörte. » Warum? fragte *Vieilleville* selbst. » Weil er es ist, der Pont-à-Mousson » mit den kaiserlichen Feldzeichen eingenommen hat, » worüber der Kaiser ausserordentlich aufgebracht ist. » Ich war gestern bei seinem Lever, und ich hörte ihn » schwören, dass, wenn er ihn ertappte, er ihm übel » mitspielen wollte. Dieser Verräther *Vieilleville*, » sagte er, hat mit meinem Feldzeichen Pont-à-Mousson weggenommen, und mit kaltem Blut meinen » armen *Don Alphonso* umgebracht, auch alle darin » befindlichen Kranken tödten lassen, und die Lebensmittel, die für mich bestimmt waren, weggenommen. Aber ich schwöre bei Gott dem Lebendigen, » dass, wenn er jemals in meine Hände fällt, ich ihn » lehren will, solche Treulosigkeiten zu begehen, und » sich meines Namens, meiner Waffen und Zeichen zu » meinem Schaden zu bedienen. Auch der mächtigste » und tapferste Fürst müsste auf diese Art hintergangen » werden. Er soll versichert seyn, dass ihm nichts Anderes bevorsteht, als gespiesst zu werden, und verdamm' ich ihn von diesem Augenblick an zu dieser » Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andern, » euch mein' ich, die ihr mein Heer kommandirt, was » für Leute seyd ihr, dass ihr nichts gegen diesen » Menschen unternehmt? denn ich hörte noch gestern » von Jemand, der mir treu ist, dass er noch immer » alle Tage mit seinen Soldaten herumstreift in rothen » Schärpen mit den spanischen und burgundischen » Feldzeichen, unter welchen er viele Tausende meiner » Leute ermordet, denn Niemand setzt ein Misstrauen » darein. Beim Teufel auch, seyd ihr Leute, so etwas » zu ertragen, und liegt euch meine Ehre und mein » Dienst nicht besser am Herzen? » Auf diese zornige Aeusserung entstand unter den Prinzen und Grafen, die in seinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und sie entfernten sich voll Zorn. *Vieilleville* mag sich in Acht nehmen: denn sie sind sehr giftig auf ihn, besonders die Spanier, wegen des *Don Alphonso* d'*Arbolanga*, den er auf eine so grausame Art hat umbringen lassen.

Vieilleville antwortete darauf, dass *Don Alphonso* auf seinem Bette todt gefunden worden, und Niemand seinen Tod befördert hätte. *Vieilleville* würde lieber wünschen, niemals gelebt zu haben, als sich einer solchen That schuldig zu wissen. Er fürchte sich jedoch nicht vor des Kaisers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweisen, dass es eine Unwahrheit sey, ihn einer solchen Unmenschlichkeit zu beschuldigen. *Vignaucourt* merkte an diesen Reden, dass *Vieilleville* mit ihm spreche, auch winkten ihm die Andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieses beschloss *Vieilleville* mit dem Herzog *von Nevers* sich zurückzuziehen. Kaum waren sie eine halbe Stunde von Corney, als *Habert* einhergesprengt kam, und sie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitausend Schützen und tausend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiser geschworen, *Vieilleville* lebendig oder todt zu liefern. Seyd willkommen, *Habert*, Ihr bringt mir gute Bothschaft, sagte er darauf, und drang nun in den Herzog *von Nevers*, sich nach Pont-à-Mousson) zurückzuziehen, indem er einen solchen Prinzen nicht der Gefahr aussetzen könne; er selbst aber wolle bleiben, und diesen Spanier mit seinen grossen Worten erwarten. Wollet ihr Alle, die ihr hier seyd, sprach er dann mit erhöhter Stimme, meinen Entschluss unterstützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch List und Ueberfall. Er nimmt dar-

auf die rothen Standarten, und reisst sie in Stücken, befiehlt die spanischen Schärpen zu verbergen, und die französischen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, sie wollten zu seinen Füssen sterben, und zerrissen Alles, was sie Rothes an sich hatten. Der Herzog *von Nevers* stellte ihm vor, dass es eine Verwegenheit sey, in einem Dorfe, das keine Befestigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, sich zu halten. Das ist Alles Eins, antwortete *Vieilleville*, ich weiss, womit ich sie schlage, oder sie wenigstens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buschholz und links diesen Wald; in jedes verstecke ich zweihundert Pferde, die sollen ihnen unversehens auf den Leib fallen, wenn sie im Angriff auf unser Dorf begriffen sind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, so würden sie davon müssen. Lassen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt seyn.

Da der Herzog *von Nevers* sahe, dass er nicht abzubringen sey, bestand er darauf, bei dieser Unternehmung zu bleiben, welche Vorstellung ihm auch *Vieilleville* dagegen machte. Jetzt wurde beschlossen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranstalten; sie waren nur noch tausend Schritte davon entfernt, als sie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen sahen, worauf sie Halt machten. Es war der Maire von Villesaleron, der ihnen schon gute Dienste geleistet hatte. Dieser sagte, dass sie sich retten sollten, denn auch der Markgraf *Albert* von Brandenburg rückte mit viertausend Mann Fussvolk, zweitausend Pferden, und sechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieses waren sie, zu grossem Verdruss von *Vieilleville*, genöthigt, das Dorf zu verlassen. Die acht lothringischen Edelleute wurden freigelassen. Noch beim Weggehen sagte *Vignaucourt*, er wundere sich gar nicht, wenn *Vieilleville* solche Dinge ausführte, da er so vortrefflich bedient sey, denn er wolle verdammt seyn, wenn er nicht Jenen, Namens *Habert*, im Zimmer des Kaisers gesehen habe, wo er vorgegeben, dass er vom Oberst *Schertel* geschickt sey, und diesen krank in Strassburg verlassen habe. Und diesen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brot und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen sehen.

Den Sonntag darauf, den 1sten Januar 1553, erfuhr *Vieilleville* durch Deserteurs, dass der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf seinem Gut Durestal, und erholte sich von den Mühseligkeiten des Krieges. Unterdessen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr *von Gonnor* gegenwärtig kommandirte, zugedacht; besonders verwendeten sich für ihn der Herzog *von Guise* und *von Nevers* als Augenzeugen seiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf sich auch hier dazwischen, und stellte vor, dass man Herrn *von Gonnor*, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht absetzen könne, und es *Vieillevillen* lieber seyn würde, wenn ihn der König zu seinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er seine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog *von Estampes*, jetziger Gouverneur von Bretagne, sey sehr krank, es würde sodann der Herr *von Gyé*, sein Lieutenant, ihm folgen, und *Vieilleville* dessen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Ostern 1553 durch den Sekretär *Malestroit* heimlich benachrichtigt, um sich auf eine Entschliessung gefasst zu halten. Das Schreiben vom König vom 22sten April 1553 kam auch wirklich an, und war so abgefasst, wie es der Connetable gewollt hatte. *Vieilleville* antwortete dem König sehr ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vier Ursachen hinderten, diese Gnade anzunehmen. *Erstlich* sey Estampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieses Beide von einander entfernen, da sie jetzt in gutem Vernehmen stünden; überdem sey er ja selbst zwei Jahre älter als Herzog *von Estampes*. *Zweitens* habe er sehr viele Verwandte und Freunde, die sich vielleicht auf ihre Verwandtschaft stützen, und sich gegen die Gesetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, streng verfahren müsste, und doch würde es ihm leid seyn, seine Bekannten als Verbrecher behandelt zu sehen. *Drittens* sey er gar noch nicht in den Jahren, um sich in eine Provinz versetzt zu sehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer spazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erst zwei und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu seyn, Sr. Majestät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm *viertens* zu hart vorkommen, unter dem Herrn *von Gyé* zu dienen, der ein Unterthan von ihm sey, und mit dem er nicht ganz gut stehe. Er wisse, dass Se. Majestät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er sey verwundert, wie man sich so zwischen den König und ihn werfen, und Alles vereiteln könne, was ihm dieser bestimmt habe.

Als der König diesen Brief gelesen, wurde er aufgebracht, dass man ihm so entgegenstünde, liess den Connetable rufen, und sagte ihm sehr bestimmt, dass *Vieilleville* das Gouvernement von Metz haben solle. *Gonnor* solle sogleich aus Metz heraus, und *Vieilleville* dahin abgehen, welches denn auch geschah. Er brachte eine sehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu sprechen hatte, und die Kommandanten von Toul und Verdün so eingeschränkt wurden, dass sie gleichsam nur Kapitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garnison auf zwei Monate mitgebracht, und liess ihn austheilen, jedoch so, dass Mann vor Mann von dem Kriegskommissär verlesen wurde, wie sie in den Listen standen. Sonst hatten die Kapitäns die Löhnung für ihre Kompagnien erhalten, und manche Unterschleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, da sie sonst ganz von der Gnade der Kapitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen schuldig war. Nachdem nun *Gonnor* Alles, was in den Arsenalen war, übergeben hatte, verliess er Metz, und empfahl *Vieillevillen* besonders den Sergeantmajor von der Stadt, den Kapitän *Nycollas*, und den Prevot, Namens *Vaurés*; er lobte sie ausserordentlich in ihrer Gegenwart, woraus *Vieilleville* sogleich ein Misstrauen schöpfte, das er aber keineswegs merken liess.

Er fand die Garnison in grosser Unordnung; sie war stolz dadurch geworden, dass sie gegen einen so mächtigen Kaiser eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis sechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer sich am tapfersten gehalten hätte. Oft fielen sie unter den Officieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen sich die Soldaten für ihre Officiere die Hälse. *Vieilleville* war deshalb in grosser Verlegenheit; er musste fürchten, durch scharfe Befehle einen Aufstand zu erregen, der um so gefährlicher war, als der Graf *von Mannsfeld* im Luxemburgischen, wo er kommandirte, und besonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner selbst voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiser hatte abziehen müssen, sahen sie wohl, dass sie das französische Joch nicht wieder abschütteln könnten. Ueberdies waren sie auf eine unleidliche Art durch starke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geistlicher, noch Adlicher, noch eine Gerichtsperson, die davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es *Vieilleville* gegen seine Ehre und Würde,

solche Ungezogenheiten fortgehen zu lassen, und er beschloss daher, was es auch kosten möge, seinen Muth zu zeigen, und sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen

Er liess daher schnell alle Hauptleute versammeln, und that ihnen seinen Vorsatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verlesen lassen, von denen Niemand, wess Standes er auch sey, sollte ausgenommen seyn Sie, die ihn wohl kannten, wie fest er bei einer Sache bliebe, wenn er sie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch liessen sie bei dieser Gelegenheit den Wunsch merken, dass er weniger streng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte gewesen seyn. Er stellte ihnen aber vor, dass es schändlich wäre, sich vom Geiz beherrschen zu lassen, und dieses Laster sich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin fest entschlossen, sagte er, auch nicht im Geringsten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit grosser Feierlichkeit verlesen, besonders auf dem grossen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Officieren aufmarschirt war; er selbst hielt dort auf seinem schönen Pferd mitten unter seiner Leibwache von Deutschen — sehr schöne Leute, die ihm der Graf von Nassau geschickt hatte, mit ihren grossen Hellebarden und Streitäxten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieses war seine Farbe, die ihm Frau *von Vieilleville*, als sie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieses einen solchen Eindruck, dass in zwei Monaten keine Schlägerei entstand, als zwischen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. *Vieilleville* nöthigte den Hauptmann, unter dessen Kompagnie der noch lebende Soldat stand, diesen, der sich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo sodann der Kopf erst dem Getödteten, und sodann dem andern Soldaten abgeschlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, dass einige Soldaten unter dem Vorwand Wildpret zu schiessen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Strasse anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derselben, die sogleich die Folter so stark bekamen, dass sie sieben ihrer Helfershelfer angaben. Er liess diese sogleich aus ihren Betten ausheben, und war selbst bei diesen Gefangennehmungen mit seinen Garden und Soldaten. Diese zehn Strassenräuber wurden in sein Logis gebracht, hier vier bestohlenen Kaufleuten vorgestellt, und ihnen, da sie erkannt wurden, sogleich der Process gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren schon drei davon gerädert, und die Uebrigen gehangen, so dass ihre Kapitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieses ein grosses Schrecken in der Garnison, das sich dadurch noch vermehrte, als man sah, dass er gegen seine Hausdienerschaft noch strenger war. Einer seiner Bedienten, der ihm sieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, bestürmt hatte, und einer seiner Köche, der ein Gasthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken so gewippt, dass er Zeitlebens den Gebrauch seiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, sondern sie vorher auf den dazu bestimmten Platz kommen zu lassen.

Während der Belagerung hatten mehrere Officiere, während dass sie die Männer auf die Wälle schickten, um daselbst zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauset, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es sey durch die Kanonen geschehen, so dass jetzt noch sechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Officiers und Soldaten versteckt hielten. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abstellte, theils auch, weil er selbst ein solches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei sich hatte, die er Frau *von Gonnor* nennen liess. Jetzt, da man sah, wie gerecht und unparteiisch *Vieilleville* in Allem verfuhr, beschlossen die Anverwandten, eine Bittschrift einzureichen, und dies geschah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da gewesen war. Er machte ihnen Vorwürfe, dass sie ein halbes Jahr hätten hingehen lassen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, dass sie gefürchtet hätten, eben so, wie beim Herrn *von Gonnor*, abgewiesen zu werden. « In der That, » versetzte er, « ich kann euch » nichts weniger als loben, dass ihr mein Gewissen » nach dem meines Vorfahren gemessen habt; jedoch » sollt ihr, noch ehe ich schlafen gehe, Genugthuung » erhalten, wenn ihr nur wisst, wo man die Euern » versteckt hält. » Hierauf versicherte einer, Namens *Bastoigne*, dem seine Frau, Schwester und Schwägerinn geraubt waren, dass er sie Haus für Haus wisse. « Nun gut, » sagte *Vieilleville*, « geht jetzt nach » Hause, und Punkt neun Uhr des Abends sollt ihr » eure Weiber haben; ich wähle mit Fleiss eine solche » Stunde, damit die Nacht (es war im Oktober) Eure » und Eurer Verwandtinnen Schande verberge. Lasst » euch indessen nichts bis zur bestimmten Stunde merk» en, sonst könnte man sie entfernen. »

Er machte darauf die nöthigen Anstalten, stellte gegen Abend in den Hauptstrassen Wachen aus, liess einige Truppen sich parat halten, und nun nahm er selbst mit einiger Mannschaft die Haussuchung vor, so wie sie ihm von den Supplikanten bestimmt worden war. Zuerst ging er auf das Quartier des Hauptmann *Roiddes* los, der die schöne Frau eines Notarius, Namens *Le Coq*, bei sich hielt, stösst die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben als sich der Kapitän mit seiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieser wollte sich Anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur sah, fiel er ihm zu Füssen und fragte, was er befehle, und was er begangen? *Vieilleville* antwortete: er suche ein Hühnchen, das er seit acht Monaten füttere. Der Kapitän, welcher besser handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), schwur bei Gott, dass er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in seinem Hause habe, und keine solchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, selbst *Vieilleville* mässigte seinen Ernst, und sagte ihm: Ungeschickter Mann, die Frau des *Le Coq* will ich, und dieses den Augenblick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füssen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat liess unterdessen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Strasse, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er sich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdessen hatte sich die Frau, ihre Unschuld zu beweisen, zu ihrem Manne geflüchtet, und *Vieilleville* liess, als er dieses hörte, den Kapitän *Roiddes*, den man schon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuschlagen, wieder los. Als dieses die andern Officiere hörten, machten sie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anwerwandten flohen. *Vieilleville* setzte die Haussuchung jedoch noch sechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, dass sich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren sieben adelige Familien, die sich ausschliessend das Recht seit undenklichen Zeiten anmassten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeister der

Stadt zu wählen, welches ein sehr bedeutender Platz ist. Sie waren von diesem Vorrecht so aufgeblasen, dass, wenn in diesen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünschte, dass es eines Tages Oberbürgermeister von Metz oder wenigstens König von Frankreich werden möge. *Vieilleville* nahm sich vor, dieses Vorrecht abzuschaffen, und als bei einer neuen Wahl die sieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig seyn, antwortete er zur grossen Verwunderung, dass es ihm schiene, als sollten sie vielmehr fragen, ob er eine solche Wahl genehmige, denn vom Könige solle dieser Posten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiser, und er wolle die Worte: *Von Seiten Sr. kais. Majestät des heil. römischen Reichs und der kais. Kammer zu Speier* verloren machen, und dagegen die braven Worte: *Von Seiten der Allerchristlichsten, der unüberwindlichen Krone Frankreich,* und des souverainen *Parlamentshofs von Paris* setzen. Er habe auch schon einen braven Bürger *Michel Praillon* zum Oberbürgermeister erwählt, und sie könnten sich bei dieser Einsetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeister, als er zumal hörte, dass *Vielleville* zu diesem Schritt keinen Befehl vom König habe, sank in die Kniee, und man musste ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten seiner Stadt, starb.

Vielleville führte den neuen Bürgermeister selbst ein, und besorgte die deshalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl diese Veränderung als auch die Herbeischaffung der Weiber und Mädchen, nebst mehreren andern Beweisen seiner Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten sie geneigt, französische Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm sogar selbst, dass eine Klagschrift an die kaiserliche Kammer im Werk sey, und bezeichneten ihm den Ort, wo sie abgefasst würde. In diesem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als sie noch an dieser Klagschrift arbeiteten. Der Verfasser und der, so die Depesche überbringen sollte, wurden sogleich fortgeschafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; sie wurden wahrscheinlich ersäuft, die Andern aber, so Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt Metz, auch von Aussen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die sie unsicher machten. Alle Wochen mussten etliche hundert Mann von der Garnison ausreiten und in den Feldern herumstreifen. Er neckte die kaiserlichen Garnisonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten so sehr, dass sie seit dem Mai 1552, wo er sein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächsten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und siebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch besondere Sorgfalt, dass immer die Tapfersten zu diesen Expeditionen ausgeschickt wurden, wählte sie selbst aus, nannte Alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, diese Leute ihren Kapitäns anzubefehlen.

Um *Vieillevillen* die Spitze zu bieten, bat der Graf *Mannsfeld*, so in Luxemburg kommandirte, sich von der Königinn von Ungarn, Regentinn der Niederlande, Verstärkung aus, und mit selbiger wurde ihm der Graf *von Mesgue* zugeschickt. Allein *Mannsfeld* konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruss sein Kommando nieder, welches der Graf *von Mesgue* mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. *Vieilleville* war besonders durch seine Spione vortrefflich bedient; hauptsächlich liessen sich die von einem burgundischen Dorf, Namens *Maranges*, sehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder sonst eine Versammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo *Vieilleville* nicht zwei bis dreihundert Pferde, und eben so viel Mann Fussvolk dahin abschickte, um ihnen zum Tanze zu blasen. Schickte der Graf *von Mesgue* diesen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, so erfuhr er es sogleich, und liess ungesäumt ein anderes Korps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterstützen, und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapfersten Thaten vorfielen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, dass der Kardinal von *Lenoncourt*, Bischof von Metz, vieles gegen ihn sammle, um sodann seine Beschwerden vor des Königs geheimes Conseil zu bringen. Nun dann, sagte er, damit seine Klagschrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er liess darauf die Münzmeister kommen, die des Kardinals Münze schlugen (denn der Bischof von Metz hatte dieses Recht), und hielt ihnen vor, wie sie alles gute Geld verschwinden liessen, und schlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu schlagen, liess auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthschaften gerichtlich zerschlagen, indem es, wie er hinzusetzte, nicht billig sey, dass der König in seinem Reich einen ihm gleichen Unterthanen habe.

Es war dieses eine der nützlichsten Unternehmungen *Vieilleville's*, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieser Münzstätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, sehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte sich selbst umbringen, denn er war sehr heftig, als er diese Veränderung erfuhr, und verband sich mit dem Herzog *von Vaudemont*, Gouverneur von Lothringen, um *Vieillevillen* um sein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorsatz sie auch der Kardinal von Lothringen, an den sie sich gewendet hatten, unterstützte.

Vieilleville bekam einen Kourier vom Sekretär *Malestroit*, der ihm bekannt machte, dass der Gouverneur des Dauphin, *von Humieres*, auf den Tod läge, und der König gesonnen sey, ihm die Kompagnie Gensdarmes zu geben, die jener besessen, dass aber der Connetable dagegen sey, und sogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, diese Kompagnie für den Sohn seines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zusatz, (so hatte es ihm der Connetable gelehrt) dass dieses seine erste Bitte sey, welches dem König sehr gefallen. *Vieillevillen* aber, habe der Connetable vorgeschlagen, sollte man die Kompagnie leichter Reiter geben, welche Herr *von Gonnor* gehabt, und die in Metz schon liege. *Vieilleville* fertigte auf diese Nachricht, ohne sich lange zu bedenken, seinen Sekretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denselben mit den nachdrücklichsten Gründen aufforderte, seinen ersten Entschluss wegen der Kompagnie durchzusetzen, und sich von Niemand abwendig machen zu lassen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wie *Humieres* noch am Leben war, und der König nahm den Brief selbst an. Nachdem er solchen gelesen, antwortete er: « Es ist nicht mehr » als billig, er hat lang genug gewartet, seine treuen » Dienste verbinden mich dazu. Ich gebe sie ihm mit » der Zusicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der » Andere stirbt, was man auch darüber brummen » mag. » *Vieilleville* liess sich zugleich mündlich die Kompagnie leichter Reiter des Herrn *von Gonnor* für seinen Schwiegersohn *Espinay* ausbitten. « Zugestanden, » sagte der König, « und das sehr gern. »

Auch wurden sogleich die Patente deshalb ausgefertigt.

Unterdessen liess *Vieilleville* dem Grafen *von Mesgue* keine Ruhe; seine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiserlichen heraus, so, dass der Graf sogar einen Waffenstillstand unter ihnen vorschlug, worüber *Vieilleville* sich sehr aufhielt und zurücksagen liess, dass sie Beide verdienten, kassirt zu werden, wenn sie als Diener in besondere Kapitulationen sich einliessen; und dass er bei diesem Vorschlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat sich gezeigt; er schicke ihn daher wieder auf die Universität von Löwen, wo er erst seit Kurzem hergekommen. Der Graf war so beschämt darüber, dass er *Vieillevillen* bitten liess, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deshalb geschrieben, zurückzusenden, welches *Vieilleville* ihm gern zugestand mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefische von Antwerpen dafür zu schicken, die dann auch ankamen, und unter grossem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präsidenten *Marillac*, der nach Paris reisen wollte, eine Escorte vom besten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuss mitgegeben. Der Graf *von Mesgue* erhielt Nachricht davon, und beschloss, sich hier für die vielen ihm angethanen Insulten zu rächen. Er bereitete sein Unternehmen so geheim vor, dass *Vieilleville* erst Nachricht davon bekam, als sie schon aus Thionville ausmarschirten. Sogleich liess er den übrigen Theil seiner Reiterei aufsitzen und schickte zwei verschiedene Korps unter des Herrn *von Espinay* und *von Dorvoulx* Anführung ab. Beide waren jedoch nicht stärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mussten sogleich ein kleines Schloss, Namens Dompchamp, wo schon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Kapitän *La Planta* lagen, besetzen. Er selbst liess alle Thore der Stadt schliessen, nahm die Schlüssel zu sich, und setzte sich unter das Thor, um von einer Viertelstunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmungen zu erhalten. Er verstärkte die Wachen, und einige Kapitäns mussten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitäns, nebst dem Herrn *von Boisse* und *von Croze*, waren dabei mit dreihundert Büchsenschützen und seiner Garde. Um neun Uhr liess er sich sein Mittagessen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeschickten Korps die Nachricht an, dass sie die Feinde rekognoscirt, und acht Kompagnien zu Fuss, und acht bis neunhundert Pferde stark gefunden hätten, dass man einer solchen Macht nicht widerstehen könne, und sie sich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten sie da seyn, und erbäten sich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieses, das einem Rückzug ähnlich sahe, einen schrecklichen Entschluss. Er liess sechszig schwere Büchsen von ihren Gestellen herunternehmen, und ladete sie den Stärksten seiner Garde auf. Dem Kapitän *Croze* befahl er, hundert Büchsenschützen und zehn bis zwölf Tambours mit sich zu nehmen, und sich in einem versteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er selbst mit seinen vergoldeten Waffen schnallte seine Rüstung fest, und zog aus der Stadt auf seinem Pferd Yvoy; die Stadt überliess er dem Herrn *von Boisse*, von dem er wusste, dass er sie wohl bewachen würde, wenn er bleiben sollte. So zog er in schnellem Marsch von seinen siebenzig Musquetierern, deren jeder nur fünf Schüsse hatte, dahin, fest entschlossen zu bleiben oder zu siegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geschickter Soldat, die nöthigen Anstalten. Unter andern stellte er das Fussvolk zwischen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerst eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Korps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indessen jeden Schuss. *Vieilleville*, an seiner Seite *Espinay* und *Thevales*, dringen ein, und werfen Alles vor sich nieder. Wüthend fällt *Croze* mit seinen Tambours und Schützen aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier *La Roque* kommt von einer andern Seite, und setzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fussvolk zurück gelassen, weil sie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, stürzten sie auf ihre Infanterie zurück, die sie selbst in Unordnung brachten, da sie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die sich *Vieilleville's* Soldaten schnell schwungen und so nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; selbst zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor sich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf *von Mesgue* hatte sich durch die Wälder bis an die Mosel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fischerkahn nach Thionville sich rettete. *Vieilleville* hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen diese Feierlichkeit nach Thionville, und sie konnten dort wohl vernehmen, wie sehr man sich in Metz freute.

Durch einen sonderbaren Zufall geschah es, dass gerade an dem Tag, wo er siegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Officier, den er sogleich mit den Fahnen an den König abgeschickt hatte, traf den Kourier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog *von Nevers* sollte ihm denselben umhängen; *Vieilleville* schlug es aber in einem sehr höflichen Schreiben an den Herzog *von Nevers* aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieses Gelübde gethan, als *Franz der Erste* selbst ihn zum Ritter geschlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, *Messin*, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr *von Gonnor Vieillevillen* vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienst Männer ohne Ihresgleichen, und dabei in Metz sehr angesehen. Allein sie erlaubten sich mancherlei Betrügereien; sie liessen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine starke Geldsumme entwischen, und gaben vor, sie hätten die Kerl' ersäufen lassen, da sie des Hängens nicht werth gewesen. Man fing solch' einen angeblich Ersäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, schon seit zwei Monaten im Gefängniss herumschleppten. Da es ihnen ernstlich befohlen ward, diesen Gefangenen hinrichten zu lassen, so wurde er in einem grossen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht sehen konnte, dass er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Krucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter stand, sprang er schnell herunter, liess dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete sich, ohne dass man je etwas von ihm hätte sehen sollen. Es kam nun heraus, dass sie von einem Verwandten des Verurtheilten tausend Thaler erhalten hatten, wenn

sie ihn entwischen liessen. *Vieilleville* war über Alles dies sehr aufgebracht, liess sogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Process machen. Sie bekamen die Tortur und gestanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden sie zum Tode verdammt, der Sergent-Major im Gefängniss erdrosselt und der Prevot und sein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerklöster in Metz, wovon in einem Observantiner-Mönche waren. Die Mönche waren meist alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater *Guardian* besuchte dort oft seine Verwandten, und kam bei jeder Reise vor die Königinn von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz stand, auch viele Neuigkeiten aus Deutschland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und siebenzig tapfere Soldaten, kleidete sie als Franziskaner, und liess sie von Zeit zu Zeit paarweise nach Metz ins Kloster gehen. Unterdessen war es verabredet, dass der Graf *von Mesgue* Verstärkung erhalten, und sich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen sollte. Der *Guardian* wollte in mehr als hundert Häusern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen lassen; Jedermann würde hinzulaufen, dieses zu löschen, und die Mönche sollten sich dann auf den Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige tausend Soldaten von der Garnison zu Metz würden sich ohnedies sogleich empören, wenn sie die Gelegenheit zu plündern absähen, und *Freiheit*, *Freiheit*, *nieder mit dem Vieilleville!* schreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloster. Jetzt bekam aber *Vieilleville* von einem seiner geschicktesten Spione aus Luxemburg Nachricht, dass die Königinn von Ungarn zwölfhundert leichte Büchsenschützen, achthundert Pferde, und eine grosse Anzahl niederländischer Edelleute dem Grafen *von Mesgue* zuschicke. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe aber zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Kabinet gehen sehen, habe aber nicht herausbringen können, wo sie her gewesen, es habe nur geheissen, sie seyen von Brüssel her gekommen.

Vieilleville nahm sogleich einige Kapitäns zu sich und ging in das Franziskaner-Kloster, liess den *Guardian* rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob sie alle zu Hause seyen, er wollte sie sehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Observantinern, und fragt nach dem *Guardian*. Es wird ihm geantwortet, er sey nach Nyvelle zum Leichenbegängniss seines Bruders gegangen. *Vieilleville* will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder viere sagen, sie seyen in die Stadt gegangen, Almosen zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, dass es nicht ganz richtig sey. Er stellte sogleich Haussuchung an, und findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franziskanermönche, welche sich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette versteckt hatten. Unter Androhung eines sichern Todes gestehen sie sogleich, wo sie her sind, doch wüssten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und sie hofften dieses zu erfahren, wenn der *Guardian* von Luxemburg würde zurückgekommen seyn. *Vieilleville* liess sogleich das Kloster schliessen, und setzte einen vertrauten Kapitän mit starker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, ausser dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Kapitän *Salcede* die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entlässt alle seine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän *Salcede* liess er sagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und sollte er die Nacht auf der Wachtstube zubringen, so müsse er die Person hineingehen sehen. *Salcede* sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre, und sollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er solle nur herbeieilen.

Salcede kam auch sogleich und brachte ein ganz artiges Mittagessen mit, das ihnen unter dem Thor gut schmeckte. Kaum hatten sie abgegessen, als die Schildwache sagen liess, sie sähe zwei Franziskaner von Weitem kommen. *Vieilleville* nimmt eine Hellebarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, steigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Kapitäns *Salcede* zu gehen; die zwei Soldaten mussten sie dahin bringen. Jetzt lässt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit *Salcede* und seinem Lieutenant *Ryolas* blieben allein da. Nun, Herr Heuchler, redet er den *Guardian* an, Ihr kommt von einer Konferenz mit dem Grafen *von Mesgue*. Sogleich bekennt Alles, was Ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, selbst, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloster könnt ihr nun nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, dass sie verkleidete Soldaten der Königinn von Ungarn sind. Der *Guardian* wirft sich ihm zu Füssen und gibt vor, dass diese seine Verwandt n seyen, und ihren Bruder wegen einer Erbschaft umgebracht; er habe sie unter Franziskanerkleider versteckt, um sie zu retten. Indem liess aber der bei dem Kloster wachthabende Hauptmann melden, dass sechs Franziskaner in das Kloster eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er, die Tortur zu holen, damit der *Guardian* gestehe. Der Mönch, der sah, dass Alles verrathen sey, besonders wie ihm *Vieilleville* den Brief zeigte, so er von seinem Spion in Luxemburg erhalten, sagte dann, dass man wohl sähe, wie Gott ihm beistehe, und die Stadt für ihn bewache, denn ohne diese Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren gewesen, und in die Hände des Kaisers gekommen. Alle zu dieser Expedition bestimmten Truppen seyen nur noch sechs Stunden von Metz, in St. Jean, und sie sollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er gestand den ganzen Plan. *Vieilleville* übergab ihn jetzt dem Kapitän *Ryolas*, ihn zu binden, und mit keiner Seele reden zu lassen.

Wie *Vieilleville* in allen unvorhergesehenen Fällen sich schnell entschloss, so auch hier. Sogleich ruft er seine Kompagnie zu sich, und befiehlt dem Herrn *von Espinay* und *von Lancyue*, eben dieses zu thun. Die Kapitäns *St. Coulombe* und *St. Marie* müssen sich mit dreihundert Büchsenschützen einfinden. Der neue Sergentmajor *St. Chamans* muss sogleich auf die Thore fünfzig Büschel Reiser hinschaffen, mit der Weisung, solche nicht eher noch später als zwischen sechs und sieben des Abends anstecken zu lassen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wusste, was werden sollte.

Jetzt, da Alles fertig war, sagte er: « Nun lasst uns » still und schnell marschiren, und so Gott will, sollt » ihr in weniger als vier Stunden seltsame Dinge erleben. » Er hatte einen sehr geschickten Kapitän, die Soldaten zu führen; diesen rief er zu sich, und entdeckte sich ihm und seinen Plan. Er sollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müssten. Ginge dieses nicht, so wollte er sie so angreifen, ob sie gleich

nur Einer gegen Drei seyen. Der Kapitän führte ihn in einen grossen Wald, an dessen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte *Vieilleville* seine Leute von tausend zu tausend Schritten, so dass der Feind nicht zu sich kommen, und denken sollte, die ganze Garnison, so bekanntlich fünftausend zweihundert Mann Infanterie, und tausend Mann Kavallerie stark war, sey ihm auf dem Halse. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muss man silberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, dass die Feinde schnell anrückten, in einer Stunde könnten sie da seyn. Man sähe in Metz brennen, die Feinde seyen stärker, als er glaube, es sey Alles voll. In einer Stunde kam schon ihr Vortrab, so aus ungefähr sechszig Mann bestand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten sich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen standen weiter hinten, dass man die brennenden Lunten nicht riechen sollte; man hörte, wie sie sagten: « Treibt sie » an, beim Teufel, wir verweilen zu lang. In dem Wald » gibt es nichts als Maulwürfe. Beim Wetter, wie wer- » den wir reich werden, und was für einen Dienst » werden wir dem Kaiser thun! » Ein Anderer sagte: « Wir wollen ihn recht beschämen, denn mit dreitau- » send Mann nehmen wir, was er nicht mit hunderttau- » send konnte. » Jetzt kam der ganze Tross und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf *von Mesgue* mit einer ausgesuchten Kavallerie. Er trieb sie aus allen Kräften zur Eile an, so dass sie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber schloss das adelige Korps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde stark war.

Als auch diese in dem Wald waren, stürzte *Vieilleville's* erster Hinterhalt hervor — *Frankreich — Frankreich — Vieilleville* — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchsenschützen hervor, und Jeder streckt seinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen schrecklichen Lärm. Die Feinde, welche schon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen: aber jetzt stürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entsteht ein so schreckliches Getöse, dass Alles ganz verwirrt wird. Der Graf *von Mesgue* schreit: Beim Teufel, wir sind verrathen! Gott, was ist das? und macht sogleich Miene, sich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, sich dort zu setzen; aber hier finden sie *Vieilleville's* viertes Korps, zu dem kam noch das fünfte, das sie in die Mitte bekam, und so übel zurichtete, dass der Graf *von Mesgue* durch sein eigenes Fussvolk durchbrechen musste, um sich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hinkonnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. *Vieilleville* hatte nur fünfzehn Mann verloren, und sehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieses an einem Donnerstag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf diese Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und bestraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreissig verkleideten Soldaten aber liess *Vieilleville* frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf diese Art zum Dienst ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, dass sie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weissen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verlesen werden sollte: dieses sind die Mönche der Königinn von Ungarn, u. s. w.

Vieilleville schickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieses Siegs. Eben diesem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er schon drei Jahre in seinem Gouvernement des Glücks beraubt sey, Seine Majestät zu sehen. *Vieilleville* hatte mehrere Ursachen, diesen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig seyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm sein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen solchen Mordbrenner am Leben zu lassen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber sehr viele Unkosten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuser kaufen musste, um die Einwohner daselbst wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, dass, wenn er diesen Plan nicht selbst vorlegte, der Connetable besonders dagegen seyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog *von Guise* nach Italien marschiren sollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wusste. Endlich war er auch davon benachrichtigt, dass der Kardinal von *Lenoncourt*, vom Kardinal von Lothringen unterstützt, ihn in allen Gesellschaften heruntersetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und sogleich der Herr *von La Chapelle-Byron* nach Metz abgeschickt, das Gouvernement unterdessen zu übernehmen. Nachdem nun *Vieilleville* dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe, und nahm nur den Grafen *von Sault*, dem er seine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königinn war, zugedacht hatte, mit sich. Sobald er daselbst angekommen, entfernte sich der Kardinal *von Lenoncourt* in eine seiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn sehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde sogleich dazu bestimmt, ihn dem Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geschah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als ältester Ritter fanden sich nicht dabei ein. Dieser wollte sein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entschuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte sich vorgenommen, *Vieillevillen* im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Bischofs von Metz in seinen Rechten anzugreifen, und er war so fein, den König zu bitten, sich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wusste, was es war, befahl sogleich die Räthe zu versammeln, und da Jeder seinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, ausserordentlich langdauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche gewesen, brachte allerhand Beispiele aus der Geschichte vor, und kam endlich darauf, dass ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus dessen Holze man Päpste machte, grosse Klagen über die Eingriffe habe, die man in seine geistlichen Rechte gethan habe. *Vieilleville* stand sogleich schnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillschweigen aufzulegen, und ihn reden zu lassen, er merke wohl, dass von ihm die Rede sey. Nun fing er an, sich zu wundern, dass der Kardinal so hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl seyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majestät bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuschicken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal *von Lenoncourt;* er bedaure, dass die Reise Sr. Majetät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer grossen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Nun ging er die Beschwerden, welche der Kardinal haben

konnte, selbst durch, und widerlegte sie Punkt vor Punkt zu seiner Rechtfertigung mit einer grossen Beredsamkeit und Feinheit. Er bat endlich, dass der Kardinal *von Lenoncourt*, um seine weitern Klagen vorzubringen, selbst erscheinen, und sich nicht hinter die Grösse und das Ansehen des Kardinals von Lothringen stecken möge; indem er hoffte, ihn auf diese Art zu verhindern, dass er nicht zum Wort kommen sollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in den Rath zu sprengen, als diesen? worauf der Kardinal antwortete, dass Se. Majestät nur einen Theil gehört hätten. *Vieilleville* will ja auch nicht, versetzte der König, dass man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, dass *Lenoncourt* selbst erscheine. Er befahl darauf, dass der Kanzler ihn auf morgen in den Rath bescheiden soll. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, dass er Alles billige, was *Vieilleville* in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam zornig von seinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath hinaus, und liess den Kardinal *von Lenoncourt* augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann sogleich auch weiter vom Hof wegreiste, so dass ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte *Vieilleville* dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wusste ihm die Sache so wichtig vorzustellen, dass der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conseil vorzutragen, wo gewiss der Connetable und der Herzog *von Guise* dagegen seyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projektirten italienischen Feldzug zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, sogleich die zu dieser Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle sich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünschte, dass man Fontainebleau, wo er schon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit sogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anstalten zur Erbauung dieser Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, dass er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, so entdeckte er eine neue Verschwörung, welche zwei Soldaten, *Comba* und *Vaubonnet*, angezettelt hatten, da sie sahen, dass der Herr *von La Chapelle* nicht sonderlich wachsam an den Thoren war. *Vieilleville* hatte ihre Brüder rädern lassen, weil sie ein öffentliches Mädchen des Nachts misshandelt, und ihr die Nase abgeschnitten hatten. Das Mädchen hatte so geschrieen, dass die ganze Stadt in Allarm gekommen war, *Vieilleville* sich selbst zu Pferd gesetzt, und die Garnison unter das Gewehr hatte treten lassen. Sie hatten sich an den Grafen *von Mesgue* gewendet, und bedienten sich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens *Balafré*. Die Königinn von Ungarn, bei der *Comba* gewesen war, hatte ihnen zwölf hundert Thaler gegeben, wofür sie ein Gasthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Passeport von *La Chapelle*, dem sie manchmal Präsente brachten, auf dem Flusse hin und her fuhren. Den Grafen *von Mesgue* hatten sie selbst zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgesehen hatte. Es war nun sonderbarer Zufall, dass *Vieilleville* den Kapitän dieser Soldaten, Namens *La Mothe-Gondrin*, fragte, wie es käme, dass diese Soldaten, die einen gewissen ausgezeichneten Rang unter den übrigen hätten, sich mit Gastirungen abgäben, welches unschicklich sey. Der Kapitän antwortete, dass sie, seit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienst hätten; sie wollten daher ihren Abschied bald nehmen, doch wünschten sie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie *Vieilleville* hörte, dass sie Brüder der Geräderten seyen, so fiel es ihm gleich ein, dass etwas darunter stecken könne, und er schickte unverzüglich nach *Comba*, dem er sagte, dass, weil er gut Spanisch rede, er dem König einen Dienst erweisen könne; er solle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde seyen schon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitäns *Beauchamp*, wo er dem Kapitän sogleich befahl, den *Comba* zu binden, bis Eisen ankämen, und dafür zu sorgen, dass Niemand nichts von dieser Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden *Vaubonnet* aber lässt er sagen, nicht auf *Comba* zu warten, indem er ihn auf vier Tage verschickt habe.

Wie die Entdeckungen oft sonderbar geschehen, so auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein Bruder des Tambours *Balafré*, und er hatte ihn oft mit dem *Comba* gesehen. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den *Comba* binden, und läuft hin, es seinem Bruder zu sagen. Dieser bittet sich von *Vieilleville* eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füssen, entdeckt Alles, und gesteht, dass er schon siebenmal in Thionville mit Briefen von *Comba* an den Grafen *von Mesgue* gewesen. *Vieilleville* zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht sein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem *Comba*, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, dass Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Heerde zuschicken sollte, wo er sodann Wunder erfahren würde. *Vieilleville* diktirte selbst den Brief, nachdem ihn der *Balafré* von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtiget hatte. Der Tambour bestellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, dass vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, liess *Vieilleville* seine Kapitäns rufen, und sagte ihnen, dass der Herr *von Vaudemont*, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und dass er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, sondern im kriegerischen Ornat, und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tausend Mann Schützen und seiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, dass dieses Zeichen der Aussöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich lässt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu *Beauchamp*, wo *Comba* dem Grafen schreiben muss, dass sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem *Vieilleville* mit seinen besten Truppen weggehe, und er also sicher kommen könnte.

Der Graf *von Mesgue*, sehr erfreut darüber, bedient sich der nämlichen List, und schreibt *Vieillevillen*, wie der Graf *Aiguemont* im Sinn habe, dem Herrn *von Vaudemont* entgegen zu gehen, und er daher, da sie sein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem sie nicht im Sinn hätten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den *Comba* benachrichtigt, dass er nur noch einen Tag länger warten solle, indem der Graf *von Mansfeld* bei der Partie seyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieses liess *Vieilleville* seinen Kapitäns wissen, dass Herr *von Vaudemont* einen Tag später nach Metz kommen würde, und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiss, sie wieder in die Falle zu

bekommen, allein das Projekt misslang, denn der Kapitän *Beauchamp* liess sich durch die kläglichen Bitten des *Comba* bewegen, ihm Mittwochs um die Mittagessenszeit seine Eisen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemanden, und *Comba* muss ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm *Comba* einen Stoss, dass er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, lässt die Thür fallen, schliesst sie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in *Beauchamps* Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange, bis sie ihm die Schlüssel der Thür gibt, und so rettet er sich. *Beauchamp* schreit indessen wie rasend, bis man ihm aufmacht, wo er beinahe Hand an sich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entschliesst sich jedoch zu *Vieilleville* zu gehen, der zwar schon gegessen, aber noch an der Tafel mit seinen Kapitäns sass, und von der bevorstehenden Reise sprach. *Beauchamp* ruft ihm gleich entgegen, dass *Comba* sich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. *Vieilleville* wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu, und will ihn umbringen. *Beauchamp* aber flieht, und die andern Kapitäns stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. *Vaubonnet* mit dreissig hereingekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber schon Wind erhalten, und es retteten sich Mehrere, doch wurde der grösste Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen sich über die Mauern in den Fluss. *Vieilleville* liess sogleich nach *Comba* und *Beauchamp* in der ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und Erstern fand man bei einer Wäscherinn verborgen. Er liess dem Rädelsführer sogleich den Process machen. *Comba* und *Vaubonnet* wurden von vier Pferden zerrissen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf *von Mesgue* bekam frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, *Vieilleville* habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimsten Anschläge erführe.

Dieser vereitelte Anschlag war *Vieillevillen* so zu Herzen gegangen, dass er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an seinem Aufkommen zweifelte. Der König schickte einen seiner Kammerjunker nach Metz, um zu sehen, wie es mit *Vieillevillen* stände, schrieb selbst an ihn, und versicherte seinem Schwiegersohn *Espinay* die Gouverneurstelle von Metz. Diese ausserordentliche Gnade hatte einen solchen Einfluss auf ihn, dass sie ihn wieder ins Leben rief; auch besserte es sich mit ihm von diesem Tag an; er schickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Prinzen waren zugeschickt worden, und erholte zich ganz, obgleich sehr langsam, wieder. Er ging, sobald er das Reisen vertragen konnte, mit seiner Familie nach Durestal, wo er sich acht Monate aufhielt, und seine Gesundheit wieder herstellte.

Sobald *Vieilleville* sich auf seinem Gut Durestal ganz erholt hatte, begab er sich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anstalten verabredete, die in seinem Gouvernement von Metz nöthig waren; besonders suchte er die Garnison daselbst zu beruhigen, der man vier Monate Sold schuldig und die deshalb zum Aufruhr sehr geneigt war. Diese aussenbleibende Zahlung setzte den unterdessen in Metz kommandirenden Herrn *von Sennecterre* in grosse Verlegenheit, denn man hatte aus dieser Stadt zwölf Kompagnien regulärer Truppen gezogen, um sie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür so viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undisciplinirtesten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gensdarmes würde Herr *von Sennecterre* nicht mit ihnen fertig geworden seyn. *Vieilleville* schrieb indessen an den Grossprofosen von Metz, unfehlbar genaue Untersuchungen über dieses tumultuarische Betragen anzustellen, und auch dabei die Kapitäns, die dergleichen begünstigt, nicht zu verschonen, denn er wollte das Sprüchwort: « Erst muss man den Hund, und dann » den Löwen schlagen » umkehren, und er habe es sich geschworen, die Löwen recht zu striegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unversehens eines Morgens mit siebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in grossen Schrecken setzte. Der Grossprofos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsgeschäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detaschements ausgestellt waren, wurden drei Kapitäns, die beschuldigt wurden, dass sie sich an der Person des Herrn *von Sennecterre* vergriffen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gebracht. Hier mussten sie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abschlug. Diese Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum grossen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgesteckt Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammentraten, um vielleicht Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückgestossen, ja oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. *Vieilleville* erfuhr es, und schickte sogleich den Sergent-Major *St. Chamans* dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie waren so unklug zu antworten, dass sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Kapitäns zu haben. Kaum hatten sie dies gesagt, so liess *St. Chamans* eine solche Salve geben, dass vierzig bis fünfzig sogleich auf dem Platze blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Kapitäns fürchteten, es möchte auch an sie die Reihe kommen, liessen also *Vieilleville* um ihren Abschied bitten, denn sie konnten ohne diesen nicht aus den Thoren kommen, da sie sehr gut besetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, sondern liess ihnen nur mündlich sagen: sie könnten gehen, wohin sie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten sich sogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Kompagnie überredet, mitzugehen. *Vieilleville* erfuhr dieses und schickte sogleich ein Kommando nach, und liess sie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires sich regen, so wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Ersten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch so in Angst gebracht, dass sie nicht wussten, was sie thun sollten, bis man ihnen endlich rieth, sich an den Schwiegersohn von *Vieilleville*, Herrn *von Espinay*, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geschah, und *Vieilleville* liess sie alle vor sich kommen, wo er ihnen noch eine grosse Strafpredigt hielt, und sie sodann aufstehen hiess, denn sie lagen Alle vor ihm auf den Knieen. Diese Aussöhnung erregte eine grosse Freude, und das mit Recht, denn *Vieilleville* hatte schon die Idee, als er erfuhr, dass die Legionaires unter dem Herrn *von Sennecterre* zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen, und also die Stadt unbewacht gelassen, alle vor die Thore hinausrufen, sie da umzingeln, und zusammenschiessen zu lassen. *Vieilleville* glaubte aber doch noch immer vorsichtig seyn zu müssen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt im-

mer selbst, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionaire schlafend unter dem Gewehr an, den er sogleich mit den Worten niederstiess: er thue ihm nichts zu Leid, denn er liesse ihn da, wie er ihn gefunden, und er solle wenigstens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm sich nun vor, den Deutschen Thionville abzunehmen, und liess sich deshalb in grösster Eil und sehr geheim einen gewissen *Hanns Klauer* von Trier kommen, dem er einmal das Leben geschenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Diesen beschenkte er sogleich, und suchte ihn zu seinen Projekten geschickt zu machen. Er versprach ihm noch überdiess eine Kompagnie deutscher Reiter in des Königs Sold zu verschaffen, wenn er nach Thionville ging, den ganzen Zustand des Orts und die Stärke der Besatzung bis auf das Mass der Gräben erforschte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur solle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengesetzten, Thore gehen, an dem er sich selbst befinden wolle, um ihm zu sagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen so umständlichen Bericht von Thionville, dass *Vieilleville* über seinen Fleiss und Geschicklichkeit ganz erstaunt war, und ihm sogleich eine Summe zustellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und eine Kompagnie Reiter aufrichten sollte; doch sollte sie durchgängig nur aus gebornen Deutschen bestehen. Diesen Bericht über Thionville liess *Vieilleville* durch seinen Sekretär *Carloix* sehr studiren, und gleichsam auswendig lernen, schickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, desto leichter durchkäme. Dieser traf den König in Amiens, und berichtete ihm, dass *Vieilleville* in sieben Tagen Thionville wegzunehmen sich anheischig mache, und da er wisse, dass alle Truppen nach Italien geschickt seyen, so wolle er sechs Regimenter Landsknechte und sieben Kompagnien Reiter in Deutschland werben lassen; auch habe er dazu durch seinen Kredit hunderttausend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles sogleich, lobte *Vieilleville* sehr darüber, dass er immer wachsam und in seinem Dienste geschäftig sey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieser Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Messin und Luxemburg. Die Werbung in Deutschland ging so gut von Statten, dass in Kurzem die verlangten Regimenter marchiren konnten.

Sobald *Vieilleville* dieses erfuhr, zog er mit seiner Besatzung aus Metz gegen Thionville, liess die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stossen, und eröffnete, zu nicht geringem Erstaunen des Grafen *von Carebbe*, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieser Stadt. Gegen Luxemburg schickte er sechs Kompagnien zu Fuss, um von Thionville aus mit dem Grafen *von Mesgue* die Kommunikation zu verhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an, die er in seinem Arsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie bestand aus zwölf Kanonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldschlangen von achtzehn Fuss lang, und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieses zusammen machte eine gar artige kleine Armee aus; denn es waren nur allein sechs junge deutsche Prinzen aus den Häusern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die sich unter einem so grossen Meister in den Waffen versuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftausend Mann bestehen.

Unterdessen war der Herzog *von Guise* aus Italien zurückgekommen, und da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieser bekam Nachricht von der Armee des *Vieilleville*, und schickte sogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen sollte, gegen die Stadt zu spielen. *Vieilleville* bekam ein Schreiben des Inhalts: dass er warten möchte, indem der Herzog dabei seyn und die Entreprise führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war diese Dazwischenkunft höchst unangenehm; er liess sich aber jedoch nichts merken, und sagte dem Courier, dass der Herzog *von Guise* willkommen seyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts so nachtheilig als der Verzug, und er sähe wohl voraus, dass die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienst des Königs bei dieser Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier versicherte ihn, dass er in zehn Tagen hier seyn würde: « Was, » sagte *Vieilleville*, « wenn er mir die Hände nicht gebunden hätte durch seinen Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, so stehe ich mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg gewesen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen nicht ankommen, und der Graf *von Mesgue* hat gute Zeit, sich in Luxemburg festzusetzen. »

Der Herzog *von Guise* kam auch wirklich erst in zwanzig Tagen an. Voraus schickte er den Grossmeister der Artillerie nach Metz, um Alles anzusehen. Dieser fand eine solche Ordnung und so hinreichende Massregeln bei dieser Unternehmung, dass er öffentlich behauptete, der Herzog *von Guise* hätte wohl wegbleiben können, und es müsse einen Mann von Ehre sehr verdriessen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten sey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterschlucken, rief er endlich ganz entrüstet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie musterte, riefen Officiere zum grossen Gelächter: « Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle sterben wollen; es ist schon lange, dass wir Sie erwarten. »

Nun sollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am besten anzugreifen sey. *Vieilleville* sagte, dass er nicht so lange gewartet, um dieses zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf sein Leben versicherte, dass dieses der schwächste Ort der Stadt sey. Allein der Marschall *von Strozzy* antwortete, dass man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müsse. Sie versammelten sich daher aufs Neue in der Wohnung des Herzogs. Als sie dahin gingen, nahm der Herr *Von La Mark Vieillevillen* bei Seite, und sagte ihm, dass er in dem Kriegsrath nicht auf seiner Meinung bestehen solle, denn der Herzog und *Strozzy* hätten schon beschlossen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben sollte; auch sey der Herzog sehr aufgebracht, dass *Vieilleville* den Titel eines Generallieutenant über diese Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieser sey er selbst.

In dem Kriegsrath stellte *Strozzy* nun vor, dass die Stadt von der Seite des Flusses, und nicht bei dem kleinen Thurm müsse angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anwesenden beipflichteten, da sie *Strozzy* als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn ansahen. Der Herzog fragte jedoch auch *Vieillevillen* darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müsse er das ganze Conseil widerlegen, und er wolle sich nur dabei beruhigen, damit

er in dem Dienst des Königs keinen Aufenthalt verursache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und so gut bedient, dass in kurzer Zeit über dem Fluss die feindliche Artillerie zerschmettert wurde und eine ansehnliche Bresche entstand; jetzt triumphirte schon der Herzog und *Strozzy*, und es wurde mit Verachtung von dem Plan *Vieilleville's* gesprochen. Ein Hauptsturm wurde angestellt, die Soldaten mussten durch den Fluss waten; allein sie wurden bald abgewiesen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden sich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgesehen hatte. Der Herzog und *Strozzy* waren sehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, liessen sie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluss bringen, und es gelang ihnen, sie bei der Bresche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten sie, woran der Marschall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuss Tiefe; diesen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und so geschah es sehr wunderbar, dass unsre Kanonen auf den Mauern standen, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den sechszehnten Tag der Belagerung befahl *Strozzy* auch die Feldschlangen über den Fluss zu bringen, und die Stadt zusammen zu schiessen. Er wagte sich selbst so weit, dass er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde starb. Der Herzog stand neben ihm, diesem sagte er: Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gnaden auch. Der Herzog erinnerte ihn an sein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jesus: « Was für einen Jesus führt Ihr mir hier an? » Ich weiss nichts von Gott — mein Feuer ist aus » — und als der Prinz seine Ermahnungen verdoppelte, und ihm sagte, dass er bald vor Gottes Angesicht seyn werde, antwortete er: « Nun beim T — ! ich werde » da seyn, wo alle Andern sind, die seit sechstausend » Jahren gestorben, » und mit diesen Worten verschied er. So endigte sich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er schon den Abend vorher, da er bei *Vieilleville* speiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt schuf? worauf *Vieilleville* ganz bescheiden sagte: dass nichts davon in der heiligen Schrift stehe, und da, wo sie nichts davon sagte, man auch nicht weiter forschen solle. Es ist eine ganz artige Sache, sagte *Strozzy* darauf, diese heilige Schrift, und sehr wohl erfunden, wenn sie nur wahr wäre; worauf *Vieilleville* sich stellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging, und ein Gelübde that, mit einem solchen Atheisten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete sich der Herzog an *Vieilleville*, erinnerte ihn an sein Versprechen, das er dem König gethan, Thionville in sieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles so auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle sich in nichts mehr mengen. Nun fing *Vieilleville* auf seiner Seite die Trancheen an, liess Artillerie von Metz kommen, und schon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zusammengeschossen; den sechsten wagte man einen Generalsturm, *Vieilleville* an der Spitze, allein er wurde abgeschlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch *Hanns Klauer*. *Vieillevillen* wurde der Kamm oben an seinem Helm weggeschossen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen, und setzte den Sturm so heftig fort, dass er mit dreissig Mann in die Stadt drang; *Carebbe* erschrack darüber, und kapitulirte sogleich. Die ganze Garnison und alle Einwohner mussten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzusehen, wie Greise, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verliessen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog *von Guise*, blieb hart dabei. In Thionville wurden nun französische Unterthanen gesetzt, an welche die Häuser verkauft wurden; das daraus gelöste Geld stellte *Vieilleville* theils dem königlichen Schatzmeister zu, theils belohnte er damit seine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienste geleistet hatten. Er selbst behielt nichts davon, ob er gleich das grösste Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war fest entschlossen, diese Stadt zu behaupten, indem er es sich zur Ehre rechnete, gegen einen so mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiser *Karls des Fünften*, zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und schickte *Vieilleville* deswegen den Befehl, ihm so viel Truppen, als möglich zuzuschicken. Beide Heere, jedes von sechszigtausend Mann standen jetzt gegen einander: beide Könige wünschten den Frieden, aber keiner wollte die ersten Vorschläge thun.

Vieilleville, der diese Verlegenheit in der Ferne merkte, schickte in der grössten Stille, und ohne Jemands Wissen, einen sehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieser musste ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben diese Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und so wurde die Negociation angefangen, wofür der König *Vieillevillen* den grössten Dank schuldig zu seyn glaubte, indem er auch hier durch seine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und so vieles Blut verschont habe, das durch eine Schlacht würde vergossen worden seyn.

Nachdem nun der Friede geschlossen worden, wünschte der König *Vieillevillen* zu sprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er sehr gut empfangen wurde; besonders gefiel es der Königinn sehr wohl, dass er nach der Belagerung von Thionville unter die deutschen Prinzen und Feldherren goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königinn Brustbild vorgestellt war, und dieses letztere so gleichend, dass auch der berühmteste Künstler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens *Janet*, dieses gestehen musste. Der König unterhielt sich oft und viel mit *Vieilleville*, und kam selbst darauf zu reden, dass der Herzog *von Guise* das Unternehmen auf Luxemburg, und die schnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marschalls *Strozzy*, wo aber *Vieilleville* als feiner Hofmann antwortete, dass man hier die Gnade Gottes obwalten lassen müsse, und es nicht schicklich seyn würde, dieses weiter zu verbreiten. *Strozzy* war nämlich nahe mit der Königinn verwandt. Bei dieser Gelegenheit bekam *Vieilleville* das Brevet als Marschall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht sogleich um diese Charge geschrieben habe, als *Strozzy* gestorben, wo er sie dann gewiss ihm, und nicht dem Herrn *von Thermes* würde gegeben haben. *Vieilleville* antwortete darauf: dass er seinem König nicht zugemuthet hätte, so lange der Feldzug dauerte, diese Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspruch machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geschehen sey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn *von Thermes* der Fall war, wo zehn bis zwölf Grosse mit beinahe zweitausend Pferden die Armee verliessen.

Der König wünschte, dass *Vieilleville* den Frie-

densunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambresis beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch seine weisen Rathschläge im Kurzem so weit, dass sie den 7ten April 1559 abgeschlossen waren, mit welcher Nachricht er selbst an den König geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit, dass Frankreich und ganz Europa, nach Gott, diesen Frieden Niemand als ihm schuldig sey, denn durch den Mönch habe er den ersten Anstoss geben lassen. Der Schatzmeister musste vierzehn Säcke, jeden mit tausend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn, und seinem Schwiegersohn und Neffen, *Espinay* und *Thevalle*, viere schenkte.

Kurz darauf trafen die spanischen Gesandten in Paris ein; es befanden sich dabei ausser dem Herzog *von Alba* fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang grosse Fêten gegeben wurden. Während derselben suchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten, und ein Merkuriale daselbst anzustellen. Es hat dieses den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an diesem Tage sich alle Präsidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Personen in einem grossen Saal versammeln, um über die Sitten und sowohl öffentliche als Privat-Lebensart dieses Gerichtshofes Untersuchung anzustellen. Der König sollte bei einer solchen Gelegenheit durch seinen Generalprokurator vortragen lassen, dass unter ihrem Corps Manche sich befänden, deren Glauben verdächtig sey, und die der falschen Lehre *Luthers* anhingen; man könne es schon daraus schliessen, dass alle, die der Ketzerei beschuldigt würden, losgesprochen, und kein Einziger zum Tod verdammt würde. « Und sollte dieses, » setzte der Kardinal hinzu, « auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, dass Ew. Majestät fest am Glauben halten, und dass Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchristlichster König entgegen ist. Es würde den Prinzen und Grossen Spaniens, die den Herzog *von Alba* hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majestät Tochter zu feiern, ein sehr erbauliches Schauspiel seyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutherische Ketzer verbrennen zu sehen. » Der König verstand sich zu einer solchen Sitzung, und bestimmte sie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der, als erster Kammerjunker, in des Königs Kammer schlief, sagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, dass der Kardinal und die Bischöfe dieses wohl thun könnten; für Se. Majestät schicke es sich aber nicht; man müsss den Priestern überlassen, was nur eine Priestersache sey. Da der König dessen ungeachtet bei seinem Vorhaben blieb, erzählte ihm *Vieilleville*, was einsmal zwischen König *Ludwig XI.* und dem Marschall von Frankreich, *Johann Rouault*, vorgefallen. *Ludwig XI.*, bei welchem der Bischof *von Angiers* sehr in Gnaden stand, befahl diesem, nach Lyon zu gehen, und die sechstausend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuschickte. Der Marschall, der zugegen war, und es übel aufnahm, dass man nicht an ihn dachte, stellte sich gleich darauf dem König mit dreissig bis fünfzig Edelleuten gestiefelt und gespornt vor, und fragte ganz trotzig, ob Se. Majestät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte: was ihn so schnell und unvermuthet dahin führte? Der Marschall antwortete, dass er dort ein Kapitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er eben sowohl den Bischof vorstellen könne, als der Bischof den General vorstelle. Der König schämte sich darüber, dass er die Ordnung so umgekehrt, liess den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen, und schickte den Marschall nach Lyon. Eben so, fuhr *Vieilleville* fort, müsste der Kardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors versähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde sitzen muss, wie man salutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majestät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall seyn, wenn solche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es sogleich, und da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, versammelte er die ganze Geistlichkeit den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König, und machte ihm die Hölle so heiss, dass er glaubte, schon verdammt zu seyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Sitzung selbst vertheidigte einer der angeklagten Räthe *Anne du Bourg* seine Religion mit solchem Eifer und Festigkeit, dass der König sehr aufgebracht wurde, auch hörte er, als er durch die Strassen zurückging, vieles Murren, so dass er nachher gestand, wie es ihm sehr gereue, den Rath des *Vieilleville* nicht befolgt zu haben.

Den ersten Juni 1559 eröffnete der König das grosse Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzessinn *Elisabeth* mit *Philipp II.* gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ungeschickt. *Vieilleville* hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um einigermassen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame *Elisabeth* mit dem König von Spanien, in dessen Namen der Herzog *von Alba* sie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Tournieren liebte, und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame *Margaretha*, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, dass erst gegen Ende des Julius Alles dazu bereit seyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Besitzungen bei dieser Gelegenheit abtreten wolle. *Vieilleville* war ganz erstaunt darüber, und sagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttausend Menschen gekostet hätten. Einer königlichen Prinzessinn gäbe man höchstens hundert und fünfzigtausend Thaler mit, und wenn auch Madame *Magaretha* ihr Leben in einer Abtei endigte, so würde dieses nicht der erste und letzte Fall bei einer königlichen Prinzessinn seyn, die ohnedem schon vierzig Jahr alt sey. Der Connetable, der dieses Alles statt seiner Ranzion verhandle, übe sein Recht wohl aus, denn man sage gewöhnlich, dass in einer grossen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich versetzen dürfe.

Auf diese und mehrere Vorstellungen verwünschte der König die Stunde, dass er nicht mit *Vieillevillen* von dieser Sache gesprochen, und es sey jetzt zu spät: er würde sich aber an den Connetable halten, der ihn zu diesen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeschlossenen Artikel, worin bemerkt war, dass Frankreich das Marquisat Saluzzo behielte. Als der König dieses gelesen hatte, theilte er die Nachricht sogleich *Vieilleville* mit, mit der Aeusserung, dass sein

Vater Unrecht gehabt, einen Fürsten seiner Länder zu berauben, und dass er als guter Christ, und um die Seele seines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie *Vieilleville* sah, dass der König hier die Frömmigkeit und das Christenthum ins Spiel brachte, und seinen Vater sogar der Tyrannei beschuldigte, schwieg er, und es reute ihn, nur so viel gesagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein grosses Tournier auf den Nachmittag angesagt. Nach der Tafel zog sich der König aus, und befahl *Vieillevillen*, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberstallmeister von Frankreich, dem dieses Geschäft zukam, zugegen war. Als *Vieilleville* ihm den Helm aufsetzte, konnte er sich nicht entbrechen zu seufzen und zu sagen, dass er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Ursache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erste Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn *von Guise*, endlich kam zum Dritten der Graf *von Montgommery*, ein grosser, aber steifer junger Mensch, der seines Vaters, des Grafen *von Sorges* und Kapitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geschicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will *Vieilleville* des Königs Stelle einnehmen, allein dieser bittet ihn, noch einen Gang mit *Montgommery* zu machen, denn er behauptete, er müsse Revanche haben, indem er ihn wenigstens aus dem Bügel gebracht habe. *Vieilleville* suchte den König davon abzubringen, allein er bestand darauf. Nun Sire, rief *Vieilleville* aus, ich schwöre bei Gott, dass ich drei Nächte hindurch geträumt habe, dass Eurer Majestät heute ein Unglück zustossen und dieser letzte Junius Ihnen fatal seyn wird. Auch *Mantgommery* entschuldigte sich, dass es gegen die Regel sey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide stiessen jetzt wieder aufeinander, und brachen mit grosser Geschicklichkeit ihre Lanzen. *Montgommery* aber warf ungeschickterweise den gesplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich ist, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Visier, so dass der Stoss in die Höhe ging und das Auge traf. Der König liess die Zügel fallen, und hielt sich am Hals des Pferdes; dieses rannte bis ans Ziel, wo die zwei ersten Stallmeister, dem Gebrauch gemäss, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er sagte mit schwacher Stimme, er sey des Todes. Alle Wundärzte kamen zusammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter stecken geblieben, aber sie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Missethätern die Köpfe abgeschlagen wurden, Versuche daran anzustellen, indem man Lanzen daran abstiess.

Den vierten Tag kam der König wieder zu sich, und liess die Königinn rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch sogleich vollführen zu lassen, und *Vieillevillen*, der schon das Brevet als Marschall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor sich, der König hatte schon die Sprache verloren und den Tag darauf den zehnten Julius 1559 gab er den Geist auf. *Vieilleville* verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles schätzte, und ihn sogar zum Connetable einst würde ernannt haben, wie er sich schon hatte verlauten lassen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um sich zu haben, sein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn *von Espinay* gegeben; *Vieilleville* aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmässige Gewalt, deren sich die Guisen nach dem Tode *Heinrichs II.* anmassten, verursachte die bekannte Verschwörung von Amboise. Ein gewisser *la Regnaudye* versicherte sich dreissig erfahrner Kapitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fussvolk herum, in der Absicht, die Guisen gefangen zu nehmen, und dem König seine Freiheit zu geben. Es wurde dieses auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guisen sehr. *Vieilleville* sollte an dieses Corps geschickt werden, um sie zu fragen, ob sie die Franzosen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürsten am treusten und gehorsamsten zu seyn? Dieser Auftrag setzte *Vieillevillen* in einige Verlegenheit. Er selbst war von der widerrechtlich angemassten Gewalt der Guisen überzeugt, und wollte sich zu einer Gesandtschaft nicht brauchen lassen, wo er gegen seine Ueberzeugung reden musste; durch eine feine Wendung überhob er sich derselben, indem er dem König antwortete: « Da der Fehler dieses Corps, » an das Ew. Majestät mir die Ehre anthun wollen, » mich zu schicken, so gross ist, dass es eine wahre » Rebellion genannt werden kann, so würden sie mir » nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkün- » digte. Es muss dieses ein Prinz thun, damit sie ver- » sichert sind, es sey dieses ein königliches Wort, das » Eure Majestät schon um dessentwillen, der es über- » bracht hat, nicht zurücknehmen werden. »

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit diesem Auftrag verschont, und der Herzog *von Nemours*, der an die Rebellen geschickt wurde, hatte den Verdruss, dass die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und sein Wort ihm gefolgt waren, sogleich gefangen und in Fesseln geworfen wurden. Auf alle Beschwerden, welche der Herzog deshalb vorbrachte, antwortete der Kanzler *Olivier* immer, dass kein König gehalten sey, sein Wort gegen Rebellen zu halten. Diese fünfzehn Edelleute wurden durch verschiedene Todesarten hingerichtet, und sie beschwerten sich Alle nicht sowohl über ihren Tod, als über die Treulosigkeit des Herzogs *von Nemours*. Einer von ihnen, ein Herr *von Castelnau*, warf ihm sogar diese Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte seine Hände in das rauchende Blut seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob sie gen Himmel, und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler *Olivier* selbst, der sie zum Tode verdammt hatte, wurde so sehr dadurch betroffen, dass er krank nach Hause kam, und einige Tage darauf starb. Kurz vor seinem Ende besuchte ihn der Kardinal von Lothringen selbst, dem er, als er wegging, nachrief: « Verdammter Kardinal, dich bringst du um die » Seligkeit, und uns mit dir! »

Hingegen konnte *Vieilleville* den Auftrag nicht ausschlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Rest der Verschwornen zu zerstreuen. Er that dieses mit so viel Klugheit und Eifer, dass es ihm gelang, sechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitän war, liess er aber los, weil es ihm unmenschlich schien, Leute von Ehre, die ihren Dienst als brave Soldaten verrichteten, eines schmählichen Todes sterben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiss war, wenn er sie würde eingeliefert haben.

Dieses glücklich ausgeführte Unternehmen setzte *Vieilleville* in grosse Gunst bei dem König und den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig gewesen waren. Er hatte fürchterliche Instruktionen dabei erhalten, denn ihm stand es frei, nicht nur die umbringen zu lassen, die bei diesem Aufstand die Waffen genommen, sondern auch sogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. *Vieilleville*, der sieben Kompagnien Gensdarmes bei sich hatte, liess den

grössten Theil seiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete sogleich die Bürgerschaft, liess ohne Ansehen der Religion dreissig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozess machen, befahl aber ausdrücklich, dass man in dem Urthel nichts von der Religion sagen, sondern sie nur als Rebellen gegen den König verdammen sollte. Auf diese Art stellte *Vieilleville* die Ruhe her, und schonte den Parteigeist, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht seyn, wenn er nur die Reformirten bestraft hätte.

Der Hof hielt sich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz *von Condé*, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um *Vieillevillen* zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu besuchen. *Vieilleville* war aber schlau genug, dieses zu merken, und sagte, dass er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Ruhestörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Bastille zu schicken, indem es Sr. Majestät zum grossen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben gestrebt, hinrichten zu lassen. Der König nahm diesen Rath sehr wohl auf, und gestand nachher *Vieillevillen* selbst, dass er ihn auf die Probe gesetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwischen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guisen auf der andern, wurden indessen immer grösser; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringschätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guisen nicht, bewegte. *Vieilleville* forderte in diesen Zeiten die Erlaubniss, in sein Gouvernement zurückzukehren; allein besonders die Königinn drang darauf, dass er bliebe. Man wollte ihn in diesen kritischen Zeiten am Hofe haben, um seine Rathschläge, die immer sehr weise waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch ausersehen, nach Deutschland zu reisen, um denen mit dem König verbündeten Churfürsten und Fürsten des Reichs die Verhältnisse mit dem König von Navarra und seinem Bruder vorzustellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erschiene.

Allein diesen Uneinigkeiten machte der Tod Königs *Franz des Zweiten* ein Ende, der den 5ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete sich Alles an den König von Navarra, und selbst die Königinn, die als Vormünderinn des jungen sechszehnjährigen Königs *Karls des IX.* mitregierte, ernannte denselben zum Generallieutenant des Reichs: eine weise Massregel, um die verschiedenen Religionsparteien, die sehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu stellen. *Vieilleville* hatte sie der Königinn angerathen. Beide Guisen entfernten sich bei diesen ihnen ungünstigen Umständen; der Kardinal ging auf seine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier schmiedete er mit seinen Anhängern, dem Connetable *von Montmorency*, dem Marschall *von St. André* und Andern, seine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieses ist die Quelle, aus der alle Unruhen entstanden, die hernach das Königreich verwüsteten. Da jetzt *Vieilleville* sah, dass der König von Navarra und die Königinn gut mit einander standen, drang er darauf, in sein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verstattete. Er war aber nicht lange in Metz, so wurde er vor vielen Andern ausersehen, nach Deutschland als ausserordentlicher Gesandter zu gehen, um dem Kaiser und den Fürsten die Thronbesteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm sogleich die Reise in Begleitung von sechszig Pferden. Zuerst begab er sich zum Churfürsten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieser Stadt nach Weimar, wo *Vieilleville* vom Herzog *Johann Friedrich* und *Johann Wilhelm* sehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Pension, welche *Heinrich der Zweite* ihnen als Nachkömmlingen *Karls des Grossen* zugesichert hatte, jedem zu viertausend Thalern jährlich. Von Weimar reiste *Vieilleville* nach Ulm; von da wollte er nach Kassel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege so gar schlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer seltsamen Reiseroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde *Vieilleville* mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und besonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der ersten Audienz beim Kaiser, *Ferdinand I.*, sagte dieser: « Seyn Sie mir willkommen, Herr von *Vieilleville*, ob Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen Reichsstädte, welche Frankreich dem deutschen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffte lange, Sie zu sehen. » Der Kaiser nahm ihn sogleich mit in sein Zimmer, wo sie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieser Gelegenheit wunderte sich *Vieilleville*, dass sie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzosen ihrem Herrn fast die Füsse abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. *Vieilleville* bemerkte ferner, und dieses sogar gegen den Kaiser, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu seyn mit fünfzig bis sechszig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieses sey, da ein Pascha nur dreissig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiser befahl sogleich an jedes Thor starke Wachen zu legen; doch schränkte er den Befehl auf Anrathen *Vieilleville's*, um den Pascha nicht aufmerksam zu machen, darauf ein, auf dem höchsten Thurm einen Wächter zu setzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen sollte. Der Kaiser wollte, dass dieses *Vieilleville's* Wache ihm zu Ehren auf immer heissen sollte. Bei einem grossen Diner, welches der Kaiser gab, sah *Vieilleville* die Prinzessinn *Elisabeth*, des römischen Königs *Maximilians* Tochter und Niece des Kaisers. Ihm fiel sogleich der Gedanke bei, dass diese schöne Prinzessinn der König sein Herr zur Gemahlinn wählen solle, und er nahm es auf seine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiser davon zu sprechen, dem dieser Antrag sehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als *Vieilleville* bei seiner Rückkehr nach Frankreich davon sprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt, und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, dass er nach England als Gesandter würde gehen müssen. Er reiste sogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald seine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Absicht seiner Reise war hauptsächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königinn *Elisabeth* für die Hugenotten unterhandeln wollte. *Vieilleville* wusste es bei der Königinn, die im Anfange sehr gegen seinen Antrag war, so gut einzuleiten, dass, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königinn vorgelassen wurde. Indessen wurden die Unruhen in Frankreich immer grösser, der Prinz *von Condé* belagerte Paris, er musste jedoch die Belagerung bald aufgeben, und kurz darauf fiel die Schlacht von *Dreux* vor, wo der Herzog *von Guise* den schon siegenden

Prinzen völlig aufs Haupt schlug. Der Marschall *von St. André* hatte die Avantgarde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog *von Guise* gestossen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. *St. André* stösst auf einen Kapitän der leichten Kavallerie, Namens *Bobigny*, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft sich einander an, der Marschall antwortet zuerst und nennt sich. *Bobigny* fällt über seine Truppen her, macht sie nieder und nimmt den Marschall gefangen. Dieser Kapitän war ehedem in des Marschalls Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister erstochen. *St. André* liess ihm den Process machen, und da er nach Deutschland ausgewichen war, im Bildniss aufhängen. Jetzt bat der Marschall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergangene zu vergessen. Indessen entwaffnete *Bobigny* den Marschall, und liess sich sein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort, als der Prinz *von Porcian* von der *Condé*'schen Partie kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Hand gab. Der Marschall bot sich ihm sogleich als Gefangener an, und der Prinz suchte ihn den Händen *Bobigny's* zu entziehen. Allein dieser setzte sich zur Wehr, und da Alles darüber schrie, wie dies ungerecht sey, dass ein Prinz einem Geringern seinen Vortheil rauben wollte, liess *Porcian* davon ab. Kaum war *Bobigny* tausend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, so wendete er sich zu dem Marschall mit den Worten: « Du hast mir durch deine schlechte Denk-» ungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht » trauen kann; du hast dein Wort gebrochen. Du wirst » mich ruiniren, wenn du wieder los kommst. Du » hast mich im Bild hängen lassen, mein Vermögen » eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; du » hast mein ganzes Haus ruinirt. Die Stunde ist ge-» kommen, wo dich Gottes Urtheil trifft, » und hiemit schoss er dem Marschall eine Kugel durch den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marschalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, besonders war *Vieilleville* untröstlich darüber. Es wurde ihm sogleich das Brevet eines Marschalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich selbst begab sich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er schlug es aus. Er wollte nicht einer Person in ihrer Stelle folgen, die er so über Alles geliebt hatte. Der König entrüstet über dieses Ausschlagen, ging selbst zu *Vieilleville;* er fand ihn trostlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm den Marschallstab anzunehmen. *Vieilleville*, gerührt über diese Gnade, konnte sich nicht länger weigern; er fiel seinem König zu Füssen und empfing aus seinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde *Vieilleville* nach Rouen geschickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Kommandanten, Herrn von *Villebon*, setzte, und doch zu besorgen war, dass der Admiral *Coligny* auf diese Stadt losgehen möchte. Dieser *Villebon* war zwar ein Verwandter von *Vieilleville;* allein er führte sich sehr unfreundschaftlich gegen ihn auf und unterliess bei jeder Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernsten Auftritten Anlass.

Man hatte in Rouen eine Magistratsperson, reformirter Religion, entdeckt, die sich heimlich in die Stadt zu schleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewusst hatte. Dieses wurde entdeckt und der Gouverneur *Villebon* liess diesen Mann auf öffentlicher Strasse niedermachen und seinen Körper zum allgemeinen Aergerniss misshandelt da liegen. Niemand traute sich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. *Vieilleville* erfuhr dieses, war sehr darüber aufgebracht und befahl sogleich, ihn zur Erde zu bestatten. Das Geld, welches *Boisgyrand* bei sich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verschwunden; *Villebon*, dem nicht wohl zu Muthe war, schickte eine seiner Kreaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marschall, um zu erforschen, was *Vieilleville* wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieser aber vor den Marschall gekommen, als er ihn so hart anliess, dass er vor Bosheit weinte, und als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn *Vieilleville* sogar zum Fenster hinaus werfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu *Villebon* und sagte ihm, dass der Marschall von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu seyn. *Villebon*, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu *Vieilleville*. Sie sehen sich endlich in der Kirche, grüssen einander, und der Marschall nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische fängt *Villebon* von der Sache an; der Marschall sass noch und bat ihn, die Sache ruhen zu lassen. *Villebon* aber wird hitzig, sagt, dass Alle die, welche behauptet, er sey seiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marschall springt darüber auf und gibt ihm einen Stoss, dass er ohne den Tisch zur Erde gestürzt wäre. *Villebon* zieht den Degen, der Marschall den seinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von *Villebon* und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erstaunt, *Villebon* fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. *Vieilleville* erlaubte nicht, dass man die Hand fort trug. « Hier soll sie liegen bleiben, denn sie hat mir in den Bart gegriffen. »

Indessen verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur sey so zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten sey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo *Vieilleville* wohnte. Dieser hatte aber schon vorläufig Anstalten getroffen. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein grosser Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marschalls trat und zur Hülfe herbei marschirte, zerstreute sich bald Alles, obgleich noch viele Versuche gemacht wurden, die Belagerung aufs Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und so wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete sich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marschalls. Er verzieh aber Allen und stellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, dass die deutschen Fürsten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marschall, sich in sein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er diese Nachricht auch wirklich in so weit bestätigt, dass die Fürsten, als sie gehört, *Vieilleville* sey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beschlossen, vierzigtausend zu Fuss und zwanzigtausend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter *Karl V.* vom Reich abgerissen worden, wieder zu erobern. Dieser Plan sey aber aufgehoben worden, als sie gehört, dass *Vieilleville* noch am Leben sey, und in sein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand sich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable *von Montmorency* kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie *Montmorency* mit neidischen Augen angesehen wurde, leistete er so gute Dienste, dass diese Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable schmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um sie zu dämpfen, betrug sich *Vieilleville* mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, dass ihn der König nicht mehr von sich lassen wollte, ja sogar ihm, als der Conneta-

ble in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen *von Condé* geblieben war, diese hohe Stelle übertrug; dieses geschah im grossen Rath. *Vieilleville* stand von seinem Stuhl auf, liess sich auf ein Knie vor dem König nieder und — schlug diese Gnade auf eine so uneigennützige, kluge und feine Art aus, dass er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde *Vieilleville*, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Kapitän vom Prinzen *Condé* sehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit diesem Gouvernement belohnt: eine Stelle, die ihm sehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniss erhielt, den einen seiner Schwiegersöhne, *d'Espinay*, zu seinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, *Duilly*, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war Alles dieses vor sich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog *von Montpensier* mit grossem Ungestüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König schlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungestümer und weinte endlich sogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich stand. Der König weiss sich nicht mehr zu helfen und schickte an *Vieilleville* eine vertraute Person ab, die Sache vorzutragen, wie sie war. *Vieilleville* war sogleich geneigt, seine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. « Es thut mir nur leid, » sagte er blos, « dass ein so tapferer Prinz sich der » Waffen eines Weibes bedient hat, um zu seinem » Zweck zu gelangen, und mir mein Glück zu rauben. » Zugleich schickte ihm der König zehntausend Thaler als Geschenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter seine beiden Schwiegersöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beste Staatsdienst, den *Vieilleville* seinem König leistete, war bei Gelegenheit einer Gesandtschaft an die Schweizer-Kantons, mit welchen er ein Bündniss schloss, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In seinem Schloss Durestal, wo er sich in den letzten Zeiten seines Lebens aufhielt, besuchte ihn oft *Karl IX.*, der einmal einen ganzen Monat da blieb und sich mit der Jagd bei ihm belustigte. Dieses Verhältniss mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoss, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieses wirkte so heftig, dass er in zwölf Stunden todt war. Der König mit seiner Mutter war eben in *Vieilleville's* Schloss und sehr betreten über diesen Todesfall.

So starb den letzten Nov. 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Gesetzgeber in der Kriegskunst war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erst aus. Den Ruhestörern war er durch seinen Muth, durch seine Klugheit, seine Gerechtigkeitsliebe und durch sein Ansehen in dem Weg gestanden; darum brachten sie ihn aus der Welt.

VORREDE

ZU DER

GESCHICHTE DES MALTESERORDENS

NACH VERTOT

VON M. N. BEARBEITET.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengrösse, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äussert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muss gestehen, dass wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden *Stärke*, als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter *Tausch*, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemässigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer *praktischer Tugend*, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmässig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können *wir*, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, dass wir an unsre Weisheit nur halb so viel als *sie* an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen, und einem blos idealischem Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer

zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Gräueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten *Vernunft-Idee*, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der *Kultur*, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, dass nur die *Herrschaft seiner Ideen* über *seine Gefühle* dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, die nothwendige Bedingung unsrer *sittlichen Kultur*, musste sich, wie es schien, erst an einem schlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem *guten Willen* ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber dass es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äussert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der *blosse Entschluss*, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weisern Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem *Kirchengesetze* zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der *Sittlichkeit* befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, dass sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer, zu bluten befiehlt: wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines *Wärters* vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das fuchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem eckelhaften Kranken um *Gottes Willen* die Speise reicht, und sich keinem der verächlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Grossmeister *Isle Adam* und *La Valette*, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die grössere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, dass sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter-und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von Ferne zeigte. — Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andere Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äussern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondere Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, erblüht und verblüht, kurz er öffnet und beschliesst sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen *mönchisch-ritterlichen* Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger seyn, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmässigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen *Naturgeschichte*, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Principien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souverainen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in *dieser* Verknüpfung und zu *diesem* Zwecke

wirksam gezeigt, werden hier zum ersten Mal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverläugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äussern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegner von Innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbniss entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstössliche Wahrheit, dass nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, dass nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlasst worden bin, das *Vertot*'sche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Uebersetzer hat sich, so viel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urtheils vermisst, wird man die verbessernde Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Dass dieses Buch nicht für den Gelehrten und eben so wenig für die studirende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen seyn, da der Orden mit dem Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat, und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

VORREDE

ZU DEM ERSTEN THEILE

DER

MERKWÜRDIGEN RECHTSFÄLLE

NACH PITAVAL.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Cirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniss zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von Seite des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmässigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemissbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmässigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet: Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich den Leser erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultivirt genug seyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Mass der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muss. Es verdrängt wenigstens, so lang es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlasst worden bin, ein öffentliches Zeugniss abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl *gerichtlicher Fälle*, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgene Gänge der Intrigue, über die Machination des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, dass der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht,

und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt lässt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprocess das Innerste der Gedanken, und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniss und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Grosses noch durch die vielen *Rechts-Kenntnisse* erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzutheilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich grosse Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken, und dadurch die Erwartung aufs Höchste zu treiben.

Eine treue Uebersetzung der *Pitaval*'schen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das grössere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm; so würde es zweckwidrig gewesen seyn, bei dem juristischen Theil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Uebersetzers erlitt, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüssen.

Eine Auswahl der Pitaval'schen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders wo es seyn kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

UEBER ANMUTH UND WÜRDE *).

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, *Anmuth* zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den *Grazien* begleitet.

Die Griechen *unterschieden* also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein *Eigenthum* der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn *allein*, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. *Juno*, die herrliche Königinn des Himmels, muss jenen Gürtel erst von der Venus *entlehnen*, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäussern und seine Kraft auf das Minderschöne *übertragen*. Anmuth ist also kein *ausschliessendes* Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderschöne, ja selbst auf das Nichtschöne übergehen.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschliessend verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar *ohne sie* bestehen, aber *durch sie* allein Neigung einflössen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu *verdeutlichen* fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muss, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschliessen.

Anmuth ist eine *bewegliche* Schönheit: eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der *fixen* Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Besondere, dass er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleiht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern blos den Eindruck derselben, subjektiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythus, dass sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und dass die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig *sey*, nicht blos so *scheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äusserlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die *persönliche* Eigenschaft

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Schrift erschien zuerst in der neuen Thalia im 2ten Stück des Jahrgangs 1793.

der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen lässt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht *natürlich*, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt *magisch*, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freilich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was ausserhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern lässt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts Anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist *erstlich* objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist *zweitens* etwas Zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderschönen, und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heisst, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne, kann sich *schön bewegen*.

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas *Zufälliges* an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit *müssen* alle *nothwendigen* Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit *dieser* Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus *gegeben;* die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine *Erweiterung* dieses Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Dass der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schliesst selbst die Schönheit der Gestalt in die Gränzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmassen der Thiere, sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräsentirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck *moralischer* Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äussern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch ist es die *Menschheit* allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschliesst. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem *humanen* Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu *vereinzeln*. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistige zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie *blos* Natur: darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals *blos* Vernunft: darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Massstab zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fliessen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, dass er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiss von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts Anderes, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth stattfindet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in *ihr* ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: « Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird. »

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen lässt, und ob es auch hier, wie in so vielen andern Fällen, wahr ist, dass sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel *geahnt*, und die Poesie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentirt uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der *blossen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes*, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellte die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantinn auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das Strengste von derjenigen, die dem Einfluss eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt, diese von der blossen Natur, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektonische Schönheit*) zu benennen. Mit diesem Namen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht blos durch Naturkräfte *ausgeführt* worden (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch *nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.*

Ein glückliches Verhältniss der Glieder, fliessende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man blos der Natur und dem

Glück zu verdanken hat; der *Natur*, welche die Anlage dazu hergab, und selbst entwickelte; dem *Glück*, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon *ganz vollendet* aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muss von der technischen Vollkommenheit derselben wohl unterschieden werden. Unter der letztern hat man *das System der Zwecke selbst* zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen blos *eine Eigenschaft der Darstellung* dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmässigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff, der demselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtet, so *isolirt* doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts, als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, dass die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues *erhöhe*. In unser Urtheil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfliessen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem *Sinn*, sondern dem *Verstande* vorgestellt; sie kann nur *gedacht werden*, nicht *erscheinen*. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur in so fern wahr, als er schon in der *blossen Erscheinung* diesen Vorzug behauptet, ohne dass man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses Letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand, über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschliesst. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur *dem*, was in ihm *Natur* ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höhern Bestimmung ist; denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, dass es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesetzt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt; man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung, zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nämlich muss jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunft-Idee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit *ertheilen*, sondern blos *gestatten*.

Man könnte mir zwar einwenden, dass überhaupt Alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und dass dieses also kein ausschliessendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technischen Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch, wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, dass sie in der Sinnenwelt nicht blos dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; dass die Natur sie nicht blos ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, dass er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muss man die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäss ist, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und diess könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. *Mittelbar* freilich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiss man, hält sich nur an das *Unmittelbare*, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie blos in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Er-

kenntnissvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abgesondert haben, was die *Vorstellung der Vollkommenheit* in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, dass das Schöne *der Vernunft gefällt*, als es entschieden ist, dass es auf keiner solchen Eigenschaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, muss man sich erinnern, dass es zweierlei Arten gibt, wodurch Erscheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nöthig, dass die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen *herauszieht;* sie kann sie auch in dieselben *hineinlegen*. In beiden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat seyn, nur mit dem Unterschied, dass in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objektiv darin findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden muss, um die Beschaffenheit und oft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; dass sie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem Ausdruck desselben *macht*, und also etwas blos Sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweiten Fall in Ansehung des sinnlichen Objektes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muss betrachtet werden, so thut man ganz Recht, das Schöne, *objektiv*, auf lauter Naturbedingungen einzuschränken, und es für einen blossen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effekt der blossen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, dass sie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne *subjektiv* in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Bürgerinn zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und *erlangt* in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, dass der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beiden, einander verschmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, wie er dem *Materiellen* die Achtung der Vernunft, wie er dem *Rationalen* die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt, und selbst die Sinnenwelt gewissermassen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältniss stehen, dass die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muss also der Grund liegen, warum sie ausschliessend nur mit einer *gewissen* Erscheinung der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muss wieder der Grund liegen, warum es ausschliessend nur *diese* Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dies ist eine viel zu wichtige Frage, um hier blos im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, *der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs;* aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit keinem grössern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. *Dem Grade nach* übertrifft sie zwar alle anderen Schönheiten, aber *der Art nach* steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt. *) Dass die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen ist, als bei andern organischen Bildungen, ist als eine *Gunst* anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberinn des menschlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur *zusammen*, so dass die letztere den Anfang der erstern vollzieht, indem sie blos nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der *architektonischen* Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues *berechnet* werden, welches aber nicht mehr stattfindet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur *allein*, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung Alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke *bedarf*, einmal für immer von dem schaffenden Verstand *übergeben* wurde, und sie also in diesem ihrem *organischen* Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine *Person*, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der *blossen Anschauung* wird Alles, was an der Schönheit *objektiv* ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen gibt, in der blossen Anschauung nicht *vorkommt*, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der blossen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Ingrediens von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist, blos die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen erhebt der blosse Sinn sich eben so wenig, als (wenn man mir dies Beispiel verstatten will) der blos sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Weltursache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe befriedigt.

Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die *Gesetze* geben und die *Fälle* der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich *so weit, als die Natur lebendig* ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, dass alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so lässt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluss. Der Geist bestimmt sie nicht blos absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem Obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der *Willkür* tritt der *Zufall* in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, *nach* keinen andern als ihren eignen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr *aus* diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werkzeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu *sinken*, und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richterstuhle der Vernunft gewinnt. Die durch sein Handeln *erfüllte* Bestimmung würde ihm einen Vorzug kosten, den die in seinem Bau blos *angekündigte* Bestimmung begünstigte; und wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, dass ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines so groben Widerspruchs macht sich die Uebereinstimmung liebende Natur nicht schuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Missklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem also die Person oder das freie Principium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und durch seine Dazwischenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beschützen, so tritt es selbst an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Rechten derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt und von seinen Zuständen abhängen lässt, macht er sich gewissermassen selbst zur Erscheinung und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen ergeht. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in *seinem* Dienste Natur bleiben zu lassen, und sie ihrer frühern Pflicht nie *entgegen* zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine *Pflicht* der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Bedürfniss im Subjekte in der Vernunft selbst gegründet, und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurtheilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freiheit regiert also jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluss der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein *persönliches* Verdienst.

Anmuth kann nur der *Bewegung* zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, dass nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *)

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Schönheit *der durch Freiheit bewegten Gestalt*, und Bewegungen, *die blos der Natur angehören*, können nie diesen Namen verdienen. Es ist zwar an dem, dass ein lebhafter Geist sich zuletzt beinahe aller Bewegungen seines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschliesst, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und lässt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich *bildet* sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muss dem Spiele folgen, so dass sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, dass man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe

*) Daher nimmt *Home* den Begriff der Anmuth viel zu *eng* an, wenn er (Grundsätze d. Kritik II. 39. Neueste Ausgabe) sagt: « dass, wenn die anmuthigste Person in *Ruhe* sey, und sich weder bewege noch spreche, wir die Eigenschaft der Anmuth, wie die Farbe im Finstern, aus den Augen verlieren. » Nein, wir verlieren sie nicht aus den Augen, so lange wir an der schlafenden Person die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender sanfter Geist gebildet hat; und gerade der schätzbarste Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der sich aus *Gebärden zu Zügen* verfestete, und also die *Fertigkeit* des Gemüths in schönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr *Berichtiger* des *Home*'schen Werks seinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weisen glaubte, (siehe in demselben Band Seite 459): « dass sich die Anmuth nicht blos auf willkürliche Bewegungen einschränke, dass eine schlafende Person nicht aufhöre reizend zu seyn » — und warum? « weil während dieses Zustandes die unwillkürlichen, sanften und eben deswegen desto anmuthigern Bewegungen erst recht sichtbar werden, » so hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den *Home* blos zu sehr einschränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechanische Wiederholungen von willkürlichen sind, können nie anmuthig seyn, weit entfernt, dass sie es vorzugsweise seyn könnten; und wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist sie es keineswegs durch die Bewegungen, die sie macht, sondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

kommen, die Natur in Freiheit setzen, und die noch eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie *auseinander breiten*. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniss herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfesteten Bewegungen* (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anscheinenden* oder *nachgeahmten Bewegungen* (die flammichten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müsste, wie *Mendelsohn* auch wirklich behauptet *). Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit ist zuletzt blos eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiss, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heissen die Bewegungen *willkürlich* oder abgezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung: diese nenne ich *sympathetische* Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlsvermögen und der Naturtrieb bestimmt: denn der Naturtrieb ist kein freies Princip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beim Philosophiren nothwendig von einander trennen muss, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von *jenen* sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen *diese* entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper *mitsprechen*, und der *mimische* Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dies geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, dass es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in *dem* Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muss aber doch dieses, durch den blossen Zweck nicht Bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den *Ton*, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist das Unwillkürliche an derselben, und es ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine *willkürliche* Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben so viel sagt, nicht mit etwas *Unwillkürlichem*, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann *niemals Grazie* zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung *erfolgt* auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen *begleitet* die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muss daher mit beiden als *gleichlaufend* betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, dass die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfliesst, auch keine Darstellung derselben seyn kann. Denn zwischen die Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der *Entschluss*, der, für sich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des *Entschlusses* und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkürliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth, wie das konventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer *Natur*, sondern blos ihrem *Gebrauch* nach Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, dass der *Geist* in einer willkürlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die *Materie des Willens* (den Zweck), nicht aber die *Form des Willens* (die Gesinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren *).

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für *was er will gehalten seyn*, aber das, *was er wirklich ist*, muss man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also

*) Philos. Schriften. I. 90.

*) Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so kann es sich treffen, dass jeder Anwesende von der Gesinnung der handelnden Personen seine eigene Meinung hat; so zufällig sind willkürliche Bewegungen mit ihren moralischen Ursachen verbunden. Wenn hingegen einem aus dieser Gesellschaft ein sehr geliebter Freund oder sehr verhasster Feind unerwartet in die Augen fiele, so würde der unzweideutige Ausdruck seines Gesichts die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde wahrscheinlich völlig einstimmig seyn; denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

aus Bewegungen, *die er nicht will*, zu errathen suchen. Erfährt man aber, dass ein Mensch auch seine Gesichtszüge *wollen* kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und lässt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, dass er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muss jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich seyn (wenigstens so scheinen) und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es *um seine Anmuth wüsste*.

Daraus ersieht man auch beiläufig, was man von der *nachgeahmten* oder *gelernten* Anmuth (die ich die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen *Schönheit*, die am Putztisch aus Karmin und Bleiweiss, falschen Locken, Fausses Gorges und Wallfischrippen hervorgeht, und verhält sich ungefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die *Toiletten-Schönheit* sich zu der *architektonischen* verhält *). Auf einen geübten Sinn können beide völlig denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nachahmen; und ist die Kunst gross, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Eckel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, dass die architektonische Schönheit *gemacht* ist, so sehen wir gerade so viel von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tausch betrachten, wobei ein Theil der Menschheit für gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, dass die *Anmuth* erkünstelt ist, so schliesst sich plötzlich unser Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas Unwillkürliches seyn oder scheinen muss, so suchen wir sie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Gebärdensprache Grazie bei, und spricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides sympathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, dass jenes doch in unsrer Gewalt ist, und dass noch gezweifelt werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bei Weitem die mehrern Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen an Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt *auf seine eigne Hand* ausführt, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der *Natur* und nicht der *Person* an, aus der doch allein alle Grazie quellen muss.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth selbst doch alles Willkürliche verbannt seyn muss, so werden wir sie in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth entsprechend ist, aufzusuchen haben.

Dadurch wird übrigens blos die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch blos *sprechend* (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetischen Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche blossen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

*) Ich bin eben so weit entfernt, bei dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Anspruch darauf abzustreiten. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, und die Hindernisse hinwegräumt, welche die *Masse* und *Schwerkraft* dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzen. Er kann dies nicht anders als nach *Regeln* verrichten, welche den Körper in einer heilsamen Zucht erhalten, und so lange die Trägheit widerstrebt, *steif*, d. i. *zwingend* seyn und auch so aussehen dürfen. Entlässt er aber den Lehrling aus seiner Schule, so muss die Regel bei diesem Dienst schon geleistet haben, dass sie ihn nicht in die Welt *zu begleiten braucht*: kurz das Werk der Regel muss in Natur übergehen.

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur der *nachgeahmten*, und diese, nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, dass mir der Schauspieler nicht gefällt, der seine *Grazie*, gesetzt, dass ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen sey, an der Toilette studirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1) *Wahrheit* der Darstellung und 2) *Schönheit* der Darstellung. Nun behaupte ich, dass der Schauspieler, *was die Wahrheit der Darstellung betrifft*, Alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder sehe, dass er, der einen wüthenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, dass er, *was die Anmuth der Darstellung betrifft*, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe, und dass hier Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur seyn müsse. Wenn es mir bei der Wahrheit seines Spiel beifällt, dass ihm dieser Charakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es mir bei der Schönheit seines Spiels beifällt, dass ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den *Menschen* zu zürnen, der hier den *Künstler* zu Hülfe nehmen musste. Die Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung ist, die wir uns an den blossen Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht *erlernen* darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, dass die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr Aeusseres das Innere offenbart. Hier aber spricht blos die *Natur*, nie die *Freiheit*. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte *Bedürfniss* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Person* unterbrochen zu werden. Die Individualität seines Daseyns ist nur die besondere Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes blos Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in *diesen* Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt blos die *Natur*, wie beim Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei diesen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dies Alles kommt blos auf Rechnung der *Natur*, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht blos die Bestimmung an, sondern *führt sie auch allein aus*. Dem Menschen aber gibt sie blos die Bestimmung, und überlässt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für blosse Naturwesen unzerreissbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heisst vorzugsweise eine *Handlung*, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfliessen, ausschliessungsweise seine *Thaten*. Er kann also, dass er eine Person ist, blos durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniss seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich gibt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung *gibt*, aber die Erfüllung derselben *in seinen Willen stellt*, so kann das gegenwärtige Verhältniss seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muss sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die *Natur* mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was *er selbst* zur Erfüllung dieser Absicht *gethan* hat.

Bei der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, dass sie uns blos den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die *Natur* zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, dass sie uns zugleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. dass sie Charakter zeige. In dem ersten Fall sieht man wohl, dass die Natur es mit ihm auf einen Menschen *anlegte*; aber nur aus dem zweiten ergibt sich, ob er es *wirklich* geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit *seine* Bildung, als sie mimisch ist; aber auch *so weit sie mimisch ist*, ist sie sein. Denn, wenn gleich der grössere Theil dieser mimischen Züge, ja, wenn gleich alle blosser Ausdruck der Sittlichkeit wären, und ihm also schon als blossem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung ist also eben so gewiss moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muss man die stummen Züge unterscheiden, die blos die plastische Natur, in so fern sie von jedem Einfluss der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge *stumm*, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen blos die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das *Individuum* zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognom nicht blos wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der *Freiheit*, die gleich einem aufschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf *alle* körperlichen Bewegungen Einfluss, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, ausserordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig *durchgearbeitet* haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das *Generische*, die ganze *Individualität* der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, dass an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der *Regel*, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der *Bau* durch das *Spiel* in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuss haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einver-

ständniss zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiss, einen ewigen Krieg mit den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von *Kohäsion* und *Schwerkraft* bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, *als blosses Naturprodukt*, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, dass die *Masse* allmählich über die *Form* Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem *aufgespeicherten* Stoff sich sein eignes Grab bereitet. *)

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, dass solche Schönheiten des Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr merklich vergröbern, dass, anstatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, sich Gruben einsenken und wurstförmige Falten aufwerfen, dass das *Gewicht* unvermerkt auf die Form Einfluss bekommt, und das reizende mannigfache Spiel schöner Linien auf der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, dass etwas Aehnliches zuweilen mit dem *Genie* vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen, mit der architektonischen Schönheit Vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein blosses *Naturerzeugniss*, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide *Günstlinge der Natur* werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der *Grazie* eine Stütze und eine Stellvertreterinn heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meine ich, dass es der Materie Form ertheilt, denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnissmässige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wildaufgeschossene *Naturkraft* über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen, und sie eben so ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die *Jugend* ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen liess, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein missgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, dass der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie wie jedes andere Naturprodukt der Materie anheim gefallen, und die vielsprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht, der Natur bei einem andern *solidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

Ob indessen gleich kein *einzelner* stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im *Ganzen* charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden, und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beide Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns blosse Naturerzeugung ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Blos organische Wesen sind uns ehrwürdig als *Geschöpfe*; der Mensch aber kann es uns nur als *Schöpfer*, (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht blos, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefordert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewusst wird; aber es muss zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i. die eine seiner Bestimmung gemässe Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das *moralische* Gefühl Befriedigung findet, da will das *ästhetische* nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachlässlich fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muss auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muss einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als blosser Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muss sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die grosse Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralischsprechender Bewegungen ergibt sich, dass sie eine moralische Ursache haben müssen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben so ergibt sich aus dem Begriffe der Schönheit, dass sie keine andern als sinnliche Ursachen habe, und ein völlig freier Natureffekt seyn oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralischsprechender Bewegungen nothwendig *ausserhalb*, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig *innerhalb* der Sinnenwelt liegt, so scheint die *Grazie*, welche beides verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, « dass die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die *Naturbedingungen* des Schönen in sich enthält. » Das Schöne setzt nämlich, wie sich von allem Sinnlichen versteht, gewisse Bedingungen,

und, in so fern es das Schöne ist, auch blos sinnliche Bedingungen voraus. Dass nun der Geist, (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worin er sich selbst befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorschreibt, und dass der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne *möglich*, und das allein ist *seine* Handlung. Dass aber *wirklich* Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freie *Naturwirkung*. Weil aber die Natur bei *willkürlichen* Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heissen kann, und weil sie bei den *unwillkürlichen* Bewegungen, die das Moralische ausdrücken, wiederum nicht frei heissen kann, so ist die Freiheit, mit der sie sich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen dessen ungeachtet äussert, eine *Zulassung* von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, dass die Grazie eine *Gunst* sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die *Einwilligung* der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, dass, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, dass er nach seinem eigenen Sinne lebe, und blos seiner Neigung gehorche, so nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber grosses Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn *entweder* der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht *liberal*, in dem zweiten wäre sie gar nicht *Regierung*.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art äussert, dass sie seinen Willen aufs Treueste ausrichtet, und seine Empfindungen auf das Sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstossen, welche der Sinn an sie als an Erscheinungen macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der übersinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie sprechend, und immer nur ein blos sinnlicher Grund in der Natur, der sie schön macht. Es lässt sich eben so wenig sagen, dass der Geist die Schönheit *erzeuge*, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, dass er Freiheit *hervorbringe*; denn Freiheit kann man einem zwar *lassen*, aber nicht *geben*.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, grösstentheils in der Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht sehr günstig seyn würde; eben so müssen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dies wohl für eine *persönliche Beschaffenheit* seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die grössere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, dass sich weder der Wille bei der absichtlichen, noch der Affekt bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine *Gewalt* verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die *Leichtigkeit* zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, dass auf der andern Seite die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schön moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die blosse Natur *herrscht*, da muss die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in Allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäss zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also blos dem Stosse, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewusst wird, so stösst er Alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und grosse Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist lässt sich die von ihm abhängende Natur, sowohl da wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, dass er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von Aussen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniss, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen lässt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlass der Selbstständigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuss zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch *gläsern* und *stier* aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und

gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur blossen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniss, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit *sich selbst nimmt*, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille blos *eingeschränkt* hatte, *überwältigt* der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht blos den *moralischen* Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlässlich fordert; auch der *ästhetische* Sinn, der sich nicht mit dem blossen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Eckel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die *Begierde* ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine *Monarchie*, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde *Ochlokratie*, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmässigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schön wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die *Freiheit* zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die *Schönheit* zwischen der *Würde*, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der *Wollust*, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder *die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft*, noch *die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit* sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, *wo Vernunft und Sinnlichkeit* — Pflicht und Neigung — *zusammenstimmen*, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muss der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Dass die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben.

Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, und auch von Andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtinn des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wahlgeschäfte gern *mitsprechen* wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem *Gesetze* und nie dem *Triebe* folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, dass die Neigung nicht *mit* bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg als im Einverständniss mit dem Vernunftgesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, dass ihre Fürsprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die *Gesetzmässigkeit* der Thaten, sondern einzig nur auf die *Pflichtmässigkeit* der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, dass es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel scheint also wohl gewiss zu seyn, dass der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmässigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu *verbürgen*. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniss ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den *Rigoristen* der Moral vollkommen einstimmig zu seyn; aber ich hoffe dadurch noch zum *Latitudinarier* zu werden, dass ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der moralischen Gesetzgebung, *völlig* zurückgewiesen sind, im Feld der Erscheinung, und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiss ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — dass der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmässigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich *eben daraus* folgern zu können, dass die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht *Tugenden*, sondern die *Tugend* ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, « als eine Neigung zu der Pflicht. » Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dies doch in subjektivem Sinne nicht also, und der Mensch *darf* nicht nur, sondern *soll* Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, dass sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeusserungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie *aus seiner gesammten Menschheit* als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, *wenn sie ihm zur Natur geworden ist*, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch *Gewalt* anwendet, so muss der Naturtrieb ihm noch *Macht* entgegen zu setzen haben. Der blos *niedergeworfene* Feind kann wieder aufstehen, aber der *versöhnte* ist wahrhaft überwunden.

In der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee der *Pflicht* mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der grosse Weltweise gegen diese Missdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empörendste seyn muss, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Principien einen starken (obgleich bei seiner Ansicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlass dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter denkenden Köpfen, die *über-*

zeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wüsste kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschenleben aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei *Untersuchung* der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich *hier* Alles aus blos objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in *Darstellung* der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so musste ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen unterlegt hatte. Auf der andern Seite musste ein nicht weniger bedenklicher *Perfektionsgrundsatz*, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiss, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die *Unwissenheit* zu belehren, sondern die *Verkehrtheit* zurecht zu weisen. Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der *Drako* seiner Zeit, weil sie ihm eines *Solons* noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die *Kinder des Hauses* verschuldet, dass er nur für die *Knechte* sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, musste darum auch der uneigennützige Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine *Laxität* geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Konvenienz macht, musste ihm darum eine *Rigidität* beigelegt werden, die die kraftvollste Aeusserung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Musste schon durch die *imperative* Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenste Dokument ihrer Grösse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, dass eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen *radikalen* Hang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt) schwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es ist für moralische Wahrheiten gewiss nicht vortheilhaft, Empfindungen *gegen* sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch *Furcht* als durch *Zuversicht* leitet, das ihn, den die Natur doch *vereinigte*, stets zu *vereinzeln* strebt, und nur dadurch, dass es ihm Misstrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert? Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganzes in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die *mitwirkende* Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerinn an dem Selbstbewusstseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschliessen könnte, da selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniss, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müsste. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, dass er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr durch ihn missgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, dass beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer *schönen Seele* versteht.

Eine schöne *Seele* nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, dass es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heissen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als dass sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiss sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, dass man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniss seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie

*) Siehe das Glaubensbekenntniss des V. d. K. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: *Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft*. Erster Abschnitt.

in einem Titianischen Gemählde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewaren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüsst. Eine schöne Seele giesst auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiss von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreissen. Die Schönheit hat *Anbeter*, *Liebhaber* hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem *weiblichen* Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muss sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle. In Beidem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller, und lässt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Konstitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muss, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, und es selten weiter als zu *affektionirten* Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur *durch* die Sinnlichkeit widerstehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.

WÜRDE.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist *Würde* der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganzes zu seyn, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist blos eine Idee, welcher gemäss zu werden, er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, ist die unveränderliche Einrichtung seiner Natur; es sind die physischen Bedingungen seines Daseyns selbst, die ihn daran verhindern.

Um nämlich seine Existenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen, musste der Mensch, da er als ein Wesen, das sich nach Willkür verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene physischen Bedingungen seines Daseyns erfüllt, und wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben musste, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die *dem Inhalte nach* in ihr Gebiet gehört, auch *der Form nach* in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts Anderes ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muss auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muss bei ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füssen.

Jetzt aber fängt der grosse Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bei dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äussern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stätig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nämlich der *Wille*, der als ein übersinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, dass ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier *muss* streben, den Schmerz los zu seyn; der Mensch kann sich entschliessen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der *blosse* Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der *moralische* erhebt ihn zur Gottheit. Er muss aber jene zuvor verlassen haben, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den *blossen* Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt und die vernünftige an-

fängt. Der Wille steht hier zwischen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältniss gegen beide. Als Naturkraft ist er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heisst, er muss sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frei als moralische Kraft, das heisst, er *soll* sich zu der vernünftigen schlagen. *Gebunden* ist er an keine, aber *verbunden* ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freiheiten wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt; aber er gebraucht sie *unwürdig*, weil er ungeachtet seiner Freiheit doch nur *innerhalb der Natur* stehen bleibt, und zu der Operation des blossen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus *Begierde wollen* heisst nur umständlicher begehren. *)

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkürlich fordert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, Alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie *rückwärts* nicht nachgeben, sondern muss *vorwärts* gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniss abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht blos freien Lauf *liesse*, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst *nähme*, würde der Mensch auch *nur* Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschliessung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt et sinnlich. **)

So oft also die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft *für* oder *gegen* das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muss er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo sie der *anfangende* Theil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, dass er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren oder blos verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit *wollen* muss.

Aber schon die blosse Anfrage bei der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn *naturwidrig*, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können, und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnarch, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bei allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluss auf seine Willensbestimmungen verweigern; *entwaffnen* kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn *besänftigen*. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, dass Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, « wo die Natur (der Trieb) *zuerst* handelt und den Willen entweder ganz zu *umgehen* oder ihn *gewaltsam* auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch *Widerstand* offenbaren, und dass der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern. » Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschliessungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht *moralisch schön*, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muss, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber *moralisch gross*, weil Alles das, und das allein gross ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniss gibt.

Die *schöne* Seele muss sich also im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das ist der untrügliche Probirstein, wodurch man sie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterscheiden kann.

*) Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der *Reinhold'schen* Briefe.

**) Man darf aber *diese* Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die *Mittel* zu Befriedigung einer Begierde erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, *wie* die Befriedigung zu *erlangen*, sondern ob sie zu *gestatten* ist. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das Erste zur Klugheit.

Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen *in Pflicht nahm*, und der Sinnlichkeit das Steuer *nur anvertraute*, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht missbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affekt zum blossen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische über, und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist *Geistesfreiheit*, und *Würde* heisst ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bei der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als blos sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung in der Willkür des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der blossen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er sein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen *anticipiren*, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlass nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweiten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reissen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwarts gepresst ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluss einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die *Ruhe im Leiden*, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluss, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit. *)

Aber nicht blos beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muss der Geist seine Freiheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affekt erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die *Form* und nicht auf den *Inhalt* des Affekts; daher es geschehen kann, dass oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überlässt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; dass hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als *Herrscher* auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet, und sich seinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit *Liberalität*, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die *Widersetzung* rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der *Freiheit der willkürlichen Bewegungen*; Würde in der *Beherrschung der unwillkürlichen*. Die Anmuth lässt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in

*) Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der erstern, so zeigt dieses an, dass die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist dies, dass die Natur in den Affekt wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affectirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall desto seltener und nur bei starken Gemüthern.

*) In einer Untersuchung über pathetische Darstellungen ist im 3ten Stück der Thalia umständlicher davon gehandelt worden.

das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine *Indulgenz*, sondern muss durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille *anfängt*, und die Sinnlichkeit ihm *folgt*, da darf er keine Strenge, sondern muss Indulgenz beweisen. Dies ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniss beider Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher im *Leiden* (παθος), Anmuth mehr im *Betragen* (ηθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muss angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da, wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen seyn *sollte*, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (wess Standes und Würden er auch sey) der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt sich bei der Tugend von selbst, die schon ihrem Inhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bei Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beiden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das Erste, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, dass bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit so viel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Massstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andern als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das Zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist blos der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier also einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung, und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das Gesetz, dass der Mensch Alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen muss.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, so fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Inhalt nach sinnlich, der Naturfreiheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, dass die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes ersticke, und eine allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um sich also bei einem edlen Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein *sittlicher* Ursprung verschaffen kann, muss die Neigung sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, dass nicht *das Bedürfniss zu ihm nöthigte*, sondern dass *die Freiheit ihn wählte* — dass man ihn nicht *als Sache begehrt*, sondern *als Person hochschätzt.*

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erste soll, um sich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen lässt, zu einer *affektionirten* Handlung heruntersetzen, und sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andere soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das blosse Zufahren des Triebes zu einer Handlung seines Willens erheben, und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeigen.

Man muss einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen, als ob der eine Theil seinen Vortheil zu sehr, der andere seinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, dass auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König, sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt sich unter seine heilige Freiheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterem zu rathen seyn, mit dem Ueberfluss des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm so viel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äussern, so schliessen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth ausser Zweifel setzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlsvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Dass es aber nicht Schlaffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freiheit lässt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und dass es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die *Licenz* der unwillkürlichen Bewegungen *bändigt*, gibt er zu erkennen, dass er die *Freiheit* der willkürlichen blos *zulässt*.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person *vereinigt*, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, dass ihre Grenzen zusammenfliessen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die *Vernunftfreiheit* auf, und mit erhabenem Abschied geht die *Naturnothwendigkeit* in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im Belvederischen Apoll, in dem Borghesischen geflügelten Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes *).

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestossen; angezogen als Geister, zurückgestossen als sinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beispiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniss der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches *Achtung* genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (*Wohlgefallen*), welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muss erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — *Liebe*; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem *Reiz* (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, stimulus) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniss, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und *Begierde* entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie *beugt sich vor* ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie *neigt sich* zu dem ihrigen; von der Begierde, sie *stürzt auf* den ihrigen. Bei der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt der sinnliche Natur *). Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische Natur. Bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

*) Mit dem feinen und grossen Sinn, der ihm eigen ist, hat *Winckelmann* (Geschichte der Kunst. Erster Theil. S. 480 ff. Wiener Ausgabe) diese hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefasst und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem stehen, was der blosse Sinn ihn lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut Unrecht, das zu einer *Eigenschaft* der Grazie zu machen, was vielmehr eine *Einschränkung* derselben ist. Was *Winckelmann* die hohe himmlische Grazie nennt, ist nichts Anders als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. « Die » himmlische Grazie, » sagt er, « scheint sich all» genügsam, und bietet sich nicht an, sondern will » gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinn» lich zu machen. Sie verschliesst in sich die Bewegun» gen der Seele, und nähert sich der seligen Stille der » göttlichen Natur. — Durch sie, » sagt er an einem andern Ort, « wagte sich der Künstler der Niobe in » das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das » Geheimniss, *die Todesangst mit der höchsten Schön» heit zu verbinden;* » (Es würde schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, dass hier nur die Würde gemeint ist.) « Er wurde » ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der » Sinne erwecken; denn sie scheinen nicht zur Leiden» schaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur ange» nommen zu haben. » — Anderswo heisst es: « die Seele » äusserte sich nur unter einer stillen Fläche des Was» sers, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In Vor» stellung des Leidens bleibt die grösste Pein ver» schlossen, und die Freude schwebt wie eine sanfte » Lust, die kaum die Blätter rührt, auf dem Gesichte » einer Leukothea. »

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschliesst sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben, sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeusserungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denselben Fehler, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die *nächsten* Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

*) Man darf die *Achtung* nicht mit der *Hochachtung* verwechseln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniss der sinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. « Das Gefühl der » Unangemessenheit zu Erreichung einer Idee, die für » uns Gesetz ist, heisst Achtung. » (*Kants* Krit. d. Urtheilskraft). Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, dass ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf *reine Vernunft* geht; denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäss handelt, empfunden. Daher hat sie etwas Ergetzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muss. Achtung ist Zwang. Hochachtung schon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muss auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müsste er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung; denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Grossen und Hohen misst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das *absolut Grosse* selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der *Gott* in uns, der mit seinem eignen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut Grosse nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten muss; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewusste Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was gross und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süsseres Glück, als das Heilige in sich ausser sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Grossmüthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn sie empfängt von ihrem reinen Gegenstande nichts, sondern gibt ihm Alles, da der Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, dass er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äussere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluss des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde selten begegnet. So lange der innere Sinn den äussern exaltirt, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äussern *seine* Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äussere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt — *Stoff*. Das Feuer, welches die himmliche Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, dass er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, dass die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, dass die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muss es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Grösse soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiss seyn, dass es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniss seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine *belebende* und eine *beruhigende* Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann *Reiz* genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muss Stoff von Aussen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorne Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgange mit einer *reizenden* Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da sie sich durch Mässigung unruhiger Bewegungen äussert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann *Anmuth* genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstufungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum *Edeln*, und wo sie an das Furchtbare grenzt, zur *Hoheit*.

Der höchste Grad der Anmuth ist das *Bezaubernde*; der höchste Grad der Würde die *Majestät*. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fliessen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuss der Freiheit grenzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles ausser uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres eignen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur *menschlicher Schuld* an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur *vergleichungsweise* gross ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die blosse Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muss dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem so hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur *Einen* Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist *Nachäffung*, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen *Schwulst*, aus der Affektion des Edeln das *Kostbare* entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth *Ziererei*, und aus

der affektirten Würde steife *Feierlichkeit* und *Gravität.*

Die ächte Anmuth *gibt blos* nach und kommt entgegen; die falsche hingegen *zerfliesst.* Die wahre Anmuth *schont* blos die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthigerweise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, *opfert* sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn *durch Umschweife* zu erreichen. Wenn der *unbehülfliche* Tänzer bei einer Menuet so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füssen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der *affektirte* Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fussboden fürchtete, und mit Händen und Füssen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die niedrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulierenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtriebe blos da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht blos streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur; und sucht ihre lächerliche Grösse in Unterjochung, und wo dies nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders als wenn sie Allem, was Natur heisst, einen unversöhnlichen Hass gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nie der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitre stille Geist auf der beredten Stirn ruht, so legt die *Gravität* die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös, und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will, eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bei der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger *innen*, indem sie aussen bezwungen ist *).

UEBER DAS PATHETISCHE. *)

Darstellung des Leidens — als blossen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äusserst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, dass sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äussert, macht das freie Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die *Intelligenz* in dem Menschen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muss die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das *Sinnenwesen* muss tief und heftig *leiden;* Pathos muss da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich *handelnd* darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die *Fassung des Gemüths* eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, dass sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit sey. Es ist keine Kunst,

*) Indessen gibt es auch eine *Feierlichkeit* im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmassung, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das *Gemüth* auf etwas wichtiges *vorzubereiten.* Da, wo ein grosser und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, dass nichts davon verloren gehe, stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang dessen, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das *Feierliche* sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine *langsame* gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts lässt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das *Feierliche* unterstützt den Eindruck des Grossen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit grossem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein *Feierliches*, nämlich die *Pracht*, verbunden mit dem *Furchtbaren*, wie bei Leichenceremonien, und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine grosse Stille und einen langsamen Takt beobachten.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Der Verfasser hatte in das 3te Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung *vom Erhabenen* eingerückt, die nach der Ueberschrift zur weitern Ausführung einiger Kant'scher Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war über eben diesen Gegenstand die Schrift entstanden, die in diesem Bande später folgt. Dieser spätern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verf. den Vorzug, als seine kleine prosaischen Schriften zusammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde ein Theil unter dem Titel: über das Pathetische, in diese Sammlung aufgenommen.

über Gefühl Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muss sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlässliche Forderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben als es, *ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck*, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit geschehen kann. Er muss gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung, etwas *Positives*, und nicht vielmehr blos *Negatives* und ein Mangel ist.

Dies Letztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die *leidende Natur* zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete *Decenz* vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die *Decenz* verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fordert diesen die Kunst unnachlässlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, dass er *leidet*, denn er lässt sich über seinen Gemüthszustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren *Rang* auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre *Menschheit* als ihre *Würde* aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit sammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die *Griechen* und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er lässt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, dass er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand lässt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiss von keiner Prinzessinn, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blos nackte Figuren, ob er gleich sehr gut weiss, dass dieses im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den *Menschen* zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der *menschlichen Natur* mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der Homerischen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als Andere, und eben das macht sie zu Helden, dass sie das Leiden stark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir Andere, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, dass sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen; selbst der wüthende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, dass sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in *Ertragung* desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete *Mars* schreit vor Schmerz so laut auf, wie zehntausend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus steigt *weinend* zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die *Natur*, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die *Vernunft*, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen; eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn *erstlich der Natur* ihr Recht ist angethan worden, und wenn *zweitens* die *Vernunft* das ihrige behauptet hat, ist es dem *Anstand* erlaubt, die *dritte* Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, um sich — als ein *civilisirtes* Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas Gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was blos die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle blos erschlaffenden (schmelzenden) Affekte, sondern überhaupt auch alle *höchsten Grade*, von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die blos zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des *Angenehmen*, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergetzen blos den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich blos auf den äussern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der

beliebten Familiengemählde gehören in diese Klasse. Sie bewirken blos Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefässe; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt *erbaut*, wobei doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles *Schmelzende* wird daher vorgezogen, und wenn noch so grosser Lärm in einem Konzertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, dass die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie blos allein dem *Sinne* gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn blos *quälen*, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch *Schmerz* nicht weniger als jene durch *Wollust*, und können deswegen blos Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muss den Geist ergetzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr, denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefordert, durch den allein sich das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die blosse *sinnliche* Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, dass das Leiden selbst nie der *letzte Zweck* der Darstellung und nie die *unmittelbare* Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, inso fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos auf eine sinnliche Quelle schliessen lassen, und blos in der Affektion des Gefühlsvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene stammt *nur* aus der Vernunft.

Eine Darstellung der blossen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heisst *gemein*, das Gegentheil heisst *edel*. *Gemein* und *edel* sind die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist *edel*, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, *ist gemein*. Wir sagen von einem Menschen, er handle *gemein*, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle *anständig*, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle *edel*, wenn er blos der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung *gemein*, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie *sprechend*, wenn der Geist die Züge bestimmte, und *edel* wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur *gemein*, wenn es uns keine anderen als physische Zwecke zeigt; wir nennen es *edel*, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle, Darstellung des Affekts, die blos physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, so lange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstehungskraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrschung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sagte des *Affekts*, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äusssert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Dass der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, dass er seinen Feind zu entfernen, dass er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen sucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Actus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine anderen Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos stattfinden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der *Natur* vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muss das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dies ist die Aufgabe, und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, dass die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen kön-

nen wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm blos als Thier angehören und als solche blos dem Naturgesetz folgen, ohne dass sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluss darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar, und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entsheidung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas Heisses angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiss keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja, noch mehr. Die Sprache ist gewiss etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein grosser Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefasstesten Stoiker auf Einmal etwas höchst Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man lasse ihn dabei stehen, wenn Jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein blos unartikulirte Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwischen, und die *Natur* in ihm wird früher als der *Wille* gehandelt haben. Dies dient also zum Beweis, dass es Erscheinungen an dem Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern blos seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch *zweitens* Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluss und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte *verhindern können*, welche also die Person und nicht der *Instinkt* zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen; aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz; aber die Person hat dafür zu sorgen, dass den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. So viel ist also gewiss, dass der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affekt unbedingterweise zu bestimmen hat, sondern dass ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die *Person* erinnern könnte, und es ist blos Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn ein Thier heisst jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt, oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon dass sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, dass der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, dass alle blos der Natur gehorchenden Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der *blinden* Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei scheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines *übersinnlichen Princips* im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze setzen kann, und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der blos thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichsam zum Mass, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem *Gebiet der Thierheit* sich äussert, ohne doch im *Gebiet* der *Menschheit* dieselbe Macht behaupten zu können; desto mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos. *)

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Grundsatz anschaulich gemacht; aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ungefähr ein Mass für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. « Laokoon, » sagt uns *Winckelmann* in seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe), « ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschliessen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und der Odem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen lässt. Sein eigenes Leiden aber scheint

*) Unter dem *Gebiet der Thierheit* begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem *Gebiet der Menschheit* aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. *Mangelt* nun bei einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, so lässt uns dieselbe kalt; *herrscht* er hingegen im Gebiet der Menschheit, so eckelt sie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muss der Affekt jederzeit *unaufgelöst* bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Thränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit stärker ergreift uns der verbissene stumme Schmerz, wo wir bei der *Natur* keine Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsere Zuflucht nehmen müssen; und eben in dieser *Hinweisung auf das Uebersinnliche* liegt das Pathos und die tragische Kraft.

ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit grosser Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so dass dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der grösste Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die grösste Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgiesst, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meisselstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut. »

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! *Virgil* schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun musste, zu verweilen. Bei dem *Virgil* ist die ganze Erzählung blos Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die blosse Darstellung des Physischen erreicht, ohne dass er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht blos negativ, nämlich, die Darstellung der leidenden Natur nicht so weit zu treiben, dass aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen müssten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der *Ursache* des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen musste, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person so viel wissen lassen, als der Bildhauer, so würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende Mensch, der Held, in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmässigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die *Virgil*'sche Erzählung schon aus *Lessings* vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu *Lessing* sie gebrauchte, war blos, die Grenzen der poetischen und mahlerischen Darstellung in diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguineæ exsuperant undas, pars cætera pontum
Pone legit, sinuantque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
Ardentes oculos suffecti sanguine et igni,
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Dass aber dieses Mächtige zugleich *furchtbar*, und das Furchtbare *erhaben* werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüthes, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir *erstlich* diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie *zweitens* auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluss ins Bewusstseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts, als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeusserung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor *zittern*, so geschieht es blos, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben *denken*. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewusst werden, dass wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher blos kontemplativ erhaben.

Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar *gegeben*, und das kontemplativ Erhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt blos dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schiessen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen blos subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine blosse Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von Aussen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von Aussen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem

andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen, und im Zustand des blossen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbstthätige Princip (die moralische Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbstthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth *erweitert sich nur desto mehr nach Innen, indem es nach Aussen Grenzen findet.* Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos komparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniss gekommen seyn muss, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt blos bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiss aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt. Ac primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine grosse Wirkung, dass der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweiten Hand und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post, ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem
Corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon blos ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unseres ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Dass es aber gerade in dem Moment geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, dass sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniss für seine Kinder vorgestellt wird — dies entflammt unsre Theilnahme aufs Höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muss also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne *ästhetische* Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie *pathetisch* seyn, und wird unausbleiblich unsere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muss immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muss immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweierlei Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder *negativ:* wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem *Zustand* keine Kausalität für die *Gesinnung* gestattet wird; oder *positiv:* wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz *gibt*, und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der *Fassung*, aus dem zweiten das Erhabene der *Handlung*.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. « Ein tapferer Geist, im Kampf » mit der Widerwärtigkeit, » sagt *Seneca*, ist ein » anziehendes Schauspiel selbst für die Götter. » Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst *Miltons* Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum Erstenmal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. « Schrecken, ich grüsse euch, » ruft er aus, « und » dich, unterirdische Welt, und dich, tiefste Hölle! » Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit » einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm » in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier » endlich sind wir frei, u. s. f. » Die Anwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung lässt sich *anschauen*, denn es beruht auf der Koexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen lässt sich blos *denken*, denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschluss abzuleiten. Daher ist nur das Erste für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Koexistente glücklich darstellen kann; der Dichter aber kann sich über Beides verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler eine erhabene *Handlung* darzustellen hat, muss er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, dass das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluss habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sey. Dies kann auf zweierlei Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden *erwählt*. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als *Motiv*, und sein Leiden ist eine *Willenshandlung*. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch *büsst*. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als *Macht*, und sein Leiden ist blos eine *Wirkung*. Ein Beispiel des Ersten gibt uns *Regulus*, wenn er, um Wort zu halten, sich der Rachbegier der Karthaginenser ausliefert; zu einem Beispiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewusstseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, dass er uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern blos seine Be-

stimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch grosse Person, in dem zweiten blos als ein ästhetisch grosser Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, blos in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen *Zustand* vorstellig macht, gesetzt auch, dass wir diese Bestimmung in seiner *Person* nicht realisirt finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäss verhält, wenn unsere Achtung nicht blos seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht blos seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir bei unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freiheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz Anderes, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung missfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beiden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bei beiden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, dass er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, dass er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung des bei allem Widerspruch der Jnstinkte erfüllten Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt ist sie mir Darstellung des von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) *befriedigt* diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) *entzückt* sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäss, auch unsere Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beifall oder Missbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines *Anspruchs;* denn die Vernunft *fordert* blos, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines *Anliegens;* denn der Sinn *bedarf* blos, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft; sie sind also beide unter dem Begriff von Necessität enthalten; blos mit dem Unterschied, dass die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne blos unter Bedingung statthat. Bei beiden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beide in desto stärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, dass moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, dass wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherm Grade, als der Widerstreit der Neigungen *diesen* Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf *das Bedürfniss der Einbildungskraft* bezogen, welche nicht *gebieten*, blos *verlangen* kann, dass das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interese der Einbildungskraft aber ist: sich *frei von Gesetzen* im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das Strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, dass bei dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens lässt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die *Möglichkeit* des Sittlichen postulirt also Freiheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das Vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniss nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas Zufälliges, und muss daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas *moralisch*, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen *ästhetisch*, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist *Pflicht* für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; dass es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dies ist eine *Gunst* der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniss ist. Beurtheilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie *mehr* und selten nur *soviel* finden kann, als sie fordert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fordern kann, und sich also von der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muss. Dass Leonidas die heldenmüthige Entschliessung *wirklich fasste*, billigen wir, dass er sie fassen *konnte*, darüber frohlocken wir und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, in so fern ich unreine Triebfedern dabei wirksam finde, um derentwillen die *Pflicht* der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil

sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem *Triebe* der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung, oder ob es blos eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältniss *seines* Willens zu dem Willensgesetz abstrahire, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniss mit der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine *Pflicht* vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein *Interesse* angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-afficirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hingegen stellen wir das absolute Willens *vermögen* und die unendliche Geister-*gewalt* dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher lässt uns das ästhetische Urtheil frei, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das blosse Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die blosse Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vortheil befinden, weil schon durch die blosse Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfniss geschmeichelt wird. Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schliessen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bei ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *)

Aus diesem Allem ergibt sich denn, dass die moralische und die ästhetische Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwei ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmässigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müsste, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, dass nicht sowohl unsere Vernunft auf die *Regel* des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das *Vermögen* des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muss der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Reich zu Ende. Nur so lange wir ausser uns anschauen, sind wir *sein*; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr *als Erscheinung von uns betrachtet wird*, sondern als *Gesetz über uns richtet*.

Selbst von den Aeusserungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für *seine* Absichten brauchen, als was an denselben der *Kraft* gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck, *und darf keinen anderen haben*, als uns durch Betrachtung derselben zu ergetzen. Nun kann uns aber nichts ergetzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergetzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmässigkeit eines Andern *unser* Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Dass er seine Pflicht *wirklich* erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freiheit macht, und der eben darum für *uns* nichts beweisen kann. Es ist blos das *Vermögen* zu einer ähnlichen Pflichtmässigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also blos die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer *historischen Realität* abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, dass sie poetische Fiktionen sind, denn es ist die *poetische*, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, dass etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, dass es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muss also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das Poetische. Der Umstand, dass diese Personen wirklich lebten,

*) Diese Auflösung, erinnere ich beiläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kant'sche Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend; ein anderer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund dieses Widerspruchs liegt blos in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine blosse Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Grosses, und in so fern das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, dies ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wie viel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer *unnütze Knechte* seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten ist sie hingegen ein desto erhabeneres Objekt. In so fern wir also Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; in so fern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unsers Gemüths, das denselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. in so fern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja, es ist sogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung gross und unendlich ist.

und dass diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hiess es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Scenen mahlte, und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, dass die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann; aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floss, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, dass das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniss, zu ertheilen sich sauer werden lässt; sonst würden *Sulzer* und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und blos, in so fern sie auf den Charakter einfliesst, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluss haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, dass recht gehandelt *werde*, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, dass recht Handeln *möglich sey*, d. h. dass keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeusserung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmässigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für *sein* Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Mass von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmässigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, dass wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmässigkeit geäussert, als die Gesetzmässigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureissen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muss, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniss unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine grössere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, dass wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stossen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Wollens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeusserung anmerken, dass er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern blos für die Freiheit interessirt, und jene kann nur in so fern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmässigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmässigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwei verschiedene Zwecke befolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmässigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören.

UEBER

DEN GRUND DES VERGNÜGENS

AN TRAGISCHEN GEGENSTÄNDEN. *)

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, dass sie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch, nach wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren althergebrachten unabstreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie grossmüthig erhöhen will. Unbesorgt, dass ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur unmittelbar erfüllen. Dass der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit anspannendem Fleise müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermass derselben durch eine Kette von Leiden büssen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergetzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in Eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst blos deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmässige erzeugte, und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen grossen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks zu ergetzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluss auf die Sittlichkeit muss diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, dass dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so grossem Masse befördert, nur beiläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens, und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, dass ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, dass die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, dass die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, dass also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muss mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniss handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre *höchste* ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluss auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiss, dass jedes Vergnügen, in so fern es aus sittlichen Quellen fliesst, den Menschen sittlich verbessert, und dass hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muss. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vernügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortrefflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht allein deswegen sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergetzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemässiget werden, und diese Planmässigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergetzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die algemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen Vergnügens ist Zweckmässigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmässigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern blos durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im ersten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

zweckmässige Bewegung des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen diese Zweckmässigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die Zweckmässigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmässigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens, und in so fern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand; das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergetzt auch schon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunst bedient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmässigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er sich unter die Lebensgefühle, und die Kunst verschmäht ihn, wie alle sinnlichen Lüste.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, das sie uns gewähret, kann für sich allein zu keiner Eintheilung der Künste berechtigen, da in derselben Kunstklasse mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammenfliessen können. Aber in so fern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck erfordert wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Klasse, doch eine eigene Ansicht der Kunstwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, Künste des Verstandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise beschäftigen, also das Gute, das Erhabene und Rührende, zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Namen der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere Klasse vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Rührende vom Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Rührende bestehen. Wenn also gleich diese verschiedene Ansicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künste berechtigt, so dient sie wenigstens dazu, die Principien zu Beurtheilung derselben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreissen muss, wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, dass sie Lust durch Unlust hervorbringen, dass sie uns also (da die Lust aus Zweckmässigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmässigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andererseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmässigkeit muss uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewusstseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, dass er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmässig für die Vernunft, und ergetzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Rührung in seiner strengen Bedeutung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Rührung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemässigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines grossen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben so wie das Gefühl des Erhabenen zwei Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der Zweckmässigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, dass der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethun der Zweckwidrigkeit ist zweckmässig für unsere vernünftige Natur überhaupt, und, in so fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmässig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmässig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmässigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniss zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, dass die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst, und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Ausserdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmässigkeit geht uns so nah an als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmässigkeit könnte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von Aussen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Diese moralische Zweckmässigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen

Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist, Alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht; also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg: der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, « dass das höchste Bewusstseyn unserer mora- » lischen Natur nur in einem gewaltsamen Zustande, » im Kampfe, erhalten werden kann, und dass das » höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz » begleitet seyn wird. »

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muss sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergetzen. Dies thut vorzugsweise die *Tragödie*, und ihr Gebiet umfasst alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmässigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmässigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniss, in welchem die moralische Zweckmässigkeit im Widerspruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmässigkeit bestimmt anzugeben. Ja vielleicht liessen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so dass man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen, und den Grad sowohl als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den sie sich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmässigkeit der Naturzweckmässigkeit in unserm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir *Hüon* und *Amanda* an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen. Aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmässigkeit in uns in ihrem vollesten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, dass wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergetzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn *Coriolan*, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verlässt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Hass eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich gross ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstossen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmässig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muss das Leben der Sittlichkeit nachstehen. « Es ist nicht nöthig, dass ich lebe, aber es ist nöthig, dass ich Rom vor dem Hunger schütze, » sagt der grosse *Pompejus*, da er nach Afrika schiffen soll, und seine Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergetzend als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengeszetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmässigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewusstseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmässig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung desselben mit dem Sittengesetz, und ist Missbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muss im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muss ihm wichtiger seyn als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewusstseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuss dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmässig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die missbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäss zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange

des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied stattfände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewusstseyn des Rechthandelns seine Entschliessung zum Tugendhaften doch einigermassen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemählde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äussert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird; und dies geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muss, um einer höhern und allgemeinern desto gemässer zu handeln. Wäre *Coriolan*, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volscierinn gewesen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen Der Ehrerbietung gegen die Mutter stände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Kollisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Kommandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, dass ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, aber es reisst uns bald zu einer süssen Bewunderung hin, dass sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier *Timoleon* einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder *Timophanes* ermorden lässt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung Alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen; aber unser Abscheu löst sich bald in die höchste Achtung der heroïschen Tugend auf, die ihre Ansprüche gegen jeden fremden Einfluss der Neigung behauptet, und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frei und eben so richtig als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir können über republikanische Pflicht mit *Timoleon* ganz verschieden denken; das ändert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Person ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Pflichtmässigkeit über Zweckmässigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheid darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieser Fälle vorausgesetzt werden muss. Für die Meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefasst wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (in so fern sie instinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchste Zweckmässigkeit erkennen, dem grossen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, obgleich beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, dass die Rührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gezetzes erwarten lässt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiss, Vielen Ueberspannung und Unsinn; weil das Mass der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so grosser Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die hässlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit, in so fern es der tragischen Rührung und unserer Lust an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es sind dessenungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmässigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergetzen scheint. Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergetzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, dass wir Alles auf die moralische Zweckmässigkeit beziehen, aufs Feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit, und seinen Einfluss auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmässigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir geniessen dieses Vergnügen rein, so lange wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so, wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiss der Bienen u dgl. ergetzen, ohne diese Naturzweckmässigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmässigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken als das Verhältniss der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, dass es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so grosse Verstandeszweckmässigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, dass dieser *Richard III.*, *dieser Jago*, *dieser Lovelace* Menschen sind; sonst wird sich unsre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln.

Dass wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, dass das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuss der moralischen Zweckmässigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche *Lovelace Clarissens* Tugend legt; je härter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherm Glanz sehen wir die moralische Zweckmässigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen rechnen wir dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, dass es sich nothwendig in ihm regen musste, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer grossen Zweckmässigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, dass eine zweckmässige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmässigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der *Clarissa* entlässt. Die höchste Verstandeszweckmässigkeit, die wir in dem Verführungsplane des *Lovelace* unfreiwillig bewundern mussten, wird durch die Vernunftzweckmässigkeit, welche *Clarissa* diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegensetzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuss beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In so fern sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit zu einem lebendigen Bewusstseyn zu bringen; in so fern er also die Mittel zu diesem Zwecke verständig wählt und anwendet, muss er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moralische und durch die Naturzweckmässigkeit ergetzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der grosse Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmässigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack, aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluss von beiden glücklich besiegen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsere Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, so auch hier, diesem Muster nach.

UEBER
DIE TRAGISCHE KUNST. *)

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsere Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas Ergetzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, dass der unangenehme Affekt den grössern Reiz für uns habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unserer Natur, dass uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, dass wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens, mit gleichen Kräften weggestossen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abenteuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto grösserer, jemehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äussert sich diese Regung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, würde unsere Phantasie eben so stark ergetzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem *Lucrez* zu glauben, dass diese natürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuschauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, so rührt dies nicht daher, dass dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, dass er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überlässt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muss also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 findet sich dieser Aufsatz zuerst.

ganze Gattung darauf zu gründen, so gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen ausser Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergetzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, lässt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süssere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bei Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicherweise gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unserm Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besizt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So ist bei demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dessen ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuss, so würden Hazardspiele ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergetzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, dass die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für *diese* Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, so wie die Lust bei den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniss nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns stattfindet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft unterworfen und also in unsrer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, dass es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Masse schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bei einem Menschen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher Mensch wird also im Zustand des Affekts die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er desto mehr auf das Verhältniss merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mitleids zu geniessen, und selbst den ursprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stäte Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des grossen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, geniessen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist grösser, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben voraussetzen; also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, dass sie nicht aus der ersten Quelle entsprang, muss nothwendig aus der zweiten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit, Andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger sein müsste. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick

des mitleidenden Subjekts auf sich selbst, können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuss freilich nicht; aber desswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als dass gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischen Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andere als die Vernunft, und in so fern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Namen der Thätigkeit verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt: in so fern ist es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Rührungen seinen Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der erstern, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas Ergetzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewusstseyn seiner vernünftigen Natur äussert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmässigste für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste; er muss also mit einem vorzüglichen Grad von Lust verknüpft seyn.*) In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muss die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn; für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt, heisst die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese blos zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern; wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, dass der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, dass unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen, und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergetzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmässigkeit leitet. Auf das Verhältniss dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von grösserer Wichtigkeit als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjectiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muss ihm weichen. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürtzt hat, oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weiss. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern misshandelten Lear schadet es nicht wenig, dass dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem *Kronegk*'schen Trauerspiel Olynth und Sophronia, kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsere Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch *Olynth* sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Grösse des Leidens von der Grösse der Bosheit herzuleiten. *Shakespeare's* Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil

versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt dasselbe nicht aus moralischen Quellen, sondern von äusserlichen Dingen, die weder Willen haben noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum Wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrigkeit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmässigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Letztere weder unsern Hass noch unsere Verachtung erregt, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, dass der taurische König, der Einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden blos von der Vorstellung herrührt, dass man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation Ximenens und Roderichs im Cid des *Peter Corneille*, unstreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Ximenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbeizurufen. Beide also gewinnen unsere höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beide entflammen unser Mitleid aufs Höchste, weil sie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der sie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, dass es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; blos die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unsere sympathetische Lust noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch schon dadurch gewonnen wird, dass unser Unwille über diese Zweckwidrigkeit kein moraliches Wesen betrifft, sondern an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, was uns auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig lässt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dies geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewusstseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmässigkeit im grossen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird blos ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falles aufzusuchen, und den einzelnen Misslaut in der grossen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voran leuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil geniesst, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müssen wir Neure wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu grosse Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, dass die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affekts selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniss vorausgesetzt, welches das Verhältniss der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muss nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fliesst; so wie Alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig lässt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, als der Beistand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der grosse

Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildeten Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des blossen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freiheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleid einschränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern richtet sich auch der Grad der erstern.

1) Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefordert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwei verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unserer Einbildungskraft auf, und dringen, da sie unsere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Besondere erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondere erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüthszustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid so nothwendige Täuschung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dies ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergisst, und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unserer neuern Tragödien frei seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen von Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen lässt, ist das Mitleid nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und grösser die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines Andern in ihm nachempfinden sollen, alle inneren Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äussere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äussern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsere sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsere Erkenntnissvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Massstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unsrer eignen Gedankenreihe schon in gewisser Verwandtschaft steht, welche von unserm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefasst wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unsers Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung blos Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten *Brutus*, der Selbstmord des *Cato* subjektive Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fliessen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muss man eine römische Gesinnung besitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig seyn. Hingegen braucht man blos Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines *Leonidas*, durch die ruhige Ergebung eines *Aristides*, durch den freiwilligen Tod eines *Sokrates* in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines *Darius* zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens ist die subjektive wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechseln. Zuletzt fliesst auch das subjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche blos durch besondere Umstände besonders bestimmt ward, und beide sind nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschliessung des *Cato* könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil sie noch andere Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit grosser intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das blos Menschliche in menschlichen Ver-

hältnissen, stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit derselben versichert ist.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von Aussen gegeben werden muss, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muss in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römisch gesinnte Zuschauer den Seelenzustand des *Cato* zu eigen machen, wenn er die letzte Entschliessung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muss er diese Entschliessung nicht blos in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, so muss ihm die äussere sowohl als innere Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluss des Römers als nothwendig anschliesst. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äussern und innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie *Cato* würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in *Cato's* ganze äussere Lage hineindenken, und dann erst sind wir befugt, unsere Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluss auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen.

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniss ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlasst werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen uns zu befreien, und allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehrliche Täuschung. Das Gemüth muss also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreissen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äussert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuss, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnissmässigen Widerstand. Unaufhörlich muss dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das grosse Geheimniss der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmässige Verknüpfung mehrerer, diesen Vorstellungen entsprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreissbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl des Schreckens und der Furcht auf Einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, dass er sie nur allmälig und gradweise rührte.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Rührung zum Grunde liegen. Erstlich muss der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung im ganzen Sinn dieses Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muss uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der Dichtkunst, welche blos erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Einmischung eines Dritten. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählenden Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatischen machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht blos die

Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus denen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äussern, stellt sie nachahmend dar; dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eigenen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so fern sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich blos auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniss, wie tragisch es auch seyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmässig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, dass wir selbst bei gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, dass wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, dass wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äusserer Umstände hervorfliessen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des *Oedipus*, die Eifersucht des *Othello*. So kann auch allein der grosse Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muss der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muss er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das Letzte würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesem Falle müsste sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frei; sie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stande ist, so steht sie, ihrer historischen Freiheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So lässt sich begreifen, wie bei strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht lossprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse sur Entschuldigung gereichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens blos zu Rührung und Ergetzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fordert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein *Tod Herrmanns*, eine *Minona*, ein *Fust von Stromberg* würden, wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks-und des Zeitcharakters mittelmässige Tragödien heissen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck « Menschen » ist hier nichts weniger als müssig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen, wie sich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen mahlt, und Menschen, welche ihnen gleichen; Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen sollen, dass nur Menschen im vollen Sinne dieses Worts der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen grossen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die sich ihm nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube; und von einem Leiden, von einem durchaus hülflosen Leiden, von einer absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abscheu hinweg. Der tragische Dichter gibt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal

seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, liessen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; dass er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heisst der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heisst ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniss. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben desswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschliessend vor den übrigen leistet, muss sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschliessend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der letztern besteht also im Verhältniss der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muss Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andere sind es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind grossmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu seyn, bemerken wir nicht einmal, dass wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmässigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

ZERSTREUTE BETRACHTUNGEN

ÜBER VERSCHIEDENE

ÄSTHETISCHE GEGENSTÄNDE. *)

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererlei Klassen bringen, die sowohl nach ihrer *objektiven* Verschiedenheit als nach ihrer verschiedenen *subjektiven* Beziehung auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht blos der *Stärke*, sondern auch dem *Werth* nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das *Angenehme*, *das Gute*, *das Erhabene* und das *Schöne*. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst *eigen*. Das Angenehme ist ihrer nicht *würdig*, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann oder darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das *Angenehme* vergnügt blos die *Sinne*, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der blossen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das *Gute*, kann man sagen, gefällt durch die blosse *vernunftgemässe* Form, das Schöne durch *vernunftähnliche* Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird *gedacht*, das Schöne *betrachtet*, das Angenehme blos *gefühlt*. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem *Guten* und dem *Angenehmen* fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniss, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt; der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem *wir* uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniss seines Objekts hervor, und gründet sich auch auf keines. Es ist blos dadurch angenehm, dass es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm; eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beiden

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz erschien zuerst im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahr 1795.

Fällen aber wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive ist von *uns* völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmässig, vernünftig, vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, dass wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Objekt verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objekts, sondern entsteht erst aus dem Verhältniss eines Objekts zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinnes ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, *ist* nur, weil es *empfunden* wird; das Gute hingegen *wird empfunden*, weil es *ist*.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so gross er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, dass es immer den Sinnen muss vorgehalten werden, dass es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darin gleich, dass es keine Erkenntniss von seinem Objekt verschafft noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die *Form* seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt blos, in so fern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, in so fern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht blos dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem *Guten* ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder praktischen, Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung missbilligen, und doch die Zweckmässigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüsse verachten, die der Wollüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konsequenz seiner Grundsätze loben. Was uns blos durch seine Form gefällt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflössen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, dass ein Gegenstand hässlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich, und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; dass ein Gegenstand die Sinne empören, und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; dass ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessirt ist.

Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstände, die zugleich hässlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig, sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, dass wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuss derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriss der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergetzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelöst in süsse Empfindungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das Angenehmste gerührt werden, ergetzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle anderen Töne überstimmt und schweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das Widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, dass er auch uns treffen möchte. Nichts desto weniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstösst, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche *Lust* nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher *verderblich* als *gut*, (wenigstens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden), es ist eher hässlich als schön, denn Finsterniss kann als Beraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den blossen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angespannt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Missfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so dass dasselbe Verhältniss zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Grossen

beibehalten wird. Anfangs wird das Missvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Grösse nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrössern, so wird das Missvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, dass es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er uns mehr werth als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, dass es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein grosser Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Grösse einflösste, merklich geschwächt werden; etwas Aehnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit Diesem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als dass wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, *grösser* machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einen gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen, Gegenstand in einem Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen grossen Gegenstand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Grösse *subjektiv* verringert, theils dadurch, dass wir die Aufmerksamkeit, des Auges zertheilten, theils dadurch, dass wir demselben in den daneben gestellten kleinern Bergen ein Mass verschafften, womit es die Grösse des Berges desto leichter beherrschen konnte. *Grösse* und *Schreckbarkeit* können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich hässlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheusslich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsere Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder *Orestes* verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen, und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. Aber nicht blos die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrigen Handlungen, der wirckliche Actus eines Verbrechers, kann uns in der Darstellung gefallen. Die *Medea* des griechischen Trauerspiels, *Klytemnestra*, die ihren Gemahl ermordet, *Orest*, der seine Mutter tödtet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, dass uns gleichgültige, ja selbstwidrige und abschreckende Gegenstände zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem *Ungeheuern* oder dem *Schrecklichen* nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im Geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner, nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrössern, dass er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein hässlicher Mensch wird noch hässlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen *wüthenden* Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns *in der Natur* zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der *Kunst* so viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen grosser Unglücksfälle so viel Geschmack finden lässt — Alles dies beweist für eine *vierte Quelle von Lust*, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.

Alle bisher angeführten Beispiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, « das entweder unsere sinnliche Fassungs» kraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft *über*» *schreitet*, oder zu überschreiten droht, » jedoch ohne diese Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniss oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannigfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich *darbietet* und *entzieht*, und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser *Daseyn* selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes Bewusstsein seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewusstseyn muss schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Grosse oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des *Erhabenen*, obgleich den Gegenständen selbst objectiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie *erhebend* zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heissen soll, so muss es sich unsern sinnlichen Vermögen *entgegensetzen*. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unserer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäss muss es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniss verschaffen wollen, oder sie werden als eine *Macht* angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniss und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniss bei, als dass sie den gegebenen Stoff auffassen, und das Mannigfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannigfaltige zu unterscheiden und zu sortiren ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein *Verschiedenes*, für die Einbildungskraft (als Sinn) blos ein *Gleichartiges*, und es ist also blos die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muss dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkenntniss beruht demnach auf der Zahl oder der Grösse, und kann darum auch das mathematische heissen. *)

Von der ästhetischen Grössenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Grösse.

Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, dass durch jedes dieser viererlei Urtheile, welch sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verschiedenes ausgesagt wird. In den beiden ersten Urtheilen wird der Thurm blos als ein Quantum (als eine Grösse), in den zwei übrigen wird er als ein *Magnum* (als etwas Grosses) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Grösse, so gewiss dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Grössenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht blos ein *Quantum*, sondern zugleich ein *Magnum* ist.

Bei jeder Grösse denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Grösse und Grösse stattfinden, so kann er nur darin liegen, dass in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder dass die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein *Magnum*.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heisst dieses Quantum *messen* (wenn es stätig), oder es zählen (wenn es nicht stätig ist. Auf die zum Mass genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Grösse ist ein Verhältnissbegriff.

Gegen ihr Mass gehalten, ist jede Grösse ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Mass ihres Masses, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so grosse Zahlreihe mit sich selbst wieder multipliciren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die *komparative*, aber nie auf die *absolute* Grösse stossen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle anderen Grössen unter sich befasst. Nichts würde uns ja hindern, dass dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Grösse lieferte, uns auch das *Duplum* derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen lässt, wie gross ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) gross, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Grösse per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen lässt, so müsste es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müsste irgend eine Einheit als höchstes und äusserstes Mass aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für gross erklären.

Dies geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, *er sey hoch*, ohne seine Höhe zu *bestimmen*. Ich gebe hier kein Mass der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Grösse nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch grösser anzunehmen. Mir muss also schon durch den blossen Anblick des Thurmes ein äusserstes Mass gegeben seyn, und ich muss mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: *dieser Thurm ist hoch*, auch jedem andern dieses äusserste Mass vorgeschrieben zu haben. Dieses Mass liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes als der Begriff seiner *Gattungsgrösse*.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Grösse entweder durch seine *Gattung*, (wenn es ein Werk der Natur ist), oder (wenn es ein Werk der Freiheit ist) durch die *Schranken* der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewusstseyn, dieses Grössenmass an; aber unsere Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Mass, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgrösse, so wird es uns gewissermassen in *Verwunderung* setzen. Wir werden überrascht, und unsere Erfahrung erweitert sich, aber in so fern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es blos bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Mass nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, dass es immer zutreffen muss. Ueberschreitet hingegen ein Erzeugniss der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse *Bewunderung* empfinden. Es ist hier nicht blos die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von

*) Siehe *Kants* Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

Schranken, was uns bei einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsere Aufmerksamkeit blos bei dem *Produkte* stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die *hervorbringende* Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessiren muss. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Grösse wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir; und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letzern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Grösse, und wenden unsern Begriff *von menschlicher Tapferkeit* als Massstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äusserste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Grössenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Massstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Grösse eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt; die Grösse eines Thurms kann blos durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu gross, so muss es mir nothwendig missfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergetzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, dass eine Schranke erweitert, aber nicht, dass eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er *sey gross*, ohne hinzuzusetzen, *wie gross* er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Grosses, dem kein Massstab gewachsen ist; ich verschweige blos das Mass, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, dass es in seinem blossen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Grösse zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer *objectiv* und *logisch*, weil ich ein Verhältniss aussage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein Urtheil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgrösse, was nur die Grösse gewisser Arten ist; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts ist, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Grössenschätzung ganz *subjectiv* seyn, ob sie gleich der Form nach *objectiv*, d. i. wirkliche Verhältnissbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Grösse entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluss subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Grössenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft-und Tugendmass in sich, wonach er sich bei der Grössenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr grosse Anstrengung seiner Freigebigkeit halten, wenn der Grossmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das *Nichtbetrügen* für einen grossen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Mass subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Mass allgemein machen, so wird die Grössenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Massen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Grössenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur sur relativen und niemals zur absoluten Grösse; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Mass übersteigt, welches wir als ein höchstes und äusserstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, *um wie vielmal* er es übersteige. Er ist zwar ein Grosses gegen seine Gattung, aber noch nicht das Grösstmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Grösse, weil diese allein den Grund eines *Vorzugs* in sich enthalten kann, da alle komparativen Grössen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen, so muss es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: die Grössenschätzung muss aufhören logisch zu seyn, sie muss ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Grösse logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnissvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich blos an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgstellten Grösse des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas ausser mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Grösse mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Grösse, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Grösse macht, heisst *erhaben*.

Das Erhabene der Grösse ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird, est ist bloss die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt *eines Theils* aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Grösse zu erreichen, *andern Theils* aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die *zurückstossende*, auf das zweite die *anziehende* Kraft des Grossen und des Sinnlichunendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subjekt erzeugt wird, so muss doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine anderen Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlass geben. Und weil wir ferner bei unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen *in den Gegenstand* legen, (wodurch wir andeuten

dass wir diese Verbindung nicht blos willkürlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meinen) so muss in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach *innere* und gibt *äussere* nothwendige Bedingungen des Mathematischerhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniss zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniss des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Grössenmass.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äussern, wenn das Grosse uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, dass sie ihr ganzes Komprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlässlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand blos ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dies ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetischgrosse selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand *sich* zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der grosse Gegenstand gar nicht ästhetisch; ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Grossen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der blossen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schoos der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von Weitem den grossen Naturgeist zu ahnen, der aus dem Sinnlichunermesslichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von grossen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlichunendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewusst, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterinn aller Schwachen, der *Regel*. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Grossen der Natur, so muss die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muss sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfniss sind. Ihren Willen muss sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmässigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige franzözische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig blosse Mannigfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter, ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen lässt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab; in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stätigkeit ehren *)

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematischerhabenen gehört fürs Erste, dass der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs Zweite, dass er uns das höchste sinnliche Mass, womit wir alle Grössen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen; ohne das Zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Grösse, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrössen müssen ja in demselben liegen. Nichts desto weniger bemerken wir, dass oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Grössen in sich fasst. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint, und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Auge je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Grösse beruht aber darauf, dass die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande *fruchtlos* versucht, und dies kann nur dadurch geschehen, dass das höchste Grössenmass, welches sie auf Einmal deutlich fassen kann, so vielmal zu sich selbst addirt, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, dass Gegenstände von gleicher Grösse auch einen gleich

*) Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Dieselbe Tyrannei der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakespeare; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so musste er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin- und herschwanken.

erhabenen Eindruck machen müssten, und dass der minder grosse diesen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Man muss sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einlässt. Unterlässt sie dieses bei dem weit grössern Gegenstand, und beobachtet es hingegen bei dem minder grossen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Grösse, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muss er nothwendig einen verhältnissmässig stärkern Eindruck machen, als er jenen an Grösse übertrifft.

Alle sinnlichen Grössen sind entweder im Raum (ausgedehnte Grössen) oder in der Zeit (Zahlgrössen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Grösse zugleich eine Zahlgrösse ist (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist dennoch die Zahlgrösse selbst nur in so fern, als ich sie in eine Raumgrösse verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgrösse anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen; und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, dass die höchste Raumgrösse, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Mass für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Mass für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Grössen, und auf das Mass kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns gross erscheinen soll.

Das Grosse im Raum zeigt sich entweder in *Längen* oder in *Höhen*, wozu auch die *Tiefen* gehören, denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck *profundus* auch von Höhen zu gebrauchen:

Ni faceret, maria ac terras cœlumque profundum
Quippe ferant rapidi secum. —

Höhen erscheinen durchaus erhabener als gleich grosse Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, dass sich das dynamisch Erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine grosse Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine grosse Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Grösse durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Massstab, unter welchem sie verliert, denn so weit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt blos der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Grösse die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht blos eine *optisch* richtige, sondern auch eine *symbolisch* wahre Vorstellung, wenn es heisst, dass der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsere sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel *fallen*, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

UEBER

DIE ÄSTHETISCHE ERZIEHUNG DES MENSCHEN,

IN EINER REIHE VON BRIEFEN. *)

ERSTER BRIEF.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen *über das Schöne und die Kunst* in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie grossmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich blos meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniss für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Missbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst, als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Briefe wurden an den jetztregierenden Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben, und zuerst in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei schuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, dass es grösstentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkart wird die Gesetze diktiren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form und sie werden als die verjährten Ansprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muss der Verstand das Objekt des innern Sinnes erst zerstören, wenn er es *sich* zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muss er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muss in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniss, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

ZWEITER BRIEF.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem Vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit, zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniss und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muss die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfniss erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniss, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreisst der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel seines Inhalts und seiner Folgen wegen, Jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so muss er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessiren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht blos seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müsste es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Dass ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht blos mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, dass diese Materie weit weniger dem Bedürfniss als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja dass man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne

dass ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

DRITTER BRIEF.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, dass er bei dem nicht stille steht, was die blosse Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus einem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verlässt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniss der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen *Naturstand* in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von Vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluss mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmassend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher sich die Freiheit zu beugen brauchte, und Alles muss sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heissen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die blosse Gesetzmässigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch *wirklich*, und der sittliche nur *problematisch*. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muss, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein blos mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, was er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen.

Das grosse Bedenken also ist, dass die physische Gesellschaft *in der Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische *in der Idee* sich bildet, dass, um der Würde des Menschen willen, seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so lässt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muss gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muss also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und *weil er nie erscheint*, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft blosser Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

VIERTER BRIEF.

Soviel ist gewiss; nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwaltung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wissen aber, dass die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und dass nur bei dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muss es Natur *seyn*, und er muss schon durch seine Triebe zu einem solchen Ver-

fahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber volkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dies nur dadurch bewerkstelligt werden, dass die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Willens dieselbe bleibt, dass also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die grosse Aufgabe seines Daseyns ist. *) Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, dass der reine Mensch den empirischen unterdrückt, dass der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, dass das Individuum Staat *wird*, dass der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich *veredelt*.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg, denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewusstseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist. Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektirt er nicht im Geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muss der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht blos subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innere Wesen muss er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur in so fern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniss zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in *dem* Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, dass nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit ruht die siegende Form. *Totalität* des Charakters muss also bei einem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

FÜNFTER BRIEF.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten*, von meinem Freund *Fichte*, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemählde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht blos; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine *physische* Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die *moralische* Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeussersten des menschlichen Verfalls, nnd beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, dass die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muss seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, dass er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? dass er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, dass das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey; aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluss auf die Gesinnungen, dass sie vielmehr die Verderbniss durch die Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmässigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche *erste* Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende *letzte* einzuräumen. Mitten im Schosse der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verfügungen; nur unsere willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht Jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniss; die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so dass die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und blosser Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

SECHSTER BRIEF.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: dass ich zu viel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muss uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere *blosse* Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur, und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrössert auseinander, aber nicht dadurch, dass sie sie in

Stücken riss, sondern dadurch, dass sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrössert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, dass man von Individuum zu Individuum herumfragen muss, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äussern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht blos einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während dass die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muss es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniss der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Formen ertheilte.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriss auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfingen mit Misstrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, dass die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoss, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebsoser Theile ein moralisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuss wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbsthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniss leitet sicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Massstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die grösste Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich die einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so groben Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erlässt — darf es uns da nicht wundern, dass die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, dass das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmässige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muss schon kein gemeiner Kopf seyn, um unbeschadet seines Berufs für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniss des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, dass er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und so wird denn allmälig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakte des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizirung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie suletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem blossen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist), in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehasst und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von Innen und Aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, musste er ein Fremd-

ling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, musste das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstrebende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schäzten, und die Regeln *seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine musste einer leeren Subtilität, der andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht blos anf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, dass die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muss aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein *enges* Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gern will ich Ihnen eingestehen, dass, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden musste, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniss zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mussten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das grosse Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, dass in dem Menschen einzelne Kräfte sich isoliren, und einer ausschliessenden Gesetzgebung anmassen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthigt sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniss zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, dass wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleischsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiss es ist, dass alle menschlichen Individuen zusammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, dass die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muss, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, dass die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar ausserordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniss ständen wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müssiggange, seiner moralischen Gesundheit warten, und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muss also falsch seyn, dass die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muss es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

SIEBENTER BRIEF.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlasst, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müsste selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muss man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muss der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs Erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muss in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muss die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos misbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Gründsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche umd physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthum auslöscht.

Der Charakter der Zeit muss sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen *Kuratel* zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

ACHTER BRIEF.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während dass sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muss es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muss sie selbst erst *zur Kraft* werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen *Trieb* aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sich nicht zu entschleiern wusste, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloss, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heisst, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preis gegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoss der Natur zurück — woran liegt es, dass wir noch immer Barbaren sind?

Es muss also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch

wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung lässt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süssen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als dass er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauern Mühe des Denkens entgeht, lässt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, dass sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die Andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müssten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, dass alle Aufklärung des Verstandes nur in so fern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfliesst; sie geht auch gewissermassen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muss geöffnet werden. Ausbildnng des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniss der Zeit, nicht blos weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

NEUNTER BRIEF.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müsste also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniss rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchen alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von Allem, was positiv ist, und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten *Immunität* von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als dass beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie *Agamemnons* Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniss der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines *Nero* und *Commodus* beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur *überlebte*, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniss. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Massstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal

zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen! Weiss er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muss. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muss es, es ist schon gefallen, sobald du gewiss bist, dass es sich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äussern Menschen muss es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, dass nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürsen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, dass nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier musst du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müssiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

ZEHNTER BRIEF.

Sie sind also mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, dass sich der Mensch auf zwei entgegengesetzen Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, dass unser Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen, und in dem Barbaren dieselbe in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und auflösen — und wenn sie nicht wirklich Beides leistet, wie kann ein so grosser Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruss die Behauptung hören müssen, dass das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so dass es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich zuversichtlich genug auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwickelung erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büssen. Nichts desto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmässigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die blos darum die Grazien schmähen, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Massstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der

schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen zu setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, alle Delikatesse und Grossheit im Betragen als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, dass er als Gesellschafter alle Cirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt; während dass Er das Schlachtopfer des Fleisses, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das geniale Geheimniss, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. « Es ist nicht zu läugnen, » sagen sie, « die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist blos die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort, werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird blos deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen, und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, dass jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und dass der äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehen, die sich mit einer schönen Hülle vertragen. » In der That muss es Nachdenken erregen, dass man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, dass ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit, und bürgerlicher Tugend, dass schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange *Athen* und *Sparta* ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, dass die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, dass es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniss schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters, als für denselben zeugt. Als unter dem *Perikles* und *Alexander* das goldene Alter der Künste herbeikam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines *Sokrates*, und die Tugend in dem Leben eines *Phocion*. Die *Römer*, wissen wir, mussten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen und, durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität des Charakters triumphiren sehen. Aber den *Arabern* ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbasiden erschlafft war. In dem neuern *Italien* zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neueren Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältniss zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, dass Geschmack und Freiheit einander fliehen, und dass die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so grosser, Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluss der Schönheit lehren so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die *Erfahrung* der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen lässt, und ehe man ihrem Zeugniss Gewicht einräumte, müsste erst ausser Zweifel gesetzt seyn, dass es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heisst, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine *Vernunftbegriff* der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müsste also — weil es aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlich-vernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müsste sich als eine nothwendige Bedingung dar Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir also uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren

individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniss, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

EILFTER BRIEF.

Wenn die Abstraktion so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stillestehen und ihre Grenzen bekennen muss. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine *Person*, das Wechselnde seinen *Zustand*.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und Dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber *wir* sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren *mit der* Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie *aus* der Persönlichkeit fliessen. Alles, *was* die Gottheit ist, ist sie deswegen, *weil* sie ist; sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das Letztere, so müsste die Person sich verändern; wäre das Erstere, so müsste der Zustand beharren; also in jedem Falle entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil ausser uns noch etwas Anderes ist.

Die Person also muss ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fliessen, und so hätten wir denn fürs Erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die *Freiheit*. Der Zustand muss einen Grund haben: er muss, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, *erfolgen*; und so hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die *Zeit*. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, dass etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muss. Etwas muss sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Dass der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muss also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heisst, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. — Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muss der Mensch erst *empfangen*, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniss, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, *existirt* er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit nicht *werden* kann, so muss man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den *Sinnen*.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist blos die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeusserung; und so lange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als das sie ihn, der ohne sie blos Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, dass sie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus blosser Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen blos den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht blos Welt zu seyn, muss er der Materie Form ertheilen, um nicht blos Form zu seyn, muss er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fliessen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei Fundamental-

Gesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute *Realität:* er soll Alles zur Welt machen, was blos Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen: das zweite dringt auf absolute *Formalität:* er soll Alles in sich vertilgen, was blos Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere veräussern und alles Aeussere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

ZWÖLFTER BRIEF.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige *in uns* zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche *ausser uns* dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den *sinnlichen* nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heisst hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, dass Veränderung sey, dass die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der blos erfüllten Zeit heisst Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, *nacheinander* ist, so wird dadurch, dass Etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschliessend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Grössen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreisst. *)

So weit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreissbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen, aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unseres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den *Formtrieb* nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die letztere als absolute und untheilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, *da wir in alle Ewigkeit wir sind,* so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muss; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfasst mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, dass das Wirkliche nothwendig und ewig, und dass das Ewige und Nothwendige wirklich sey; mit andern Worten; er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur *Fälle* macht, so gibt der andere *Gesetze;* Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, dass wir einen Gegenstand erkennen, dass wir einem Zustande unsers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder dass wir aus Erkenntnissen handeln, dass wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reissen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann blos sagen: das ist wahr *für dieses Subjekt* und *in diesem Moment,* und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: *das ist,* so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann blos sagen: das ist für *dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniss* gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniss wird die Veränderung mit sich fortreissen, und, was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstande deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: *das soll seyn,* so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Grössen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer *Ideen-Einheit* erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich fasst. Wir sind bei dieser Ope-

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: *ausser sich seyn*, das heisst ausser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder ausser sich, so lange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: *in sich gehen*, das heisst, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist ausser sich, sondern: *er ist von sich*, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, blos *bei* sich, welches sehr gut mit dem Aussersichseyn bestehen kann.

ration nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

DREIZEHNTER BRIEF.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter *Grundtrieb*, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre *Tendenzen* widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in *denselben Objekten*, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stossen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, dass sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: dass ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, dass mit der Person sich auch der Zustand fixire, dass Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst missverstehen, und ihre Sphären verwirren *).

Ueber diese zu wachen, und einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der *Kultur*, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist, und nicht blos den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: *erstlich*: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; *zweitens*: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, grösstmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, grösstmöglichste Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Ersscheinungen darbietet, desto mehr Welt *ergreift* der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt *begreift* der Mensch, desto mehr Form schafft er ausser sich. Seine Kultur wird also darin bestehen; *erstlich*: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben: *zweitens*: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniss nun kann der Mensch *umkehren*, und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie *Er selbst*; in dem zweiten wird er nie *etwas Anderes* seyn; mithin eben darum in beiden Fällen *keines von beiden*, folglich — Null seyn. *)

*) Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als dass man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt *unterordnet*. Daraus aber kann blos Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muss allerdings seyn, aber wechselseitig: denn, wenn gleich die Schranken nie das Absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiss, dass das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, dass der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und koordinirt, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinander gesetzt in *Fichte's* Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794). Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber dass sie ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiss: in diesem Reiche also wird die Materie nicht blos *unter* der Form, sondern auch *neben* der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, dass das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, dass die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmasse. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuspricht, schliesst man das andere davon aus, und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders *als zum Nachtheile beider* überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich blos als Hinderniss zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei *diesem* Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im *Geiste* des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

*) Der schlimme Einfluss einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluss einer überwiegenden Rationalität auf unsere Erkenntniss und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher, aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsere Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist of-

Wird nämlich der sinnliche Trieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Person, so hört sie in demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inhalt der Zeit ist, so ist Er nicht, und *er hat* folglich auch keinen Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heisst, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniss auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form *ist, so hat er* keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit Einem Wort, nur insofern er selbstständig ist, ist Realität ausser ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, dass er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, dass er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muss eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mässigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muss dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn *nur an den Geist* darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muss ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muss mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit Einem Wort: den Stofftrieb muss die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit, oder die Natur, in seinen gehörigen Schranken halten.

VIERZEHNTER BRIEF.

Wir sind nun zum Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, dass der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniss beider Triebe ist zwar blos eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts *die Idee seiner Menschheit*, mithin ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. « Er soll nicht auf » Kosten seiner Realität nach Form, und nicht auf » Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr » soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und » das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. » Er soll sich einer Welt gegenüberstellen, weil er » Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt

fenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bei denen sich, sobald sie konstitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsere Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, sich *gegen uns herein* zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft *gegen sie heraus* streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stösst, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, dass so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsere praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unserer Begierden, oder durch die Rigidität unserer Grundsätze, mehr durch den Egoism unserer Sinne, oder durch den Egoism unserer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muss. Wie können wir, bei noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen Andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir uns selbst geben, in demselben Masse unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu befestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bei aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freilich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht denn auch grösstentheils das, was man *einen Menschen formiren* nennt; und zwar im besten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern nicht blos des äussern Menschen bedeutet. Ein so formirter Mensch wird freilich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit *von Aussen* wird ihm eben so wenig als die Menschheit *von Innen* beikommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Missbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieses zur Härte und Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freilich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem *wirklichen* Menschen, der unsere Hülfe auffordert, in Gedanken den *Ideal-Menschen* unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen Andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen Andere seyn; weich gegen sich und streng gegen Andere ist der verächtlichste Charakter.

» gegenübersteht. Er soll empfinden, weil er sich bewusst ist, und soll sich bewusst seyn, weil er empfindet. » — Dass er dieser Idee wirklich gemäss, folglich in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lange er nur einen dieser beiden Triebe ausschliessend, oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniss. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung *zugleich* machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewusst würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner *ausgeführten Bestimmung*, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, dass Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, dass Veränderung sey, dass die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, dass die Zeit aufgehoben, dass keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit *in der* Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst* bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb will also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schliesst aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schliesst aus dem seinigen alle Anhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschliessung der Freiheit ist aber physische, Ausschliessung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gefühl zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir Jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Natur*. Wenn wir gegen einen Andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Vernunft*. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessirt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nöthigt, so lässt jener unsere formale, dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig; das heisst, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er *beide* zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Masse, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluss nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Masse, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.

FÜNFZEHNTER BRIEF.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Lassen Sie es sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freierer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst *Leben*, in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich fasst. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heissen können, ein Begriff der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit Einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch blos in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, dass seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. So lange wir über seine Gestalt blos denken, ist sie leblos, blosse Abstraktion; so lange wir sein Leben blos fühlen, ist es gestaltlos, blosse Impression. Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, dass wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, dass man *jene Vereinigung selbst* begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heisst, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muss die Forder-

ung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet lässt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt : es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, *ob* eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. *Wie* aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend blosse Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophirenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniss der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist: (*) sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heisst, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äusserlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniss befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden theilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen *ernst*, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht : eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, so bald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, so bald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit Einem Wort : indem er mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es *leicht* wird.

Wird aber, möchten Sie *längst* schon versucht gewesen seyn, mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, dass man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein *blosses Spiel* einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschliessung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es blos auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heisst denn ein *blosses* Spiel, nachdem wir wissen, dass unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und *nur* das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, *Einschränkung* nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, *Erweiterung*. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheistideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergetzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines lybischen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.*) Nun spricht aber die Vernunft : das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht blosse Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktirt. Mithin thut sie auch den Ausspruch : der Mensch soll mit der Schönheit nur *spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit* spielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt*. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine grosse und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er

*) Zum blossen Leben macht die Schönheit *Burke* in seinen phil. Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, so weit mir bekannt ist, jeder Anhänger des *dogmatischen* Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniss ablegte; unter den Künstlern *Raphael Mengs* in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerei; Anderer nicht zu gedenken. So wie in Allem hat auch in diesem Stück die *kritische* Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

*) Wenn man (um bei der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe schöne Leben des *Corso* in Rom gegen einander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegen einander zu nüanciren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinen Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur dass sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, liessen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Waugen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den *Müssiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Loose des Götterstandes: Ein blos menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfasste, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der *Neigung* auch alle Spuren des *Willens* aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wussten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer *Juno Ludovisi* zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnet die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blösse, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in die Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

SECHSZEHNTER BRIEF.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und *Gleichgewicht* der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer *Schwankung* zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit der Erfahrung hingegen wird eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch lässt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, dass von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine *auflösende*, um sowohl den sinnlichen als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine *anspannende*, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch, dass sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, dass sie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden *wird*, das *ist in* dem Schönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Ideal-Schöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung *gibt* es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisirt werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird blos *Tugenden* üben, blos *Wahrheiten* fassen, blos *glückselige Tage* geniessen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniss, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, it die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im Physichen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, dass der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, dass auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und dass die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Grosse der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, dass mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und dass auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange, entweder der Materie oder der Formen ist also die,

schmelzende Schönheit Bedürfniss, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniss, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluss des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, dass es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und dass beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniss der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehen.

SIEBENZEHNTER BRIEF.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine anderen Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen *in einem bestimmten* Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem blossen Begriff, sondern aus äussern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fliessen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der blosse Inhalt derselben, dass im Ganzen nur *zwei* entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch blosse Vernunft gewiss, dass wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäss, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr fassten; nur dass sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer *idealen* Vollkommenheit raubt, als er von seiner *individualen* Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem grossen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, dass es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein angespanntes und für ein abgespanntes Gemüth die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede *ausschliessende* Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird *erstlich*, als ruhige Form, das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird *zweitens* als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten; den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle

Leben, hier mehr in die blosse abgezogene Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschliessen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererm Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten.

ACHTZEHNTER BRIEF.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, dass es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen *mittleren Zustand* geben müsse, und dass uns die Schönheit in diesen mittlern Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der grösste Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken *unendlich* ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiss.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heisst es, verknüpft zwei Zustände mit einander, die *einander entgegengesetzt sind,* und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so dass beide Zustände sich auf das Bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heisst es: jene zwei entgegengesetzen Zustände *verbindet* die Schönheit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, dass beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als dass man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres *Gefühls* blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterscheiden, die andern, welche den Verstand ausschliessend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas Anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten die Schönheit *dynamisch,* d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit *logisch,* d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstande doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die Ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben, die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, dass die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, dass die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der *Ausschliessung gewisser Realitäten,* sondern in der *absoluten Einschliessung aller* besteht, dass sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden *).

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, dass die *sensualen* Aesthetiker, welche das Zeugniss der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der *That nach* weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie *der Einsicht* nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniss findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, *dem Resultat nach*, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

NEUNZEHNTER BRIEF.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, nnd eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird ,ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der blossen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als blosses Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum *begrenzen;* um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausschliessung zur *Position* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer blossen Ausschliessung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer blossen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heisst urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der *Gedanke*.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen, eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, dass es dem Menschen einen Uebergang von Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden von Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlasst werden muss, sich zu äussern, in seiner Aeusserung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, dass es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündet. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schliesst jede fremde Einwirkung aus; und nicht insofern sie beim Denken *hilft* (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), blos insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäss sich zu äussern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dies aber setzt voraus, dass die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff seines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heisst die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Mass unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muss man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth *aus sich selbst* zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, dass wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demselben Wesen zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammenbestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniss als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben *ihn selbst* unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar *in ihm*, aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn blos für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwickelung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuss der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewusstseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit *ausser uns* bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unsere Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewusstseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewusst ist, wird Vernunft, das heisst absolute Konsequenz und Universalität des Bewusstseyns gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der *Metaphysiker* sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der *Physiker* die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fliessen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewusstseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für Alles, was *für den* Menschen ist, und für Alles, was *durch ihn* werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne dass man zu sagen wüsste, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewusstseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unsers Erkenntnisskreises liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewusstseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Aufang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dies geschehen ist, erfolgt Alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verlässt ihn die Hand der *Natur*, und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der *Freiheit* den Ursprung *).

ZWANZIGSTER BRIEF.

Dass auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem blossen Begriff; dass aber *die Freiheit selbst* eine Wirkung der *Natur*, (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen), kein Werk des Menschen sey, dass sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch *vollständig ist*, und seine *beiden* Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muss also fehlen, so lange er unvollständig und einer von beiden Trieben ausgeschlossen ist, und muss durch Alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wiederhergestellt werden können.

Nun lässt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchen der Mensch noch nicht vollständig und einer von beiden Trieben ausschliessend in ihm thätig ist. Wir wissen, dass er anfängt mit blossem Leben, um zu endigen mit Form; dass er früher Individuum als Person ist, dass er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewusstseyn vorhergeht, und in dieser *Priorität* des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluss zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muss also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, dass etwas anfange, was noch nicht war; es muss zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muss *einen Schritt zurückthun*, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die engegengesetzte eintreten kann. Er muss also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen,

*) Um aller Missdeutung vorzubeugen, bemerke ich, dass, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch, dass der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art; dadurch, dass er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der ersten erklären.

augenblicklich von *aller Bestimmung frei seyn*, und einen Zustand der blossen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muss er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der blossen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem grösstmöglichsten Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustande etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muss also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muss sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, dass man ihr *eine andere entgegensetzt*. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heissen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muss man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *ästhetischen* heissen *).

*) Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemissbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag Folgendes zur Erklärung dienen. *Alle* Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre *physische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns eine Erkenntniss verschaffen; das ist ihre *logische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachter werden; das ist ihre *moralische* Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn: das ist ihre *ästhetische* Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflössen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem Allem und ohne dass wir bei seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der blossen Betrachtung und durch seine blosse Erscheinungsart gefallen. In dieser letzten Quantität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unserer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aesthetischen gern mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluss noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen, dass das Gemüth im ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und dass diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, dass die Gesetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, *nicht vorgestellt werden*, und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

EIN UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, blos insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschliessend bestimmt, d. h. bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist blosse Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, dass in beiden Zuständen das Gemüth determinirt, dass der Mensch ausschliessungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der blossen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, dass beide jedes bestimmte Daseyn ausschliessen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine *leere Unendlichkeit* vorgestellt wurde, so muss die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs Genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also *Null*, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muss man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf *Erkenntniss* und *Gesinnung* für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit Einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhän-

gen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als dass es ihm nunmehr *von Natur* wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — dass ihm die Freiheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, dass ihm durch diese einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausschliessende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freilich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muss ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden *).

Es ist also nicht blos poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferinn nennt. Denn, ob sie uns gleich die Menschheit blos möglich macht, und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferinn, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen lässt.

*) Zwar lässt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschliessungen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand ästhetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bei Andern, welche ihren Genuss mehr in das Gefühl *des ganzen Vermögens*, als einer *einzelnen* Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit grössere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, dass die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt, dass sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu grossen Rollen geboren sind.

ZWEI UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als *Null* betrachtet werden muss, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand *der höchsten* Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniss und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muss nothwendig auch jede einzelne Aeusserung derselben, dem Vermögen nach, in sich schliessen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muss diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeusserung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschliessend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besonderes Geschick, aber setzen ihm auch dafür eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äussert sich mit einer Reinheit und *Integrität*, als hätte sie von der Einwirkung äusserer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniss, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuss ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probirstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuss dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, dass wir keine *rein ästhetische* Wirkung erfahren haben; es sey nun, dass es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks blos in seiner grössern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen.

Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuss zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuss in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik *durch ihre Materie* noch immer in einer grössern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, *als seines Mediums,* noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, *durch die Bestimmtheit seines Begriffs* an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jenem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, dass, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste *in ihrer Wirkung auf das Gemüth* einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muss Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muss Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muss uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, dass er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiss, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht blos die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muss der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniss des Meisters, *dass er den Stoff durch die Form vertilgt;* und je imposanter, anmassender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit *seiner* Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt, und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muss völlig frei und unverletzt bleiben, es muss aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolste Gegenstand muss so behandelt werden, dass wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muss so behandelt werden, dass wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf; denn *erstlich* sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, und *dann* wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, dass Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es blos durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder blos mit dem Verstand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe *Element* empfänglich, muss er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuss daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch; nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser geniessen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Messiade wäre, *Erbauung* zu verlangen, so werden sie an einem Anakreontischen oder Catullischen Liede unfehlbar ein Aergerniss nehmen.

DREI UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittlern Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unseren intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch lässt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als dass man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muss ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft blos sich selbst zu verdanken haben,

und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, dass die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand, noch den Willen gebe, dass sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschliessens mische, dass sie zu beiden blos das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muss unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber dass sie dieses überhaupt nur könne — dass es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dies behaupte ich, muss durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von Aussen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muss er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder, indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder *indem er die aktive schon in sich enthält*, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er blos die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heisst, et wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, dass nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem blossen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine blosse Freiheit vollbringen, da er sich blos zu nehmen, und nicht zu geben, blos seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie sur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muss die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muss man erst seine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weisen zu machen; diesen muss man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem blos physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustande zur Selbstständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen können, so muss dafür gesorgt werden, dass er in keinem Momente blos Individuum sey, und blos dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muss er sich schon *innerhalb der ersten* für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im Geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, *was er wirkt, auf den Inhalt* seines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, dass er rein moralisch sey, dass er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letzere ist es alsog anz in seine Willkür gestellt, ob er sie blos als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmässigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt*). Mit

*) Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer *edeln* Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heisst jede Form, welche dem, was seiner Natur nach blos *dient* (blosses Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu seyn; er muss alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit ist aber der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des *Verstandes* in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmässigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, austatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, dass man nie *mehr* thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er blos die Beziehung meint welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich blos auf einen Zweck beziehen, *über diesen Zweck noch hinaus* ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts Anderes heissen kann, als das Physische ästhetisch ausführen) heisst zugleich *über die Pflicht hinaus* gehen, indem diese nur vorschrei-

Einem Worte: im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muss der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muss er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muss er das Gesetz seines Willens auflegen; er muss, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muss lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden, noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äussern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

VIER UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluss der äussern Dinge oder in der freien Willkür des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem *physischen* Zustand erleidet blos die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustand, und er beherrscht sie in dem *moralischen*.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu seyn, ungebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt blos Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen *in ihm* die Nothwendigkeit *ausser ihm* fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst lässt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Grösse nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie an sich reissen in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stösst sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniss zur Sinnenwelt unmittelbare *Berührung*, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniss gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

> Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
> Kraftvolles Mark ist sein
> Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
> Der Gott um seine Stirn ein ehern Band.
> Rath, Mässigung und Weisheit und Geduld
> Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
> Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
> Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.
>
> *Iphigenie auf Tauris.*

Mit *seiner* Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewusst, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schliesst ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion *ihn selbst* von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewusstseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur lässt sich freilich, so wie er geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist blos Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine *Würde* auf einer strengen

ben kann, dass der *Wille* heilig sey, nicht dass auch schon die *Natur* sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heisst edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluss wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth besitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äussern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben Manche ästhetischen Ueberfluss mit einem moralischen verwechselt, und, von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsere Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muss, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt: hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine *Glückseligkeit.* Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt ernstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreissen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt emporzuführen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Missdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verlässt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die blosse Thierheit sich einschliesst, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden *Imagination* das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung blos veranlasst, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form, nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen, nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniss hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also *Sorge* und *Furcht*; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingten Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, blos um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne, den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. So bald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäss, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muss der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müsste; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen *Erkenntnisskreise* nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem *Gefühlkreise* suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiss, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des *Grundlosen* wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern *Zweck* kennt als ihren Vortheil, und sich durch keine andere *Ursache* als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muss es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also blos die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung *vorhergeht*, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen *positiven Ursprung*, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die *Natur* hinausschreitet, und ausserhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmässigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht *von* Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und *in*

alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniss mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, dass die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder dass sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, dass er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber keines von beiden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

FÜNF UND ZWANZIGSTER BRIEF.

So lange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt blos leidend in sich aufnimmt, blos empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst blos Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande sie ausser sich stellt oder *betrachtet*, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen *).

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniss des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, dass sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der blossen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, lässt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des Bewusstseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die *Form* reflektirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine Nacht mehr: sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser grossen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des *Zeus* versinnlichen, der das Reich des *Saturnus* endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie blos empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, so bald er sie denkt. Die ihn vordem nur als *Macht* beherrschte, steht jetzt als *Objekt* vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muss es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und so lange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniss der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiss. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem blossen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntniss der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von Allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber

*) Ich erinnere noch einmal, dass diese beiden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muss man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stand sich befunden; und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen *Gegenstand sieht*, so ist er schon nicht mehr in einem blos physischen Zustand, und so lang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch einem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des 24sten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniss, die wir durch die Sinne erhalten.

wenn wir uns an Erkenntnissen ergetzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne dass deswegen die Erkenntniss aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der *Schönheit* absondern zu wollen: daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, sondern beide zugleich und wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den *Uebergang* von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, dass das Erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen lässt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfliesst hier so vollkommen mit den Gefühle, dass wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar *Gegenstand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein *Zustand unsers Subjekts*, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben; weil wir sie fühlen. Mit Einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, dass das Leiden die Thätigkeit, dass die Materie die Form, dass die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — dass mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muss hinzusetzen, sie *allein* kann es uns beweisen. Denn da beim Genuss der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe blos beweisen, dass auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht dass beide zusammen bestehen, nicht dass sie wechselseitig auf einander wirken, nicht dass sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müsste sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschliessung des Gefühls, so lange gedacht wird, und des Gedankens, so lange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beider Naturen schliessen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen als den, dass sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuss der Schönheit oder *der ästhetischen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechselung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die *Vereinbarkeit* beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, dass die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und dass der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Uebersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann mit Einem Wort nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von blossen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

SECHS UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung gibt, so ist leicht einzusehen, dass sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muss sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung losspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniss fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich *troglodytisch* in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie *ausser sich* findet, auch nicht da, wo er *nomadisch* in grossen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie *in sich* findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genusse und nur der Genuss zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt, und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmass entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? So weit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität miteinander, dass beide nur das *Reelle* suchen, und für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verstand nicht unter der

Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Bedürfniss der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche blosse Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs Erste zeugt es von einer äussern Freiheit; denn so lange die Noth gebietet und das Bedürfniss drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniss gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen lässt, die unabhängig von einem äussern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergetzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut.

Es versteht sich von selbst, dass hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte blos Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heisst alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben, und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie blos Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniss des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden;* denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, geniesst er blos mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode blos dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt mit dem Auge zu geniessen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird blos von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich blos seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt, und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche *sein* Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der *Kunst des Scheins,* und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiss, desto mehr wird er nicht blos das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der *Welt des Scheins*, in dem weltlosen Reich der Einbildungskraft, und nur so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und so lange er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, dass der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn Beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die blosse Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmasst, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen lässt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur so weit er *aufrichtig* ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur so weit er *selbstständig ist* (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, dass der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn so weit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne blos gemahlte gefallen; aber in so weit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl: diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der schönen Kultur, in

dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schliessen—da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuss, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder « der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen » — Beides ist gern verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: « *In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?* ist also die Antwort so kurz als bündig diese: *in so weit es ästhetischer Schein ist, d. h.* Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, dass der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben: dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, dass alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, dass sie dem Zeitalter nicht blos den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht blos die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmasst; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armseligkeit zudeckt; auch gegen den idealischen, der eine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, dass sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es missfällt ihnen, dass äusserer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdriesst sie nicht weniger, dass man auch Schein vom Verdienste fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erlässt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckige nnd Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluss wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art *dem Stoff an sich selbst* eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur in so fern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht dass wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dies noch lange nicht genug), sondern dass wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, dass wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht geniessen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

SIEBEN UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Missbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Missbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muss diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt lässt der Mensch diesen lange Zeit blos seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem Letzten bedarf er einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schliessen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur *Verschönerung* seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, dass er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein (den er aber dafür erkennen muss), Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniss fordert, verlangt er Ueberfluss; Anfangs zwar blos einen Ueberfluss des *Stoffes*,

um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuss über das gegenwärtige Bedürfniss hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluss *an dem Stoffe*, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuss über jedes Bedürfniss hinaus zu erweitern. Indem er blos für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselben voraus geniesst, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten: er geniesst *mehr*, aber er geniesst nicht *anders*. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuss zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuss nich blos dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müssige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand geniesst sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl, auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniss überhaupt, blos von einem bestimmten, von einem äussern Bedürfniss. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und *es spielt*, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon *zum Theil* die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem *physischen Ernste* nimmt sie durch den Zwang des Ueberflusses oder das *physische Spiel* den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fessel jedes Zweckes erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von Ferne schon der *freien Bewegung*, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, blos ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, blos zu seinem animalischen Leben, und beweisen blos seine Befreiung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schliessen zu lassen. *) Von diesem Spiel der *freien Ideenfolge*, welches noch ganz materieller Art ist, und aus blossen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch *einer freien Form* den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muss man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum ersten Mal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlung eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber so lange rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstäte Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heisst ihm in dieser Epoche blos, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein *mögliches Bilden*, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände, nicht weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm, nicht weil sie einem Bedürfniss begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, dass ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen. Anfangs zwar nur durch das, was *sein* ist, endlich durch das, was *er* ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr blos die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muss es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr

*) Die mehrsten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren grössten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gern sich gerade die schlaffsten Seelen diesem freien Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äussern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreisst, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muss sie sich schon bei ihrem reproductiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der blossen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr grosser Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muss hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

blos Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluss in das Nothwendige zu bringen, reisst sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er *schmückt* sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von Aussen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung, allmälig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und Anfangs blos den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Geberdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniss bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein grossmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniss zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muss eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muss aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muss Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Grossmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Hass merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heisst, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem *dynamischen* Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem *ethischen* Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem *ästhetischen* Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber stehen. *Freiheit zu geben durch Freiheit* ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie blos (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniss den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen *geselligen Charakter* ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle anderen Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle anderen Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschliessend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt de Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne geniessen wir blos als Individuen, ohne dass die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniss geniessen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschliessen können. Das schöne allein geniessen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als *Repräsentanten* der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschliessung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergisst seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhebt; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äussersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, lässt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreissen. Die ungesellige Begierde muss ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne

lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muss ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniss unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muss auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muss sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines *Amors* gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniss, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staub, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muss sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und wenn es wahr ist, dass der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müsste man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniss nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, und der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

UEBER

DIE NOTHWENDIGEN GRENZEN

BEIM

GEBRAUCH SCHÖNER FORMEN. *)

Der Missbrauch des Schönen und die Anmassungen der Einbildungskraft da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reissen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, dass es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns blos erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluss äussert, um bestimmen zu können, *wie weit* er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniss zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniss zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmässig und rechtmässig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluss zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluss frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muss, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschliessen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muss.

Wenn wir *erkennen*, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen *Gegenstand*, auf ein Verhältniss zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, gerichtet. Wenn wir *empfinden*, so verhalten wir uns *leidend*, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewusste Handlung des Geistes ist) ist blos auf unsern Zustand gerichtet, in so fern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne blos empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniss desselben zu andern Objekten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber *von* demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustandes, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniss, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniss der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniss gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniss hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zur Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Esslust gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsere Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst

*) *Anmerkung des Herausgebers.* In den Horen vom Jahr 1795 erschien dieser Aufsatz zuerst.

würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muss sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich blos in der *Form* erlaubt, ohne dadurch etwas an dem *Inhalt* zu verändern, ist grossen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniss und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtigt.

Es gibt eine *wissenschaftliche* Erkenntniss, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine *populäre* Erkenntniss, welche blos auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern geradezu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit blos dem *Inhalt nach* vorzutragen, sondern auch *die Probe* der Wahrheit muss in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts Anderes heissen, als, nicht blos der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muss den Denkgesetzen gemäss seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schliessen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muss der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäss, immer nach Anschauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlass bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen *Freiheit* und erkennt dabei kein anderes Gesetz als den Zufall der Raum-und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit *Theilvorstellungen* oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge *nach ihren innern Verhältnissen* verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher *trennte*, d. h. nur durch Vorstellungen, *verbinden*. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit, und es ist blos der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft *ganze* Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt*). Es is daher unumgänglich nöthig, dass da, wo es um strenge Konsequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniss des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muss schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschliessung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb als durch Gesetzmässigkeit im Fortschritt ihrer Willkür in Kombinationen Schranken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung und auf einen ernstlichen Entschluss des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluss *nicht* voraussehen lässt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, dass das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniss Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verlässt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muss die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befasse, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muss, wie er sie findet, so kann er auch blos die allgemeinen Bedingungen des Denkens und blos die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere *Denkfertigkeit*, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bei denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenchaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich *mit*, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überlässt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bei dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber immer *reproductiv*, (empfangene Vorstellungen erneuernd), nicht aber *productiv* (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet,

*) Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der *Beispiele* sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall sich Umstände finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, dass diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

als dass die Einbildungskraft es vergessen könnte, dass sie blos im *Dienst des Verstandes* handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer blos *didaktisch;* denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmsten Eigenschaften, *Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.*

Frei wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmässigkeit, dass die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und blos dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. *Sinnlich* wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die *ganze* Vorstellung) hingibt, wo es blos um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die Sinnliche Darstellung ist also, von der einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur *eine* Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder *eingeschränkt* und *arm,* weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluss darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muss die Rede einen materiellen Theil oder *Körper* haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und blos sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und das Bedürfniss der Phantasie ist befriedigt. Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein *organisches* Produkt, wo nicht blos das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die blos wissenschaftliche Darstellung ist ein *mechanisches* Werk, wo die Theile leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniss hervorzubringen, muss die Rede einen geistigen Theil, *Bedeutung,* haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theile der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während dass sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, blos durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelöst, uud der Verstand wird durch Gesetzmässigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, dass sie in einem solchen glücklichen Verhältniss zwischen äusserer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die *Individualisirung* der Gegenstände, und der figürliche oder *uneigentliche Ausdruck* das Meiste bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bedingungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugestalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkürliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, dass sie dem Zügel des Verstandes nie gang entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt die Freiheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem *Gesetz der Nothwendigkeit,* aber nach dem *Gesetz der Freiheit* gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfliesst, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, dass alle drei den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns also alle drei zu einer Erkenntniss verhelfen, dass aber die Art und der Grad dieser Erkenntniss bei einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als *möglich* und als *wünschenswürdig* vor, als dass er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich blos als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, dass es sich *wirklich* so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiss. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was *ist,* aber niemals was *seyn muss.* Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er beweist aus unbezweifelten Gründen, dass es sich *nothwendig* so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgeht, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drei verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen

wird sich als Regel annehmen lassen, dass da, wo es nicht blos an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. *Wann* aber der populäre Ausdruck in den *schönen* übergehen darf, das entscheidet der grössere oder geringere Grad des Interesse, den man voraus zusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den *Besitz* einer Erkenntniss; der schöne Ausdruck *leiht* uns dieselbe blos zu augenblicklichem Genuss und Gebrauche. Der erste gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit sammt der Wurzel, aber freilich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die blosse Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt sich von selbst, und ich bemerke blos, dass der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum *völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen*, die er ihm beibringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniss seines Publikums zu befriedigen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er ausstreut, so schnell, als er immer kann, *praktisch* zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem *Sinn* übergibt und für die *Empfindung* zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum blos aus Bedingungen übernimmt und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, schon bei demselben vorauszusetzen, richtet sich blos nach dem *Objekt* seines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muss, sich zugleich nach den *Subjekten* zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war und wiederkommt, braucht blos Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muss sein Geschäft bei jedem Vortrag *vollenden*; jede seiner Aufführungen muss ein Ganzes für sich seyn, und ihren vollständigen Aufschluss enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller, schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt, wenn die schöne Welt Schriften ungelesen lässt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem blossen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form *aufgeopfert* worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigern Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bei dieser Lektüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die blosse Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, dass ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muss der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmässigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edleren Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bei dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bei dem Schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens blos von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muss diese Bestimmtheit sich eher finden lassen als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmässigkeit muss da seyn, aber sie muss als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studirt wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmässigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand *insbesondere*, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn durchaus hervorgehen: dies ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die

strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, dass der Verstand diese Resultate nothwendig finden muss, sobald er sich nur darauf einlässt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und, wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, dass er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muss ihn freilich erst *übersetzen*, wenn er ihn verstehen will, so wie der blosse nackte Verstand, entblösst von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur und in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabiren muss. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, oder wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben: denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens aus — als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, dass er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermischen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichsten Sinn des Worts, *zu lehren*. Dazu ist er glücklicherweise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muss sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, blos todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniss nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, dass die Bildung dieses Vermögens bei dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das Erstere nur beobachtet worden ist, kann das Zweite keine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiss muss man einer Wahrheit schon im hohen Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muss einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, dass er sie richtig fasse, und zu behaupten weiss; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, dass er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, dass er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was *in uns selbst* schon lebendige That ist, kann es *ausser uns* werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht hervor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte, und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Erkenntniss eben das, was sie im Moralischen in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geschlecht kann und darf seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach mit dem männlichen nie die *Wissenschaft*, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die *Wahrheit* theilen. Der Mann lässt es sich noch wohl gefallen, dass sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergibt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innere Bau seines Wesens gibt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heissen müsste, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren. Freilich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich ist. Aber glücklicherweise braucht es auch nur der Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, dass sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht blos nachliess, sondern verbot, muss der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so

viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und lässt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und geniessen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniss zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, dass er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, dass er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eigenen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniss günstige Stimmung zu versetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmassen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er *sein* Gesetz, welches kein anderes ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht blos auf die *Behandlung*, sondern auch auf die *Sache* anwendet, und nach Massgabe desselben die Materialien nicht blos ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge *sind*, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muss, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerei nur allzu oft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Cirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Cirkel der Grazien einzuführen, ehe die *Musen* ihn als mündig entlassen haben, muss ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, dass eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht *). Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiss, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff ist hingegen gar nur der Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muss der Geschmack nur die äussere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geiste, kurz, so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft *zuviel* verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blosse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muss tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, dass ihre Werke uns spielend ergetzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probirstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Grossen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, dass er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil

*) Herr *Garve* hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung *bürgerlicher* und *adeliger Sitten* im 1. Theil seiner Versuche etc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, dass sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr *Garve* seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechfertigen können. So viel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, so viel muss dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, dass der Bürgerliche *arbeitet*, und der Adelige *repräsentirt*, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

will dieses Zeugniss der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler austattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des *Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn*, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und lässt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, dass nur aus dem unscheinbar Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd fasst. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verlässt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Massstab des Ideals zu erweitern Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, dass es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuss der Vollendung aufopfert. Dem blossen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es selbst beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmassungen des Geschmackes, wenn sie den *Willen* zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unseres Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muss den Verstand verfinstern : aber eben diese Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas *Böses* und muss unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle *ausschliessend* anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluss sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlass daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, dass die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt grosse Gefahr entstehen.

Dafür nämlich, dass bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft *auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet*, und dass der Sinn sich gefallen lässt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu geniessen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, *in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungkraft zu richten* und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die *zufällige* Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als *nothwendige* Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniss gerathe, lässt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre *blinde Stärke* der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mässigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrieen. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mässigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, dass eben diese Triebe, die vorher nur *durch ihre blinde Gewalt* furchtbar waren, durch einen Anschein von *Würde* und durch eine *angemasste Autorität* der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Wilden ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, dass das moralische und ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekt zusammentreffen und in demselben Anspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr *vergeistigten* Trieb für einen der *ihrigen* zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, dass Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese *Repräsentation* des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft als moralische Richterinn zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit

ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniss beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, musste diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der *Untadelhaftigkeit*, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, dass man seinen Ansprüchen nicht eine gewisse *Achtung* zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewusst hat, will also der Vernunft nicht mehr *untergeordnet*, sie will ihr *beigeordnet* seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagschalen stehen also, wie sie vorgibt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, dass das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt sich keine dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiss sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die blosse Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekt misstrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, dass der geliebte Gegenstand unglücklich ist, dass er um unsertwillen unglücklich ist, dass es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. « Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, grossmüthige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heisst das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst seyn wollen? » So sophistisch weiss dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, *als* eine *Anregung der Selbstliebe* verächtlich zu machen, und unsere sittliche Würde *als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit* vorzustellen, welche zu veräussern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman, *Liaisons dangereuses*, findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn *von Tourvel* ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, dass sie ihre Tugend der Grossmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim stellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um grossmüthig seyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein *Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um, für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen*. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, dass er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniss fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, dass sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch *beherrschen*, doch nie bei ihm in *Ansehen* setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, dass er *fehlt*, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, dass er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, *belügt* er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniss des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, dass ein verkehrter Wille den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Nei-

gung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft, sich dieser Würde anzumassen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müsste, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberinn, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung *schenken* lässt, was sie ihr *abfordern* könnte, denn unter dem Scheine von *Freiwilligkeit* kann sich leicht das Gefühl der *Verbindlichkeit* verlieren, und ein Geschenk lässt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters *unmittelbar* gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, dass die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu geniessen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmässigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer *anticipiren*, und keine Versuchung zum Bruch des Gezetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, geniesst den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes *unmittelbar* zu verkehren, und da *seiner* Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

UEBER

NAIVE UND SENTIMENTALISCHE DICHTUNG. *)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern blos *weil sie Natur ist*, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeit verweilt, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniss erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, dass weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Fürs Erste ist es durchaus nöthig, dass der Gegenstand, der uns dasselbe einflösst, *Natur* sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens dass er (in weitester Bedeutung des Worts) *naiv* sey, d. h. dass die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts Anderes als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmnng des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, dass es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. *) Daraus erhellet, dass diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie *sind*, was wir *waren*; sie sind, was wir wieder *werden sollen*. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Zuerst war dieser Aufsatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

*) *Kant*, meines Wissens der Erste, der über dieses Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, dass, wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel *vom intellektuellen Interesse am Schönen* in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen grossen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckung von dieses Mannes hohem philosophischem Berufe, (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert,) zu überzeugen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, dass sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken *in ihnen* also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in *uns* einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie *unsern* Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuss unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden *bestimmten Zustand* unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei Weitem die mehrsten Menschen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieser Art äussert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äussern, weil schon die allen Menschen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bei noch so grosser Entfernung unserer *Thaten* von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, *in der Idee* dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die *Unnatur* in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindischen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, dass es blos die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, dass wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der *Beschränktheit* unsers Zustands, welche von der *Bestimmung*, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen *Bestimmbarkeit* in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld *hinaufsehen*, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als dass sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die *Anlage* und *Bestimmung*, in uns ist die *Erfüllung* dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein *heiliger* Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Grösse einer Idee jede Grösse der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Masse gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruche zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das *Naive* der Denkart in uns erregt. Es verbindet die *kindliche* Einfalt mit der *kindischen*; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blösse und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsere (*theoretische*) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, dass die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, dass folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (*praktische*) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus innerer Grösse verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, dass wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliessen. *) Zum Naiven wird erfordert, dass die Natur über die Kunst den

*) *Kant* in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225 der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreierlei Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. « Etwas aus Beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen Gefühl der Achtung) Zusammengesetztes findet sich in » der Naivetät, die der Ausbruch der der Menschheit » ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur » andern Natur gewordenen Verstellungskunst ist. Man » lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich » zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die » Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig angelegten Aeusserung, und siehe, es ist die unverdorbene » schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht » gewärtig und der, so sie blicken liess, zu entblössen » auch nicht gemeint war. Dass der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserem Urtheile sehr » viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, » dass gleichsam der Schalk in uns selbst blossgestellt » wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei » entgegengetetzten Richtungen nach einander hervor, » die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Dass aber » etwas, was unendlich besser als alle angenommene » Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart (wenigstens » die Anlage dazu), noch nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es » aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist, und die » Decke der Verstellungskraft bald wieder vorgezogen

Sieg davontrage *), es geschehe diess nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewusstseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der *Ueberraschung*, und belustigt; in dem andern ist es das Naive der *Gesinnung*, und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muss die Person *moralisch* fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als *physisch* unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Konstrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine *Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird*, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraschung, wie bei dem der Gesinnung, muss die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches; dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künstelei, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung; so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen *). Es wird also erfordert, dass die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als *dynamische*, sondern dass sie durch ihre Form als *moralische* Grösse, kurz dass sie nicht als *Nothdurft*, sondern als *innere Nothwendigkeit* über die Kunst triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, sondern die *Unstatthaftigkeit* der letztern muss der erstern den Sieg verschafft haben, denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bei dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein *Mangel* an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben blos Gelegenheit, dass die Natur *ihrer moralischen Beschaffenheit*, d. h. dem Gesetze *der Uebereinstimmung ungehindert folgt*.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv *gesinnte* hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern blos der durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst, und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurchbricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatze gegen die Künstelei, und die Wahrheit im Gegensatze gegen den Betrug, muss jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht durch einen moralischen Charakter. *)

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die *Natur*, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die *Person*, und geniessen also nicht blos ein moralisches Vergnügen, sondern auch über einen mo-

» wird, so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, » welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich » als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr » wohl verbinden lässt, und auch wirklich damit ge- » wöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit » dessen, der den Stoff dazu hergibt, darüber, dass er » noch nicht nach Menschenweise gewitzigt ist, zu ver- » güten pflegt. » — Ich gestehe, dass diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es *Lachen*, wenn sich Jemand durch Naivetät *blossgibt*, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fliessen. Aber auch das Naive der Gesinnung, erregt immer ein *Lächeln*, welches doch schwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniss, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem solchen Anlass erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muss, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

*) Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen; *die Wahrheit uber die Verstellung*, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschliessen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künstelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

*) Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist naiv, wenn es sich von dem Manierirten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dergl. aus freier und gesunder Natur dispensirt. Dasselbe findet auch bei dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Uebertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der *freie* Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lektion schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es die selbe aus natürlicher Freiheit vergisst.

*) Da das Naive blos auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude, sobald wir Jemand durch seine Naivetät in Gefahr gesetzt sehen.

ralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, dass sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht blos Recht, sondern die Person hat auch *Ehre*. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst: gesetzt auch, dass dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich blos an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, dass dieser oder jener Mann vor Armuth verschmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist die Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelt aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht blos auf das Bedürfniss und auf das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der blossen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniss, sonst aber von gutem Verstande, einem Andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiss, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leiht, ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in sofern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der grossen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, dass sie es mit einer verderblichen Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äussersten Grenze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des *Papstes Adrian des Sechsten*, die uns Herr *Schröckh* mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem kritischen Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blössen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivetät der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dies war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger *Adrians* in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber *Adrian* hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Missbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäss liess er sich in der *Instruktion*, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei keinem Papste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. « Wir wissen es wohl, » hiess es unter Anderm, « dass an diesem heiligen Stuhl » schon seit mehreren Jahren viel Abscheuliches vor- » gegangen; kein Wunder, wenn sich der kranke » Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem » Papst auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind » abgewichen, und schon lange ist keiner unter uns » gewesen, der etwas Gutes gethan hätte, auch nicht » Einer. » Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in seinem Namen zu erklären, « dass er, *Adrian*, we- » gen dessen, was vor ihm von den Päpsten geschehen, » nicht dürfe getadelt werden, und dass dergleichen « Ausschweifungen, auch da er noch in einem gerin- » gen Stande gelebt, ihm immer missfallen hätten » u. s. f. » Man kann leicht denken, wie eine solche Naivetät des Papstes von der römischen Klerisei mag aufgenommen worden seyn; das Wenigste, was man ihm Schuld gab, war, dass er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, dass er wirklich naiv gewesen, d. h. dass er ihm blos durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden sey, und dass er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unschicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben einige Ursache zu glauben, dass er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit ging, zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr Wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht blos ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergass, dass das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floss, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, dass die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muss jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zucht-

meistern der Verkehrtheit, blos von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie von Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause seyn, und die Natur zu *erweitern*, ohne über sie *hinauszugehen*. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den grössten Genie's, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wie die schützende Natur sie verlässt, weil die Macht des Beispiels sie hinreisst, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muss das Genie mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, dass es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist *schamhaft*, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht *decent*, weil nur die Verderbniss decent ist. Es ist *verständig*, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht *listig*, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen *treu*, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniss zurückbringt. Es ist *bescheiden*, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniss bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der grössten Genie's, aber auch das Wenige, was uns z. B. von *Sophokles*, von *Archimed*, von *Hippokrates*, und aus neuern Zeiten von *Ariost*, *Dante* und *Tasso*, von *Raphael*, von *Albrecht Dürer*, *Cervantes*, *Shakespeare*, von *Fielding*, *Sterne* u. A. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der grosse Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie gross sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an *Epaminondas* und *Julius Cäsar*, unter den Neuern nur an *Heinrich den Vierten* von Frankreich, *Gustav Adolph* von Schweden und den Czaar *Peter den Grossen* erinnern. Der Herzog von *Marlborough*, *Türenne*, *Vendome* zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem *Scheine des Naiven*: Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, dass die grösste Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Moralischen eben so schwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die *Frau*, die mit einem geschickten Betragen für die grosse Welt dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fliesst nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus, es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr Eins mit demselben, dass selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblösst erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend lässt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniss, wie von der Einfalt der Gesinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muss Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Rohheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, dass das Kind Recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur insofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkür und die phantastischen Begriffe des Menschen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, dass wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermisste sittliche

Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, dass wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. So lange wir blosse Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer *Glückseligkeit*, eine Sehnsucht nach ihrer *Vollkommenheit*. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich anekelt und die Missbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muss dein Muth sich mit Freuden stürzen, und dein Ersatz muss die Freiheit selbst seyn, aus der sie fliessen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen *Uebeln* der Kultur musst du mit freier Resignation dich unterwerfen, musst sie als die Naturbedingungen des Einziggutten respektiren; nur das Böse derselben musst du, aber nicht blos mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, dass du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmässig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung ausser dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muss ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewusstseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene *Glück* der Natur getröstet bist, so lass' ihre *Vollkommenheit* deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer grossen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Lass' dir nicht mehr einfallen, mit ihr *tauschen* zu wollen, aber nimm sie in dich auf, und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten *Griechen* umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungs-weise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muss die Bemerkung befremden, dass man so wenige Spuren von dem *sentimentalischen* Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei denselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzenstheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint in seiner Liebe für das Objekt keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst und dem, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wissbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süsser Wehmuth an derselben, wie wir Neuere. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personificirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und wenn *wir* in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreiheit, der uns so vielem Streite mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist gerade umgekehrt die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluss zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, dass wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? *Daher* kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur ausserhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere grössere *Naturmässigkeit*, ganz im Gegentheil die *Naturwidrigkeit* unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fliesst, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl,

womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fusstapfe der Natur ausser uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *) Bei diesen artete die Kultur nicht so weit aus, dass die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er ausserhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes Bedürfniss nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit musste er bei dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles Andere derselben zu nähern bemüht seyn, wenn *wir* uneinig mit uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so misslungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir *für die Alten haben.* Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was *Homers* Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirten den *Ulysses* bewirthen liess, als was die Seele des jungen *Werthers* bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl fur Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menschlichen Leben als *Erfahrung* und als das (handelnde und empfindende) *Subjekt* zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als *Idee* und als *Gegenstand* aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, musste zuerst von dem Phänomen des *Naiven* am stärksten gerührt werden, und demselben einen Namen geben. Diese Nation waren, so viel ich weis, die *Franzosen.* Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniss. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äusserst auffallend im *Euripides*, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem *Aeschylus*, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nämliche Revolution lässt sich auch unter den alten *Historikern* nachweisen. *Horaz*, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nie übertroffenes Muster ist. Auch im *Properz*, *Virgil u. A.* findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beim *Ovid*, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermisst, die *Horaz* in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die *Bewahrer* der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluss willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die *Zeugen* und als die *Rächer* der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur *seyn*, oder sie werden die verlorene *suchen.* Daraus entspringen zwei gang verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorüber gehende Gemüthsstimmung Einfluss haben, entweder zu den *naiven* oder zu den *sentimentalischen* gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche *Diana* in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werke; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muss des erstern schon nicht werth, oder nicht mächtig, oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. *B. Homer* unter den Alten und *Shakespeare* unter den Neuern; zwei höchst verschiedene, durch den unermesslichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im *Hamlet*, im König *Lear*, im *Macbeth* u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriss, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poëten verleitet, in dem Werke der Dichter zuerst aufzusuchen, *seinem* Herzen zu begegnen, *mit ihm* gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, dass der Poet sich hier gar nirgends fassen liess, und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. *Ossians* Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her war gross, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon *Ossian* über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugiessen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem *Homer* begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo *Glaukus* und *Diomed* im Gefecht auf einander stossen, und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Gesetze des *Gastrechts* selbst im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des *ritterlichen Edelmuths* im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, *Ferrau* und *Rinald*, dieser ein Christ, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige *Angelika* einzuholen, das nämliche Pferd besteigen. Beide Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beinahe gleich, weil beide den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivetät der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bei Beschreibung dieser ähnlichen Handlung aus! *Ariost*, der Bürger einer spätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bei der Erzählung dieses Vorfalls seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisiren, überwältigt ihn. Er verlässt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Ross getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg sich in zwei Strassen theilte. *)

Und nun der alte *Homer!* Kaum erfährt *Diomed* aus *Glaukus*, seines Gegners, Erzählung, dass dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, dass sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den *Homer* selbst:

» Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unsern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Dass ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, dass, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, dass auch die Andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene; herab von den Wagen sich schwingend,
Fassten sie beid' einander die Händ und gelobten sich Freundschaft. »

*) Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 32.

Schwerlich dürfte ein *moderner* Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von Allem diesem keine Spur im *Homer*; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz im Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

» Doch den Glaukus erregete Zeus, dass er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern. » *)

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als dass sie in ihrem Zeitalter *wild laufen*, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluss desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als *Grenzstörer* gehasst, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es blos der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, dass ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder er wird sie *suchen*. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poe-

*) Ilias, Voss'sche Uebersetzung, I. Band. Seite 153.

tisch heissen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniss zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganzes. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit* gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene *sinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als *moralische* Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äussern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande *wirklich* stattfand, existirt jetzt blos *idealisch*; sie ist nicht mehr in ihm, sondern ausser ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als *der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben*, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, dass dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen* — dass hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinausläuft, *die Darstellung des Ideals den Dichter machen muss.* Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äussern kann. Sie sind, wie man sieht, äusserst von einander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich fasst, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht blos nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern *) anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neuern Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muss. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivirte Mensch in *seiner* Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müsste also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn blos auf das Verhältniss, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, dass das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur *strebt*, demjenigen, welches er durch Natur *erreicht*, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Grösse. Weil aber nur die letztere *Grade* und einen *Fortschritt* hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultivirt und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwei verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, lässt sich auch auf jene beiden, ihnen entsprechenden Dichterformen anwenden.

Man hätte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen sollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahirt hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als dass man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben *). Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus, ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin *Homer* gross ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, dass, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern, ja sogar in den neuesten Zeiten, naive Dichtungen in allen Klassen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen, ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereint an, wie zum Beispiel in *Werthers Leiden*, und dergleichen Produkte werden immer den grössern Effekt machen.

*) *Moliere* als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Komödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, dass die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, dass mit den *Klopstock*'schen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlornen Paradies, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? Diese Probe ist wirklich angestellt, und die *Moliere'sche Magd* raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und literarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Literatur geziemt.

stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen *Milton* oder *Klopstock* mit dem Namen eines neuern *Homer* beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten *Homer* in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung; dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, dass die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniss des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beiden Kunstgattungen im Alterthume stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild der Einbildungskraft auf das Genaueste *im Raum zu bestimmen*, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was sinnlich darstellbar und *körperlich* ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem, was man in Kunstwerken *Geist* nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniss haben, und es gibt in *dieser* Rücksicht für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, dass man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht, sage ich, blos auf dem verschiedenen *Grad* einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äussern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahirt wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so dass wir nichts darin zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektirt* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. *) Da hier also eine Mehrheit der Principien stattfindet, so kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung *überwiegen* wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entsteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder *satyrisch*, (oder sie wird in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird, *elegisch* seyn; an eine von diesen beiden Empfindungsarten wird jener sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dies kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die *strafende* oder pathetische, dieses durch die *scherzhafte* Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe, noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grunde liegen soll. Moralische Widersprüche interessiren nothwendig unser Herz und rauben also dem Gemüth seine Freiheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniss verbannt seyn. Verstandes-widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muss. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal, als der höchsten Realität, gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, dass das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiss; dies muss er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier alles ankommt, diese Abneigung selbst muss wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen. Sie könnten näm-

*) Wer bei sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stande ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bei sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objeks in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bei sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und also immer zwischen zwei verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

lich auch eine blos sinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniss gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben, und im Pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pathos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer auch im Affekte noch bestehenden, Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberstehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Grösse der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, dass das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, dass er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber *Tacitus* den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht, und zu der er uns zu erheben wusste, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muss also jederzeit aus einem Gemüthe fliessen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem *Juvenal*, *Swift*, *Rousseau*, *Haller* und Andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müssten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten: auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter, und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniss vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher *Rousseau*, *Haller* und Andere die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äussern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muss in allen derselbe seyn, und rein von jedem äussern Bedürfnisse, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur *erhabene* Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem *schönen* Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert: aber diese, die nur einen moralischen gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und das *Subjekt* des Dichters nicht sein *Objekt* verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeusserungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit blos gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, dass die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts, und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muss natürlicherweise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniss zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muss durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu so viel eben nicht gehört; der andere muss sich gleich bleiben, er muss also schon dort *seyn* und dort zu Hause seyn, wohin der andere gar nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Grösse schon enthalten, sie fliesst ungezwungen und mühelos aus seiner Natur; er ist dem Vermögen nach ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Grösse anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustand der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren ist die schöne Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muss daher die Gemüthsfreiheit künstlicherweise und als Experiment aufgehoben werden; weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Komödie hingegen muss verhütet werden, dass es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie *Lessing* in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muss sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen, und immer

das Herz interessiren; der Komiker muss sich vor dem Pathos hüten, und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so grösser, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum Pathetischen neigt *). Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, so muss man auf der andern Seite gestehen, dass die Komödie einem wichtigen Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig, um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, so begegnet es auch oft bei dichterischen Darstellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen *niedlichen* Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals; so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterscheiden kann, und diese ist, wenn beide sich an einem schwierigen und grossen Objekte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiss in die erhabene über.

So lange *Lucian* blos die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter, und ergetzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniss trifft. « Unglückseliger », so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, « warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w. » Bei solchen und ähnlichen Anlässen muss sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muss. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl *Lucian* als *Aristophanes* den *Sokrates* misshandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen grossen und schönen Charakter drückt nicht *Cervantes* bei jedem würdigen Anlass in seinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal musste in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf! Wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so gross und so mächtig bewegen! Auch in unserm *Wieland* erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der *Voltaire*'schen Satyre lässt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, dass er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in seinem Ingenu, oder dass er sie, wie in seinem Candide u. a., suche und räche. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiss nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äussern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniss dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrucken können. Beinahe muss man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so grossen Wechsel des Stoffes und der äussern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, der man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, dass die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nennt man ihn *elegisch*. Auch diese Gattung hat, wie die Satyre, zwei Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird; oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste gibt die *Elegie* in engerer, das andere die *Idylle* in weitester Bedeutung.*)

Wie der Unwille bei der pathetischen und wie der

*) In Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber *Lessing* wusste selbst, dass er kein Trauerspiel schrieb, und vergass nur, menschlicherweise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, dass der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit blos zufalligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchen von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

*) Dass ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bei Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabei ist keineswegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe blos auf die in diesen Dichtungsarten herrschende *Empfindungsweise*, und es ist ja bekannt genug, dass diese sich keineswegs in jene engen Grenzen

Spott bei der scherzhaften Satyre, so darf bei der Elegie der Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten, Begeisterung fliessen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht blos in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht blos in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniss. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des *Ovid*, die er aus seinem Verbannungsorte am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniss, nicht die Begeisterung, stiess jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlern Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, dass es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeihen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, blos eine endliche Grösse, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äusserer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muss sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde gibt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da Gewesenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns *Ossian* von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *)

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. *Rousseau*, als Dichter wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei der einen oder bei der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner *Julie*, in das Feld der *Idylle* entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln: nur weiss er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter lässt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muss. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als dass sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äusserten, dass seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniss nach physischer Ruhe als nach moralischer *Uebereinstimmung* darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, dass er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, dass er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, dass er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

einschliessen lässt. Elegisch rührt uns nicht blos die Elegie, welche ausschliesslich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Messiade, in *Thomsons* Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreiten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Dass ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, dass hier nur von derjenigen Idyllle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, dass die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit *entgegengesetzt werde.* Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und selbstständig vor unsere Augen, so ist jener Gegensatz doch in seinem Herzen, und wird sich auch ohne seinen Willen in jedem Pinselstrich verrathen. Ja, wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muss, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt, auch den Einfluss der Kunst erfahren, uns die Wirklichkleit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künstelei in Erinnerung bringen; ja, unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniss gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dies Letztere ist so unvermeidlich, dass selbst der höchste Genuss, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schliesslich bemerke ich noch, dass die hier versuchte Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich blos auf den Unterschied der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muss von der Form der Darstellung hergenommen werden.

*) Man lese z. B. das treffliche Gedicht Carthon betitelt.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur *Hallers*, *Kleists* und *Klopstocks* erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter *im Ganzen* wahr ist, schliesst natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, *im Einzelnen* uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschliesst Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn *Haller* den Tod seiner Gattinn betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermassen anfängt:

> Soll ich von deinem Tode singen,
> O Mariane, welch ein Lied!
> Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
> Und ein Begriff den andern flieht u. s. f.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, dass uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn musste, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der grösstentheils übersinnliche Stoff der *Haller*'schen und zum Theil auch der *Klopstock*'schen Dichtungen schliesst sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so musste er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt lässt sich nur in diesem Sinn eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muss sich in der Sinnenwelt oder sie muss sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, dass zwischen beiden abgewechselt wird, während dass der abstrakte Begriff herrscht, und dass der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, blos verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den *Haller*'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher *lehrt* er durchgängig mehr, als er *darstellt*, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist gross, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht *Kleist* diesem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. *Kleists* gefühlvolle Seele schweigt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft, und findet im Schoss der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermisst. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! *) Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

> » O Welt, du bist des wahren Lebens Grab.
> Oft reizet mich ein heisser Trieb zur Tugend,
> Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
> Das Beispiel siegt und du, o Feu'r der Jugend,
> Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
> Ein wahrer Mensch muss fern von Menschen seyn. »

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig ausser ihm: nie kann er den üblen Einfluss seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu koncentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. So lange er blos lyrisch dichtet und blos bei landschaftlichen Gemählden verweilt, lässt uns theils die grössere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneca, herausnimmt, Menschen und menschliche

*) Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem *Gegenstand* hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem *Thomson*, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus neueren und noch wenigere aus ältern Dichtern mit unserm *Klopstock* zu vergleichen seyn. Was nur immer, ausserhalb der Grenzen lebendiger Form und ausser dem Gebiet der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.*) Zwar würde man ihm grosses Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine grosse Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin *seine* Stärke nicht, nur möchte sich die Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade *in musikalisch* poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles lässt sie in *plastisch* poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und *für die Anschauung bestimmte* Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung, nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muss, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müsste. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht blos in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiss er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuss, den seine Dichtungen gewähren, muss durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiss, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (*Young* etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade *Klopstock*, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muss mit Bewunderung gestehen, dass er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, dass mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man aus jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so ausserordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung gross, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süsse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung

*) Ich sage *musikalischen*, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten *Gegenstand* nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten *Zustand des Gemüths* hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (*plastisch*) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf dasjenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinn nenne ich *Klopstock* vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, *Denis*, *Gessner* (in seinem Tod Abels), eines *Jacobi*, *Gerstenberg*, *Hölty*, *Göckingk*, und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche Alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — dass, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige *Sinnlichkeit* rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so grosse, wenn gleich keine so ausgebreitete Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt seyn, zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher *Stoff* sich nicht vorfand, in der neuen aber der *Dichter* dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfasst und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreisst, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von Aussen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven —— aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedene Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, dass die blos leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so freigebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf gibt die blos zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muss, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher blos schmelzen, und, ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, blos der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muss zuletzt nothwendig den Charakter entnerven, und in einen Zustand der Passivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äussere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr recht gethan, jenes Uebel der *Empfindelei* *) und *weinerliche Wesen*, welches durch Missdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spasshafte Wesen, gegen die herzlose Satyre und die gestaltlose Laune **) zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, dass nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil Beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber *Siegwart* und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die *Reisen nach dem mittäglichen Frankreich* werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich grossen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte, Empfindung macht den ersten Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweiten schätzbar: aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muss, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich

*) » Der Hang, wie Herr *Adelung* sie definirt, zu rührenden sanften Empfindungen, *ohne vernünftige Absicht* und über das gehörige Mass. » — Herr *Adelung* ist sehr glücklich, dass er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

**) Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn *Blumauer* erbauen und belustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniss bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, dass Beides nicht mehr gereinigt ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

und billig, und ich weiss es aus eigener Erfahrung, dass der *Thümmel'sche* Roman mit grossem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem grössten Theil der Leser gar nicht, und von dem bessern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muss er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke schreibt, um zu gefallen, und blos liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Literatur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist, und die Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müssten also jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hiess es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freiheit, die eine blos verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniss hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, dass er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, dass er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiss. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es *dein* Unglück, und nicht das seinige; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es lässt sich also, in Absicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen:

Fürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn; denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also *Naivetät* seyn. Um uns überzeugen zu können, dass sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Konsequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Hersen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muss wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muss aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs Zweite: nur die *schöne* Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn; denn Alles, was aus blosser Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen *Humanität* seyn. Um aber beurtheilen zu können, dass das Ganze menschlicher Natur, und nicht blos ein einseitiges und gemeines Bedürfniss der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie missfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeugt: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch *uns* eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen lässt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unseres Missfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergetzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muss uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was gross und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Massstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es *kalt* und sobald es *leer* ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniss und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel, und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist, und den Geist mit Herz verbindet. *)

*) Mit *Herz*; denn die blos sinnliche Gluth des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt *Ardinghello* bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwungs, den die *blosse Begier* zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

Wenn man mir sagt, dass unter dem hier gegebenen Massstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — dass dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feinern Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, dass die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des *römischen* und *deutschen Ovids*, so wie eines *Crebillon*, *Voltaire*, *Marmontel* (der sich einen moralischen Erzähler nennt), *Laclos* und vieler Andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des *römischen* und *deutschen Properz*, ja selbst mit manchen verschrienen Produckt des *Diderot* versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. *)

IDYLLE.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *)

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der grössern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich scheinen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle *vor dem Anfange der Kultur* in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, dass diese Bestimmungen blos zufällig sind, dass sie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichste Mittel zu demselben, in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld,

*) Wenn ich den unsterblichen Verfasser des *Agathon*, *Oberon*, *etc.* in dieser Gesellschaft nenne, so muss ich ausdrücklich erklären, dass ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonne Kritiker vor Kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von *Liebe um Liebe* und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, dass dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, dass ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heissen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dies ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muss ich erinnern, dass die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drei einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drei besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Namen kennt, nichts gemein haben, als die *Empfindungsweise*, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Dass es aber, ausserhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreifache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, lässt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die sentimentalische Dichtung nämlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, dass sie den wirklichen Zustand, bei dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwei streitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältnisse denken lassen, Entweder ist es der *Widerspruch* des wirklichen Zustandes, oder es ist die *Uebereinstimmung* desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beiden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energische Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energische Ruhe*, befriedigt; in dem dritten *wechselt* Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreifache Empfindungszustand gibt drei verschiedenen Dichtungsarten die Enstehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satyre*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter diesen Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahirt, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopöe, den Roman, das Trauerspiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als *einzelner Gedichtarten*, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise, bestimmt; vielmehr weiss man, dass solche in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehreren der von mir aufgestellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

Schliesslich bemerke ich hier noch, dass, wenn man die sentimentalische Poesie, wie billig, für eine ächte Art (nicht blos für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten, so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie einige Rücksicht muss genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als dass ihm die Formen, welche dieser eingeführt. überall ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden; aber soviel lehrt doch die Erfahrung, dass unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bei den Alten gewesen, und dass unter den alten Namen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von Aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie blos Chimäre, so würden die Klagen derer, welche die grössere Societät und die Anbauung des Verstandes blos als ein Uebel verschreien und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes, eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten; und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft musste sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber ausserdem, dass die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen, wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniss ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldenes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deswegen bleibt aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. *Vor dem Anfang der Kultur* gepflanzt, schliessen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also *theoretisch* rückwärts, indem sie uns *praktisch* vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das *Ziel hinter* uns, dem sie uns doch *entgegen führen* sollten, und können uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflössen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geist*, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem gesunden keine *Nahrung* geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an enthusiastischen Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen *Amyntas* und einen *Daphnis* den grossen Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als das individuelle Bedürfniss, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in *der Form selbst* schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muss einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand *mit allen seinen Grenzen* darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand *alle Grenzen entfernt*, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine *Gegenstände abborgt*, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unmöglicherweise einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, dass die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuell, dass der idealische Gehalt darunter leidet. Ein *Gessner'scher* Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel

zu dürftiges Geschöpf. Er wird also zwar *bis auf einen gewissen Punkt allen* Klassen von Lesern ohne *Ausnahme* gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem vom Beiden sein *volles Recht erweist,* weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, dass diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt *Miltons* herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muss man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, so lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz, und thue es ausschliessend, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiss, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen *). Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideal, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschliessen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte; sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt. welche, mit Einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach *Arkadien* zurück kann, bis nach *Elysium* führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer, als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, dass *aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale,* der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. *Ruhe* wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fliesst, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die *Bewegung* hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken lässt. Die höchste Einheit muss seyn, aber sie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muss befriedigt werden, aber ohne dass das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniss beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist Folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen. *) Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heissen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die

*) Mit einem solchen Werke hat Herr *Voss* noch kürzlich in seiner *Luise* unsere deutsche Literatur nicht blos bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muss mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuss zu gewähren.

*) Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, dass beide Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, dass man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nämlich der reflektirende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, *auch unter den Bedingungen der Reflexion* die naive Empfindungen, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Dies würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Natur der Kunst wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die *Natur* und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die *Kunst* als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verstand immer in der zweiten, endlich das *Ideal*, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt, wenn er sich beim Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er blos einen lebendigen *Trieb*, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den grossen Vortheil über den erstern, dass er dem Trieb einen *grössern Gegenstand* zu geben im Stande ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden seine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen näturlichen Durchmesser ausgedehnt worden, dass nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anstatt dass wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine *Gunst der Natur* genannt, um zu erinnern, dass die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genie's absolvirt; hier liegt seine Stärke und seine Grenze. Hat er also nicht gleich dichterisch, d. h. nicht gleich vollkommen menschlich *empfunden*, so kann dieser Mangel durch keine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muss das naive Genie Alles thun, durch seine Freiheit vermag es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar Alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produkt des naiven Genie's, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkürlichkeit; aber ein Anderes ist die Nöthigung des Augenblickes, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muss also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, dass dieses nur insofern möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenstande mitbringt, und als er geübt ist, Alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses wissen wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschliesst; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand *aus sich selbst heraus* zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beistandes von Aussen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muss eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beistand von Aussen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kan nur zweierlei geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend ist, aus seiner *Art*, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Artcharakter die Oberhand behält, es tritt aus seiner *Gattung*, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das *erste* dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neuern Zeiten seyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem *zweiten* möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die *wirkliche* Natur nämlich; aber von dieser kann die *wahre* Natur, die das *Subjekt* naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeusserung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet

hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie leider wirkliche Natur sind: wie man sich freuet, Karrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muss seine eigene schöne Natur den Gegenstand *übertragen*, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst in dem Moment wenigstens, wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert: aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geissel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblösst von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichsten Genie's aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äussern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, dass der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über Empfänglichkeit aus übte. So oft aber dies der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines. *)

Kein Genie aus der naiven Klasse, von *Homer* bis auf *Bodmer* herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freilich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von Aussen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von Innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, dass selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des *Aristophanes* und *Plautus*, und fast aller der spätern Dichter lehrt, die in die Fusstapfen derselben getreten sind. Wie tief lässt uns nicht der erhabene *Shakespeare* sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht *Lope de Vega*, *Moliere*, *Regnard*, *Goldoni*, in welchen Schlamm zieht uns nicht *Holberg* hinab? *Schlegel*, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht lag, dass er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, *Gellert*, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch *Rabener*, *Lessing* selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing, der gebildete Zögling der Kritik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst—wie büssen sie nicht Alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den *neuesten* Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, dass der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äussert, und durch eben diese grössere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens *dieses* Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben, die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die blosse Empfindung, der blosse Humor, die blosse Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen lässt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung, duldet man diese Armseligkeiten—aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der *Pleisse* bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der *Leine* und *Elbe* in nicht bessern Akkorden geantwortet. *) So insipid diese Scherze sind, so

*) Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und ausser ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl mus z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe insbesondere, eine gewisse Leerheit und einen Ueberdruss empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, sondern verlasst, wird man hoffentlich annehmen dürfen, dass die Natur in Rücksicht auf jenes Verhältnis der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die *zufälligen* Umstände, welche der Veredlung jener Empfiudungen bei ihnen im Wege standen. Dass es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe fest hielt, lehrt das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewusst haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; blos davon ist die Rede, wie der nämliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der *Sakontala*, in den *Minnesängern*, in manchen *Ritterromanen* und *Ritterepopöen*, wie er von *Shakespeare*, von *Fielding* und mehrern andern, selbst deutschen Poeten, behandelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von Aussen zu rohen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äussern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies; ihr Werk war also mit der äussern Empfindung geendigt.

*) Die guten Freunde haben es sehr übel genommen, was ein Recensent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den *Bürger*'schen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit sie wider diesen Stachel lecken,

kläglich lässt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; so dass es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder *Salzmanns* menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dichtkunst, und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf, der *Mahler* seiner Zeit zu werden, der das *Geschöpf* und die Karrikatur derselben ist; aber da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur *einen dicken Mann*, unter seiner Bekanntschaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureissen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergetzen. Ein rein gestimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse einer gemeinen Natur mit den geistreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, nnd in den meisten Fällen will man blos ein Bedürfniss befriedigt haben, ohne dass der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, dass man sich bei Werken des schönen Geistes *erhole*, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der *Leerheit* erholen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmässigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuss aus. Wenn sich das dichtende Genie über alle *zufälligen* Schranken, welche von jedem *bestimmtem* Zustande unzertrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muss erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die *nothwendigen* Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, dass das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, *sie nicht ganz zu erfüllen*, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniss des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht blos, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu *idealisiren* — sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu *schwärmen*. Dieser Fehler der *Ueberspannung* ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der *Schlaffheit* in der eigenthümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich lässt die *Natur* in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeusserungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer *exaltirt* genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verlässt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer *nüchtern* genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen *Natur* mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muss. Dieses könnte nur durch einen verhältnissmässigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genie's zuweilen den *Geist* vermisst, so wird man bei den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem *Gegenstande* fragen. Beide werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der *Leerheit* verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistesspiel ohne Gegenstand sind beide ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung, zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, dass ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann (denn bis dahin darf und muss das Idealschöne gehen), sondern dass er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und dass folglich, um ihn wirklich zu machen, die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müsste, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke: vorausgesetzt nämlich, dass er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist es nicht mehr Ueberspannung, sondern *Unsinn*; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Mass nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar nicht als ein Objeckt für die Einbildungskraft an, so ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das blosse Denken ist grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin *übermenschlich* sind, auch nicht anders vorgestellt

scheint zu erkennen zu geben, dass sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigene Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und musste man unter den höchsten Massstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen.

werden *dürfen*, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, dass er das Poetische aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekt ein beschränktes *menschliches* machen, (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worin eben das Ueberspannte besteht.

Man muss die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur, und muss daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fliessen kann, so zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müsste, sondern der blos dem unberufenen Nachahmer desselben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muss sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie lässt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch blos logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was *Heloise* für *Abelard*, was *Petrarch* für seine *Laura*, was *St. Preux* für seine *Julie*, was *Werther* für seine *Lotte* fühlt, und was *Agathon*, *Phanias*, *Peregrinus Proteus* (den *Wielandischen* meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl blos an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein blos willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen charakterisirt; so ist die skrupulose, bis zur Kostbarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehaltlos; es sind ächte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Ohne jene moralische Realität — wie wäre es möglich, dass sie mit solcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerey, und von der exaltirten Freiheit-und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind, und in der äussern Erfahrung nicht erscheinen (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht, was er sieht, sondern was er denkt), so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben: nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beiden Ankern *muss* die Freiheit befestigt seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkür. Es ist daher unvermeidlich, dass der Mensch überhaupt, wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freiheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begibt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus blosser Freiheit verlässt, so lang *ohne Gesetz ist*, mithin der Phantasterei zum Raube dahingegeben wird.

Dass sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beispiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muss, so geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verlässt, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überspannten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel Andere zur Phantasterei verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freiheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bei dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur Alles ausführte, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerinn haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, dass die « Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erholung diene, » ist schon oben gesagt worden, dasss er der Leerheit und Platitude in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz, « dass sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene, » wird das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig beide Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter

einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeusserung und in die Fähigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und *Vereinzelung* dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsers Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniss der *sinnlichen* Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der *menschlichen* aufgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn Niemand wird gern das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die *Achtung* bestimmt, die man diesen Werken erweist, aber doch die *Neigung* entschieden, und der *Liebling* gewählt. Der Geisteszustand der mehrsten Menschen ist auf einer Seite anspannende und erschöpfende *Arbeit*, auf der andern erschlaffender *Genuss*. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniss nach Geistesruhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender, als das moralische Bedürfniss nach Harmonie und nach einer absoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die *Natur* befriedigt seyn muss, ehe der *Geist* eine *Forderung* machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufwerfen mussten. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als diese beiden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar Wenige, selbst von den Bessern, in ästhetischen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen; es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muss man dazu mitbringen, seine ganze Natur muss man beisammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frei seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmässigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten sie bei diesem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniss und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruss entdecken sie, dass ihnen jetzt erst eine Kraftäusserung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf Einmal entledigt, und die losgespannte Natur darf sich im seligen Genuss des Nichts auf dem weichen Polster der *Platitude* pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, so wie er bei uns bestellt ist, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schoss den stumpfsinnigen Gelehrten und den erschöpften Geschäftsmann, und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer süssen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den besten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlass, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und sich auch ungefordert nimmt, (und nur für solche Momente pflegt man den Genuss schöner Werke aufzusparen) ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, dass unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äusserst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit, und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher, als dass sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Blössen geben, und dass besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrlostes, bald überspanntes, bald rohes Gefühl leitet sie in den mehrsten Fällen falsch, und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können wir daraus nur *technische* (die Zweckmässigkeit eines Werks betreffende), nicht aber *ästhetische* Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bei denen also die Empfindung entscheiden muss. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bei dem erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiss ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der *Erholung*, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das blosse Bedürfniss der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der *Veredlung*, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der blossen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höheres denken lässt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniss der endlichen Natur; sie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, dass er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die

Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken be freien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme ist, dass er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muss er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer blos die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der kontemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin bestehen, dass er das erste nicht geworden, als darin, dass er es nicht geblieben ist

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfniss, noch dem kontemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen Spekulationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie überschwänglich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in Allem, was rein menschlich ist, durch ihre *Gefühle* dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine solche Klasse wirklich existire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äussern Verhältnissen wirklich existirt, diesem Begriffe auch im Innern entspreche, ist eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie blos sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier blos als Idee aufstelle, und keineswegs als ein Factum bezeichnet haben will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, dass jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, dass weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschheit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar so lange man beide Charaktere bis zum *dichterischen* exaltirt, wie wir sie auch bisher betrachtet haben, verliert sich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganzes, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem beide Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter ablegen; und dies ist der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr verlieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegensetzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte, der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, dass kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei Einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders, als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, dass er jeden Versuch zu seiner Beilegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am besten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beide Poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem erstern nichts übrig, als, in Rücksicht auf das Theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniss der Sinne; in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muss. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im Theoretischen) ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein *Realist*, und wer zur andern, ein *Idealist* genannt werden; bei welchen Namen man sich

aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf. *)

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen lässt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muss zwischen beiden dasselbe Verhältniss stattfinden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird Die Natur, wissen wir, obgleich eine unendliche Grösse im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig: nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen, grossen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr ist nur deswegen, weil etwas Anderes ist; nichts springt aus sich selbst, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Beziehung der Erscheinungen auf einander sichert jeder das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrennlich. Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts ist willkürlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem *Wissen* als in seinem *Thun*. Auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muss er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine komparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem hingegen, was zum Erstenmal sich darstellt, kehrt seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt auch von seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens In jedem besondern Fall wird er durch äussere Ursachen und durch äussere Zwecke bestimmt werden; nur dass jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fliessen, und auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frei genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas Anderes als den blossen Willen zu ihrer Ursache und etwas Anderes als das blosse Gesetz zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Antriebe, weil dieses Andere das absolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbstständiges und Nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiss er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Grösse und Würde möchte er in keinem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich selbst und aus der blossen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihretwillen; eine absolute Grösse ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluss, den sie bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, so weit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die blos unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muss er sich, seinem Denkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniss, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stände, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn Alles freilich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur ist Alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die *obersten* Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die *nächsten* Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen *umfassen* können, und vielleicht eben deswegen wenig *fassen*, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, dass, wenn der spekulative Verstand den gemeinen um seiner *Beschränktheit* willen verachtet, der gemeine Verstand den spekulativen seiner *Leerheit* wegen verlacht; denn

*) Ich bemerke, um jeder Missdeutung vorzubeugen, dass es bei dieser Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beiden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschliessung des Andern zu veranlassen. Gerade diese *Ausschliessung*, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis seyn, dass nur durch die vollkommen gleiche *Einschliessung* Beider dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen *Fülle* ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beibehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, dass ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit Beiden verträgt, und dass ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung machen.

die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

In der moralischen Beurtheilung wird man bei dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur insofern Idealist heisst, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeusserungen sich absolut beweist, so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie überhaupt nur moralisch sind, den *ganzen* Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freiheit; und gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines konsequenten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muss der Idealist einen Schwung nehmen, er muss augenblicklich seine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Grösse zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgrosse, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, dass er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum versäumt, aus dem allein doch alles Grosse in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muss man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muss man sich an einzelne Aeusserungen desselben halten, aber man muss diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem Einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Partei ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem Einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, dass bei einer so grossen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objekten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, *wozu eine Sache gut sey?* und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, *ob sie gut sey?* und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiss und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergisst er seinen *Vortheil* nicht gern, nur dass er denselben in dem Ideale des *höchsten Guts* veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu *beglücken*, der Idealist wird es zu *veredeln* suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den *Wohlstand* bezweckt, gesetzt, dass es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die *Freiheit* zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit *des Zustandes* ist jenem, Unabhängigkeit *von dem Zustande* ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied lässt sich durch ihr beiderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch beweisen, dass er *gibt*, der Idealist dadurch, dass er *empfängt*; durch das, was er in seiner Grossmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büsst die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kundschaft hat, und wornach er ein Bedürfniss empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, dass er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andere. Er ist zwar grossmüthig, weil er sich, Andern gegenüber, seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in Andern übersieht. Der Realist hingegen ist weniger grossmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr *in ihrer Begrenzung* beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem grossen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so gross, dass er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Grösse und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte kultivirt und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch

ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen; und vergisst darüber, dass das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, dass die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt, wie der Realist sie um sich herum bilden möchte und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles seine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verbannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte, aber in einem grössern Charakter ausgeführte, Natur. Jenem fällt est nicht ein, dass der Mensch noch zu etwas Anderm da seyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und dass er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, dass er vor allen Dingen wohl leben muss, um gleichförmig gut und edel zu denken, und dass es auch um den Stamm gethan ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniss in der Natur sich vorfindet, so ist die Natur nur durch eine Inkonzequenz gegen das System zu befriedigen. Einer solchen Inkonzequenz machen auch hier beide Theile sich schuldig, und sie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beider Systeme und den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten brauch' ich es nicht erst insbesondere darzuthun, dass er nothwendig aus seinem System treten muss, ssbald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Forderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt; warum thust du, was recht ist, und leidest, was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muss. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will; denn er kann ja auch *nicht* wollen, was seyn muss. Man kann ihn also wieder fragen: Warum willst du denn, was seyn muss? Warum unterwirft sich dein freier Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andern Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du fühlst, dass deine Unterwerfung eine freiwillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der *Idee* derselben; denn jene zwingt dich blos blind, wie sie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder *moralisch handeln* oder nur nicht *blind leiden* willst. Es ist also offenbar, dass der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugibt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, dass das Ideal menschlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äussern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muss. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muss. Massen wir uns nun an, mit unsrer blossen Vernunft über das äussere Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir blos ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniss über dasjenige entscheiden, was schon der blosse Begriff unsers eignen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unsre Persönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den *Werth* (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die *Würde* (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten einen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber blos insofern Beide nicht ganz konsequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das System. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen Beiden doch der wichtige Unterschied, dass der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, dass das Ganze *gleichförmig* menschlich gut, als dass das Einzelne *zufällig* göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen grossen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflössen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines grossen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beiderseitigen *Karrikaturen*. Der wahre Realism ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich.

Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen *Nöthigungen.* Mit Freiheit umfasst und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen, daher kann es auch nicht fehlen, dass er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äussern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache ist er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, lässt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiss, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es gibt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die blos durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit, bestehen, und daher auch nur zu *Etwas* gut sind; aber dass sie auch nur leben und bestehen, beweist, dass dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verlässt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heisst; der Phantast verlässt die Natur aus blosser Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit. Der Phantast verläugnet also nicht blos den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

UEBER DEN MORALISCHEN NUTZEN ÄSTHETISCHER SITTEN.

Der Verfasser des Aufsatzes *über die Gefahr ästhetischer Sitten*, im eilften Stücke der Horen des Jahrs 1795, *) hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche blos allein auf Schönheitgefühle gegründet wird, und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluss, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, dass der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens *begünstigen*, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluss nie etwas Moralisches *erzeugen*.

(Es ist hier mit der innern und *moralischen* Freiheit ganz derselbe Fall, wie mit der äussern *physischen*; frei in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiednen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, dass der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiednen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, dass ein Mensch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, dass man überhoben ist, sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen, dass der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, dass man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heissen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, dass der Handelnde dabei blos seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nich, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, dass der Handelnde dabei blos dem Ausspruche seiner Vernunft, mit Ausschliessung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äussern Handlung beruht blos auf ihrem *unmitelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person;* die Sittlichkeit einer innern Handlung blos auf der *unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.*

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stossen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unsre Freiheit ist grösser, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindseliger Kräfte behaupten; aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.)

*) *Anmerkung.* Der hier erwähnte Aufsatz ist ein Theil der Abhandlung dieses Bandes, unter dem Titel: *Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen.*

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsre Moralität ist grösser, hervorstechender wenigstens, wenn wir, bei noch so grossen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unsre Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich-gut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur lässt sich annehmen, dass kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern dass Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die *Stärke* der sinnlichen Antriebe, andrerseits die *Schwäche* der moralischen Willenskraft zur Quelle haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muss die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, dass keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muss die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden musste, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, dass dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm Anstössiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Aussprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unsrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unsrer sittlichen Bestimmung in Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt,[1] gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mässigung und Anstand, er verabscheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Dass wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes ist als ein ästhetisches Gesetz von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeusserung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muss immer ihr eignes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth blos insofern von dem Joche des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Grosses ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch *ein* Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muss sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsinn aushalten; und wenn jetzt Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seite der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiednen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äussern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, dass etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessinn *Anna Komnena* erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater *Alexius*, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortiren. Unterwegs, als Beide allein zusammen ritten, bekommt *Alexius* Lust, unter dem Schatten eines Baums Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe liess, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des *Alexius* Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. *Anna Komnena* gibt zu verstehen, dass sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn *Alexius* nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus blosser Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, dass er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog *Leopold von Braunschweig* an den Ufern der reissenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewusstseyn dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluss geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterliess, habe einen so gebildeten Geschmack, dass alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der blosse ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen blos durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine blosse schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andre, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitssinn, den Alles, was gross und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiss nicht, denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft; und dass er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also *moralisch* eben so vollkommen, *physisch* hingegen ist er *bei Weitem* vollkommner; denn er ist ein weit zweckmässigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmässige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, dass sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der grössern *Summe einzelner rigoristisch-moralischer* Handlungen, sondern auf der grössern Kongruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht seinem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, dass am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken lässt, wenig mehr davon die *Rede* seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen *positiv* nutzen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Mass moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nützt, so muss *der* Umstand ein grosses Gewicht erhalten, dass er der *Legalität* unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, dass die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unsrer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verwebt, dass Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmässig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmässigkeit in sich schliessen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so lässt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unsrer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstossen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der moralischen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, dass sie ohne Unterbrechung und Rückfall

gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstosse; wenn wir bei aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer bessern Grundsätze bauen dürfen; wenn wir uns bei diesem Bewusstseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, dass das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieses ins Gedächtniss rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigsten der physischen Weltordnung durch den *Inhalt* unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die *Form* derselben nicht recht machen sollten, wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir desswegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniss dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxismus ahnt, alle Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht im gesunden Zustande verantwortlich zu seyn: eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch *Religion* und durch *ästhetische Gesetze* zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäss zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und des Geschmacks, zu befestigen.

UEBER DAS ERHABENE. *)

« Kein Mensch muss müssen, » sagte der Jude *Nathan* zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weitern Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter der Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist blos, dass er mit Bewusstseyn und Willen vernünftig handelt. Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von Allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen Alles, sagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er schlechterdings muss, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, *was er nur muss und nicht will*, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehrsten Menschen der Fall ist, den blinden Schreknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder *realistisch*, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder *idealistisch*, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Ersten verhilft, heisst physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Abhandlung erschien zuerst im III. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften (Leipzig bei *Crusius* 1801), s. die Anmerkung zur Abhandlung in diesem Bande: *Ueber das Pathetische.*

Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas *gegen* seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnissmässige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als *ein Verhältniss*, welches ihm so nachtheilig ist, *ganz und gar aufzuheben*, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muss, *dem Begriffe nach zu vernichten*. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heisst aber nichts Anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heisst die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh' es bis zu *ihm* kommt, ist es schon *seine eigene Handlung* geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluss lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine grössere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht blos in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine *ästhetische* Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, *) werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich soweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der blossen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und so lange also ein Bedürfniss auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniss nach dem *Daseyn* von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir blos verlangen, dass die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht; dass das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern; dass das Schöne und Gute vorhanden sey, blos wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, dass das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heisst vorzugsweise gross und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, dass sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen, und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht *Leiden* und Schmerz einflössen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniss als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muss einen rüstigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniss der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verlässt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluss entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen geniessen Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluss haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von *Wehseyn*, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äussert, und von *Frohseyn*, das bis zum Entzücken steigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsre moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, dass der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, dass *wir selbst* in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, dass folglich

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heissen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewusst ausübt, und nur durch eine Inkonsequenz läugnet.

zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, dass sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, dass die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und dass wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre *Fassungskraft*, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre *Lebenskraft*, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Grosse in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, dass sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, dass wir mehr als blos sinnlich sind; so wusste sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, dass wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muss sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, dass wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit *nicht* zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner *Kraft*, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den *schönen Charakter* ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mässigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, dass er wirklich ein Tugendhafter ist, und dass es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müsste seinen eigenen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, dass die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muss er mit seinem eignen Herzen ausmachen; *wir* sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müsste, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein grosses Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreissen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem *Naturbegriff* mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, dass das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet) weil nichts widersprechender seyn kann, als dass die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muss also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muss es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmälig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reisst es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluss eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat; wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle

des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreissen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttinn *Kalypso* hat den tapfern Sohn des *Ulysses* bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter *Mentors* Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muss ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, dass wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber obgleich sie unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, dass sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinaus gehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, dass der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Grosse und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch blos Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe *dämonische* Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die *unfassbare* Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die *verderbende* Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er musste also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eignen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden, und das relativ Grosse ausser ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Grosse in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füssen, und der grössere Ocean über ihm entreissen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein grösserer Massstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren grossen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiss, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluss, den kein Studirkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem grossen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar; wer weiss, ob es nicht dem seltnern Verkehr mit diesem grossen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, dass der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfassbare für den Verstand, die *Verwirrung*, kann, sobald sie ins Grosse geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmässigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, *Ossians* grosser Natur, als dass er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, dass in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuv, und dass der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniss mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freilich die grosse Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des *Verstandes* beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei Weitem in den mehrsten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er wil haben, dass in dem grossen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermisst er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmässigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniss bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckver-

bindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muss, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, fasst also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniss verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muss, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewusst zu werden, so begreift man, wie es zugeht, dass Menschen von erhabner Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniss für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen blos zu einem geistreichen Produkt und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und *nur* aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts Anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit grössere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat blos durch einzelne Ausnahmen von Naturgesetz in einem *Kato, Aristides, Phocion* und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit grossen Erwartungen von Licht und Erkenntniss, wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt *fordert*, mit dem, was die wirkliche *leistet*, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem *organischen Reich* sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten scheint, so unbändig reisst sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu *erklären*, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, dass die Natur, im Grossen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; dass sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, dass sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreisst, dass sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme fasst und zerschmettert, dass sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Grossen von den Erkenntnissregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch *Naturgesetze* die *Natur selbst* zu erklären, und *von* ihrem Reiche gelten zu lassen, was *in* ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nämlich blos freie Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerinn unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermassen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte, so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft, noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten; wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein andres Mittel, der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesses, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie ihm ihre verderbliche Macht blos von Ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äussert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und, wie das wahre Unglück, setzt es uns in *unmittelbaren Verkehr* mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und, was noch schlimmer ist, es *macht* uns oft *wehrlos*. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es blos eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto grössern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, dass er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur, das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist

eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten *lügt*, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniss. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muss doch endlich aufhören — nur in der *Bekanntschaft* mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der Alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemählde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Mass aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsre *Achtung*, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen, die vollkommenste Entwickelung verdient. Das schöne macht sich blos verdient um den *Menschen*, das Erhabene um den *reinen Dämon* in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muss das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die *ästhetische Erziehung* zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmuug, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm *Geisterberuf* Genüge zu leisten, würden wir unsre *Menschheit* versäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefasst, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des *Charakters* einbüssen und, an diese *zufällige Form des Daseyns* unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Mass ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient, als von der ersten, und will lieber einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen *Eindruck* erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen *Ausdruck* zu streben, und in jeder schönen oder grossen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den grossen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks blos im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte *Gewalt erleidet*, oder wenn sie, in ihren grossen und pathetischen Scenen, *Gewalt ausübt*, und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch blos als Objekt der freien Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerinn, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufälligen Schranken absondert, und lässt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den *Schein* und nicht die *Wirklichkeit* nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

GEDANKEN

UEBER DEN

GEBRAUCH DES GEMEINEN UND NIEDRIGEN IN DER KUNST. *)

Gemein ist Alles, was nicht zu dem *Geiste* spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredeld werden kann, so ist in der Kunst nur vom *Gemeinen* in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein grosser Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, dass er es an etwas Geistiges anknüpft und eine grosse Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten, und sich eben so lang bei

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften des Verf. (Leipzig bei *Crusius* 1802.)

seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen, als bei seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine grossen Thaten wird er so erzählen, dass kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die niederländischen Mahler, einen edlen und grossen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand *gemein* und kann ihn *gross* behandeln. *Gemein*, wenn er das *Zufällige* eben so sorgfältig darstellt als das Nothwendige, wenn er das Grosse vernachlässigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: *Gross*, wenn er das *Interessanteste* heraus zu finden weiss, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Grosse ausführt. *Gross* aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn gross, wenn er ihn mit dem Grossen verbindet. *Homer* wusste den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr Gemeines ist.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das *Niedrige*, welches von jenem darin unterschieden ist, dass es nicht blos etwas *Negatives*, nicht blos Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas *Positives*, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt blos von einem fehlenden Vorzug, der sich wünschen lässt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenschaft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Rache an sich, *wo* sie sich auch finden und *wie* sie sich auch äussern mag, etwas Gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmuth beweiset. Aber man unterscheidet noch besonders eine *niedrige* Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt und bessern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmässige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt *gemein*, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und insofern steht er dem *edeln* Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuss zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge, und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respektiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht blos indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschliesst, sondern auch indem man sie *niedrig behandelt*. *Niedrig behandelt* man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verbergen heisst, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des grössten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schliessen.

Es gibt zwar Fälle, wo das *Niedrige* auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Missfallen erregen; aber ein betrunkener Postillon, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des *Aristophanes*, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deswegen ergetzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. So bald es der Dichter blos auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muss er nie Unwillen oder *Eckel* erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die *Wahrheit*, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, dass Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der *Farce*, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, dass man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller *Treue der Schilderung*, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muss es aber ins *Furchtbare* übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muss durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. *Stehlen* z. B. ist etwas *absolut Niedriges*, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und *ästhetisch* bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von

allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Objekt seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich *Mörder*, so ist er zwar *moralisch* noch viel verwerflicher; aber *ästhetisch* wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine *Infamie* erniedrigt, kann durch ein *Verbrechen* wieder in etwas erhöht und in unsre *ästhetische* Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, dass, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfliessen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich.

Zweitens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die *Kraft*, bei einem moralischen auf die *Gesetzmässigkeit*. Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schliessen lässt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teuflische That, sobald sie nur Kraft verräth, *ästhetisch* gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interresses, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäussert worden ist.

Drittens werden wir bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furchtbaren *Folgen* aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. So bald wir aber anfangen zu *zittern*, so schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen *Ruhberg*, in *Verbrechen aus Ehrsucht*, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, dass wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz das Niedrige wird durch das *Schreckliche* versteckt. Es ist sonderbar, dass dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen *Ruhberg* nicht so viel Widriges hat, als der blosse ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Officier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier blos eingebildet, blosser Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung, unwiederbringlichen Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, dass ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Konvenienz es mit sich bringen, dass man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil *zeigt*. Traut man ihm also etwas Verächliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlass gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seite des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, dass er *Officier* und *Liebhaber* einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinern, wenn er bei seiner Dame ist, dass er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte. Das grösste Unglück dabei ist, dass derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieses, so würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muss man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist *unter* aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. *Sklaverei* ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Grösse schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor, und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, dass ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Mahler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte blos vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, sondern der Mahler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeussern versöhnen. Wenn uns *Homer* seinen Ulyss in Bettlerlumpen aufführt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmahlen, und wie lange wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, dass es uns unangenehm oder eckelhaft seyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauspieler den Ulyss dem *Homer* getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt; wir *müssen* sehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

AN DEN HERAUSGEBER DER PROPYLÄEN.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlasst wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbil-

dungskraft haben das Eigenthümliche, dass sie keinen müssigen Genuss zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem blossen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des *Verstandes*, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich grosse Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern *Kunstgenuss*, aber vielleicht keinen so reichen *Begriff* von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbt. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen : aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, dass ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muss jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, dass jener Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abschied qualificirte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers musste also die Wahl entscheiden, und es liess sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäss, den wir uns von *Diomed* und *Ulysses* bilden, zeigen sich in der Finsterniss der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem *Diomed* die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich *Ulyss* der schönen weissen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und *Diomed* verlässt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen, die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne dass ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluss, dass sie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptsache ist, *Ulyss* und *Diomed* sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. *Ulyss* uns *Diomed* werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muss geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer *Göttinn*. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im *Homer* erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttinn wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, dass die nächtliche That einen Zeugen hat, dass durch ihre Gäste die Nothwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der grosse Gewinn, dass die nächtliche Scene mit einem göttlichen Lichte kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wusste, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweisse Pferde sich erheben, *Diomed* im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thüre verschwinden, scheint sich blos mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, dass eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und lässt sich völlig gedankenlos geniessen.

Zwei andere grössere Bilder (No. 3 und 4) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, *Ulysses* hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht blos zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleissige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttinn, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren blos im Umriss gezeichnet sind, hat sich *Ulyss* auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttinn erscheint (N° 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfliesst, beleuchtet die nächtliche Scene. *Diomedes* ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuss auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttinn den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. *Ulysses*, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden *Ulyss*, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des *Diomedes*. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des *Diomedes* einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (N° 1), mit dem sich diese Galerie der Rhesusbilder würdig abschliesst.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweissen Pferden, welche *Ulysses* eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

So bald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachlässt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen: dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. *Diomedes*, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfasst, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich *Ulyss* und die Pferde bewegen, so ruhig steht *Diomedes*, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint, wälzt sich mahlerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum, und fasst auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnissvollen Vorhang ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heitern Einfluss einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräsentirt nur, und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es liess sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als blosses Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier musste also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild blos mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so musste es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese *natürliche Wahrheit* ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dies scheint die meisten von diesem Süjet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mässigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der *sentimentalische* Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfliessende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniss auszudrücken: Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstossen. Eines musste nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künstler haben sich begnügt, blos den Abschied des Gatten von der Gattinn vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterinn oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, dass man blos den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die *diesem* Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschliessend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattinn eine

untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (N°. 24), einem Oelgemählde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterinn vor ihm zurückflieht, während dass sich Andromache zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten, Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniss zu seyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden; denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattinn und Kind zurücklässt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrirenden Künstler (N°. 15), dem die Natur einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen; indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterinn ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegen streckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äusserst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles akkordirt zu einer schönen lieblichen Gruppe, und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man lässt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze mahlerische Anlage fehlerhaft und ausserdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wusste, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllte deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million spiesstragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermisst, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen missfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hülflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (N°. 19) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, dass die Zeichnung zum Theil kolorirt ist und auf einen Farben-Effekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (N°. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt; beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (N°. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtross auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterinn, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird: Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitross rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst, die zärtliche Bekümmerniss der Gattinn ist dem Ganzen gemäss. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die kolossalische Figur des Helden, und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der *Amme*, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das Gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt,

die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wusste der Künstler sich nicht zu denken, und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (N°. 23) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (N°. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch grössere, wenn nicht zu grosse, Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so musste er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, dass auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäss ist; obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernmässigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiss, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der mahlerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (N°. 26) der *braunen Zeichnung*, wie das Publikum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. *Nahls*, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzes entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterinn, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

UEBER
BÜRGERS GEDICHTE.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruhctzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuss erkauft werden sollte. Vielmehr liesse sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es liesse sich vielleicht darthun, dass, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muss, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiss des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, dass sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; dass sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müsste Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in

Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müsste sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, dass sie selbst in keine andern als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als dass letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluss auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein *Horaz*, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, dass er im Intellektuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muss auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muss es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als dass es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeusserung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfliesst. Kein noch so grosses Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Massstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müsste es ja lehren, wie viel der grössere Theil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, dass uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. *Bürger* zu machen.

Aber darf wohl diesem Massstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als « Volkssänger » ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte « Volk » chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es *Homer* seinem Weltalter oder die *Troubadours* dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die *Homer'sche* nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr grosser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Ausser diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äusserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkürlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätten also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschliessend der Fassungskraft des grossen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. *Bürgers* Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmässige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, dass ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genie's genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem eckeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem grosssen Haufen ungeniessbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Gross, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniss, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müsste der Dichter ausschliessend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müsste er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniss mit dem Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniss, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde,

indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniss brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem grossen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keinesweges zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das «Siegel der Vollkommenheit» erklärt. Aber, indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, dass zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlässliche Bedingung ist, einen von der verschiednen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Werth zu besitzen. «Wenn ein Gedicht,» scheint er sagen zu wollen, «die Prüfung des ächten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Fasslichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.» Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem. Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied, gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, dass bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmassen an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, dass uns die *Bürger*'schen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, dass wir in dem grössten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders geniessbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber dass sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Rec. muss gestehen, dass er unter allen *Bürger*'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiss, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Missfallen erkauften Genuss gewährt hätte. War es entweder die vermisste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuss um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, dass der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; dass seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder ausser ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmass störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je grösserer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Hrn. *Bürger*. Ausserdem, dass uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, dass ihm selten Liebe etwas Anderes als Genuss oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemählde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit mahlen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttinn. Man sehe 1. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als

Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden.

Im Denken ist sie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, dass sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. B idealisirt. Es kann nicht fehlen, dass dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreisst und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemählde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des grossen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: « Blümchen Wunderhold » nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es, von diesem Blümchen heisst:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelst im Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim; blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermisst man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, grossentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was *Lessing* irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlasst sind, zu verbreiten. Die neuen *Bürger*'schen Gedichte sind grossentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefasst zu werden, dass das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuss nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemählde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflössten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muss seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, dass die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: « Das hohe Lied von der Einzigen, » verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der *Bürger*'schen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen grossen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, dass sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Gränzen des Wahnsinns verliert, dass sein Feuer oft Furie wird, dass eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt,

der dieses Lied ihm diktirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, dass es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser grosse und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das *sublimi feriam sidera vertice* des *Horaz* mit solchem Missbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht im Verdacht haben, dass ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet ein, dass man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, dass an solchen scherzhaften Aeusserungen nur der zehnte Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem *Horaz* nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu seyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonnetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, dass sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S 142 mit einem Anakreontischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen lässt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das grosse Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmässigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, dass wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, dass Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äussrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äussern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfliessen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. *Bürger*. Diese Fülle poetischer Mahlerei, diese glühende energische Herzensprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Grösse zu gatten, und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Masse der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse wiederfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete seyn soll

(*) So urtheilte der Verfasser vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

UEBER
DEN GARTENKALENDER
AUF DAS JAHR 1795.

(Tübingen bei Cotta.)

Seit den *Hirschfeld*'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Schluss wurde hinzugefügt, als der Verfasser im Jahr 1802 obige Recension der Sammlung *seiner kleinen prosaischen* Schriften einrückte.

festen Principien fehlte und Alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, dass man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer zo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, dass es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiss, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloss sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum musste seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er musste sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmass, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, musste nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem grössern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Grösse entschädigt wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie grösstentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, dass sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzen Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniss. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, dass die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniss, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachlässlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, dass sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, dass man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermassen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen liessen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, dass das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, dass es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so musste er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmässissigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm musste die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu gross, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerei hinüber führte. Er vergass, dass der verjüngte Massstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muss man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten

englischen finden; es wird sich zeigen, dass sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und dass es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschliessen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand, zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiednen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht « in eine Erhöhung » desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang » mit der schönen landschaftlichen Natur uns ver- » schaffen kann. » Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Grösse und Freiheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muss, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch ausserordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den grossen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muss. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstrasse u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und missverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig seyn müssten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Ausser diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Vf. in diesem Kalender eine Beschreibung der grossen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur vom Hörensagen kennt, muss es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne grosse Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnissmauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, dass wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederliess, hebt auf Einmal diesen Widerspruch, und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äussersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung giesst durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuss schwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, dass nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, dass nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuss davon zu haben, muss man durch das neu erbaute fürstliche Schloss zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermassen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstrasse hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblösst von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmässige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat, und auf eine gewiss seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniss nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierliche Triumph bereitet. Indess machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Missgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht blos den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt, und, indem sie den Erstern zum Denken reizt, den Letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so

gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, dass er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müsste sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That, anzunehmen. Wenn das Gemählde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemählde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wusste, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

UEBER

EGMONT,

Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind ausserordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursache und Wirkung, in einem Stück sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlasst eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit *Shakespeare*, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; eine blosse Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemählde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich Alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Ausserordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, dass sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu grosser Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genie's ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel — oder Rec. müsste sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergrosse Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflössen, oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein grosser Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei grossmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem grossen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen

sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süssen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens scheiden soll. « Leb ich nur, » so schildert er sich selbst, « um aufs Leben zu denken? Soll » ich den gegenwärtigen Augenblick nicht geniessen, » damit ich des folgenden gewiss sey? Und diesen wie- » der mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir » haben die und jene Thorheit in einem lustigen » Augenblick empfangen und geboren, sind Schuld, » dass eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken und » mit einem selbst gewählten Unnamen dem König » seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächt- » niss rief, sind Schuld — was ists nun weiter? Ist » ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns » die kurzen bunten Lumpen zu missgönnen, die ein » jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blösse » hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft » nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne » heut, um das zu überlegen, was gestern war? » — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Ausserordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, dass er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — dass er ihm endlich nicht einmal so viel Grösse und Ernst mehr übrig lässt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemählde, wo sie mit grossen Handlungen in schöner Mischung zerfliessen. *Heinrich* IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heisst es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniss der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, dass wir seine Verdienste vom Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weisst auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Grosses, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? «Die Leute, » sagt Egmont, « erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. *Klärchen*. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? *Egmont*. Hätte ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben. ») Ein grosser Mann soll er nicht seyn, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Grösse, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, dass er über dem Kleinen nicht das Grosse hintansetze, dass er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. « Dieser Mann, » sagt er, « trägt seine Sorglosigkeit in mich herüber: — » Weg — das ist ein fremder Tropfen in meinem » Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! » und von meiner Stirn die sinnenden Runzeln weg- » zubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mit- » tel. » Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiss — ist kein andres, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andren Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihrs haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun musste, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterliess neun (andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äusserst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlinn, eine Herzoginn von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehrern Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniss zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlinn und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seite des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei

Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieses kann er noch ausserdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer lässt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiss eines der schönsten Gemählde ist, die in einer grössern Komposition, wo sie von verhältnissmässig grossen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fliesst aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniss zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politischbürgerlichen Zustandes der Niederlande musste daher seiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein fassliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. *Shakespeare* in seinem J. *Cäsar* gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs Schärfste kontrastiren, so dass es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, dass alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, dass wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Grossthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas lässt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne dass er es will oder gewahr wird, ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. *Buyk*, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschiessen das Beste gewonnen, und will als König die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Lasst ihn! Doch ohne Präjudiz? Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem *doch ohne Präjudiz* den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, so grüsste er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Strasse, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzoginn von Parma. « Ich weiss, dass einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat; » konnte eine Zöglinginn des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervor scheinen lässt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen musste, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter; « ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muss. » Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniss, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. « Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend « gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. « Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des « Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der « Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, « und ohne Neid sah ich dich vor und schritt dir nach, « und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu

« sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. « Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, « dich zu fassen, dich — das ist nun Alles wegge- « schnitten, und ich sehe dich hier! » — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: « War dir mein Leben « ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, « so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht « blos zusammen, wenn sie beisammen sind, auch der « Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir » und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe « ich mich gefreuet » u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont mahlen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemählde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

» Sie lässt mich stehn, mir selber überlassen.
» Sie theilt mit mir den Todestropfen,
» Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
» Sie zieht mich an, und stösst ins Leben mich zurück;
» O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
» Sie geht voran,
» Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
» Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
» Den unauflöslichen Neid
» In jene Wohnungen hinübertragen?
» Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
» Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. »

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreissend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, dass der Verf. in einer Manier unübertrefflich sey, worin er sein eignes Muster ist!

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, dass der Verf. selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik lässt sich hören und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es seyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewusst als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, dass er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu geniessen.

UEBER MATTHISSONS GEDICHTE.

Dass die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmahlerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftmahler uberhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-*Dichtung*, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr eben so, wie die Landschaftmahlerei der Thier-und Menschenmahlerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beipiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur blos als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmahler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftmahler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldinn der Schilderung, und den Menschen blos zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im *Homer*, und wer möchte den grossen Mahler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemählde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des *Plinius* gehören,) war es aufbehalten, in Landschaftgemählden und Landschaftpoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eignen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuere so allgemein schätzen? Lässt sich wohl annehmen, dass es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muss man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, dass er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von *Claude Lorrains* Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, dass es kein Werk der schönen, blos der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine *Matthisson*'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmahler

seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiss, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemählde oder Dichtungen, welche blos unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die blos landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muss derselbe seyn, der die schöne Kunst von der blos angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muss das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, « uns durch einen freien Effekt unsrer produk- « tiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen « zu versetzen, » (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muss fürs Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muss er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiss seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn; denn nach der ersten müsste unsere Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eignen Gesetz gehorchen; nach der andern müsste sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, dass er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen müsste, dass er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äussere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, dass beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und dass die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei grosse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muss der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur in so fern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muss er aber eine Gesetzmässigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in so fern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiss ist, dass er sich an das reine Objekt gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, dass die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gange, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, dass verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja dass derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muss. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, dass er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muss er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiss, dass die ganze Gattung ihm nachempfinden werde—wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlässlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muss Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig, und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der grosse Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, dass das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit endecken lässt. Ausserhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbil-

dungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muss er es entweder durch eine äussere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung, und doch muss schlechterdings Beides beisammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, dass sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmässigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichtetern Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so lässt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmahler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, dass er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs Erste ist nicht zu läugnen, dass bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine grosse Einheit und Gesetzmässigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muss bemerkt werden, dass, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muss (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine grosse Nothwendigkeit herrschen könnte, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der mahlerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermisst, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er aller seiner Bestrebungen ungeachtet auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiss in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig, aber ihrer Form nach sind sie es allerdings; und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in so fern also die Landschaftmahlerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede mahlerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermassen auch eine Mobilation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, dass jede poetische Komposition neben dem, waa ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftmahler und Landschaftdichter verlangen wir dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewusstseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht blos angenehmer Kunst) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische äussere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äussern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmahler in das Geheimniss jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äussern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem

Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmahler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äussern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, dass man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äussere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen, jene Stätigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks mahlt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmahler bewirken dieses blos durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen blos das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen, und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, dass seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, dass wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überlässt, ist eine unendliche Grösse.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiss. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überliessen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein grosser Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammen setzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganzes von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successiv gegebenes Ganzes, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt in so fern den Dichter. Hr. M hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stätigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemählde S. 85.

Der Vollmond schwebt im Osten;
 Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
 Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
 Streift scheu in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
 Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern,
 In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
 Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
 Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
 Umschleiert weisser Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
 Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
 Dort unter Blumen schäumt.
Als lodernde Kastade
 Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade.
 In Silberfunken stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unsere Augen zu stellen, weiss er uns durch die Stätigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
 Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
 Geneva mahlt sich in der Fluthen Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfliesst der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, dass wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst eine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, dass der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

ABENDLANDSCHAFT.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt von Seegeflügel.

Mahlerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblasst der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stätigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erwekt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreise S. 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Grosse mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehäge,
Die grossen Harmonien der Wildniss nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goss der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniss rufen.

O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süssen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch! Aber nun will der Dichter es noch bes-

ser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reissen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich grösserer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, dass wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluss des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er Anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wusste, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluss gab, haben dem Geist, der es Anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit grossem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muss, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; Alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen Alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muss. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimniss aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniss beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht blos mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch lässt sich schon im Voraus erwarten, dass es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiss, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muss. Nicht im Gewühle der grossen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur aus ihrer Quelle abfliessen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muss diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muss diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muss es nicht Bedürfniss der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muss er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft

magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muss. Wer eine Phantasie, wie sein Elysium (S. 34) komponiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, dass er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Misstrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen grossen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

INHALT.

Nachrichten von Schillers Leben. Seite. 1

GEDICHTE.

A. DER ERSTEN PERIODE.

Hectors Abschied. 13
Amalia. —
Leichenfantasie. —
Fantasie an Laura. 14
Laura am Clavier. —
Die Entzückung an Laura. 15
Das Geheimniss der Reminiscenz. An Laura. —
Melancholie. An Laura. 16
Die Kindesmörderinn. 17
Die Grösse der Welt. 18
Elegie auf den Tod eines Jünglings. —
Die Schlacht. 19
Rousseau. —
Die Freundschaft. —
Gruppe aus dem Tartarus. 20
Elisium. —
Der Flüchtling. —
Die Blumen. 21
An den Frühling. —
An Minna. —
Der Triumph der Liebe. Hymne. 22
Das Glück und die Weisheit. 23
An einen Moralisten. —
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg. 24
Semele, in zwei Scenen. 25

B. DER ZWEITEN PERIODE.

An die Freude. 31
Die unüberwindliche Flotte. 32
Der Kampf. —
Resignation. —
Die Götter Griechenlands. 33
Die Künstler. 34
Die berühmte Frau. 38
Einer jungen Freundinn ins Stammbuch. 39
Metrische Uebersetzungen.
1. Zerstörung von Troja. 41
2. Dido. 49

C. DER DRITTEN PERIODE.

Die Begegnung. 60
An Emma. —
Das Geheimniss. —
Die Erwartung. 61
Der Abend. —
Des Mädchens Klage. Seite. 61
Der Jüngling am Bache. —
Sehnsucht. 62
Der Pilgrim. —
Die Ideale. —
Die Gunst des Augenblicks. 63
Berglied. 64
Der Alpenjäger. —
Dithyrambe. —
Die vier Weltalter. 65
Punschlied. —
An die Freunde. 66
Punschlied. Im Norden zu singen. —
Nadowessische Todtenklage. —
Das Siegesfest. 67
Klage der Ceres. 68
Das Eleusische Fest. 69
Der Ring des Polykrates. 71
Die Kraniche des Ibykus. 72
Hero und Leander. 73
Kassandra. 75
Die Bürgschaft. 76
Der Taucher. 78
Ritter Toggenburg. 79
Der Kampf mit dem Drachen. 80
Der Gang zum Eisenhammer. 82
Der Graf von Habsburg. 84
Der Handschuh. 85
Das verschleierte Bild zu Sais. 86
Die Theilung der Erde. —
Das Mädchen aus der Fremde. 87
Das Ideal und das Leben. —
Parabeln und Räthsel. 88
Der Spaziergang. 90
Das Lied von der Glocke. 93
Die Macht des Gesanges. 96
Würde der Frauen. —
Hoffnung. 97
Die Deutsche Muse. 98
Der Sämann. —
Der Kaufmann. —
Odysseus. 98
Karthago. —
Die Johanniter. —
Deutsche Treue. —
Kolumbus. 99
Pompeji und Herkulanum. —
Ilias. —
Zeus zu Herkules. —
Die Antike an den nordischen Wanderer. —
Der Sänger der Vorwelt. 100
Die Antiken zu Paris. —
Thekla. Eine Geisterstimme. —
Das Mädchen von Orleans. —
Nänie. —
Der spielende Knabe. 101

Die Geschlechter. Seite. 101
Macht des Weibes. —
Der Tanz. —
Das Glück. 102
Der Genius. 103
Der philosophische Egoist. —
Die Worte des Glaubens. 104
Die Worte des Wahns. —
Sprüche des Confucius. —
Licht und Wärme. —
Breite und Tiefe. 105
Die Führer des Lebens. —
Archimedes und der Schüler. —
Menschliches Wissen. —
Die zwei Tugendwege. —
Würden. —
Zenith und Nadir. —
Ausgang aus dem Leben. 106
Das Kind in der Wiege. —
Das Unwandelbare. —
Theophanie. —
Das Höchste. —
Unsterblichkeit. —
Votivtafeln. —
Die verschiedene Bestimmung. —
Das Belebende. —
Zweierlei Wirkungsarten. —
Unserschied der Stände. —
Das Werthe und Würdige. —
Die moralische Kraft. —
Mittheilung. —
An *. —
An **. —
An ***. —
Jetzige Generation. 107
An die Muse. —
Der gelehrte Arbeiter. —
Pflicht für Jeden. —
Aufgabe. —
Das eigene Ideal. —
An die Mystiker. —
Der Schlüssel. —
Der Aufpasser. —
Weisheit und Klugheit. —
Die Uebereinstimmung. —
Politische Lehre. —
Majestas populi. —
An einen Weltverbesserer. —
Meine Antipathie. —
An die Astronomen. 108
Astronomische Schriften. —
Der beste Staat. —
Mein Glaube. —
Inneres und Aeusseres. —
Freund und Feind. —
Licht und Farbe. —
Schöne Individualität. —
Die Mannigfaltigkeit. —
Die drei Alter der Natur. —
Der Genius. —
Der Nachahmer. —
Genialität. —
Die Forscher. —
Schwere Verbindung. 109
Korrectheit. —
Das Naturgesetz. —
Wahl. —
Tonkunst. —
Sprache. —
An den Dichter. —
Der Meister. Seite. 109
Der Gürtel. —
Dilettant. —
Die Kunstschwätzer. —
Die Philosophieen. —
Die Gunst der Musen. —
Der Homeruskopf als Siegel. —
Die beste Staatsverfassung. —
An die Gesetzgeber. —
Das Ehrwürdige. —
Falscher Studiertrieb. —
Quelle der Verjüngung. 110
Der Naturkreis. —
Der Genius mit der umgekehrten Fackel. —
Tugend des Weibes. —
Die schönste Erscheinung. —
Forum des Weibes. —
Weibliches Urtheil. —
Weibliches Ideal. —
Erwartung und Erfüllung. —
Gemeinsames Schicksal. —
Menschliches Wirken. —
Der Vater. —
Liebe und Begierde. —
Güte und Grösse. —
Die Triebfedern. —
Naturforscher. 111
Deutscher Genius. —
Kleinigkeiten. —
Proselytenmacher. —
Verbindungsmittel. —
Der Zeitpunkt. —
Deutsches Lustspiel. —
Buchhändleranzeige. —
Gefährliche Nachfolge. —
Griechheit. —
Die Sonntagskinder. —
Die Philosophen. 112
Die Homeriden. —
Der moralische Dichter. —
Die Danaiden. 113
Der Kunstgriff. —
Jeremiade. —
Wissenschaft. —
Kant und seine Ausleger. —
Shakespeare's Schatten. 113
Die Flüsse. 114
Der Metaphysiker. —
Die Weltweisen. —
Pegasus im Joche. 115
Das Spiel des Lebens 116
Einem jungen, sich der Weltweisheit widmenden Freunde. —
Poesie des Lebens. —
An Göthe. —
Abschied vom Leser. 117
An Demoiselle Slevoigt. —
Der Griechische Genius an Mayer. —
Einem Freund ins Stammbuch. 118
Ins Foliostammbuch eines Kunstfreundes. —
Das Geschenk. —
Wilhelm Tell. —
Dem Erbprinzen von Weimar. —
Der Antritt des neuen Jahrhunderts. —

THEATER.

Die Räuber. Schauspiel. 120
Die Verschwörung des Fiesko in Genua. Republikanisches Trauerspiel. 168

Kabale und Liebe. Bürgerliches Trauerspiel. Seite. 212
Iphigenia in Aulis. Aus Euripides. 250
Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. 273
Don Karlos, Infant von Spanien. Dramatisches Gedicht. 280
Der Menschenfeind. Fragment. 347
Wallenstein. Dramatisches Gedicht.
- *a.* Wallensteins Lager. 356
- *b.* Die Piccolomini. 369
- *c.* Wallensteins Tod. 399

Maria Stuart. Trauerspiel. 445
Die Jungfrau von Orleans. Romantische Tragödie. 489
Die Braut von Messina. Trauerspiel mit Chören. 529
Wilhelm Tell. Schauspiel. 570
Die Huldigung der Künste. Lyrisches Spiel. 608
Macbeth. Trauerspiel von Shakespeare. 611
Turandot, Prinzessin von China. Tragikomisches Mährchen nach Gorri. 639
Phädra. Trauerspiel von Racine. 667
Der Parasit. Lustspiel nach dem Französischen. 685
Der Neffe als Onkel. Lustspiel nach Picard. 714
Nachlass.
- *a.* Demetrius. 733
- *b.* Warbeck. 748
- *c.* Die Maltheser. 755
- *d.* Die Kinder des Hauses. 759

PROSAISCHE SCHRIFTEN.

A. DER ERSTEN PERIODE.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater. 762
Der Spaziergang unter den Linden. 764
Eine grossmüthige Handlung. 766
Die Schaubühne als moralische Anstalt. 767

B. DER ZWEITEN PERIODE.

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. 777
Spiel des Schicksals. Fragment. 778
Der Geisterseher. 782
Philosophische Briefe. 814
Briefe über Don Karlos. 823

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. 838
- *a.* Frühere Geschichte der Niederlande. 843
- *b.* Die Niederlande unter Karl V. 848
- *c.* Philipp II. 853
- *d.* Das Inquisitionsgericht. 855
- *e.* Andere Eingriffe in die niederl. Constitution. 857
- *f.* Oranien und Egmont. 858
- *g.* Margaretha von Parma. 861
- *h.* Cardinal Granvella. 864
- *i.* Der Staatsrath. 875
- *k.* Graf Egmont in Spanien. 879
- *l.* Geschärftere Religionsedikte. 881
- *m.* Verschwörung des Adels. Seite. 884
- *n.* Die Geusen. 890
- *o.* Oeffentliche Predigten. 895
- *p.* Der Bildersturm. 900
- *q.* Bürgerlicher Krieg. 909
- *r.* Abdankung Wilhelms von Oranien. 915
- *s.* Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes. 919
- *t.* Alba's Rüstung und Zug. 922
- *u.* Alba's erste Anordnungen. 928
- *v.* Beilagen.
 1. Prozess und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. 932
 2. Belagerung von Antwerpen. 934

Geschichte des dreissigjährigen Krieges. 953

AUFSÄTZE VERMISCHTEN INHALTS.

Was heisst, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? 1077
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. 1083
Die Sendung Moses. 1088
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. 1095
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. 1105
Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs. 1109
Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. 1112
Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich IV vorangingen bis zum Tode Karls IX. 1120
Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547. 1155
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. 1156
Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Bertot von M. N. bearbeitet. 1182
Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval. 1184
Ueber Anmuth und Würde. 1185
Ueber das Pathetische. 1203
Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. 1212
Ueber die tragische Kunst. 1216
Zerstreute Betrachtungen über verschiedene aesthetische Gegenstände. 1223
Ueber die aesthetische Erziehung des Menschen. 1229
Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. 1263
Ueber naive und sentimentalische Dichtung. 1271
Ueber den Nutzen aesthetischer Sitten. 1300
Ueber das Erhabene. 1303
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. 1308
An den Herausgeber der Propyläen. 1310
Ueber Bürgers Gedichte. 1314
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795. 1318
Ueber Egmont. Trauerspiel von Göthe. 1321
Ueber Matthissons Gedichte. 1324

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke

Haag 1830

Coburg, Landesbibliothek -- D II 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940352-8